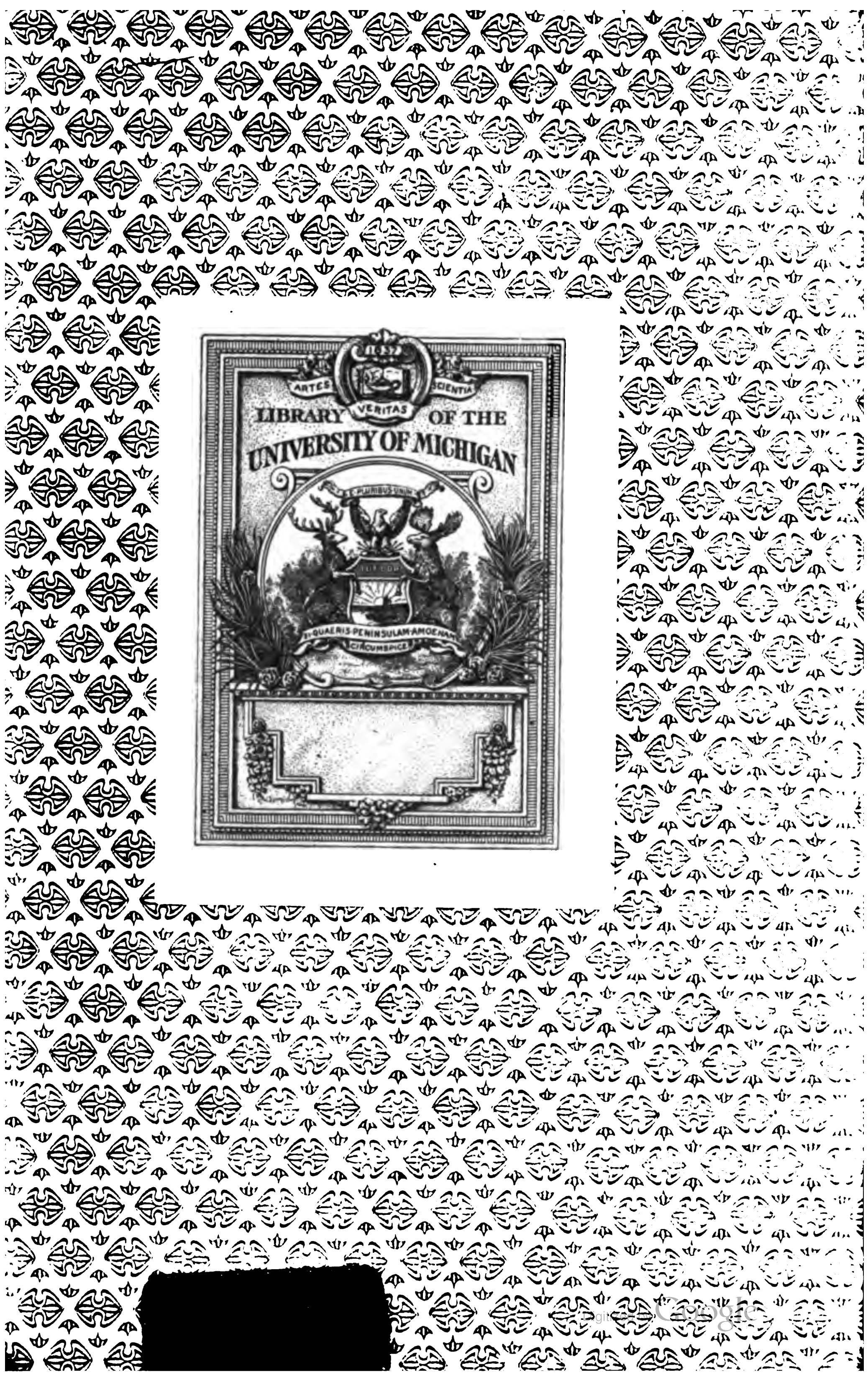
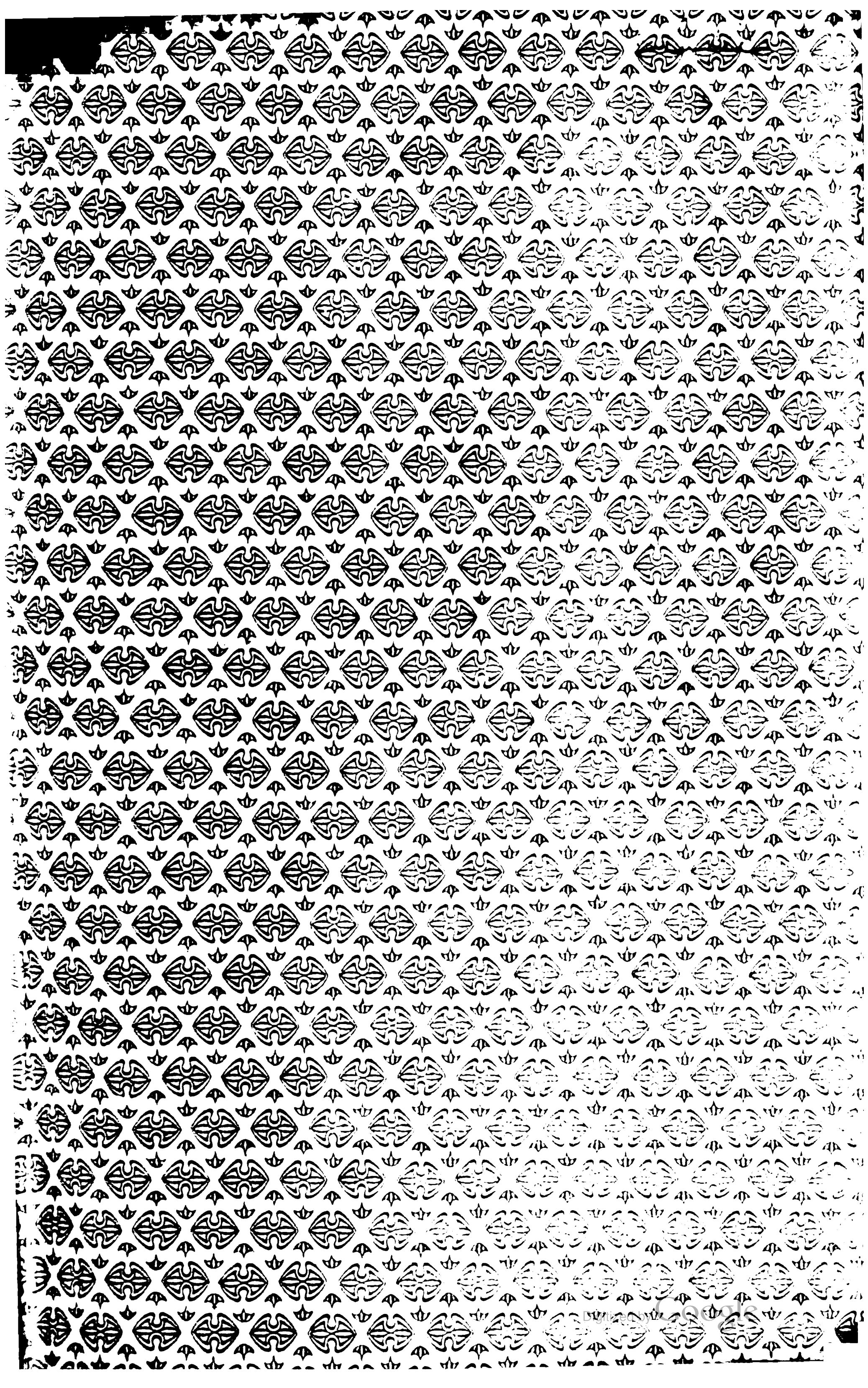


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



VERHANDLUNGEN

DER SIEBENUNDVIERZIGSTEN

VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN HALLE A. D. SAALE

VOM 7. BIS 10. OKTOBER 1903

IM AUFTRAGE DES PRÄSIDIUMS ZUSAMMENGESTELLT VON

DR. MAX ADLER

OBERLEHRER AN DER LATEINISCHEN HAUPTSCHULE
DER FRANCKESCHEN STIFTUNGEN

LEIPZIG

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER

1904

Inhaltsverzeichnis.

I. Allgemeine Sitzungen.

II. Philologische Sektion.

III. Pädagogische Sektion.

IV. Archäologische Sektion.

V. Germanistische Sektion.

VI. Historisch-epigraphische Sektion.

VII. Romanistische Sektion.

VIII. Englische Sektion.

IX. Indogermanistische Sektion.

X. Orientalische Sektion.

XI. Mathematische Sektion.

Vorstandsliste.

Präsidenten:

1. Geh. Rat Prof. Dr. Dittenberger-Halle.
2. Geh. Rat Prof. D. Dr. Fries-Halle.

Schriftführer:

Oberlehrer Brey-Magdeburg.
Oberlehrer Dr. Consbruch-Halle.
Prof. Genest-Halle.
Privatdozent Dr. Waser-Zürich.

Vorsitzende der Sektionen.

1. Der philologischen Sektion:

Prof. Dr. Wissowa-Halle.
Propst Prof. Dr. Urban-Magdeburg.

2. Der pädagogischen Sektion:

Rektor Dr. Rausch-Halle.
Rektor Prof. Dr. Muff-Pforta.

3. Der archäologischen Sektion:

Prof. Dr. Robert-Halle.
Gymnasialdirektor Prof. Dr. Richter-Berlin.

4. Der germanistischen Sektion:

Prof. Dr. Strauch-Halle.
Prof. Dr. Matthias-Burg.

5. Der historisch-epigraphischen Sektion:

Prof. Dr. Wilcken-Halle.
Gymnasialdirektor Dr Albracht-Naumburg.

6. Der romanistischen Sektion:

Prof. Dr. Wiese-Halle.
Prof. Dr. Risop-Berlin.

7. Der englischen Sektion:

Prof. Dr. Wagner-Halle.
Prof. Dr. Regel-Halle.

8. Der indogermanistischen Sektion:

Geh. Hofrat Prof. Dr. Brugmann-Leipzig.
Prof. Dr. Schrader-Jena.

9. Der orientalischen Sektion:

Prof. Dr. Praetorius-Halle.
Prof. Dr. Fischer-Leipzig.

10. Der mathematischen Sektion:

Prof. Dr. Wangerin-Halle.
Oberrealschuldirektor Dr. Schotten-Halle.

Allgemeine Sitzungen.

Erste allgemeine Versammlung

in der Aula der Universität.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903, um 10 Uhr.

Vorsitzender: Der 1. Präsident Geh. Rat Prof. Dr. Dittenberger.

Der erste Vorsitzende eröffnete die Sitzungen mit folgender Rede:

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn wir heute aus allen Ländern deutscher Zunge Philologen und Schulmänner in stattlicher Zahl hier zusammenströmen sehen, so muß uns das mit lebhafter Genugtuung erfüllen, es muß die frohe Zuversicht in uns erwecken, daß der Gedanke, der vor beinahe siebzig Jahren zur Begründung der deutschen Philologenversammlung geführt hat, auch heute noch lebendig und triebkräftig ist. Aber so erfreulich das ist, so ist es doch einigermaßen überraschend. Denn wie hat sich die Welt, wie hat sich unser deutsches Vaterland in diesen zwei Menschenaltern verwandelt! Nicht an die Außenseite der Dinge, nicht an das, was uns zunächst ins Auge fällt, denke ich dabei vornehmlich. Allerdings, wohin wir auch blicken, auf die politische Verfassung unseres Volkes, auf seine ökonomische Lage, auf seine soziale Schichtung oder seine technische Leistungsfähigkeit, auf sein tägliches Leben bis hinab zu den unscheinbarsten Gewohnheiten, überall tritt uns ein ungeheurer Abstand zwischen unseren Tagen und denen unserer Großväter entgegen. Wohl möchte ein Deutscher, dessen Kindheit in jene stillen dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts gefallen wäre, wenn er heute als Greis nach langer Abwesenheit in die Heimat zurückkehrte, in die schmerzliche Klage des alten deutschen Sängers einstimmen, daß Land und Leute, wo er von Kindheit auf erzogen sei, ihm so fremd geworden, als sei alles Lug und Trug. Und gewiß sind auch unsere Versammlungen von

diesem Wandel der Dinge nicht unberührt geblieben. Um nur auf eins hinzuweisen: Konnte man nicht schon seit einigen Jahrzehnten die Behauptung bis zum Überdruß wiederholen hören, alle derartigen Wanderversammlungen hätten sich überlebt, es sei kein Bedürfnis nach ihnen mehr vorhanden, weil die staunenswerte Entwickelung der Verkehrsmittel die Anknüpfung persönlicher Beziehungen zwischen den Fachgenossen auch ohne besondere Veranstaltungen so sehr erleichtere? Ganz richtig ist das wohl nicht, wenigstens spricht die Erfahrung sehr vernehmlich dagegen; nicht nur unsere Philologenversammlung zeigt noch keineswegs ein hippokratisches Gesicht, sondern auch ihre um wenige Jahre ältere Schwester, die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, hat eben in diesen Tagen in Kassel einen höchst erfreulichen Beweis von Lebenskraft und Jugendfrische gegeben, und ebenso gedeiht und blüht eine große Anzahl anderer Kongresse. Aber unleugbar liegt jenen stark übertreibenden Urteilen doch ein gewisses Maß von Wahrheit zugrunde, und wohlweislich hat die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner mit Rücksicht darauf vor einiger Zeit beschlossen, nur noch alle zwei Jahre zusammenzutreten, eine Maßregel, die sich, soweit man nach der bisherigen Erfahrung urteilen kann, als durchaus zweckmäßig bewährt hat.

Indes das sind doch Nebensachen; viel tiefgreifender und bedeutender sind die Wirkungen des Umschwungs im geistigen Leben unserer Nation, der in diesen siebzig Jahren eingetreten ist. Nur Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit könnten je verkennen, daß der Gegensatz zwischen einst und jetzt in den Interessen und Bestrebungen, im Fühlen und Denken des deutschen Volkes nur noch schroffer und tiefer ist als in den äußeren Bedingungen und Formen seines Lebens und Daseins und am schroffsten gerade auf denjenigen Gebieten, mit denen unsere Versammlung es zu tun hat. Unter Philologie verstand man zur Zeit, wo diese Versammlung zum erstenmal zusammentrat, kurz und gut das Studium des griechischen und römischen Altertums. Zwar die wissenschaftlichen Großtaten der Bopp und Pott, der Grimm und Lachmann und Diez, durch die die jungen Wissenschaften der indischen, deutschen, romanischen Philologie und der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft der altehrwürdigen klassischen Altertumswissenschaft zur Seite traten, die waren alle schon getan, als der erste Philologenkongreß zusammentrat; aber noch hatten sie nicht in weitere Kreise gewirkt, noch bestanden nicht größere geschlossene Gruppen von Berufsgenossen, die in einem dieser Fächer das Ge-

biet ihrer Lebensarbeit erkannten; daraus ergab sich eine geradezu beneidenswerte geistige Interessengemeinschaft zwischen allen Gliedern der Versammlung. Das soll nicht heißen, daß ungetrübte Eintracht und Harmonie, ungestörter Friede geherrscht habe. Ganz im Gegenteil; nicht nur ist ein so idyllischer Zustand unter Philologen wohl überhaupt niemals dagewesen, sondern gerade damals wütete der Kampf zwischen der Hermannschen und Böckhschen Schule mit einer Heftigkeit, die wir heute um so weniger begreifen, als es klar zutage liegt, wie sehr doch in diesem Streit beide Teile recht gehabt haben. Aber man stand doch auf demselben Boden, es war eine Sache, um die man kämpfte, eine Lebensaufgabe, der man sich mit Begeisterung hingab, so verschieden man auch über den richtigen Weg zu ihrer Lösung urteilen mochte. Wie anders heute! Nicht nur von außen herein, durch Begründung jener neuen philologischen Disziplinen, sondern auch von innen heraus ist jene Einheit gestört worden durch eine Entwickelung der klassischen Philologie, die an sich zweifellos einen großen wissenschaftlichen Fortschritt bedeutet. In den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts beruhte die Erforschung des griechischen und römischen Altertums zwar keineswegs ausschließlich, aber doch noch in unvergleichlich höherem Maße als heute, auf dem Studium der Überreste der antiken Buchliteratur. Erst die Befreiung Griechenlands von der Türkenherrschaft gab den ersten Anstoß zu einer energischen Durchforschung des Schauplatzes, auf dem die althellenische Kulturentwickelung verlief, und der monumentalen Überreste, die sie dort hinterlassen hat. Und wer wüßte nicht von dem grandiosen Wettkampfe aller gebildeten Nationen der Erde, durch den seitdem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt diese Bestrebungen fortgeführt worden sind, von der staunenswerten Fülle der Ergebnisse, die sie zutage gefördert haben? Was die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit unseres Wissens vom griechischen und römischen Altertum und mehr noch die Lebendigkeit unserer Anschauung desselben dadurch gewonnen hat, das kann man kaum überschätzen. Und ganz gewiß ist die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Denkmälern ebensogut Philologie wie das Studium der Literatur; aber die Beschränkung der menschlichen Natur und ihrer Leistungsfähigkeit mußte doch unausbleiblich dazu führen, daß, oft zum großen Nachteil der Sache, nur die wenigsten sich gleich eindringend mit den monumentalen wie mit den literarischen Resten des Altertums vertraut machen konnten, und daß demnach der Archäologe und, obgleich in geringerem Maße, auch der Epigraphiker neben

dem Philologen als Vertreter einer selbständigen, wenn auch verwandten Wissenschaft erschien.

Kaum geringer als in der Wissenschaft selbst zeigt sich die gegenwärtige Vielgestaltigkeit gegenüber der ehemaligen Einheit im Unterrichtswesen. Mag schon das Verhältnis zwischen Schule und Universität jetzt gegen früher minder innig sein, so hat sich innerhalb des Schulwesens selbst eine Entwickelung vollzogen, die der eben geschilderten wissenschaftlichen außerordentlich ähnlich ist. Denn vor zwei Menschenaltern gab es doch eigentlich nur eine höhere Lehranstalt, die ehrwürdige Schöpfung des Reformationszeitalters, die deutsche Gelehrtenschule in ihrer durch den modernen Klassizismus des ausgehenden achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts verjüngten Gestalt, das humanistische Gymnasium. Freilich reichen hier verheißungsvolle Ansätze und Keime zu andersartigen Bildungen noch ungleich weiter zurück, als in der wissenschaftlichen Forschung; es darf nicht verschwiegen werden, daß bereits 1706 hier in Halle Christoph Semler eine Anstalt begründete, die er nicht nur Realschule nannte, sondern die bei aller Verschiedenheit im einzelnen doch dem, was wir heute mit diesem Namen bezeichnen, ihrem ganzen Wesen nach verwandt war. Andere Versuche sind gefolgt, und man kann durchaus nicht sagen, daß sie fehlgeschlagen seien; aber vereinzelte Ausnahmen waren und blieben derartige Anstalten, bis etwa seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die aus langem Schlummer erwachte exakte Naturforschung und in ihrem Gefolge die von Tag zu Tag zu großartigeren Leistungen fortschreitende Technik ihren Siegeszug durch das verarmte Deutschland hielten und seine ökonomischen und sozialen Verhältnisse von Grund aus umgestalteten. Im Zusammenhang mit dieser Umwälzung, die unsere Nachkommen allezeit mit stolzer Freude zu den großartigsten und segensreichsten Kulturfortschritten des neunzehnten Jahrhunderts zählen werden, trat die Realschule als höhere Bildungsanstalt mit dem Anspruch auf volle Gleichberechtigung neben das alte Gymnasium, nicht ohne die Kampfesfreude und Siegeszuversicht, die neu in die Kulturentwickelung eintretenden Mächten eigen zu sein pflegt. Und bei diesem Dualismus ist es nicht geblieben; bald ging aus der verschiedenen Auffassung des Verhältnisses der Realanstalten zum lateinischen Unterricht eine weitere Spaltung hervor, die unter wechselnden Namen doch in der Sache dauernd sich erhalten hat. Und endlich hat in neuerer Zeit der Versuch, die Vorzüge beider Schulkategorien zu vereinigen und so die Einheit des höheren

Schulwesens trotz aller Schwierigkeiten doch zu erhalten, ein Unternehmen, das unter allen Umständen höchst dankenswert ist, wie auch die Erfahrung über die Durchführbarkeit desselben entscheiden möge — dieser Versuch hat wieder zur Begründung einer anderen Kategorie von höheren Lehranstalten geführt. Also wie in der Wissenschaft, so in der Schulpraxis, wohin wir blicken Vielgestaltigkeit, Zersplitterung, oft sehr heftiger Antagonismus gegenüber der einstigen Einheit und Geschlossenheit.

Da drängt sich denn die Frage auf: Wie kommt es, daß trotz alledem unsere Versammlungen sich lebenskräftig erhalten haben, wodurch ist es ihnen gelungen, alle die Gegensätze, die sie in sich schlossen, glücklich zu überwinden oder wenigstens unschädlich zu machen? Selbstverständlich sind sie von ihnen nicht unberührt geblieben. Die einschneidendste Änderung, die bis auf den heutigen Tag in der Verfassung der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner eingetreten ist, die Gliederung derselben in Sektionen, geht unverkennbar auf jenen Wandel der Dinge in Wissenschaft und Schule zurück. In den ersten sieben Jahren ihres Bestehens wußte man von Sektionen noch nichts, dann hat es zwei weitere Jahrzehnte gedauert, bis die Zahl auf fünf angewachsen war; heute sind es zehn, doch ist diese Zahl auf einigen der letzten Zusammenkünfte schon überschritten worden. Über Wert und Berechtigung dieser Neuerung sind auch heute noch die Meinungen geteilt; die Ansicht, daß die immer zunehmende Spaltung in Sektionen schließlich doch zum Untergang der ganzen Institution führen werde, hat auch heute noch unter namhaften Philologen ihre Vertreter. Indes ist dieser Pessimismus wohl kaum berechtigt, denn es hat sich immer noch als ausführbar erwiesen, einerseits durch zweckmäßige Auswahl der Vortragenden und der Gegenstände für die allgemeine Sitzung, anderseits durch Vereinigung mehrerer verwandter Sektionen zu gemeinsamen Verhandlungen der Tendenz zum Auseinanderfallen, die ja gewiß in der Institution liegt, ein kräftiges Gegengewicht zu bieten. Sodann aber hat die Einführung der Sektionen die durchschlagendste von allen Rechtfertigungen für sich, die Notwendigkeit. Denn wenn die Versammlung mit hartnäckiger Konsequenz darauf bestanden hätte, sich in völlig ungegliederter Einheitlichkeit zu erhalten, so würde sie wohl nicht imstande gewesen sein, sich zu behaupten.

Ist dies nun eine endgültige und erschöpfende Beantwortung der aufgeworfenen Frage? Gewiß nicht; denn noch niemals hat eine Institution, die wirklich überlebt, innerlich abgestorben war,

sich durch solche Akkommodationen und Konzessionen aufrechtzuerhalten vermocht. Die wahre Ursache des lebendigen Fortbestehens unserer Versammlung liegt tiefer. Sie ist darin zu suchen, daß wir doch alle von dem Bewußtsein durchdrungen sind, ein und derselben hohen und herrlichen Sache zu dienen, der höheren geistigen Bildung unseres deutschen Volkes. Die selbstlose Hingabe an dies ideale Ziel schließt Meinungsverschiedenheiten, ja hartnäckige Kämpfe nicht aus; ja man kann sagen, die Heftigkeit dieser Kämpfe entspringt zum Teil geradezu aus ihr; denn je ernster es dem einzelnen mit dem Bemühen ist, jene ebenso große wie schwierige Aufgabe zu erfüllen, mit um so leidenschaftlicherem Eifer wird er den Weg zum Ziel, der ihm nach Maßgabe seiner Erfahrung und seines Nachdenkens als der richtige erscheint, gegen abweichende Ansichten verteidigen. Aber wenn die Verständigung unleugbar sehr erschwert ist, so liegt doch kein Grund vor, an ihrer Möglichkeit zu verzweifeln. Und diese Überzeugung gibt mir den Mut, hier von einer tief einschneidenden Maßregel der allerneuesten Zeit zu reden, die in unserem Kreise außerordentlich verschieden beurteilt wird, nämlich von der Gleichstellung des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule als Vorbildungsanstalten für das akademische Studium. Gewiß wird auch nach dieser gesetzgeberischen Anordnung der Streit darüber nicht aufhören, ob wirklich diese drei Anstalten gleich fähig und geeignet sind, zum Universitätsstudium vorzubereiten. Indes hierbei zu verweilen und etwa meine persönliche Meinung darüber auszusprechen und zu begründen, verbietet sich von selbst an dieser Stelle und in dieser Stunde, wo es gilt, das zum Ausdruck zu bringen, was uns vereinigt, nicht was uns trennt. Aber eben darum darf ich auf eine andere Seite der Sache hinweisen, über die wohl keine Meinungsverschiedenheit besteht, auf einen unschätzbaren Vorteil, den die geänderte Lage der Dinge mit sich bringt: Bisher drehte sich der Kampf vor allem um wirkliche oder vermeintliche Vorrechte oder Benachteiligungen, und dies hat nicht wenig dazu beigetragen, ihn zu verbittern und ihn unfruchtbar zu machen. Diese Frage scheidet jetzt aus. Die Bahn ist frei. Der Streit wird fortdauern, aber er wird einen anderen Charakter annehmen; nun gilt erst, daß jede Schule mit Zusammenfassung aller ihrer Kräfte den Wert der Bildung, die sie gewährt, der Nation durch die Tat beweise; und mit je leidenschaftlicherem Eifer dieser Wettkampf geführt wird, desto reicheren Segen wird er dem Geistesleben unseres Volkes bringen. Wahrlich, wenn jemals, gilt hier das alte hellenische Dichterwort ἀγαθὴ δ᾽ ἔρις

ἦδὲ βροτοῖσιν. Wenn wir aber hiernach Grund haben, der weiteren Entwickelung der höheren Bildung in unserem teuren Vaterlande getrosten Mutes entgegenzusehen, so kann ein Rückblick auf die Vergangenheit unsere frohen Hoffnungen für die Zukunft nur bestärken, vor allem wenn wir die Erinnerungen, die an dem Ort unserer diesjährigen Tagung haften, in uns wachrufen. Denn wir stehen hier auf klassischem Boden. Die drei mächtigen Bewegungen, die sich im Geistesleben unseres Volkes vom Ende des siebzehnten bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts abgelöst und in dem gesamten Unterrichtswesen die tiefsten Spuren zurückgelassen haben, sie alle haben hier zwar nicht ihre Geburtsstätte, wohl aber den Schauplatz gefunden, auf dem sie besonders wirksam eingegriffen und vor allem das Unterrichtswesen aufs tiefste beeinflußt haben. Ich brauche nur auf die Männer hinzuweisen, in denen sie hier ihre typischen Repräsentanten finden, der Pietismus in dem Gründer des Halleschen Waisenhauses, der Rationalismus in dem großen Pädagogen August Hermann Niemeyer, der Neuhumanismus in dem Wiedererwecker der klassischen Studien. Dreimal ist von hier ein Licht ausgegangen, das weithin über Deutschland strahlte. Daß es dabei nicht nur an Gegensätzen, sondern auch an Kämpfen von beispielloser Erbitterung nicht fehlte, ist weltbekannt, aber den dauernden Gesamtertrag dieser durch- und oft gegeneinander wirkenden Bestrebungen kann jeder besonnen Urteilende nur als höchst wertvoll und erfreulich betrachten. Versuchen wir, uns die machtvollen Persönlichkeiten August Hermann Franckes und Friedrich August Wolfs lebendig zu vergegenwärtigen, so müssen wir gestehen, daß es schwer hält zwei Männer zu finden, in ihrem ganzen Wesen so grundverschieden, ja so gegensätzlich, wie diese beiden, der fromme strenggläubige Christ und der skeptische moderne Hellene, der hilfreiche Freund der Armen und Niedrigen und Verkommenen und der Aristokrat des Geistes, der Mann des praktischen Lebens und der Bahnbrecher der wissenschaftlichen Forschung, der Schulmann von Gottes Gnaden und der akademische Dozent ohnegleichen. Wer möchte zweifeln, daß diese beiden, wenn sie Zeitgenossen gewesen wären, die bittersten Feinde gewesen sein würden? Und doch, wer kann bestreiten, daß die Lebensarbeit beider nicht nur ihren Zeitgenossen, sondern auch allen folgenden Generationen unserer Nation zu reichem Segen gediehen ist?

Wenn wir in allen Wirren und Zwistigkeiten der Gegenwart unseren Mut an dieser tröstlichen Erfahrung der Vergangenheit aufrichten, so dürfen wir wohl hoffen, daß die deutsche Wissenschaft und ihre Lehre in Schule und Universität auch in Zukunft

ihrer schweren Aufgabe, den kostbaren Schatz nationaler Bildung zu wahren und zu mehren, sich gewachsen zeigen und daß auch die Philologenversammlung an ihrem bescheidenen Teil dazu beitragen werde.

Aber das Gelingen hängt nicht allein von uns ab, es bedarf dazu auch des Verständnisses, des Widerhalls, die unsere Bestrebungen in weiten Kreisen des Volkes finden, und der Förderung, die uns von daher zufließt. Und vor allem richten sich unsere Blicke naturgemäß, wenn wir uns Rechenschaft davon geben wollen, wem wir Aufmunterung, Ermutigung und Unterstützung in unseren Bemühungen verdanken, auf das hohe Oberhaupt des deutschen und des preußischen Gemeinwesens, unseren allgeliebten und allverehrten Kaiser. Daß der erhabene Herrscher unserer Versammlung die gnädigste Teilnahme zugewendet, daß er huldvollst einen namhaften Beitrag zu den Kosten derselben bewilligt hat, sei mit ehrfurchtsvollem Danke hervorgehoben. Aber verdanken wir nicht auch die Voraussetzungen einer gedeihlichen Wirksamkeit auf unserem Gebiete der unablässigen Sorge und umsichtigen Tatkraft, mit der unser Kaiser und König den Frieden aufrechtzuerhalten und immer mehr zu sichern bemüht ist und der warmen, verständnisvollen Teilnahme, die er der Förderung der Geistesbildung nach allen Seiten hin zuwendet? So lassen Sie uns denn unser Tagewerk beginnen mit dem Rufe: Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser, König und Herr, er lebe hoch!

Darauf wurden nach dem Vorschlag des Vorsitzenden folgende vier Herren zu Schriftführern für die allgemeinen Sitzungen gewählt:

Oberlehrer Brey aus Magdeburg und Privatdozent Dr. Waser aus Zürich, Oberlehrer Dr. Consbruch und Prof. Genest aus Halle.

Sie nahmen ihre Plätze ein.

Sodann erhob sich der Herr Geh. und Oberregierungsrat E. Trosien aus Magdeburg, um im Namen des Herrn Ministers für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten sowie des Herrrn Oberpräsidenten der Provinz Sachsen die Versammlung zu begrüßen. Er sprach:

Meine Herren! Es ist mir von Sr. Exzellenz dem Herrn Unterrichtsminister der ehrenvolle Auftrag geworden, die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in seinem Namen zu begrüßen und ihr auszusprechen, wie er mit besonderem Interesse ihre Beratungen begleitet und von ihren Ergebnissen für die

Förderung der Wissenschaft und des höheren Schulwesens die günstigsten Erfolge erhofft.

Auch Se. Exzellenz der Oberpräsident der Provinz, Herr v. Bötticher, der heute leider am Erscheinen verhindert ist, hat mir aufgetragen, der Versammlung seine Grüße zu überbringen.

Meine Herren! Die Versammlung tagt diesmal in einer Provinz, die allzeit durch pädagogische Bestrebungen und durch tüchtige Schulen berühmt gewesen ist, und in einer Stadt, die von jeher die philologische Wissenschaft und die praktische Pädagogik gepflegt hat, und die man als die Wiege des höheren Lehrerstandes bezeichnen kann. Hier hat Friedr. Aug. Wolf seine Tätigkeit entfaltet, hier hat er nicht bloß sein Hauptwerk, die „Prolegomena", geschrieben, sondern auch alle Kräfte dafür eingesetzt, einen höheren Lehrerstand überhaupt zu schaffen, das höhere Lehramt von dem geistlichen abzuscheiden und für die vaterländischen Schulen tüchtige, gründlich unterrichtete, mit dem Geiste des klassischen Altertums erfüllte Männer heranzubilden.

Seitdem hat sich der höhere Lehrerstand mit der weiteren und reicheren Entwickelung der Wissenschaft in verschiedene Zweige entwickelt; aber daß hier die Lehrer aller Fakultäten, wenn sie auch ihre eigenen Angelegenheiten in besonderen Sektionen verhandeln, sich doch zu gemeinsamen Sitzungen vereinigen, ist ein Beweis dafür, daß alle von demselben Geist erfüllt sind und alle zu demselben Ziele hinstreben. Die verschiedenen Zweige der Wissenschaft stellen sich in den Dienst der Bildung und der Erziehung der Jugend, und so ist zu hoffen, daß die Beratungen der Versammlung allen Arten der höheren Schulen zugute kommen und daß sowohl die humanistischen wie die Realanstalten sich der gemeinsamen Aufgabe der allgemeinen geistigen, sittlichen und nationalen Heranbildung der Jugend immer bewußt bleiben.

Meine Herren! Die Gegensätze, von denen der Herr Vorsitzende gesprochen hat, waren innerhalb des höheren Schulwesens wenigstens in den Keimen schon bei der Begründung des Vereins deutscher Philologen und Schulmänner vorhanden. Als der Verein von den bedeutendsten Gelehrten ihrer Zeit, einem Jakob und Wilhelm Grimm, Lachmann, Pott, Ritschl, Welcker, Bergk, Kohlrausch, Thiersch u. a. ins Leben gerufen wurde, bestimmte das Statut vom 20. September 1837 als Zweck des Vereins: 1. das Studium der Philologie in der Art zu fördern, daß es die Sprachen und die Sachen in gleicher Weise umfaßte, und 2. die Methoden des Unterrichtes mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu gestalten und die doktrinellen Gegensätze in den Systemen und Richtungen auf den

verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichtes nach Möglichkeit auszugleichen. Sprachunterricht und Sachunterricht, Ausgleichung der doktrinellen Gegensätze in den verschiedenen Richtungen des höheren Schulwesens, des öffentlichen Unterrichtes hat sich damals der Verein zum Zweck gestellt. Ich brauche nicht auszuführen, in welcher Weise diese Forderungen auch für die Zukunft geltend gewesen sind. Auch die neuen Lehrpläne von 1901, die in Preußen erschienen sind, und die, wir hoffen es wenigstens, auf lange Zeit einen Abschluß der Schulreform bilden werden, tragen diesen Forderungen Rechnung.

Das Wesentliche und Neue ist allerdings — und das kann man ja auch als eine Forderung bei der Gründung des Vereins bezeichnen —, daß die drei Arten der höheren Schulen einander gleichgestellt sind und im wesentlichen gleiche Berechtigungen erhalten haben. Meine Herren! Es ist damit die Ursache des alten Streites beseitigt; jede Schule soll sich nach ihrer Eigenart entwickeln, und sie soll zeigen, wie sie mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln das gemeinsame Ziel der allgemeinen geistigen, sittlichen, nationalen und religiösen Bildung zu lösen imstande ist. Es ist ein Beweis des Geistes und der Kraft, es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist, und hoffen wir, daß dieser eine Geist sich immer mehr und mehr geltend macht.

Ich schließe, meine Herren, mit dem Wunsche, daß die Beratungen der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner nicht bloß die Wissenschaft, sondern auch die Erkenntnis der Mittel und Wege fördern möge, welche zur allgemeinen Bildung der Jugend führen. Die Erziehung der Jugend ist das wichtigste Amt, denn von der Art und Weise der Bildung der Jugend hängt die Zukunft unseres Volkes ab. Das Amt des Lehrers ist darum das wichtigste, das idealste, aber auch das schwierigste. Mögen alle Mitglieder der Versammlung neue Antriebe mitnehmen, neue Kraft, neues Streben und neue Begeisterung!

Darauf ergriff als Vertreter der Stadt Halle der Oberbürgermeister Herr Geh. Regierungsrat Staude das Wort:

Hochgeehrte Damen und Herren! Gestatten Sie auch mir als dem Vertreter der Stadt Halle ein bescheidenes Wort des Willkommens. Es gereicht mir zur hohen Genugtuung und Ehre, daß ich Ihnen Grüße der städtischen Behörden überbringen darf, und ich darf hinzufügen, daß die Bürgerschaft von Halle bis in die weitesten Kreise hinein hoch erfreut dadurch ist, daß die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in unseren Mauern tagt. Wir sind darüber um so mehr erfreut und um so höher be-

glückt, weil es ja nicht das erstemal ist, daß die deutsche Philologenversammlung in Halle ihre wichtigen Beratungen abhält. Es sind zwar schon einige Jahrzehnte vergangen, seit zum ersten Male diese Versammlung hier tagte, aber es gibt noch manche hier in Halle und es gibt noch Mitglieder der städtischen Behörden, die an jener wichtigen Versammlung teilgenommen haben und sich ihrer erinnern und ihrer Erfolge gedenken.

Wir Hallenser und namentlich die städtischen Behörden sind immer darauf bedacht gewesen, unser Schulwesen zu pflegen, und ich habe es immer für meine wichtigste Aufgabe gehalten, an der Leitung der städtischen Schulverwaltung, des niederen wie höheren Schulwesens, teilzunehmen, und wenn wir auch uns nicht anmaßen dürfen, zu behaupten, daß wir auf der Höhe stehen mit diesen Einrichtungen, so darf ich doch das sagen, daß es allzeit unser Bestreben war und sein wird, das Schulwesen in allen Teilen zu pflegen und zu heben.

Und deshalb hören wir und werden wir mit Aufmerksamkeit auf das hören, was bei diesem Philologenkongreß hier in Halle verhandelt wird, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihre Arbeiten und Verhandlungen, meine Herren, Ihnen zur Genugtuung und in wissenschaftlicher wie gemeinnütziger Beziehung dem allgemeinen Ganzen, unserem lieben Vaterlande und unserer Jugend zum Nutzen gereichen möge.

Wir wünschen auch, meine Herren, daß Sie sich in der Stadt Halle wohl fühlen. Gott sei Dank grüßt uns die Sonne; sei sie unser Bundesgenosse, daß auch Ihr Herz heiter sei und bleibe und daß Sie neben Ihren Arbeiten und nach Ihren Arbeiten sich hier in Halle erquicken und wohl fühlen können.

Aus diesem Wunsche heraus bitte ich Sie dringend, daß Sie die bescheidene Darbietung der Stadt Halle freundlich annehmen mögen, daß Sie, meine Herren, nicht fehlen mögen morgen in der Festvorstellung in unserem Theater und daß Sie übermorgen alle antreten zu dem bescheidenen Bierabend im Neuen Rathause.

Und wenn Sie dann Halle verlassen, bewahren Sie uns ein freundliches Andenken und kommen Sie wieder nach Halle. Wir Hallenser werden alle stolz und glücklich darüber sein.

In diesem Sinne heiße ich Sie noch einmal willkommen, willkommen in Halle a. S.!

Auf diese Ansprache folgte die des Rektors der Universität, des Herrn Geh. Justizrats Prof. Dr. Stammler:

Die Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg rechnet es sich zur höchsten Ehre an, in ihrem Hause diese hochansehnliche Ver-

sammlung heute herzlich willkommen zu heißen. Wir grüßen Sie, verehrte Herren, in dem freudigen Bewußtsein, daß wir Ihnen wohl am nächsten stehen dürfen und daß wir von dieser Tagung und Ihrer gemeinsamen Arbeit uns vielleicht am unmittelbarsten wirkliche Förderung und Fortschritt versprechen können.

Philologie und Gesamtziel der Hochschule sind untrennbar verbunden; denn es wird immer richtig sein, daß das Wesen der spezifisch philologischen Arbeit nicht enger bestimmt werden darf, als daß es darauf ankommt, den Stoff des geschichtlichen Menschendaseins im einzelnen zu finden und genau vorzustellen, auf daß er in der Universitas litterarum nach formaler und bedingter Einheit geordnet und bestimmt werde.

In diesem Sinne, im obersten Ziele eng und notwendig verknüpft, freuen wir uns mit Ihnen dieser Versammlung und Sammlung. Und wenn dereinst der Blick auf sie zurückfällt, so möge man nur von ihr sagen, daß sie in jeder Hinsicht von guter Bedeutung gewesen, denn sie schloß als ein dienendes Glied sich an das Ganze wohl an.

Auf diese Ansprachen erwiderte der erste Vorsitzende Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Dittenberger:

Meine hochverehrten Herren! Im Namen und gewiß im Sinne der ganzen Versammlung sage ich für die herzlichen Begrüßungsworte, die Sie im Namen der Königl. Staatsregierung, des Provinzialschulkollegiums, der Stadt und Universität Halle an uns gerichtet haben, den innigsten Dank.

Wir wissen ja schon alle längst, wie gut es die preußische Unterrichtsverwaltung, wie gut es Se. Exzellenz der Herr Kultusminister und die Organe dieser Verwaltung mit der Sache des höheren Schulwesens und mit der Sache der Philologenversammlung meinen. Wir wissen auch — und das ist uns nichts Neues, was uns der Herr Rektor der Universität und der Herr Oberbürgermeister zum Ausdruck gebracht haben —, wie sehr die Stadt Halle sich bewußt ist, von alter Zeit her ein Sitz höchster Bildung und vor allem auch ein Sitz der Wissenschaft, ein Sitz der Pädagogik vor vielen anderen Städten zu sein. Wir haben einen neuen Beweis dafür bekommen, einerseits von seiten der Stadt, indem sie uns in so freundlicher Weise zu Gaste geladen hat, anderseits auch von seiten der Universität, indem dieselbe vor allem mit der größten Liberalität uns die Räume für unsere Versammlungen — andere würden in Halle nicht zu finden gewesen sein — zur Verfügung gestellt hat.

Ich will aber doch noch auf etwas anderes hinweisen, weil es nicht allgemein bekannt ist. Das versteht sich ja von selbst,

daß diejenigen Mitglieder der Universität, welche durch ihren Beruf irgendwie im Zusammenhang mit der Philologie und dem Schulwesen stehen, sich ganz und mit Freudigkeit und Begeisterung in den Dienst dieser Sache gestellt haben; aber ich will öffentlich hervorheben, daß vor allem auch einige Mitglieder des Lehrkörpers der Universität Halle, die den Aufgaben unserer Versammlung ganz fernstehen, mit der allergrößten Aufopferung bei den Vorbereitungen seit Jahr und Tag mitgearbeitet haben. Das wäre nicht möglich gewesen, wenn eben nicht im ganzen Lehrkörper ein Gefühl der Solidarität mit den Zwecken des Philologenstandes lebendig gewesen wäre, und das verpflichtet uns auch zu herzlichem Danke.

Also nochmals wiederhole ich, Sr. Exzellenz dem Herrn Kultusminister, der gesamten höheren Unterrichtsverwaltung, dem Herrn Oberbürgermeister der Stadt Halle und dem Herrn Rektor der Universität Halle-Wittenberg den allerherzlichsten Dank für die freundlichen Begrüßungsreden, die sie im Namen ihrer Korporationen hielten.

Darauf widmete der Vorsitzende nach altem Herkommen ein Wort wehmütiger Erinnerung den Berufsgenossen, die seit der letzten Versammlung aus dem Leben geschieden sind: den klassischen Philologen Georg Kaibel in Göttingen, Franz Eyssenhardt in Hamburg, Karl Zangemeister in Heidelberg, Jakob Mähly in Basel, Karl Dziatzko in Göttingen, Michael Gitlbauer in Wien, K. F. W. Müller in Breslau, Max Fränkel in Berlin, K. K. Müller in Jena und den Archäologen Adam Flasch in Erlangen, Felix Hettner in Trier, Friedrich Schlie in Schwerin und Hans v. Prott in Athen. Die germanistische Wissenschaft hatte den Verlust von Friedrich Keinz in München und Otto Hoffmann in Berlin zu beklagen; auch Heinrich Düntzer in Köln, der unermüdliche Goetheforscher, ist diesem Kreise zuzurechnen, obgleich er in jüngeren Jahren auch auf dem Gebiet der klassischen Philologie schriftstellerisch tätig gewesen ist; ebenso Konrad v. Maurer, der, von der Erforschung des nordischen Rechts ausgehend, über alle Seiten des nordgermanischen Kulturlebens helles Licht verbreitet hat. Die romanische Philologie verlor namhafte Vertreter in Jakob Stürzinger in Würzburg und Gustav Soldan in Basel, die englische beklagt den Hingang des hervorragenden Shakespearekenners Wilhelm v. Oechelhäuser, die Geschichte der Mathematik den des durch seine Kopernikusforschungen bekannten Oberlehrers Max Curtze in Thorn. Auch

die Hauptzweige der orientalischen Philologie sind durch den Tod des Sanskritphilologen Albrecht Weber in Berlin, des Arabisten Friedrich Dieterici ebendaselbst und des Ägyptologen August Eisenlohr in Heidelberg betroffen; eine geradezu erschreckende Zahl von Todesfällen hervorragender Männer aber ist unter den Historikern zu verzeichnen; es seien nur Karl v. Hegel in Erlangen, Ernst Dümmler und Paul Scheffer-Boichorst in Berlin, Julius Ficker in Innsbruck, Max Büdinger, Adolf Beer, Engelbert Mühlbacher und Onno Klopp in Wien, Franz Krones in Graz, Karl Adolf v. Cornelius in München, Wilhelm Ihne in Heidelberg und Friedrich Bienemann in Freiburg im Breisgau genannt. Aus dem Kreise der Schulmänner sind zunächst zwei, die einst lange Jahre aufs segensreichste in der höheren Schulverwaltung gewirkt haben, im höchsten Greisenalter von uns geschieden, Julius Sommerbrodt in Breslau im 90., Albert Weidemann in Meiningen im 97. Lebensjahre; sodann mehrere Leiter höherer Lehranstalten, die sich zum Teil auch durch literarische Tätigkeit auf dem Gebiete der Pädagogik oder der Philologie einen hochgeachteten Namen erworben hatten, wie Gustav Gerber, früher Realschuldirektor in Bromberg, Hermann Schiller in Leipzig (früher in Gießen), Woldemar Ribbeck in Berlin, Ernst Rittweger in Hildburghausen.

Nach alter Sitte ehrt die Versammlung das Andenken der Dahingeschiedenen durch Erheben von den Sitzen.

Sodann teilt der Vorsitzende mit, daß die Weidmannsche Buchhandlung der Versammlung wieder eine Summe von 1000 Mark für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung gestellt habe. Es soll eine Kommission ernannt werden, die über die Verwendung entscheiden soll (vgl. 3. Allgemeine Sitzung S. 33).

Mit Rücksicht auf die Fülle des zu behandelnden Stoffes schlägt der Vorsitzende als Frist für die Dauer eines Vortrags die Zeit von 40 Minuten vor; die Versammlung entscheidet sich aber für die auf früheren Versammlungen festgesetzte Zeit von 30 Minuten.

Nachdem dann noch ein Antrag auf Änderung der Tagesordnung für den nächsten Tag abgelehnt ist, erteilt der Vorsitzende das Wort zum ersten Vortrag.

Es spricht Prof. Dr. Siegfried Reiter-Prag über **Friedrich August Wolf.**[1])

1) Der Vortrag wird in vollem Umfange in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum" (Leipzig, Teubner) veröffentlicht werden.



Einleitend gedachte der Vortragende, wie dieses Thema ein besonderes Interesse für eine in Halle tagende Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner haben dürfte. War es doch Halle, wo Wolfs schöpferischer Genius den philologischen Studien in Deutschland die Bahn gebrochen und eine dauernde Stätte bereitet hatte. — Wie früh bereits Wolf die selbständige Bedeutung seiner Wissenschaft, die ihren Zweck und ihre Berechtigung in sich selbst trage, erkannt hatte, zeigt nichts deutlicher als die Tatsache, daß er trotz Heynes Widerspruch, trotz aller formalen Bedenken es durchzusetzen wußte, als *Philologiae studiosus* — der erste in Deutschland — in Göttingen immatrikuliert zu werden. Denn die Philologie war zu jener Zeit noch gar nicht ein akademisches Studium, man mußte entweder Theolog oder Jurist sein. Schon der frühreife Autodidakt zeigt die Eigenschaften des künftigen Mannes. Sein Wahlspruch ist geradezu: *Αὐτὰρ ἐγὼν βασεῦμαι ἐμὰν ὁδόν.* In Göttingen, wo Wolf sich im ganzen fünf Semester aufhielt, ohne zu Heyne ein näheres Verhältnis zu gewinnen, war er ein häufigerer Gast in den Büchersälen als in den Lehr- und Hörsälen. Zwanzigjährig tritt Wolf in den Schuldienst, erhält nach kaum drei Jahren ein Schulrektorat und lenkt durch seine Ausgabe des Platonischen Symposion die Aufmerksamkeit des damaligen Kurators der preußischen Universitäten, des Staatsministers v. Zedlitz, auf sich, der die Ernennung des Dreiundzwanzigjährigen zum Professor an der Universität zu Halle durchsetzt. Hier entfaltet er durch vierundzwanzig Jahre (1783—1807) eine glänzende Wirksamkeit. In erster Linie fühlte er sich immer als Lehrer: denn er habe niemals Schriftsteller, sondern „nur" Lehrer sein wollen. Aus Wolfs Halleschem Seminar gingen Heindorf, Bekker und — der größte aller Wolfianer — August Böckh hervor. Wolfs größere Schriften sind fast durchweg vom Katheder aus entstanden: die Ausgabe der Leptinea des Demosthenes, der vier Reden Ciceros *post reditum,* sowie der Marcelliana, die Prolegomena zum Homer, die Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert. Die Bedeutung dieser Schriften im Hinblick darauf, was von ihnen noch heute lebendig, was im Werte gesunken ist oder eine Umwertung erfahren hat, wird vom Vortragenden eingehend dargelegt. Hierauf wurde das Verhältnis Wolfs zum Schulwesen und zur Pädagogik berührt. Ein systematisches pädagogisches Werk hat er nicht hinterlassen, dennoch treten in seinen sporadischen Äußerungen über Erziehung und Unterricht seine pädagogischen Ansichten deutlich zutage. „Habe Geist und wecke Geist", so faßt Wolf sein pädagogisches

Glaubensbekenntnis zusammen. Inmitten des damals in Deutschland herrschenden Philanthropinismus erweckte er den gelehrten Schulen einen vom Predigerstand unabhängigen Lehrerstand, womit sein Wirken in Halle für die Pädagogik kaum weniger bedeutsam geworden ist als für die Philologie. — In Berlin, wohin sich Wolf nach der gewaltsamen Schließung der Universität zu Halle (1807) begeben hatte, entfaltete er lange nicht mehr die gleich segensreiche Wirksamkeit wie in Halle. Die Hauptstadt mit ihren Genüssen und Ablenkungen zehrte den Halleschen Wolf auf. Auch durch seine wenig belangreichen schriftstellerischen Arbeiten in Berlin hat er seinen Ruhm nicht vermehrt. Auf einer Reise, die er zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit unternahm, starb er fünfundsechzigjährig (1824) zu Marseille, wo er auch begraben liegt. Eine dringende Ehrenschuld haben die deutschen Philologen ihrem Stammvater noch abzutragen. Es fehlt bis heute an der entsprechenden, alle Seiten des reichen Wirkens zusammenfassenden Biographie Wolfs, die in dem noch unveröffentlichten Nachlaß, in der Sammlung der Briefe von und an Wolf eine noch nicht ausgeschöpfte Quelle finden wird. Der Vortragende möchte in nicht zu ferner Zeit dem „Heros und Eponymus für das Geschlecht deutscher Philologen" das seit langem begehrte biographische Denkmal errichten.

Der Vorsitzende sprach zunächst dem Redner den Dank der Versammlung aus — das geschah, wie wir gleich hier bemerken wollen, nach jedem Vortrag — und ließ dann eine Frühstückspause von 20 Minuten eintreten.

Nach Wiederaufnahme der Verhandlungen erhielt das Wort Prof. Dr. Fr. Vollmer-München zu seinem **Bericht über den Stand der Arbeiten am Thesaurus linguae Latinae.**[1])

Er erwähnte, daß des öfteren auf diesen Versammlungen vom Thesaurus gesprochen sei, früher von Plänen und Vorbereitungen, heute dürfe er berichten, daß in Bälde ungefähr $^1/_6$ des Werkes (die Buchstaben A B) fertig sein werde. Große Mühe macht immer noch die Vervollständigung der Stoffsammlung für die spätere Literatur, namentlich die Beschaffung der Zettel für die Eigennamen. Und trotz allen Mühens bleiben schmerzliche Lücken, die die Bearbeiter empfinden, aber nicht ausfüllen können. Auch die Schwierigkeiten der eigentlichen Thesaurusarbeit, der Artikelabfassung, sind groß, hier und da ungeheuer, wenn es gilt in

1) Der Vortrag wird vollständig abgedruckt in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" (Leipzig, Teubner).

kürzester Zeit so gewaltige Mengen von Stellen zu prüfen, zu interpretieren, klar anzuordnen. Hier sind Fehler und Irrtümer nicht zu vermeiden: verständige Kritik wird dem Rechnung tragen. Der Vortragende schildert dann noch, in welcher Weise auch außerhalb Münchens für den Thesaurus mitgearbeitet werden könne, und bittet dringend um solche Mitarbeit.

Darauf erhielt das Wort Privatdozent Dr. v. Winterfeld zu seinem Vortrag über: **Aufgaben und Ziele der mittellateinischen Philologie.**

Neben die heute allgemein anerkannten Abarten der Philologie (klassische, germanische, englische, romanische, slawische, orientalische, indogermanische) haben für den Orient die byzantinische und für den gemeinsamen Unterbau der abendländischen Kultur die mittellateinische Philologie zu treten.

Schon Lachmann und F. Wolf haben einzelne Probleme der mittellateinischen Philologie gelöst, ebenso von den Historikern Wattenbach und Dümmler. Aber erst W. Meyer hat sie selbständig gemacht. Er hat, meist in den Münchner und Göttinger akademischen Schriften, eine lange Reihe Monographien aus den verschiedensten Gebieten der mittellateinischen Philologie vorgelegt, darunter seit 1882 die grundlegenden rhythmisch-metrischen Studien (vor allem im *Ludus de antichristo*), und 1892/93 das rhetorische Prinzip der spätgriechischen und lateinischen Kunstprosa aufgedeckt (Satzschluß). Wie seine Arbeit um Metrik und Rhythmik gruppiert sich die Traubes, der von der karolingischen Literatur und ihrer Geschichte ausgeht, um die Palaeographie und Textgeschichte im großen Stil. Sie beide haben auch zuerst die mittellateinische Philologie in den Kreis der akademischen Lehrfächer eingeführt.

Als nächste Aufgabe des akademischen Unterrichts in mittellateinischer Philologie sehe ich die Exegese der großen Dichtungen an (besonders Rhythmen, Sequenzen, Vagantenlieder; Waltharius, Rudlieb, Hrotsvits Dramen und Primordia) und, davon unzertrennlich, die Literaturgeschichte. Ein dringendes Bedürfnis des Unterrichts bleibt freilich erst noch zu befriedigen: es fehlt an guten billigen Texten (Handausgaben und, für die kleinen zerstreuten Stücke und ausgewählte Abschnitte größerer Werke, ein Lesebuch): damit wird auch dem Studium der im Amt stehenden Lehrer gedient sein. Wissenschaftliches Ziel ist hier zunächst die genaueste Erforschung des Individuums; was Kirche und Schule allen überliefern, ist bald erkannt; weit wichtiger aber ist noch das Individuelle, das man weit unterschätzt. Auch vollständige Indices

zu poetisch oder sprachlich wichtigen Texten sind unbedingt nötig, wie sie die klassische Philologie ja längst besitzt: das Hrotsvitregister hat eine lange Reihe neuer Emendationen geliefert, zu einem Texte, womit ich mehr als zehn Jahre gerungen hatte. Daneben Nachdichtungen der Meisterwerke im Geiste von Wilamowitz (meine „Stilfragen", Festgabe der germanistischen Sektion; im Vortrag drei neue Proben des von mir geplanten Dichterbuches).

In Metrik und Rhythmik ist auf W. Meyers Wegen weiterzugehen; seine Arbeiten sind eine noch lange nicht erschöpfte Fundgrube. Auch hier ist feinste Individualisierung geboten. Probleme dieser Art auch in der metrischen Dichtung überall: Agius und der Poeta Saxo, die „Sabinus"-Briefe und die französische Ovidschule im 12. Jahrhundert.

Ebenso in der Prosa der Satzschluß als wichtigstes Kriterium. Scheffer-Boichorsts Rettung der Vita Bennonis durch Annahme von Interpolationen wurde vom Satzschluß bestätigt, und jetzt hat Breßlaus Fund die urkundliche Beglaubigung nachgeliefert. Die Papstbriefe an St. Hildegard habe ich umgekehrt dadurch als Fälschung erwiesen, daß sie des Satzschlusses entbehren; die diplomatische Forschung ergibt dasselbe. In der Vita Hadriani Spartians heben sich die wörtlichen Fragmente der Autobiographie durch das Fehlen des Satzschlusses scharf ab. Im Streit um die Handschriften des Eugippius zeigt er, daß die Wahrheit in der Mitte liegt; und er hilft nicht bloß Lesarten wählen, sondern auch Verderbnisse heilen, und noch öfter schützt er die Überlieferung gegen falsche Konjekturen (Avians Vorrede).

Die Geschichte der Nationalliteraturen ist ohne Kenntnis der mittellateinischen Literatur nicht zu verstehen, auf keinem Gebiete, am wenigsten in der Lyrik und im Drama; von der Übersetzungsliteratur ganz zu schweigen.

Endlich Palaeographie und Textgeschichte, als deren Meister Traube dasteht. Wer einen lateinischen Text aus den Handschriften herausgeben will, muß sie zu allererst einmal richtig lesen können: dennoch begegnen die gröbsten Lesefehler alle Tage wieder. Dann aber muß er seine Geschichte kennen: zunächst unsere Handschriften selber (Bestimmung ihrer Provenienz: Schreibschulen), ihrer Vorlagen (Verderbnisse, die sich aus bestimmten Eigentümlichkeiten in der Schrift der Vorlage erklären; Abkürzungen, die der Abschreiber falsch auflöst oder gegen seinen eigenen Gebrauch beibehält: Traubes Geschichte von *noster* und *autem*), ihrer philologischen Behandlung im Mittelalter (das klassische Hauptwerk: Traubes Textgeschichte der Regula S. Benedicti). Die

Geschichte der Verbreitung der Texte und der Wanderung und Wandlung der Schrifttypen ist ein Stück Kulturgeschichte; hier arbeiten Palaeographie und Kunstgeschichte (Buchmalerei) ineinander.

Die mittellateinische Philologie bedeutet nicht eine weitere Zersplitterung der Wissenschaft, sondern ein Band, das die getrennten zusammenschließt; aber sie bedarf junger Arbeitskräfte.

Der Vorsitzende schließt darauf die erste allgemeine Sitzung, indem er die Mitglieder auffordert, sich in die bestimmten Räume zur Konstituierung der Sektionen zu begeben.

Zweite allgemeine Versammlung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903.

(Beginn 11 Uhr 45 Minuten.)

Vorsitzender: Der zweite Präsident Geh. Rat Prof. Dr. D. Fries.

Da für die ersten Vorträge das Skioptikon benutzt wurde, fand diese Sitzung im Auditorium maximum des Seminargebäudes statt.

Zuerst lud der Vorsitzende die anwesenden Präsiden früherer Versammlungen sowie die Herren, die Einladungen für die nächste zu überbringen hätten — Vertreter von Hamburg und Österreich —, zu einer Sitzung ein, in der über den Ort der nächsten Versammlung beraten werden sollte. Dann erteilte er das Wort dem Sekretär des K. D. Archäologischen Instituts in Rom, Prof. Dr. Chr. Hülsen, zu seinem Vortrag: **Die neuen Ausgrabungen auf dem Forum Romanum.**

Der Vortragende orientierte zunächst kurz über die Geschichte der Aufdeckung des Forums im allgemeinen. Die wichtigsten Resultate hat die Arbeitskampagne seit 1898 gebracht, denn sie hat 1. die Ausdehnung des erforschten Areals fast verdoppelt, sie hat 2. Denkmäler, die in die frührepublikanische Zeit, ja vielleicht bis in die Anfänge der Stadt überhaupt zurückgehen, zutage gefördert und 3. hat man jetzt auch die Reste aus spätester Zeit, der Übergangsperiode vom Altertum zum Mittelalter, geschont, so daß wir die Entwickelung des Forums durch mehr als fünfzehn Jahrhunderte überblicken. — Der Redner, dessen Vortrag durch zahlreiche Projektionsbilder erläutert wurde, gab einen Überblick über das ganze Ausgrabungsgebiet und wandte sich speziell den ältesten und den jüngsten Resten zu.

Die archaische Nekropole, welche in der Nähe des Faustinatempels entdeckt ist, enthält Brand- und Bestattungsgräber. Nach den Beigaben, namentlich den keramischen, dürften die jüngsten Gräber in das 6. Jahrh. v. Chr. gehören, die ältesten mehrere Jahrhunderte höher hinaufgehen. Da der Begräbnisplatz außerhalb der Stadt gelegen haben muß, ist er älter als die Begründung des Forums. Wenn nun die römische Tradition die Anlage der Cloaca maxima, ohne welche eine Besiedelung des sumpfigen Forumtales überhaupt nicht denkbar ist, der Dynastie der Tarquinier, also der Zeit nicht lange vor 500, zuschreibt, so stimmt dies in überraschender Weise zu dem Zeitansatz der neuen Gräberfunde.

Der Vortragende besprach weiter die Funde unter dem „lapis niger“ an der Grenze des Forums und Comitiums; die Kleinfunde, Tonreliefs, Idole, Terrakotten, namentlich aber der Cippus mit der archaischen Inschrift, wurden im Bilde vorgeführt.

An der Front der diokletianischen Kurie (Kirche S. Adriano) wurde sodann gezeigt, wie im Laufe der Jahrhunderte der Boden des Forums allmählich aufgehöht worden und die Verschüttung schließlich so gestiegen ist, daß die jetzige Schwelle der Eingangstür zur Kirche in der Höhe der Oberschwelle der antiken Tür der Kuria liegt.

Die Basilika Aemilia, welche die ganze Nordseite des Forums einnahm, ist zwar erst zur Hälfte freigelegt, aber die Funde haben unsere Kenntnisse bereits sehr wesentlich bereichert. Die hier gefundenen Architekturstücke können dem Schönsten, was römische dekorative Kunst im 1. 2. Jahrh. n. Chr. hervorgebracht hat, an die Seite gestellt werden.

Nach kurzer Erwähnung der unterirdischen Gänge (cuniculi) unter dem Pflaster des Forums und des vor dem Tempel des Divus Iulius gefundenen Altars, welcher an der Stelle errichtet war, wo Cäsars Leiche verbrannt ward, ging der Vortragende zu den wichtigen Funden über, die unter der Kirche S. Maria Liberatrice gemacht sind. Die Existenz des „lacus Iuturnae“ an dieser Stelle war aus literarischen Zeugnissen zu erschließen; aber außer dem Lacus selbst, einem marmorgetäfelten Bassin mit schönem reliefgeschmückten Altar, sind Kultgebäude mit reichem Statuenschmuck, sowie das Puteal Iuturnae mit Weihinschrift des Barbatius Pollio (aus augusteischer Zeit) zutage gekommen. Besonders aber sind unsere Erwartungen übertroffen worden durch die Funde bei Freilegung der mächtigen Ziegelruine hinter S. Maria Liberatrice. Wir erkennen darin jetzt mit Sicherheit das von Domitian er-

neuerte Templum Divi Augusti und die zugehörige Bibliothek. In den Räumen der letzteren hat sich seit dem 6. Jahrhundert eine christliche Kirche eingenistet, die seit dem Anfange des 8. Jahrhunderts S. Maria Antiqua heißt. Sie ist mit reichem Freskenschmucke ausgestattet, namentlich in der Epoche des Bilderstreites von byzantinischen aus dem Ostreiche geflüchteten Künstlern. Proben der verschiedenen Bilderzyklen wurden vorgeführt: durch gute Erhaltung zeichnen sich namentlich die Fresken der Kapelle links neben der Apsis aus (Kreuzigung, Geschichte der Heiligen Quiricus und Julitta, Donatoren und Heilige), welche unter Papst Zacharias (741—752) gemalt sind, und dank ihrer genauen Datierung einen wichtigen Markstein für die Geschichte der abendländischen Malerei bilden.

Der Vorsitzende dankte dem Redner besonders herzlich, nicht bloß, weil er, die weite Reise nicht scheuend, sich hier in Halle eingefunden habe, sondern weil er nun schon seit Jahren in den archäologischen Kursen in Italien ein treuer Führer der beteiligten Schulmänner gewesen sei.

Sodann sprach Prof. Dr. B. Sauer-Gießen unter Vorführung von Lichtbildern über: **Die Homerapotheose des Archelaos.**[1])

Das bekannte, im 17. Jahrh. bei Bovillae gefundene Relief des Archelaos von Priene ist ein hellenistisches Originalwerk aus der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. Als Personifikation der Zeit, die die Werke Homers erhält, erscheint darin ein alter König, als Personifikation der Tugend steht ihm eine noch ältere Frau gegenüber. Da unter den Ptolemäern kein den Jahren nach passendes Paar zu finden und der am lebhaftesten für Homer interessierte Ptolemäer, Philopator, dem König des Reliefs ganz unähnlich ist, hat man diesen königlichen Homerfreund in der pergamenischen Dynastie zu suchen, da aber das erhaltene Porträt Eumenes' II. ihm nur annähernd ähnlich ist, in ihm Attalos II. mit seiner hochberühmten Mutter Apollonis zu erkennen. Das Werk ist nach seinem Regierungsantritt, einige Jahre nach dem Tode der Apollonis, bald nach 159 entstanden. Zugrunde liegt ihm ein Gedicht, das die Apotheose Homers schilderte und eine Huldigung an Attalos und seine Mutter enthielt; der Dichter hatte damit einen delphischen Sieg errungen und ließ deshalb sein Standbild und einen Preisdreifuß neben dem delphischen Apollon und dem Musenchor mit darstellen. Das Relief selbst weihte er wahrscheinlich in das

1) Der Vortrag wird im Jahrbuch des archäologischen Instituts erscheinen.



Homereion von Smyrna. Der Name des Dichters, eines Geistesverwandten des Nikander von Kolophon, ist unbekannt; Nikander selbst war es wahrscheinlich nicht. Das Relief des Archelaos führt ein Stück attalischer Kultur in eigenartigem Bilde vor; daneben schenkt es uns das bisher unbekannte Porträt des Attalos II., das sich vielleicht in einem sehr schönen, früher Sulla genannten Marmorkopf wiederfindet.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. F. Panzer-Freiburg i. Br. über: **Dichtung und bildende Kunst des deutschen Mittelalters in ihren Wechselbeziehungen.**[1])

Obwohl aus den künstlerischen Bestrebungen der Romantiker geboren, in denen neben der Literatur die bildende Kunst eine so bedeutende Rolle spielte, hat die germanische Philologie das Verhältnis zur letzteren fast gänzlich verloren. Es scheint aber an der Zeit, daß sie sich aufraffe und an der Erforschung der deutsch-mittelalterlichen Kunst, die in den letzten Jahren von seiten der Kunstgeschichte mit so viel Eifer und Erfolg ins Werk gesetzt wurde, den ihr gebührenden Anteil nehme.

In der Tat können Philologie und Kunstgeschichte sich für die Erforschung keiner Periode weniger entbehren als für die des Mittelalters, wo der Zusammenhang des Kunstwerkes mit dem Wort ein engerer ist als zu irgendeiner Zeit. Dazu kommen die intensivsten inneren Beziehungen, sowohl was den Stoff als die beiderseitige Formensprache anlangt. Erstere werden vom Redner im Umriß skizziert, ausführlicher die letzteren erörtert.

Der eigentümliche, von moderner Auffassung und Darstellung merkwürdig abweichende Charakter der mittelalterlichen Kunst ist allgemein anerkannt, nicht so der der Dichtung, wo die Philologie auffallende Eigentümlichkeiten gern wegzudeuten und durch allerlei kritische Kunststücke zu beseitigen suchte, um ein modernen Ansprüchen genügendes „Original" herzustellen.

Am auffälligsten ist die mangelnde Naturwahrheit zunächst in den menschlichen Figuren, die starr und steif, ohne Ausdruck und Individualität, dastehen, und zwar auch dort, wo Porträtierung, also die Darstellung ganz bestimmter Individuen, beabsichtigt ist. Die Erscheinung findet ihre Parallele in der Dichtung, der ebenso die Individualisierung ihrer Gestalten abgeht.

Sehr mangelhaft wird auch die psychologische Grundlage der Handlung dargestellt. Wo die Psyche überhaupt wiedergegeben

---

1) Der Vortrag wird in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" (Leipzig, Teubner) gedruckt werden.

ist, wird sie in einer konventionellen Gebärdensprache nicht des Antlitzes, sondern der Glieder nach außen projiziert. Wie diese Gebärdensprache der Dichtung ebenso geläufig ist, so finden auch andere Ausdrucksmittel der Kunst, z. B. wenn sie den Dienenden kleiner zeichnet als den Herrn, dort Reflex und Erklärung, da auch die Poesie nur dem Vornehmen die schöne Gestalt zugesteht. Dichtung wie Kunst, im Innersten aristokratisch, stellen als Handelnde nur die weltlich und kirchlich Edlen dar, und auch diese werden von ihnen ins Übermenschliche gesteigert, zu einem höheren Dasein erhoben. Indem aber lauter Ideale dargestellt werden, ergibt sich notwendig eine starke Eintönigkeit; derselbe ideale Typus wird immer wiederholt. Und so bilden sich für ganze Szenen feststehende Schemata in Dichtung und Kunst.

Auffallend mangelhaft ist auch die Darstellung des Milieus. Namentlich zeigt sich gar kein Verhältnis zur Natur in der kirchlich beeinflußten Dichtung und Kunst. Denn nicht nur trennte der scharfe Dualismus des kirchlichen Systems den Menschen streng von der Natur, er machte der Kunst eine Darstellung derselben als bloße Staffage überhaupt unmöglich. Denn seine Auffassung billigte der Natur überhaupt keine auf sich beruhende Existenz zu; sie war nicht um ihrer selbst willen da, sondern nur als sinnliches Bild transzendenter Ideen. Wurden Naturobjekte vom Künstler dargestellt, so trat, weil nach ewigen Gesetzen in der Kunst stets die Idee der Objekte zur Erscheinung kommt, ihr allegorischer Sinn heraus und verlangte selbständige Bedeutung.

Dies ist freilich nur der allgemeine Stand, der dauernde Grundzug von Dichtung und Kunst während der Epoche. Daneben hat sich doch eine sehr bedeutende innere Entwickelung abgespielt und zwar auf beiden Gebieten in ganz gleicher Weise. Wie die Kunstgeschichte um den Beginn des 11. Jahrhunderts einen Einschnitt macht, so auch die Literatur an fast gleicher Stelle. Die rückwärtsblickende, ganz auf antik-christlicher Grundlage fußende karolingisch-ottonische Kunst wandelt sich in die romanische, die durch einen freieren, realistischen und nationalen Zug gekennzeichnet ist. Die gleiche Entwickelung zeigt die Dichtung. Stufen wie die Fresken von Reichenau und Burgfelden finden in der Dichtung an Waltharius und Rudlieb in Zeit und Art genaue Entsprechungen. Die weitere Entwickelung vollzieht sich beiderseits äußerlich im Sinne einer fortschreitenden Profanierung und Nationalisierung der Kunst, innerlich eines fortschreitenden Naturalismus.

Beachtenswert ist die Rolle, die hierbei beiderseits der französische Einfluß spielt. Er ist hier und dort auch im Formalen intensiv wirksam, aber doch nur fördernd, nicht erst erzeugend, was auch in Deutschland im Keime schon lange vorhanden war. Und auf beiden Gebieten behauptet sich die deutsche Art doch auch vor den fremden Vorbildern in einer gesteigerten Innigkeit und psychologischen Vertiefung.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts erfolgt auf beiden Gebieten ein jäher Zusammenbruch der künstlerischen Tätigkeit. Es scheint eben, daß diese hohe Blüte der Kunst gleichsam eine überspannte Entwickelung gewesen, von einem exklusiven Stande der Nation allein erzeugt und getragen und mit seinem Untergange wohl nicht verloren, aber doch keiner Weiterentwickelung mehr fähig. Eine Regenerierung kommt dann langsam von unten herauf, sie führt zur Renaissance hinüber.

Schließlich berichtete Prof. Dr. K. Kehrbach-Berlin über:

Die Veröffentlichungen und die Organisation der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

Als auf der Philologenversammlung in Gießen 1885 der Beschluß gefaßt wurde, in das Programm einer jeden kommenden deutschen Philologenversammlung einen Bericht über den jeweiligen Stand der Editionen der Mon. Germ. Paed. aufzunehmen, ließ man sich von dem Gedanken leiten, daß ein so umfangreiches Unternehmen sich nur gedeihlich entwickeln kann unter der Voraussetzung einer Mitarbeit weitester Kreise der deutschen Nation, insbesondere aber der dazu zunächst berufenen Schulmänner und Philologen.

Als an die „Monumenta" sich die „Texte und Forschungen", die „Mitteilungen" und das große bibliographische Werk angliederten, als die „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte", deren Bildung auf der Züricher Versammlung 1887 auf Anregung von Reifferscheid beschlossen wurde, ins Leben trat, erweiterte sich naturgemäß auch der Bericht. Er erstreckt sich also jetzt über den Stand der Editionsarbeiten der „Mon. Germ. Paed.", der „Mitteilungen", der „Texte und Forschungen", der großen Bibliographie: „Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge" und über die sonstige Tätigkeit der Gesellschaft.

Also zunächst die Mon. Germ. Paed.

Auf der Straßburger Versammlung konnte ich berichten, daß bis dahin 22 Bände erschienen waren. Seit den Straßburger Tagen sind die Bände 23, 24, 25 und 27 erschienen. Die Bände 26,

28 und 29 sind im Drucke. Band 23 ist der letzte Band der vierbändigen Ausgabe der evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Katechismus. Dieses Werk soll den Anfang eines corpus catecheticum der evangelischen Kirche bilden, dem ein solches der katholischen Kirche korrespondieren wird.

Band 24 und 27 sind Ausgaben von Schulordnungen, und zwar die ersten Bände der Schulordnungen von Baden und Hessen-Darmstadt von Prof. Dr. Brunner und Lic. D. Diehl. Besonders lehrreich sind die in dem letzteren Werke dargebotenen Mitteilungen über die benutzten Schulbücher im Lateinischen und Griechischen, die eben nur, wenn man sie mit den nach modernen Prinzipien gearbeiteten vergleicht, wiederum die Wahrheit des Ausspruches des Ben Akiba ergeben: „Alles schon dagewesen.“

Besonders wichtig erscheint mir die Erwähnung eines bedeutsamen Werkes, dessen Druck noch in diesem Etatsjahre vollendet werden soll, nämlich die seit langer Zeit von der Gruppe Österreich vorbereitete und von deren Schriftführer Prof. Dr. Wotke bearbeitete Ausgabe der Dokumente zur „Geschichte des österreichischen Gymnasiums von der Zeit der Kaiserin Maria Theresia bis zum Tode Franz' II.“ Österreich war der erste Staat in Europa, der sein ganzes Schulwesen einheitlich organisiert hat.

Hier will ich auch gleich ein Werk anführen, das, von dem Oberschulrat Prof. Dr. Koldewey in Braunschweig bearbeitet, die Pädagogik des berühmten Philologen Caselius in Helmstedt, eines Schülers des Melanchthon, der 1613 starb, darstellt. Er war der letzte bedeutende Vertreter des Humanismus und eine Zierde der Universität Helmstedt. Er galt bei seinen Zeitgenossen für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts so viel wie Melanchthon für die erste.

Beiläufig erwähne ich, daß die Gruppe Elsaß-Lothringen durch Dr. Knepper in Bitsch Kenntnis und Entwickelung des Humanismus in Elsaß-Lothringen durch ein für die Monumenta vorbereitetes Werk zur Darstellung bringen wird.

Ein rühriges Mitglied dieser Gruppe, Prof. Dr. Knod in Straßburg i. E., ist seit Jahren beschäftigt mit der Ausgabe der „Matrikel der deutschen Nation in Orleans“. Von 1440—1657 haben Deutsche aus fast allen Teilen Deutschlands diese berühmte Bildungsstätte aufgesucht. Es wird das Werk ein wichtiger Beitrag werden zur peregrinatio academica und also korrespondieren mit dem von Knod herausgegebenen, von umfangreicher Gelehrsamkeit zeugenden: „Biographischen Index zu den Acta nationis Germanicae Universitatis Bononiensis“, der uns die deutschen Studenten vorführt, die in Bologna vom Jahre 1289—1562 studiert haben.

Band 26, der, wie erwähnt, noch nicht erschienen ist, dessen Erscheinen aber nahe bevorsteht, ist das Werk von Prof. Dr. Kvačala in Dorpat über: „Die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts.“

Besonders hervorheben muß ich noch den Band 25: die Pestalozzibibliographie, ein Verzeichnis der Schriften und Briefe Pestalozzis nach der Zeitfolge und der Schriften und Aufsätze über ihn nach Inhalt und Zeitfolge. Zum erstenmal tritt hier ein Werk in die Erscheinung, das nicht nur das Werden und Wirken einer hervorragenden Persönlichkeit aus deren eigenen Werken, sondern auch an den Werken und Aufsätzen, die über diese Persönlichkeit erschienen sind, erkennen läßt.

Innerhalb der „Texte und Forschungen“, die als eine besondere Publikationsart zwischen den Monumentis und dem Verbandsorgan, den „Mitteilungen“ stehen und dazu bestimmt sind, Arbeiten mittleren Umfangs, die ein enger begrenztes Stoffgebiet behandeln, aufzunehmen, ist seit der Straßburger Versammlung herausgegeben von der an Mitgliedern reichen, ungemein rührigen Gruppe Bayern: das dritte Bändchen der „Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Bayern“.

Von den „Mitteilungen“ ist seit der Straßburger Versammlung die vorschriftsmäßige Anzahl von jährlich 4 Heften (also 8 Hefte) erschienen, darunter 5 Hefte, die von den Gruppen: Anhalt, Großherzogtum Hessen, Mecklenburg, Schweiz, Hessen-Nassau-Waldeck veröffentlicht, ausschließlich Arbeiten enthalten zur Studien-, Unterrichts- und Erziehungsgeschichte ihrer Territorien.

Nun zu dem großen bibliographischen Unternehmen. Nach Jahrgängen fortschreitend und nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, verzeichnet und charakterisiert das Werk die gesamte Literatur — Bücher, Aufsätze und behördliche Verordnungen —, die jährlich auf dem Gebiete des Erziehungs-, Schul- und Studienwesens in den Ländern deutscher Zunge veröffentlicht wird. Wie bei den übrigen Publikationen der Gesellschaft auf eine leichte Erschließung des dargebotenen Materials durch planvoll eingerichtete Register ein Hauptgewicht gelegt wird, so sind auch die bisher erschienenen Bände dieser Bibliographie mit ausführlichen Namen- und Sachregistern versehen worden, die ihren reichen Inhalt nach allen Seiten hin erschließen und flüssig machen.

Inzwischen sind nun der 3. und 4. Jahrgang des Unternehmens fertig geworden.

Der eben fertiggestellte 4. Jahrgang verzeichnet mit Erläuterungen die Literatur des Jahres 1899 und zwar sind angeführt

ungefähr 3100 Bücher, über 4000 Aufsätze und 180 behördliche Verordnungen.

Betrachten wir nun das Verhältnis, in dem die einzelnen Publikationen zueinander stehen, so finden wir, daß sie sich ganz dem natürlichen Verlaufe der Forschungsarbeit anpassen; sie sind denn auch nicht einer bloßen Idee zuliebe geschaffen, sondern sie haben ihren Grund und Ursprung in den wirklichen Bedürfnissen, die sich im Laufe einer langen Erfahrung auf diesem Gebiete herausgestellt haben.

Den Ausgangspunkt für alle historisch-pädagogischen Studien bilden die bibliographischen Arbeiten, die dem Autor Mittel und Wege zeigen; die Mitteilungen sammeln die kleineren Dokumente aus dem weiten Bereiche der Erziehungs- und Bildungsgeschichte, sie bieten gewissermaßen die Rohstoffe in ihrer Vereinzelung dar und sollen der Mittelpunkt der Detail- und Lokalforschung sein, mit der jede planmäßige Geschichtsforschung beginnt; die Texte und Forschungen verarbeiten größere Stoffe oder behandeln mehr in sich abgeschlossene Spezialgebiete; die Monumenta setzen derartige Vorarbeiten voraus und bauen sich auf aus Texten und Darstellungen, aus bibliographischem Material und Literaturnachweisen von der Art, wie sie in den übrigen Veröffentlichungen der Gesellschaft dargeboten werden.

Diese umfangreichen Materialien, die in Tausenden von Archiven, Bibliotheken Deutschlands, Österreichs und der Schweiz zerstreut und zum Teil ungehoben liegen, zu sammeln und zu sichten, kann unmöglich von unserer Berliner Zentralstelle aus bewirkt werden. Es ist daher schon in der Beilage zum Plane der Monumenta vom Jahre 1883 auf die Notwendigkeit der Bildung von Gruppen (Sektionen) in den einzelnen Ländern und Provinzen hingewiesen worden. Es bestehen zurzeit 14 solcher Gruppen in Deutschland. Dazu kommen noch die Gruppen Österreich und Schweiz. Ihre Aufgabe ist, innerhalb ihrer Gebiete das erziehungsgeschichtliche Material zu sammeln und zu sichten und dessen wissenschaftliche Verarbeitung zu bewerkstelligen. In ihnen verkörpert sich der föderalistische Charakter unserer Gesellschaft, demzufolge jedem Lande seine Eigenart und den einheimischen Kreisen die volle Selbständigkeit der Forschung gewahrt werden soll. Sie geben der Gesellschaft überall feste Punkte, auf die sie ihre wissenschaftlichen Unternehmungen sowohl wie ihre Propaganda stützen kann. Unter ihnen haben besonders die Gruppen Bayern und Österreich Hervorragendes geleistet. Ohne Zweifel würden aber diese Gruppen viel gekräftigter und wirksamer dastehen,

wenn ihnen die Mittel geboten werden könnten, deren sie zu ihrer Tätigkeit bedürfen. So sind aus Mangel an Mitteln die bis jetzt von den Gruppen angelegten Sammelstellen von Archivalien und Drucksachen meistens nicht über die bescheidensten Anfänge hinausgekommen. Bei rechter Entwickelung könnten diese Sammelstellen sich leicht bei den einzelnen Gruppen zu Schulmuseen ihrer Länder auswachsen. Die Krone dieser bei den einzelnen Gruppen für ihre Territorien gegründeten Schulmuseen könnte sodann eine mit der Berliner Zentralstelle verbundene und aus dieser sich entwickelnde Sammelstätte sein, die zugleich weitgehender Information dienen müßte und den Grundstock eines neuerdings von vielen Seiten geforderten Reichsschulmuseums bilden könnte. Die älteren Besucher der Philologenversammlung werden sich erinnern, daß ich bereits auf der Versammlung in Gießen im Jahre 1885 in meinem Berichte über die pädagogische Zentralbibliothek in Leipzig für die Errichtung eines Reichsschulmuseums eingetreten bin, daß aber die Bemühungen der Philologenversammlung nicht den von uns damals gewünschten Erfolg hatten.

Ich habe auf verschiedenen Versammlungen besonders auf die Notwendigkeit der Sammlung von alten Schulbüchern hingewiesen. Diese Schulbücher, Fibeln, Lesebücher, Grammatiken, Katechismen, Lieder-, Rechenbücher usw. — diese anspruchslosen Werke sind oft die einzige systematische geistige Nahrung großer Bevölkerungsklassen durch Generationen hindurch gewesen und haben tiefere Spuren in der deutschen Volksseele hinterlassen, als viele anspruchsvoll auftretende hochpolitische Begebenheiten, die mit viel Behagen geschildert und von der Nachwelt gefeiert werden.

Bei der Aufstellung des Planes für die Verwendung der von der Reichsregierung und dem deutschen Reichstage gewährten Subvention von jährlich 30000 Mark ist leider auf diese Tätigkeit der Gruppen keine Rücksicht genommen worden. Ich habe mich daher an den Herrn Reichskanzler gewendet und gebeten, daß der Verwendungsplan sich nach den wissenschaftlichen Bedürfnissen richten möge, und daß vor allem Mittel für die Gruppen bereitgestellt werden möchten.

Sollte der Herr Reichskanzler sich meiner Auffassung anschließen, so würde der Grundgedanke der Unternehmungen der Gesellschaft und deren wissenschaftliches Interesse gewahrt bleiben.

Dritte allgemeine Versammlung

in der Aula der Universität.

Freitag, den 9. Oktober 1903.

Der erste Vorsitzende Herr Geh. Rat Prof. Dr. Dittenberger eröffnete die Sitzung 11 Uhr 40 Min.

Er erteilte das Wort Herrn Rektor Prof. Dr. Chr. Muff-Pforta zu seinem Vortrag: **Sophokles in der Schule.**[1])

Von den tragischen Dichtern ist Sophokles wie geschaffen zum Lehrer der Jugend. Versuchen wir zuerst den Dichter als Künstler zu würdigen, d. h. seine Technik näher kennen zu lernen.

Zu den Vorzügen der Sophokleischen Kunst gehört vor allem die Einfachheit und Übersichtlichkeit der dramatischen Handlung. Allerdings ist die Komposition nicht mehr so einfach wie bei Äschylos, sie bleibt aber doch schlicht und leicht faßlich. Das liegt einmal an der Kürze der Stücke, dann an der geringen Zahl der Schauspieler, weiter an der Einschränkung und Vereinfachung der chorischen Lyrik und endlich an der Abgeschlossenheit der einzelnen Stücke. So einfach aber der Inhalt der Stücke ist, so zeigt sich doch in der Führung, Begründung und Entwickelung der Handlung eine große Kunst. Der Dichter verschmilzt die Exposition mit dem Beginn der Handlung in einer Weise, daß die Einheit der Handlung gewahrt und gleich von vornherein die rechte Stimmung erzeugt wird; er steigert das Interesse in einer oder mehreren Stufen, führt naturgemäß zum Höhepunkt und zur Umkehr und läßt die Katastrophe mit Notwendigkeit daraus folgen. Dieser streng geschlossene architektonische Aufbau findet sich in allen Stücken, auch in denen, die keine volle tragische Handlung, sondern nur ihren Abschluß bringen, z. B. im König Ödipus. Hier bildet die Auflösung des vorher geschürzten Knotens die Handlung, und diese Handlung wird mit bewundernswerter Kunst von Stufe zu Stufe aufwärts bis zum Höhepunkt, bis zu dem Augenblick, wo die Seele des siegesgewissen Königs vom Zweifel beschlichen wird, und abwärts bis zur Katastrophe entwickelt.

Was die Dichtung des Sophokles weiter so anziehend und so wertvoll für die Jugend macht, das ist die Wichtigkeit der Themen, die er behandelt, der dramatische Nerv in seinen Stücken und

---

1) Der Vortrag wird in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik“ (Leipzig, Teubner) veröffentlicht werden.

die vollendete Zeichnung der Charaktere. Erst der Dichter, der hohe, wichtige Fragen auf die Bühne bringt und sie so gestaltet, daß sie in enger Verkettung der Begebenheiten abgehandelt werden und die Spannung immer rege erhalten, erst dieser Dichter übt einen tiefgehenden Einfluß. Im Ajas ist der Begriff der Ehre die treibende Kraft; ein Held, der seinen Namen befleckt hat, tilgt die Schmach mit seinem Blute. In der Antigone ficht eine edle Jungfrau für ein Gottesgebot gegen Menschengebot; alle guten Geister stehen auf ihrer Seite, alle Herzen fliegen ihr zu. Und so ist ein Inhalt immer fesselnder als der andere. Dasselbe gilt von den einzelnen Szenen. Man denke an die berühmte Erzählung der Jokaste, mit der sie Rettung bringen will und das Verderben bringt, an die unvergleichlich schöne Erkennungsszene der Geschwister in der Elektra, an die Seelenkämpfe des Neoptolemos und andere mehr; erhabene und anmutige Szenen sind zahlreich durch alle Stücke hin verbreitet. Was die Betrachtung der Charaktere für die Jugend so wertvoll macht, ist der Umstand, daß Sophokles die Menschen nicht läßt, wie sie sind, sondern sie typisch gestaltet und idealisiert. Wie Schiller führt er eine Welt des künstlerischen Scheins vor, und er erhebt, wenn er erschüttert. Dabei sind die einzelnen Personen scharf beobachtet und bis ins kleinste hinein folgerichtig gezeichnet. Dieselbe Anschaulichkeit und Wahrheit zeigt sich bei der Vorführung von Handlungen und der Beschreibung von Zuständen und Örtlichkeiten. Die Kämpfe, die geschildert werden, sehen wir förmlich sich vor uns abspielen; den Hain von Kolonos und die Felsenhöhle des Philoktetes kennen wir, als ob wir darin gewohnt hätten. Auch die anschaulichen Bilder und Vergleiche bezeugen des Dichters genaue Kenntnis der äußeren Welt, und die Echtheit seines Naturgefühls leuchtet aus dem Monolog des Ajas, in dem er Abschied vom Leben nimmt, und ähnlichen Stellen deutlich hervor.

Eine besondere Zierde der Sophokleischen Dichtung, und zwar eine Zierde, die vor allem die Jugend ergötzt, sind die Chorlieder; sie passen immer an die betreffende Stelle, sind voller Gehalt und in entzückende Rhythmen gekleidet.

So gut wie die Technik und mehr noch als diese ist die Tragik geeignet, reifere Schüler anzuziehen und zu fesseln.

Für die Überhebung, deren er sich schuldig gemacht hat, muß Ajas bitter büßen; aber sobald er geläutert ist, wird er in seiner Heldenkraft anerkannt und erhält das Begräbnis, das nun einmal nach dem Glauben der Alten zum Glück auch nach dem Tode gehört; so werden wir erschüttert, aber auch erhoben und

befriedigt. In der Elektra vollzieht sich ein gerechtes Gericht. In den Trachinierinnen sind es die Menschen selber, die ihr Geschick heraufbeschwören, aber das Ende ist nicht Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, sondern eine lichte, besänftigende Gestaltung der Dinge. Philoktet leidet unschuldig, gewiß, aber dem Leiden wird ein Ende gemacht, der Held erlangt volle Heilung und volle Genugtuung; Götterwille und Menschenwille finden sich in Eintracht zusammen, und die schöne Entwickelung des jungen Neoptolemos trägt wesentlich dazu bei, daß wir freudig gestimmt werden. Aber leidet nicht Antigone unschuldig? Ist dies nicht ein ungereimter, ungerechter Vorgang? Nein. So viel Elend die Jungfrau auch erleidet, sie ist doch viel mehr beneidens- als beklagenswert; sie ist ganz Begeisterungsaufschwung und eine so lichte, hoheitsvolle Gestalt, daß ihr auch der Tod von ihrer Erhabenheit nichts nehmen kann. Überdies siegt ihre gerechte Sache. Ganz deutlich tritt die poetische Gerechtigkeit im Ödipus auf Kolonos zutage. Der Dulder, der Entsetzliches erlebt hat, söhnt sich mit dem Götterwillen aus und gelangt zu wahrhaft göttlichem Frieden. Eine Ausnahme von der Regel, daß die Stücke einen befriedigenden Abschluß haben, macht allem Anschein nach der „König Ödipus". Hier sind es wirklich Angstgefühle bangster Art, die den Kern des tragischen Eindruckes bilden; hier spüren wir etwas von Weltdunkel und Welttiefe. Zweifellos liegt eine Schicksalstragödie vor, aber das Schicksal hat doch noch einen religiös-sittlichen Untergrund. Einmal ist es der Geschlechtsfluch, der die Nachkommen ins Verderben reißt, weil die Vorfahren gefrevelt haben. Sodann wird ein Zustand des Greuels beseitigt und für ein reineres Dasein der Boden geebnet. Weiter gewinnen wir die heilsame Überzeugung, daß der Mensch den Göttern gegenüber ohnmächtig ist und gut daran tut, diese Ohnmacht zu erkennen. Endlich gewährt der Anblick des armen Königs, der in Tränen ausbricht, für seine Töchter zärtlich liebend sorgt und einen edelgesinnten Freund findet, Besänftigung und Erhebung.

Wohl geht die Tragik des Sophokles bis auf die Knochen und in das Mark, und doch bietet er nicht das Tragische der niederdrückenden, sondern das der erhebenden Art, denn er zeigt, daß der Mensch größer ist als das Schicksal und auch im Untergange noch Sieger bleibt. Ein solches Verfahren aber erfüllt die Herzen der Jugend mit fröhlichem Lebensmut und begeisternder Hoffnung.

Einen besonders heilsamen Einfluß darf man sich drittens von der Ethik, von der religiös-sittlichen Anschauung des Sophokles versprechen. Ein Dichter soll keine Moral predigen, aber er soll

sittlich sein. Der Forderung, die Schiller stellt, daß die Bühne eine Schule praktischer Weisheit sei und den Geist der Nation hebe, entspricht kein Theater mehr als das der Griechen in ihrer Blütezeit. Wie das attische Drama aus einem religiösen Volksfeste hervorgegangen ist, so hat es den erbaulichen Charakter immer bewahrt. Auf keiner anderen Poesie aber liegt ein solcher Hauch religiöser Weihe wie auf der des Sophokles. Sophokles glaubt noch an seine Götter, der Wurm des Zweifels nagt noch nicht an seiner Seele. Die Götter sind groß und herrlich, gerecht und streng und doch liebreich und freundlich. Sie wollen das Gute fördern und dem Rechte zum Siege verhelfen. Den Hochmütigen strafen sie, dem, der sich unterwirft, wenden sie ihre Gunst wieder zu. So stehen die Sophokleischen Götter viel reiner und edler da als die des Homer vor ihm und die des Euripides nach ihm; ja, so edel ist die Frömmigkeit des Sophokles, daß man ihm eine nahe Verwandtschaft mit dem Geiste der christlichen Religion hat beilegen können.

Auf derselben Höhe steht des Dichters sittliche Weltanschauung. Recht ist Recht, Unrecht ist Unrecht, und beides wird nach Gebühr gewürdigt. Die ungeschriebenen Gesetze sind es, von denen die Besten sich leiten lassen. Die Tugend steht hoch im Preise und zeitigt die besten Früchte; vor allem wird die Tugend der Liebe mit ihren mannigfachen Ausstrahlungen in schöner Weise gepriesen.

Wie Sophokles ein Lehrer in religiösen und sittlichen Dingen ist, so gibt er auch die beste Anleitung zu philosophischer Betrachtung; in Metaphysik und Logik, in Ethik und Psychologie gewährt er Anregung und Aufschluß.

So ist Sophokles der Schöpfer der hoch gerichteten, stilvollen, harmonisch abgerundeten Tragödie, welche die Gedanken und Formen der Blütezeit griechischer Kultur am besten widerspiegelt; so begeistert er heute noch alt und jung, er mag nun gelesen oder aufgeführt werden; und so gehört er unbedingt in die Prima der drei höheren deutschen Schulen, und zwar in die humanistischen Anstalten im Urtext, in die realistischen in Übersetzungen; wir besitzen ja jetzt eine wahrhaft gute in der Verdeutschung von U. v. Wilamowitz.

Darauf teilt der Vorsitzende einen Antrag von Herrn Prof. Wotke-Wien und Genossen mit, dem die Versammlung zustimmt. Er lautet:

„Die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner spricht einer hohen Reichsregierung den ehrfurchtsvollsten

Dank aus für die auch in diesem Jahre der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte gewährte Subvention von 30 000 Mark zur Förderung der Forschung auf dem Gebiete der Studien-, Unterrichts- und Erziehungs-Geschichte in den Ländern deutscher Zunge. Sie bittet auch in Zukunft diesen Studien das gleiche Wohlwollen bezeugen zu wollen."

Sodann wird nach dem Vorschlag des Vorsitzenden eine Kommission gewählt, die die Verwendung des Weidmannschen Geschenks von 1000 Mark (vgl. Sitzung 1) bestimmen soll. Gewählt werden folgende sieben Herren: Die beiden Vorsitzenden der Versammlung, die Herren Geh. Räte Dittenberger und Fries, Geh. Rat Lipsius-Leipzig, Diels-Berlin, Leo-Göttingen und die Professoren Reitzenstein-Straßburg und Wissowa-Halle.

Dann sprach Prof. Dr. E. Sievers-Leipzig im Anschluß an frühere Mitteilungen[1]) über: **Ein neues Hilfsmittel der philologischen Kritik.**[2])

Alle menschliche Rede wird nur dadurch sinnvoll und verständlich, daß man die einzelnen Wörter der Sätze durch einen bestimmten Sinnesakzent bindet, der sich namentlich auf rhythmisch-melodischer Grundlage aufbaut. Jeder gesprochene und sinnvolle Satz hat daher, um vom Rhythmischen usw. abzusehen — auch seine bestimmte Satzmelodie. Solche Satzmelodien aber produziert nicht nur der laut Sprechende, sondern auch der nur in Sätzen Denkende, nur mit dem Unterschied, daß der letztere seine Satzmelodien bloß vorstellt, nicht zugleich auch für andere direkt wahrnehmbar macht. Um Geschriebenes verstehen zu können, muß demnach der Leser speziell auch fortwährend wieder Melodien zu den melodielosen Zeichengruppen der Schrift ergänzend hinzufügen, sei es laut sprechend, sei es auch wieder nur vorstellend. Bei dieser Ergänzungsarbeit verhalten sich die Leser verschieden. Während die eine Art geneigt ist, ihr eigenes subjektives Denken und Fühlen in das Gelesene hineinzutragen, reagiert die andere Art mehr instinktiv und naiv auf gewisse Reize, die, wie früher gezeigt wurde, in den geschriebenen Texten verborgen liegen. Durch fortgesetzte Reaktionsproben möglichst zahlreicher Leser der letzteren

1) E. Sievers: Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung, in dem Universitätsprogramm zum Rektoratswechsel der Universität Leipzig 1901, auch abgedruckt in Ostwalds Annalen der Naturphilosophie I 76 ff. und in Ilberg-Richters Neuen Jahrb. f. d. klass. Altertum, Geschichte und deutsche Literatur 1902. 1 Abt., Bd. IX, 53 ff.

2) Das Thema wird in Buchform ausführlich behandelt werden.

Kategorie, ja schließlich auch durch vorsichtige Selbstzucht beim reagierenden Einzellesen, ist es möglich, nach dem Prinzip der Konstanz in der Reaktion wenigstens innerhalb gewisser Grenzen die Melodietypen festzustellen, welche den schreibenden Autoren bei der Konzeption vorschwebten.

Diese Proben ergeben nun bei vielen Autoren eine ganz auffällige Vorliebe für gewisse melodische Typen, sowohl in der Prosa als besonders in der Poesie. Oft steigert sich diese Vorliebe geradezu zu völliger Gebundenheit der gewählten Typen, sei es innerhalb des einzelnen Werkes, oder in der Gesamtproduktion eines Schriftstellers. In solchen Fällen sind Störungen der Melodietypen, wie man an Überarbeitungen der Werke moderner Meister (z. B. denen mancher Goethischen Jugenddichtungen) zeigen kann, nachweislich oft die Folge von sekundären Eingriffen in den ursprünglichen Text.

Von diesem Standpunkte aus lassen sich nun melodische Störungen auch bei der Kritik von Erzeugnissen der älteren Literaturen vorteilhaft verwerten. Die mittelhochdeutsche Dichtung ist, wie mit Beispielen verschiedener Art belegt wird, ein besonders ergiebiges Feld für dieses Forschungsgebiet, weil die einzelnen mittelhochdeutschen Dichter durchgehends in ihrer Gesamtproduktion melodisch gebunden erscheinen. Aber auch manche antike Autoren zeigen ganz analoge Reaktionserscheinungen. Es ist daher zu erwarten, daß auch bei ihnen die kritische Forschung von dem neuen Erkenntnismittel wird Gebrauch machen können.

Dann spricht Prof. Dr. Br. Keil-Straßburg i. E. über das Thema: **Ein vergessener Humanist.**[1])

Carlo Valgoglio (Carolus Valgulius) ist gegen 1450 in Brescia geboren, seit etwa 1470 lebt er in Florenz. Ein Schüler von Johannes Argyropulos, gehört er zum Kreise des Angelo Poliziano und Marsilio Ficino, der mediceischen Akademie. 1475 finden wir ihn als semilector in Arezzo, seit 1481 ist er in Rom nachweisbar, zuerst im Dienste des Falco Sinibaldi, seit 1493 als Sekretär des Cesare Borgia; er steht in Verbindung mit der römischen Akademie. 1498 kehrte er nach Brescia zurück, erteilte (theoretischen) Musikunterricht, nahm Anteil am öffentlichen Leben der Kommune Brescia, wo er 1517 ermordet wurde. — Er übersetzte aus Plutarchs Moralia, aus Isokrates, Dio von Prusa und Aristeides, aus Cleomedes' *Κυκλικὴ θεωρία τῶν μετεώρων* und Arrians Epiktetea (anscheinend verloren), Anabasis, Indike. Ferner kennen wir

1) Der Druck des Vortrags in erweiterter Gestalt ist beabsichtigt.

aktuelle Schriften und Pamphlete für die Musik und in Angelegenheiten eines kommunalen Streites zwischen der Brescianer Stadtverwaltung und dem Klerus.

Redner weist zum Schluß wie auf die Fruchtbarkeit — die italienischen Bibliotheken bieten eine Fülle noch unverwerteten Materials —, so auf die Notwendigkeit des Studiums des Humanismus seitens der klassischen Philologen hin. Sie werden durch dieses Studium nicht bloß die Geschichte ihrer engeren Wissenschaft fördern, sondern auch objektives Material liefern zur Prüfung der neuen Ansichten und Hypothesen über die Stellung, welche der Humanismus im Werden und Wesen der Renaissancekultur eingenommen hat.

Zuletzt sprach Privatdozent Dr. R. Petsch-Würzburg über:

Chor und Volk im antiken und modernen Drama.[1])

Scherer behauptet in seiner Literaturgeschichte einen engen Zusammenhang zwischen dem Chor der „Braut von Messina" und ähnlichen Massengebilden in anderen Dramen Schillers, die wir unter dem Namen „Volk" zusammenfassen. Der Vortragende sucht auf einem raschen Gange durch die Weltliteratur des Dramas die Frage zu beantworten, ob zwischen dem Chor der Alten und den modernen Ensembleszenen tiefere Zusammenhänge historischer oder psychologischer Art vorhanden sind.

Beim modernen Dichter unterliegt die Einführung des Chors subjektiv-künstlerischem Ermessen, im Altertum war sie durch die Entstehung des Dramas bedingt und ward dauernd durch seine Bestimmung. Je reicher nun die Handlung bei den eigentlichen Spielern sich entfaltete, um so mehr mußte der Chor zurücktreten. Jeder der großen Tragiker aber fand sich mit ihm auf seine Weise ab, und Schlegels Wort vom „idealisierten Zuschauer, der dem empirischen voraus empfindet" schießt schon um seiner allgemeinen Fassung willen weit über das Ziel hinaus.

Die Tragödie bearbeitet die Heldensage, und der Chor setzt sich, was selbst die „Danaiden" nicht ganz verleugnen, aus Nebenfiguren, dem Gefolge der Helden, zusammen. Daraus ergeben sich für die geniale Intuition des Äschylos zwei wichtige Eigenschaften: unbedingte Dienertreue, die auch bei dem Unglücklichen (Prometheus) und Schuldigen (Perser) aushält, anderseits ein sehr geringes Maß von Aktivität, gerade hinreichend, um die Handlung hier und da durch Frage und Antwort, auch wohl durch erregte Wechselreden zu

1) Der Vortrag wird in den „Neuen Jahrbüchern" (Leipzig, Teubner) erscheinen.

beleben (Agamemnon), nirgends aber stark genug, um einen wirklich nachhaltigen Einfluß auf den Verlauf der Handlung auszuüben. Dem Helden gegenüber, der in der Verblendung die Gottheit herausfordert, spricht der Chor als unbeachteter Warner, tiefere Einsicht des Dichters in die Weltregierung des Zeus verkündend; am gewaltigsten klingen die Lieder im „Agamemnon", wo der Chor anfangs seine Verachtung vor der königlichen Buhlerin hinter Schmeichelreden verbirgt, dann aber, durch den Tod des Herrn aufgerüttelt, mit Donnerworten an die Rachegöttinnen appelliert, um sich doch schließlich in die neue Gewaltherrschaft zu fügen.

Mit unverhohlener Verachtung blickt Sophokles auf den Chor als die feige, verächtliche Masse herab, die der Heldin nur als Folie dient und in ihrer kühnen Äußerung persönlicher Religiosität eine schnöde Tat menschlicher Vermessenheit, in ihrem rührenden Abschied vom Leben eine unbegreifliche Umwandlung sieht oder bei Haimons Opfertod für das Recht ein Lied auf die Allmacht der Liebe singt, um schließlich bei Kreons sehr äußerlicher Bekehrung zum frohen Tanze aufzurufen; gerade jene Doppelheit des Innenlebens, in der die Charakterzeichnung des Dichters ihre Triumphe feiert, ist dem Chor mit seiner volkstümlich-geradlinigen, ungebrochenen Weltanschauung unbegreiflich. Höher denkt Euripides vom Volk, geringer von der Macht des Individuums. Die Grenzen verwischen sich. Auch hier, wie bei Äschylos allgemeine Betrachtungen, doch schweifen sie weit von der Handlung ab; das Wichtigste ist den Hauptpersonen in den Mund gelegt, ja diese selbst interpretieren nun ihr Gefühlsleben, während im älteren Drama der Chor doch wenigstens den Löwenanteil an der lyrischen Ausschöpfung der Situationen hatte.

Je mehr in der heldenmäßigen Einkleidung gesellschaftliche und familiäre Konflikte behandelt wurden, je individueller das Innenleben der Einzelpersonen verlief, um so mehr mußte der Chor überflüssig werden und, falls er überhaupt fortlebte, in der späteren Tragödie und der von ihr abhängigen mittleren und neueren Komödie zum bloßen Dekorationsstück werden.

Als solches wird er denn auch von den italienischen Renaissancedichtern in ihren klassizistischen Dramen, z. B. in der „Sophonisbe" des Trissino äußerlich sklavisch nachgeahmt; innerlich steht er so wenig in Verbindung mit der Handlung, daß manche Poeten den Text gar nicht ausdichten. Nur Pietro Arentino führt in seiner „Orazia" außer den allegorischen Zwischenaktsgesängen, in richtiger Würdigung antiker Chorgebilde

das römische Volk ein, das freilich, ungeschickt genug, unisono seinen Willen zu erkennen gibt.

In ähnlicher Weise entringt sich in Frankreich den klassizistischen Fesseln der Pléjadeästhetik, der steifen Chortechnik eines Jodelle usw. ein selbständiger Geist, wie Grévin mit seinem César, wo schließlich der Soldatenhaufe bei der Rede des Brutus eisiges Schweigen bewahrt, um dann dem Antonius zuzujubeln. Bei den eigentlichen Klassikern dagegen verbietet die höfische Sphäre ein Eindringen des Volkes, nur die Vertrauten, in gewissem Betracht ein Surrogat des alten Chors, verschaffen uns bei Corneille und Racine Einblick in die komplizierten Charaktere der Helden. Die noble und die belle passion durften ja auf ziemlich rasches Verständnis in diesen höfischen Kreisen rechnen; minder zugänglich waren sie religiösen Stimmungen, so daß die tragédie sainte des Racine (Esther und Athalie) wieder zum Chor als Vermittler zwischen Dichter und Publikum ihre Zuflucht nehmen mußte.

Ungleich volkstümlicher und darum selbständiger gegenüber den Ansprüchen der Klassizistik zeigte sich das spanische Drama. Das Volk bleibt sich seiner Würde bewußt und verteidigt sie gegen den hohen Adel, so daß Lope de Vega in seinem „Fuente Ovejuna“ eine aufrührerische Menge als eigentlichen Helden auf die Bühne bringen konnte. Auch hier war der Chor zum Volk geworden. Wie wenig er sich in der alten Form lebendig erhalten konnte, zeigen die schüchternen Versuche höfischer Dichter, z. B. Calderons „Eifersucht das größte Scheusal“.

In England haben Shakespeares Vorgänger, die sich von der streng klassizistischen Art entfernten, mit dem Chor nicht viel anzufangen gewußt. Zu Moralisationen braucht ihn Peele in „David and Bathseba“, als Lückenbüßer benutzt ihn Marlowe im „Faust“. Diese stolze Herrschernatur gewährte natürlich dem Volke keinen Eintritt in das politische Drama. Shakespeare tat den entscheidenden Schritt. Freilich bringt er, der den gemeinen Mann so liebenswürdig zu schildern weiß, der Masse als solcher keine Sympathie entgegen: In „Heinrich VI.“, „Julius Cäsar“ und „Coriolan“ — immer das plumpe, blinde, sinnlich-selbstsüchtige Gesindel, das dem größten Schreier folgt, der an seine Habgier, seinen Dünkel oder seine Tränendrüsen appelliert.

Erst unsere Klassiker sind darüber hinausgegangen. Für sie kommen weder die deutsche Renaissancedichtung des 16. Jahrhunderts noch die von den Holländern und Italienern abhängige Kunstrichtung eines Gryphius und Lohenstein, weder die wüste

Mischtechnik der Haupt- und Staatsaktionen noch Chr. Weises schüchterner Versuch der Massencharakteristik („Masaniello") noch auch Klopstocks Bardenchöre hauptsächlich in Betracht, sie stehen auf den Schultern Shakespeares; doch haben die Stürmer und Dränger zugleich bei Herder eine gewisse Hochachtung vor dem Volke erlernt, dessen Haltung in politischen Handlungen so oft den Ausschlag gibt.

Freilich, eine höhere Bedeutung hat Goethe der Masse niemals zugestanden, so liebenswürdig er sie auch z. B. im „Egmont" und im Osterspaziergang des „Faust" zu schildern weiß, anfangs die einzelnen Gestalten rund herausarbeitend, später in bequemerer, typisierender Technik. Immer ist das Milieu, in das der Held hineintritt, etwas ihm Fremdes, von dem er sich lossagt, das er überwindet, oder das ihn, wie der Bauernhaufe Götz von Berlichingen, zu sich herabzieht.

Nicht so schroff individualistisch zeigt sich Schiller. Für ihn finden zwischen der Gefühlswelt des einzelnen und der Massen fortwährende Übergänge statt. Die mahnende Stimme der Pflicht wie die lockenden Töne der Neigung finden ihren Widerhall in jenen Gruppen, aus denen sich die „Räuber", die Verschworenen im „Fiesko" oder das Heerlager Wallensteins zusammensetzen. Der Held fühlt sich von der Masse angezogen und glaubt sie seinen persönlichen Zwecken dienstbar machen zu können, bis sie ihm plötzlich als selbständiges Gesamtwesen entgegentritt, das ihn zu Fall bringt. Diese steten Übergänge zeigt nun der Chor der „Braut von Messina" gar nicht. Hier mußte Schiller um der grauen Theorie willen eine Schranke zwischen Herrschenden und Beherrschten errichten, die sonst seiner Kunst fremd ist. Und wenn auch der Inhalt der Chorgesänge sich nirgends über die „Lebensweisheit" des faulen und feigen Philisteriums erhebt — das „lyrische Prachtgewand" hindert uns doch oft genug an der richtigen Auffassung dieser Masse. Schiller hat das Experiment so wenig wiederholt, wie Goethe seine „Helena" wirklich als antikisierende Trimetertragödie zu Ende geführt hat.

Der griechische Chor hat sich überlebt, auf unserer Bühne ist er ein fremdes Gewächs und führt zur Halbheit und Inkonsequenz. Shakespeare hat uns die Wege gewiesen, die unsere Klassiker und nach ihnen die Dramatiker des 19. Jahrhunderts gewandelt sind, die Einführung des lebendigen Volkes in die politische Tragödie an Stelle des veralteten Chors.

Vierte allgemeine Versammlung

in der Aula der Universität.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903.

(Beginn 11 Uhr.)

Vorsitzender: Der zweite Präsident Geh. Rat Prof. Dr. D. Fries.

Zuerst erhielt das Wort Prof. Dr. O. Kern-Rostock.[1])

Er sprach über: **Die Landschaft Thessalien und die Geschichte Griechenlands.**

Der Vortragende hat Thessalien im Jahre 1899 zweimal im Auftrage der preußischen Akademie der Wissenschaften bereist, um neues Material für das von dieser vorbereitete corpus inscriptionum Thessalicarum (Inscriptiones Graecae IX 2) zu sammeln. Er betonte den ungeheuren Zuwachs an Inschriften seit Boeckhs Corpus, in dem nur 27 Nummern stehen; jetzt sind es nahezu 1500. Aber nicht den Gewinn für die Geschichte Griechenlands aus den thessalischen Inschriften stellt er hier in den Vordergrund. Ihm kommt es darauf an, nachdrücklich darauf hinzuweisen, was die Natur und die Ruinen des Landes noch heute den Historiker lehren. Thessalien ist ein von der reisenden Altertumsforschung schnöde vernachlässigtes Land, wie denn überhaupt beklagenswerterweise in der Gegenwart für die Landeskunde Griechenlands in dem Sinne von Ludwig Roß und Ernst Curtius, deren Namen auf einer Philologenversammlung in Halle mit dankbarem Stolz genannt werden müssen, wenig oder gar nichts geschieht. Hier trägt die sonst so rühmliche Entwickelung des deutschen archäologischen Instituts in Athen sicher einen Teil der Schuld. Wie kümmerlich die Kenntnis Thessaliens heute ist, wird an mehreren Beispielen nachgewiesen, z. B. an der Lage von Atrax, die noch jetzt unbekannt ist.

Der Vortragende greift dann einzelne Probleme heraus: Larisa Kremaste muß älter als die pelasgische Larisa sein. Die phthiotischen Achäer haben noch im sechsten Jahrhundert nordthessalischen Dialekt gesprochen, wie zwei Inschriften beweisen. Damit ist das von Ed. Meyer hervorgehobene ethnologische Rätsel gelöst. Auch aus Religion und Sage läßt sich beweisen, daß die phthiotischen Achäer, die mit der späteren Tetrarchie Phthiotis durchaus

---

1) Der Vortrag wird in den „Neuen Jahrbüchern" (Leipzig, Teubner) erscheinen.

nicht identisch sind, vom Norden her in die Othrysgegend und das Spercheiostal gewandert sind.

Die Einwanderung der Thessaler, durch die die Achäer nach dem Süden gedrängt sind, darf nicht als ein großer Kriegszug aufgefaßt werden. Sondern ganz allmählich, vielleicht in Jahrhunderten, sind die Thessaler von West nach Ost vorgedrungen; denn der unwegsame Pindos ist für eine große Heeresinvasion nicht geeignet. So haben auch zu allen Zeiten die Invasionen in Thessalien von Norden her stattgefunden. Die Thessaler haben den Zeus aus Dodona mit nach Thessalien gebracht: denn der Name des Zeus ist nirgends älter als in Dodona, wie Dione beweist. Der Name des dodonäischen Quellgottes ist dann dem auf dem Olympos verehrten Berggotte gegeben. Das sichtbare Bild dieses Gottes aber ist nach dem Vorbilde eines thessalischen Anakten geschaffen und hat als solches die ganze hellenische Welt erobert. Viele Lokalgötter, die vorzugsweise auf Bergen verehrt wurden, haben damals in Griechenland den Namen Zeus erhalten, alle nach dem Vorgange der Männer, die von Epirus her über das Pindosgebirge nach dem Osten kamen und den heimatlichen Gottesnamen Zeus mitbrachten. Parallelen dafür gibt es in der griechischen Religionsgeschichte zu Dutzenden. Denn nicht anders ist es in Kleinasien der Meter ergangen: die griechischen Einwanderer haben sie in Ephesos, Magnesia und vielen anderen Orten einfach mit ihrer Artemis identifiziert. Von Thessalien aus ist dann auch der Bergname Olymp in die anderen Landschaften Griechenlands und Kleinasiens gewandert.

Der Vortragende lehnt dann die Möglichkeit ab, daß die Ausgestaltung des Zeuskults dem Volksstamm zuzuschreiben sei, dem die alten Gräber und Burgen der sogenannten mykenischen Zeit angehören. Auf die Reste dieser Kultur, vor allem auf die neuentdeckte Burg bei Dimini wird näher eingegangen und die Frage nach der Lage von Iolkos erörtert. Dies gibt Veranlassung, die Entstehung der Argonautensage zu streifen und über die Heilgötterfamilie des Pelions nach H. Useners Vorgang zu sprechen. Dabei werden die Beziehungen Thessaliens zur See, vor allem zu Kreta energisch hervorgehoben. Die Burg von Dimini muß in ihrem Verhältnisse zu den Palästen von Knosos und Phaistos ebenso eingehend untersucht werden, wie es jetzt mit Troia, Tiryns und Mykene von Ferd. Noack geschehen ist.

Zum Schlusse wird noch auf Spuren der Dorer beim Tempetal und auf das am wenigsten erforschte Land der Perrhäber hingewiesen, für das der epigraphische Ertrag kein geringer war,

wie namentlich eine in der Nähe des Dorfes Zarkos vom Vortragenden gefundene Urkunde beweist, auf die Referent des näheren eingeht, weil in ihr sowohl ein *Πεῤῥαιβῶν νόμος* als auch ein *νόμος* der Ereikinier erwähnt werden. Danach wird wohl die aus Livius bekannte Stadt Ericinium nicht, wie auch auf H. Kieperts letzter Karte zu lesen steht, in der Nähe von Gomphoi gelegen haben, sondern viel mehr im Nordwesten, eben in der Nähe von Zarkos. Bei dem Namen Gomphoi wird auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, daß gerade dort (beim heutigen Mussaki) der Spaten noch viel Altertümer ans Licht befördern wird, wie denn auch dort das interessante Relief mit der Darstellung der Erkennungsszene aus der Odyssee, das C. Robert in die Kunstwissenschaft eingeführt hat, vom Vortragenden in dem Keller eines Hauses gefunden ist. Ebenda fand er eine den göttlichen Sternen dargebrachte Weihung. Er weist dabei noch auf andere Inschriften hin, welche zeigen, daß Sonne, Mond und Sterne den zur Zauberei wie kein anderer griechischer Volksstamm aufgelegten Thessalern oft der Gegenstand göttlicher Verehrung waren. Bei Krannon schrieb er z. B. eine Weihung an Helios ab.

Der Vortragende schließt mit einem Hinweis auf die gegenwärtige Lage Thessaliens und die Gefahren, die den Altertümern von den heutigen Bewohnern drohen, für die er ein markantes Beispiel aus Osun-Karalar anführt. Aber rühmend erwähnt er die segensreiche Tätigkeit unseres deutschen Konsuls in Volo, Dimitrios Zopotos, dem die Gründung eines Museums in Volo allein zu verdanken ist.

Der Vorsitzende teilt mit, daß Bestellungen auf die Aufnahmen, die ein hiesiger Photograph von Gruppen der Versammlung gemacht, beim Kastellan der Universität aufgegeben werden können.

Sodann erhält das Wort Prof. Dr. W. Meyer-Lübke-Wien zu seinem Vortrage über: **Die romanischen Personennamen in ihrer historischen Bedeutung.**

Haben die Römer im Gegensatz zu den anderen indogermanischen Völkern Europas schon in vorhistorischer Zeit die alten zweistämmigen Namen aufgegeben, so haben sie auch später gerade an den Namen nicht sonderlich festgehalten, vielmehr ist mit dem Untergang des Römerreiches das System ganz untergegangen, und die Namen sind fast nur insoweit geblieben, als das Christentum sie gerettet hat. Das System mußte untergehen, weil die Geschlechtsnamen immer nur in den höheren Schichten wirklich leben; für die Rufnamen aber ist die Mode maßgebend, die Mode, die einen irgendwie überlegenen als nachahmenswert erscheinen läßt, daher zur

Zeit des Überwiegens griechischen Einflusses die vielen griechischen, daher als die Germanen herrschten, die germanischen Namen. Ferner ist namentlich für Koseformen der Einfluß der Mutter von größter Bedeutung.

Abgesehen von Rumänien kennen auch Dalmatien, Rhätien germanische Namen gar nicht, in Sardinien sind sie sehr spärlich, umgekehrt leben hier viel mehr römische Namen, so in Rhätien Sejanus, Lucius, Tiberius.

Über Dalmatien hat Jireczek im ganzen Klarheit gebracht. Besonders bemerkenswert ist, daß die sicher slawischen Namen vorwiegend von Frauen getragen werden, und daß als Verkleinerungssuffixe neben lateinisch -ulu die slawische -ko, -itsa -ša erscheinen, die Kurzformen nur nach slawischer Art gebildet werden: Gabro (Gabriel), Sabo (Sabinus), Barte (Bartholomäus) usw.

Auf dem italienischen Festlande treffen wir die spätlateinisch-byzantinischen Namen, teils reingriechische, wie Eleutherius, Chrysoiohannes, Kyriamaria, teils Übersetzungen, wie Optimus neben Aristos, Vivus neben Zosimus, Cenapurus, Maskulinum zu Cenapura „(Freitag)“, als Übersetzung von Paraskeue, dem Namen einer Heiligen und der Bezeichnung des Freitags. — Gotische Namen fehlen ganz; ein Blandomirus, dessen zweiter Teil gotisch aussieht, ist als Bischof von Bari byzantinischer Herkunft, die Form byzantinische Wiedergabe von slawisch Wlademir. Wohl aber sind langobardische Namen ungemein zahlreich, dann hybride Formen wie Chrisistopertus, Forteramnus oder Übersetzungen wie Lupus. Das langobardische Kosesuffix -zo findet sich nur an germanischen, nicht an kirchlichen Namen: Albizzo. Eine jüngere Schicht ist endlich fränkisch: Ugo, dann die Bildungen auf -ieri aus -hari.

Ganz anders liegen die Verhältnisse auf der iberischen Halbinsel. Zunächst sind die iberisch-baskischen Namen auszusondern, wie Urraca aus baskisch urraca ‘Elster’, Velasco, portugiesisch Vasco zu baskisch bele ‘Rabe’. Die christlichen Namen sind selten, die germanischen durchaus gotisch, also -mir, -mud, gegenüber althochdeutsch -mar, -muot; so Gelvira, heute Elvira, das ein bibelgotisches Gailavera darstellt. Dann begegnet hier das gotische Kosesuffix -ila: Trudila u. dgl. Daneben stehen nun aber auch -mar-Namen, die vorläufig nicht geographisch zu umgrenzen sind, und zu deren Beurteilung die Verschwägerungen zwischen westgotischen und fränkischen Fürsten und der Name Gunthimar eines Westgotenkönigs in Betracht zu ziehen ist.

In Frankreich ließen sich ähnlich Franken im Norden, Burgunden im Osten, Westgoten im Süden unterscheiden. Aber die mächtigen Franken haben die gotischen -mir-Namen, die noch ums Jahr 1000 zahlreich waren, völlig vergessen lassen, so daß im 12. und 13. Jahrhundert auch Südfrankreich nur mehr -mar kennt.

Nach dem Schluß dieses Vortrages verliest der Vorsitzende die Antwort Sr. Majestät des Kaisers auf das Huldigungstelegramm vom 7. Oktober (s. Festbericht).

Sodann teilt der Vorsitzende einen Antrag der vereinigten philologischen, archäologischen, historisch-epigraphischen Sektionen auf schnelle Veröffentlichung der Papyri des Erzherzogs Rainer mit, den die Versammlung ohne Debatte annimmt. Er lautet:

> Die vom 7. bis 10. Oktober d. J. in Halle a. S. tagende 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hat in ihrer Plenarsitzung am 10. Oktober auf Grund eines von den vereinigten philologischen, archäologischen und historisch-epigraphischen Sektionen an sie gestellten Antrages beschlossen, einem Hohen K. K. Ministerium für Kultus und Unterricht nachstehende Bitte zu unterbreiten.
>
> Es ist ein anerkanntes wissenschaftliches Bedürfnis, daß die aus Ägypten erworbenen Papyrusurkunden ehetunlichst im Wege der Veröffentlichung der allgemeinen Benutzung zu philologisch-historischen Forschungszwecken zugänglich gemacht werden, und die rasche Veröffentlichung der Urkunden erscheint so wichtig, daß selbst eine Ausgabe ohne eingehende Erläuterung des Inhalts der einzelnen Texte einer bis ins einzelne erläuternden Edition dann vorzuziehen ist, wenn die letztere, wie es fast stets der Fall ist, nur unter Aufwendung eines größeren Maßes von Arbeitszeit, also in einem späteren Zeitpunkt hergestellt werden kann.
>
> Nachdem die Texte der vor etwa fünfundzwanzig Jahren durch die Anweisung Sr. Kaiserlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Rainer von Österreich erworbenen, überaus reichen und wertvollen Papyrussammlung, welche, wie verlautet, derzeit mit der K. und K. Hofbibliothek in Wien vereinigt ist, bisher nur zum kleinsten Teile im Druck veröffentlicht sind, macht sich das bezeichnete Bedürfnis gegenüber dieser berühmten Sammlung, deren Besitz zu den wissenschaftlichen Ruhmestiteln Österreichs gezählt werden darf, seit geraumer Zeit in gesteigertem Maße geltend.

Angesichts dessen hält die Philologenversammlung sich für verpflichtet, an das K. K. österreichische Unterrichtsministerium heranzutreten und im Vertrauen auf das seitens dieser hohen Behörde so vielfältig bewiesene wohlwollende Verständnis für die Aufgaben und Interessen der Wissenschaft dem genannten hohen Ministerium die ehrerbietige Bitte zu unterbreiten,

> dasselbe wolle gütigst bei den mit der Verwaltung der vormals Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Herrn Erzherzog Rainer gehörigen Papyrussammlung betrauten Behörden seinen Einfluß dahin geltend machen, daß die Texte dieser Sammlung in Bälde der wissenschaftlichen Forschung durch Publikation zur Benutzung anheimgegeben werden mögen.

Darauf erstatteten die Vorsitzenden der einzelnen Sektionen den gewohnten Bericht über deren Tätigkeit; es sprachen Prof. Dr. Wissowa für die philologische, Direktor Dr. Rausch für die pädagogische, Prof. Dr. Robert für die archäologische, Prof. Dr. Strauch für die germanistische, Prof. Dr. Wilcken für die historisch-epigraphische, Prof. Dr. Wiese für die romanistische, Prof. Dr. Wagner für die englische, Prof. Dr. Brugmann für die indogermanische, Prof. Dr. Prätorius für die orientalische und Prof. Dr. Wangerin für die mathematische Sektion.

Sodann erstattete der Vorsitzende Bericht über die Beratungen der Kommission für die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Einladungen waren eingelaufen von Hamburg und Salzburg. Für Hamburg sprach namentlich, daß 1905 gerade 50 Jahre verflossen sein würden, seit man dort zum erstenmal getagt hatte. Danach schlug man als Ort für die 48. Versammlung Hamburg vor, die 49. aber solle dann in einer österreichischen Stadt — jedoch nicht in Wien — tagen.

Der Vorsitzende erteilte darauf das Wort Herrn Prof. Dr. Bormann-Wien, der die Einladung nach Salzburg überbracht hatte. Dieser zog seinen Antrag zugunsten des Kommissionsvorschlags zurück, und so erhielt dann Herr Direktor Prof. Wegehaupt das Wort, um die Einladung Hamburgs zu überbringen. Das tat er in herzlichsten Worten; er erklärte, daß sich Hamburg mit Kiel verbinden werde und schlug vor, zum ersten Präsidenten Herrn Schulrat Prof. Dr. Brütt-Hamburg, zum zweiten Herrn Universitätsprofessor Dr. P. Wendland-Kiel zu wählen.

Mit lautem Beifall nahm die Versammlung diese Vorschläge sämtlich an.

Danach ergriff der Vorsitzende, Geh. Rat Fries, das Wort, um mit dem Danke an Teilnehmer und Vortragende das Abschiedswort zu sprechen. Er führte aus:

Wir stehen am Schluß unserer Verhandlungen, und es erübrigt nur noch, daß ich nach altem Herkommen als zweiter Vorsitzender im Namen der leitenden Ausschüsse allen Anwesenden für ihre zahlreiche und anhaltend rege Beteiligung, im Namen der Versammlung den Herren Vortragenden für die reiche und gewiß nachwirkende Anregung, die sie uns gegeben, den wärmsten Dank ausspreche, sodann aber ein Abschiedswort an Sie richte, das — Ihnen allen nach so vielem Hören gewiß erwünscht — den Vorzug der Kürze haben soll.

Wir dürfen, denke ich, mit Befriedigung und Genugtuung auf die verflossenen Tage zurückblicken. Ihr Inhalt birgt reiche Frucht für Geist und Gemüt. Wurden uns in den allgemeinen Sitzungen von Gelehrten ersten Ranges wichtige Ergebnisse ihrer Forschung vorgeführt, die weit über die Kreise der Fachgenossen hinaus Interesse beanspruchen — unser Blick schweifte über Griechenland nach Rom, durch das deutsche Mittelalter in die Humanistenzeit und zu Friedrich August Wolf —, wurde in den Sektionssitzungen auf jedem einzelnen Gebiete, sonderlich auch auf dem pädagogischen den unsere Gegenwart bewegenden Fragen gründlich nachgegangen, so bot sich hinwiederum in freien Stunden, bei zwanglosem Zusammensein willkommene Gelegenheit zu persönlichem Verkehr und Gedankenaustausch, zur Wiederbelebung früher geknüpfter, werter Beziehungen, und unser Vergnügungsausschuß sorgte an seinem Teile mit anerkennenswerter Bemühung und erfinderischem Sinne für Erquickung der Seele und Genuß.

Soll ich den allgemeinsten und weitreichendsten Gewinn bezeichnen, den diese Gemeinschaftstage meines Erachtens uns gebracht, so erblicke ich ihn in dem engen Zusammenleben und Zusammenwirken von Gelehrten und Schulmännern, denen sonst auf ihren getrennten Arbeitsfeldern das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in höherem Sinne schwinden, hier aber aufs neue und aufs deutlichste in den Beziehungen des Gebens und Empfangens der Wert eines Zusammenhaltens vor Augen gerückt werden muß. Zwar unmittelbar ist dies als Zweckbestimmung in den vielmehr rein wissenschaftlich gefaßten Statuten unserer Versammlung nicht ausgedrückt, und die pädagogische Sektion, zuerst 1845 in Darmstadt abgezweigt, hat erst durch die Berliner Statuten vom Jahre 1850 offizielle Anerkennung erhalten, aber schon unter den Gründern waren doch Männer wie Ahrens, Kohl-

rausch und Thiersch der praeceptor Bavariae, und die Frucht, an die ich denke, mußte sich naturgemäß von selbst ergeben, das hat einer der treuesten Teilnehmer, Eckstein, dankbar bezeugt, als er 1867 in Halle einen geschichtlichen Rückblick gab. „Diese Versammlungen", sagte er, „sind mir eine große Lebensfreude und ein wahres Herzensbedürfnis; stets sind wir aus ihnen gekräftigt, gehoben, getröstet auseinandergegangen." Und Schrader, dessen ehrwürdige Gestalt uns noch vergönnt ist in unserer Mitte zu erblicken, auch für uns das grande decus columenque rerum, einst Ecksteins treuer Genosse, würde einstimmen in dieses innig empfundene Lob.

Von solcher Rückwirkung der Wissenschaft auf die Schule, von der fruchtbringenden Verbindung von Wissenschaft und Praxis zu reden, dürfte kaum ein Ort geeigneter erscheinen, als unser Halle, denn wenn von einer Universität, so darf von der alma mater Fridericiana gerühmt werden, daß sich der Einfluß ihrer Dozenten auf das höhere Schulwesen in hervorragendem Maße erwiesen hat; schon allein der Name Friedrich August Wolfs stellt die Tatsache in das hellste Licht. Und von den Franckeschen Stiftungen, deren Verdienst einst Bernhardys beredter Mund auf dem 25. Philologentage gepriesen, darf man nicht nur wie dieser behaupten, daß sie mit der Universität im Verbande und in steter Wechselwirkung geblieben, daß sie von ihr stets frische Lehrkraft empfangen und ihrerseits praktisch geübte Lehrer an andere Schulen abgegeben haben, sondern man muß es auch bezeugen, daß aus ihren Kollegien infolge der aufs günstigste sich darbietenden Anregungen der Universität je und je Dozenten hervorgegangen sind, die ebenso als Gelehrte wie als akademische Lehrer geglänzt haben. Ich erinnere nur an Bergk, Keil und Eckstein.

Aber freilich, die Zeiten, wo die Gelehrsamkeit auch in den Reihen der höheren Lehrerschaft eine Stätte hatte, sollen — so sagt man — jetzt vorüber sein. Männer wie Meineke am Joachimthal und Bonitz am grauen Kloster — fuerunt! Kein Geringerer als Fr. Paulsen hat das behauptet, aber doch können wir sein Urteil in dieser Allgemeinheit nicht als richtig anerkennen, denn die Beteiligung an der wissenschaftlichen Arbeit hat unter uns nie gänzlich geruht und ruht auch jetzt nicht; das läßt sich beweisen und ist auch in diesen Tagen hier unter uns in Vorträgen und Festschriften zur Erscheinung gekommen. Indessen eine Verminderung im Vergleich zu früheren Zeiten mag zugegeben werden, das ist begründet einmal in den gegen früher so stark veränderten Zeitverhältnissen, die auch die Lehrerwelt mehr zur Teil-

nahme am öffentlichen Leben hindrängen, hauptsächlich aber in der stetig fortschreitenden und nicht aufzuhaltenden Spezialisierung der wissenschaftlichen Forschung, die jedem, der nicht ganz im Zuge und in ununterbrochener Benutzung der literarischen Hilfsmittel bleiben kann, das Mitarbeiten schwierig macht und eine bloß gelegentliche Beteiligung eigentlich überhaupt ausschließt. Von dieser Regel gibt es nur wenige Ausnahmen, in unserer Provinz vorzugsweise etwa Pforta, dessen stille, klösterliche Abgeschiedenheit von jeher der Einkehr der Musen günstig gewesen ist.

Unsere preußische Unterrichtsbehörde hat nun in neuerer Zeit durch mehrfache Maßnahmen ihre Absicht bekundet, die wissenschaftliche Bedeutung des Standes zu heben, um ihm innerhalb der Gelehrtenwelt Achtung und Beachtung zu sichern. Sie fördert seine wissenschaftliche Fortbildung unausgesetzt, sonderlich auf den Gebieten der Archäologie, der neueren Sprachen und der Naturwissenschaft. Durch Einreihung in die wissenschaftlichen Prüfungskommissionen setzt sie ihn in direkte Berührung mit den Fachgelehrten und betraut ihn mit einer verantwortlichen Aufgabe, die zu eigener Vertiefung auffordert. Sie hat endlich seit einem Jahre mit dankenswertester Bereitwilligkeit eine namhafte Summe „zur Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen an den höheren Lehranstalten“ in den Kultusetat eingestellt, deren Verwendung eine freie, nach den Umständen sich richtende sein soll, sei es, daß ein Lehrer Ermäßigung seiner Stundenzahl oder Urlaub begehrt, um in der erforderlichen Muße größere Bibliotheken und Archive zu benutzen, oder daß sie ihm eine Beihilfe zu Studienreisen gewährt oder die Veröffentlichung einer wissenschaftlichen Arbeit durch einen staatlichen Beitrag ermöglicht.

Damit wird eine freudige Aussicht eröffnet. Denn wenn es auch noch nie an Lehrern gefehlt hat, welche die Befriedigung wissenschaftlicher Neigungen mit gewissenhafter Pflichterfüllung in ihrem Amtsleben zu vereinigen wissen, so ist doch diese Doppelleistung aufreibend, und man geht auch nicht von anspannender Lehrtätigkeit sofort über zu dieser edelsten und vornehmsten relaxatio animi. Die Berufsarbeit hintenanstellen wird niemand wollen, auf ihr muß ja gerade das Schwergewicht ruhen bleiben; auch einer Halbheit und Geteiltheit reden wir nicht das Wort, wo man mit dem einen Fuß in der Wissenschaft, mit dem anderen in der Praxis steht und keine Verbindung beider Gebiete zu finden weiß. Aber diese sind gar keine sich abstoßenden Pole, denn ein gründlich arbeitender Lehrer fühlt sich immer wieder zum Einblick in den Stand der Wissenschaft aufgefordert, ebenso fließt

aus dem wissenschaftlichen Otium etwas hinüber in die Praxis von Erfrischung und Anregung, und Paulsen hat ganz recht, wenn er sagt, „es gibt nichts, was die Widerstandskraft gegen die niederziehenden Momente, die ja keinem Berufe fremd sind, mehr stärkt als ein fortdauerndes Interesse an der Wissenschaft“.

Welcher Lehrer dächte bei den niederziehenden Momenten nicht an die oft beklagten *τρία κάππα κακά*: Korrekturen, Censuren, Konferenzen, notwendige Dinge, auch von innerem Werte, deren Erledigung aber bei aller Hingebung doch ermüdend wirkt, so daß die Seele sich dann gleichsam nach einem erquickenden Bade sehnt, wie es ihr wissenschaftliche Muße bieten kann. Auch was der Lehrer sonst in dem oft aufreibenden Unterrichtsgeschäft an Heiterkeit des Gemütes, an Gleichmaß der Stimmung etwa einbüßt, er mag es wiederfinden, wenn ihn stille Versenkung in wissenschaftliche Fragen dem alltäglichen Treiben entrückt und Frieden in die Seele gießt. Es ist dann, als wenn man einen sicheren Schatz im Herzen trägt, der von äußerer Unbill unberührt bleibt: man fühlt sich erhaben über kleinliche Auffassung, urteilt und entscheidet besonnener über Fragen des Unterrichts und der Erziehung. Ja man wird weiser, indem man wissenschaftlich arbeitend der Wahrheit nachspürt; nach Goethes Ausspruch ist „die Weisheit nur in der Wahrheit“.

Wir haben also alle Ursache, unserer Unterrichtsverwaltung dafür dankbar zu sein, daß sie den Anregungen, die in dieser Hinsicht auf der Junikonferenz des Jahres 1900 namentlich von v. Wilamowitz ausgingen, so rasch und wohlwollend Folge gegeben hat; wir versprechen uns davon reiche Frucht für die so zu wissenschaftlicher Arbeit Berufenen, ferner für die Kollegien, denen sie angehören, endlich für die Schulen, an denen sie wirken, und somit für das ganze höhere Schulwesen unseres Vaterlandes. Aber wir begrüßen auch jede andere Förderung und Belebung wissenschaftlichen Sinnes in unseren Kreisen mit freudigem Dank, und darum noch einmal der vertrauensvolle Wunsch: Möge auch aus den Verhandlungen unserer Versammlung in dieser Beziehung ein reicher Segen hervorgehen und sich weithin verbreiten.

Und nun das Lebewohl, das vale, das ich Ihnen zurufe, ist triste in dem Sinne, daß wir Sie, die Davoneilenden vermissen und daß wir nach schönen eindrucksvollen Tagen zunächst eine schmerzliche Leere empfinden werden, aber doch auch ein freudiges in dankbarer Erinnerung an die genossene Gemeinschaft und in der Hoffnung auf ein Wiedersehen.

Ich erkläre die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen. Wir gehen der 48. Versammlung in Hamburg entgegen.

Zuletzt ergriff noch Herr Geh. Rat Prof. Dr. Uhlig-Heidelberg das Wort zu einer kurzen Schlußbemerkung. Er sagte:

Meine Herren! Es wird uns dankbare Erinnerung von seiten Halles zugesichert. Aber die zu danken haben, das sind wir! Wenn ich es wage, da kein anderer sich im letzten Augenblick unseres Zusammenseins erhebt, diesem Dankgefühl Ausdruck zu geben, so mag zu weiterer Entschuldigung dienen, daß ich einer von den doch wohl recht wenigen bin, die schon an der Haller Philologenversammlung vom Jahre 1867 teilgenommen haben. Wer nun in der Lage ist, das Damals und das Diesmal zu vergleichen, kommt gewiß zu dem Ergebnis, daß, so herrlich es vor 36 Jahren war, es doch jetzt in manchem Betracht, nach Anlage und Ausführung, noch herrlicher gewesen ist; und das verdanken wir vor allem unserem verehrten Oberpräsidium und den verschiedenen Unterpräsidien. Und stellen wir die Stadt Halle von damals und die von heute einander gegenüber, so springt in die Augen die Wandlung eines nur durch einige ältere Bauwerke interessanten Ortes in einen Platz, den eine Fülle glänzender öffentlicher Bauten und geschmackvoller Privathäuser ziert. Eines aber ist geblieben, das häufig weicht, wo der Glanz einzieht, der herzliche Sinn der Bewohner, von dem wir mehr als einen Beweis, einen unvergeßlichen besonders gestern abend empfangen haben. Doch vergessen wir nicht einer dritten Quelle unseres hiesigen Wohlseins. Wenn wir mit ihr nicht begonnen haben, könnten wir nach dem *ἐκ Διὸς ἀρχώμεθα* sogar eines *ὕστερον πρότερον* geziehen werden. Wir sind, meine ich, im höchsten Grade auch dem Jupiter pluvius verpflichtet, der vor den Tagen des Kongresses sich nur zu oft in diesem Herbst ausgesprochen, aber während dieser Festwoche, abgesehen von einer nächtlichen Äußerung, an sich gehalten hat. Diesem Jupiter bringen wir für seine Enthaltsamkeit, dem Präsidium für seine aufopfernde Tätigkeit, der Stadt Halle für ihre glänzende Gastfreundlichkeit unseren herzlichsten Dank dar. (Beifall.)

Dies Lob stieg dem alten Heidengotte freilich zu Kopf, denn während der Redner noch sprach, begann der Oktoberwind bedenklich um die Aulafenster zu pfeifen, und Wolken bezogen den Himmel. — So schloß der wissenschaftliche Teil der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle a. S.

Philologische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung

im Auditorium IX des Universitätsgebäudes.

Mittwoch, den 7. Oktober, 2 Uhr nachmittags.

Zu Vorsitzenden werden auf Vorschlag des Geh. Regierungsrates Prof. Dr. F. Leo (Göttingen) durch Akklamation die bisher provisorisch fungierenden Obmänner Prof. Dr. G. Wissowa-Halle und Gymnasialdirektor Propst Dr. K. Urban-Magdeburg gewählt, zu Schriftführern die Herren Prof. Dr. R. Holland-Leipzig und Dr. A. Klotz-Leipzig. Die Zahl der in die Listen eingetragenen Teilnehmer der Sektion betrug 308.

Zweite Sitzung

im Auditorium IX des Universitätsgebäudes.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903, 9 Uhr vormittags.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wissowa.

Prof. Dr. H. v. Arnim-Wien sprach: **Über die neue Theorie der Daktylo-Epitriten.**

Während nach der älteren Auffassung die daktylo-epitritischen Strophen aus daktylischen Kola (hauptsächlich Tripodien mit oder ohne Auftakt) und aus schweren trochäischen Dipodien zusammengesetzt sind, werden sie von der neuen Theorie, die in der Pindarausgabe von Otto Schröder und in etwas modifizierter Form auch in der Bakchylidesausgabe von Blaß zugrunde gelegt ist, als Ioniker aufgefaßt. Als Formen des Ionikers, die in diesen Strophen zugelassen werden, ergeben sich durch Zerlegung des Kolon – – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ – fallender Ionikus und Choriamb, durch Zerlegung des Kolon – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – – Choriamb und steigender Ionikus, und aus den sogenannten Epitriten – – ⏑ × als retardierter fallender und × ⏑ – – als retardierter steigender Ioniker. Vereinzelt kommt daneben die reine trochäische Dipodie – ⏑ – ⏑ vor. Der Vor-

tragende untersucht diese Theorie in ihrem Verhältnis zu den allgemeinen theoretischen Grundlagen der griechischen Metrik und zur antiken Theorie. Ihre Möglichkeit hängt von den Grenzen ab, die der Beweglichkeit des ionischen Fußes gezogen werden müssen, wenn er überhaupt ein besonderes, von anderen verschiedenes Versmaß sein soll. 1. Der Gesamteindruck des Verses auf ein rhythmisch gebildetes Ohr entscheidet, ob er als ionisch gelten darf. Es muß sich der spezifisch ionische Rhythmus, d. h. der Rhythmus des reinen Ionikus, als vorherrschend geltend machen. Dies ist in den daktylo-epitritischen Strophen nicht der Fall. 2. Die Möglichkeit der neuen Theorie hängt vor allem davon ab, ob die Iktustheorie beizubehalten ist. Sie wäre nur möglich in einer iktuslosen Metrik. Der Vortragende sucht zu zeigen, daß die Annahme eines dynamischen Momentes neben dem mensuralen in der griechischen Rhythmik sowohl durch die empirischen Tatsachen des griechischen Versbaues gefordert werde, als auch in der Lehre des Aristoxenos vom *ἄνω* und *κάτω μέρος* des Taktes implizite enthalten sei. Bezeichnen aber diese Ausdrücke einen dynamischen Unterschied und ist die Iktuslehre in diesem Sinne beizubehalten, so ergibt sich für die Beweglichkeit des ionischen Fußes eine weitere Beschränkung, nämlich die Unmöglichkeit, fallende und steigende Füße innerhalb desselben Kolon zu vereinigen. Es macht die neue Theorie unmöglich, daß sie durchaus genötigt ist, diese Vereinigung anzunehmen. 3. Wo, wie beim Ionikus, eine weitergehende Beweglichkeit als die durch Auflösung und Zusammenziehung bedingte zugelassen wird, indem noch die Anaklasis hinzutritt, d. h. eine Verschiebung von Ikten, kann sich diese Verschiebung nur auf die Nebenikten, nicht auf die Hauptikten beziehen, da sonst ein durch alle Takte durchgreifender Rhythmus überhaupt nicht vorhanden wäre. Diese Auffassung sucht der Vortragende durch eine Analyse der von Hephästion in den Kapiteln über Ioniker, Choriamben und Antispasten vorgetragenen Theorie der *ἐπίμικτα* sicherzustellen. Es ergibt sich nämlich die bedeutsame Tatsache, daß alle *ἐπίμικτα* Hephästions, die er in jenen vier Kapiteln bespricht, nicht nur die gleichen Abstände der Hauptikten wahren, sondern überhaupt rhythmisch identisch sind. Wie die reinen Ioniker mit Choriamben und Antispasten eine *ἐπιπλοκή* bilden, indem sie sich nur dadurch unterscheiden, daß aus der gleichen rhythmischen Reihe ein anderes Stück herausgeschnitten ist und sich infolgedessen, wenn man vom Anfang der Reihe aus mißt, verschieden geformte Zähltakte ergeben, so bilden auch die *ἐπίμικτα* in demselben Sinne eine *ἐπιπλοκή*. Ist dies richtig, so

kann niemals der Choriamb als Vertreter des Ionikus auftreten und überhaupt nicht ein Fuß derselben ἐπιπλοκή für den anderen. Solche Füße sind nach der antiken Theorie einander antipathisch, weil durch ihre Verbindung die gleichen Abstände der Hauptikten aufgehoben werden. Von hier aus läßt sich die neue Theorie widerlegen, weil sie auf der Zulassung des Choriambus als Stellvertreters des (steigenden oder fallenden) Ionikus beruht. Hephästion hält zwar bekanntlich eine μῖξις κατ' ἀντιπάθειαν für möglich und erklärt durch sie eine Reihe der wichtigsten lesbischen Liedermaße. Aber gerade diesen Teil seiner Theorie müssen wir als im schlechten Sinne bloß metrisch und den rhythmischen Tatsachen nicht gerecht werdend verwerfen. Selbst wenn wir eine μῖξις κατ' ἀντιπάθειαν überhaupt für möglich halten, können wir sie doch bei Pindar nicht glaublich finden, da ein von Takt zu Takt eintretender rhythmischer Taktwechsel dem feierlichen Charakter dieser Poesie widerspricht und in die orchestischen Evolutionen eine unleidliche Unstetigkeit gebracht haben würde. 4. Auch die Auffassung der Formen – – ⏑ ⨯ und ⨯ ⏑ – – als retardierte Formen des fallenden und steigenden Ionikus ist unhaltbar, da nicht selten diejenigen Längen aufgelöst werden, die nach dieser Auffassung durch Retardierung entstanden sind, also als irrationale Längen unauflösbar sein müßten. Auch widerspricht es dieser Auffassung, daß für – ⏑ – – öfter der reine Ditrochäus – ⏑ – ⏑, nie aber, was man viel eher nach jener Auffassung erwarten sollte, der reine Ionikus ⏑ ⏑ – – eintritt. 5. Ein weiterer Einwand gegen die neue Theorie ist, daß sie uns nötigt, dieselbe Silbenfolge, wenn sie sich innerhalb derselben Strophe wiederholt, verschieden zu rhythmisieren. 6. Auch fügen sich die gar nicht seltenen daktylischen Tetrapodien und Pentapodien nicht ohne Gewaltsamkeit der ionischen Messung. 7. Die freiere Behandlung des Versmaßes im achten nemeischen und im dreizehnten olympischen Liede läßt sich mit der daktylischen Messung, durch Anwendung der in den äolischen Daktylen herkömmlichen Freiheit des ersten Taktes, vereinigen, nicht aber mit der ionischen Messung.

Diesen Beweismomenten gegenüber kann man sich auf die in den Pindarscholien und in anderen metrischen Scholien begegnende ionische Analyse solcher Verse nicht berufen, weil diese Scholien bloß metrisch im schlechten Sinne sind, die falsche Kolometrie der Handschriften als Grundlage nehmen und überhaupt kein annehmbares Prinzip der Analyse folgerichtig durchführen.

Die weiter noch beabsichtigten Ausführungen des Vortragenden unterblieben wegen der vorgerückten Zeit.

In der Diskussion hob Prof. Dr. F. Blaß-Halle hervor, daß die vom Vortragenden bekämpfte Theorie nicht die seinige sei, indem er selbst nie die Daktylo-Epitriten mit den Ionikern in Verbindung gebracht habe, und entwickelte kurz seine Auffassung der Daktylo-Epitriten, besser Enhoplien, als aus dem Hexameter durch besondere Rhythmisierung (2 × 6 in jedem Kolon) hervorgegangen.

Auch Prof. Dr. Otto Schröder-Berlin vermochte in der soeben zum Scheitern gebrachten Theorie die seine nicht wiederzuerkennen. Er bat, gegenüber der ihm zugeschriebenen Messung Pind. Olymp. III – ⏑ ⏑ ⏒ ⏑ ⏑ ⏒ – und gegen den Vorwurf eines unerhörten Taktwechsels sich auf die Bemerkung beschränken zu dürfen, daß die nun einmal nicht wegzuleugnende (von dem Herrn Vortragenden leider kaum berührte) Freiheit der Responsion und die sich daraus ergebenden historischen Konsequenzen ihn gerade zur Beseitigung des früher immerfort eintretenden Taktwechsels geführt haben. Er rezitierte nach seiner Analyse die Strophe Pind. Olymp. XII mit der Bitte, darauf zu achten, ob das Ohr Taktwechsel wahrnehme.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. F. Leo-Göttingen hob hervor, daß die *ἐπιπλοκή* wahrscheinlich nur ein Versuch zur systematischen Darstellung der gleichsilbigen Metra sei, bezweifelte das Nichterscheinen der choriambischen Anaklasis des steigenden ionischen Metrons, während sie für das fallende kaum nachweisbar sei, und betonte die Unmöglichkeit, die ursprüngliche Natur des daktyloepitritischen und anderer Maße auszudeuten, solange die Beobachtung unter historischen Gesichtspunkten unzureichend sei.

Der Vortragende konstatierte in seinem Schlußworte mit Bezug auf die Bemerkung des Geheimrats Leo, daß er die antike Theorie vor der *ἐπιπλοκή* nicht für adäquat, sondern für den mangelhaften theoretischen Ausdruck wirklicher Tatsachen halte, und antwortete auf die Frage des Herrn Prof. Schröder, ob er in seinem Vortrag der pindarischen Strophe Taktwechsel bemerkt habe, verneinend, glaubte aber in dieser Rezitation nicht ionische, sondern daktylotrochäische Rhythmisierung herausgehört zu haben. Auf weiteres Eingehen in die von den Vorrednern gemachten Einwände verzichtete er wegen der vorgerückten Zeit.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. F. Marx-Leipzig: **Über die metrische Komposition des XXVIII. und XXIX. Buches des Lucilius.**[1])

---

1) Die Abhandlung erscheint in den Prolegomena der Ausgabe des Lucilius, Lips. 1904.

Der Vortragende behandelte die Komposition des Werkes des Nonius, dessen schichtenweise Entstehung, und erörterte die Individualität der einzelnen *servi litterati*, denen Nonius die Exzerpierung der Autoren seiner Bibliothek übertragen hatte. Als Illustration von Kap. XIII wurde das Mosaik von Medeina herangezogen. Die Anordnung der Bruchstücke der verlorenen Autoren hängt ab von der Anordnung der exzerpierten Bücher: ist diese eine rückläufige, wie oft bei Lucilius, so sind die Bruchstücke gleichfalls in rückläufiger Anordnung zu ordnen; an Horaz, Ciceros Briefen u. a. wurde die Methode klargelegt, eine Erklärung dieser Erscheinung aus der antiken Buchform versucht und der Grad der Zuverlässigkeit und Sicherheit bestimmt, für Lucilius erhärtet aus Non. p. 405, 11—16. Für Buch XXIX ergibt sich mit Sicherheit aus p. 240—248 und p. 36 die Anordnung: 'Septenar Senar Hexameter Septenar Senar' und mit Wahrscheinlichkeit die Anzahl von 5 Satiren, ein ähnliches Resultat für Buch XXVIII. Der letzte Vers aus XXVII p. 37 stand zu Anfang des Buches und enthielt die Widmung an Scipio: *te Publi* (*item populi* codd.) *salute et fictis uersibus Lucilius quibus potest impertit totumque hoc studiose et sedulo.*

In der Debatte fragte Geh. Regierungsrat Prof. Dr. H. Diels-Berlin, ob die von hinten beginnende Exzerption des Nonius nicht leichter durch eine mit den oben liegenden letzten Zetteln des Exzerptors anfangende Benutzung des Materials erklärt werden könne.

Der Vortragende bemerkte, daß er die Frage lange erwogen habe, aber doch dieser Ansicht nicht beitreten könne. Die Zeit verbiete hier weitere Erläuterung seiner Ansicht.

Zum Schlusse sprach Prof. Dr. Bruno Keil-Straßburg i. E. über **Longinfragmente.**[1])

Es wird die Authentizität der Longinexzerpte bei Spengel Rhet. Gr. ^{2}I 2, 212 erhärtet und mit ihrer Hilfe unter Hinzunahme sonstiger Longinüberlieferung erwiesen, daß die stilkritischen Partien in den Viten des Antiphon, Lysias und Demosthenes bei Phot. Bibl. cod. 259, 262, 265, welche den entsprechenden Viten des Ps.-Plutarch fehlen, aus Longin geflossen sind. Zum Schlusse wird als eine der Konsequenzen, welche sich aus der erweiterten Kenntnis longinischer Stilkritik ergeben, hervorgehoben, daß das Urteil des Longin über Demosthenes in einem wichtigen Punkte in striktem Widerspruche zu dem Urteile des Verfassers der

1) Der Vortrag wird in weiterem Zusammenhange in einer Zeitschrift gedruckt werden.



Schrift περὶ ὕψους steht: jener spricht dem Redner Ethos zu, dieser ab. Dieser kann also nicht Longin sein.

Dritte Sitzung

(Sitzung der vereinigten philologischen, archäologischen und historisch-epigraphischen Sektion)
im Auditorium XVIII des Seminargebäudes.

Freitag, den 9. Oktober 1903 (9 Uhr vormittags).

Vorsitzende:

Prof. Dr. Wissowa, Prof. Dr. Robert, Prof. Dr. Wilcken.

Prof. Dr. F. Noack-Jena hielt einen durch die Vorführung zahlreicher Lichtbilder erläuterten Vortrag über **Die Paläste von Knosos und Phaistos.**

Es ist hier nicht möglich, den im wesentlichen beschreibenden Vortrag, ohne die Ansichten und Pläne, die ihn als Projektionsbilder begleiteten, ausführlich wiederzugeben. Eingehender konnte auch in dem zeitlich fest begrenzten Vortrage nur der von Evans freigelegte Palast von Knosos geschildert werden. In einer fast unscheinbaren, auf natürlichen Schutz verzichtenden Lage bietet sich der Palast mit seinen mehr als 120 Räumen als eine weitläufige Residenz großen Stiles dar. In dem von den beiden großen Höfen, dem langgestreckten Zentralhof und dem schon außerhalb des Palastes liegenden Westhofe, eingeschlossenen Palastteil treten die Magazine mit ihren riesigen Pithoi und den in den Fußboden eingebauten Geheimfächern, die beiden Kammern mit den Doppelaxtpfeilern, der Baderaum mit dem steinernen, strengstilisierten Lehnstuhl hervor. Andere Reste, darunter auch ein großes, vom Westhof durch einen eigenen Korridor zugängliches Propylon, weisen auf ein jetzt verschwundenes Obergeschoß. Die Möglichkeit, es wenigstens in seinem Hauptteile, dem Empfangssaal mit dessen Nebengemächern, zu ergänzen, ist gegeben, seitdem Halbherr und Pernier den Palast von Phaistos aufgedeckt haben. Denn dessen Glanzstück ist gerade der in seinen Grundlinien noch deutlich erkennbare Repräsentationssaal, zu dem in ganzer Breite eine imposante Freitreppe von 12 Stufen emporführt. Nach seinem Muster darf man auch über den nördlich von jenem Propylon in Knosos erhaltenen Souterrainräumen den Hauptsaal rekonstruieren. Beidemal führt an seiner Rückwand eine Hintertreppe hinab zum Binnenhof, um den sich die Wirtschaftsräume und die intimeren Wohngemächer gruppieren. Wenn auch in Phaistos die einstige

Existenz eines ausgedehnteren Obergeschosses, das für einzelne Teile bewiesen oder beweisbar ist, nicht ausgeschlossen ist, so wird es doch von Knosos übertroffen durch eine konstruktiv sehr interessante und überraschende mehrstöckige Anlage. Durch sie hat man den Ostabhang des Palasthügels erst richtig ausgenutzt. Von drei noch nachweisbaren Stockwerken liegt erst das dritte, oberste, im Niveau des Binnenhofes. Treppenhäuser im modernen Sinne des Wortes vermitteln die Kommunikation. Geschickt verteilte Lichtschächte, der Wetterbeständigkeit wegen im Gegensatz zu den anderen Räumen aus massiven Quaderwänden gebaut, und Fenster bringen in Treppenhäuser und die unteren Stockwerke genügende Helligkeit. Und doch hat eine Reihe kleiner Fayenceplättchen, die von dem Stadtbild eines größeren Mosaiks stammen, gezeigt, daß ein solcher, für die damalige Zeit überraschender Stockwerkbau auch bei den Privathäusern durchaus üblich war. Während das oberste Geschoß fast nur aus den Niveauverhältnissen erschlossen werden muß, sind vom mittleren größere Reste, so eine Anlage für Ölgewinnung, plattenbelegte Korridore, Türschwellen und Fußbodenteile, erhalten; am meisten natürlich vom Erdgeschoß. Bewunderung verdient das zu drei Viertel erhaltene Treppenhaus, das zu ihm hinabführt. Sein Nachbarraum ging als Lichtschacht, von dreigeschossigen Galerien an zwei Seiten umgeben, durch alle Stockwerke hindurch. Die größte Überraschung aber hat in diesem Teile des Palastes der Nachweis eines regelrechten Klosetts mit teilweiser Wasserspülung gebracht, gewiß das stärkste Zeugnis für die Kulturhöhe seiner Bewohner.

Die in beiden Palästen gleichartigen Prinzipien der Raumbildung und Raumverbindung, durch die sich diese kretische Baukunst scharf von derjenigen der griechischen Anaktenhäuser (Tiryns, Mykenae, Arne, Troia) scheidet, konnten nur kurz berührt werden. Der Vortragende darf hierfür auf seine inzwischen erschienene Studie über „Homerische Paläste“ verweisen.

Von dem Aussehen, dem Leben und der Religion der Bewohner dieser Paläste erzählen die farbenreichen Reste der Wandgemälde und die kleinen Bildchen der geschnittenen Steine und Tonsiegel. Sie verbinden sich mit den stilistisch übereinstimmenden älteren „mykenischen“ Funden aus Griechenland zu gegenseitiger Erklärung. Zu dem Fang der wilden Stiere auf dem Vafiobecher treten hier die Szenen richtiger Stiergefechte mit männlichen und weiblichen Toreros. In langen Prozessionsbildern zogen Männer und Frauen in Lebensgröße auf. Zu dem mitsamt dem feinprofilierten Kopfe

erhaltenen Oberkörper eines Jünglings tritt jetzt — ein prächtiges Toilettenstück — der Unterkörper einer Frau in der bunten, aus den kleineren Denkmälern bekannten Hose, ein Freskofragment aus der italienischen Ausgrabung von H. Triada bei Phaistos. Das Bild einer Tänzerin beweist, daß die Frauen für den Oberkörper sich nicht bloß auf Bauschärmel beschränkten, sondern außerdem ein feines Hemd trugen, eine Beobachtung, die auch für die Miniaturdamen des Tempelfreskos gelten wird.

Höher aber als alle diese Funde ist die kleine Hauskapelle einzuschätzen, die jetzt im Südosten des Palastes freigelegt ist. Die Kultgemeinschaft des stierköpfigen Gottes, dem die Hörnersymbole und die Labrys, die Doppelaxt heilig sind, mit Ariagne, der „Hochheiligen" von Knosos, für die sich der Vortragende in der angeführten Studie u. a. auch auf die sogenannten Aphroditetempelchen aus den mykenischen Schachtgräbern (mit den Tauben auf den Ecken) berufen hatte, sie wird hier durch den Augenschein bestätigt: auf der kleinen Estrade im Hintergrund stehen zwei Hörnersymbole mit je einem Loch in der Mitte zur Aufnahme der Doppelaxt, die bei dem einen sogar noch daneben liegt, und dabei unter mehreren kleinen Terrakottafiguren auch die einer weiblichen Gottheit mit der Taube auf dem Kopfe, die wiederum die mykenischen Bildchen der nackten Göttin mit den Tauben ins Gedächtnis ruft. Das Labyrinth aber kann nur das Heiligtum dieses Gottes mit dem Stierkopf und der Labrys und seiner göttlichen Gefährtin Ariagne gewesen sein. Ein Abbild davon müssen wir in dem bescheidenen Bildchen von Knosos und in den viel flüchtigeren mykenischen Goldplättchen erkennen.

In Kreta müssen wir jetzt die Heimat dieser so orientalisch prächtigen und doch nicht orientalischen Kultur und Kunst erkennen. In den total verschiedenen Anaktenhäusern Griechenlands hat sie die ihr fremden Räume nur geschmückt und ihre Bewohner eine Zeitlang beeinflußt und beherrscht. Gleichwohl werden wir ihr doch nur dann gerecht, wenn wir einen starken, man kann nur sagen, hellenischen Grundzug in ihr anerkennen. Das wird sich dann nur so erklären lassen, daß das Volk, das auf Kreta diese Kultur schuf, in seiner Vergangenheit einmal von derselben Art wie die vordorische Bevölkerung Griechenlands gewesen war.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. E. Bethe-Gießen über

Die trojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik.[1])

1) Der Vortrag wird in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Leipzig, Teubner, 1904" veröffentlicht werden.



Wie ich vor zwei Jahren auf der Straßburger Philologenversammlung (vgl. „Neue Jahrbücher für das klassische Altertum" VII 657ff.) gezeigt, spiegeln nur wenige junge Stücke der Ilias die Kolonisationsbestrebungen der Äoler in der Troas und Thrakien, die meisten und wichtigsten Heldenkämpfe haben ihren eigentlichen Schauplatz im Mutterlande, wie z. B. Achill-Hektor, Menelaos-Alexandros, Aineias-Diomed.

Die Unterliegenden finden wir in der Troas wieder, besonders Hektor und Aineias in Kult und Stammbäumen dortiger Fürstengeschlechter. Keiner aber der vielen Achäer ist in der Troas in gleicher Weise nachweisbar bis auf einen: Aias. Sein Grab mit Tempel und Statue ist dort bei Rhoiteion bis tief in die Kaiserzeit verehrt. Auch in der Sage nimmt Aias — denn die zwei Aias Homers sind ursprünglich nur einer — eine besondere Stellung ein: Feind den Troern, und doch nicht Freund der Achäer.

Erst durch Dörpfelds abschließenden Bericht über die trojanischen Ausgrabungen und Brückners Beitrag (Troia und Ilion 1903) ist mir die Bedeutung dieser Tatsachen verständlich geworden. Das homerische Troia — die VI. Schicht — ist um 1200 zerstört, aber bald oder sofort wieder besiedelt worden, jedoch als offener Ort, also von der nahen Burg des Eroberers aus beherrscht, der Athena Ilias geweiht, der stets nach mykenischem Ritual Kuhopfer gebracht und noch lange lokrische Mädchen aus dem Stamme des Aias gesandt wurden.

Wer ist der Eroberer Troias und Stifter dieses Kultes um 1200? Aias. Denn Athena Ilias ist die Göttin des Aias, wie das lokrische Mädchenopfer und die Aias-Kassandralegende zeigt. Ilias heißt die Göttin von seinem Vater Ileus-Oileus, deren Identität durch antike Gelehrte belegt ist (s. Hesiodi frg. 116 Rzach[2]), ursprünglich Vileus. Nach ihm heißt das alte Troia auch Ilion, und dessen Eponym Ilos. Ferner zeigt es des Aias Grabkult bei Rhoiteion am Ausfluß des Skamander.

Diese Stelle war der tödliche Punkt für Troia, weil sie Troias Zugang zum schon damals verkehrsreichen Hellespont und nach Europa hinüber beherrscht. Wer hier saß, mußte mit Troia auf Tod und Leben kämpfen. Sie ist auch der strategische Punkt für einen landenden Feind.

Die sich aufdrängenden Einwände halten nicht Stand, z. B. nicht Aias habe Troia erobert; aber die Iliupersis ist Phantasiegebilde fast ohne Gehalt. Oder Athena sei nicht erst durch den Eroberer Aias nach Troia gekommen, da sie schon in Z und in der kleinen Ilias (Palladionraub) als troische Göttin ge-

nannt werde; aber der Bittgang der Troerinnen zur Athena in *Z* ist sehr jung, der Palladionraub eine argivische Sage. Endlich Athena stehe in der Ilias dem Aias nicht bei; aber das ist nur ein Beweis für das hohe Alter der Aiaslieder.

Bereits durch Reichel-Robert ist das aus der mykenischen Wappnung und Kampfesweise des Aias erwiesen.

Die alte Ilias kennt Aias und Athene nur vor, nicht in Troia, gibt aber die Kämpfe um Troia wieder, ein echtes Heldenlied. Der Gegner des Aias ist eigentlich nur Hektor. Immer wieder werden beide gegeneinander aufgeführt. In der Schlacht um Mauer und Schiffe ist Aias der einzige Verteidiger. Achill zürnt und *Λ* hat schleunigst Agamemnon, Diomed, Odysseus, Machaon, Eurypylos leicht verwunden lassen. Warum? Aus Scheu vor alter Überlieferung, die nur Aias allein als Kämpfer um die Schiffe kennt. Dieser ist gedacht eben bei Rhoiteion, wo des Aias Heiligtum am Strande lag. Hier haben wir den Nachklang wirklicher Geschichte.

Die Eroberung Troias dürfen wir nicht in alten Heldenliedern erwarten. Denn sie stellen das Ringen der Völker als Zweikämpfe ihrer Fürsten oder Heroen dar; fällt der eine, so ist seine Stadt wehrlos und dem Sieger verfallen. Nur den Sieg des Aias über Hektor müssen wir erwarten. Die Ilias gibt ihn sogar doppelt in *H* und besonders in *Ξ* 402 ff. Beidemal ist von späterer Hand die Rettung Hektors durch Apoll eingefügt. Ursprünglich hat zweifellos Aias den Hektor erschlagen.

Die Aiaspartien, zumal der Kampf um die Schiffe, sind der alte in der Troas gewachsene Kern der Ilias. Um sie haben die Äoler ihre Heldenlieder herumgelegt, voll Begierde, selbst die Troas zu erwerben.

Nach einer kurzen Diskussion, an der sich die Herren Prof. Dr. Eduard Meyer-Berlin, Prof. Dr. O. Seeck-Greifswald, Gymnasialdirektor Prof. Dr. P. Cauer-Düsseldorf und der Vortragende beteiligten, sprach Dr. B. P. Grenfell-Oxford über den **zweiten Oxyrhynchosfund.**

Nachdem er und Dr. A. S. Hunt in den Jahren 1899 bis 1903 im Faijum und später in Hibeh eine sehr reiche Sammlung ptolemäischer Papyrus erworben hatten, nahmen sie im Februar 1903 die Ausgrabungen zu Oxyrhynchos wieder auf. Im Jahre 1897 war es nötig gewesen, alle die verschiedenen Schutthügel zu untersuchen; diesmal aber beschränkten sie die Arbeit auf zwei große Hügel, welche sie systematisch in sechs Wochen bis zu einer Tiefe abgruben, wo die Erde für die Er-

haltung von Papyrus zu feucht war. Nach einer kurzen Skizze der Arbeitsmethoden, die bei einer Papyrusausgrabung zu befolgen sind, gab der Vortragende eine Zusammenfassung einiger der wichtigsten Resultate des zweiten Fundes, die im vierten Oxyrhynchosband im Juni 1904 erscheinen sollen. Unter den theologischen Texten des dritten Jahrhunderts befindet sich ein Bruchstück einer Sammlung von Sprüchen Jesu, im Stil sehr ähnlich den 1897 entdeckten „Logia". Die Sprüche sind größtenteils unbekannt, einer indes kam auch im Hebräerevangelium vor. Die neuen Logia sind nicht so gut erhalten wie die vorigen, geben aber die Einleitung zur ganzen Sammlung. Vielleicht ist ein Zusammenhang zwischen dem Papyrus und dem alten Thomasevangelium vorhanden. Ein zweites Bruchstück stammt aus einem nichtkanonischen Evangelium und geht teils mit der Bergpredigt, teils mit einem bekannten Zitat aus dem Ägypterevangelium parallel. Unter den anderen theologischen Texten befinden sich große Stücke aus der Genesis (in der Übersetzung der Septuaginta) und dem Hebräerbriefe, sowie noch ein libellus eines libellaticus aus Decianischer Zeit. Die Urkunden des vierten Bandes stammen teils aus dem ersten Jahrhundert v. Chr., teils aus den ersten drei nachchristlichen Jahrhunderten. Der Vortragende erwähnte einige der interessantesten: zwei Bittschriften an die Kaiser Septimius Severus und Caracalla von Aurelius Horion, einem hohen Beamten, der gewisse wohltätige Einrichtungen im Oxyrhynchitischen Gaue zu gründen wünschte, mit den Antworten der Kaiser, und einen Lehrlingskontrakt mit einem Tachygraphieschreiber. Endlich kam er auf die Reste von klassischer Literatur. Abgesehen von den Stücken, die schon vorhandenen Schriftstellern angehören, z. B. Homer, Hesiod, Sophokles, Apollonios Rhodios, Theokrit, Herodot, Thukydides, Xenophon, Demosthenes, Aischines und Isokrates, befinden sich unter den neuen Erwerbungen 1. die Reste zweier Oden (die eine ist ein *παρθένειον*, die andere epinikisch) für Aioladas, den Vater des Pagondas, wahrscheinlich von Pindar gedichtet; 2. das Argument des *Διονυσαλέξανδρος* des Kratinos, eine amüsante Verdrehung des Mythos des trojanischen Krieges, worin Dionysos die Rolle des Paris spielt; 3. ein zum Teil neues, zum Teil aus einem Stobaeuszitat bekanntes Stück aus dem *προτρεπτικός* des Aristoteles; 4. ein Fragment eines vielleicht im vierten Jahrhundert verfaßten philosophischen Dialogs, worin die Tyrannen Peisistratos und Periander vorkommen. Ebenso unerwartet wie willkommen ist ein lateinischer Text auf der Vorderseite des Hebräerbriefes, der einen neuen chronologisch geordneten Auszug aus Livius 37—40 und

48—55 enthält. 8 Kolumnen sind erhalten, aber durch Lücken stark beschädigt. Wahrscheinlich ist der Auszug von einem Grammatiker im zweiten Jahrhundert abgefaßt. Der Papyrus ist ein wichtiger Zuwachs zu den geringen Quellen für den Zeitraum von 150—137 v. Chr., und bringt neue und wertvolle Nachrichten, besonders über den spanischen Krieg und einige Ereignisse der inneren Geschichte. Die Ausgrabungen zu Oxyrhynchos werden Anfang Dezember wieder aufgenommen werden und dürften noch mehrere Winter fortdauern.

Im Anschluß an den Vortrag, für welchen Prof. Dr. U. Wilcken-Halle Herrn Dr. Grenfell den besonderen Dank der Versammlung aussprach, richteten die Vorsitzenden der drei vereinigten Sektionen ein Begrüßungstelegramm an Grenfells treuen Arbeitsgenossen Dr. A. S. Hunt-Oxford. Ferner brachte Prof. Dr. O. Seeck-Greifswald eine die Veröffentlichung der Papyrus Erzherzog Rainer betreffende Resolution ein in dem Sinne, es sollten die zuständigen Behörden ersucht werden, eine schnelle Publikation der Texte zu veranlassen, nicht aber damit so lange zu warten, bis alle Fragen der Ergänzung und Herstellung eine abschließende Lösung gefunden hätten. Prof. Dr. E. Bormann-Wien erklärte, daß er stets im Sinne des von der Resolution als wünschenswert Bezeichneten gewirkt habe, ohne den erstrebten Erfolg zu erreichen; in neuerer Zeit beständen indes einige der früher obwaltenden Schwierigkeiten nicht mehr, da die Papyrus-Sammlung in den Besitz der K. K. Hofbibliothek übergegangen sei; er empfiehlt Annahme der Resolution. Nachdem Prof. Dr. Seeck dazu kurz bemerkt hat, daß es ihm ferngelegen habe, eine Anklage gegen die Wiener Gelehrten zu erheben, beschließt die Versammlung (mit allen gegen eine Stimme), die Vorsitzenden mit der Ausarbeitung einer im Sinne der Resolution gehaltenen Eingabe an den österreichischen Herrn Unterrichtsminister zu beauftragen, die alsdann der Gesamtversammlung zur Annahme unterbreitet werden soll (s. oben S. 43).

Vierte Sitzung

im Auditorium IX des Universitätsgebäudes.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903 ($8^1/_2$ Uhr vormittags).

Vorsitzender: Gymnasialdirektor Propst Dr. Urban.

Prof. Dr. A. Gercke-Greifswald erhält vor Eintritt in die Tagesordnung das Wort zu einer kurzen Darlegung, in welcher er sich gegen den zum Übelstande gewordenen Brauch wendet, be-

rühmte Gelehrte bei Geburtstagen und Jubiläen durch Festschriften zu ehren, und die aus diesem Brauche erwachsenen Schäden schildert; eine von ihm eingebrachte Resolution: „Die philologische Sektion der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erklärt es für wünschenswert, daß die Sammelschriften zu Ehren berühmter Männer bald außer Übung kommen", wird ohne Diskussion angenommen.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. W. Kroll-Greifswald über **Cicero und die Rhetorik.**[1])

Der Vortragende wies darauf hin, daß Cicero in seinen rhetorischen Schriften der eigenen Erfahrung nur wenig verdankt, aber auch Aristoteles und Isokrates, die er scheinbar als seine Quellen bezeichnet, kommen als solche nicht in Betracht. Vielmehr erblickt er selbst das Eigentümliche seiner rhetorischen Ansichten in Gedanken, die er in der Akademie gehört hatte; und zwar scheint derjenige, dem er sie hauptsächlich verdankt, Antiochos von Askalon zu sein. Es ergibt sich, daß dieser mit Rücksicht auf sein römisches Zuhörerpublikum der Rhetorik starke und bei einem Akademiker besonders auffallende Konzessionen machte. Jedoch hat sein Versuch, selbst in die rhetorische Theorie einzugreifen, keine Nachwirkung gehabt.

Daran schloß sich der Vortrag des Gymnasialdirektors H. Guhrauer-Wittenberg über **Altgriechische Programm-Musik.**[2])

Der Vortragende stellt zunächst fest, was man unter Programm-Musik zu verstehen habe, nämlich, wie R. Wagner sagt, diejenige Musik, welche „überschriftlich bezeichnete dramatische Vorgänge durch bloße Verwendung musikalischer Ausdrucksmittel der Einbildungskraft vorzuführen sucht". Er erörtert sodann die Frage, inwieweit die Musik überhaupt Ausdrucksmittel besitze, um eine derartige Aufgabe zu lösen, und kommt zu dem Ergebnisse, daß diejenige Musik am ersten imstande sein werde, die Vorstellung bestimmter Handlungen und Vorgänge zu erwecken, welche 1. am meisten die bloßen Mittel der Tonmalerei verwendet (der onomatopoetischen und der konventionellen), 2. nicht Individual-Handlungen „malen" will, sondern Gattungs-Handlungen und Vorgänge, und 3. deren „Programm" den Hörern am meisten bekannt ist. Nachdem er hierauf die Hauptsätze rekapituliert hat,

1) Der Vortrag erscheint im Dezemberheft der „Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum. Leipzig, Teubner."

2) Der Vortrag wird im Programm des Melanchthon-Gymnasiums Wittenberg 1904 veröffentlicht werden.



die für die Beurteilung aller Fragen die griechische Musik betreffend maßgebend bleiben müssen (die Instrumente sind einfach; die griechische Musik ist in erster Reihe Gesangs- und im wesentlichen unisono Musik), berichtet er über das berühmte Aulos-konzert des „Pythischen Nomos“ und sein Programm. Es sei anzunehmen, daß, wie in diesem Nomos, so in allen instrumentalen Solostücken ein bestimmter Inhalt habe dargestellt werden sollen. Dies sei möglich gewesen, weil der griechische Instrumentalsolist hauptsächlich durch tonmalerische Mittel zu wirken suchte (die der modernen Programm-Musik keineswegs genügen können), und weil den Hörern das Programm bis in alle Einzelheiten genau bekannt war, so daß es sich nicht darum handelte, neue Vorstellungen erst zu erwecken, sondern schon vorhandene zu illustrieren. Das Ergebnis der ganzen Untersuchung war in der Hauptsache: Alle selbständige griechische Instrumentalmusik war Programm-Musik; den Schritt zur sogenannten „absoluten“ oder „reinen“ Instrumentalmusik haben die Griechen überhaupt noch nicht getan.

Prof. Dr. R. Reitzenstein-Straßburg hielt einen Vortrag: **Zur theologischen Literatur des Hellenismus.**

Wie sich die Verschmelzung orientalischen und griechischen Denkens auf religiösem Gebiet vollzog, können wir nur in einem Lande, Ägypten, verfolgen, weil uns hier aus nationaler wie aus griechischer Zeit theologische Schriften erhalten sind. Aus letzterer besitzen wir 1. ein einheitliches etwa unter Diokletian zusammengestelltes Corpus von 18 Schriften verschiedenen Alters, 2. die lateinische Übersetzung einer weiteren, sowie umfassende Bruchstücke bei Stobaios und den Kirchenvätern, 3. umfangreiche Nachbildungen in der astrologischen und alchimistischen Literatur. Der Grundtypus dieser Schriften (zunächst Spruchliteratur, Visionen, Predigten) geht bis mindestens in frühptolemäische Zeit zurück; ihre Einkleidungen zeigen, daß wir es mit einer Art priesterlicher Literatur zu tun haben, die sich allmählich präzisiert und im Gemeindegebrauch beständig umgestaltet; ihre Wirkung können wir in Phönizien, Phrygien, den Euphratländern und vor allem im Judentum nachweisen. Sie wird Trägerin einer allgemein hellenistischen Theologie, die, allmählich mehr und mehr von der Philosophie beeinflußt, doch in ihrer Grundvorstellung von ihr unabhängig ist.

Diese Grundvorstellung ist die einer fortwirkenden Offenbarung (nicht wie in dem strengen Judentum einer mit der Großzeit des Volkes abgeschlossenen Offenbarung). Sie schafft eine Art Propheten-

tum. Es ist die Religion des *Νοῦς*, aber des als Offenbarungsgeist gedachten *Νοῦς*. Ziel ist *μαθεῖν τὰ ὄντα* oder *τὴν τῶν ὄντων φύσιν*, aber erreicht wird es in der *μεγίστη θέα*, der Vision, die durch ein Mysterium herbeigeführt wird; es ist ein Schauen Gottes (*γνῶσις θεοῦ*) oder eine Vereinigung mit Gott. Dieser ekstatische Grundzug, der sich zum Teil schon in der nationalen Literatur zeigt, begegnet uns ebenso in den ältesten Resten hellenistischer Theologie, welche die *αὐτοπτικὴ κλῆσις* der Gottheit lehren, wie in den jüngsten christlichen Berichten über ägyptische Religion. Er spiegelt sich im Zauber in der *λῆψις δαίμονος παρέδρου*, deren Gebete sich selbt in den Papyri durchaus nicht immer auf Gewinnung einer *δύναμις* beschränken, sondern sich auch auf Erlangung der *γνῶσις*, Befähigung eine Gemeinde zu sammeln und zu lehren, richten.

Die theologische Literatur zeigt, wie aus diesem schrankenlosen Subjektivismus der Synkretismus erwächst und z. B. ein Prophet etwa im ersten Jahrh. n. Chr. die offizielle Lehre der Ptahpriester in Memphis mit einer persischen oder babylonischen Lehre vom Gotte Anthropos verbindet, um durch die neugebildete Lehre die Menschheit zu erlösen. Sie beweist ferner, daß in den so sich bildenden Gemeinden das Prophetentum Kulteinrichtung bleibt und sich für die Weihe eine Art halbliturgischer Form bildet, die wir auch im christlichen Gnosticismus wiederfinden. Sie zeigt endlich, daß die Stellung dieser Propheten auch im Heidentum allmählich wächst (der Prophet wird *θεός*, *υἱὸς θεοῦ* oder *πνεῦμα θεῖον*) und lehrt uns so, daß Strömungen, die wir bisher nur in der christlichen Kirche verfolgt haben, der allgemeinen Religionsgeschichte angehören.

Wie weit diese Theologie, indem sie eine Anzahl ursprünglicher Religionsvorstellungen mystisch deutete und ausgestaltete, dem Christentum vorgearbeitet hat, muß besonders eine Untersuchung der Sprache der frühchristlichen Literatur zeigen. Hier hat die Philologie der Theologie Handlangerdienst zu tun. Die Frage nach dem Verhältnis des Christentums zum Hellenismus muß auf Grund reicheren Materials wieder aufgenommen werden.

Den Schluß machte der Vortrag des Privatdozenten Dr. A. Heisenberg-Würzburg: **Zum byzantinischen Roman.**[1])

Die erzählende Dichtung der Byzantiner stellt an die Forschung noch eine Reihe ungelöster Fragen. Die schwierigsten

1) Ist in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1903, Nr. 268 u. 269 unter dem Titel: „Belisar und Ptocholeon" erschienen.

sind die Fragen nach der Herkunft der Sagen und Märchen und nach dem Verhältnis der verschiedenen uns überlieferten Redaktionen. An zwei Beispielen möchte ich zeigen, daß die Fragen nicht unlösbar sind.

Die Sage vom blinden Belisar ist in Europa durch Marmontels Roman (1767) populär geworden. Seine Darstellung beruhte auf dem venetianischen Volksbuch, das zuerst 1548 (vielleicht schon 1525) gedruckt wurde. Diese Fassung enthält 997 gereimte Fünfzehnsilber. Eine kürzere Version (556 ungereimte Fünfzehnsilber) veröffentlichte W. Wagner 1873, die Bearbeitung des rhodischen Dichters Emmanuel Georgillas hatte Giles 1843 bekannt gemacht (840 Fünfzehnsilber). Der gemeinsame Inhalt ist folgender: Belisar umgibt im Auftrage Justinians Konstantinopel mit Mauern. Von den Höflingen verleumdet, wird er eingekerkert. Als die Feinde ins Land brechen, wird Belisar auf Wunsch des Heeres an die Spitze gestellt, besiegt die Feinde und nimmt ihre Burg, das *κάστρον τῆς Ἐγγλητέρας*, mit Sturm, wobei zwei Brüder Alexios und Petraliphas sich auszeichnen. Später wird Belisar abermals des Hochverrats beschuldigt und geblendet. Bald dringen die Sarazenen ins Land, aber Belisars Sohn Alexios besiegt sie. Nach Beendigung des Krieges kommen fremde Gesandte, welche Belisar zu sehen verlangen. Da tritt der Blinde unter sie und bettelt um Almosen. Die Abfassungszeit der Dichtung ist mit Recht in das Zeitalter der Paläologen verlegt worden, denn die Höflinge, deren Namen genannt werden, spielen erst in der letzten Zeit der byzantinischen Geschichte eine Rolle. Die Entstehungszeit der Sage liegt noch im dunkeln. Der Name des heldenmütigen Brüderpaares Petraliphas wird bei den Historikern der Paläologenzeit nicht genannt. Dagegen berichtet Niketas Akominatos, daß im Normannenkriege vom Jahre 1149 bei der Belagerung von Corfu sich vier Brüder namens Petraliphas vor allen auszeichneten. Seine Angaben stimmen fast vollständig mit der Sage überein; seine Mitteilung, daß die Petraliphen aus der Stadt Didymoteichos stammten, erklärt auch das bisher nicht verstandene Epitheton *δημοτυχῖται* in der Dichtung, das *Διμοτειχῖται* zu lesen ist, denn Dimotichos ist das ältere Didymoteichos, das heutige Dimotica an der Maritza. Belisars Sohn Alexios wird in der Sage von Justinian zum *καῖσαρ* ernannt. Es gibt in der späteren byzantinischen Geschichte einen von Michael VIII. Palaiologos zum *καῖσαρ* ernannten Alexios. Das war Alexios Strategopoulos, der 1261 mit 800 Mann Byzanz den Lateinern entriß. Strategopoulos heißt „Feldherrnsohn“; der Feldherr *κατ' ἐξοχήν* ist Belisar. So sind

zwei wesentliche Bestandteile der Sage jung. Der Kern, Belisars Blendung, ist älter; er wird schon in den *Πάτρια τῆς πόλεως* aus dem 10. Jahrhundert berichtet. Nachdem nun für die anderen Züge historische Ereignisse als Urbilder der Sage erkannt sind, wird man Finlay recht geben, der zuerst darauf hingewiesen hat, daß mit ganz ähnlichen Worten wie in den *Πάτρια* uns bei den Fortsetzern des Theophanes von einem Feldherrn Symbatios berichtet wird, der als Rebell durch Michael III. (866) das gleiche Schicksal erlitt wie der Belisar der Sage. Literarisch behandelt worden und zwar im paränetischen Sinne ist die Sage aber erst im 15. Jahrhundert, und zwar ist die Wiener Fassung kurz vor dem Falle der Stadt, die des Georgillas gegen Ende des Jahrhunderts, die Venetianer nach der Eroberung durch die Türken gedichtet worden. Das lehrt eine Vergleichung der Gebete am Schluß.

Schwieriger sind dieselben Fragen bei dem Märchen von Ptocholeon zu beantworten. Ein reicher Mann verarmt durch Plünderung und läßt sich von seinen Söhnen als Sklave verkaufen. Er kommt an den Hof eines Königs, der ihn erworben hat, weil er sich auf Edelsteine, Pferde und die Natur des Menschen versteht. In einem teuren Stein, den der König gekauft hat, erkennt er den Wurm, der ihn von innen zerstören wird. Die seltsame Art eines Pferdes weiß er dahin zu erklären, daß es von einer Kuh gesäugt sei. Ein Mädchen, das der König heiraten will, wird von ihm als Dirne erkannt. Endlich verkündet er dem Könige selbst, daß er der Sohn eines Bäckers sei. Die Königin-Mutter bestätigt dies, und Ptocholeon wird mit Ehren und Reichtümern entlassen. Wir kennen dieses Märchen in drei griechischen Versionen, einer Pariser (384 Verse), einer Wiener (939 Verse) und einer Version aus Bytine (409 Verse). In der von Legrand veröffentlichten Pariser Fassung fehlt die Pferdegeschichte; dagegen heißt in ihr allein das Mädchen Igmora. Allein statt *εἰγμωραίτης*, was Legrand las und emendierte, steht in der Handschrift *εἰσμωραουίτης*, d. i. *εἷς Μωραουίτης*, ein Moravide. Damit schließt ein Blatt, und wie sich aus einer alten, freilich sehr zerstörten Paginierung der Handschrift ergibt, fehlt ein Blatt in unserer Erzählung. Da sonst der Zusammenhang nirgends gestört erscheint, ist hinter *μωραουίτης* ein Blatt ausgefallen; der Moravide ist der Pferdehändler, und die Pferdegeschichte fehlt nicht in dieser Fassung, sondern nur in der Handschrift; das folgende Blatt enthält schon die Geschichte vom Mädchen.

Das Märchen ist altorientalisch. Es bleibt zu untersuchen, woher es zu den Byzantinern gekommen ist. Der Moravide führt

nach Nordwestafrika oder Spanien. Der Vater des Königs im Märchen heißt *Πέρος*. Gidel hat das ohne weiteres für *Πέτρος* genommen und an den lateinischen Kaiser Peter von Courtenay gedacht. Das ist sachlich und sprachlich unmöglich. *Πέρος* ist vielmehr Pero, die in vielen spanischen mittelalterlichen Texten überlieferte Form für Pedro. Im Zeitalter der Moraviden kommt nur Pedro I. von Aragonien in Frage (1094—1104), den ein reicher Sagenkranz umgibt als Genossen oder Gegner des Cid. Der geschichtliche Pedro war kinderlos. Die Gemahlin seines Bruders und Nachfolgers Alfonso aber, Uraca von Kastilien, war bei ihren Zeitgenossen berüchtigt wegen ihrer ehelichen Untreue. So kam es, daß das Märchen an diese Personen angeknüpft wurde, als es mit den Arabern nach Spanien wanderte. Die Pariser Version zeigt noch deutlich den fremden Ursprung, die Wiener, von einem Mönche gedichtete Fassung trägt in allem byzantinisches Kolorit, während die dritte Fassung erst in der Türkenzeit, wahrscheinlich im Anfang des 17. Jahrhunderts abgefaßt wurde.

Von einer Debatte mußte bei sämtlichen Vorträgen dieses Tages mit Rücksicht auf die reich bestellte Tagesordnung abgesehen werden. Der Vorsitzende erklärte am Schlusse das besondere Bedauern der Versammlung und des Vorstandes darüber, daß der von Herrn Prof. Dr. R. Wünsch-Gießen angekündigte Vortrag über 'Pergamenisches Zaubergerät' wegen Mangels an verfügbarer Zeit habe ausfallen müssen. Nachdem endlich Prof. Dr. A. Gercke-Greifswald unter lebhaftem Beifall der Versammlung den Vorsitzenden den Dank der Versammlung für die musterhafte Vorbereitung und Leitung der Verhandlungen ausgesprochen hatte, wurden diese kurz vor 11 Uhr geschlossen.

Pädagogische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium XIV des Universitätsgebäudes.

Am Mittwoch, den 7. Oktober 1903, nachmittags 2 Uhr, konstituierte sich die Sektion; zu Vorsitzenden wurden die bisher provisorisch fungierenden Obmänner, Direktor Dr. A. Rausch-Halle und Rektor Prof. Dr. Chr. Muff-Pforta, zu Schriftführern Oberlehrer Dr. B. Kaiser-Pforta und Oberlehrer Dr. A. Siebert-Steglitz gewählt.

Erste Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,

vormittags 9 Uhr.

Der erste Vorsitzende, Direktor Dr. Rausch, eröffnet die Sitzung. Er macht auf die der Versammlung gewidmete Schrift L. v. Sybels 'Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache' aufmerksam und teilt mit, daß die Herren Prof. Dr. A. Hoefler-Wien und H. Vaihinger-Halle durch Krankheit verhindert sind, die angemeldeten Vorträge über und gegen die philosophische Propädeutik zu halten, sie aber durch Druck bekannt geben werden.

Dann erhält das Wort Prof. Dr. P. Barth-Leipzig zu seinem Vortrage: **Die Bedeutung von W. Wundts Sprachpsychologie für den Sprachunterricht.**

Aus Wundts Sprachpsychologie ist unmittelbar mehr für den Lehrer, mittelbar für den Schüler zu lernen. Die „unlogischen" Erscheinungen der Sprache lehrt die psychologische Betrachtung nicht als bloße Tatsachen hinzunehmen, sondern ihnen eine psychologische Rechtfertigung zu geben, so z. B. dem irrationalen Gebrauche der Negation, der so vielfach in der Sprache obwaltet. Außerdem lehrt Wundts Sprachpsychologie auch die verschiedenen Typen des Sprachgebrauches vergleichen. So hat er zwar nicht zuerst, aber mit dem meisten Material ausgerüstet auf die psychologische Bedeutung der Wortstellung hingewiesen. Hier könnten

seine Folgerungen sogar noch weiter gehen, als er sie gezogen hat. Der große Unterschied der durchaus gebundenen, schablonisierten Wortstellung der orientalischen Sprachen und der freien, psychologisch beweglichen Wortstellung, die den klassischen Sprachen und dem Deutschen eigentümlich ist, zeugt von einem zugrunde liegenden Unterschiede der Volkscharaktere, indem die Orientalen, am Überlieferten festhaltend, von geringerer individueller Energie auch in der Sprache sich der Schablone leichter fügen als die europäischen Völker, die auf Fortschritt gerichtet sind, bei denen die Kraft des Individuums auch größer ist. Daß die romanischen Sprachen trotzdem eine durchaus feste, schablonisierte Wortstellung haben, kommt daher, daß sie aus der römischen Umgangssprache entsprungen sind, die, wie jede Umgangssprache, in ihrer Wortstellung viel weniger frei war als die römische Kunstsprache.

Die psychologische Betrachtung der Sprache lehrt auch die Mannigfaltigkeit der Ausdrucksmittel schätzen und nach Kräften zu ihrer Erhaltung beitragen. Eines Schutzes bedarf im Deutschen der Konjunktiv, der in Sätzen der Absicht, des Meinens usw. in der alltäglichen Sprache immer mehr dem Indikativ weicht. Es ist Aufgabe des Sprachunterrichts ihn in seiner vollen Geltung zu erhalten.

Auf Antrag des Direktors Prof. Dr. Aly wird von einer Debatte über diesen Vortrag abgesehen. Das Wort erhält Direktor Dr. P. Cauer-Düsseldorf, er behandelt: **Die Eigenart der verschiedenen höheren Schulen — wie kommt sie auch in solchen Stücken zum Ausdruck, die alle gemeinsam haben?**

Redner ging von der Beobachtung aus, daß im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts das Bestreben geherrscht habe, die Mannigfaltigkeit höherer Schulen zu vereinfachen, indem einmal die mit kürzerem Lehrgang als bloße Vorstufen der sogenannten Vollanstalten betrachtet, sodann Schulen von verschiedenem Charakter, aber gleicher Kursusdauer mehr und mehr im Lehrplan einander genähert wurden. Den Höhepunkt dieser Bewegung hätten die Lehrpläne von 1892 bezeichnet. Neuerdings sei erfreulicherweise eine Umkehr erfolgt; seit 1901 gelte der Grundsatz, daß sich jede Schule gemäß ihrer Eigenart entwickeln solle. Zur Verwirklichung bleibe freilich noch viel zu tun. Die Abschlußprüfung sei zwar abgeschafft, wirke aber in dem Unterrichtsplan der Untersekunda noch fort; ja es sei gerade in neuester Zeit wieder der Gedanke aufgetaucht, hier noch mehr auf die Abgehenden Rücksicht zu nehmen. Dadurch werde aber die Ausbildung derer, die zur Reifeprüfung gelangen wollten, beeinträchtigt. Dem Übel

könne nur dadurch endgültig gesteuert werden, daß, wie schon vor 13 Jahren Geheimrat Albrecht-Straßburg und Prof. Kropatschek und auf der Junikonferenz 1900 Ministerialdirektor Thiel (im Ministerium für Landwirtschaft) gefordert haben, den neunklassigen Anstalten die Befugnis genommen werde, anders als im Reifezeugnis die Befähigung für den einjährigen Dienst zu bescheinigen.

Für das Gymnasium forderte der Vortragende zweierlei. Einmal Wiederherstellung der alten Geschichte in ihrem Umfang von zwei Schuljahren; an ihr müßten die Gymnasiasten geschichtliches Denken lernen, was nur möglich sei durch eigenes Lesen verschiedenartiger Quellen. Aus demselben Grunde sei an Realgymnasien und Oberrealschulen das Überwiegen der neueren Geschichte ganz berechtigt; denn hier könnten wichtige Perioden der englischen und französischen Geschichte quellenmäßig studiert werden. Ferner trat Direktor Cauer denen entgegen, die das Griechische zu einem fakultativen oder freiwilligen Fache machen wollen. Werde dies erreicht, so sei es damit in seiner Wirkung überhaupt totgemacht, denn es würde dann nicht mehr möglich sein, den lateinischen und deutschen Unterricht so zu geben, daß Bekanntschaft mit Werken und Gedanken der Griechen vorausgesetzt werde. Vor allem aber würde die Lektüre des griechischen Bibeltextes ganz fortfallen, wenn es keine Prima mehr gäbe, in der alle Schüler imstande wären Griechisch zu lesen. Dieser Sprache gebühre an denjenigen Schulen, die sich überhaupt mit ihr beschäftigen, die Herrschaft, nicht eine Nebenstellung.

Während die Stärke des Gymnasiums in der historischen Betrachtung der Welt liege, seien ihm die realistischen Anstalten in dem Reichtum unmittelbarer Anschauung des gegenwärtigen Lebens überlegen. Auch den Vorteil hätten sie, daß an ihnen die Möglichkeit bestehe, neu aufblühenden Wissenschaften einen größeren Anteil an den Aufgaben der Erziehung zu gewähren. Die Forderungen, die in dieser Hinsicht jetzt für Geographie und Biologie erhoben würden, seien innerlich begründet; nur darin hätten ihre Vertreter unrecht, daß sie das gleiche auch für das Gymnasium verlangten. Die ganze Schulnot des vorigen Jahrhunderts, die zu den mißglückten Reformversuchen von 1882 und 1892 geführt habe, sei ja daraus entstanden, daß man seit Johannes Schulze gemeint habe, in dem Lehrplan einer höheren Bildungsanstalt kein an sich wichtiges Fach weglassen zu dürfen. Anderseits hob der Vortragende nachdrücklich die Bedeutung der Aufgabe hervor, Resultate und Denkweise der modernen Naturwissenschaft auch in

der Auffassung geistiger Vorgänge zur Geltung zu bringen. Die Grundgedanken der Entwickelungslehre seien heute allgemein durchgedrungen, daß z. B. die Veränderungen der Sprache, die Fortschritte im wirtschaftlichen und sozialen Leben ohne von dort entlehnte Analogien gar nicht dargestellt werden könnten. Auf diesem Wege übten die neuen Anschauungen auch da eine mächtige Wirkung aus, wo der Lehrplan der oberen Klassen für unmittelbare Pflege neuer Zweige der Forschung keinen Platz habe. Umgekehrt könnten die Realanstalten die wertvollen Lehrstoffe des Gymnasiums nicht herübernehmen, wohl aber die an diesen Stoffen erwachsene historische Denkart auf ihr eigenes Gebiet anwenden. Nur in diesem Sinne, nicht durch immer neue Vermehrung der Lehrfächer, sei es möglich der Bildung einen universalen Charakter zu geben und dahin zu wirken, daß Männer verschiedener Geistesrichtung sich gegenseitig verstehen und einer die Lebensarbeit des anderen würdigen können.

Thesen:

1. Die Vollanstalten sind etwas anderes als eine Verlängerung der entsprechenden sechsklassigen Schulen. Die innere Geschlossenheit ihres Lehrganges muß dadurch mehr als bisher gewahrt werden, daß die Möglichkeit fortfällt, anders als im Reifezeugnis das Recht zum einjährigen Militärdienst zu erwerben.
2. Die gleiche Anordnung und Verteilung des geschichtlichen Lehrstoffes an Gymnasien und Realanstalten paßt nicht zu der inneren Verschiedenheit dieser Schulen. An Realgymnasien und Oberrealschulen ist das Überwiegen der neueren Geschichte berechtigt, für die oberen Klassen des Gymnasiums muß der zweijährige Kursus in der alten Geschichte wieder hergestellt werden.
3. Am Gymnasium ist das Griechische nicht nur an sich wichtig, sondern übt auch wesentlichen Einfluß auf die Behandlung der übrigen Fächer, in erster Linie Latein, Religion, Deutsch. Es darf deshalb nicht daran gedacht werden, innerhalb eines Lehrplanes, der überhaupt Griechisch enthält, die Teilnahme daran zu einer bloß fakultativen zu machen.
4. Die neu aufgeblühten Wissenschaften der Geographie und Biologie fordern mit Recht einen stärkeren Anteil an den Aufgaben der Jugendbildung. Für Neuerungen in dieser Richtung ist jedoch am Gymnasium kein Raum; das beste Wirkungsfeld bietet, durch ihren vorzugsweise modernen Charakter, die Oberrealschule.

5. Zum gegenseitigen Verständnis zwischen verschiedenen Geistesrichtungen kann und soll jede höhere Schule beitragen; aber nicht, indem sie alle Lehrstoffe einer anderen Gruppe in ihren Plan mit aufnimmt, sondern dadurch, daß sie Betrachtungsweisen, die anderwärts wirksam entwickelt sind, sich aneignet und auch innerhalb ihres Gebietes fruchtbar macht.

Der Vorsitzende dankt dem Redner unter lebhaftem Beifall der Versammlung für seinen Vortrag und schlägt vor, die Diskussion an die gedruckt vorliegenden fünf Thesen anzuschließen, in denen die wichtigsten Gedankenreihen des Vortrages zusammengefaßt sind, jedoch keine Abstimmung vorzunehmen. Die Versammlung und der Vortragende erklären sich damit einverstanden.

Geheimer und Oberregierungsrat E. Trosien-Magdeburg spricht einleitend seine Zustimmung zu den Ausführungen des Vortragenden aus und wünscht, daß im allgemeinen die Forderungen verwirklicht würden, die dazu dienen sollen, die Eigenart des Gymnasiums zu erhalten; freilich lasse sich nicht annehmen, daß alle Wünsche, die in dem Vortrage ausgesprochen, in absehbarer Zeit verwirklicht werden würden; z. B. sei die Ausdehnung des Unterrichtes in der alten Geschichte auf zwei Jahre (These 2) vorläufig undurchführbar. Zu These 1 übergehend, bemerkt Redner, daß er ihrem ersten Satze: „Die Vollanstalten sind etwas anderes als eine Verlängerung der entsprechenden sechsklassigen Schulen“ unbedingt zustimme; ihrem zweiten Satze, daß zur Wahrung der inneren Geschlossenheit ihres Lehrganges das Recht zum einjährigen Militärdienst erst im Reifezeugnis erworben werden dürfe, schließe er sich dagegen nicht an. Die Durchführung dieser Forderung sei unmöglich, da die dann notwendige Verweisung aller derjenigen Schüler, die vor der Reifeprüfung die Schule verlassen, an besondere Königliche Kommissionen zur Überlastung dieser Kommissionen führen würde, und da zu diesen Kommissionen so viele Lehrer würden beurlaubt werden müssen, daß darunter der geregelte Unterricht Schaden leiden würde. Weiter sei der zweite Satz der These auch unnötig. Nötig sei allein, daß der geschlossene Charakter der Vollanstalt gewahrt werde; dies aber lasse sich vollkommen durch eine zweckmäßige Einrichtung des Lehrplanes erreichen, ohne daß die Erteilung der Berechtigung zum einjährigen Dienst bis zur Reifeprüfung hinausgeschoben werde. Redner schlägt unter allgemeinem Beifall der Versammlung vor, im Interesse der sonst einheitlich aufgebauten, wertvollen Thesen den zweiten Satz von These 1 zu streichen.

Direktor Prof. Dr. Zelle-Berlin wendet sich ebenfalls aus praktischen Gründen gegen den zweiten Satz der 1. These. Er stellt sich auf den Standpunkt eines Vaters, der gezwungen ist, seine Söhne aus der O II oder U I einer Vollanstalt herauszunehmen. Warum sollten diese ungünstiger gestellt sein als die Abiturienten einer sechsklassigen Anstalt, die doch kürzere Zeit eine höhere Schule besucht haben? Die ungleiche Behandlung werde dadurch noch empfindlicher, daß die Prüfung vor einer ganz unbekannten Kommission und nicht vor den Lehrern der Schule abgelegt werden solle.

Direktor Prof. Dr. Kuthe-Parchim wendet sich gleichfalls gegen den zweiten Satz der These 1. Er betont, daß dann der Schüler eines Progymnasiums, der nach Absolvierung dieser Schule in die O II eines Gymnasiums überträte, seinen Klassengenossen überlegen wäre, da er eine Berechtigung mitbrächte, die diesen vorenthalten würde.

Prof. Dr. Kohl-Kreuznach bittet den Vortragenden, den zweiten Satz seiner These selbst zurückzuziehen.

Danach erhält Direktor Cauer das Schlußwort zu These 1.

Den zweiten Satz der These zurückzuziehen, wie von Herrn Prof. Kohl vorgeschlagen wurde, habe ich gar keine Veranlassung. Denn die hier gemachten Einwendungen waren mir alle längst bekannt und oft von mir erwogen worden. Auf die humoristischen Ausführungen meines alten Freundes Zelle möchte ich nicht eingehen. Vom Standpunkte des Vaters, und gar des leidenden Vaters aus erscheint nicht nur dieser, sondern eine Menge von Punkten in einem eigenen Lichte; dadurch wird uns Lehrern die Pflicht nicht abgenommen, in wichtigen organisatorischen Fragen streng nach dem Maßstabe des Nutzens oder Schadens für die Gesamtheit zu urteilen. Was die Arbeit der Regierungskommissionen betrifft, so würde diese doch vielleicht nicht so ins Ungemessene wachsen, wie Herr Geheimrat Trosien fürchtet, weil ja die meisten derer, die jetzt das Einjährigenrecht auf einer Vollanstalt erwerben, davon abgeschreckt werden und sogleich eine sechsklassige Schule aufsuchen würden. Sollte es doch anders kommen, so müßte man eben aus der Arbeit bei diesen Prüfungen einen eigenen Beruf machen und die Lehrer nicht für einzelne Termine, sondern immer für ein oder zwei Jahre dazu beurlauben; dadurch würde die Störung des Schulbetriebes vermieden werden. Für die Schüler könnte sich in manchen Fällen allerdings eine Härte ergeben; aber das ist bei jeder eingreifenden Neuordnung unvermeidlich. Mit dem Vorschlage, nur zu fordern, daß der

Lehrplan der Untersekunda von jeder Rücksicht auf die Abgehenden unbeeinflußt bleibe, könnte ich mich an sich wohl befreunden; tatsächlich ist dies der Zweck, den ich erreichen will. Aber die Erfahrung lehrt, daß er auf keinem anderen Wege erreicht werden kann, daß sich jene Rücksicht unwiderstehlich immer wieder hervordrängt. Die Herren, die daran zweifeln, bitte ich, die Geschichte der Verfügungen zu studieren, die seit Einrichtung des einjährigen Dienstes über diese Verhältnisse erlassen worden sind und die man aus älteren Druckwerken leicht zusammenfindet.

Sie werden sehen, wie nach und nach, infolge der scheinbar harmlosen Veranstaltung für einen Abgang aus Untersekunda, hier ein Keil hereingetrieben worden ist, der den ursprünglichen Zusammenhang des Lehrplanes zerstört hat. Da kann nur ein Mittel helfen, das dem Übel an die Wurzel greift.

Es folgt die Debatte über These 2.

Prof. Kannengießer-Straßburg warnt vor der Gefahr, daß die vom Redner geforderte Zurückeroberung ein Rückschritt werde. In Elsaß-Lothringen bestehe für den Unterricht in alter Geschichte noch der zweijährige Kursus, aber er beeinträchtige die gedeihliche Behandlung der neueren, besonders der deutschen Geschichte, die, in den mittleren Klassen nicht ausgiebig vorbereitet, für Prima in zu hastigem Tempo, mit Verzicht auf anschauliche Belebung des Stoffes durch Belege aus unseren historischen Meisterwerken, ohne hinreichende Auffrischung und Vertiefung der im einstündigen Tertianerkursus gar zu karg vermittelten geographischen Kenntnisse vonstatten gehe. Freilich müsse dem Gymnasium sein humanistisch-historischer Charakter gewahrt bleiben, aber die geschichtliche Betrachtung müsse ihren sicheren Weg bis an die Schwelle der Gegenwart nehmen, und daher sei die von Cauer geforderte Wiedereinführung der alten Einrichtung nur unter der Bedingung zuzulassen, daß dafür dem Unterricht in Geschichte und Geographie für Prima vier wöchentliche Stunden eingeräumt würden.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Jäger-Bonn glaubt nicht, daß die höchst wichtige Frage in kurzer Stunde nach allen ihren Seiten erörtert werden könne. Die frühere Ordnung des Geschichtsunterrichts im preußischen Lehrplane habe einen sehr wirksamen Unterricht ermöglicht, und auch er trauere ihm nach, aber auch die neuere Ordnung habe ihre guten Seiten und lasse sich fruchtbar handhaben. Herr Geheimrat Kruse und er hätten seinerzeit 1890 der jetzt geltenden Ordnung zugestimmt, weil die schulpolitische Lage dies schlechterdings verlangt habe und sie nicht

die Macht gehabt hätten, die entgegenstehenden, von einer mächtigen Zeitströmung getragenen Einflüsse zu beseitigen. Auch jetzt und für absehbare Zeit sei die Wiederherstellung der alten Ordnung durchaus unmöglich. Zudem gäbe es wichtigere und nicht so schwer durchzubringende Forderungen. Dahin gehöre z. B. die achte Lateinstunde in Untersekunda. Aus taktischen Gründen empfehle es sich, von dem zweijährigen Geschichtskursus jetzt abzusehen; man gefährde die Verwirklichung erreichbarer Wünsche durch Forderungen, die das Publikum und noch andere Kreise kopfscheu machen würden. Er gebe zu bedenken, daß ein Fehlschuß auf die eine Taube auf dem Dache nicht nur diese nicht treffen, sondern auch die übrigen verscheuchen würde, die man hätte schießen können.

Geheimrat Dr. Kruse-Danzig weist auf praktische Bedenken hin. Er geht von der Tatsache aus, daß mehr junge Leute mit dem Einjährigen-Examen als mit der Reifeprüfung abgehen. Die Rücksicht auf sie sei der Grund, daß mit dem sechsten Schuljahre die Geschichte bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen sein solle. Die Formulierungen des letzten Lehrplanes bedeuteten eine Konzession an die Tatsachen des öffentlichen Lebens; eine Wiederherstellung des alten Zustandes werde auf den entschiedenen Widerstand des Publikums stoßen.

Die weitere Erörterung der Thesen wird auf Freitag, den 9. Oktober, verlegt.

Zweite Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903,

vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Rektor Prof. Dr. Muff.

Der Vorsitzende erteilt zunächst Direktor Cauer das Schlußwort zu These 2.

Herr Geheimrat Kruse hat, indem er These 2 bekämpfte, eigentlich für meine These 1 gesprochen, denn er hat sogleich den Beweis geliefert — wenn es eines solchen bedurft hätte — daß, solange man die Erteilung des Einjährigenzeugnisses in Untersekunda beibehält, die äußerliche Rücksicht auf die hier Abgehenden vom Einfluß auf den Lehrplan gar nicht ferngehalten werden kann. Die Bedenken des Herrn Prof. Kannengießer hoffe ich beruhigen zu können. Wenn wir zwei Jahre für alte Geschichte haben, so rückt die römische Kaiserzeit wieder nach Obersekunda und kann hier mit gebührender Gründlichkeit behandelt werden, während in

Prima für deutsche Geschichte Raum gewonnen wird. Ebenso würde die Prima von Repetitionen aus der alten Geschichte, die ihr jetzt obliegen, künftig entlastet werden können. Die neueste Geschichte bis zur Gegenwart zu führen ist auch mein Grundsatz; ich darf darauf hinweisen, daß die Cauerschen Geschichtstabellen zurzeit mit der Einführung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches im Jahre 1900 schließen.

Sehr gefreut hat es mich von Prof. Kannengießer zu erfahren, daß in Elsaß-Lothringen die von mir geforderte Verteilung noch besteht; auch anderwärts ist dies, wie mir seit gestern mitgeteilt wurde, mehrfach der Fall. Nun, was in anderen deutschen Staaten möglich ist, muß doch auch in Preußen möglich sein. Bei der Dezemberkonferenz 1890 war es allerdings nicht möglich. Wir alle wissen, „wie sehr auf jenem unglücksel'gen Reichstag die Freiheit uns gemangelt". Deshalb werfe ich keinen Stein auf die Männer, die damals, um noch Schlimmeres zu verhüten und um ein praktisches Werk irgendwie zustande kommen zu lassen, mit schwerem Herzen in die Verkürzung der alten Geschichte gewilligt haben. Aber heute steht es doch anders. Heute handelt es sich nicht um einen unmittelbar praktischen Beschluß in bedrängter Lage, sondern darum, Zeugnis abzulegen, was wir aus freier Überzeugung für das Beste halten. Wenn ich in der Debatte darüber gegen Oskar Jäger streiten muß — nun gar, weil die Verhandlung auf heute verschoben worden ist, in seiner Abwesenheit —, so empfinde ich das schwer und schmerzlich, fast als wäre ich ein Parricida; vielleicht würde ich es überhaupt nicht wagen, wenn es nicht eben gälte gerade für das zu streiten, was er selber im Grunde wünscht. In Bonn hat er es Pfingsten 1902 öffentlich ausgesprochen, daß er sich nichts Schöneres denken könne, als wenn durch ein Wunder die alte Position der römischen und griechischen Geschichte wiederhergestellt würde, und hat scherzend hinzugefügt, daß er dann erst ruhig würde ins Grab steigen können, wenn vorher dieser Schade wieder gut gemacht wäre. Nur taktische Rücksichten sind es, die ihn zurückhalten; und auch uns ermahnt er, an die Meinung des Publikums, das durch weitere Rückbildung des Gymnasiums diesem noch mehr entfremdet werden könnte, an die Abneigung in hohen und höchsten Kreisen der Regierung zu denken und einen Anstoß zu vermeiden. Meine Herren! Daß sich für den, der hoch steht und zu regieren hat, die Dinge anders ausnehmen als für uns in mehr oder weniger bescheidener Stellung, weiß ich wohl und beanspruche gar nicht, daß unsere Wünsche ohne weiteres in Maßnahmen des Staates umgesetzt werden. Die

Regierung mag prüfen, was sie annehmen will, was sie durchführen kann; aber eben damit diese Prüfung auf Grund ungetrübten Materials erfolgen könne, ist es unsere Aufgabe, offen zu sagen, was uns aus inneren Gründen als das Richtige erscheint. Auf dem weiten Wege von unserer Aussprache bis zu einer praktischen Verwirklichung kommen die Hemmnisse und Reibungen der Staatsmaschine, die Rücksichten auf herrschende Strömungen und Abneigungen reichlich zur Geltung. Um so mehr ist es patriotische Pflicht, nicht auch unsererseits schon daran zu denken, sondern, so gut wir können, die Seite der Sache klarzustellen, die sich unseren Augen darbietet.

Daß gerade Oskar Jäger es war, der dem gegenüber zur Behutsamkeit, zur Rücksichtnahme nach oben mahnte, hat vielleicht manchen von Ihnen gewundert und geschmerzt. Aber wir dürfen ihn nicht mißverstehen. Ich meine, Vater Jäger hat uns nur auf die Probe stellen wollen, ob wir jüngeren Männer nun auch bereit sind, jene unerschrockene und rückenstarke Überzeugungstreue zu betätigen, durch deren Bewährung in einem an Kämpfen und an Erfolgen reichen Leben er selbst der ehrwürdige Nestor geworden ist, zu dem wir aufblicken. Es ist gar nicht möglich, zugleich ihm eine größere Freude und der guten Sache einen besseren Dienst zu erweisen, als indem wir das unsrige tun, um diese Probe mit Ehren zu bestehen.

Der Vorsitzende weist darauf hin, daß in einer auswärtigen Zeitung fälschlich berichtet sei, die Versammlung habe die Cauerschen Thesen mit Entschiedenheit abgelehnt. Er stelle darum ausdrücklich fest, daß die Ausführungen des Direktor Dr. Cauer allgemeine Zustimmung gefunden hätten, daß sich die gemachten Ausstellungen nur auf Einzelheiten wie These 1, Satz 2 bezogen hätten. Um dem Ausdruck zu geben, schlägt er vor, entgegen der ursprünglichen Absicht, die Thesen unter Auslassung von These 1, Satz 2 durch Abstimmung anzunehmen.

Dazu bemerkt Direktor Cauer:

Meine Herren! Da der Herr Vorsitzende nach meinem Schlußwort noch zur Sache gesprochen hat, so bitte auch ich mich noch einmal äußern zu dürfen.

Nach der gestern gegebenen Geschäftsordnung soll hier überhaupt nicht abgestimmt werden. Ich halte dies auch für das Richtige, weil bei der Zusammensetzung dieser Versammlung viel zu sehr der Zufall mitgewirkt hat, als daß wir imstande wären, wie eine Körperschaft oder ein Verein Beschlüsse zu fassen. Gegen entstellende Berichte in Zeitungen können wir uns doch nicht

sichern. Wenn gedruckt worden ist, meine Thesen seien gestern überwiegend abgelehnt worden, so wird jeder, der teilgenommen hat, bezeugen können, daß das falsch ist. Wollten wir aber, um eine einheitliche Meinungsäußerung der Sektion zustande zu bringen, die Thesen in der von Herrn Rektor Muff empfohlenen Weise abschwächen, so würden wir damit jenen falschen Nachrichten nicht entgegentreten, sondern eher ihnen nachträglich recht geben. Ich bitte, daß wir weiter die einzelnen Punkte besprechen, ohne Abstimmung.

Darauf wendet man sich zur Besprechung von These 3. Da sich niemand zum Wort meldet, wendet sich die Debatte zu These 4 und 5, die gemeinsam behandelt werden.

In These 4 wünscht Direktor Prof. Dr. Kuthe-Parchim in dem Satze: „Für Neuerungen in dieser Richtung ist jedoch am Gymnasium kein Raum“ vor „Gymnasium“ das Wort preußisch eingefügt zu sehen. In Mecklenburg und auch sonst außerhalb Preußens gäbe es in den oberen Klassen eine geographische Stunde, die unter Umständen durch die jetzige Form der These 4 verloren gehen könnte.

Direktor Dr. Thumser-Wien spricht den Wunsch aus, daß Direktor Dr. Cauer vor „Neuerungen“ das Wort „weitergehende“ einfüge, damit im Rahmen des gegebenen Lehrplanes den Fortschritten der Biologie Rechnung getragen werden könne; um so mehr, als dies im Sinne der Ausführungen des Vortragenden liege, der selbst für die Berücksichtigung der methodischen Fortschritte eingetreten sei.

Rektor Dr. Rausch wendet ein, daß Neuerungen in dieser Richtung nicht nötig seien und auch nicht dringend begehrt würden; methodisch wichtige Neuerungen in Geographie und Biologie würden natürlich verwertet werden; doch geschehe das schon jetzt. Eine Umgestaltung des Lehrplanes sei dazu nicht erforderlich. Er halte These 4 und 5, wie sie vorlägen, für ausreichend und bitte um einfache Zustimmung.

Prof. Kannengießer-Straßburg erklärt mit Entschiedenheit betonen zu müssen, daß er den dem glänzenden Vortrag Cauers so reich gezollten Beifall nur in beschränktem Maße teilen könne. Gerade einer so überwiegenden Mehrheit gegenüber halte er es für geboten, auch seinen abweichenden Standpunkt zu vertreten. Auch er fordere das Griechische als obligatorischen Unterrichtsgegenstand für das Gymnasium; aber dieses müsse, wenn es sich gedeihlich weiterentwickeln solle, auch den Bedürfnissen der Gegenwart durch ausgiebigere Behandlung besonders des Deutschen, der neueren

Geschichte und Geographie entgegenkommen. Der Erklärung, daß dafür am Gymnasium kein Raum vorhanden sei, stelle er die Forderung gegenüber, daß der Raum unbedingt geschaffen werden müsse, und zwar durch Beschränkung des Lateinunterrichts auf wöchentlich sechs Stunden. Die volle Durchführung der von Cauer aufgestellten Thesen würde nicht zur Erstarkung, sondern zur Auflösung des Gymnasiums führen, dessen Wohl ihm ebenso am Herzen liege wie allen übrigen Mitgliedern der Versammlung.

Direktor Prof. Dr. Wegehaupt-Hamburg tritt trotz der vorgebrachten praktischen Bedenken für die Cauerschen Thesen ein. Der Philologentag sei nicht bestimmt, um über das bestehende preußische Gymnasium zu verhandeln, sondern er stelle ohne Rücksicht auf reale Widerstände seine Forderungen für ein ideales Gymnasium auf.

Prof. Müller-Charlottenburg wendet sich als ein Vertreter der Mathematik und Naturwissenschaften gegen den zweiten Satz der vierten These. These 4 sei in ihrer absoluten Negation ganz unhaltbar; sie werde nur den Gegnern des Gymnasiums Wind in die Segel geben. Weiter solle man nicht für irgend ein ideales Gymnasium streiten, sondern den Blick auf das in der Wirklichkeit vorhandene und seine Bedürfnisse richten.

Direktor Prof. Dr. Aly-Marburg wendet sich im Namen seiner Freunde gegen Prof. Kannengießers Vorschläge auf Herabsetzung des lateinischen Unterrichts. Die Lehrpläne von 1892 hätten dem Gymnasium schwere Wunden geschlagen; noch heute kranke es daran und werde das noch lange. Jetzt sei es besser geworden; man dürfe den Gewinn aber nicht wieder preisgeben.

Darauf erhält Direktor Dr. Cauer das Schlußwort:

Herrn Direktor Kuthe erwidere ich, daß meine These 4 ja nur „Neuerungen“ ablehnt, also Bestehendes nicht antastet. Auf das, worin andere deutsche Staaten von Preußen abweichen, habe ich selbst mich in einem Falle berufen und werde vielleicht noch künftig Anlaß haben, es zu tun. Herrn Prof. Kannengießer hat Direktor Aly mit aller nur wünschenswerten Kraft und Klarheit geantwortet. Der Vorschlag zeigt Ihnen, wohin wir sofort wieder kommen, wenn wir den Wunsch verwirklichen wollen, daß kein an sich wichtiges Fach im Lehrplan des Gymnasiums fehlen dürfe. Es ist dies die wohlbekannte, gutgemeinte und achtungswerte, aber im höchsten Grade unheilvolle Denkweise, die seit Johannes Schulze zwei Generationen hindurch in Preußen geherrscht und den Notstand herbeigeführt hat, der dann zu all den Schulreformversuchen, die wir erlebt haben, Anlaß geworden ist. Man kann

nicht, um ein derbes Bild zu gebrauchen, den Kuchen kaufen und den Groschen behalten. Prof. Kannengießer fürchtet, daß der Weg, den ich empfehle, zur Zerstörung des Gymnasiums führen werde. Prophezeien kann ich natürlich nicht; aber das weiß ich — und Sie alle wissen es —, daß der Weg, den er empfiehlt, schon einmal zur Zerstörung geführt hat.

Ob es zutrifft, was Herr Prof. Müller-Charlottenburg hat erzählen hören, daß ich unser Bildungswesen um 100 Jahre zurückschrauben wolle, kann er nun wohl selbst beurteilen. Tatsächlich habe ich die größte Sympathie für die modernen Wissenschaften, von denen hier die Rede war, und wünsche ihnen aufrichtig freieste und vollste Betätigung; aber in der Form besonderer Lehrfächer ist das am Gymnasium, wenn es seinen eigenen Charakter behalten soll, nicht möglich. Das scheint auf den ersten Blick ein Mangel zu sein; doch es läßt sich ein Gewinn daraus entwickeln. Denken Sie an das Wort von Paul de Lagarde, daß wir unsere Schüler nicht gesättigt zur Universität entlassen sollen, sondern mit dem rechten Hunger nach Wissen. Das wird am Gymnasium für Geographie und Naturwissenschaften erreicht werden, wenn wir, anstatt eine gedrängte Übersicht des Wichtigsten mitzuteilen, in der Weise, die ich gestern andeutete, Interesse und Sinn für geographische und biologische Betrachtungsart zu wecken suchen.

Meine Herren! Wir haben hier nichts beschlossen und nichts beschließen wollen. Daß einzelne meiner Vorschläge bei manchen von Ihnen, sei es vielen oder wenigen, auf Widerspruch stoßen würden, wußte ich voraus. Daß Sie aber den Grundanschauungen, denen ich zu lebendiger Wirksamkeit verhelfen möchte, zustimmen, haben Sie im ganzen durch Ihren Beifall und viele unter Ihnen privatim durch freundlichen Zuspruch bewiesen; und für diese Ermutigung danke ich Ihnen von Herzen.

Zum Schlusse spricht der Vorsitzende dem Vortragenden nochmals den Dank der Versammlung aus. Er sieht ein wesentliches Verdienst Cauers darin, daß er endgültig mit dem alten Utraquismus brechen wolle. Es erhält darauf Prof. Dr. O. Weißenfels-Berlin das Wort zu seinem Vortrage: **Das griechische Lesebuch von U. v. Wilamowitz-Möllendorff.** [1])

Der Vortragende findet das Buch geeignet als Sammlung stilistischer Muster für die Studierenden auf der Universität, um daraus die über weite Zeiten und Räume ausgedehnte griechische

1) Der Vortrag ist vollständig in der Zeitschrift für Gymnasialwesen 1903, S. 770ff. abgedruckt worden.



Prosa kennen zu lernen. Daß es aber in der Schule Fuß fassen werde, scheint ihm nicht wahrscheinlich: es sucht das Heil in einer falschen Richtung und ist auch zu wenig auf die Art der Schüler berechnet, als daß es selbst fleißigen Schülern ein Lieblingsbuch werden könnte. Den Dienst freilich hat es der Schule geleistet, daß es für längere Zeit einer zu ängstlichen Verengerung des Lektürekanons entgegengearbeitet hat. Außerdem wird es wohl für manchen Lehrer des Griechischen Veranlassung werden, sich auch außerhalb seines oft durchlaufenen Kreises ein wenig umzusehen. Der Vortragende findet es nicht bloß psychologisch und pädagogisch bedenklich, so vielerlei, wie Wilamowitz vorschlägt, in buntem und schnellem Wechsel lesen zu lassen, sondern er greift auch das Prinzip an, nach welchem diese Auswahl getroffen ist. Es komme in den griechischen Stunden nicht darauf an, den Anfängen nachzuspüren, die in der modernen Wissenschaft und Technik eine glückliche Weiterentwickelung gefunden haben. Die Frage sei vielmehr so zu stellen: „Welches sind die Seiten des Griechentums, von welchen man sich auch heute etwas Erkleckliches für die Klärung und Vertiefung des menschlichen Denkens und Empfindens versprechen kann?" Die Schule bedarf eines substantiellen fremdsprachlichen Lesestoffes, der dem philosophischen Orientierungsbedürfnisse der höherstrebenden modernen Seele entgegenkommt. Einige Abschnitte dieses Lesebuches tragen diesen Charakter, vor allem die Kapitel aus der Politik und Nikomachischen Ethik des Aristoteles, aus Epiktet, aus Marcus Antoninus. Auch von dem, was das Lesebuch aus Thucydides, Plutarch, Demosthenes bringt, kann man sagen, daß es für die Schule geeignet ist. Die Abschnitte aus Arrian werden dem Schüler keine Schwierigkeiten bereiten, aber ihn auch nicht sonderlich fördern. Das kurze Stück aus Appian wäre besser weggeblieben, ebenso, mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, welche die seltsam ungelenke Form bietet, der Abschnitt aus Polybius über den Kreislauf der Verfassungen, um so mehr, als zur Behandlung dieser Frage die ausgewählten Abschnitte der Politik des Aristoteles wie auch Ciceros Schrift de re publica eine ausreichende Gelegenheit bieten. Als eine pädagogische Ungeheuerlichkeit aber bezeichnet es der Vortragende, wenn Wilamowitz es unternimmt, in seinem Lesebuch die hellenischen Wurzeln der Mathematik, Mechanik, Astronomie, Physik, Medizin aufzudecken. Die dahin zielenden Stücke nehmen ein Viertel des Lesebuches ein. Man hat in den griechischen Stunden Wichtigeres zu tun, als des Griechischen noch so wenig kundige Schüler sich ein Wissen dieser Art zusammenbuchstabieren zu

lassen, was ihnen, wenn sie es gewonnen haben, unmöglich für die große Mühe ein würdiger Preis scheinen kann. Wenn sie dann zum Schluß noch inne werden, daß die unter solcher Mühe von ihnen dort verarbeiteten Gedanken neben dem, was ihnen ihr Physiklehrer mitteilt, sich nur wie ein kindliches Vorspiel ausnehmen, wird ihnen zumute werden wie einem, der seine Zähne an hohlen Nüssen müde gearbeitet hat. Auch gegen die unter dem Titel „Altchristliches" gebotenen Stücke erklärt sich der Vortragende, obgleich er es zu den unabweisbaren Aufgaben des Gymnasiums rechnet, die christliche Ethik mit der philosophischen Ethik des Altertums in Parallele zu stellen. Vor allem aber bekämpft der Vortragende den eigentlichen Reformgedanken des Verfassers, daß der Klassizismus durch den Hellenismus auf unseren Gymnasien ersetzt werden, daß nicht nach ästhetischen Gesichtspunkten das Beste aus der als die beste geltenden Literaturperiode, sondern nach historischen Gesichtspunkten dasjenige aus dem später in eine mächtige Breite entwickelten Griechentum ausgewählt werden soll, was zu den Problemen der modernen Technik und der modernen Wissenschaften erkennbare Beziehungen hat. Dem gegenüber führt er aus, daß die sogenannte klassische Periode geeigneter ist, das Charakteristische des Griechentums erkennen zu lassen, als die in mancher Hinsicht gehaltvollere Mischkultur des Hellenismus. Die von dem fremdsprachlichen Lesestoffe in der Schule zu erwartende bildende und belehrende Wirkung ist überhaupt nicht durch fachwissenschaftliche Behandlungen zu erzielen, sie müßten sich denn zum Poetischen oder Philosophischen erheben, sondern nur durch Werke der eigentlichen Literatur.

Direktor Prof. Dr. Aly-Marburg ersucht die Versammlung, von einer Erörterung abzustehen, um den Eindruck der gediegenen, alle wissenschaftlichen und didaktischen Momente zusammenfassenden Ausführungen nicht zu schwächen. Er bittet den Vortrag ungekürzt in Druck zu geben.

Die Versammlung stimmt dem lebhaft zu. Nachdem der Vorsitzende darauf dem Vortragenden den warmen Dank der Versammlung ausgesprochen hat, erteilt er Herrn Prof. Dr. Jerusalem-Wien das Wort zu seinem Vortrag: **Über den Bildungswert und die Methodik des griechischen Unterrichts.**

Über den Bildungswert des Griechischen ist jüngst Streit entstanden. U. v. Wilamowitz meint, der Klassizismus, die Vorbildlichkeit der Griechen, sei ein von der Wissenschaft überwundener Standpunkt. Der Bildungswert des Griechischen liege nur in der

großen historischen Bedeutung der griechischen Kultur. Dem gegenüber wird der klassische, normative Charakter der Antike verteidigt insbesondere von Immisch. Diese beiden Standpunkte, der Historismus und der Klassizismus, lassen sich nun in einem höheren Begriffe vereinigen. Das Griechentum enthält das Historische und das Unhistorische (ein Ausdruck Nietzsches) in besonders glücklicher Vereinigung. Das Charakteristische des Griechentums ist nämlich das Lebensvolle, Lebensfördernde, ewig Jugendliche. Der Geist der Griechen ist Geist des Lebens. Dies zeigt sich selbst in ihren abstrakten Spekulationen. Durch einen Vergleich der indischen und der griechischen Philosophie zeigt der Vortragende, daß das griechische Denken dem Leben zugekehrt ist, und eben darum ist das Griechische ein so unvergleichliches, unersetzliches Bildungsmittel. Der Weg zum griechischen Geiste führt aber nur durch die Sprache der Griechen. Die Erlernung dieser Sprache weckt Kräfte, die sonst schlummern. Der Vortragende gibt nun einige methodische Grundsätze. Intime sichere Kenntnis der Sprache ist nur zu erzielen, wenn die Schüler auch ins Griechische übersetzen, oder wenn sie angehalten werden, kleine griechische Sätze selbst zu bilden. Die Satzlehre des Griechischen muß auf psychologische, nicht auf logische Grundlage gestellt werden. Dadurch wird das Griechische die beste Einführung in das Verständnis des Menschengeistes und so die weitaus beste Vorbereitung für den Betrieb der Geistes- oder Kulturwissenschaften. Bei dieser Auffassung des Griechentums lassen sich Historismus und Klassizismus vereinen, und beide kommen zu ihrem Recht. Zum Schlusse betont der Vortragende, daß an der Abneigung gegen das Griechische vielleicht auch die Lehrer mitschuldig seien. „Wir müssen Philologen und Schulmänner sein, nicht nur eins von beiden.“ Auf den Vorwurf des Unmodernen können wir dann auf den Gott der Übermodernen verweisen und mit Friedrich Nietzsche antworten: „Ich wüßte nicht, was die klassische Philologie in unserer Zeit für einen Sinn hätte, wenn nicht den, in ihr unzeitgemäß, d. h. gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zugunsten einer kommenden Zeit zu wirken.“

Auf Antrag des Geh. Regierungsrats Prof. Dr. Münch-Berlin wird beschlossen, von einer Debatte abzusehen, und der Vorsitzende schließt die zweite Sitzung mit dem Dank an den Vortragenden.

Dritte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.
Vorsitzender: Rektor Dr. Rausch.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung und erteilt Prof. Dr. J. Lübbert-Halle das Wort zu seinem Vortrage über: **Die Verwertung der Heimat im Unterricht.**[1])

Während die Heimatkunde im gewöhnlichen, geographischen Sinne nur in der Vorschule und vielleicht noch in Sexta ein Unterrichtsfach ist, ist die Heimat im weiteren Sinne, d. h. nicht bloß der heimatliche Boden, sondern das ganze, große Gebiet der Erfahrungen, die der Schüler vor der Schule gemacht hat und außerhalb der Schule täglich weiter macht, von den Lehrern heranzuziehen und in den Dienst des Unterrichts zu stellen. Jedes Lehrfach kann an allen Orten auf allen Klassenstufen in dieser Erfahrungswelt reichen Stoff finden zur Erleichterung, Belebung und Befruchtung seiner Arbeit. Das ist am handgreiflichsten für Geschichte, Erdkunde, die naturwissenschaftlichen Fächer und Zeichnen, es wird aber auch für die anderen Fächer, und zwar nicht bloß für Deutsch, Religionslehre und Mathematik, sondern auch für die fremden Sprachen nachgewiesen. Umfang und Tiefe dieser Kenntnisse sind natürlich bei den Schülern der verschiedenen Klassen sehr verschieden; wer aber wirklich sucht, wird überall Gelegenheit finden, dem Unterricht vielfach eine örtliche Färbung zu geben.

Wenn nun weiter nach der Art der Verwertung der Heimat gefragt wird, so ist sehr entschieden zu warnen vor einem Zuviel und dem Lehrer dringend anzuraten alles zurückzuweisen, was verflachend und zerstreuend wirken könnte. Damit er aber mit sicherer Hand auch hier die Führung übernehmen kann, hat er selbst die Aufgabe, sich in dem Erfahrungsgebiet seiner Schüler gründlich heimisch zu machen. Die Hauptarbeit hierbei hat er selbst zu leisten, indem er sich in seinem Wirkungskreise umsieht und auch seine Schüler beobachtet, eine wichtige Hilfe hierzu aber kann ihm die Schule bieten, wenn sie aus allen Unterrichtsfächern zur Benutzung für alle Lehrer den brauchbaren heimatkundlichen Stoff zusammenstellt. Bisher ist in dieser Beziehung erst wenig geschehen. Das Beste hat das Gymnasium zu Görlitz mit seiner

1) Der Vortrag ist im vollen Umfange veröffentlicht worden in dem Dezemberheft der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1903".



Heimatkunde geboten. Auch gute, mit Verständnis für diese Zwecke hergestellte Karten und Reliefs sind noch selten. Für beide wird der Grundsatz gelten, daß sie nur ein kleines Gebiet umspannen, dieses aber genau zur Darstellung bringen. Sammlungen von sonstigen Anschauungsmitteln sind weniger nötig, da die Schüler lieber hinausgehen und die Dinge draußen selbst ansehen sollen. Das mag geschehen beim Unterricht im Freien, aber auch auf Ausflügen und Wanderungen.

Als Frucht hat man von der richtigen Verwertung der Heimat zunächst zu erwarten Belebung des Unterrichts, Anknüpfungspunkte für neue Kenntnisse, größere Klarheit der neuerworbenen Vorstellungen und dann weiter die Fähigkeit zu sehen und zu beobachten. Offene Augen aber für die sie umgebende Welt brauchen die Schüler als Ausrüstung für die richtige Erfüllung ihrer Pflichten im Leben und nicht minder als Vorbedingung für den rechten Genuß der Kunstschöpfungen und der Natur. Liebevolle Beschäftigung mit der Heimat erzeugt endlich auch Liebe zur Heimat und von dieser aus Liebe zum Vaterlande und zum Deutschtum.

In der Schule sollen die Schüler lernen aus dem Leben, damit sie auch wirklich lernen für das Leben.

Leitsätze:

1. Der Unterricht hat das große Gebiet der Erfahrungen, die die Schüler außerhalb der Schule gesammelt haben und täglich weiter sammeln, nach Möglichkeit in seine Dienste zu stellen.
2. Alle Unterrichtsfächer können aus der Erfahrungswelt der Schüler reichen Nutzen ziehen, am meisten die naturwissenschaftlichen Fächer, die Erdkunde und die Geschichte.
3. Jeder Lehrer hat die Verpflichtung, sich in dem Erfahrungsgebiet seiner Schüler selbst heimisch zu machen.
4. Die Schule hat die Arbeit ihrer Lehrer zu unterstützen durch heimatkundliche Stoffsammlungen aus allen Fächern für alle Fächer.
5. Die Schule hat ihren Schülern Anleitung zu bieten, ihre heimatlichen Erfahrungen planvoll zu vertiefen, zu vervollständigen und zu erweitern.
6. Durch die richtige Verwertung der Heimat im Unterricht
   a) stützt und belebt der Lehrer den Unterricht,
   b) leitet er den Schüler an zu sehen und zu beobachten,
   c) legt er in den Herzen der Schüler die beste Grundlage für eine gesunde Vaterlandsliebe.

Der Vorsitzende spricht dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus und schlägt vor, die Erörterung an die gedruckt vorliegenden Leitsätze anzuschließen. Leitsatz 1 und 2 werden gemeinsam behandelt.

Direktor Dr. Baltzer-Halle a. S. regt an, zur Förderung der Heimatkunde auch die neueren Sprachen heranzuziehen. Die Konversationsübungen böten hinreichend Gelegenheit, wirtschaftliche, politische und geistige Fragen aus dem Leben der fremden Völker zu erörtern und mit heimischen Verhältnissen zu vergleichen.

Reliefs halte auch er für die besten Anschauungsmittel. Unter sachkundiger Leitung des Lehrers sei es möglich, die Schüler selbst Reliefs herstellen zu lassen, z. B. die Skizze eines Schulausfluges erst auf dem Schulhofe, dann aus Tonmasse.

An Leitsatz 3, 4, 5 schließt sich keine Erörterung an, zu Leitsatz 6 bittet Prof. Dr. Wotke-Wien, noch schärfer vor einem Mißbrauch der Heimatkunde im geographischen Unterricht zu warnen. In vielen Schulen würden ja die Kinder in einer solchen Weise mit den Straßen und Gassen der Stadt bekannt gemacht, als ob sie alle Dienstmänner werden sollten. Es sei das eine arge Übertreibung Zillerscher Anschauungen. Redner bittet um Annahme eines entsprechenden Leitsatzes.

Im Schlußwort bittet Herr Prof. Dr. Lübbert von einem neuen Leitsatz abzusehen, da die Leitsätze ja nicht zur Abstimmung kämen und er anderseits auf dem Standpunkt von Prof. Wotke stehe.

Den letzten Vortrag hält Gymnasialdirektor Dr. V. Thumser-Wien über: **Die Bedeutung der Elternabende an den höheren Schulen.**

Mit der Entwickelung des höheren Schulwesens und dessen tieferen Einfluß auf das tägliche Leben nahm das Interesse der Gesellschaft an demselben zu und damit wuchs zugleich ihr Streben, Organisation, Lehrplan und Methode der höheren Schulen nach eigenem Gutdünken zu beeinflussen, umzuformen. In diesem Widerstreite der Meinungen, wo sich oft Mangel an fachmännischem Urteil mit Vertrauen in die eigene Unfehlbarkeit paart, muß die Schule ihre Stimme vernehmen lassen und darf sich keineswegs durch schroffe, verkehrte Urteile des Publikums verletzt zurückziehen. Nachhaltiger, als wenn sie unmittelbar in das Gewoge des Parteistreites eingreift, wird sie noch wirken, wenn sie sich in aufklärenden Vorträgen unmittelbar an die Eltern wendet. Doch auch unmittelbar die Aufgaben, welche die Schule zu leisten hat, drängen zur Ausgestaltung eines regeren Verkehrs zwischen ihr

und dem Elternhause. Sie bedarf der verständnisvollen Unterstützung des Elternhauses in den Aufgaben des Unterrichts, noch vielmehr in jenen der Erziehung. Hier gilt es, das Elternhaus von der Notwendigkeit ihrer Forderung strenger Pflichterfüllung und des gegen alle Schüler gleichen Maßstabes der Gerechtigkeit zu überzeugen, über den Wert der in ihrem Lehrplane vertretenen Disziplinen und deren Beziehungen zum modernen Leben wie über ihre erziehliche Bedeutung aufzuklären. Endlich ist die Familie auch über die Pflichten, die sie gegenüber der Schule zu erfüllen hat, zu belehren. Wie sie bei der letzeren Vertrauen finden muß, soll sie selbst auch uneingeschränktes Vertrauen den Lehrern ihrer Kinder entgegenbringen. Wie bei diesem wechselseitigen Verkehr die Schule die Kindesliebe der Eltern, so hat die Familie den Gerechtigkeitssinn der Lehrer streng zu achten. Aber nicht bloß die Erfordernisse eines gesunden Verkehrs zwischen Schule und Haus, auch die rationelle Zeiteinteilung zwischen Arbeit und Erholung, die verantwortungsvolle Stellung der Mutter als der natürlichen Erzieherin des Kindes, allgemeine Prinzipien des dem Hause und der Schule gemeinsamen Teiles der Erziehung, die Schwierigkeit und die richtige Entscheidung der Berufswahl geben reichlichen Stoff zu solchen aufklärenden Vorträgen. Nur meide die Schule hierbei jeglichen lehrhaften Ton und lasse ihre Überlegenheit in Fragen der Erziehung das laienhafte Publikum nicht fühlen.

Elternkonferenzen, wie sie von verschiedenen Seiten gewünscht werden, d. h. gemeinsame parlamentarische Beratungen von Schule und Haus über die berührten Fragen sind derzeit noch verfrüht, weil sich erstens der Verkehr zwischen den beiden Faktoren nicht überall auf festes Vertrauen stützt, zweitens bei dem Publikum es noch vielfach an der Klarheit und der Richtigkeit der für diese Beratungen erforderlichen prinzipiellen Anschauungen mangelt, somit die zwei Voraussetzungen fehlen, die allein jene Ruhe gewährleisten, ohne die eine gedeihliche Tätigkeit gemeinsamer Beratungen undenkbar ist. Auch die aufklärenden, belehrenden Vorträge können erst dann eintreten, wenn die Schule bereits in den „Sprechstunden“ das Vertrauen der Familie gewonnen hat. Elternbesuche während des Unterrichts sind weder notwendig noch gerechtfertigt, da die Eltern über die Methode der Schule im allgemeinen in den erwähnten Vorträgen aufgeklärt werden, anderseits ihnen keineswegs das Recht zusteht, den Unterricht des einzelnen Lehrers durch Autopsie kennen zu lernen, geschweige denn zu kritisieren.

Der Vorsitzende dankt dem Redner für seine gemütvollen, besonnenen, auf Erfahrung begründeten Ausführungen. In der

Debatte ergreift das Wort zuerst Herr Geheimrat Prof. Dr. Uhlig-Heidelberg.

Ich will an ein wahres Wort anknüpfen, das einmal Freund Jäger gesagt: bei den Erwägungen über das Verhältnis von Schule und Haus bedenke man häufig nicht, daß man es zu tun habe mit einem Plural von ungemein verschiedenen Häusern. In der Tat, besonders hinsichtlich der elterlichen Autorität sind die Häuser unendlich different. Es gibt solche, in denen sie in vollem Maße besteht, sogar solche, wo eine zu große Strenge waltet, so daß der Leiter einer Schule bisweilen in der Lage ist, die Eltern zu beruhigen und ihnen glaublich zu machen, daß aus dem Josef doch noch ein ganz vernünftiger Mensch werden könne; und nach meiner Erfahrung ist solche Strenge heutzutage bei mancher Mutter eher zu finden als bei dem Vater. Aber daneben existieren auch Familien, in denen die Autorität der Eltern gleich Null, ja minus ist. Ein Fall, der mir vor Jahren einmal passiert ist, dürfte den Höhepunkt dieses Mangels bezeichnen und deswegen nicht ungeeignet zur Mitteilung in dieser Versammlung sein. Ich erhielt eines Tages einen anonymen Brief mit der Anzeige, daß ein Unterprimaner jetzt häufig bis spät in die Nacht von Hause wegbleibe und kneipe. Nun pflege ich nichtunterzeichnete Briefe ohne weitere Beachtung dem Papierkorb zu übergeben; aber hier hatte ich nun einmal das Gift eingesogen, und die Mitteilung stimmte auffällig mit Beobachtungen überein, die ich von dem Jüngling während des Unterrichts gemacht hatte. So ließ ich ihn mir denn kommen, und auf die Frage: „Sagen Sie mal, Sie treiben sich jetzt öfter bis in die Nacht in Wirtschaften herum?“ erfolgte Kopfsenken. Jetzt war es angezeigt, den Vater zu benachrichtigen, da ohne häusliche Kontrolle die Schule in bezug auf Kneipverbote bekanntlich machtlos ist, und ich ließ den Herrn bitten, sich zu mir zu bemühen. Diese Unterredung aber endete mit einer horrenden Entdeckung. Den anonymen Brief hatte — der Vater geschrieben! — Doch so verschieden es auch in den Häusern aussehen mag, mit denen die Schule zu tun hat, es gibt Punkte, über die es auch mir nützlich scheint sich mit den Eltern insgesamt zu verständigen, und ich bin wiederholt und, wie ich sagen darf, nicht ohne Erfolg, dazu geschritten, Vätern und Müttern unserer Schüler in Heidelberg nicht bloß meine Ansichten über diese und jene Angelegenheit der Erziehung und des Unterrichts vorzutragen, sondern sie auch zu bitten, sich gleichfalls zu äußern und mit Bedenken und Fragen nicht zurückzuhalten. Es waren zwar nicht Eltern-Abende, aber Eltern-Nachmittage, und wenn es die

Versammelten interessiert, will ich kurz über eine von mir im Frühjahr 1883 getroffene Veranstaltung dieser Art Mitteilung machen. Ich hatte damals durch ein Rundschreiben die Eltern der Heidelberger Gymnasiasten auf die einzelnen Tage der letzten Aprilwoche zu Besprechungen eingeladen, in denen ich nach meiner Erklärung einige wichtige Punkte des Schullebens zu erörtern wünschte, insbesondere solche, die erfahrungsgemäß öfter Mißverständnissen ausgesetzt seien, und wo ich auch bereit sei, auf etwaige Fragen Antwort zu geben. Die von mir im voraus bezeichneten Besprechungsgegenstände waren: die häuslichen Schularbeiten — die Privatstunden zur Nachhilfe in Unterrichtsfächern der Schule — Privatstunden in anderen Lehrgegenständen — die Dispensation von einzelnen Fächern — die Lage der Unterrichtsstunden — Strafen, Zensuren, Versetzungen, Nachprüfungen — Wirtshausbesuch und Schülerverbindungen — sonstiges Verhalten der Schüler außerhalb der Schule. Grundsätzlich ausgeschlossen war die Diskussion des Lehrplans, ebenso jede auf einzelne Lehrer bezügliche Bemerkung. Die durch die Einladung veranlaßten Verhandlungen fanden je von 4—7 Uhr nachmittags statt, so daß am ersten Tage Eltern der Sextaner, am zweiten Quintanereltern erschienen und so fort. Die Zahl der jeweils Erschienenen ging ein paarmal über 60, darunter immer eine ansehnliche Zahl von Müttern. Die Diskussionen nach meinen Äußerungen waren großenteils lebhaft, aber nie unangenehm erregt: auch Damen nahmen häufig an ihnen teil. Das Endergebnis war ein für die Schule durchaus befriedigendes, insbesondere was die Überbürdungsfrage betrifft. Den Angaben, die ich auf Grund wiederholter umfassender Nachfragen bei den Schülern bezüglich der häuslichen Arbeitszeit in den einzelnen Klassen machte, wurde von keiner Seite widersprochen und von den verschiedensten Seiten ausdrücklich anerkannt, daß keine Überlastung mit häuslichen Arbeiten stattfinde. Ja, es wurde von einigen der Anwesenden erklärt, daß nach ihrer Meinung zu wenig aufgegeben werde, und von einem der Herren Universitätsprofessoren in ernsten Worten auf die entsittlichende Wirkung hingewiesen, die von den zur Mode gewordenen Überbürdungsklagen auf die Jugend zum Teil geübt werde. Früher habe sie nicht anders gewußt, als daß man die gegebenen Aufgaben leisten müsse; jetzt rechneten viele immer, ob ihnen nicht zuviel zugemutet werde. Dieses erfreuliche Resultat aber hatte, wie ich gleichfalls erzählen will, noch ein Nachspiel. Ich hatte das Wesentliche aus den bei den Verhandlungen geführten Protokollen in einer Heidelberger Zeitung veröffentlicht, und einige meiner

Kollegen hatten kurze Berichte darüber an andere Tagesblätter verschiedener Orte gesandt. Da erhob sich in anderen außerhalb Heidelbergs erscheinenden Blättern eine heftige Polemik gegen die gemachten Mitteilungen, und besonders wurde behauptet, Überbürdung herrsche sicher auch in Heidelberg, sie herrsche überall an den Gymnasien; was mitgeteilt worden, könne nicht der Wirklichkeit entsprechen. Und dies ging so lange, bis eines Tages einer der angesehensten Bürger der Stadt, Vater eines Schülers, zu mir kam und mich fragte, ob ich nichts dagegen einzuwenden habe, wenn er und eine Anzahl anderer Väter aus den verschiedensten Schichten der Heidelberger Einwohnerschaft in einer Zeitung mit Namensunterschrift erklärten, daß das von mir veröffentlichte Protokoll vollkommen den tatsächlichen Vorgängen in den Zusammenkünften entspreche, daß man sich dort mit Freimut und Offenheit ausgesprochen und von den Ergebnissen der Verhandlungen durchweg befriedigt sei. Dagegen hatte ich natürlich nichts einzuwenden, und von da an verstummte das Geschrei. Ich meine, dieser Hergang ist in mehr als einer Hinsicht belehrend.

Direktor Dr. Aly-Marburg spricht sich gegen Elternabende aus; er verspreche sich für den Verkehr zwischen Schule und Haus allein von der sogenannten individualisierenden Methode Erfolg, indem der Direktor wie die Lehrer der Anstalt in jedem einzelnen Falle sich zu freundlicher Aussprache mit den Eltern eines Schülers bereit zeigten.

Direktor Prof. Dr. Kuthe-Parchim weist darauf hin, daß die Grundlage jedes gewinnbringenden Verkehrs zwischen Schule und Haus das Vertrauen sei, das von seiten des Hauses der Schule entgegengebracht werde. Dieses gelte es auf jede Weise zu erhalten und zu vermehren. Er regt deshalb an, die Zensur über häuslichen Fleiß aufzugeben, da dieser vom Lehrer selten ganz zutreffend beurteilt werden könne, jeder Mißgriff aber das Vertrauen zum Lehrer erschüttere.

Da sich andere Redner nicht zum Worte gemeldet haben, werden die Verhandlungen der pädagogischen Sektion vom Vorsitzenden mit Dankesworten an alle die geschlossen, die zum Gelingen der Tagung beigetragen haben. Geheimrat Uhlig erwidert namens der Versammlung diesen Dank mit einem Dank für die umsichtige Vorbereitung und Leitung der Versammlungen durch die beiden Vorsitzenden der Sektion Rektor Rausch und Rektor Muff.

Archäologische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium XVII des Seminargebäudes.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
nachmittags 2 Uhr.

Der Sitzungssaal war mit der Büste Winckelmanns und dem Ölbild von Ludwig Roß, das dessen Witwe, Frau Emma Roß, freundlichst zur Verfügung gestellt hatte, geschmückt. Hieran anknüpfend, wies der erste Obmann der Sektion in seinen einleitenden Worten darauf hin, daß Halle die Ehre habe, den Begründer der wissenschaftlichen Archäologie zu seinen Kommilitonen zu zählen, da dieser in den Jahren 1738—1740 hier studiert und bei Johann Heinrich Schulze sogar eine Art von archäologischer Vorlesung über die griechischen und römischen Altertümer nach Münzen gehört habe, in der er nach C. Justis hübscher Bemerkung „zum erstenmal die alten Götter in originalen, wenn auch sehr sekundären Denkmalen leibhaftig vor sich sah". Und hier in Halle habe Ludwig Roß, dessen bahnbrechende Bedeutung, von seinen Zeitgenossen keineswegs gebührend gewürdigt, jetzt von Tag zu Tag immer klarer und dankbarer erkannt werde, sein Lebenswerk beschlossen. Darauf erhob sich die Versammlung zu Ehren von Frau Prof. Emma Roß, die durch ihre Anwesenheit der Sitzung eine besondere Weihe gab, von ihren Sitzen.

Durch Zuruf wurde dann der bisherige erste Obmann, Prof. Dr. C. Robert, zum ersten und Gymnasialdirektor Prof. Dr. O. Richter-Berlin zum zweiten Vorsitzenden gewählt, da der zweite Obmann Gymnasialdirektor Dr. Friedersdorff mit Rücksicht auf seine Gesundheit eine Wiederwahl ablehnte. Zu Schriftführern wurden gewählt Prof. Dr. R. Oehler-Groß-Lichterfelde und Oberlehrer Dr. E. Hoffmann-Breslau.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Robert.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung, indem er zunächst dem zweiten Präsidenten Herrn Gymnasialdirektor Prof. Dr. Otto Richter für die Übersendung seiner Schrift: „Über römische Topographie“ dankt. Sodann gibt er der Versammlung bekannt, daß Herr Privatdozent Dr. B. Graef-Berlin seinen Vortrag „Über die panathenäischen Preisvasen“ erst am Sonnabend halten wird. Herr Prof. Dr. B. Pick-Gotha nimmt darauf das Wort zu seinem Vortrage: **Archäologie und Numismatik.** Der Gedankengang seiner Ausführungen war folgender:

Die Auffassung der älteren Archäologen, die die Numismatik als einen Teil oder ein Anhängsel der Archäologie zu behandeln pflegten, muß als irrig bezeichnet werden. Aber ebenso unrichtig ist es, wenn man demgegenüber die Numismatik als die Wissenschaft vom alten Gelde erklärt. Sie ist vielmehr die Wissenschaft von den alten Münzen. Münze ist aber keineswegs dasselbe wie Geld; sondern erst nach einer langen Entwickelung des Geldwesens erschien als vorläufiger Abschluß dieser neue Wertmesser, diese besondere Art von Geld, das unter staatlicher Autorität nach festen Normen abgewogene und mit bezeichnenden Geprägen versehene Metallstück. Daher sind die Münzen allerdings wegen ihrer ursprünglichen Bestimmung als Geld Objekte der Nationalökonomie; aber ebenso unmittelbar fallen sie der staatsrechtlichen, metrologischen, archäologischen und epigraphischen Forschung zu. Betrachtet man diese Überreste der Vergangenheit dann nicht nur als Denkmäler, sondern weiter als Quellen, so sind sie auch für alle anderen Gebiete der Altertumsforschung heranzuziehen. In der numismatischen Literatur erscheint je nach der Neigung und nach der Vorbildung des einzelnen Numismatikers bald diese bald jene Seite bevorzugt; aber die Numismatik als Wissenschaft hat die Münzen nach allen Seiten zu betrachten, und indem sie die Resultate aller in Betracht kommenden Wissenschaften für das Studium der Münzen zusammenfassend verwertet und ihre eigenen Resultate jenen wieder zur Verfügung stellt, erweist sie ihre Selbständigkeit im Kreise der historischen Wissenschaften.

Von den Beziehungen der Numismatik zu den anderen Wissenschaften ist hier nicht zu sprechen; hier haben wir es allein mit

ihrem Verhältnis zur Archäologie, mit der Verwertung der Münzen für die archäologischen Studien zu tun; die Streitfragen über Stellung und Aufgaben der Archäologie selbst kann man dabei auf sich beruhen lassen.

Zunächst können die Münzen selbst, mit demselben Recht wie so viele andere Gebrauchsgegenstände des Altertums, als Objekte der archäologischen Forschung betrachtet werden. Sie sind Metallarbeiten, die nach mehr oder weniger künstlerisch hergestellten Originalen durch Guß und Prägung vervielfältigt sind. Die Gegenstände ihrer bildlichen Darstellungen sind dieselben wie bei anderen Denkmälerklassen. Der Stil hat zwar gewisse Besonderheiten, entwickelt sich aber parallel mit dem der großen Kunst, besonders unter dem Einfluß der Plastik. Dennoch wird die zusammenhängende Betrachtung gerade dieser einen Klasse von Kunstdenkmälern den Numismatikern überlassen, obwohl für die Würdigung ihrer Kunst der an anderen Denkmälern geschulte Blick des Archäologen das Beste leisten könnte.

Stärker werden die Münzen als Hilfsmittel oder als Quellen auf den allgemein anerkannten Arbeitsgebieten der Archäologie benutzt; aber auch da könnten sie durch ihre vielfachen Vorzüge weit mehr helfen, wenn sie regelmäßig und systematisch herangezogen würden.

Die allgemeinen Vorzüge der Münzen vor den anderen Klassen von Kunstdenkmälern sind folgende: Herstellungsort und Entstehungszeit sind fast immer genau zu bestimmen; daher läßt sich Technik und Stil in den meisten Gegenden durch mehrere Jahrhunderte verfolgen; über die Echtheit besteht fast nie ein Zweifel; Ergänzungen kommen nicht in Betracht (die sogenannten retouchierten Münzen werden als falsche behandelt); in der Regel sind mehrere Exemplare nachweisbar, die sich bei unvollkommener Erhaltung gegenseitig ergänzen; die Deutung der Bilder wird vielfach durch die Schrift erleichtert.

Dazu kommen besondere Vorzüge, die sich bei einzelnen Arbeitsgebieten der Archäologie geltend machen. — Die kunstwissenschaftliche Seite der archäologischen Forschung kann die Münzen zunächst zur Datierung anderer Werke benutzen, indem sie die letzteren mit den durch das Vorhandensein langer Reihen leichter datierbarer Münzen stilistisch sowie nach Kleidung und Haartracht vergleicht. Ferner dienen die Münzen der Kunstgeschichte durch die Nachweisung von Kopien anderer Kunstwerke, namentlich von Statuen. Das gilt besonders für die Münzen

der Kaiserzeit, auf denen konventionelle, aktuelle und lokale Typen zu unterscheiden sind; vor allem die letzteren zeigen oft Götterbilder, die sich durch das Vorhandensein von Stützen oder durch andere Umstände als Kopien von Statuen erweisen und wenigstens über Stellung und Attribute der Vorbilder genügenden Aufschluß geben. Auch Tempel und andere Bauwerke erscheinen vielfach, und wenn diese Münzbilder auch für die Architektur selbst nur selten etwas lehren, so sind sie für die Bestimmung und Datierung von Gebäuden doch oft wertvoll. — Ebenso wichtig sind die Münzen für die Archäologie als Teil der Altertumswissenschaft. Eine Ikonographie im engeren Sinne, als Porträtkunde, wäre ohne Benutzung der Münzen überhaupt nicht möglich. Für die sogenannten Privataltertümer dienen sie dadurch, daß die Stempelschneider in der Wiedergabe von Kleidung, Haartracht usw. fast mit den Vasenmalern wetteifern, und die genauere Datierung verleiht ihnen noch einen Vorzug. Am meisten aber lehren die Münzen für die Kunstmythologie, mittelbar also auch für die Mythologie selbst. Für die so wichtige Erkenntnis der lokalen Kultformen kommt es uns besonders zu statten, daß die Münzen offizielle Denkmäler sind und uns also mit dem anerkannten Kultus bekannt machen. Die anikonischen Agalmata und die Xoana der ältesten Zeit kennen wir vor allem durch ihre Abbildung auf den Münzen der hellenistischen und römischen Zeit; und fast nur aus ihnen können wir die religiösen Regungen erschließen, die zu dieser neuen Verehrung der altertümlichsten Götterbilder geführt haben. Aber Schlüsse aus vereinzelten interessanten Münztypen können da leicht irreführen; es ist immer der ganze besondere Bilderkreis der Stadt im Zusammenhang zu betrachten. Und ebenso ist bei der sonstigen archäologischen Verwertung der Münzen stets zu berücksichtigen, was örtlich, zeitlich oder stofflich zusammengehört.

An der Diskussion beteiligte sich zunächst Herr Prof. Dr. Blümner-Zürich. Er sagte, wenn die Archäologie die Münzen nicht in dem vom Vortragenden gewünschten Maße heranziehe, so liege dies großenteils daran, daß gute und zuverlässige Reproduktionen, zumal Abgüsse, schwer beschaffbar seien. Gemmenabdrücke könne man jederzeit in größeren oder kleineren Sammlungen oder nach eigener Auswahl beziehen, Münzabdrücke in der Regel nicht, auch seien die galvanoplastischen Reproduktionen zu teuer. Die Münzkabinette sollten es sich angelegen sein lassen, für Hochschul- und Gymnasialzwecke solche Abgüsse herstellen zu lassen, die in beliebig zusammengestellten Sammlungen (je nach

kunsthistorischen, mythologischen, historischen Gesichtspunkten ausgewählt) gewiß zahlreiche Abnehmer finden würden.

Prof. Dr. Robert knüpfte an eine Äußerung des Vortragenden an, nach der das von Héron de Villefosse veröffentlichte Münzbild aus der Zeit des Septimius Severus nicht auf den pergamenischen Altar zu beziehen sei.

Er fragte, nachdem auf seine Bitte Gymnasialdirektor O. Richter den Vorsitz übernommen hatte, den Vortragenden, warum das Münzbild den großen Gigantenaltar nicht vorstellen könne, und meinte, als dieser auf die Differenzen zwischen dem Münzbild und der Berliner Rekonstruktion hinwies, daß diese keineswegs in allen Punkten für gesichert gelten könne. Vielmehr böte sie sowohl vom praktischen als vom ästhetischen Standpunkt zu manchen Bedenken Anlaß. Er habe nie verstanden, wie man an einem Altar von dieser Form die vorgeschriebenen Opferzeremonien habe vollziehen können, und anderseits vermisse er einen kräftig betonten, in die Höhe entwickelten Mittelpunkt. Das Münzbild stimme gerade in den Punkten, die bei der Rekonstruktion als gesichert gelten könnten, mit den Resten des pergamenischen Altars überein, z. B. in der Zahl der Säulen an den Schmalseiten der Halle und den auf dem Dach dieser Halle aufgestellten Statuen. Es löse die bestehenden Schwierigkeiten in überraschender und verblüffend einfacher Weise und sei für ihn selbst eine Offenbarung gewesen. Natürlich habe man sich vorzustellen, daß die großen Säulen nicht auf, sondern hinter dem kleinen Altar in der Mitte stünden. Damit erklärte sich der Vortragende ganz einverstanden. Endlich machte Prof. Robert noch geltend, daß, wenn auf einer pergamenischen Münze severianischer Zeit ein großer Altarbau dargestellt sei, es sich eigentlich von selbst verstünde und jedenfalls a priori angenommen werden müsse, daß damit der große Gigantenaltar gemeint sei, der in jener Zeit für ein Weltwunder gegolten habe. Seiner Meinung nach habe jede methodische Rekonstruktion dieses Altars von dem Münzbild auszugehen. Der Vortragende erklärte, er sei zu seiner Ansicht nur gekommen, weil das Bild und die Berliner Rekonstruktion ganz unvereinbar seien. Er habe die Berliner Rekonstruktion für kanonisch gehalten. Jetzt müsse er seine Ansicht noch einmal gründlich prüfen, da ihm die Ausführungen des Vorsitzenden sehr einleuchteten.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. R. Freiherrn Hiller v. Gärtringen-Berlin: **Wilskis neue Pläne von Thera.**

Der Vortragende erläuterte die ausgehängten Pläne, die von Herrn Landmesser Dr. P. Wilski aufgenommen sind. Auf Grund

dieses Anschauungsmaterials entwarf er ein Bild von der Entwickelung der Stadt vom frühesten Altertum bis zum Beginn des Mittelalters. Besonders verweilte er bei der Entwickelung der Privathäuser und dem hellenistisch-römischen Wandputz, zu dessen Datierung der Vorsitzende im Anschluß an Pompeji und Pergamon einige Bemerkungen hinzufügte. Da eine Veröffentlichung im dritten Bande des Ausgrabungswerkes „Thera" bevorsteht, kann hier von einer genauen Berichterstattung abgesehen werden.

Eine Diskussion wird nicht beliebt. Der Vorsitzende dankt dem Vortragenden als dem systematischen Aufdecker Theras, bespricht sodann kurz einige neue Funde und Publikationen und schließt darauf die Sitzung.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903.

Gemeinsame Sitzung der philologischen, archäologischen, historisch-epigraphischen Sektion.

Bericht siehe S. 55.

Vierte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,

vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Gymnasialdirektor Prof. Dr. O. Richter.

Das Wort erhält Privatdozent Dr. B. Graef-Berlin zu seinem Vortrag über: **Die panathenäischen Preisvasen.**[1])

Von den durch die bekannte Inschrift ausgezeichneten Amphoren, deren jüngere Reihe durch die Archontennamen in das 4. Jahrhundert gewiesen wird, reicht die älteste nur bis zum Ende des 6. Jahrhunderts. Das ergibt die Statistik der Funde auf der Akropolis, wo auch von der jüngsten Entwickelungsstufe der älteren Reihe, die der Blüte des strengen rotfigurigen Stiles analog ist, reichliche Proben im Perserschutt mit Sicherheit nachgewiesen sind. Panathenäische Amphoren, die man der Zeit von 480 bis 400 zuweisen könnte, gibt es somit nicht. Das führt auf die Vermutung, daß diese Vasen mit der Stiftung der großen Panathenäen von

1) Der Vortrag wurde durch Lichtbilder erläutert.

Pisistratos eingeführt, und nach dem Sturze der Pisistratiden, als eine Einrichtung der Tyrannen abgeschafft seien. Für den Beginn der jüngeren Reihe, deren Entwickelung F. Haußer erkannt hat, ergibt sich die Gründung des zweiten attischen Seebundes als wahrscheinlicher Anlaß.

Eine Diskussion wurde nicht verlangt. Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. B. Sauer-Gießen: **Die Götterversammlung am Schatzhaus der Knidier.**

Die schnell populär gewordenen Götter vom Fries des Schatzhauses der Knidier, die man sich anfangs als Zuschauer einer Kampfszene dachte, lassen sich auf Grund äußerer Merkmale in einer Weise anordnen, die jede direkte Beziehung zu diesem Kampf ausschließt. Sie füllten, wie die Fundtatsachen beweisen, nicht ganz die südliche, der Kampf etwas mehr als die nördliche Hälfte des Ostfrieses, d. h. des Frieses der Rückseite des Gebäudes. Das fehlende Stück war nicht groß. Der Stuhl und der Thron, von denen nur Reste erhalten sind, lassen sich nach den vollständigen bequem ergänzen; dann kommen von der für die Götterversammlung verfügbaren Gesamtlänge von 3,03 m auf die Lücke zwischen jenen beiden 0,08 m. Es waren also zehn Götter dargestellt, die beiden in der Lücke zu ergänzenden so dicht einander gegenübersitzend, daß ihre Beine sich deckten. Diese Gruppe bestand aus einem auf schlichtem Diphros sitzenden Gott, der sich umwendend seine Rechte auf das linke Knie des präsidierenden Gottes legte, und einer zwar thronenden, aber vorgebeugten Gestalt, und dieser Gruppe galt die Aufmerksamkeit und Erregung der acht übrigen. Es ist dargestellt, wie Hephaistos seine Mutter von dem Zauberthron emporzieht, zugleich aber dem Zeus — denn trotz der dionysischen Dekoration des Thrones kann sein Nachbar nur dieser sein — das Versprechen abnimmt, daß Aphrodite sein Lohn werde. Es herrscht strengste Symmetrie von neun Gestalten, deren mittelste Hephaistos ist. Isoliert, mißachtet sitzt am linken Ende Ares, der sich vergeblich bemüht hatte, Hephaistos zurückzuholen. Apollo und Artemis sind neben Zeus mit Wahrscheinlichkeit zu erkennen; Aphrodite sitzt, wie starr vor Staunen, auf der dem Ares entgegengesetzten Seite zwischen Athene und einer anderen Göttin. Es ist die Version des von U. v. Wilamowitz rekonstruierten Hymnos; der Typik nach ist zu vergleichen das Relief des von ionischer Kunst nachweislich abhängigen Gitiadas im Tempel der Athena Chalkioikos zu Sparta.

In der Diskussion richtete Prof. Robert an den Vortragenden die Frage, ob ihm Näheres über die Namensbeischriften der Götter

bekannt sei. Daß solche einst vorhanden waren, müsse mit Sicherheit angenommen werden, da sie für die anstoßende Kampfszene konstatiert seien. Es käme nun darauf an, zu erfahren, wie weit Homolles mit so großer Bestimmtheit vorgetragenen, zum Teil keineswegs naheliegenden oder selbstverständlichen Benennungen der Götterfiguren auf Beischriften oder deren Spuren beruhten.

Als Prof. Sauer erklärte, er bedauere, von Inschriften nichts zu wissen, bemerkte Prof. Robert, es könne über die Deutung des Frieses kaum diskutiert werden, ehe nicht die Inschriftenfrage völlig geklärt sei; jedenfalls habe er gegen die vorgebrachte Deutung des Bildwerkes seine Bedenken. Besonders sei bei der angenommenen Szene die Anwesenheit des Dionysos unbedingt notwendig.

Direktorialassistent Dr. K. Zahn-Berlin erinnert an frühere Versehen Homolles in einem ähnlichen Falle.

Prof. Dr. H. Blümner-Zürich meint, bei einer Lösung der Hera müßte Hephästos unbedingt stehend dargestellt sein; das heftige Gestikulieren der Götter lasse auf einen Streit schließen, der zwischen ihnen ausgebrochen sei; es genüge, zwei streitende Parteien anzunehmen, die fehlenden Figuren hätten nicht den Mittelpunkt der Darstellung gebildet.

Prof. Sauer bemerkt gegen diese Einwendungen, die Haltung der Figur, welche die eine Hand auf das linke Knie der thronenden männlichen Gottheit (Zeus) lege, sei bei der Annahme einer einfachen Götterversammlung unverständlich, auch Herr Prof. Dr. Loeschcke-Bonn habe bei seinem Deutungsversuche des Frieses nichts von Inschriften erwähnt.

Nachdem der Vorsitzende den Dank der Versammlung für den Vortrag ausgesprochen, erhält das Wort Herr Direktorialassistent Dr. R. Zahn-Berlin zu seinem Vortrag: **Über Vasenphotographien.**

Der Vortragende legte eine Auswahl von Photographien aus einer Serie von Vasenaufnahmen im Besitze des Heidelberger Archäologischen Instituts vor, die in der Form des Einzelverkaufs allgemein zugänglich gemacht werden soll. Die Sammlung ist zunächst aus dem Material für einige besondere Arbeiten entstanden, konnte aber dann durch die Unterstützung der Großherzoglich badischen Regierung systematisch erweitert werden. Sie umfaßt jetzt gegen tausend Negative von Vasen der Museen von Altenburg, Leipzig, Heidelberg, Karlsruhe, München, Würzburg, Basel,

Bologna, Corneto, Ruvo, Tarent, Lecce, Athen und viele Stücke aus dem italischen und griechischen Kunsthandel. Aufgenommen wurden nur ungenügend oder gar nicht veröffentlichte Vasen. Ein genaues Verzeichnis wird vorbereitet. Die Sammlung mag als ein Beitrag zur Erweiterung der Kenntnis des noch immer sehr zerstreuten keramischen Materials angesehen werden.

Eine Diskussion über diesen Vortrag wird nicht beliebt. Der zweite Vorsitzende dankt dem Vortragenden im Namen der Versammlung und spricht zum Schlusse dem ersten Vorsitzenden und den beiden Schriftführern den Dank der Versammlung für ihre Mühewaltung aus.

Germanistische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium XVI im Seminargebäude.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
nachmittags 2½ Uhr.

Zu Vorsitzenden werden durch Zuruf die bisherigen Obmänner Prof. Dr. Ph. Strauch-Halle, Prof. Dr. E. Matthias-Burg gewählt, zu Schriftführern Dr. Helm-Gießen, Dr. Lucke-Schleusingen, A. Jellinek-Wien.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
vormittags 8½ Uhr.
Vorsitzender: Prof. Dr. Strauch.

Der Vorsitzende eröffnete und begrüßte die Versammlung. Er gedachte der seit der letzten Versammlung verstorbenen Förderer der Germanistik. Die Versammlung ehrte deren Andenken durch Erheben von den Plätzen.

Danach hält Prof. Dr. G. Ehrismann-Heidelberg seinen angekündigten Vortrag: **Märchen im höfischen Epos.**

Für die meisten 'heroischen' Partien der Artusromane lassen sich bekannte *Märchen*- und *Sagenmotive* als Grundlage nachweisen, und zwar stammen die wichtigsten dieser Motive aus dem irischen Sagenschatze. *Zwei* Stoffe sind es, die alle anderen an Häufigkeit und an Bedeutung übertreffen, und für diese beiden kann man die Vorbilder in den irischen Überlieferungen (für welche aber nur die ältesten Sammlungen, *Lebor na h'Uidre* und das *Buch von Leinster,* als Zeugen benutzt werden dürfen) wiederfinden. Jene Hauptstoffe lassen sich formulieren als 1. das *Verlockungsmotiv* und 2. das *Befreiungsmotiv.*

Am ursprünglichsten hat *Zazikhovens Lanzelet,* dessen Technik noch roh-episodenhaft ist, die Motive bewahrt. Dieser Roman zerfällt in drei Teile: die erste und die zweite Lanzeletgeschichte, die ganz verschiedene Themata behandeln (1. Die dreimalige Wiederholung des Märchenmotivs von der Heirat der Tochter mit dem Feinde des Vaters, 2. Raub und Befreiung der Ginover aus dem Land ohne Wiederkehr, gleich Chrestiens Karrenritter, anerkannt keltisches Motiv), und der dritte Teil als Abschluß in rein höfischem Geschmack.

Das Thema des *Wigalois* ist eine Abart des Verlockungsmotivs und gründet sich auf die irische Erzählung von *Cuchulinns Krankheit (Serglige Conculaind)* unter Beiziehung einer Gespenstersage, die in dem ihr zugrunde liegenden Aberglauben Ähnlichkeit mit der Hamletsage hat.

Das Thema des *Erec* berührt sich mit der Schwanrittersage: ein Held hohen Standes heiratet ein armes Mädchen, legt ihr aber das Verbot *(gess)* auf, sie dürfe nicht reden, was von Seltsamem sie auch an ihm sehen werde. Sie verletzt dieses Gebot, indem sie in Klagen ausbricht über sein Verliegen, das ihr unbegreiflich vorkommt.

Deutlich auf irischem Sagenhintergrunde ist die Episode von Brandigan-Joie de la court am Schlusse des Erec aufgebaut, ebenso die Geschichte von *Iwein* und Laudine (vgl. Arthur Brown, Iwain, Studies of the Harward Univ.) und die Befreiung der gefangenen Arbeiterinnen (Menschentribut).

Der Grundriß des *Parzival* besteht aus drei Teilen: A die Jugend Parzivals und B die Abenteuer Gawans bilden zusammen einen Roman in der Anordnung von Ulrichs Lanzelet (A = Aufwachsen in der Weltabgeschiedenheit, B = drei Damenaffären, deren zweite, die mit Antikonîe, auf dem Motiv der ersten Lanzeletgeschichte 'eine Jungfrau heiratet den Mörder ihres Vaters' beruht und deren dritte, die mit Orgeluse, unter das Verlockungsmotiv fällt. In diesen aus A und B bestehenden Grundroman ist C Parzivals Gralsuche hineingestellt, ein auch in Deutschland verbreiteter Märchenstoff.

Das Märchen bildet die Grundlage für den Stoffkreis der Artusromane; Märchen vom Feenland und Totenreich, die auf keltischem Volksglauben beruhen, bilden den Grundstock der Motive. Überlieferte Sagenstoffe lagen Chrestien also vor, und daran läßt sich seine Tätigkeit messen. Nicht selbst gebildet hat er den Stoff, sondern umgebildet. Aber die Kunst, mit der er das gegebene Material umformt und vor allem der reiche Gedankeninhalt — das ist sein Eigentum, und das sind Taten eines großen Geistes.

In der Diskussion bekämpft Privatdozent Dr. Petsch-Würzburg die scharfe Scheidung zwischen Volksepos und Kunstepos. Er sieht in den Volksmärchen die direkte Quelle des höfischen Epos, nicht nur die der irischen Sage, die dann erst Bindeglied zwischen den Märchen und den Artusepen wäre.

Prof. Ehrismann meint dagegen, daß die Annahme einer direkten Beziehung zwischen den Epen der Artussage und der keltisch-irischen Sage doch der vorzuziehen sei, als sei das große indisch-europäische Märchenreservoir die direkte und alleinige Quelle.

Prof. Panzer-Freiburg i. Br. stimmt der Ansicht des Vortragenden zu und wünscht die Frage näher erörtert, ob diese Einflüsse direkt aus Irland und nicht vielleicht aus der bretonisch-armorikanischen Überlieferung stammen.

Darauf bittet Prof. H. Fischer-Tübingen um Mitteilung der in den verschiedenen Gegenden üblichen und volkstümlichen Bezeichnungen für einzelne Begriffe: Bäcker, Metzger, Klempner, Schreiner, Schrank.

Der Vorsitzende teilt mit, daß die wortgeschichtlichen Sammlungen Prof. Fedor Bechs von der preußischen Regierung angekauft und in der Berliner Königl. Bibliothek der allgemeinen Benutzung zugänglich sind.

Darauf sprach Prof. Dr. E. Matthias-Burg: **Zur Geschichte des Grimmschen Wörterbuchs.**[1])

Der Vortragende will einen kurzen Bericht geben über den Stand der Arbeit am Grimmschen Wörterbuch in der ausgesprochenen Absicht, die Versammlung zu einer Entschließung zu veranlassen, die hoffentlich dazu beitragen wird, die Vollendung des Werkes in absehbarer Zeit herbeizuführen. Er knüpft an die vorige Hallische Versammlung an, in deren germanistischer Sektion die Wörterbuchfrage auf Veranlassung des damaligen Vorsitzenden, Prof. Jul. Zacher, ebenfalls zur Verhandlung kam. „Sollte“, so führte dieser aus, „in der bisherigen Weise weiter gearbeitet werden, so werden mindestens noch 30 Jahre bis zur Vollendung vergehen.“ Eine damals beschlossene Eingabe an das Präsidium des Norddeutschen Bundes hatte direkt die Gewährung einer staatlichen Unterstützung an die Mitarbeiter, indirekt die Übertragung von Professuren an Hildebrand und Weigand zur Folge. Seitdem sind statt 30 Jahre 36 vergangen, und von dem Werk fehlt noch weit über ein Drittel. Wie ist das gekommen? Vor allem

1) Der Vortrag ist in den Grenzboten veröffentlicht, Nr. 49 vom 3. Dezember 1903.



durch den unaufhörlichen Wechsel der Mitarbeiter; als Hildebrand, Lexer, Weigand, Wülcker starben, ruhte die Arbeit oft jahrelang; ihre Nachfolger vermochten sich erst nach langer Zeit in den Stoff hineinzuarbeiten und kamen oft zur Ausarbeitung selbst gar nicht, wie es bei Erdmann der Fall war. Von den jetzigen Mitarbeitern ist keiner in der Lage, sich dem Wörterbuch ausschließlich zu widmen, alle sind durch ihren Hauptberuf in Anspruch genommen. Infolgedessen hat von T-U und V, bei welchen Buchstaben eine langwierige Vorarbeit nötig war, um den Zettelapparat in Ordnung zu bringen, seit Lexers und Wülckers Tode noch nichts zum Druck gegeben werden können; von G und W, die auf noch je 30 Hefte anzuschlagen sind, vermögen die beiden Bearbeiter jährlich nicht mehr als ein Heft herauszubringen; der Bearbeiter von G vielleicht auch nicht einmal dieses, da er vorläufig durch seinen neuen Beruf als Bibliotheksbeamter völlig in Anspruch genommen ist. Traurig stünde es um das Wörterbuch, wenn nicht ein unermüdlicher Arbeiter, Prof. Moriz Heyne, seit 1867 ununterbrochen für seinen Fortgang tätig gewesen wäre, der erst allein H, J und L, M, sodann mit Hilfe von jüngeren Kräften den 8. und 9. Band (R — Seele) und den größten Teil des 10. zum Abschluß gebracht hat. Sein Vorgang zeigt auch den einzuschlagenden Weg: bei einem Werke von dem Umfange des Deutschen Wörterbuches, dem ein einzelner ohnmächtig gegenübersteht, ist auf einen ungestörten Fortgang und auf eine schließliche, baldige Vollendung nur zu rechnen, wenn Meister und Schüler, wie das Verhältnis von Haupt- und Hilfsarbeiter kurz bezeichnet werden soll, zugleich an ihm tätig sind, sei es nun in der Weise, daß sie einander in die Hände arbeiten, wie es in Göttingen geschieht, sei es, daß mehrere, die natürlich über die Art der Bearbeitung völlig einig sein müßten, nebeneinander je einen besonderen Teil eines Buchstabens zu erledigen hätten. Der Vortragende, der noch eine ganze Reihe von Fragen eingehend erörterte: z. B. ob eine Beschleunigung der Arbeit durch Verengerung der Grenzen, durch größere Knappheit der Bearbeitung, durch Hinausdrängung eines der Mitarbeiter usw., herbeizuführen sei, der auch die Ausführung des Planes eines Thesaurus linguae Germanicae vor Vollendung des Grimmschen Wörterbuches durchaus abwies, brachte zum Schluß folgende, einstimmig angenommene Resolution ein: Die germanistische Sektion richtet an den Herrn Reichskanzler die Bitte: damit das nationale Werk, seit dessen Beginn nun mehr als 50 Jahre verflossen sind, in 10—12 Jahren zum Abschluß gebracht werde, den Bearbeiter

von G beruflich so weit frei zu machen, daß seine Hauptarbeitskraft dem Deutschen Wörterbuch zugute kommen kann, ihn aber, sowie den Bearbeiter von W durch Gewährung einer größeren Beihilfe in den Stand zu setzen, je 2 selbständige, ausschließlich für das Wörterbuch tätige Mitarbeiter zu gewinnen, endlich den Bearbeitern von T—U und V Mittel zur Verfügung zu stellen, um je eine jüngere Hilfskraft zu ihrer regelmäßigen Unterstützung heranzuziehen.

Prof. Dr. Th. Siebs-Breslau dankt dem Vortragenden für seine wertvollen Ausführungen und berichtet über den Stand der Vorarbeiten für den Buchstaben V. Von den dafür nötigen etwa 20 000 Zetteln sei ihm von seinem Vorgänger kein Viertel hinterlassen. Seine in den alljährlichen Arbeitsberichten an das Reichsamt des Innern als notwendig hingestellte Gewährung der Mittel für die Einstellung eines Hilfsarbeiters, ohne die an einen raschen Fortgang der Arbeit nicht zu denken wäre, sei stets unberücksichtigt geblieben. Um einer irrigen Anschauung zu begegnen, teilt Prof. Siebs mit, daß eine Besoldung der Mitarbeiter nicht bestehe.

Prof. Dr. Wunderlich-Berlin berichtet über den Stand des Zettelmaterials für G; er hält es im Interesse der Arbeit für wünschenswert, daß den Mitarbeitern am Wörterbuch Gelegenheit geboten wird, noch andere Arbeiten zu vollenden, und daß sie durch Dozententätigkeit in Verbindung mit der akademischen Jugend blieben. Er stimmt einer ins Detail gehenden Resolution zu und wünscht einen ständigen Ausschuß aus der Sektion zur Förderung der Arbeiten am Wörterbuch.

Prof. Dr. Fischer-Tübingen spricht über die Art der Verwendung jüngerer Hilfskräfte an der Wörterbucharbeit und tritt für eine noch weitere Verteilung der noch ausstehenden Buchstaben an neue Mitarbeiter ein.

Dr. Luther-Berlin schlägt für die Kommission zur Abfassung der Eingabe an das Reichsamt die Herren Matthias, Fischer, Strauch vor.

Die von den genannten Herren vorgelegte Resolution lautet:

Die germanistische Sektion der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erkennt dankbarst an, welch reiche Förderung die Sache des Deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm von seiten des Reiches seit der Hallischen Philologenversammlung im Jahre 1867 durch Gewährung vielfacher materieller Unterstützung erfahren hat; insonderheit ist durch des

Reiches Entgegenkommen in Göttingen die Möglichkeit einer gemeinsamen Arbeit von vier Gelehrten geschaffen worden, deren rastlose Tätigkeit die ihnen zugefallenen Teile des Werkes, S und Z, voraussichtlich in 8—10 Jahren vollenden wird. Dagegen ist auf eine Vollendung der übrigen Buchstaben, denen jahrelang die Bearbeiter gefehlt haben, nämlich G, W, T—U und V, bei der jetzigen Arbeitsmethode, und damit auf eine Vollendung des ganzen Werkes, in absehbarer Zeit nicht zu rechnen. Die den Bearbeitern von G und W zur Verfügung gestellten Mittel reichen nicht aus, um einen oder gar mehrere selbständige Mitarbeiter zu besolden. Der Bearbeiter von G ist überdies durch seinen neuen Beruf derart in Anspruch genommen, daß er sich, vorläufig wenigstens, kaum noch mit Erfolg dem Wörterbuch zu widmen vermag. Infolgedessen wird von W jährlich nicht mehr als ein Heft, von G kaum dieses herauskommen können, obgleich beide Buchstaben auf je 30 Hefte berechnet werden müssen. Ebensowenig sind die durch ihren Hauptberuf ebenfalls in Anspruch genommenen Nachfolger von Lexer und Wülcker, die Bearbeiter von T—U und V, wie die Erfahrung lehrt, imstande, ohne Hilfsarbeiter jene Buchstaben zu fördern. Die germanistische Sektion richtet demnach an den Herrn Reichskanzler die Bitte:

> Damit das nationale Werk, seit dessen Beginn nun mehr als 50 Jahre vergangen sind, in 10—12 Jahren zum Abschluß gebracht werde, den Bearbeiter von G zunächst beruflich so weit frei zu machen, daß seine Hauptarbeitskraft dem Deutschen Wörterbuch zugute kommt, sodann ihn und ebenso den Bearbeiter von W durch Gewährung einer größeren Beihilfe in den Stand zu setzen, je zwei selbständige, ausschließlich für das Wörterbuch tätige Mitarbeiter zu gewinnen, den Bearbeitern von T—U und V aber Mittel zur Verfügung zu stellen, um je eine jüngere Hilfskraft zu ihrer regelmäßigen Unterstützung heranzuziehen.

Diese Resolution wird einstimmig angenommen und außerdem das Deutsche Wörterbuch dauernd als Gegenstand auf die Tagesordnung der künftigen Verhandlungen der germanistischen Sektion gesetzt. Zunächst soll auf der nächsten Tagung Bericht über den Erfolg der diesmaligen Resolution erstattet werden.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903,
vormittags $8^1/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Strauch.

Nachdem der Vorsitzende die Sitzung eröffnet hat, überbringt Dr. Luther-Berlin die Grüße der Gesellschaft für deutsche Philologie und fordert die Sektion zur Unterstützung der Bestrebungen der Gesellschaft auf.

Darauf hält Prof. Dr. H. Wunderlich-Berlin seinen Vortrag über: **Die deutsche Gemeinsprache in der Bauernbewegung des 16. Jahrhunderts.**

Die große Bauernbewegung von 1525 erfordert auch nach der sprachlichen Seite Beachtung, weniger wegen der dauernden Wirkungen auf unsere neuere Sprache als wegen der Aufschlüsse, die sie über die Wesensbedingungen einer Schrift- oder besser Gemeinsprache gibt. Die kurze Episode des Bauernkrieges läßt die Faktoren, die bei einer Gemeinsprache zusammenwirken können, sämtlich Anteil gewinnen, sie steht vor allem unter dem starken Einfluß der öffentlichen mündlichen Rede, der an unserer Schriftsprache bis ins 19. Jahrhundert ganz zurücktritt. Dieses Moment ist unter den sprachlichen Faktoren des Reformationszeitalters bis jetzt wenig gewürdigt worden, nur bei den Historikern hat es Erwähnung gefunden. Zwar ist gerade von dieser Seite dem vielbesprochenen Bauernparlament von Heilbronn der Boden entzogen worden, aber ein richtiges Bauernparlament hat etwas früher (März 1525) doch schon in Memmingen getagt. Noch wichtiger sind die rhetorischen Leistungen, die den Aufstand entfacht haben. Sie werden uns von Augenzeugen geschildert, die anschaulich dartun, wie die „Predigt“ der Laien in die Volksrede auswuchs. Auch mit der Bezeichnung „Redner“ werden einzelne Führer schon neben den „Schreibern“ erwähnt. Wie belebend diese volkstümliche Rhetorik auf den einförmigen Kanzleistil einwirkte, das läßt sich aus den in solchen Versammlungen festgesetzten Beschwerdeartikeln ersehen, deren eine große Zahl in allen Formen des Stils auf unsere Zeit gekommen ist. Aus ihnen haben sich durch Auslese — Festhalten des Gemeinsamen, Abstoßen des Individuellen — die „gemeinen“ Artikel der gesamten Bauernschaft entwickelt, die berühmten XII Artikel, die im Druck weite Verbreitung gewonnen haben und noch heute

literarische Geltung beanspruchen dürfen. Sie bieten uns — das zeigt die Geringfügigkeit der Änderungen in den mitteldeutschen Nachdrucken, das zeigt auch die Tatsache, daß die Zeitgenossen den Verfasser in den verschiedensten Sprachgebieten des Reiches suchten — eine Gemeinsprache dar, die auf folgenden Bedingungen fußt: Gemeinsamkeit der Interessen und Stimmungen in örtlich getrennten Kreisen als Grundlage; lebendige Steigerung dieser Stimmung als unmittelbare Ursache der Meinungsäußerung, die Fähigkeit, einen längeren Gedankengang in ausgeführter Darstellung einem größeren Kreise verständlich zu machen, als Ergebnis. Diese Gemeinverständlichkeit beruht auf Redewendungen, auf festgeprägten Sätzen und Wortbildungen viel mehr als auf der Einheitlichkeit des Lautbildes und der Flexion, das wird wiederum durch das Verhalten der Nachdrucke bestätigt.

Von hier aus fällt neues Licht auf das Problem unserer neuhochdeutschen Schriftsprache, bei der man neuerdings gerade Lautbild und Flexionsformen einseitig als Kennzeichen der Gemeinsprache heraushob. In dieser Einseitigkeit hat man die Bedeutung Luthers für unsere Sprache unterschätzt, der ihr im Wortschatz und in der Satzbildung die innere Form aufprägte, während die äußere Form auf mechanischem Wege und — später — durch die Festsetzung der Grammatiker vereinheitlicht wurde.

Prof. Fischer-Tübingen meint, daß die Gemeinsprache der 12 Artikel nicht bloß auf die Bewegung zurückzuführen sei. Die betreffenden allgemein verständlichen Ausdrücke seien zum großen Teil juristisch. In diesen Ausdrücken sei schon vorher eine Ausgleichung durchgeführt. Man müsse also bei einer Statistik doch nach Literaturgattungen unterscheiden.

Die germanistische Sektion hört in der romanistischen den Vortrag von Prof. Dr. Voretzsch-Tübingen: **Philologie und Volkskunde.**

Siehe darüber S. 129.

Dann sprach in der germanistischen Sektion Prof. Dr. P. Weber-Jena über: **Kunstgeschichtliche Erläuterungen zu mittelhochdeutschen Dichtungen.**

Während Kollege Panzer-Freiburg in seinem gestrigen Vortrage in ebenso anregender als überzeugender Weise den überraschenden Parallelismus in den Entwickelungsstufen der Dichtung und der bildenden Kunst im Mittelalter dargelegt hat, will ich heute das enge Ineinandergreifen und die gegenseitige Ergänzung der beiden

Forschungsgebiete, der Literaturgeschichte einer-, der Kunstgeschichte anderseits, an einigen praktischen Beispielen erläutern. Wie weit die Sagenstoffe aus der ritterlichen Blütezeit Niederschlag in der bildenden Kunst gefunden haben, ist bisher noch nicht systematisch untersucht. Wichtiger als die beweglichen Kunstwerke (illustrierte Handschriften, Teppiche, Spiegelkapseln, Kämme, Schmuckkästchen, Sättel) sind für die Erkenntnis dieses Zusammenhanges die an den Ort gebundenen Denkmäler, Wandmalereien und Skulpturen. Zu den oftmals besprochenen Runkelsteiner Wandbildern sind im Laufe der letzten 15 Jahre zahlreiche neue Funde von Profanfresken getreten, der älteste davon der Iweinzyklus im Hessenhofe zu Schmalkalden, der vor 1250, vielleicht noch zu Lebzeiten Hartmanns von der Aue entstanden ist. (Wird in Lichtbildern vorgeführt, wobei die Abweichungen des Malers vom Texte und seine interessanten Zutaten eingehend besprochen werden.) Von Werken der Skulptur ist besonders lehrreich ein Tympanonrelief am Palas der Wartburg, um 1225 entstanden, darstellend den Tod König Ortnits. Als Mahnung zur Wachsamkeit für den Torwächter war das Relief früher am Aufgang zum Torturm angebracht und mit entsprechenden Versen umgeben. Hier haben wir also unmittelbar praktische Anwendung eines dichterischen Sagenstoffes auf das tägliche Leben. — Mancherlei Skulpturen an unseren mittelalterlichen Profanbauten werden auf Grund mittelalterlicher Sagenstoffe zu deuten sein. — Als Beispiele für bewegliche Kunstdenkmäler des Mittelalters, welche wertvolle Illustrationen und Ergänzungen zu den Dichtungen der gleichen Zeit darbieten, werden im Bilde vorgeführt: Kämme mit Darstellungen aus verschiedenen Heldensagen, Spiegelkapseln mit Bildern der Erstürmung der Minneburg, ein Teppich des 14. Jahrhunderts, dessen Darstellungen ebenfalls dem Ideenkreise der Minneburg entlehnt sind. Die Verse auf den beigefügten Schriftbändern sind aber in keiner der erhaltenen Fassungen der Minneburg-Dichtung aufzufinden — also Teile eines verlorenen Originals? Zum Schluß wurden im Bilde einige Ergänzungen zum geistlichen Schauspiel des Mittelalters aus den Kunstdenkmälern geboten: An einem französischen Kirchenportal des 12. Jahrhunderts die plastisch dargestellte Krämerszene aus dem Osterspiel. In den erhaltenen französischen Dramen findet sich diese Szene nicht vor dem 13. Jahrhundert, in den deutschen nicht vor dem 14. Jahrhundert. Aus dieser Skulptur läßt sich also das Vorhandensein der Szene im französischen Osterspiel schon für das 12. Jahrhundert absolut sicher beweisen. Zugleich erhält damit die Annahme

Meyers aus Speyer, daß die Krämerszene französischen Ursprunges sei, feste Stütze. Ob der französische Ursprung nicht auch für andere weltliche Einschiebsel des geistlichen Dramas anzunehmen ist? — Dramatische Darstellungen des Streites zwischen Ecclesia und Synagoge auf französischen Miniaturen des 15. Jahrhunderts, die sich mit keiner der erhaltenen literarischen Fassungen decken, also ebenfalls Zeugnisse verlorener literarischer Originale. Endlich zwei Miniaturen des 15. Jahrhunderts, welche die eine einen Bühnenaufbau, die andere eine vollständige Darstellung eines Mysterienspieles mit Hölle, Himmel, Tribünen und Zuschauern zeigen. Welch wertvolle Ergänzung zu den dürftigen, bisher bekannten Bühnenskizzen vom Donaueschinger Passionsspiel und vom Luzerner Osterspiel! Nur gelegentliche Funde, Steine eines Mosaiks, habe ich geboten. Sie sollten lediglich zeigen, wie mancherlei aus dem Zusammenarbeiten von Literatur- und Kunstgeschichte gewonnen werden kann.

Der Vorsitzende gibt der Hoffnung Ausdruck, daß die Germanisten in Zukunft sich immer mehr mit dem Studium der Kunstgeschichte beschäftigen werden.

Prof. Panzer-Freiburg i. Br. weist darauf hin, daß das Wartburgrelief den einen Teil einer in der kirchlichen Plastik des Mittelalters häufigen, als Illustration zu dem Psalmvers „Salva me ex ore leonis“ gedachten Darstellung bietet. Auch dürften die bekannten Figuren an den Portalen von Basel, Straßburg, Freiburg usw. nicht ohne weiteres mit der „Frau Welt“ der gleichzeitigen Dichtung identifiziert werden, indem dort stets männliche Gestalten mit schlangenzerfressenem Rücken als Verführer erscheinen.

Vierte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,

vormittags 8¼ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Matthias-Burg.

Der Vorsitzende erteilt zunächst Herrn Dr. Fr. Burg-Hamburg das Wort zu seinem Vortrag über: **Das Runenalphabet des Theseus Ambrosius.**

Dr. B. betont zunächst, einigen in neuester Zeit ausgesprochenen abweichenden Behauptungen gegenüber, daß wulfilanische Schriftzeichen zum erstenmal 1597 zu Leiden in dem von Bonaventura Vulcanius veröffentlichten Commentariolus De literis et lingua Getarum sive Gothorum gedruckt erschienen sind, und führt sodann den durch neun verschiedene Alphabet-Photographien veranschau-

lichten Nachweis, daß die, trotz jener Veröffentlichung, bis zum Jahre 1665 vorherrschende Verkennung des wulfilanischen Alphabetes ausgegangen sei von einer 1588 im großen Saale der Vatikanischen Bibliothek angebrachten Freskomalerei. Diese noch heute wohlerhaltene Malerei stellt als die wulfilanischen Buchstaben die ersten 24 Zeichen des 1539 von Theseus Ambrosius in seiner Introductio in Chaldaicam linguam abgebildeten schwedischen Runenalphabetes dar, das, weil es Gotthicum alphabetum genannt war, der Kustos der Vaticana Federicus Ranaldus, der geistige Vater jener Malerei, für das Alphabet des Gotenbischofs gehalten hatte.

Privatdozent Dr. Gebhardt-Erlangen bemerkt, daß die Meinung, das Alphabet sei gotisch, darin ihren Grund hat, daß in jener Zeit gotisch und schwedisch promiscue gebraucht und insbesondere das Volk der Schweden häufig als Goten bezeichnet wurden.

Danach hält Prof. Dr. J. Franck-Bonn seinen Vortrag über:

Eine literarische Persönlichkeit des 13. Jahrhunderts.

Das nach einer Kopenhagener Handschrift von van Veerdeghem veröffentlichte „Leven van Sinte Lutgart“ (Leiden, Brill. 1899) ist, wie der Herausgeber nachweist, eine zwischen 1263 und 1274 entstandene ganz freie Bearbeitung der lat. Vita, die der Dominikaner Thomas v. Contimpré vor 1254 von der ihm persönlich bekannten und befreundeten Zisterziensernonne des Klosters Aywières in franz. Brabant geschrieben hatte.

Der nl. Dichter ist von einer schwärmerischen Verehrung für die Nonne erfüllt und zweifellos unmittelbar auch von ihrer übergroßen nervösen Reizbarkeit, mit der sie sich in Verzückungen zu bringen verstand, angezogen worden. Er verrät aber neben dieser Sympathie mit einem krankhaften Zustand, der sich auch in einer für uns nicht gerade anmutenden Weise durch Tränenfluten und Blutungen äußerte, einen ausgesprochenen Sinn für feine Formen des Lebens und Verkehrs, der ihn auch in seiner Diktion stets maßvoll bleiben und z. B. den eigentlichen Namen des Teufels vermeiden läßt. Außer der Abstammung aus vornehmem Hause dürfte sich darin auch wohl eine ungewöhnliche Bildung des Mannes verraten, an dem ein ausgeprägt literarischer Charakter hervortritt, wie er für die Zeit in diesem Maße wohl einzig dastehen dürfte.

Sein im Niederländischen einzigartiger, regelmäßig zwischen einsilbiger Senkung und Hebung abwechselnder Vers ist dem französischen (und lat. rhythmischen) Verse verständnisvoll nachgebildet. Von hier hat er auch den strengen Gebrauch über-

nommen, auslautendes schwaches *e* vor Vokalanlaut metrisch nicht zu zählen, während er vor Anlaut-*h* nach Belieben verfährt. Aus derselben Quelle muß übrigens auch der entsprechende Gebrauch Walthers v. d. Vogelweide und anderer mhd. Lyriker stammen, und es dürfte die Annahme kaum zu umgehen sein, daß dies und andere technische Dinge in Frankreich geradezu schulmäßig gelehrt und so auch nach außerhalb weiter fortgepflanzt worden seien.

Als bezeichnend für den nl. Dichter ist weiter anzuführen, daß er die Verba dichten und bewerpen „entwerfen" auch auf die gesellschaftliche Unterhaltung anwendet. Dem entspricht denn nun auch sein eigener Stil, der durchaus von dem germanischen poetischen Stil abweicht und sich in außerordentlich sorgsam ausgearbeiteten Perioden mit unbeschränkten Einschachtelungen bewegt, zum Teil in übermäßiger Länge, aber dabei niemals in Anakoluthe verfällt oder den Reiz künstlerischer Durchbildung verliert. Gelernt kann er ihn nur aus dem Lateinischen haben.

Auch in anderer Hinsicht hat er die Wirkung seiner Schrift sorgsam vorher berechnet und treibt eine, auch für seine Zuhörer und Leser durchsichtige literarische Fiktion auf einen ungewöhnlich hohen Grad hinauf. Am stärksten ist es, wenn er im dritten Buche vorgibt, hier die Kapitel kürzer gemacht zu haben, weil er tags vorher beim Vortrag des zweiten bemerkt zu haben glaube, daß die langen Kapitel die Zuhörer ermüdeten. Dabei ist, wie gesagt, alles vorher aufs allersorgsamste berechnet und ausgearbeitet. Die ganze Voraussetzung, daß er die Vita vor einer großen männlichen und weiblichen Zuhörerschaft vortrage, könnte darum auch wohl bloße Fiktion sein. Doch müssen mindestens entsprechende Erfahrungen zugrunde liegen, die uns wohl auf mehrtägige Klosterfeste führen, welche größtenteils mit solchen erbaulichen Vorlesungen ausgefüllt wurden. Die drei Bücher unseres Gedichtes, deren erstes leider verloren ist, sollen je an einem Tage vorgetragen worden sein. Das zweite umfaßt dabei fast 15000 Verse.

Unser Verfasser muß aber ein Meister der Vortragskunst gewesen sein, wenn er seine literarisch gebildeten Perioden für die Hörer genügend verlebendigen konnte. Aus dem Ganzen geht hervor, daß er sich seiner Wirkung sicher fühlte, und wir dürfen vermuten, daß er schon durch seine ganze, auch die äußerliche, Art zu fesseln vermochte.

Dieser so interessante Mann von einer so ausgeprägt literarischen Erscheinung, der auch gelegentlich einmal Plato erwähnt in einer, wie ich vermuten muß, besonders bemerkenswerten Weise, indem er ihn wegen seiner Darstellungskunst zitiert, ist uns wahr-

scheinlich dem Namen und den Lebensumständen nach bekannt. Heinrich Goethals von Gent, der Hauptvertreter der neuplatonischen Philosophie jener Zeit, schreibt dem Willem von Afflighem aus Mecheln, zuletzt Abt von St. Truiden in belgisch Limburg, eine Übersetzung der Vita St. Lutgardis des Thomas in Reimpaaren zu. Demselben Verfasser werden beigelegt die lateinische Übersetzung von Visionen einer Zisterziensernonne und eine Sammlung von Sermonen. Was wir nun sonst von Willem von Affilighem wissen und was sich anderseits aus unserem Gedicht für seinen Verfasser ergibt, das stimmt alles so gut zusammen, daß der Herausgeber unrecht daran tut, sich in dem so naheliegenden Schluß wieder einigermaßen dadurch beirren zu lassen, daß die Sprache eher westlimburgischen als brabantischen Charakter zeige. Willem von Affighem halte ich sicher für den Verfasser unseres Lebens.

Eine höchst dankenswerte Aufgabe in befugter Hand wäre auch eine grammatische Untersuchung dieses Textes, der uns besonders gut und im ganzen so, wie ihn der literarisch überlegte Verfasser gedichtet und niedergeschrieben hatte, überliefert ist.

Eine Debatte mußte mit Rücksicht auf die beschränkte Zeit unterbleiben. Es erhält das Wort Gymnasialdirektor Dr. A. Schmidt-Schleusingen zu dem Vortrag: **Die Behandlung des Altdeutschen auf den höheren Schulen.**

Der Vortragende bemerkt zunächst, daß er mit Bedacht statt „Mittelhochdeutsch" den weiteren Begriff „Altdeutsch" wähle, und daß ebenso statt „Gymnasium" der allgemeinere Ausdruck „höhere Schulen" zu stehen habe. Dann rechtfertigt und erläutert er den unten abgedruckten, von ihm gewöhnlich befolgten Lehrgang. Hinweisend auf die Verwandtschaft der Muttersprache mit den Sprachen der übrigen europäischen Kulturvölker der Vergangenheit und Gegenwart, ferner auf den Unterschied der Dialekte im Deutschen, auf den Gegensatz zwischen der Sprache der Gebildeten und des Volkes, auf die vielfachen Schwankungen auch noch in der heutigen Sprache der Gebildeten, erklärt er es für notwendig, die Schüler so weit in das Wesen und die Entwickelung ihrer eigenen Sprache einzuführen, daß sie einerseits ein eigenes Urteil über die Zusammenhänge dieser sprachlichen Erscheinungen und damit größere Sicherheit in ihrem Gebrauche erlangten, anderseits eine richtige Vorstellung von der Sprache als einem lebendigen, sich fortentwickelnden Organismus gewönnen.

Dann bespricht er die Bedeutung der altdeutschen Literatur als eines ehrenvollen Spiegelbildes des deutschen Charakters, und indem er sie in ihrem Gesamtwesen gegenüber der modernen Geisteswelt als

jugendlich kennzeichnet, zieht er den Schluß, daß ihre Behandlung in die Obersekunda als die ihrem geistigen Gehalte gemäßeste Klassenstufe, nicht in die Prima gehöre, wie auch noch neuerdings vorgeschlagen worden sei (Baumeister III, VII, 38—39). Hinsichtlich der Stoffauswahl billigt er im ganzen die Bestimmungen der preußischen Lehrpläne von 1901 und spricht sich für die Wahl des Urtextes bei der Lektüre mit Entschiedenheit aus, und zwar aus fünf Gründen: 1. Ein Original wirke überall in der Kunst stärker auf das Gemüt ein als eine Kopie. 2. Mittelhochdeutsche Dichtungen, zumal lyrische, könnten durch keine Übersetzung völlig wiedergegeben werden. 3. Die kulturgeschichtliche Bedeutung der altdeutschen Dichtungen käme nur in der Originalform zu wirksamer Anschauung, eine Behauptung, die an Walthers Liede „Ir sult sprechen willekomen" verdeutlicht wird. 4. Der mittelhochdeutsche Text wahre dem Unterricht in OII gegenüber dem der Mittelklassen den Reiz des Neuen. 5. Die Bekanntschaft mit dem Mittelhochdeutschen fördere die Lösung der formalen Aufgabe des deutschen Unterrichtes, die Schüler zur Beherrschung der Muttersprache zu führen.

Redner entwickelt dann die Methode bei der Lektüre des Urtextes, in der vor allem lautes Lesen und geschickte, auf induktivem Wege zu erzielende Feststellung der wichtigsten durchgehenden sprachlichen Unterschiede zwischen Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch zu betreiben seien; schließlich behandelt er die Zeitdauer des altdeutschen Unterrichtes: das Sommerhalbjahr sei zu wenig, vielmehr sei dafür auch das Winterhalbjahr mindestens bis zum 1. Dezember, besser noch bis Weihnachten zu verwenden, damit das Ergebnis gründlich und für die Dauer gesichert würde. Die Bedeutung der Aufgabe rechtfertige diese Ausdehnung, durch die auch die der neueren Zeit zugewandten Ziele des deutschen Unterrichtes nicht geschädigt würden, da für ihre Durchführung noch $^9/_4$ Jahre mit je 3 Wochenstunden übrig blieben.

Lehrgang für den Unterricht im Altdeutschen.

1. Wiederholung der hauptsächlichsten grammatischen Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache: Ablaut, Umlaut, Brechung, starke und schwache Konjugation und Deklination.
2. Überblick über die indogermanischen Sprachen und über die Entwickelung der deutschen Sprache: erste Lautverschiebung, Betonung der Stammsilbe im Germanischen, zweite Lautverschiebung, Unterschied von Hoch- und Niederdeutsch, alles dies an Beispielen verdeutlicht (Hauptunterschiede zwischen dem mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Vokalismus).

3. Abriß der altdeutschen Literatur mit Einbeziehung des Gotischen.
4. Die Hauptabschnitte des Nibelungen- und Gudrunliedes und ausgewählte Gedichte Walthers v. d. Vogelweide im Urtexte. Das sprachliche Verständnis, durch Punkt 1 und 2 vorbereitet, wird induktiv weitergeführt durch Erläuterung durchgehender formaler und syntaktischer Eigentümlichkeiten. Ein Zusammenfassen der Formenlehre in Paradigmen zum Auswendiglernen ist überflüssig.
5. Durchblick durch Wolframs von Eschenbach Parzival mit Lesen einiger bezeichnender Stellen nach einer Übersetzung.
6. Skizze von der weiteren Entwickelung der deutschen Literatur bis zur Reformationszeit.
7. An den geeigneten Stellen Vorträge über verwandte Werke aus dem Altdeutschen und über Neubearbeitungen mittelalterlicher Stoffe in der neueren Dichtung.

Prof. Kannengießer-Straßburg i. E. trägt Bedenken gegen die Benutzung der mittelhochdeutschen Texte. Sie ist wünschenswert, aber die Zeit ist zu kurz. Er will deshalb Proben charakteristischer Stellen vom Lehrer vorlesen lassen. Ein Mangel des mittelhochdeutschen Unterrichtes sei das Fehlen einer Fortsetzung. Solange nicht eine vierte Stunde Deutsch eingeführt wird, ist der Unterricht nicht obligatorisch zu machen.

Der Vortragende erwidert, das Mittelhochdeutsche sei kein neuer Gegenstand, sondern nur eine Vertiefung des schon vorhandenen. Mit drei Wochenstunden könne man vorwärts kommen. Die Zeit nach 1250 sei sehr kurz abzutun. Beim Nibelungenlied sei zwischen Proben und ganzen Stellen nur ein quantitativer Unterschied. Bloßes Vorlesen sei aber ohne dauernde Wirkung.

Danach schloß Prof. Strauch mit Worten des Dankes an Vortragende und Zuhörer die Sitzungen der Sektion.

Prof. Lambel-Prag dankte den Vorsitzenden für ihre Mühewaltung in Vorbereitung und Leitung der Sitzungen.

Die Zahl der Mitglieder betrug 77.

Historisch-epigraphische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium IV des Universitätsgebäudes.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
2 Uhr nachmittags.

Zu Vorsitzenden werden die bisherigen Obmänner Prof. Dr. U. Wilcken-Halle und Gymnasialdirektor Dr. F. Albracht-Naumburg a. S. gewählt, zu Schriftführern Dr. W. Otto-Breslau und Oberlehrer Dr. P. Viereck-Berlin.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
9 Uhr vormittags.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wilcken.

Das Wort erhält Prof. Dr. O. Seeck-Greifswald. Statt des angekündigten Vortrags „Drakon und Solon" hält er einen anderen über: **Die Solonische Münzreform.**[1]

Der Vortragende wies nach, daß die älteste Nachricht aus der Münzgeschichte Athens, die auf zeitgenössischer Überlieferung beruht, sich auf den Tyrannen Hippias bezieht. Sie berichtet, daß er das umlaufende attische Geld eingezogen und dafür neues von ganz gleicher Art ausgegeben habe; das findet in den erhaltenen Münzen seine Bestätigung. Wahrscheinlich geht diese Notiz auf Hekataios zurück, der die letzte Zeit der Pisistratidenherrschaft noch erlebt hat. Für alles, was vorhergeht, gab es keine echte Quelle. Was über die Münzreform Solons erzählt wird, geht daher nur auf gelehrte Kombinationen zurück, die als Überlieferung wertlos sind.

Darauf spricht Prof. Dr. J. Kaerst-Leipzig über den **hellenistischen Herrscherkult.**

---

1) Der Vortrag wird in voller Ausdehnung in den „Beiträgen zur alten Geschichte" erscheinen.

Er suchte zunächst die Wurzeln darzulegen, die der hellenistische Königskult in hellenischen Anschauungen und Institutionen habe, indem dabei zugleich die fortschreitende Anthropomorphisierung der hellenischen Religion hervorgehoben wurde. Der Zusammenhang mit dem hellenischen Heroenkulte wurde betont, aber ebenso die weitere Fortbildung auf der Grundlage des neuen hellenistischen Königtums, der in ihm zur Geltung gelangenden Kräfte und Tendenzen. Nach der Darlegung der Genesis des Herrscherkultes wurde dann seine weitere Entwickelung, insbesondere seine Ausbildung zu einem offiziellen Reichskulte verfolgt, wobei namentlich auch auf den Einfluß des dynastischen Elementes und der Reichsbildung selbst hingewiesen wurde.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903.

Gemeinsame Sitzung der vereinigten philologischen, archäologischen, historisch-epigraphischen Sektion.

Siehe S. 55.

Vierte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,

$8^1/_2$ Uhr vormittags.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wilcken.

Da Direktor Dr. Albracht am Erscheinen verhindert ist, eröffnet Prof. Dr. Wilcken die Sitzung.

Zuerst spricht Prof. Dr. E. Kornemann-Tübingen über: ***Πόλις* und urbs.**[1])

Etwas ganz anderes als in der modernen bedeutet in der alten Geschichte die Stadt. Die hellenische Geschichte ist die Geschichte einzelner Poleis und die Geschichte Italiens wird im Sturmeslauf zur Geschichte der urbs *κατ' ἐξοχήν*. Es ist eine reizvolle Aufgabe, diese antike Stadtentwickelung ins Riesenhafte und Ungesunde in die ersten Anfänge zu verfolgen. Für die Entwickelungsgeschichte der Polis hat Emil Kuhn eine brauchbare Grundlage geschaffen, dagegen für das außergriechische Siedelungs- und Städtewesen versagt er. Die Lücke ist durch den zweiten Band von Heinrich Nissens italischer Landeskunde nicht ausgefüllt

1) Der Vortrag erscheint in erweiterter Form in den „Beiträgen zur alten Geschichte“, herausgeg. von C. F. Lehmann u. E. Kornemann.

worden, da dieser ausgezeichnete Forscher sich hier darauf beschränkt hat, in der Hauptsache eine Beschreibung der einzelnen italischen Gemeinden, nach Landschaften geordnet, vom Standpunkt der augusteischen Zeit zu geben. Wo er auf das große Problem der Entstehung und des Werdens der italischen Stadt eingegangen ist, wie in der kurzen Einleitung des Bandes oder in der Darstellung der älteren stadtrömischen Entwickelung, hat er sich durch Grundirrtümer der antiken wie der modernen Forschung, wie die Ansetzung des sogenannten servianischen Mauerringes in die Königszeit, oder die Mommsensche Annahme von ursprünglichem Gemeineigentum und Samtwirtschaft auf italischem Boden, oder endlich die Inanspruchnahme der in der Poebene gefundenen Pfahlbauansiedelungen der Bronzezeit für die Italiker den Weg zur richtigen Erkenntnis versperrt. So harrt dieses Problem trotz Kuhn und Nissen noch der Lösung.

Es gilt zunächst die Unterschiede des altitalischen Siedelns und Wohnens gegenüber dem griechischen möglichst scharf herauszuarbeiten.

Die Griechen wohnten in der vorstädtischen Epoche ihres Daseins in Dörfern: *κατὰ δήμους*, *κατὰ κώμας* oder *κωμηδόν* (auch *κατὰ πόλεις*, da *πόλις* ursprünglich gleichbedeutend mit *κώμη* gebraucht wird). Das Charakteristische an diesen altgriechischen Dörfern war, daß sie der Befestigung entbehrten, also ein Wohnen *κατὰ κώμας ἀτειχίστους* (so Thukyd. III 94. 4 von den Ätolern). Dieses Dorfsiedelungssystem ist in den Küstenländern des östlichen Griechenlands und in den Kolonialgebieten der kleinasiatischen Küste mit der Auflösung des Stammverbandes in zwiefacher Weise überwunden worden, entweder durch den Zusammenschluß einer Anzahl nahegelegener Komen zu einem engeren Verband, einem *σύστημα συνεστηκὸς ἐκ κωμῶν* (Strabo XIV p. 660), also einer Samtgemeinde, in der alle Einzelgemeinden gleichberechtigt waren, namentlich da, wo ein größeres Heiligtum dominierte (Beispiele: die marathonische Tetrapolis, Eleusis, um den Tempel des Zeus Chrysaoreus in Karien, Thermon in Ätolien, die drei offenen Urorte von Patrai, endlich Sparta) oder durch Herstellung einer einheitlichen Stadtgemeinde vermittelst des bekannten Verfahrens des Synoikismos, d. h. der Konzentration der Verwaltung einer Anzahl Dörfer in der bedeutendsten Gemeinde, der Hauptkome, gewöhnlich derjenigen, die am Fuße des gemeinsamen Schutzberges mit Ringwall (der Akropolis) gelegen war. Eine rückläufige Bewegung, dahingehend, das Land wieder n e b e n die Stadt zu stellen, war die Reform des Kleisthenes in Attika. Das Gegenteil vom Synoi-

kismos war der Dioikismos, die Auflösung der Polis durch Wiederselbständigmachen der ursprünglichen Dörfer, daher der technische Ausdruck *κατὰ κώμας διοικίζειν* lautet (Beispiele: Smyrna, Mantinea, das ägyptische Theben). Bezeichnend für den Ursprung der Polis aus der *κώμη ἀτείχιστος* ist der Umstand, daß auch die Stadt zunächst nicht befestigt war, vielmehr nur die Akropolis anfänglich den nötigen Schutz gewährte. Die Mauer ist für den griechischen Stadtbegriff also durchaus etwas Sekundäres.

Das Verständnis des altitalischen Siedelns hängt ab von der möglichst allseitigen Erfassung zweier Institutionen: einmal des vorstädtischen pagus und dann dessen, was der Italiker ursprünglich unter einem oppidum verstanden hat.

Bezüglich der Etymologie von pagus werden wohl die am ehesten recht haben, die es zu der Sippe pax, pacisci, pangere gesellen. Den Ausgangspunkt für den Begriff bildet die Heiligkeit der Grenze, der Grenzfriede. Zur Erhaltung der heiligen Grenze sind alle innerhalb derselben Wohnenden zu einem religiösen und politischen Ganzen geeinigt. Der Begriff knüpft sich also an die Peripherie, nicht an ein lokales Zentrum, es ist sozusagen ein eminent territorialer Terminus. Um über das Wohnen der pagani etwas zu erfahren, steht uns nur der Begriff vicus zur Verfügung. Vicus (griech. *οἶκος*) ist aber ursprünglich das Haus, das Gehöft, der Bauernhof. Das Gegenstück zu vicus ist fundus, der dem einzelnen gehörige Grund und Boden, das Gut im Gegensatz zum Hof. Dem Italiker fehlt wie das Wort für Dorf so auch die Sache, wenigstens im Rechtssinne. Die unterste administrative Einheit ist auf italischem Boden der pagus. Wenn später Rom einer italischen Gemeinde das Stadtrecht entzieht, wie z. B. Capua im hannibalischen Krieg, treten die pagi wieder zutage und übernehmen die Pflichten der städtischen Verwaltung. Dem pagus der Urzeit stehen noch näher manche pagi bei den Bergvölkern im Innern von Italien, welche noch nicht zu Flurbezirken von Städten, wie in den Ebenen der Westküste, herabgesunken sind, sondern als Landgemeinden neben den Städten rangieren, allerdings nach dem Vorbild dieser in Ortschaften konzentriert (pagus Veianus bei Benevent, pagus Lavernae, pagus Interprominus, ein pagus unbekannten Namens, C. J. L. IX 3312, pagus Vecellanus, pagus Boedinus bei den Pälignern). So kommt es, daß unsere literarischen Quellen, namentlich die griechischen, unter deren Einfluß die ganze römische Tradition über Italien steht, von *κωμηδόν*-Siedeln auch bei den Italikern reden: faktisch war das in der historischen Zeit bis zu einem gewissen Grade der Fall, rechtlich nie.

Wie ist nun auf italischem Boden die Stadt entstanden? Das führt auf das zweite Problem der italischen Siedelungsgeschichte, zu der Institution des oppidum. Die Etymologie von oppidum ist noch dunkler als die von pagus. Soviel ist sicher, wie auch schon Wölfflin gesehen hat, daß der Begriff nicht von der Masse der Häuser, sondern von der Befestigung ausgeht (vgl. Caes. b. g. V 21. 3). Von der Befestigung ist oppidum dann auf den befestigten Raum übertragen worden. An Wall und Graben erreicht es sein Ende. Oppidum und ager stehen in einem scharfen Gegensatz zueinander und „die ursprüngliche Gegensätzlichkeit ist in den personalen Ableitungen immer bewahrt worden" (Mommsen, St. R. III 790 f.). Wenn man diese Genesis der Begriffe oppidum und oppidanus kennt, versteht man es leichter, daß die Römer in der städtischen Epoche ihrer Kultur auch Gemeinden ohne Territorien schaffen konnten (z. B. Caudium, vgl. auch Grom. I 164. 13). So etwas wäre auf griechischem Boden eine reine Unmöglichkeit. Endlich: oppidum als der an Wall und Graben endende feste Platz, die Burg, etwa das, was später der Römer mit castellum zu bezeichnen sich gewöhnte, stand naturgemäß im Stammverband und im Teilverband des Stammes, dem pagus, es mangelte ihm, griechisch gesprochen, die *αὐτονομία*. Nichts ist wohl so hundertfältig durch Schriftstellerzeugnisse zu belegen, wie die Anwendung von oppidum für die im Stammverband stehenden Burgen barbarischer Völker. Die drei den Begriff des altitalischen oppidum bestimmenden Faktoren sind also: die Umwallung, die Beschränkung auf den vom Wall und Graben umgebenen Raum und der Mangel der Autonomie. Wenn pagus die Gaugemeinde ist, so ist oppidum die Gauburg. Der zerstreut wohnende Bauer bedarf noch mehr wie der Dorfsiedler des Schutzes der festen Burg. Pagus und oppidum treten aber mit fortschreitender Entwicklung in einen Gegensatz. Der befestigte Platz auf der Höhe wird frühzeitig zum Herrensitz. Der aristokratische Zug, den die italisch-römische Geschichte im Gegensatz zur griechischen nie verloren hat, erklärt sich in letzter Linie aus den altitalischen Siedelungsverhältnissen, so auch auf dem Boden Roms selbst, wo sich die älteren politischen Verhältnisse in Gestalt sakraler Institutionen konserviert haben. Die innerstädtischen Kirchengemeinden der montani und pagani sind die Reste ursprünglicher politischer Gemeinden. Die sieben als montes bezeichneten Höhen trugen die oppida, die Burgen, aus denen Rom entstanden ist. Die montani sind die oppidani von Alt-Rom. Auch bei den Umbrern begegnen der Gau und die Gauburg, allerdings unter anderen Namen, der Gau z. B.

als plaga oder tribus (Livius IX 41. 15, XXXI 2. 6, XXXIII 37. 1 und die iguvin. Taf.). Sehr beachtenswert ist das Auftreten von tribus zur Bezeichnung des Gaues in Umbrien. Wenn man das Verbreitungsgebiet von tribus überschaut (Rom, Umbrer, Cato für die Teile der keltischen Boier bei Plin. N. H. III 116, Mantua: Servius Aen. X 202, auf einem ehernen Gefäß, C. J. L. IX 4204, vielleicht aus Amiternum), so dürfen wir sagen, wir treten mit tribus in die etruskische Einflußsphäre. Auf dem Boden Roms macht es den Eindruck, als ob eine ältere Einteilung nach pagi durch eine jüngere nach tribus abgelöst worden sei. Denn bei den pagi sind fast durchaus die örtlichen Bezeichnungen vorwiegend, bei den älteren tribus dagegen — abgesehen von den städtischen — die gentilicischen Namen. Das weist auf eine jüngere Epoche hin, als schon eine stärkere soziale und politische Differenzierung innerhalb der römischen Gesellschaft eingetreten war.

Damit sind wir an das wichtigste Problem, die Entstehung der urbs, herangekommen. Die Alten sagten darüber nur: urbes sind Etrusco ritu geschaffene Gemeinden. Eine urbs war Rom selbst, und zwar die sogenannte Vierregionenstadt der etruskischen Königszeit, und weiter die von hier gegründeten Kolonien, welche nach Varro ursprünglich auch urbes genannt wurden. Wir vermögen nur zwei Unterschiede zwischen dem oppidum und der urbs zu erkennen: erstens die größere Ausdehnung der urbs und zweitens die Anwendung des etruskischen Ritus und die dadurch herbeigeführte Heiligung der Stadtgrenze und Stadtmauer, sowie die Regelmäßigkeit der Anlage in der Form des templum, wozu vielleicht noch als drittes die Herstellung der Autonomie dieses eximierten Gebietes gegenüber dem Landgebiet zu gesellen ist. Also ist der seither schon innerhalb der pagi bestehende Gegensatz von offenem Feld und befestigter Höhensiedelung durch die Schöpfung der urbs noch vertieft worden. Dabei sind die Grenzen und Befestigungen so weit hinausverlegt, daß innerhalb derselben nicht nur Häuser, sondern auch Garten- und Ackerland liegen. Nur so ist die Ausdehnung der urbs Roma, d. i. der Vierregionenstadt, zu verstehen. Eine andere urbs hat es hier weder vorher noch nachher gegeben. Die ganze Geschichte von der urbs quadrata ist ein Märchen. Ebenso ist die Stadt, die von der servianischen Mauer umschlossen war, die „Großstadt der Samniterkriege“, keine urbs mehr. Denn inzwischen war das wichtigste Ereignis in der Frühgeschichte Roms eingetreten: die Schöpfung der älteren Landtribus, deren Bedeutung neuerdings K. J. Neumann in helleres Licht gerückt hat. Seine Hypothese, daß es sich dabei um die Befreiung

der zur Hörigkeit, zu clientes herabgesunkenen römischen Bauernschaft der pagi gehandelt hat, ist sehr wertvoll. Während die Geschichte des älteren Roms die Geschichte seiner Mauern ist, ließ man nach der letzten großen Anstrengung auf diesem Gebiet, dem Bau der sogenannten Serviusmauer, den Ringwall verfallen. Vom Ende der Republik ab bestimmten die Juristen die Stadt Rom nicht mehr nach dem Mauerring, sondern nach der Ausdehnung der städtischen Wohnweise: urbis appellatio muris, Romae continentibus aedificiis finitur, quod latius patet (Dig. 50. 16. 2).

Das Vorgetragene läßt sich in folgende Thesen zusammenfassen:

1. Die Griechen siedelten *κωμηδόν*, die Italiker pagatim.
2. Das will genauer heißen: das offene Dorf (*κώμη ἀτείχιστος*) war die unterste Verwaltungseinheit bei den Griechen, bei den Italikern dagegen das durch künstliche oder natürliche Grenzen umschlossene pagane Territorium mit einer oder mehreren Gauburgen (oppida) im Innern.
3. Die Polis entsteht aus den offenen Dörfern durch Synoikismos, bei ihr ist die Mauer immer etwas Sekundäres; bei der urbs, die im oppidum ihr Vorbild hat, geht alles von der Mauer aus: ohne Mauer und Graben keine urbs.
4. Die urbs ist etruskischen Ursprunges, eine urbs auf dem Boden Roms ist allein die Vierregionenstadt. Mit der Schöpfung der Landtribus wird sie ersetzt durch einen Stadtstaat nach Art der Polis.

Die Diskussion führen Prof. Seeck, der die Wichtigkeit des sakralen Elements betont, und der Redner.

Dann folgt der Vortrag von Prof. Dr. O. Gradenwitz-Königsberg i. Pr.: **Ämter und Titel im ptolemäischen und im römischen Ägypten.**

Der Vortragende führte die These durch, daß das ptolemäische Ägypten Selbstverwaltung und Selbstbestimmung hie und da zulasse, wo das römische Ägypten Beamtenregiment aufweist: 1. Die pekuniären Rechtsstreitigkeiten wurden zur Ptolemäerzeit einem Wandergericht von drei Schöffen unterstellt, die wohl regulär auf zwei Jahre ernannt wurden. Diese Tätigkeit ist im römischen Ägypten teils den Epistrategen als generellen Delegierten des Präfekten (der de iure alles in allem war), teils den Strategen als vorbereitenden und ausführenden Organen zugefallen. 2. Die Aufbewahrung der Urkunden über Darlehen und andere Rechtsgeschäfte geschah in der Ptolemäerzeit durch einen der sechs Zeugen, der als *συγγραφοφύλαξ* bezeichnet wird. Er hatte im Fall

eines Rechtsstreites vor Gericht die Echtheit der Urkunde zu vertreten. Die Römerzeit verlangt für Chirographa Abschrift auf dem Archiv. 3. Analog ist das Verhältnis der Steuerpacht, die in römischer Zeit für die Mehrzahl der Gefälle der Regie gewichen ist. Eine Ausführung über Banken wurde von dem Vorsitzenden mit Recht als durch den soeben erschienenen Oxyrhynchos-Band überholt bezeichnet. Im Anschluß an obige Erörterungen berichtete der Vortragende über einen Ptolemäerpapyrus, der den Beweis bringt, daß die römische fiducia in der *πίστις* ihr Eben-, wenn nicht ihr Vorbild hatte, und wies auf die Möglichkeit makedonischen Sonderrechtes hin.

An der Debatte beteiligten sich der Vorsitzende, Dr. P. M. Meyer und der Redner.

Als letzter Vortrag folgte der von Prof. Dr. A. Bauer-Graz:

Die Bruchstücke einer griechischen Weltchronik auf einem Papyrus der Sammlung Golenischeff.

Die Fragmente dieses mit Miniaturen reich illustrierten Papyrusbuches wurden von dem Besitzer bei dem Antikenhändler Schech Ali in Gizeh gekauft; ihr Fundort ist unbekannt. Der ursprünglich aus 72 Stücken bestehende Fund war in Petersburg schon zu 49 größeren und kleineren Fragmenten zusammengesetzt worden. Es gelang mir, ihre Zahl durch Aneinanderpassen abgesprungener Stücke auf 29 zu vermindern. Sie gehören 14—17 oder noch mehr verschiedenen Blättern an, die etwa 24 × 30 cm maßen; sechs davon lassen sich annähernd, eines nahezu vollständig rekonstruieren, auch ihre Reihenfolge in der Chronik steht fest.

Die Schrift des Textes ist eine grobe Unziale des koptischen Typus, die noch dem Anfang des 5. Jahrhunderts zuzuweisen sein dürfte. Der Papyrus ist ordinär, wiederholt vor der Schrift und Bemalung geflickt. Es läßt sich feststellen, daß erst die Miniaturen gemalt, dann der Text eingetragen wurde.

Das erste der sechs wiederherstellbaren Blätter enthält auf dem Recto eine Aufzählung der vier Jahreszeiten und in drei Reihen zu vieren angeordnete Frauenbüsten, die, wie eine erhaltene Subskription lehrt, die zwölf Monate des römischen Kalenders darstellen. Das Verso bietet eine nicht ganz korrekte Zusammenstellung der Namen der hebräischen, ägyptischen und attischen Monate. Zu diesem Blatt bietet die Chronographie des Synkellos (p. 10, 11 Bonn.) eine Parallele; solche Monatslisten sind aber auch sonst viele erhalten.

Das zweite Blatt enthält ein Stück aus dem Diamerismos, d. h. der Verteilung der Erde unter die Söhne Noes und ihre

Nachkommen. Auf dem Recto stand der Inselkatalog des Cham und eine Karte, auf dem Verso das Verzeichnis seiner nördlichen Küstenländer, die durch Gebäudebilder illustriert waren. Von einigen Unterschieden im einzelnen abgesehen, entspricht dieses Blatt dem Fol. 8 des sogenannten Barbarus des Scaliger (A. Schöne Euseb. chron. I. App. 185). Diese im 7./8. Jahrhundert angefertigte lateinische Übersetzung einer ebenfalls illustrierten alexandrinischen Weltchronik aus dem Anfange des 5. Jahrhunderts steht nicht nur an dieser Stelle unserer gleichfalls in Alexandrien entstandenen Weltchronik sehr nahe.

Das dritte Blatt enthielt einen Prophetenkatalog: mit Beischriften versehene Bilder der Propheten; zu einigen waren die Sprüche beigeschrieben, durch die sie Christum vorherverkündigten. Die genaueste Parallele zu diesem Teil unserer Chronik bieten die Osterchronik, deren Vorlage ebenfalls Bilder enthielt, und der Indienfahrer Kosmas, dessen Handschriften solche noch zeigen; beide Autoren bieten dieselben Sprüche in etwas ausführlicherer Fassung. Der Prophetenkatalog unserer Chronik ist aber ein ebenso selbständiges Stück, wie in der Chronik des Hippolytos der liber generationis (Mommsen chron. min. IX 133), während aber der sonst so nahe verwandte Barbarus hierzu keine Parallele bietet und, gleich der Mehrzahl der Chroniken, die Propheten in der jüdischen Geschichte namhaft macht.

Das vierte und fünfte Blatt entsprechen dagegen wiederum, von Differenzen im einzelnen abgesehen, Fol. 42 und 44 des Barbarus. Sie enthielten die Listen der römischen Könige und der Agiaden, die der Makedonier und Lyder. Voraus ging jeder Liste eine Einleitungsformel, die biblische Synchronismen enthielt, den Schluß machte eine Summierungsformel und ein Bildstreifen mit den Büsten der Könige. Diese Regentenlisten gehen im letzten Ende auf die Chronik des Sextus Julius Afrikanus zurück.

Das sechste fast vollständig zu rekonstruierende Blatt enthält die Fastenchronik von 383—392; es war vermutlich das letzte dieses Buches. Bis zum Endjahr des Barbarus (387) weist sein Text Übereinstimmungen mit diesem, von da an die nächste Verwandtschaft zu den sogenannten fasti Vindobonenses priores auf. Man darf daraus schließen, daß in der alexandrinischen Weltchronik speziell die Reichsannalen von Ravenna Aufnahme gefunden haben.

Die Jahre werden nach den Konsuln und den alexandrinischen Augustalen bezeichnet. Diese Fasten sind, von einem Schreibfehler abgesehen, tadellos; daher muß die aus ihnen zu gewinnende Liste

der Augustalen, trotzdem sie mit den Angaben des Theodosianus vielfach nicht übereinstimmt, als zuverlässig gelten. Die den einzelnen Jahren beigeschriebenen Zahlen der diokletianischen Ära dagegen differieren von der richtigen Epoche um zwei. Ebenso sind in den Chroniknotizen selbst die römischen Daten konsequent nach einem falschen Schlüssel in ägyptische umgerechnet. Dieser Abschnitt bietet ein paar neue und zuverlässige Einzelheiten, im ganzen vermehren aber die Angaben, die er enthält, nur die gerade in chronologischer Hinsicht herrschende Verwirrung. Illustrationen finden sich zu den Angaben über die Geburt des Honorius und den Tod des Gratian, ferner ist die Mumie des Patriarchen Timotheos von Alexandrien und sein Nachfolger Theophilos abgebildet. Auf dem Verso, das besonders reichen Bilderschmuck enthält, sind Theodosius und Honorius, der Tod Valentinians und des Eugenius dargestellt. Ebenda steht der Patriarch Theophilos als Triumphator über Serapis auf einem Postament, das ein Serapisrelief zeigt. Den unteren Abschluß dieser Seite bildet eine Darstellung der Erstürmung des Serapeions in Alexandrien durch die Christen.

Vier folgende Bruchstücke gehören zwei oder mehreren Blättern der Chronik an, deren Stelle sich nicht sicher bestimmen läßt. Die Bilder und die Ergänzung der beigeschriebenen Stellen aus dem Lukasevangelium zeigen jedoch, daß diese Bruchstücke entweder der Fortsetzung des Prophetenkatalogs oder jenem Abschnitt der Chronik angehören, der von Augustus und Tiberius handelte; sie können aber auch teils dem einen, teils dem anderen Abschnitte zugewiesen werden. Die Osterchronik, Kosmas und der Barbarus bieten dazu Parallelen, jedoch werden beim Barbarus die Sprüche nicht aus Lukas, sondern nach dem Protoevangelium Jakobi angeführt. Kosmas bringt die Sprüche in seinem Prophetenkatalog, die Osterchronik und der Barbarus legen sie in die Fastenchronik ein.

Endlich sind noch 12 kleine Bruchstücke vorhanden, die mindestens sieben, vielleicht aber mehr verschiedenen Blättern zugehören; es läßt sich von fast allen feststellen, welchen Teilen der Chronik sie zuzuweisen sind.

Die Chronik, die der Papyrus enthält, ist nach 412 geschrieben, sie ist zweifellos alexandrinischen Ursprunges, mit der beim Barbarus übersetzten am nächsten verwandt, sie weist aber auch Beziehungen zur Osterchronik und zum Synkellos auf. Diese und noch andere Anhaltspunkte legen den Gedanken nahe, Annianos, den Zeitgenossen des Patriarchen Theophilos, der das Werk des Panodoros popularisierte, als ihren Verfasser zu bezeichnen. Gleich-

wohl wäre dieser Schluß voreilig; neben vielen engen Beziehungen ergibt eine nähere Untersuchung doch auch wieder Differenzen. Es muß also genügen, festzustellen, daß die neue alexandrinische Chronik der augenscheinlich nicht geringen Zahl von einander im ganzen ähnlichen ägyptischen Mönchschroniken angehört, die nach dem Siege der Orthodoxie unter Theodosius entstanden sind. Sie endet daher auch passend mit dem Jahre 392, in dem der Patriarch Theophilos den Serapistempel in Alexandrien zerstörte. Ein Vergleich mit den Überresten aus Panodoros und Annianos, die sich in der byzantinischen Chronikenliteratur und beim Barbarus finden, lehrt, daß der Verfasser unserer Chronik noch um eine Stufe tiefer zu stellen ist als seine beiden Zeitgenossen.

Die Diskussion wird von Prof. Seeck und dem Redner geführt.

Der Vorsitzende schließt mit dem Dank an die Redner die Sitzungen.

Die Zahl der Mitglieder der Sektion betrug 100.

Romanistische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium XIII im Universitätsgebäude.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
nachmittags $2^1/_2$ Uhr.

Zum ersten Vorsitzenden wurde der bisherige erste Obmann Prof. Dr. B. Wiese-Halle, zum zweiten, nachdem Herr Direktor Prof. Dr. Strien eine Wiederwahl abgelehnt hatte, Prof. Dr. A. Risop-Berlin gewählt. Zu Schriftführern wurden ernannt Oberlehrer Dr. M. Fuchs-Berlin und Oberlehrer Dr. O. Weber-Halle.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. B. Wiese.

Zuerst erhält das Wort Prof. Dr. O. Schultz-Gora-Berlin zu seinem Vortrag: **Zum bildlichen Ausdruck bei altfranzösischen Dichtern.**

Auf dem Gebiete der altfranzösischen Stilistik ist bisher nicht viel gearbeitet worden und namentlich vermißt man eine zusammenhängende Untersuchung über den bildlichen Ausdruck. Daher kommt es, daß Textstellen nicht selten unrichtig gedeutet worden sind, indem die Herausgeber Übertragungen oder Metonymien annahmen, zu denen sich kaum Parallelen aus der altfranzösischen Dichtung beibringen lassen und die auch tatsächlich an den betreffenden Stellen nicht vorliegen, oder aber auch umgekehrt gewisse Wendungen als wörtlich aufgefaßt haben, welche, wie andere Stellen zeigen, nur bildlich zu verstehen sind. Zuweilen ist allerdings in Ermangelung einschlägiger Sammlungen ein sicherer Entscheid noch nicht möglich.

Der Vortragende illustriert obiges an einer Anzahl von Beispielen und unterzieht dann den Gebrauch der Metapher bei

provenzalischen und altfranzösischen Dichtern einer näheren Betrachtung. Es handelt sich da zunächst um metaphorische Verwendung verschiedener Verba, welche Verrichtungen des täglichen Lebens bezeichnen, wie *vestir* z. B: Environ elx est la terre vestue (sc. mit Toten und Verwundeten) — Del sanc del roi fu la sele vestue — Car li plas qu'ieu d'aquest mon yesca e del durable me vyesca, prov. *banhar,* altfranz. *baignier,* das namentlich als Reflexiv Übertragung erfährt, besonders häufig im Provenzalischen, z. B.: en pur gaug me banh, prov. *beure,* altfranz. *boivre,* das als Objekt ein Abstraktum zu sich nehmen kann, z. B.: s'il fet la folie, si la boive — Qu'ele ot tost la honte bëue, oder in personifizierender Metapher vom Schwerte gesagt wird: Qu'el sanc li fist l'espee boivre — Morir l'estut, car li glaives el cors li but. Des weiteren ist prov. *escriure,* altfranz. *escrire* zu nennen, welches fast immer in Verbindung mit dem Herzen erscheint, z. B.: Cel qu'en son cor o a escrig — Ne doubtez, en mon cuer sera escript quanqu'ele me dira, ferner *rire,* das meistens vom Munde gesagt wird, häufig aber auch von den Augen und dem Herzen, prov. *saludar,* altfranz. *saluer,* z. B.: Onors de lonh la saluda — Ez les vos. v. qui proesce salue. Vom Handwerk genommen ist das namentlich bei den Provenzalen beliebte 'vergolden' (*daurar*), unter denen z. B. Peire Vidal seine Melodien dauratz nennt, R. de Vaqueiras sagt, daß sein Sang von dem ric pretz seiner Geliebten 'vergoldet' sei, R. de Miraval und Peirol, noch einen Schritt weitergehend, einem bildlichen daurar ein bildliches estanhar 'verzinnen' gegenüberstellen. Aus der Pflanzenwelt stammen 'keimen', 'sprossen', 'grün werden', 'trocken werden', 'trocken machen', welche alle übertragen gebraucht werden und unter denen prov. *secar,* altfranz. *sechier* intr. und caus. besonderes Interesse zu erregen geeignet ist.

Aus den *Adjektiven*, welche Sitz einer Metapher sein können, seien hervorgehoben das bekannte *flori* 'weiß', *enferme* vom Wasser gesagt, prov. *cozen* (sirventes cozen), *tenen* 'salbungsvoll' (votz tenen), *trenchan*, auf eine Person bezogen, etwa 'schneidig'.

Von den Substantiven, welche metaphorisch verwendet werden, sind wohl die beliebtesten 'Blüte', 'Spiegel', 'Schild', 'Panzer', 'Pfeiler'; weiterhin verdienen Erwähnung altfranz. *ploi* und *rain,* sowie prov. *color* 'Falsches'. Eine sehr ausgedehnte Verwendung erfahren 'Auge' und 'Herz', von denen namentlich das letztere eine monographische Darstellung erfordert Man findet da zum Teil recht kühne Metaphern, wie das häufige 'Augen des Herzens', ferner 'mit den Augen seufzen', 'das Herz fliegt', 'das Herz an

der Ferse' oder 'in den Hosen haben' und andere, welche hier aufzuführen der beschränkte Raum nicht gestattet.

Es ergibt sich, daß die Dichter des mittelalterlichen Frankreichs sich des bildlichen Ausdrucks als Kunstmittels schon in ziemlichem Umfange bedient haben. Eine anziehende Aufgabe wäre es zu untersuchen, inwieweit hier wirkliche Originalität vorliegt, d. h. ob nicht verschiedene Metaphern bei denjenigen lateinischen Dichtern begegnen, welche das 12. und das 13. Jahrhundert gekannt hat, bei Ovid und Virgil. Einiges dürfte sich hier ergeben (vgl. z. B. hasta bibit cruorem — bibere amorem), aber vermutlich wird erheblich mehr auf Rechnung der späteren christlichen Schriftsteller und der Bibel kommen. Dann gälte es festzustellen, was ein altfranzösischer Dichter mit seinen französischen Vorgängern oder auch Zeitgenossen gemeinsam hat, um so, wenn möglich, einen Beitrag zur stilistischen Individualität eines jeden zu gewinnen. Schließlich wäre es interessant, die Schicksale der einzelnen Metaphern bis ins heutige Französisch zu verfolgen und zu sehen, was davon im Laufe der Zeit die poetische Sprache aufgegeben, was sie beibehalten hat und was an Neuem hinzugekommen ist. Mit alledem würde freilich immer erst ein kleiner Teil demjenigen dargereicht sein, der sich die große Aufgabe stellte, eine historische Stilistik des Französischen oder gar der romanischen Sprachen zu schreiben.

Sodann spricht Prof. Dr. R. Vossler-Heidelberg über: **Die philosophischen Quellen des Dolce stil nuovo.**

Der Vortragende berichtet über ein demnächst zu veröffentlichendes Buch: „Die philosophischen Grundlagen zum dolce stil nuovo.“ Er verfolgt den philosophischen Entwicklungsgang des symbolischen Frauendienstes in seinen drei wichtigsten Punkten: Adelsfrage, Liebesfrage und Erkenntnisproblem. Die Adelsfrage, zunächst als eine praktische Kastenfrage entstanden, wird in der provenzalischen Dichtung schon mehrfach theoretisch behandelt. Man kommt zur Scheidung in historischen und seelischen Adel, die in der zeitgenössischen Philosophie in der Weise vertieft wird, daß man beide Arten von Adel auf natürliche und moralische Grundlagen zurückzuführen sucht. Im weiteren Verlauf der Frage wird der historische Adel vollständig preisgegeben und verleugnet und nur der seelische anerkannt und definiert als die Anlage (Potenz) zur Tugend. — Ähnlich ist die Entwicklung der Liebesfrage. Auch hier finden wir zunächst eine schon von den Troubadours angebahnte Scheidung in niedere und höhere, sinnliche und übersinnliche Liebe. Von den spätesten Troubadours (bes. Montanhagol

und Sordello) wird die Forderung der übersinnlichen Liebe immer entscheidender gestellt. In Italien vertreten Chiaro Davanzati, Guido Orlandi, Monte Andrea u. a. ähnliche Ideale. Diese übersinnliche, intellektuelle Liebe zu einem weiblichen Individuum widerspricht aber aufs entschiedenste dem herrschenden Begriff der Liebe, wie ihn die Scholastik ausbildet. Der Gegensatz wird zunächst nur unklar von den Dichtern gefühlt. Erst Guinicelli erkennt ihn ganz und löst ihn zugleich auf, indem er die Frau symbolisch als Engel (höhere Intelligenz) faßt.

Diesem Symbol gegenüber können sich die Dichter verschieden verhalten, je nachdem sie sich mehr oder weniger zum individualistischen, averroistischen oder mystischen Erkenntnisprinzip bekennen. Der Vortragende sucht zu zeigen, wie notwendigerweise zunächst die rationalistisch-averroistische Erkenntnistheorie die Dichter gewinnen mußte, wie später besonders Dante die Gefahren dieser Lehre erkannt und sich in der letzten Periode seiner Dichtung immer mehr der mystischen Erkenntnislehre zugeneigt hat.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903,

vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wiese.

Den ersten Vortrag hörte die germanistische Sektion mit der romanistischen gemeinsam; es sprach Prof. Dr. C. Voretzsch-Tübingen über: **Philologie und Volkskunde.**

Im ersten Teil des Vortrages wurde zunächst Name und Begriff der Volkskunde (Folklore) erörtert, ihr Gebiet gegenüber der Völkerkunde (Ethnographie und Ethnologie) abgegrenzt und der so wichtige Begriff des „Volkes“ definiert, der je nach der primitiveren oder höheren Kulturstufe einer Nation und somit auch je nach dem Zeitalter einer und derselben Nation dieselbe in ihrem ganzen Umfang oder im wesentlichen nur nach ihren unteren Schichten bezeichnet. Die Volkskunde hat es mit den Überlieferungen der Gegenwart wie der Vergangenheit zu tun, auch nicht etwa bloß mit den Resten alter Überlieferung im modernen Volksleben oder mit Überlieferungen, die nicht höheren Kultureinflüssen unterlegen sind, sondern mit der ganzen Masse volkstümlicher Überlieferungen ohne Rücksicht auf ihr Alter oder ihre Herkunft. Materiell betrachtet erscheint die Volkskunde in weiterem Sinn (wie sie heutzutage meist gefaßt wird), d. h. mit Einschluß des physischen

Elementes, des Körperbaus, der Haus- und Dorfanlagen usw., dem Vortragenden als ein Konglomerat heterogener Disziplinen. Eine reinliche Scheidung von den Nachbarwissenschaften läßt sich seines Erachtens nur erzielen, wenn man die Materie der Volkskunde beschränkt auf die aus der geistigen Art und Anlage des Volkes fließenden Äußerungen und Überlieferungen: Sitte und Brauch, Glaube, Aberglaube und Vorstellungen, Sagen, Märchen, Lieder, Kinderspiele, Schauspiele und Kunst.

Im zweiten Teil wurde die Bedeutung der Volkskunde für die Philologie an der Hand einzelner Beispiele, vor allem aus der Volkspoesie, dargelegt. Ihre Bedeutung ist eine dreifache: sie steht als ein wesentlicher und integrierender Bestandteil der Nationalliteratur neben der Kunstpoesie; sie hat diese selbst zu verschiedenen Zeiten und zum Teil in weitgehendem Maße beeinflußt; endlich steht sie überhaupt am Anfang der literarischen Entwickelung, aus ihr sind die Kunstpoesien und ihre Gattungen hervorgegangen.

Wie die Volkspoesie ist auch Kenntnis von Sitte und Brauch usw. für das Verständnis der höheren Literatur vielfach so unentbehrlich wie für die Erklärung einzelner Texte oder Textstellen. Endlich bedarf auch die Sprachwissenschaft für Bedeutungswandel u. ähnl. oft genug der Volkskunde.

Der dritte und Schlußteil des Vortrages suchte nun das Verhältnis der beiden Disziplinen zueinander festzustellen. Philologie im weitesten Sinne, als Kulturwissenschaft (Böckh), schließt die Volkskunde ein, im engsten Sinne, als Textkritik und -interpretation (Tobler), schließt sie dieselbe aus. Fassen wir Philologie in mittlerem Sinn, als die Beschäftigung mit den in sprachlicher Form erzeugten geistigen Produkten eines Volkes (Sprachgeschichte, Textbehandlung, Literaturgeschichte), so dürfen wir die Volkskunde in dem oben angenommenen engeren Sinne als einen Teil der Philologie betrachten. In weiterem Sinne aber, mit Einschluß des rein materiellen Elementes (Körperbeschaffenheit, Haus, Dorf usw.) geht sie über die Grenzen der Philologie hinaus und bedarf gesonderter Behandlung und Vertretung. Endlich die allgemeine und vergleichende Volkskunde steht über den einzelnen Gebieten, wie die vergleichende Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft über den Sprach- und Literaturgeschichten der einzelnen Völker. Sie ist daher als eine besondere Disziplin anzuerkennen, welche nicht mehr dem Bearbeiter und Vertreter einer Einzelphilologie zufallen kann.

Prof. Dr. Mogk spricht im Namen der germanistischen Sektion den Dank für den Vortrag aus.

Dann beginnt die Diskussion, an der sich Pfarrer Dr. Schullerus-Siebenbürgen, Priv.-Doz. Dr. Petsch-Würzburg, Oberl. Dr. Samter-Berlin und Prof. Dr. Schultz-Gora-Berlin beteiligen.

Der vorgerückten Zeit wegen wird der Vortrag von Prof. Dr. Risop auf Sonnabend vertagt und die Sitzung geschlossen.

Vierte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wiese.

Zuerst spricht Prof. Dr. O. Schultz-Gora-Berlin über
Französische Konversationskurse an der Universität Berlin.

Da in den preußischen Prüfungsbestimmungen für das höhere Lehramt im Französischen und Englischen mit noch größerem Nachdrucke als bisher Sprechgeläufigkeit verlangt wird, so muß von seiten der betreffenden Fachprofessoren erwogen werden, wie eine solche wohl am ehesten zu erzielen sei. Ein längerer Aufenthalt im Auslande erscheint ohne Zweifel als das Zweckdienlichste; jedoch befindet sich unter den Neuphilologie Studierenden nur ein ganz geringer Prozentsatz, welcher über die Mittel hierzu verfügt, und da von der Regierung keine Auslandstipendien bewilligt werden, so bleibt kaum etwas anderes übrig, als an den Universitäten Konversationskurse einzurichten, welche natürlich niemals den Besuch des Auslandes ersetzen, sondern immer nur als Surrogat dafür gelten können.

Fast gleichzeitig mit Herrn Prof. Brandl (siehe dessen Artikel in der Monatsschrift für höhere Schulen herausgeg. von Köpke und Matthias I, 439ff.) hat der Vortragende vor zwei Jahren mit Hilfe von Herrn Prof. Pariselle solche Kurse für Französisch an der Berliner Universität ins Leben gerufen; er erstattet näheren Bericht über ihre Einrichtung, sowie die Erfahrungen, welche er damit gemacht hat. — Es bestehen im ganzen sechs Kurse, von denen je zwei parallel sind. Sie gliedern sich in einen vorbereitenden, einen mittleren und einen höheren Kurs, sind also aufsteigend und darauf berechnet, einen und denselben Studierenden drei Semester hindurch vorwärts zu führen. Die beiden vorbereitenden Parallelkurse sind einstündig, in den mittleren und höheren Kursen wird jedoch wöchentlich in zwei aufeinander

folgenden Stunden geübt. Die Teilnehmerzahl beläuft sich in jedem Kurse durchschnittlich auf acht, indem trotz des großen Andranges nicht mehr aufgenommen werden. Die vorbereitenden Kurse werden von Herrn Prof. Pariselle und dem Vortragenden geleitet; beide Dozenten haben sich über die hier zu beobachtende Methode in ziemlich genaues Einvernehmen gesetzt. Zweierlei u. a. erfordert gleich hier besondere Aufmerksamkeit: die allgemeine Neigung der Studenten, bei der freien Wiedergabe von Erzähltem lange Sätze zu bilden, welche dann doch mißglücken, ist aufs nachdrücklichste von vornherein zu bekämpfen; desgleichen ihr Hang, Wörter zu gebrauchen, welche ausschließlich oder vorzugsweise der Schriftsprache angehören. Es muß immer wieder auf kurze Sätze, fast nur Hauptsätze, welche d'un souffle zum Vorschein zu bringen sind, sowie auf Anwendung der landläufigsten, in der Umgangssprache gebrauchten Wörter gedrungen werden.

Für die mittleren und höheren Parallelkurse hat der Vortragende zwei in Berlin lebende Franzosen engagiert, Herrn Louis Lagarde und Herrn Dr. Flamand, welche beide sich ihrer Aufgabe mit Eifer und Geschick entledigen. Zugrunde gelegt ist hier das recht brauchbare Buch von Lagarde: La clef de la conversation française. Es handelt sich in den mittleren Kursen zunächst darum, die im Anschlusse an das Gelesene gestellten Fragen mannigfach und anregend zu gestalten, so daß häufig die Person des Gefragten in den Gegenstand hereingezogen wird und es so zu einer wirklich freieren Unterhaltung kommt. Daneben wird die Wiedergabe von längeren Erzählungen geübt, wie man sie in dem genannten Buche in ziemlich reicher Auswahl findet. — In den höheren Kursen findet obiges seine Fortsetzung. Als neu kommt aber zweierlei hinzu: einmal Analysen vom Gelesenen (Romane, Theaterstücke usw.) und eine möglichst systematische Zusammenstellung und Einübung der Höflichkeitsformeln und der verschiedenen festgeprägten Umgangswendungen, an denen ja das Französische so reich ist, und deren man fortwährend benötigt ist, wenn man mit Franzosen zusammenkommt.

Die Ergebnisse, welche bis jetzt erzielt worden sind, können im ganzen befriedigende genannt werden. Man darf freilich keine übertriebenen Forderungen stellen und nicht unterlassen zu erwägen, daß das Sprechen eines fremden Idioms immer nur bis zu einem gewissen Grade lehrbar ist und bei manchen Individuen sogar von vornherein auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stößt: gänzlicher Mangel an natürlichem Geschick und — was für das Französische sehr ins Gewicht fällt — an Temperament. Man

muß sich zufrieden geben, wenn man im großen und ganzen Erfolg erzielt. Um diesen zu sichern, erscheinen zwei Dinge unerläßlich: ein systematischer, nach einheitlichen Gesichtspunkten errichteter Aufbau, der sich auf drei, mindestens aber zwei Semester erstreckt, und weiter die Leitung der vorbereitenden Kurse durch Inländer. Das letztere ist deshalb notwendig, weil die Franzosen nicht phonetisch geschult sind und Anfängern gegenüber allzuwenig wissen, worauf es bei diesen ankommt, während der inländische Dozent, der natürlich immer geläufig und korrekt sprechen können muß, die Bedürfnisse der Studierenden kennt, da er die nötigen Erfahrungen an sich selber gesammelt hat.

Es entspann sich eine lebhafte Diskussion, an der sich Prof. Dr. Wagner-Halle, Oberlehrer Dr. Klincksieck-Halle, Prof. Dr. Cloetta-Jena, Prof. Dr. Meyer-Lübke-Wien beteiligten. Um 10 Uhr wird die Debatte abgebrochen, und das Wort erhält Prof. Dr. A. Risop-Berlin, um seinen Vortrag über „**Syntaktisches**“ zu halten.

Der Vortragende behandelt eine Reihe syntaktischer Erscheinungen aus dem französischen und italienischen Sprachgebiet, die, abgesehen von ihrer materiellen Bedeutung, geeignet sind, die psychischen Motive erkennen zu lassen, deren Wirksamkeit es zu danken ist, wenn ein Satz oder ein Satzgefüge nicht in allen Teilen den Verlauf nimmt, der bei logischer Analyse des zu sprachlicher Gestaltung gelangenden Gedankens oder auch nur mit Rücksicht auf die ebenmäßige Behandlung von Satzteilen, die unter den gleichen syntaktischen Bedingungen zustande kommen, zu erwarten wäre. Die hierher gehörigen sprachlichen Tatsachen erörtert der Vortragende unter folgenden drei Gesichtspunkten:

1. Zwei verschiedene, in der Sprache für sich allein auch wirklich gebräuchliche Formen des Ausdruckes lösen in parallelen Satzgliedern einander ab; so altfranz. *soi fier en (à) . . . de;* neufranz. *insulter* + acc. . . . + *à; croire en . . . à;* altmailändisch *subietto a . . . di; sopra* + acc. . . . *di;* neufranz. *à droite . . . à la gauche;* altfranz. *il faut* + inf. . . . *que*-Satz; neufranz. *ne pas douter* + conj. . . . *ne* + conj.; gaskognisch *tuer qn. . . . à qn.;* altneapol. *ama lo prossemo tuo como atte.*

2. Die Störung wird dadurch veranlaßt, daß sich neben dem die Gestaltung der Rede zunächst bestimmenden Begriff vermöge der psychischen Assoziation ein ihm inhaltlich verwandter Begriff ins Bewußtsein drängt, doch ohne sprachlich versinnlicht zu werden; neufranz. *à mon idée que . . .* = *je crois; me voilà soumis* = *je*

suis soumis, daher im koordinierten Satz Auslassung von *je; quand ... que, comme ... que,* weil *lorsque* usw. vorschwebt, daher umgekehrt in modernen franz. Mundarten auch *quand que, si que;* statt *préférer* + inf. ... *à* + inf. tritt nach Einmischung von *aimer mieux* die Fügung *préférer* + inf. ... *que* + inf. oder *que de* + inf. ein; dazu altfranz. *contraindre* + inf. ... *de* + inf.; *il convient* + inf. ... *de* + inf.; *ne ... que* in rhetorischen Fragen; *n'est-ce pas* im Anschluß an Imperative (Paarung mit dem jussiven Futurum im Französischen und Italienischen).

3. Bevor die einmal in einer bestimmten Form begonnene Rede ihren ordnungsmäßigen Verlauf nehmen kann, drängt sich an wesentlicher Stelle ein sprachliches Element ein, von dessen Eigenart das Bewußtsein nunmehr in dem Maße beherrscht wird, daß Anfang und Ende des Satzes sich nicht mehr entsprechen. Von solcher Wirkung ist franz. *chascun,* ital. *ciascuno, ognuno.* So kommt es in strengem Gegensatz zu sekundärem *cédons quelque chose chacun de notre côté* zu Leistungen wie altfranz. *celes dames seront arses chascune et embrasee,* lat. *pictores suum quisque opus a vulgo considerari vult;* oder *li baron chascuns li respondi;* altital. *Li cavalieri ciascheduno ritorna;* neufranz. und altital. sogar zu Relativsätzen wie *les cocardes qui chacune avait son histoire; deux médecins, qui ... chacun d'eux dit son avis; dieci baroni disarmati che ciascaduno portava una rama di oliva,* die in ihrem Wesen mit den aus dem Italienischen, Alt- und Neuprovenzalischen, Altfranzösischen, Spanischen, Rumänischen, Vulgärparisischen bekannten und nun auch in weiterem Umfange aus modernen franz. Mundarten nachgewiesenen, mit dem relativen Adverbium *que* (vgl. neugriech. *ποῦ*, deutsch *wo*) eingeleiteten Sätzen verwandt erscheinen und vielleicht deren Einflusse ihr Aufkommen verdanken. — Weiterhin werden Fälle besprochen wie altital. *uccelli rapaci e nocivi nullo vi poteva abitare,* sowie alt- und neufranz. *les coups que les guerriers l'un à l'autre donna.* — Zum Schluß berührt der Vortragende die bei neueren französischen Autoren unverkennbar hervortretende Neigung, in Nebensätzen, die mit *sans que* eingeleitet sind, pleonastisches *ne* besonders gern dann einzuschalten, wenn nicht ein Substantiv, sondern eines der Indefinita *personne, rien, aucun* usw. Subjekt ist, neben denen das Prädikat ja auch sonst kaum anders als in Verbindung mit *ne* auftritt.

Darauf wird die Diskussion über den Vortrag von Prof. Dr. Schultz-Gora wieder aufgenommen. Daran beteiligen sich die Herren Prof. Dr. Regel-Halle, Prof. Dr. Cloetta-Jena, Prof. Dr.

M. Friedwagner-Czernowitz, Prof. Dr. Rosenbauer-Lohr a. M., Prof. Dr. Voretzsch-Tübingen und Oberlehrer Dr. Klincksieck-Halle. Dieser bringt folgende These ein:

> „Die vereinte romanistische und englische Sektion beschließt die Annahme folgender These: Die Verleihung von Auslandstipendien — ähnlich den in Österreich seit Jahren bestehenden — an Studierende der neueren Philologie auf unseren Universitäten erscheint unabweislich."

Diese These wird angenommen, und dann werden die Sitzungen geschlossen.

Englische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium XII des Universitätsgebäudes.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,

nachmittags $2^1/_4$ Uhr.

Prof. Dr. Wagner-Halle begrüßt die Erschienenen und teilt mit, daß leider drei der angekündigten Vorträge krankheitshalber in letzter Stunde abgesagt seien (Prof. Dr. Varnhagen-Erlangen, Prof. Dr. Hoops-Heidelberg, Privatdozent Dr. Sieper-München). Um die dadurch entstandene Lücke auszufüllen, erklären sich die beiden Obmänner Prof. Dr. Wagner und Prof. Dr. Regel bereit, je mit einem Vortrage einzuspringen. Zu Vorsitzenden werden auf Vorschlag des Geh. Hofrats Prof. Dr. Wülker-Leipzig die bisherigen Obmänner Prof. Dr. A. Wagner und Prof. Dr. E. Regel-Halle a. S. gewählt, zu Schriftführern Privatdozent Dr. O. Ritter-Halle a. S. und Oberlehrer Dr. F. Grober-Langensalza.

Darauf wurde das Programm für die nächsten Tage festgesetzt und die Versammlung geschlossen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,

vormittags $9^1/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wagner.

Es erhielt zuerst das Wort Privatdozent Dr. E. Eckhardt-Freiburg zu seinem Vortrage: **Die Komik in Shakespeares Trauerspielen.**

Das auffallendste Beispiel der Vermischung von Tragik und Komik innerhalb der Dramen Shakespeares bietet der zweite Akt von „Macbeth“. Hier folgt unmittelbar auf die Ermordung Duncans die derbkomische Pförtnerszene. Unsere deutschen Klassiker haben an einer solchen Vermischung Anstoß genommen: Schiller hat in seiner Bearbeitung des „Macbeth“ die Komik der Pförtner-

szene beseitigt, und auch Goethe hat sich ausdrücklich gegen jene Vermischung ausgesprochen, beide im Widerspruch zu ihren Jugendwerken, worin Tragik und Komik häufig verbunden erscheinen. Wir erkennen Shakespeares Vermengung des Komischen mit dem Tragischen besonders aus drei Gründen als berechtigt an:

1. Beides sind nur scheinbar unvereinbare Gegensätze. Bei genauerem Zusehen entdecken wir bald mancherlei Berührungspunkte zwischen beiden, eine gewisse innere Verwandtschaft beider.

2. Im wirklichen Leben stoßen Tragik und Komik oft unmittelbar aufeinander. Da das Drama ein Spiegelbild der Wirklichkeit sein soll, entspricht also die Verbindung von Tragik und Komik bei Shakespeare den Verhältnissen des wirklichen Lebens. Es wäre verkehrt zu fordern, daß jedes Trauerspiel auch komische Bestandteile enthalten solle; aber ebenso verkehrt wäre es auch, das Komische aus dem Bereich des Trauerspiels grundsätzlich auszuschließen.

3. Die Verbindung von Tragik und Komik ist keine Neuerung Shakespeares, sondern hatte sich schon innerhalb der Anfänge des englischen Dramas ausgebildet. · Bei Shakespeares unmittelbaren Vorläufern fehlt sie nur in den klassizistischen Trauerspielen, die sich an Senecas Tragödien als ihre Vorbilder anschließen.

Nach Besprechung der komischen Bestandteile von 14 Dramen Shakespeares mit katastrophischem Ausgang kommt Redner zu dem Ergebnis, daß in Shakespeares Entwickelung als Tragödiendichter in bezug auf die Behandlung des Komischen drei Stufen zu unterscheiden sind.

1. Auf der Stufe des Anfängertums reiht Shakespeare Tragik und Komik noch ganz äußerlich aneinander. Das einzige Beispiel für diese Stufe bietet „Titus Andronicus". Shakespeare übernahm hier einfach die literarischen Überlieferungen der älteren Zeit, ohne das ihm damit gegebene Prinzip der Verknüpfung von Tragik und Komik im Trauerspiel künstlerisch zu vertiefen.

2. Auf der Stufe der angehenden Meisterschaft zeigt Shakespeare deutlich das Bestreben, der Komik innerhalb des Trauerspiels den richtigen Platz anzuweisen. Dem Reinkomischen gebührt ein solcher Platz nur vor Beginn der Wendung zum eigentlich Tragischen, also in der ersten Hälfte des Trauerspiels. Das Komische hat auf dieser Stufe noch kaum einen anderen Zweck als den der Belustigung. Ein passendes Beispiel für diese zweite Stufe ist „Romeo und Julie".

3. Auf der Stufe der vollendeten Meisterschaft verfolgt Shakespeare mit der Komik, die er seinen Trauerspielen einfügt, einen

höheren Zweck als den der bloßen Belustigung. Er sucht sie nun dem Gesamtcharakter der Tragödie anzupassen und erhebt sie zu tragisch gefärbtem Humor. Beispiele für diese dritte Stufe enthalten drei tragische Meisterwerke Shakespeares: „Hamlet“, „König Lear“ und „Macbeth“. In diesen drei Trauerspielen hat Shakespeare zwischen Tragik und Komik eine innere Beziehung hergestellt, so daß beide nicht mehr, wie in den älteren Trauerspielen, mehr oder weniger unvermittelt nebeneinander stehen. Bei tragisch gefärbter Komik ist der Dichter in der Auswahl der Stelle, die ihr innerhalb des Trauerspiels zukömmt, weniger beschränkt als bei Komik von gewöhnlicher Art. Wir finden daher Komik mit tragischer Färbung im fünften Akt des „Hamlet“, nachdem die entscheidende Wendung zum Tragischen schon längst begonnen hat, und in „Macbeth“ unmittelbar nach Duncans Ermordung.

Auch in der Behandlung des Komischen im Trauerspiel lernen wir Shakespeare als wahrhaft großen Künstler kennen, der ein ihm aus der Vorzeit überliefertes unvollkommenes Kunstprinzip in feinsinniger Weise veredelt hat.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Prof. Dr. Büttner, Geh. Hofrat Prof. Dr. Wülker und Prof. Dr. Wagner. Ersterer betont im Gegensatz zur Meinung des Redners, daß sich für die Vermischung von Komik und Tragik doch schon ein Beispiel in dem antiken Drama, nämlich in Sophokles' Antigone finde, gibt jedoch zu, daß dieser Fall ziemlich allein stehe.

Prof. Dr. Wagner kommt auf die komischen Elemente in Marlowes Faust zu sprechen, Prof. Dr. Wülker meint, diese fraglichen Szenen würden im allgemeinen wohl als unecht angesehen.

Darauf ersuchte der erste Vorsitzende Herrn Prof. Dr. Regel den Vorsitz zu übernehmen und sprach selbst über die **Quelle von Shakespeares Twelfth Night.**

Der Vortragende gibt zunächst eine kurze Übersicht über die Entwickelung der Quellenfrage: Gerard Langbaine hat schon 1691 auf die Plautinischen Menächmen hingewiesen. Charlotte Lennox lenkte 1753 die Aufmerksamkeit auf eine Novelle Bandellos als mutmaßliche Quelle des ernsten Teiles des Shakespeareschen Stückes. Capell (1779) meint, eine französische Übersetzung der Geschichte Bandellos von Belleforest komme in Betracht. 1820 entdeckte Collier eine englische Novelle 'Apolonius and Silla' in einer Sammlung von Barnabe Riche, betitelt 'Farewell to Militarie profession' aus dem Jahre 1581. Diese englische Erzählung schien allen Anforderungen zu genügen und ist mit größerer oder

geringerer Bestimmtheit bis in die neueste Zeit als Quelle von Shakespeares Stück bezeichnet worden. Der Vortragende weist auf Stellen in Brandls 'Shakspere', in Brandes' 'William Shakespeare' und in Sydney Lee's 'A Life of William Shakespeare' hin. Aber dieser Ansicht ist vor kurzem ein gewichtiger Gegner erstanden in Gestalt von H. H. Furness, der in seiner Ausgabe von Twelfth Night (A New Variorum Edition, 1901) von Apolonius and Silla nichts wissen will, sondern nachdrücklich auf Bandello zurückweist und geradezu sagt (S. XVI): 'in default of a better source, we must adopt the Italian novel'. Wir haben nun zunächst dieselben oder fast dieselben Vergleichspunkte zwischen Riche und Shakespeare, die von Furness zwischen Bandello und Twelfth Night geltend gemacht worden sind, nämlich: Geschwister, ein Mann und ein Mädchen, die sich zum Verwechseln ähnlich sehen; das Mädchen, als Page verkleidet, wird von dem Geliebten als Bote zu einer Dame gesendet, die nichts von ihm wissen will, sondern sich Hals über Kopf in den Pagen verliebt; ein Bruder, der von der Dame mit seiner Schwester verwechselt, die um Liebe Werbende sofort erhört. Von ausschlaggebender Bedeutung aber für die Benutzung der Richeschen Novelle durch Shakespeare scheint der Umstand zu sein, daß Apolonius and Silla außer den mit Bandello gemeinsamen Vergleichspunkten noch zwei wichtige Koinzidenzen mit Twelfth Night enthält, die bei Bandello fehlen. Da ist zunächst der Schiffbruch, aus dem Silla errettet wird. Das gleiche Ereignis ist die Voraussetzung für Twelfth Night I, 2. Bei Riche wird der Schiffbruch ausführlich geschildert, bei Shakespeare ist er eben vorüber, als die Szene beginnt. Damit im Zusammenhange steht das zweite gewichtige Moment, das Vorkommen des Schiffskapitäns bei Riche und in Twelfth Night I, 2. In Apolonius and Silla geht der rohe Gesell in den Wogen zugrunde, wie er es verdient, bei Shakespeare lebt er in edlerer Gestalt wieder auf. Viola lobt ihn wegen seines feinen Benehmens, er hat sie im Boote aus dem Schiffbruch gerettet, tröstet sie in ihrem Jammer über den vermeintlichen Untergang des Bruders und sieht mit unbegrenzter Verehrung zu ihr empor. Er ist eine Folie für Viola wie später Antonio für Sebastian. Von diesen beiden Koinzidenzen, die deutlich für die Benutzung von Riche und gegen die von Bandello sprechen, ist, wenn ich nichts übersehen habe, bisher in der Literatur nichts erwähnt. — Auf die Entwickelungsreihe Bandello-Ingannati-Laelia kann der Vortragende nicht eingehen und verweist auf seine demnächst erscheinende Ausgabe von Twelfth Night.

In der sich daran anschließenden Debatte wendet sich Prof. Dr. Keller-Jena gegen die Ansicht, Shakespeare hätte ein italienisches Buch lesen können, worauf Prof. Dr. Wagner erwidert, Sidney-Lee vertrete auch die von ihm vorgetragene Ansicht, wofür namentlich spreche, daß Shakespeare Texte benutzt habe, die ihm in einer Übersetzung nicht zugänglich gewesen sein konnten. Prof. Dr. Wülker erinnert an den Beitrag, den Theodor Elze zu dieser Frage geliefert habe.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903,
vormittags $9^1/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wagner.

Die englische Sektion hörte zunächst in der romanistischen Sektion den Vortrag von Prof. Dr. C. Voretzsch-Tübingen über: **Philologie und Volkskunde.**

S. S. 129.

Darauf sprach Prof. Dr. E. Einenkel über das Thema: **Einige Fragen aus der englischen historischen Syntax.**

Unter den mannigfachen Einflüssen, denen im Laufe der Jahrhunderte die englische Sprache ausgesetzt gewesen ist, war der Einfluß des Romanischen der tiefste und nachhaltigste. Dieser Einfluß ist auf fast allen Sprachgebieten von der Fachwelt anerkannt worden, nur auf dem Gebiete der Syntax versagt man ihm die Anerkennung, die ihm von Rechts wegen zukommt. Nach unseren Erfahrungen ist beim Aufeinandertreffen zweier Sprachen die Einwirkung der einen auf die andere nicht nur eine unvermeidliche, sondern auch eine alle Gebiete der Sprache umfassende und im gleichen Maße umgestaltende, und darum ist auch für die Syntax der englischen Sprache anzunehmen, was für den Wortschatz derselben nicht bewiesen zu werden braucht.

Nach Schuchardts[1]) und Windischs[2]) Mischsprachentheorie ist es die eigene Sprache eines Volkes, welche unter dem Einfluß der Sprache des anderen zur Mischsprache sich entwickelt.

---

1) H. Schuchardt: Slawo-Deutsches und Slawo-Italienisches, Graz 1884; Beiträge zur Kenntnis des englischen Kreolisch etc., Englische Studien XII. pp. 470 ff; XIII pp. 158 ff; XV pp. 286 ff.

2) E. Windisch: Zur Theorie der Mischsprachen und Lehnwörter, Abh. in den Ber. über die Verh. der Königl. Sächs. Ges. der Wissensch. zu Leipzig, Philol.-Hist. Cl., Bd. XLIX, pp. 101 ff.

Bei ungefähr gleichem Stärkeverhältnis der aufeinandertreffenden Völker würden sich demnach zwei Mischsprachen entwickeln, also in unserem Falle eine normannisch-englische mit englischer Grundlage und eine englisch-normannische mit normannischer Grundlage. Da in unserem Falle das Stärkeverhältnis der beiden Völker so ungleich war, so ist es kein Wunder, daß wir die Mischsprache des schwächeren Volkes, also des englisch-normannischen mit normannischer Grundlage nur sehr schwer nachweisen können. Eine Spur davon scheint sich zu finden in dem Satzgefüge „Welcome ki ke bringe, ki ne bringe fare well“, welches Stengel in seinem 'M S. Digby 86' (Nr. 67) zum Abdruck bringt.

In betreff der anderen Mischsprache, der normannisch-englischen mit englischer Grundlage, besteht die Schwierigkeit, die romanischen Sprachelemente von den altererbten germanischen sauber zu scheiden, da erstere oft nicht wörtlich herübergenommen, sondern mit Hilfe germanischer Elemente nachgebildet sind. Meist werden sich diese romanischen Sprachelemente unserem germanischen Sprachgefühl verraten, das ja verhältnismäßig intakt geblieben ist im Gegensatz zu dem der Engländer, das unter dem Einfluß der fremden Sprache schon frühzeitig zu verkümmern begann. In anderen Fällen wird die Synonymität der Ausdrücke uns nahelegen, daß sie an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gemachte Nachbildungen eines und desselben romanischen Musters sind. In allen Fällen jedoch ist eine genaue wissenschaftliche Kontrolle unumgänglich nötig.

Welche der beiden Mischsprachen der anderen obsiegt, hängt in erster Linie von dem Stärkeverhältnis der beiden aufeinandertreffenden Völker ab. Dieses Stärkeverhältnis wird jedoch weit weniger durch das numerische als durch das geistige Übergewicht bestimmt. Auch ein numerisch schwächeres Volk kann einem numerisch stärkeren Volke seine Sprache aufzwingen, wenn es eine höhere Kultur hat. Bei zu großem numerischen Stärkeunterschiede ist dies jedoch nur dann möglich, wenn das schwächere Volk (im Falle dies das erobernde ist) in steter Verbindung mit seinem Heimatlande bleibt und aus ihm ununterbrochen die Kräfte ersetzt, die ihm bei dem Kampfe in der Fremde verloren gehen. Dies sind die Verhältnisse, welche die römische Sprache in Gallien zum Siege führten, und die germanische Sprache in England hätte genau dasselbe Schicksal gehabt wie die keltische in Gallien, wenn die Normannen nicht so früh die engere Fühlung mit der Heimat verloren hätten.

Bisher war man der Meinung, daß die aus der Heimat den Normannen zufließenden Kräfte namentlich den oberen Ständen der-

selben zugute gekommen seien. Gewisse Vorgänge jedoch in der Sprachentwickelung, vor allem in sprachlich gemischten Gegenden führen uns zu der Annahme, daß nicht zum wenigsten die unteren und untersten Schichten des normannischen Volkes aus dieser Kräftezufuhr Vorteil gezogen haben; hierzu vgl. auch Behrens in P's Grundriß I 951, der vermutlich die Handwerker-Eigennamen Carpenter Tailor Chaucer usw. im Sinne hat.

Probekandidat Dr. Suck hebt hervor, daß doch das numerische Übergewicht eine bedeutende Rolle beim Sprachmischungsprozeß spiele, dem gegenüber weist Prof. Dr. Einenkel auf die kleine Zahl der Römer in Gallien hin.

Prof. Dr. Regel möchte den vom Vortragenden auf das Englische angewandten Ausdruck „Mischsprache" nicht gelten lassen. Dem gegenüber beruft sich Prof. Dr. Einenkel auf Windisch, der das Englische als eine spezifische Mischsprache bezeichnet habe.

Vierte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,

vormittags 10¼ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wagner.

Die englische Sektion hörte zunächst den Vortrag des Prof. Dr. Schultz-Gora in der romanistischen Sektion: **Französische Konversationskurse an der Universität Berlin.** (S. S. 131.)

Darauf folgte der Vortrag von Prof. Dr. E. Regel: **Shakespeare's favourite hero.**

Introduction: Henry V. in history differs very much from his picture drawn by Sh. In reality he proved on several occasions very *cruel* and *merciless.* By his order *Sir John Oldcastle,* who held the tenets of Wiclif, and opened his castle to the persecuted members of the Lollards, was, in 1417, hung up by the middle in an iron chain upon a high gallows in St. Giles's Fields, and burnt alive while thus suspended. — Though in Sh.'s play the King recommends his followers to 'use mercy' to the inhabitants of *Harfleur,* in history, he drove 1800 poor women out of the town; and on the battle field of *Agincourt* many noble Frenchmen, after having fought with great valour, were taken prisoners and cruelly butchered on the spot.

It is therefore with the *license of the poet* that Sh. draws the portrait of a *National hero* when passing over in silence such blemishes; he only dwells on the noble qualities of the King, and he does so with patriotic feeling, and gives him all those traits

of character which cannot but endear him to the English people. — Henry is not only the hero of Sh.'s play '*Henry V.*', but as well that of the *two parts of* '*Henry IV.*', to which *trilogy* 'Richard II.' forms a sort of introduction. King Henry IV. himself reminds us of this fact by comparing his former self Bolingbroke to Percy Hotspur and likening his son to the weak character of Richard. Henry IV. considers himself to be punished for his sins by a *worthless* son. Still, from the very first, Wordsworth's saying 'the *child* is but the father of the *man*' proves true in *Prince Henry*. His *true character* shows itself in the words uttered as early as in the 2nd scene of the 1st act of 'Henry IV.', Part I.

The Prince, at first, serves but as a foil to Hotspur.

By and by his father trusts his son, who promises to conquer Hotspur, and the Prince shows his nobility of soul by his acknowledging Percy's merits. He succeeds in conquering that daring spirit of the North in the battle of Shrewsbury 1403, and so he is the better man after all. When learning that his father is very ill, his heart bleeds to think that he still keeps such vile company as that of Falstaff's and his associates. He is sure to be more and more appreciated by his father, and, after the touching scene in which the Prince, weeping bitterly in a room adjoining his father's, shows his filial piety, the dying King at last is undeceived, and, like Frederic William I. of Prussia on his death, he is fully convinced that the crown will adorn the head of a *worthy* son and successor.

The reformation of the royal hero is completed towards the end of the 2nd Part of 'Henry IV.' by the King renouncing for ever Falstaff and his company, who for the moment are put into prison.

When thinking of Prince Hal's youthful pranks, we must say that, though the young scapegrace doesn't care a bit what people think of him; yet his better nature is never wholly obliterated. Even when he commits that famous robbery on Gadshill, he does it only for *fun*, and afterwards sees the sum be has taken carefully *re*paid. Even then at the bottom of his soul he is *honourable* and always *brave*. He proves his *valour* when encountering Percy; he values the praise of the *nobles*, though he mixes with *bad* companions and is amused by the *humour* of Falstaff, which quality is the only one that makes this coward and dishonest fellow tolerable on the stage. — We may be allowed to say that the good qualities which *slumber* in the *Prince* are fully *developed* in the *King*.

Shakespeare, as a great dramatist, shows the *lack* of those good qualities in Henry's antagonists, and then makes them shine forth much more brilliantly in his hero. Like Lessing in his Riccaut de la Marlinière, Sh. makes the *French* warriors the *foil* of his countrymen.

The *French* are arrant *braggarts*.

The King despises all vain glory.

He is a true *soldier* and *commander*: His *valour* is proved in battle, which he conducts with energy and deliberation. He is *fearless*, for the smaller the number of his men the greater the honour. He is a comfort to his soldiers, whom he visits in their tents.

A prominent feature in his character is his great *Piety*.

Besides, the king is distinguished by great *Wisdom* in all he thinks or does.

In his behaviour to the private soldiers as well as to his officers he shows *affability*; his *straightforwardness* and *plainness* make him a general favourite, the more so as he is very *humorous*.

Full of *humour* is the splendid scene in which he makes *love* to Kate of France. He knows that he is not good-looking, that he cannot make verses and dance well; he plainly says, 'I love you, Kate'; at the same time he loves France so well that he will not part with one village of it:

> 'I will have it all mine: and, Kate, when France is mine and I am yours, then yours is France, and you are mine.'

Even in love he is *realistic*. He has *no romantic* turn; a *true-born Englishman* he proves throughout. It seems to me that Shakespeare, who, unlike our great Schiller, was so matter-of-fact throughout his life in money matters, relishes this trait of his hero's character.

The hero, whom Shakespeare has idealized as king, so that he may serve as a model for any king, being at the same time such a plain man, the poet has succeeded in bringing him home to every Englishman. And so he has created a great hero bearing at the same time the peculiar English stamp.

Eine Diskussion darüber fand nicht statt. Daran schloß sich eine Besichtigung des englischen Seminars der Universität unter Führung des ersten Vorsitzenden.

An den Beratungen der englischen Sektion haben im ganzen etwa 45 Herren teilgenommen.

Indogermanistische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium VIII im Universitätsgebäude.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
nachmittags 2 Uhr.

Zu Vorsitzenden werden die bisherigen Obmänner, Geh. Hofrat Prof. Dr. K. Brugmann-Leipzig und Prof. Dr. O. Schrader-Jena, gewählt, zu Schriftführern Prof. Dr. H. Meltzer-Cannstatt und Dr. K. Eulenburg-Leipzig.

Sodann spricht Prof. Dr. F. Solmsen-Bonn über: **Die Etymologie von ἄνωγα und ἠμί.**

Die Sprachwissenschaft nimmt seit Pott Zusammenhang zwischen ἠμί aus ×ἠχμί oder ×ἠγμί, lat. *aiio* aus ×*agiō* und ai. *āha* an, ist aber, namentlich in neuerer Zeit, auf Schwierigkeiten bei der genaueren Bestimmung des konsonantischen Auslautes der zugrunde liegenden Wurzel gestoßen. Diese lassen sich lösen, wenn man gr. ἄνωγα heranzieht, in dem man am besten das Perfekt zu lat. *aiio* aus ×*agiō* mit der die Nuance des Lauten, Eindringlichen hinzubringenden Präposition ἀνά erblickt. Dann gewinnen wir eine Wurzel *ēg ōg āg* 'sagen', und ai. *āha* wird im Hinblick auf die 2. Sg. *āttha* und auf gewisse iranische Formen auf eine Wurzel *ādh* zurückzuführen sein.[1])

An der Debatte beteiligten sich Prof. Dr. Brugmann-Leipzig und Prof. Dr. Meltzer-Cannstatt.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Brugmann.

Zuerst sprach Prof. Dr. H. Hirt-Leipzig über: **Die Entstehung der griechischen Betonung.**[2])

---

1) Die nähere Darlegung dieser Ansicht nebst einigem, was sich anschließt, wird in einem demnächst in der Kuhnschen Zeitschrift erscheinenden Aufsatz gegeben werden.

2) Der Vortrag wird ausführlich in den Indogerm. Forschungen Bd. XVI erscheinen.

Die Akzentverschiebung, die das Griechische gegenüber dem Indogermanischen erfahren hat, erklärt sich in den Fällen, in denen der Akzent mehr als fünf Silben vom Ende entfernt war, durch die Entwickelung eines Nebentones auf der vorletzten oder drittletzten. Dagegen hat ein *φέρομενος* nicht direkt zu *φερόμενος* werden können, weil ein zweiter Akut nicht unmittelbar neben einem ersten stehen kann. Es ist vielmehr zunächst *φερομένος* entstanden, und die Akzentzurückziehung erklärt sich durch ein Gesetz, nach dem in Mittelsilben bei kurzer letzter der Akzent um eine More zurückgezogen wird. Dieses Gesetz zeigt sich in dem Übergang von Akut in Zirkumflex in der vorletzten Silbe, *ἑσταότος* zu *ἑστῶτος*, und in einzelnen Fällen wie *χίλιοι*, ai. *sahasríyas*. Die für dieses Gesetz schon bei Verf. Handb. der griech. Laut- und Formenlehre S. 193 angeführten Beispiele konnten bedeutend vermehrt werden.

Auch sonst wird der Akzent im Griechischen öfter zurückgezogen, aber es handelt sich in allen Fällen um die Zurückziehung um eine More. So wird im att. *πάντων* aus *παντῶν*, was rein mechanisch ⏑⏑́⏑⏑ aus ⏑⏑⏑́⏑ ist, so wird att. *εἶς* aus *εἵς*, ⏑́⏑ aus ⏑⏑́, so wird schließlich *ἕτοιμος* aus *ἑτοῖμος*, ⏑́⏑⏑⏑ aus ⏑⏑́⏑⏑. Da die griechische Betonung musikalisch war und der Akut hoch lag, so handelt es sich in allen diesen Fällen darum, daß die Tonerhöhung etwas zu früh einsetzt.

Es wurde weiter ausgeführt, daß das Dorische an dieser Akzentverschiebung nicht teilnimmt, während das Äolische weitergegangen ist.

An der Debatte beteiligten sich Prof. Dr. Solmsen-Bonn und Prof. Dr. Meltzer-Cannstatt. Dann erhielt das Wort Prof. Dr. Solmsen-Bonn; er redete über: **Thessaliotis und Pelasgiotis, ein Beitrag zur Lehre von der Dialektmischung.**[1])

Der Vortragende besprach die mundartlichen Verhältnisse Thessaliens in älterer Zeit. Er ging aus von der in der Nähe von Kierion, dem Hauptorte der Thessaliotis, gefundenen Sotairosinschrift und suchte nachzuweisen, daß deren Sprache neben unbestreitbaren Äolismen auch Elemente enthielte, die nicht äolisch sein könnten, sondern 'westgriechisch' sein müßten. Auch in der Pelasgiotis fehlt es, obwohl das Äolische durchaus vorherrscht, nicht an 'westgriechischen' Einschüssen. Im ganzen stellt sich heraus, daß in historischer Zeit die thessalische Mundart, je weiter nach Westen, um so mehr 'Westgriechisches' aufgenommen hat, ins Geschichtliche übersetzt, daß der Strom der Eroberer, der am

1) Der Vortrag ist in extenso im Rheinischen Museum LVIII 598 ff. erschienen.

Ende der 'mykenischen', besser 'achäischen' Epoche aus den Gebirgen des Westens in die Fruchtgefilde Thessaliens hereinflutete, im Westen die stärksten Niederschläge abgesetzt hat, im Osten abgeebbt ist und kräftigeren Widerstand bei den Trägern der alten Kultur und Sprache gefunden hat.

An der Debatte beteiligten sich Prof. Dr. Brugmann und Hirt-Leipzig.

Am Schluß der zweiten Sitzung sprach Prof. Dr. K. Brugmann über: **Die Entstehung und Kennzeichnung der konditionalen Nebensätze in den indogermanischen Sprachen.**

Überall findet man noch Bedingungssätze ohne Konjunktion nach Art von *fores effregit, restituentur* (Terentius). Die konjunktionalen Wörter aber, die sich als Charakteristika dieser Satzgattung eingestellt haben, gehen zum Teil darauf zurück, daß bei der Bedingung oft zwei Gedanken im Gegensatz zueinander stehen, z. B. *geschieht es, so ist's schlimm, geschieht es nicht, so ist's noch schlimmer*. Das lat. *nī* aus uridg. **nei* (lit. *neĩ* usw.) war neben *nĕ* in *ne-scio* usw. die starke, begriffsbetonte Negationspartikel, z. B. *id ni fid, pignus dato* entspricht unserem *tritt das nicht ein, gib ein Pfand* (vgl. *quid ni noverim?* 'wie sollte ich ihn nicht kennen?'). *ni* im Bedingungssatz gleicht daher mehr dem *si non* als dem *nisi*. Auch ai. *ca* und lat. *que* (*nam absque te esset, nunquam viverem* = *si abs te esset*, s. O. Brugmann Rhein. Mus. 32, 485 ff.) als Bedingungskonjunktionen gehören hierher, insofern diese allgemeinidg. Partikel hier ursprünglich den steigernden Sinn ('auch, sogar') gehabt hat wie in altlat. *ne-c* und in *nequ-eo* (vgl. Osthoff, Indog. Forsch. 6, 20 ff. 9, 179 ff.) sowie in got. *ni-h* 'οὐδέ' u. a.: die Partikel schloß sich, wie andere Enklitika, dem ersten Worte des Satzes (im Altind. *ná, sá* u. dgl.) an, galt aber der ganzen Aussage. Ferner sind wahrscheinlich got. *jabai* 'wenn' und *nibai niba* 'wenn nicht' hierher zu ziehen. *-bai -ba* (vgl. *ba* Joh. 11, 25) ist mit avest. *bā bāt̰ bāδa* 'wahrlich', lit. *bà* 'jawohl' zusammenzubringen und war demgemäß ursprünglich eine Versicherungspartikel (*-ba*: *-bai* = *ja*: *jai*). *nibai* war also von Haus aus nur ein energischeres *ni* 'nicht'. *jabai* stellt man gewöhnlich zu dem Relativstamm **i̯o-* und zählt es den zahlreichen Konjunktionen bei, die von diesem Stamm ausgegangen sind, wie ai. *yád* gr. ὅτι usw. Wäre das richtig, so könnte man *ja-* mit dem altind. *yád* identifizieren, das auch konditional vorkommt, und die Grundbedeutung von *ja-bai* wäre 'wenn in der Tat, wenn wirklich' gewesen. Indessen fällt gegen diese Auffassung ins Gewicht, daß das Relativum **i̯o-* in dem germanischen Sprachzweig sonst nirgends erscheint

(got. *ei* ist fernzuhalten). Weit wahrscheinlicher ist, daß in *ja-* die Partikel *ja* 'ja, wirklich' vorliegt (vgl. *hast du es ja getan, so gesteh es ein*), *ja-bai* also eine Verbindung von zwei Versicherungspartikeln war. Vielleicht standen in den Bedingungssätzen zunächst nur *ni bai* (negativ) und *ja* (positiv) einander entgegen und wurde dann *ja* nach der Analogie von *ni bai* zu *ja bai* erweitert. Wie verhält sich aber zu *jabai* und *nibai niba* die Fragepartikel *ibai iba* (ahd. *ibu* as. *ef* usw.), die augenscheinlich von ihnen nicht getrennt werden kann? Das Plus des anlautenden *i-* (aus **e-*) ist die idg. Partikel **e*, welche in altind. *a-sāú* 'jener', *á-ha* 'gewiß, ja', gr. *ἐ-κεῖνος ἐ-χθές*, lat. *e-quidem*, osk. *e-tanto* 'tanta' u. a. erscheint, *ibai iba* hat demnach ursprünglich ebenfalls etwa 'wirklich, in der Tat' bedeutet und ist auf dieselbe Weise wie andere Versicherungspartikeln (z. B. av. *nā*, ahd. *na*, lat. *-ne*, gr. *ἦ*) zum Fragewort geworden. Das Substantivum ahd. *iba* 'Zweifel, Bedingung' aisl. *ife efe*, *if ef* ist erst auf Grund der Partikel gebildet worden, ähnlich wie ahd. *wē* 'das Weh' auf Grund der Interjektion *wē*. Nun könnte man fragen, ob nicht *nibai* aus *ni* + *ibai* entstanden und *jabai* hinterher nach der Proportion *ni* : *nibai* = *ja* : x gebildet worden sei. Ein durchschlagender Grund hiergegen scheint sich nicht zu bieten. Da jedoch der Zusammenhang aller unserer germanischen Partikeln mit av. *bā*, lit. *bà* usw. evident ist und auch sonst Formen mit und ohne jenes **e-* in demselben Sprachzweig nebeneinander begegnen (gr. *ἐ-κεῖνος κεῖνος*, *ἐ-χθές χθές*, osk. *e-tanto*, lat. *tantus* u. a.), überdies doch wohl auch das genannte *ba* im Johannesevangelium hergehört, wenn sein Sinn auch undeutlich ist, so dürfte die obige Auffassung von *nibai* und *jabai* den Vorzug verdienen. Schließlich ist noch zu bemerken, daß nun auch recht zweifelhaft wird, ob die baltische Bedingungskonjunktion lit. *jei* (Kurschat, Gramm. der litt. Sprache S. 429 f.), lett. *ja* (Bielenstein, Die lett. Sprache 2 S. 360 ff.) zum Relativstamm **i̯o-* gehört, zu dem man sie allgemein stellt. Es wird durch mehreres empfohlen, sie mit unserem *ja* zusammenzubringen.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903,

vormittags $8^1/_2$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Schrader.

Zuerst sprach Prof. Dr. H. Meltzer-Cannstatt über: **Die Aktionsart als Grundlage der Lehre vom indogermanischen, besonders griechischen Zeitwort.**

Unter Benützung von Äußerungen vorzüglich französischer und nordischer Forscher, wie Thurot, Riemann, Bréal; Pedersen, Sarauw, Jespersen, legte er dar, daß die Aktion als solche wohl als innewohnender Bestandteil der idg. Zeitgebung anzuerkennen sei; hierauf weisen vor allem die Analogien niederer Sprachen, ferner das Beispiel des Semitischen, weiterhin antike Benennungen wie ἀτελής, συντέλεια, τελείωσις, imperfectum, perfectum, endlich der Fortbestand scharfer Unterscheidung zwischen präsentischem und aoristischem Futurum bis ins Neugriechische herein. Anderseits sind die Ausdrücke von Curtius (dauernde, eintretende, vollendete Handlung) nicht völlig zutreffend angesichts der Tatsache, daß ἔφευγον nicht bloß bedeutet „war auf der Flucht", sondern auch „machte mich an die Flucht", und διετέλεσα linearperfektiv ist. Auch Delbrücks Ansätze scheinen nicht durchweg unbedenklich: daß es Wurzeln wirklich gegeben habe, wird lebhaft bestritten von Jespersen und Wundt. Daß ihre Mehrzahl punktuell gewesen sei, ist unsicher, zumal es sich fragt, ob eine Handlung im strengen Sinn überhaupt momentan sein kann: selbst ein Schuß beansprucht eine gewisse Zeitdauer. Daß sich sodann der „punktualisierende" (d. h. komplexive) Aorist aus dem punktuellen genetisch herausgebildet habe, wird nur angenommen, und die Vorstellung einer ausgedehnten Handlung als zusammengezogen in einen Punkt nennt Kohn geradezu mystisch. Den richtigen Ausgangspunkt dürfte eher der Verbalinhalt oder vielleicht auch das Präsens an die Hand geben: je nach seiner Bedeutung oder auch nach dem Zusammenhang, in den das Verbum rückt und von dessen Widerschein es beleuchtet wird, kann es initiv, kursiv, finitiv sein. Da nun der Aorist in allen Fällen durchaus gleichmäßig die Aufgabe hat, den Verbalinhalt auf die Stufe der Vollendung (τελείωσις) zu heben, so bekommen wir ganz von selbst und von Anbeginn nebeneinanderstehend die drei Haupttypen des Aoristes: den ingressivus, complexivus, effectivus. Wörter wie im Mittelhochdeutschen und in Mundarten noch heute „liegen, sitzen, stehen", die nicht bloß dem lateinischen cubāre, sedēre, stāre entsprechen, sondern auch mit cumbĕre, sīdĕre, sistere wiedergegeben werden können, deren actio infecta also doppelseitig ist, ergeben ohne weiteres doppelseitigen Aorist: so ἄρχω a) mache mich voran, b) bin voran, danach ἦρξα a) ward Herrscher, b) war Herrscher. Nach Analogie entfaltet dann ἐβασίλευσα, obwohl βασιλεύω nur heißt „bin König", nicht auch „werde König", die beiden Bedeutungen a) ingressiv „bestieg den Thron", b) komplexiv „besaß den Thron". Eine Durchforschung der griechischen Literatur unter dem Gesichts-

punkt der actio infecta und effectiva, die aber nicht bloß mechanisch statistisch, sondern mit tieferem Eindringen in die psychologischen Grundlagen der Texte zu führen wäre, würde wohl lohnend sein und, etwa aufs Neue Testament erstreckt, schätzbare sprachgeschichtliche und stilkritische Ergebnisse liefern.

An der Debatte beteiligten sich Prof. Dr. Brugmann und Hirt-Leipzig und Oberlehrer Dr. Dittmar-Grimma.

Nach einer Pause von 20 Minuten erhielt Prof. Dr. R. Much-Wien das Wort; er sprach über das Thema: **Zur indogermanischen Mythologie.**

Er wendet sich gegen die allzu phantasiearme Skepsis, die der kritiklosen Überschwenglichkeit der durch die Namen Kuhn und Max Müller gekennzeichneten „vergleichenden Mythologie" gefolgt sei.

Zum Beleg hierfür gibt der Vortragende einen Überblick über die mythologischen Gleichungen, doch nur so weit, als das Germanische an ihnen beteiligt ist. Es werden dabei mehr als dreißig einzelne Namen und Worte besprochen, darunter auch Ausdrücke für Begriffe des Kultes. Unter anderem wird got. *blôtan* „anbeten, verehren" auf eine Wurzel *mlād* oder *mlōd* zurückgeführt und mit lit *maldà* „Gebet" zusammengebracht; der kelt. *Camulus Cumall* wird dem *Humblus* der dänischen, dem *Hu(l)mul* der ostgotischen Königssage gleichgesetzt. Dem griech. *νύμφη* aus **snumbhā* (mit P. Kretschmer zu aslov. *snubiti* „lieben" zu stellen) sei der Name der schwed. *skog-snufva* aufs nächste verwandt. Die dabei vorliegende Bezeichnung eines elfischen Wesens buhlerischer Natur als „Braut" habe in *Mahre* ein Seitenstück, das zu kelt. **moron* — „Mädchen", lit. *marti* „Braut" und deren Sippe gehöre.

Aus den Fäden, die sich von der religiösen Nomenklatur der Germanen zu der anderer indogermanischer Völker hinüberspinnen, will der Vortragende nicht auf urindogermanischen Besitz, wohl aber auf prähistorischen Kulturaustausch schließen. Es zeige sich auf diesem engeren Gebiete wie auf dem des übrigen Sprachgutes, daß die indogermanischen Völker um so enger miteinander verknüpft sind, je geographisch näher sie einander auch noch in ihren frühgeschichtlichen Sitzen stehen.

In der Debatte ergriff Prof. Dr. Meltzer das Wort.

Dann sprach Prof. O. Schrader-Jena über: **Heiratsverwandtschaft bei den indogermanischen Völkern.**

In dem ersten Teil seines Vortrages zeigte er, daß die alten Wörter für Schwiegersohn in den indogermanischen Sprachen von Haus aus Kollektivbezeichnungen des Heiraters dem ganzen Braut-

vaterhaus gegenüber mit dem ursprünglichen Sinn von „Angeheirateter“ (griech. *γαμβρός*), „durch Versprechen Gebundener“ (ahd. *eidum*) oder „Anverwandter“ (got. *mēgs*) gewesen seien, weshalb sie auch zur Bezeichnung des Schwiegervaters (dem Schwiegersohn gegenüber) gebraucht werden. — Besonders häufig sind unter den Wörtern, die ursprünglich allgemein „Anverwandter“ im Sinne zunächst von Blutsverwandter, dann auch von Heiratsverwandter bedeuten, die Bildungen von dem Pronominalstamm *sve, svo, svei, svoi*: griech. *ἀέλιοι, εἰλίονες* = altn. *svilar*, griech. *ἔτης, ἕταρος, ἑταιρία*, slaw. *svĭstĭ, svatŭ, svojákŭ, svakŭ*, ahd. *swîo*. Mhd. *swâger* ist eine Entlehnung aus dem süd- und westsl. *svâkŭ* unter Kontamination mit *sweher, swiger*, wie auch spätahd. *eninchilî* 'Enkel' aus dem Slawischen (poln. *wnęk*) stammt. Die Zulässigkeit der beiden letzteren Annahmen ergibt sich auch aus einer erneuten Prüfung der älteren slawisch-germanischen Beziehungen. Dieser zweite, die Bildungen von dem Pronomen *svo* betreffende Teil seines Vortrages wurde von dem Redner mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit nur im Auszug gegeben.

An der Diskussion beteiligte sich Prof. Dr. Hirt-Leipzig. Da das Programm der Sektion hiermit erledigt ist, so wird sie kurz nach 11 Uhr durch den ersten Vorsitzenden geschlossen.

Orientalische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium II des Universitätsgebäudes.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
nachmittags 2 Uhr.

Zum Vorsitzenden wird gewählt Prof. Dr. F. Praetorius-Halle; das Amt des zweiten Vorsitzenden wird dem bis jetzt nicht erschienenen Direktor Dr. Halfmann vorbehalten; zu Schriftführern werden gewählt Prof. Dr. K. Albrecht-Oldenburg und Prof. Dr. B. Liebich-Breslau. Die Sektion wird gebildet, es sind zunächst 10 Herren anwesend. Wegen dieser geringen Beteiligung wird mit der Sektion verbunden die Versammlung der Deutsch-Morgenländischen Gesellschaft und die des Palästinavereins.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung. Zum zweiten Vorsitzenden wird Prof. Dr. A. Fischer-Leipzig gewählt. Dann gab Prof. Dr. E. Sievers-Leipzig **Beiträge zur Form- und Quellengeschichte der Genesis** in Gestalt eines Berichtes über einige Ergebnisse, die sich ihm bei der Vorbereitung einer Ausgabe dieses Textes ergeben haben. Sie wird besonders auf dessen metrische Rekonstruktion ausgehen.

Der Vortragende hob zunächst einige Hauptpunkte hervor, in denen der Versbau und die Versbindung in der Genesis (also in einem Beispiel typischer Sprechdichtung) zu den in der Gesangsdichtung der Hebräer üblichen Formen in Gegensatz treten. Sodann sprach er über das Verhältnis der Ergebnisse seiner metrischen Kritik zu denen der älteren Text- und Quellenkritik. Die Ergebnisse der verschiedenen Betrachtungsweisen stimmen in sehr

befriedigender Weise überein, sowohl was die Kritik einzelner Stellen, als was die Quellenscheidung anlangt. Nur führt in letzterer Beziehung die metrische Untersuchung etwas weiter als die bloße Literarkritik, insofern sie beispielsweise in den elohistischen Teilen der Genesis noch gewisse bereits literarische Vorstufen der Sammelquelle E zu erkennen und auszuscheiden gestattet.

Alles einzelne wird die erwähnte Ausgabe bringen.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Es folgt die geschäftliche Sitzung der Deutsch-Morgenländischen Gesellschaft. Wegen vorgerückter Zeit wird der angekündigte Vortrag des Prof. Dr. Rothstein nicht mehr gehalten.

Sitzung des Palästina-Vereins.

Freitag, den 9. Oktober, vormittags $\frac{1}{2}$9 bis 11 Uhr fand die Festsitzung des „Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas“ zur Feier des 25jährigen Bestehens des genannten Vereins in der Aula der Universität statt.

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Kautzsch-Halle, gab zuerst einen Überblick über die äußere Geschichte des am 28. September 1877 zu Wiesbaden gestifteten Vereins, würdigte die Verdienste der unterdes verstorbenen Mitglieder, insbesondere der beiden Mitstifter Zimmermann und Socin, sowie der Mitglieder des engeren und weiteren Ausschusses Kersten, Gildemeister, Wolff und Schick, und stellte die Ergebnisse der bisherigen Arbeiten des Vereins sowohl in der Heimat als in Palästina zusammen. Herr Prof. Dr. Guthe-Leipzig erläuterte an der Hand eines farbigen Faksimile den Jerusalem darstellenden Ausschnitt aus der berühmten Mosaikkarte von Madeba. Herr Prof. Stumme-Leipzig machte Mitteilungen über den Stand der Ausgrabungen, die der Verein gegenwärtig bei Tell-el-mutesellim mit Hilfe der deutschen Orientgesellschaft und einer sehr bedeutenden Verwilligung Sr. Majestät des Königs durch den Ingenieur Dr. Schumacher vornehmen läßt. Endlich erstattete Herr Prof. Sellin-Wien Bericht über die Auffindung und den Inhalt mehrerer zu Taʿanek in der Ebene Jesreel von ihm ausgegrabenen Keilschrifttafeln.

Als Vertreter des Königl. Kultusministeriums wohnte Herr Königl. Kurator Geheimrat Meyer, als Vertreter der deutschen Orientgesellschaft Herr Dr. Jüterbock-Berlin und Herr Prof. Schreiber-Leipzig der Festsitzung bei.

Dritte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,
vormittags ½ 9 Uhr.

Nach Eröffnung der Sitzung durch den Vorsitzenden erhält Prof. Dr. W. Rothstein-Halle das Wort zu seinem Vortrage über **Strophik in der hebräischen Poesie.**

In Anknüpfung an eine Auswahl von poetischen Stücken sucht er nachzuweisen, daß die hebräische Poesie eine regelrechte Strophenbildung wirklich kennt. Das Grundgesetz der Strophenbildung ist dasselbe, das in der Bildung des Verses oder der Verszeilen wirksam ist, der sogenannte Parallelismus membrorum. Die ursprünglichste und zu allen Zeiten vorherrschende Gestalt der Strophe ist jenem Gesetze entsprechend der Zweizeiler. Höhere Stufen der Strophenbildung, die Bildung der Strophen mit einer größeren Anzahl von Verszeilen, gehen aus vom Zweizeiler, sind Verbindungen von mehrfachen Zweizeilern zu höheren strophischen Einheiten. Außer Dreizeilern hat der Vortragende sonst bisher mehrzeilige Strophen, die sich nicht in Zweizeiler gliedern lassen, nicht finden können.

Prof. Dr. A. Fischer-Leipzig stellt in einem Vortrage: **Zur Entstehung der Orthographie des Schriftarabischen** die herrschende schriftarabische Orthographie als ein Kompromiß dar zwischen der zur Zeit des Propheten Mohammed im Higāz, namentlich in Mekka, gebräuchlichen Vulgärsprache, und der alten Dichtersprache, in der er keine allgemein in Arabien gesprochene Volkssprache, sondern eine künstlich gepflegte Literatursprache sieht. Das Kompromiß ist auf die Weise zustande gekommen, daß der Dialekt des Higāz die Konsonantenschrift, die Sprache der alten Lieder dagegen die Fülle der Lesezeichen geliefert hat. Die Eigenarten des Higāz-Dialektes lassen sich großenteils aus der Konsonantenschrift erschließen.

Danach schließt der Vorsitzende die Sitzungen.

Die Zahl der eingetragenen Mitglieder beträgt 31.

Mathematische Sektion.

Sitzungszimmer: Mathematisches Seminar.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
nachmittags 2 Uhr.

Die mathematische Sektion konstituiert sich. Zum Leiter der Verhandlungen wird durch Akklamation Prof. Dr. A. Wangerin-Halle gewählt, zu dessen Stellvertreter Oberrealschuldirektor Dr. H. Schotten-Halle. Zum Schriftführer wird Oberlehrer R. Walckling gewählt.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.

Den Vorsitz führt Herr Prof. Wangerin.

Prof. Dr. Dorn-Halle a. S. gibt eine eingehendere Beschreibung des physikalischen Instituts, an die sich die Besichtigung selbst anschließt. In verschiedenen Versuchen wird die elektrische Resonanz, als spezieller Fall die Braunsche Telegraphie, und die Wirkung radioaktiver Substanzen vorgeführt. Außerdem zeigt Prof. Dorn die Spektren von Helium und Argum, wie das Zeemannsche Phänomen.

Es schließt sich an die Besichtigung der Modellsammlung des mathematischen Seminars. Prof. Graßmann zeigt und erläutert die kinematischen und dynamischen Modelle, ebenso die Zeichenapparate, Prof. Wangerin verschiedene Flächenmodelle.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
nachmittags $3^1/_2$ Uhr.

Nachdem Oberrealschuldirektor Dr. Schotten die Sitzung eröffnet hat, hält Oberlehrer H. Bodenstedt-Braunschweig seinen Vortrag über: **Geometrographie.**[1])

---

1) Der Vortrag wird in der Zeitschrift für mathem. u. naturw. Unterricht veröffentlicht werden.

Nach Lemoine stellt sich jede Konstruktion unter dem Symbol dar: $l_1 R_1 + l_2 R_2 + m_1 C_1 + m_2 C_2 + m_3 C_3$. Dieser Wert ist zur Beurteilung der Frage, welche von zwei Konstruktionen die einfachere sei, zunächst nur zu gebrauchen, wenn die Koeffizienten l und m der einen Konstruktion durchgehend denen der anderen gleich sind oder zum Teil kleiner als letztere. Um auch für den Fall, wo die Koeffizienten der einen Konstruktion teils größer, teils kleiner sind als die der anderen, ein Urteil über die verhältnismäßige Einfachheit einer Konstruktion abgeben zu können, belegt Lemoine die Elemente R und C mit demselben Gewicht 1 und gewinnt als Maß für die Einfachheit einer Konstruktion den Wert $S = l_1 + l_2 + m_1 + m_2 + m_3$. Ein absolutes Maß ist damit nicht geschaffen, da die Elementaroperationen bei ihrer verschiedenen Natur der gemeinsamen Messung nicht zugänglich sind. So kann die Berechtigung der Wahl Lemoines theoretisch weder bewiesen noch widerlegt werden; die Erfahrung allein kann lehren, ob die Assimilation der Elementaroperationen gerechtfertigt ist.

Der Vortragende stellte sich die Aufgabe, am Beispiel der Sectio aurea zu zeigen, wie fruchtbar sich Lemoines System erweist und wie die geometrographische Kontrolle zuverlässig leitet beim Aufsuchen einfacherer Konstruktionen.

Das von Lemoine auch aufgestellte Maß $E = l_1 + m_1 + m_2$ für die Genauigkeit der Konstruktionen dagegen erweist sich als unzulänglich, aber der weitern Ausgestaltung fähig.

An den Vortrag schließt sich eine längere Diskussion an, an der sich Oberlehrer Apel-Halle, Oberlehrer Dr. Güntsche-Berlin und Direktor Dr. Schotten beteiligen. Es kommt darin die Verwertung der Geometrographie im Schulunterricht eingehender zur Sprache. Anderseits wird dem ökonomischen Prinzip, das in der Geometrographie doch ausschließlich für die Bewertung der Lösungen in Frage komme, das nicht ganz zu vernachlässigende Prinzip des subjektiven Geschmacks gegenübergestellt. Auch der Umstand, daß die Geometrographie ein Maß für die Genauigkeit der Konstruktion noch nicht zu bieten vermag, findet in der Diskussion seine genauere Erörterung.

Daran schließt sich an der Vortrag von Prof. Dr. E. Haentzschel-Berlin: **Neuer Beweis einer Grunertschen Formel aus der Kartenentwurfslehre.**[1])

1) Der Beweis wird in der Zeitschrift für Mathematik und Physik (herausgegeben von Mehmke und Runge) veröffentlicht.



In der Lehre von den Kartenprojektionen werden wesentlich zwei Abbildungsprinzipien behandelt, das der Konformität oder Winkeltreue und das der Flächentreue. Unsere deutschen Generalstabskarten und Meßtischblätter werden durch wiederholte Anwendung des ersten Prinzips erhalten; so ist das Gradnetz das winkeltreue Bild eines auf der Erdoberfläche gedachten sphäroidischen Trapezes. Da erhebt sich denn die Frage nach der wahren Größe dieser Trapeze, um die durch die mehrfachen Projektionen hervorgerufenen Projektionsverzerrungen an dem Kartenblatt, als einem gegebenen Ganzen von leicht zu ermittelndem Flächeninhalt, kontrollieren zu können.

Dies leistet die Grunertsche Formel, die, wie es scheint, kaum bekannt geworden ist, und für die an Stelle des umständlichen Beweises, den Grunert selbst in seiner Sphäroidischen Trigonometrie, Berlin, 1833, 4°, S. 39—46 gegeben hat, ein neuer, viel kürzerer, unter Anwendung der Gaußschen hypergeometrischen Funktion sich geben läßt. Die Grunertsche Formel ermittelt den Flächeninhalt einer Zone auf dem Erdsphäroid und stellt denselben, wenn die Zone vom Äquator an gerechnet wird, dar in der Gestalt:

$$Z = 2\pi ab \cdot \Big\{ \sin\varphi - \frac{1}{3} n(n+2)\sin 3\varphi + \frac{1}{5} n^2(2n+3)\sin 5\varphi - \frac{1}{7} n^3(3n+4)\sin 7\varphi \pm \cdots \Big\};$$

aus ihr folgen leicht die Inhalte von Zonen und Zonenstücken, die von beliebigen Parallelkreisen begrenzt werden. Legt man die Besselschen Erddimensionen zugrunde, also

$$a = 6377397{,}155 \text{ m}$$
$$b = 6356078{,}96 \text{ m},$$

so ist

$$n = \frac{a-b}{a+b} = 0{,}001\,674\,185.$$

Die Klammer stellt also eine Reihe von der höchsten Konvergenz dar.

Eine ganz elementare Herleitung derselben Formel gibt der Vortragende in seiner Monographie: Das Erdsphäroid und seine Abbildung. B. G. Teubner, Leipzig 1904.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Oberlehrer H. Rühlmann-Halle a. S. erläutert sodann **die Modelle der Städtischen Oberrealschule,** insbesondere die Klapptafel. Seinen Erläuterungen schickt er als Einleitung etwa folgende Worte voraus:

Bevor ich zu den Vorführungen schreite, sei es vergönnt, einige Bemerkungen vorauszuschicken, die meine Stellung dem Unterrichtsgebiete des Linearzeichnens auf höheren Schulen gegenüber kurz erläutern sollen. Wie mir scheint, treiben wir jetzt der Überschätzung des Linearzeichnens als besonderen Schulfaches entgegen. Die Darstellungsmethode drängt dazu, die der mathematischen Begründung nicht wohl entraten kann, und so zu einer folgenschweren Verwechselung verleitet, nämlich den Stoff für die Form nehmen läßt. In den zwei wöchentlichen, noch dazu fakultativen Stunden soll nicht eine ausgiebige Menge von Aufgaben zeichnerisch erledigt werden, sondern ihr Ziel ist die Übermittelung der allgemeinen Methode. Durchsieht man die Lehrbücher der letzten Jahre, so muß man zu dem Urteil gelangen, daß sie über dieses Ziel hinausgehen und trotz ihrer Titel nicht als Lernbücher eingeschätzt werden können für Schüler. In der historischen Entwickelung begründet ist es, daß die Lehrer für das Linearzeichnen erst sich finden lassen und sich bilden müssen, für sie stellen denn auch die meisten Lehrbücher vorzügliche Hilfsmittel dar. Ein Schülerbuch sollte sich beschränken auf kurze Darbietung der Fundamentalaufgaben und nicht unter dem Zwange absoluter Vollständigkeit jede mögliche Lage oder alle Besonderheiten konkreter Fälle bringen. Durch solche Auswahl des Notwendigen würde die Seitenzahl, selbst mit erläuternden Skizzen, auf ein Mindestmaß gebracht, und der Gebrauch von seiten der Schüler verallgemeinert werden können. Die jüngste Erscheinung auf diesem Gebiete bezeichnet auch bereits in dieser Richtung einen erfreulichen Fortschritt. Hat so das besondere Unterrichtsfach die Darstellungsmethode im Linearzeichnen gegeben, so ist es Sache der anderen Fächer sie zu benutzen, sei es zur Lösung mathematischer Aufgaben, besonders in der Stereometrie, oder zur Wiedergabe physikalischer Apparate, oder zu tieferem Eindringen in geographische Dinge, oder zu schärferem Erfassen von Naturgegenständen. Unentbehrlich erscheint dazu die Mitwirkung unserer Hochschulen durch Darbietung des Unterrichtes an Studierende aller Fächer, nicht nur an Mathematiker, bis bei obligatorischem Schulunterricht das gebundene Zeichnen Gemeingut geworden ist wie das freie. Die Beschränkung des Unterrichtsgebietes auf die Darstellungsmethode fordert ausgiebige Stärkung und Unterstützung des Anfängers in ihrer Grundlage, und das ist die Raumphantasie. Dreidimensionales in zwei Dimensionen wiedergeben, das ist das Leitmotiv allen Linearzeichnens, also Lagebeziehungen zur Zeichenebene und Umlagerungen im Raum müssen

Vorstellungsbesitz des Schülers werden. Welche Forderungen für Anschauungsmittel sich mir aus Gesagtem ergeben, habe ich an anderer Stelle zusammengefaßt:

1. So wenig Modelle wie möglich und nicht zu ausführliche.
2. Bewegliche Modelle, welche die Fixierung des Resultates erst an Ort und Stelle gestatten.
3. Jede Bewegung soll am Modell in ihrer wahren Art vor sich gehen.
4. Das Modell soll leichte und schnelle Handhabung gewährleisten.

Auf diesem Grund und Boden stehen die wenigen Modelle, die Sie vor sich sehen. Sie sind aus der Praxis entstanden, und im besonderen ist diese Klapptafel erst in einer Reihe von Jahren zu dem Apparat geworden, dessen Gebrauch ich die Ehre habe Ihnen jetzt kurz zu zeigen.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903, vormittags $9^1/_2$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wangerin.

Es beginnt Oberlehrer Dr. A. Wagner-Halle mit seinem Vortrag: **Über den Schulgarten.**

Der Vortrag verfolgt das Ziel, die Schulgartenfrage bei uns etwas in Fluß zu bringen. Eine vollständige und erschöpfende Behandlung des Themas ist bei der Fülle der Einzelfragen, die dieser Gegenstand auslöst, nicht möglich. Es kommt nur darauf an zu zeigen, welches bedeutsame Hilfsmittel für den naturwissenschaftlichen Unterricht ein Schulgarten werden kann. Der Gedanke Schulgärten einzurichten ist durchaus nicht neu, viele Länder haben sich solche Anlagen bereits längst zunutze gemacht. Nur bei uns ist die Zahl der Schulgärten eine äußerst geringe. Fragt man nach den Gründen hierfür, so werden gewöhnlich Mangel an Platz oder an einer geeigneten leitenden Persönlichkeit oder die großen Geldkosten angeführt. Jedoch erscheinen bei genauerer Betrachtung diese Gründe nicht stichhaltig genug, um die Einrichtung von Schulgärten zu verhindern. Es gibt zwei Arten von Schulgärten, nämlich erstens die Schulgärten im eigentlichen Sinne, d. h. Gartenanlagen, in denen wirklich richtiger naturwissenschaftlicher Unterricht erteilt werden kann, und zweitens die sogenannten Pflanzengärten, welche nur die Aufgabe erfüllen

sollen, den Schulen das nötige Unterrichtsmaterial zu liefern. Ohne Zweifel sind die erstgenannten Gärten pädagogisch wertvoller. Seit einigen Jahren ist nun, wie an mehreren Orten, so auch in den Franckeschen Stiftungen der Versuch gemacht worden, einen Garten der ersten Art einzurichten. Der außerordentliche Nutzen, den ein solcher Garten gewährt, spricht sich besonders darin aus, daß eine ganze Reihe von botanischen Gebieten, welche pädagogisch besonders wertvoll sind, sich erst mit Hilfe eines Schulgartens im Unterricht behandeln lassen. Dahin gehört z. B. der Begriff des Variierens, der Auslese von Pflanzen mit bestimmten Eigentümlichkeiten, die Vermehrung und Veredelung der Gewächse, die Betrachtung der Form ausgedehnter Pflanzen, das Winden und Ranken, die Einhäusigkeit und Zweihäusigkeit, Schlaf- und Wachstellung der Blätter, Biologie der Blumen und Insekten, das Verhalten der Pflanzen gegen meteorologische Einflüsse, der Kampf gegen Pflanzenfeinde und viele andere Dinge, welche einzeln anzugeben hier zu weit führen würde. Es möge nur noch der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß recht viele Schulen sich entschlössen, Schulgärten bei sich einzurichten.

Es folgt der Vortrag von Prof. Dr. F. Müller-Berlin: **Welche Bedeutung hat für den Lehrer der Mathematik die Kenntnis der Geschichte, Literatur und Terminologie seiner Wissenschaft?**

Durch diese Darlegungen soll ein Verbindungsglied geschaffen werden zwischen den mathematisch-naturwissenschaftlichen und den sprachlich-historischen Disziplinen des Gymnasialunterrichtes. Der Lehrer der Mathematik kann, unbeschadet des Strebens nach dem eigentlichen Ziele des mathematischen Unterrichtes, auch seinerseits das historische und sprachliche Element sehr wohl berücksichtigen. Schon vor einer Reihe von Jahren haben S. Günther und Treutlein an gut ausgewählten Beispielen gezeigt, wie der mathematische Unterricht durch Rückblicke historischer Art fruchtbar zu machen ist. Im vorliegenden Vortrage weist der Redner von neuem darauf hin, wie wichtig die Schulung des Mathematiklehrers nach der geschichtlichen Richtung sowohl, wie nach der sprachlichen sei. Die historischen Rückblicke sind von großem didaktischen Werte. Die Betonung des Zusammenhanges der Geschichte der Mathematik mit der allgemeinen Kulturgeschichte enthält zugleich ein ethisches Moment. Der Vortragende weist an der Hand der von ihm früher veröffentlichten: „Zeittafeln zur Geschichte der Mathematik, Physik und Astronomie bis zum Jahre 1500“ auf solche Beziehungen zwischen der Geschichte der exakten Wissenschaften und der allgemeinen Kulturgeschichte hin, um zu

zeigen, daß es dem Mathematiker an Thematen für gelegentliche Rückblicke nicht mangelt. Aus der Geschichte der Mathematik nicht bloß des Altertums, sondern auch des Mittelalters und der Neuzeit lassen sich leicht zahlreiche Beispiele finden.

Da der Studierende der Mathematik gar keine oder nur sehr selten Gelegenheit hat, Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik zu hören, so führt der Vortragende eine Reihe von Werken an, durch deren Studium der künftige Lehrer der Mathematik sich die erforderlichen historischen Kenntnisse aneignen kann.

Mit diesen Literaturangaben tritt der Vortragende zugleich in die zweite Frage seines Themas ein: „Welche Bedeutung hat für den Lehrer der Mathematik die Kenntnis der Literatur seiner Wissenschaft?" Bei der Ausdehnung unserer Wissenschaft dürfen wir an unsere Kandidaten nicht zu hohe Anforderungen hinsichtlich der Vertiefung in einzelne Disziplinen oder gar hinsichtlich der Produktivität stellen, das aber müssen wir von ihnen verlangen, daß sie die Mittel und Wege kennen gelernt haben, die Lücken in ihrem Wissen auszufüllen. Zu dem Zwecke müssen sie sich eingehende Kenntnis der mathematischen Literatur aneignen und fortlaufend die Berichte über die neuere Literatur fleißig lesen. Der Vortragende weist auf mehrere encyklopädische Werke hin, in denen die mathematische Literatur eingehender berücksichtigt wird, und auf referierende Zeitschriften.

Für das Quellenstudium ist aber nicht allein die Kenntnis der Literatur erforderlich, sondern auch die Kenntnis der Sprachen, in denen die Quellenschriften geschrieben sind. Ein durchgebildeter Mathematiker kann der französischen, englischen, lateinischen und griechischen Sprache nicht entbehren. Ein tieferes Verständnis der Methoden der griechischen Mathematiker wird nur dann gewonnen, wenn man den Euklid, Archimedes, Nikomachus, Pappus u. a. in der Ursprache studiert. Darf man auch nicht von allen Lehrern der Mathematik verlangen, daß sie die obengenannten Sprachen beherrschen, so sollten sie doch so viel davon verstehen, wie zum Verständnis der mathematischen Terminologie erforderlich ist. Tritt im Unterricht ein technischer Ausdruck auf, so muß er — wenn es möglich ist — erklärt werden. Die Etymologie eines fremdsprachlichen Kunstwortes reicht zwar nicht zum Verständnis des Begriffes aus, aber sie erleichtert häufig das Erfassen und Behalten. Daß sich aus der Wahl eines Kunstwortes bisweilen Rückschlüsse auf die angewandte Methode machen lassen, hat der Vortragende in früheren Abhandlungen über die mathematische Terminologie gezeigt.

Zum Schlusse ermahnt der Vortragende seine Fachgenossen, stets an ihrer wissenschaftlichen Weiterbildung zu arbeiten. Der Grad der Wissenschaftlichkeit bedingt die Stellung des Lehrers den Schülern und den Kollegen gegenüber.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Prof. Dr. Haentzschel-Berlin, Direktor Dr. Schotten-Halle, Prof. Dr. Wangerin-Halle.

Es folgt der Vortrag von Prof. Dr. F. Hammerschmidt-Halle: **Der Bildungswert der Chemie.**

Da es eine „allgemeine Bildung" im weitesten Sinne nicht gibt, vielmehr das Prinzip der Arbeitsteilung sich auch auf das Gebiet des höheren Unterrichts ausdehnt, so muß jede Schulgattung ihre Eigenart möglichst ausgestalten, will sie anders im Wettbewerb bestehen. Diese Individualisierung erfordert eine sorgfältige Auslese der Unterrichtsfächer und eine eingehende Prüfung des Bildungswertes derselben.

Der Bildungswert der Chemie wird vielfach und zuweilen sogar von Fachmännern nicht ausreichend eingeschätzt. Eine Erklärung findet dieser auffällige Umstand in der späten Entwickelung der chemischen Wissenschaft, der erst in neuester Zeit erfolgten Einfügung der Chemie als Unterrichtsfach und der nicht genügenden Beachtung der besonders durch Arendt und Wilbrand ausgebildeten Methodik.

Die Folge ist eine Überladung mit Gedächtnisstoff und eine unberechtigte Geringschätzung des chemischen Unterrichtes, dem man in weiten Kreisen nur einen „Marktwert" zugestehen will. Dazu treten Vorwürfe, die dem chemisch-physikalischen Unterricht die Erziehung zu naturalistischer Weltanschauung unterschieben wollen.

In sachlicher Beziehung hat der chemische Unterricht die Aufgabe, das Maß chemischer Kenntnisse zu übermitteln, welches für die Anbahnung des Verständnisses der durch die chemische Wissenschaft in Technik, Industrie und Komfort des modernen Lebens erzielten Fortschritte unerläßlich ist, ganz besonders aber im Verein mit verwandten Disziplinen die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Bildung zu ergänzen, zu verschmelzen und abzurunden.

Der Hauptwert ist in formaler Hinsicht zu suchen. Die Chemie bildet nicht nur wie jeder naturwissenschaftliche Unterricht eine notwendige Ergänzung der abstrakten Lehrfächer, sondern ist geradezu als eine Schule logischer Induktion zu bezeichnen, bietet dem Unterricht wie keine andere Disziplin in gleichem Maße ein hervorragendes Bildungsmittel, ergänzt dadurch das gesamte

Unterrichts- und Bildungsmaterial und bewahrt den einzelnen vor voreiligen Schlußfolgerungen aus nicht oder nicht genügend festgestellten Tatsachen. Dies ist in einer Zeit, wo z. B. der Spiritismus und Kurpfuscherei eine unerhörte Rolle spielen, von besonderer Bedeutung. Der ersichtliche Wert richtig geleiteter praktisch-chemischer Übungen ist nicht zu unterschätzen. Auch die ethische Bedeutung ist nicht gering. Die Chemie weckt Achtung vor den Gebilden der Welt, stärkt das Empfinden der Schönheit und Vollkommenheit des Naturganzen, führt zur Einsicht von der Unvollkommenheit menschlichen Wissens und damit zu innerer Bescheidenheit, ruft im besonderen Grade spekulatives und religiöses Interesse hervor und ist in ausgezeichneter Weise geeignet, uns von der Macht des Aberglaubens zu befreien. Im Hinblick auf die Großtaten deutscher Forscher, auf die Weltbedeutung der deutschen chemischen Industrie und die hohe Achtung, welche die deutsche chemische Wissenschaft genießt, ist sie wohlgeeignet, auch nationales Empfinden zu wecken und zu stärken.

Ohne Chemie gibt es keine naturwissenschaftliche Bildung, ohne sie bleibt diese immer nur innerlich unvollendet, also Halbbildung.

In den Staatsprüfungen die Lehrbefähigung für organische Naturwissenschaften ohne eingehendere chemische Vorbildung erwerben zu können, sollte nicht gestattet sein.

Die Chemie ist außerstande, der an sich so wünschenswerten Aufnahme der Biologie als Unterrichtsgegenstand durch Abgabe von Zeit entgegenzukommen.

Die bisherigen Ergebnisse methodischer Art sollten allgemeinere Beachtung finden, ihre Weiterbildung besonders auf dem Gebiete der organischen Chemie ist dringend nötig. Von der durch die neuesten Lehrpläne zugelassenen Freiheit, auf allen Stufen einfache Erscheinungen aus anderen (chemisch-physikalischen) Zweigen in den Bereich der Betrachtungen zu ziehen ist ausgiebig Gebrauch zu machen.

Die Trennung der anorganischen und organischen Chemie, wie jetzt auf dem Realgymnasium, ist unzulässig.

Wenn der naturwissenschaftliche Unterricht das Rückgrat einer Schule der Zukunft werden soll, so bedarf es einer eingehenden Berücksichtigung und einer inneren wie äußeren Stärkung der Chemie.

An der Diskussion beteiligen sich Direktor Dr. Schotten-Halle, Oberl. Dr. Müller-Eisleben, Prof. Dr. Wangerin-Halle, Oberl. Rühlmann-Halle.

Direktor Schotten wendet sich gegen allzu hohe Anforderungen, auch was jetzt geboten und verlangt würde, scheine ihm zu weit zu gehen. Demgegenüber macht der Vortragende geltend, daß in solchen Vorträgen die ausgesprochenen Forderungen stets idealer Natur seien, anderseits werde keine Überfütterung der Schüler verlangt; in stofflicher Beziehung könne man in seinen Anforderungen zu weit gehen, nicht aber in formaler. Oberlehrer Dr. Müller-Eisleben sieht in der Chemie gerade das Fach, das die Oberrealschule zur Schule der Neuzeit mache, deshalb müßten die Anforderungen in der Chemie nicht herabgedrückt, sondern erhöht werden. Direktor Dr. Schotten will eine durch den Blick auf das Ganze resultierende Beschränkung. Prof. Dr. Wangerin glaubt in der methodischen Ausbildung durchaus keine Mehrbelastung zu erblicken. Oberl. Rühlmann hält für den springenden Punkt die noch unentschiedene Frage, was den Mittelpunkt im Unterrichte der Realschulen darstelle, die Realien oder die Fremdsprachen. Prof. Dr. Hammerschmidt betont zum Schluß, daß jeder Fachlehrer die Bedeutung seines Fachs rücksichtslos betonen müßte. An den Realanstalten wäre mehr Unterrichtszeit wahrscheinlich nicht notwendig, es empfehle sich Stoffauswahl in der allerstrengsten Form. Wegen ihres hohen Bildungswertes sei die Chemie als integrierender Bestandteil der Realien unerläßlich.

Prof. Dr. Wangerin schließt mit einem Danke an die Vortragenden die Sitzung. Direktor Dr. Schotten spricht dem Vorsitzenden den Dank der Sektion für die Leitung der Sektion aus. Es findet darauf unter Führung von Oberlehrer Dr. A. Wagner eine Besichtigung des Schulgartens der Franckeschen Stiftungen statt.

Festbericht.

Als sich am Dienstag, den 6. Oktober, abends gegen 8 Uhr die gastlichen Räume der vereinigten Berggesellschaft den Teilnehmern der 47. Philologenversammlung öffneten, füllte sich der obere Saal mit seinen Vorzimmern bald mit einer frohen Menge. Sehr zahlreich waren diesmal die Gäste von auswärts, denn am Dienstag morgen hatte der Gymnasialverein seine XII. Generalversammlung in Halles Mauern abgehalten, und am Nachmittag hatten Lehrer der höheren Schulen ganz Deutschlands sich zu einem Oberlehrertag in der alten Musenstadt zusammengefunden. Dazu gesellten sich nun die zahlreichen Teilnehmer aus Halle selbst, und nicht unerwähnt soll bleiben, daß ein reicher Kranz von Damen den Saal schmückte. Bald herrschte allenthalben das altbekannte fröhliche Treiben: man suchte und fand alte Bekannte und knüpfte neue Bekanntschaften, Kreise bildeten sich zu froher Gemeinschaft für die kommenden Tage, und allenthalben klang ein Ton freudiger Zuversicht, daß die Hallesche Versammlung den früheren in nichts nachstehen werde. Dieser Hoffnung verlieh auch der erste Vorsitzende, Herr Geheimrat Prof. Dr. W. Dittenberger, Ausdruck, als er gegen 9 Uhr die zahlreiche Versammlung begrüßte. Nicht ohne Wehmut gedachte er der alten Zeit, namentlich der ersten Philologenversammlung in Halle vom Jahre 1867. Nur wenige wären im Saale, die wie er schon an jenen Tagen teilgenommen; geblieben sei aber der alte frische Geist, und die herbeigeeilten Scharen der jüngeren Geschlechter gäben Gewähr, daß das auch hinfort so bleiben solle. Den Damen galt dann die kurze, humorvolle Ansprache des zweiten Vorsitzenden, des Herrn Geheimrats Prof. Dr. D. W. Fries. Bis zu später Stunde wogten die Versammelten frohgemut durch die gastlichen Räume, und was dieser gute Anfang ahnen ließ, haben die kommenden Tage erfüllt.

Am Mittwoch, den 7. Oktober, begann nun die ernste Arbeit. Die Freistunden des Nachmittags benutzte eine Anzahl von Herren, um unter der sachkundigen Führung des Direktors, des Herrn Majors a. D. Dr. Förtsch, das Provinzialmuseum zu besichtigen.

Um 5 Uhr vereinigte sich dann eine große Anzahl der Mitglieder der Versammlung zum Festmahl wieder in den Räumen der Berggesellschaft; die Zahl der Teilnehmer betrug 370. An der Ehrentafel hatten Platz genommen die Ehrengäste, das Präsidium sowie die ersten Vorsitzenden der Sektionen und Ausschüsse. Den ersten Trinkspruch brachte der erste Vorsitzende, Herr Geheimrat Dittenberger auf Se. Majestät den Kaiser aus. Er betonte, daß die deutschen Philologen auch die Österreicher und Schweizer als gleichberechtigte Mitglieder zu sich rechneten. Der Halt des Deutschtums sei aber das Deutsche Reich. Nun könne zwar kein einzelner Mann ein Reich halten, aber Se. Majestät unser Kaiser arbeite daran nicht nur als Kaiser kraft seines Amtes, sondern mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit. Darum gälte ihm als dem Schirmer und Wahrer des Reichs und des Deutschtums unser erstes Hoch. Begeistert stimmte die Versammlung in den dreifachen Ruf ein und sang dann stehend den ersten Vers von „Heil dir im Siegerkranz“. Auf den Vorschlag des Präsidiums ward darauf folgendes Telegramm an Se. Majestät abgesandt:

> Eure Kaiserliche und Königliche Majestät wolle allergnädigst geruhen die dankerfüllten, ehrfurchtsvollen Huldigungen der in Halle a. S. versammelten deutschen Philologen und Schulmänner entgegenzunehmen.

Wir dürfen hier wohl gleich einfügen, daß am Sonnabend folgende Antwort eintraf:

> Se. Majestät der Kaiser und König haben den treuen Gruß der dort versammelten deutschen Philologen und Schulmänner huldvollst entgegengenommen und lassen bestens danken. Auf Allerhöchsten Befehl der Geh. Kabinettsrat v. Lucanus.

Als zweiter Redner erhob sich der zweite Vorsitzende der Versammlung, Herr Geheimrat Fries, um in humorvollen Worten auf die Behörden, als deren Vertreter der Herr Geh. und Oberregierungsrat E. Trosien-Magdeburg, der Kurator der Universität Halle, Herr Oberregierungsrat Meyer und Herr Schulrat Mühlmann-Merseburg anwesend waren, einen zündenden Trinkspruch auszubringen. Als sich der Jubel über diese oft vom Beifall unterbrochenen Ausführungen gelegt hatte, erhob sich Herr Oberregierungsrat Trosien, um den Dank der Behörden auszusprechen. Er betonte, daß es den Behörden an Wohlwollen nicht fehle, da sie sich dessen voll bewußt seien, daß die Pflege, die man der Kultur angedeihen lasse, ein Maßstab für die Bildung einer Nation

sei. Er brachte dann sein Glas der Vereinigung deutscher Philologen und Schulmänner, die einer der wichtigen Träger deutscher Kultur sei. Gefördert durch diese zündenden Trinksprüche, hatte sich allgemach im weiten Saale eine rechte jubelnde Feststimmung verbreitet; trotzdem trat lautlose Stille ein, als sich Herr Geheimrat O. Jäger erhob. Sein Gruß galt der Stadt und Universität Halle. Sodann kamen die Vertreter dieser beiden Körperschaften, die Herren Oberbürgermeister Staude und Rektor Magnifikus Prof. Stammler, zu Wort. Der erste brachte ein Hoch auf Herrn Geheimrat Dittenberger aus, in dem er ihn nicht nur als den ersten Vorsitzenden der Versammlung, sondern als seinen langjährigen, getreuen Mitarbeiter im Stadtparlament, als Stadtverordnetenvorsteher, feierte. Herr Rektor Stammler verglich in kurzer, treffender Rede die Versammlung mit ihren Sektionen mit einem Bundesstaate; und diesem Bundesstaate, der Gelehrtenrepublik, galt sein Toast.

Unterdessen hatten die gebotenen leiblichen und geistigen Genüsse eine so frohe Stimmung aufkommen lassen, und die Unterhaltung spann sich so angeregt von Platz zu Platz, daß von den kommenden Reden nicht alles im ganzen Saale verstanden wurde. Zunächst erhob sich Herr Prof. Hertzberg, um den erratischen Blöcken, die aus der ersten Versammlung erhalten wären, ein Glas zu weihen. Dann überbrachte Herr Prof. Bormann-Wien Grüße aus Österreich und lud die nächste Versammlung nach Salzburg ein — ein Vorschlag, der mit lautem Beifall begrüßt wurde. Darauf erhob sich Herr Prof. Blümner-Zürich, um sein ceterum censeo zu sprechen. Wie Cato im Senat, so führte er aus, habe er sich gewöhnt, auf den Philologenversammlungen ein ceterum censeo zu sprechen, und dem wolle er auch diesmal getreu bleiben. Wo Deutsche zusammensäßen zu festlicher Feier, da dürfe Bismarcks nicht vergessen werden. Und so forderte er die Versammlung auf, ihm einen Erinnerungstrunk zu weihen. Endlich brachte Herr Prof. Dittenberger den Damentoast aus, und ganz zuletzt verschaffte sich Herr Prof. Robert noch einmal Gehör; mit gewaltiger Stimme feierte er mit wenig Worten die Perle Halles, Aug. Herm. Franckes Stiftungen, und ihren jetzigen Direktor, Herrn Geheimrat Fries, den zweiten Vorsitzenden der Versammlung.

Pfeilschnell waren so die Stunden verflogen, und für viele wird es eine Überraschung gewesen sein, als die Versammlung plötzlich daran erinnert wurde, daß es Zeit sei, der Einladung der Stadt zu folgen und die von dieser zu Ehren der Versammlung veranstaltete Beleuchtung der Moritzburg in Augenschein zu nehmen.

Um 9 Uhr erhellte der magische Schein wechselnden bunten Lichtes den dem Berge gegenüberliegenden nördlichen Teil der gewaltigen Ruine. Namentlich schön sah es aus, als vom Burggraben her die ganze weite Fläche mit bengalischem Feuer beleuchtet wurde. Nicht nur wir Philologen und Schulmänner werden der Stadt für das gebotene Schauspiel dankbar sein, sondern auch viele Bürger Halles, die die verheißene Augenweide und die köstliche Abendluft herbeigelockt hatten.

Nicht unerwähnt möchten wir lassen, daß der Versammlung beim Mahle ein lateinischer Gruß — heuer etwas Seltenes in der Philologie — zugegangen ist. Der Herausgeber des „Civis Romanus", Herr Lommatzsch-Bremerhaven sandte folgendes Telegramm:

Halas qui celebrant Graii Latiique magistris
Optima sit toto pectore missa salus.

Um für die freien Stunden, die der Donnerstag- und Freitagnachmittag ließen, unseren Gästen Unterhaltung zu bieten, hatte sich eine Anzahl von Herren, nämlich Oberlehrer Kähler, Prof. Lübbert, Oberlehrer Prohl, Architekt Quambusch und Stadtbauinspektor Rehorst erboten, den Teilnehmern der Versammlung die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Diese Einrichtung scheint sich gut bewährt zu haben, denn an beiden Tagen fanden sich an den angegebenen Sammelplätzen zahlreiche Teilnehmer ein. In verschiedenen Gruppen besichtigte man nun den Markt mit den anliegenden Gebäuden, den Stadtgottesacker mit seinen Grabbögen und berühmten Gräbern, die Bauten des Kardinals Albrecht, A. H. Franckes altehrwürdige Stiftungen u. a. Mit besonderer Freude wanderten aber viele, begünstigt von herrlichem Oktoberwetter, in das schöne Saaletal hinaus zur alten Burg Giebichenstein, nach Wittekind und auf die Saalefelsen mit ihrem köstlichen Blick über den Fluß nach der Dölauer Heide und den Vorbergen des Harzes. Hierhin zog es auch manchen, der in froher Studentenzeit diesen Weg allein und im Kreise froher Genossen gewandert war.

Für Donnerstag, den 8. Oktober, abends hatte die Stadt Halle die Teilnehmer der Versammlung zu einer Festvorstellung im Stadttheater eingeladen. Pünktlich um 8 Uhr hatten sich alle Plätze bis zum hohen „Olymp" hinauf mit einer festfrohen Zuhörerschar, Damen und Herren, gefüllt. Ehe sich der Vorhang hob, erklangen die trauten Weisen der akademischen Festouvertüre von Brahms, und dann erschien Fräulein Ravenau vor der Gardine, um als Thalia den Festprolog zu sprechen. Dieser, von einem Mitgliede

der Versammlung, Herrn Prof. Blümner-Zürich, verfaßt, fand so jubelnden Beifall, daß wir es uns nicht versagen können, ihn hier noch einmal zum Abdruck zu bringen.

Prolog.

Seid mir gegrüßt, ihr deutschen Philologen,
Und alle, die vereint der Schule Band,
Die ihr zum Geisteswettkampf kommt gezogen
Von nah und fern zum hellen Saalestrand.
Ich kenn' euch gut und bin euch wohl gewogen,
Liegt auch gar weit von hier mein Heimatland.
Euch zu bereiten ein'ge frohe Stunden,
Hab' ich zu eurem Fest mich eingefunden.

Wenn ihr, vereinigt und in Sektionen,
Den größten Teil des Tags der Arbeit weiht,
Wenn stundenlang ihr, ohne euch zu schonen,
Im Vortraghören unermüdlich seid,
Museen aufsucht und in Diskussionen
So schwelgt, daß kaum zum Frühstück bleibt die Zeit,
Dann sind euch meine ernstern Schwestern nah,
Kalliope, Klio, Urania.

Doch wenn der Abend niedersinkt, dann stellen
Wir andern Musen gern uns bei euch ein,
Die abgespannten Mienen zu erhellen.
Mitunter kommt Terpsichore allein,
Doch die ist nur für jüngere Gesellen,
Die Alten schwingen nicht mehr gern das Bein.
Drum ward es meist noch freud'ger aufgenommen,
Wenn Polyhymnia zum Fest gekommen.

Doch kam zumeist die hehrste von uns allen,
Melpomene: — so ernst auch ihr Gesicht,
Lauscht ihr doch stets mit regem Wohlgefallen,
Wenn sie von alten Heldenzeiten spricht;
Wenn in Mykenaes hohen Königshallen
Sich fürchterlich vollzieht das Strafgericht,
Antigone des Bruders Leib begräbt,
Zum Reich der Schatten Oedipus entschwebt.

Nur ich, Thalia, die durch frohes Lachen
Die Stirn entrunzelt den gelehrten Herrn,
Ich mußt' in eurem Kreis mich selten machen,
Man hielt mich meist nur allzu ängstlich fern,
Und dennoch hörtet meine lust'gen Sachen
Ihr sicherlich von Zeit zu Zeit recht gern.
In Köln nur durft' ich auf die Bretter steigen
Und euch der Grazien kecken Liebling zeigen.

Doch leider ist das sittliche Verhalten
Des alten Herrn nicht gänzlich einwandfrei, —
Man muß ihn erst gehörig umgestalten,
Zumal wenn zarte Damen sind dabei.
Doch ließ' ich gern heut' muntre Laune walten,
Daß alles fröhlichen Gemütes sei,
Und habe lange reiflich nachgedacht,
Was wohl am eh'sten euch Vergnügen macht.

So fragt' ich an bei Alten und bei Neuen,
Bei Plautus, Shakespeare, Molière und Kleist;
Ich ließ sogar die Müh' mich nicht gereuen
Mir anzusehn, was heut' man Lustspiel heißt —
Doch an „Alt-Heidelberg" mich zu erfreuen,
Vermocht' ich nicht, — ich bin gleich abgereist
Und fiel — dem „Weißen Rössel" in die Hände,
Dem Meisterstück von der Jahrhundertwende.

Allein, wenn auch vor solchen neuen Sternen
Heut' die Antike ihren Glanz verlor,
Bin ich doch schon zu alt, noch neu zu lernen,
Und zieh' mir die bewährten Alten vor.
Drum zürnet nicht, wenn ich statt der modernen
Für heut' ein altes Lustspiel mir erkor:
Die wohlbekannte Posse von den beiden
Menächmen, die kein Mensch kann unterscheiden.

Der einst in griech'scher Sprache sie geschrieben,
Hieß Posidipp, doch wollt' es nicht das Glück,
Daß uns sein Werk erhalten wär' geblieben,
Und auch Fayûm gab's uns noch nicht zurück.
Der Umbrer, der die Mühle einst getrieben,
Verlieh ein römisches Gewand dem Stück,
Und so soll denn, ins Deutsche übersetzt,
Der alte Plautus euch ergötzen jetzt.

Zwar ist's auch da, ich muß es nur gestehen,
Mit der Moral ein wenig schwach bestellt,
Denn mit den Streichen, welche da geschehen,
Nahm es nicht allzu streng die alte Welt.
Doch hab' ich mehr als einmal schon gesehen,
Daß dies im fränk'schen Lustspiel nicht mißfällt,
Drum nehmt's auch heute nicht gar zu genau,
Betrügt der lockre Ehemann die Frau.

So nehmt denn freundlich auf, was wir euch geben,
Und denkt, kommt's euch zu toll vor: „Dulce est,
Desipere in loco" — denn im Leben
Des Schulmanns gibt's ja selten nur ein Fest.
Und nun mag sich zum Spiel der Vorhang heben,
Daß bei dem Scherz des Schulstaubs letzter Rest
Entflieh' und jeder mit nach Hause trage
Ein heitres Bild vom Philologentage!

Diese zündenden Worte hatten die Stimmung für das Kommende aufs beste vorbereitet. Aber, wir wollen ausdrücklich hervorheben, daß das Gebotene auch ohne diesen Prolog durchgeschlagen hätte. In Szene ging zunächst der übermütige Plautinische Schwank, die Menächmi in der Bardtschen Bearbeitung. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn wir an dieser Stelle etwas zum Lobe der Bardtschen Leistung sagen wollten, aber das wollen wir gern hervorheben, daß das Personal unserer Bühne mit Eifer und bestem Erfolg bemüht war, eine gute Darstellung zu bieten. Flott wurden die schweren Knüttelverse gesprochen und doch klar, und flott und tadellos war das Zusammenspiel. Reicher Beifall lohnte die wackeren Darsteller, namentlich die beiden Brüder (die Herren Heinz und Rudolph), die in ihrer trefflichen Maske zu unterscheiden geradezu unmöglich war. Als nach dem letzten Akte die Darsteller immer wieder gerufen wurden, spielte sich ein kleines Impromptu ab, das der tollen Laune des Stückes einen würdigen Schlußeffekt gab. Die Künstler zogen nämlich Herrn Oberregisseur Scholling, der die Inszenierung des Ganzen mit feinstem Verständnis geleitet hatte, mit auf die Bühne, und dieser steckte schon im Kostüm des nächsten Stücks, in dem Staatsgewande Harun al Raschids, des Kalifen aus dem Oberon. An die Menächmen, die ohne Unterbrechung gespielt waren, schloß sich nämlich nach angemessener Pause der zweite Akt des Oberon. Hier bot sich nun unserem Theater Gelegenheit, seine Leistungsfähigkeit nach der technischen und maschinellen Seite zu zeigen, zugleich konnte sich das Opern- und Ballettpersonal unseren Gästen vorstellen. Und was man bot, war des höchsten Lobes würdig, namentlich die Pracht des Schlußbildes mit dem Gesange der Meermädchen wird so leicht nicht vergessen werden. Es war ein Ehrenabend für das Hallesche Theater und seine Direktion, und ein Glanzpunkt in der Erinnerung der Teilnehmer am Kongreß. Der Stadt Halle aber werden wir Festgenossen alle Dank für diese köstliche Gabe wissen.

Und unter demselben glücklichen Sterne, der diesem Feste geleuchtet hatte, stand auch das zweite Fest, das die Stadt Halle ihren Gästen gab, der Bierabend im neuen Rathause. Als am Freitag, den 9. Oktober, gegen 8 Uhr die Ankommenden den weiten Flur des neuen Rathauses betraten, wurden sie von Magistratsdienern empfangen, die für Damen und Herren kleine Aufmerksamkeiten zu verteilen hatten, für das zartere Geschlecht Blumensträußchen, für die Herren ein Täschchen mit den vielgeliebten Zigarren. Angenehm überrascht erstiegen die Festgenossen

die breiten Treppen, um in die Festsäle zu gelangen: nicht nur der Ratskeller mit seinen Restaurationsräumen, sondern auch der Sitzungssaal der Stadtverordneten mit seinen Nebenzimmern war gastlich geöffnet. Hier empfing Herr Oberbürgermeister Staude mit Herren des Magistrats und des Stadtverordnetenkollegiums die Erschienenen, und bald waren alle Räume mit Besuchern reich besetzt. Freilich konnten bei dieser — durch den Platz gebotenen — Verteilung nicht alle Anwesenden die Reden, sowie die Vorträge der Musikkapelle und des Gesangvereins „Sang und Klang" gleich gut vernehmen, aber es bildeten sich dabei bald gemütliche kleinere Kreise, und die Stimmung war schnell die allerbeste geworden. Nicht zum wenigsten trugen dazu die treffliche kalte Küche und das vorzüglich mundende Bier bei, die reichlich kredenzt wurden. Nachdem Herr Oberbürgermeister Staude die Versammlung auch in diesen Räumen herzlich willkommen geheißen hatte, dankte Herr Geheimrat Fries im Namen der Versammlung für die gastfreundliche Aufnahme und brachte ein Hoch auf die Stadt Halle aus, in das die Anwesenden kräftig einstimmten. Bald begann dann ein fröhliches Wandern, Bekannte suchten und fanden sich, Gruppen bildeten und lösten sich, und schließlich stimmte man die alten lieben Studentenlieder an. Erst gegen Mitternacht fand dieses fröhliche Treiben ein Ende. Aller Mund war aber des Lobes für die gute Stadt Halle voll.

So kam denn der Sonnabend, der 10. Oktober, heran, und gegen $^1/_2$2 Uhr sprach der zweite Vorsitzende, Herr Geheimrat Fries, das wehmütige Wort: „Die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist geschlossen." Die Arbeit war zu Ende, und mancher Teilnehmer zog der Heimat zu. Über 300 aber hatten sich zu einem Ausflug nach Merseburg vereint. Um 2.20 Uhr führte ein Extrazug diese nach dem nahen Ziele. Am Bahnhof wurden sie von dem Direktor des Merseburger Gymnasiums, Herrn L. Spreer, empfangen und nach dem Dom geleitet. Hier begrüßte Herr Stiftssuperintendent Prof. Bithorn die Angekommenen, und als alle um den Hochaltar Platz genommen hatten, ließ, von Herrn Musikdirektor Schumanns Meisterhand gespielt, die Orgel ihre weihevollen Töne erklingen. Sie ist mit 81 Stimmen, 5 Manualen, 2 Pedalen, 100 Zügen und 5686 Pfeifen eins der gewaltigsten Orgelwerke Deutschlands, und unter den geschickten Händen des Spielers kam das zu voller Geltung. Bald klang es leise und feierlich wie ferne Engelsstimmen, bald brauste es wie Sturmeswehen durch das Werk; zunächst war es eine eigene Phantasie über Lutherische Choräle, dann der erste Satz von Mendelssohns A-dur-

Sonate, die Herr Musikdirektor Schumann vortrug. Es waren weihevolle Minuten, die uns hier beschieden waren. Dann ergriff Herr Superintendent Bithorn das Wort, um mit seiner klangvollen Stimme einen klaren kurzen Überblick über die Baugeschichte des Domes zu geben. Darauf wandten sich die Mitglieder der Versammlung zur Besichtigung des Gotteshauses und seiner bekannten Schätze, der Krypta, der Grabkammer, der Merseburger Zauberformeln, der Hand Rudolfs von Schwaben usw. Soweit war der Ausflug wohl gelungen, aber mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten. Noch am Morgen hatte Herr Geheimrat Uhlig in scherzhaften Worten dem Jupiter Pluvius dafür gedankt, daß er der Versammlung so gnädig gewesen. Aber alte Herren sind launisch: schon am Morgen hatte sich ein unfreundlicher Wind aufgemacht, und als die Ausflügler den Dom verließen, schlug ihnen ein feiner, kalter Regen entgegen, der alles erschauern ließ. So machte sich das Gefühl der Ermattung geltend, und wenn auch in dem Saale der Reichskrone ein warmer Kaffee den Fröstelnden entgegendampfte, so blieb die Stimmung zunächst doch gedrückt, ja mancher wartete die Rückfahrt des Extrazuges nicht ab, sondern kehrte mit der elektrischen Bahn nach Halle zurück. Da ließ Herr Oberlehrer Dietrich-Arnstadt das Liederbuch der Versammlung — Herr Prof. Regel hatte es zusammengestellt — vornehmen, und bald klangen die frohen Töne des ersten gemeinsamen Liedes durch den Saal. Damit war das Eis gebrochen, und mit fröhlichem Beisammensein schloß auch dieser Tag zur vollen Zufriedenheit der Ausharrenden.

So kam der Sonntag, der für die standhaften Mitglieder noch einen vielversprechenden Ausflug nach Cösen bringen sollte. Aber ὗε δ' ἄρα Ζεὺς πάννυχος, und trübe und grau spannte sich noch immer der Himmel, so weit das Auge reichte, und gleichmäßig rieselte der Regen. Trotzdem hatten sich vielleicht hundert Personen früh um 9 Uhr auf dem Bahnhof eingefunden, und ihr Mut ward belohnt. Herr Direktor Prof. Muff, der mit den Ausflüglern aus Halle zurückkehrte, führte zunächst alle in sein Reich, nach Schulpforta. Hier fand man einen reichgedeckten Frühstückstisch, dem man tapfer zusprach. Herr Direktor Muff machte in seiner bekannten liebenswürdigen Art den Wirt, so daß noch einmal die rechte frohe Feststimmung zum Durchbruch kam. Und nicht nur für körperliche Genüsse war gesorgt. Herr Direktor Muff führte seine Gäste persönlich durch die altberühmte Anstalt. Da verging die Zeit wieder einmal im Fluge, und es ging stark auf 2 Uhr, als man den gastlichen Räumen Pfortas Lebewohl sagte. Die

Stimmung war so vortrefflich geworden, daß Regen und aufgeweichte Wege ihr keinen Abbruch mehr tun konnten. Nun schied sich die Schar in 2 Gruppen: die eine wanderte trotz der Unbill des Wetters nach der Rudelsburg, und die andere bewies nicht geringeren Heldenmut, indem sie sich trotz des reichen Frühstücks nach dem „Mutigen Ritter“ begab, wo ein Mittagstisch gedeckt stand. Beide Gruppen gingen siegreich aus ihrem Unternehmen hervor und vereinigten sich am Abend im „Mutigen Ritter“ zu einem Abschiedstrunk. 6.30 Uhr mußte dann geschieden sein, und eine Stunde später mußte man sich in Halle wirklich trennen.

So war die 47. Philologenversammlung nun zu Ende; aber sie hat in ihrer Arbeit wie in ihren Festen einen so schönen Verlauf genommen, daß wir hoffen dürfen, sie wird bei ihren Teilnehmern unvergessen bleiben, und auch von ihr wird das tiefsinnige Dichterwort gelten:

Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

Eine besondere Schwierigkeit erwuchs der Versammlung diesmal dadurch, daß in den zur Verfügung stehenden Räumen nur beschränkter Platz vorhanden war. Nun pflegen ja viele Mitglieder Damen mitzubringen, die namentlich an den allgemeinen Sitzungen teilnehmen möchten. Da dies schlechterdings undurchführbar war, hatte sich ein Damenkomitee gebildet, das versuchen wollte, für das Versagte Ersatz zu bieten. Es bestand aus den Damen Fräulein M. Schrader (Vorsitzende), Fräulein H. Dittenberger, Frau Gymnasialdirektor Friedersdorff, Frau Geheimrat Stammler und Frau Prof. Wangerin. Die Damen versammelten sich vormittags um $10^1/_2$ Uhr im Treppenhaus der Universität, von wo am ersten Tage ein Ausflug nach dem Zoologischen Garten unternommen wurde. Ist er auch noch jung, so läßt einmal der rasch anwachsende Tierbestand, dann namentlich seine bevorzugte Lage auf dem dicht hinter Bad Wittekind ansteigenden Reilsberg — ein Vorzug, den ihm wohl keine ähnliche Anlage streitig machen kann — den Besuch sehr lohnend erscheinen. Nach der Besichtigung nahmen die Damen ein einfaches Frühstück in den dortigen Restaurationsräumen ein. Der zweite Tag führte die zahlreich Erschienenen nach der Moritzburg. Hier hatte Herr Stadtbauinspektor Rehorst die Führung durch die Ruinen wie durch die neu entstandenen Baulichkeiten übernommen. Den Schluß bildete ein kleines Konzert in der seit 1899 wiederhergestellten Kapelle der Burg, in liebens-

würdigster Weise von Herrn Prof. Reubke (Orgel) und zwei unserer hervorragendsten Dilettantinnen, Frau Professor Mathilde Schmidt (Gesang) und Fräulein Elfriede Tornow (Geige), ausgeführt. Geboten wurden Stücke von Al. Stradella, Händel, Bach usw.; der intime Reiz der kleinen, äußerst stimmungsvollen Kapelle erhöhte noch die Wirkung des Ganzen. Am dritten Tage endlich vereinigten sich die Teilnehmerinnen zu einem Frühstück auf der Peißnitz, dieser zwischen zwei Saalearmen sich lang hinstreckenden, in ihrem nördlichen Teile reich bewaldeten „Nachtigallen-Insel“. Dann ergingen sich die Versammelten noch längere Zeit auf den vielfach verschlungenen Wegen in Wiese und Wald.

Während diesem Komitee eine größere Unabhängigkeit gewährt werden konnte, lag im übrigen die Vorbereitung und Leitung der Versammlung in den Händen eines Zentralausschusses, der aus dem Präsidium, den Vorsitzenden der Sektionen, sowie den Vorsitzenden und Schriftführern der Ausschüsse bestand. Zu rascherer Erledigung der laufenden Geschäfte wurde aus seiner Mitte ein engerer Ausschuß (Aktionskomitee) gewählt, bestehend aus den Herren Geh. Rat Dittenberger, Geh. Rat Fries, Prof. Wissowa, Oberlehrer Adler.

Der Empfangs- und Wohnungsausschuß, der am Dienstag sein Bureau auf dem Bahnhof, abends auf dem Berg, an den übrigen Tagen wie alle anderen Ausschüsse in der Universität hatte, bestand aus folgenden Herren: Univ.-Prof. Dr. Nachtweh und Oberlehrer Dr. Bangert als Vorsitzenden, Generalagent Ruttke als Schriftführer, Stadtschulrat Brendel, Kandidat Bretschneider, Oberlehrer Dr. Consbruch, Privatdozent Prof. Dr. Graßmann, Oberlehrer Dr. Hoyer, Dr. med. Keil, Rentner Knabe, Kandidat Koch, Dr. med. Lehmann, Oberlehrer Merklein, Oberlehrer Prohl, Oberlehrer Dr. Riese, Oberlehrer Dr. Salchow, Kaufmann Scherzer, Dr. med. Schmid-Monnard, Dr. med. Schuchardt, Oberlehrer Schuhardt, Kandidat Schulze, Direktor Stieber, Kandidat Dr. Süßmann, Direktor Tribius und Stadtrat Uber (25 Mitglieder).

Dem Vergnügungsausschuß gehörten an die Herren Univ.-Prof. Dr. Disselhorst und Privatdozent Dr. Sommerlad als Vorsitzende, Oberlehrer Walckling als Schriftführer, Amtmann Arenholz, Höhere Töchterschuldirektor Dr. Biedermann, Privatdozent Dr. Erdmann, Oberlehrer Dr. Frick, Justizrat Glimm, Dr. med. Gräfe, Buchhändler Grosse, Oberlehrer Dr. Hertzberg, Oberlehrer Dr. Kähler, Privatdozent Dr. Kampffmeyer, Justizrat Dr. Keil, Prof. Dr. Lübbert, Oberlehrer Prohl, Oberlehrer Dr. Rammelt, Prof. Dr. Regel (der Redaktor des Liederbuches), Stadtbauinspektor Rehorst, Univ.-

Prof. Dr. Robert, Oberlehrer Dr. Rothe, Oberlehrer Dr. Salchow, Privatdozent Dr. Saran, Oberlehrer Dr. v. Scholten, Oberlehrer Dr. Sparig, Oberbürgermeister Geh. Rat Staude, Major a. D. Thomas, Privatdozent Prof. Dr. Ule, Oberlehrer Dr. Urbach (29 Mitglieder).

Den Finanzausschuß bildeten die Herren Kommerzienrat Steckner als Vorsitzender (an das Bankhaus Steckner waren die vorher eingehenden Meldungen zu richten), Oberlehrer Dr. Riehm, Oberlehrer Dr. v. Scholten, Buchhändler Thamm, Oberlehrer Dr. Wagner (5 Mitglieder).

Der Preßausschuß endlich setzte sich aus folgenden Herren zusammen: Oberlehrer Dr. Adler und Privatdozent Dr. Heldmann, nach dessen durch Leiden bedingtem Ausscheiden Privatdozent Dr. Maurenbrecher als Vorsitzenden, Prof. Genest als Schriftführer, Redakteur Bach, Privatgelehrter Behrens, Chefredakteur Dr. Gebensleben, Administrator der Buchdruckerei des Waisenhauses Gründig, Oberlehrer Hebestreit, Oberlehrer Dr. Hergt, Dr. phil. Kretzer, Administrator der Buchhandlung des Waisenhauses Manz, Kandidat Dr. Reuter, Chefredakteur Scharre, Institutsvorsteher Starke, Oberlehrer Weiske (16 Mitglieder).

Für die Tage der Versammlung hatte man folgende Arbeitsteilung vorgenommen: die Herstellung des Tageblattes, von dem 4 Nummern zur Verteilung kamen, hatten die Herren Adler und Gründig übernommen; den schönen Schmuck der Titelseite verdanken wir dem Zeichenlehrer der Latina, Herrn Dewerzeny. Den Versand der Festschriften, die den einzelnen Mitgliedern ins Haus zugestellt wurden, leiteten die Herren Maurenbrecher, Hergt, Kretzer, Manz, Reuter, Starke und Weiske.

Zur Hilfeleistung hatten sich eine größere Anzahl von Studierenden der hiesigen Universität den verschiedenen Ausschüssen zur Verfügung gestellt, dem Preßausschuß außerdem 12 Schüler der Latina.

Festschriften.

An Festschriften sind der Versammlung zugegangen:

I. Von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen.

P. Hoefer: Archäologische Probleme in der Provinz Sachsen.

II. Aus den Kreisen der Universität Halle.

1. Apophoreton, überreicht von der Graeca Halensis.
Inhalt: W. Dittenberger: Athenäus und sein Werk.
G. Wissowa: Römische Bauernkalender.
Fr. Blaß: Über die Zeitfolge von Platons letzten Schriften.

Fr. Bechtel: Über die Bezeichnung des Magens im Griechischen.
U. Wilcken: Zur Drakontischen Verfassung.
C. Robert: Zur Oidipussage.
B. Erdmann (Bonn): Psychologische Grundbegriffe der Sprachphilosophie.
R. Pischel (Berlin): Vier Lieder der deutschen Zigeuner.
E. Meyer (Berlin): Die Alliaschlacht.

2. Studien zur deutschen Philologie, dargebracht von Ph. Strauch, A. E. Berger, Fr. Saran.

Inhalt: Ph. Strauch: Schürebrand, ein Traktat aus dem Kreise der Straßburger Gottesfreunde.
A. E. Berger: Der junge Herder und Winckelmann.
Fr. Saran: Melodik und Rhythmik der „Zueignung" Goethes.

3. Führer durch das Archäologische Museum, überreicht vom Archäologischen Museum.
4. C. Robert: Niobe, ein Marmorbild aus Pompeji. — Postumes 24. Hallisches Winckelmannsprogramm, — überreicht vom Archäologischen Museum.
5. B. Maurenbrecher: Sallustiana. I. Die Überlieferung der Jugurthalücke, — überreicht vom Verfasser.

III. Von den höheren Schulen Halles.

1. Festschrift, dargebracht vom Stadtgymnasium zu Halle a. S.

Inhalt: Fr. Friedersdorff: Aus Franz Petrarcas poetischen Briefen. (Probe der gleichzeitig erscheinenden Ausgabe.)
B. Bräuning: Über das Gebiet der aristotelischen Poetik.
O. Genest: Die Bedeutung Heinrich Barths für die geographische Erforschung Afrikas.
M. Consbruch: Die Erkenntnis der Prinzipien (ἀρχαί) bei Aristoteles.
Fr. Kaehler: Forschungen zu Pytheas' Nordlandsreisen.

2. Aus der Hauptbibliothek der Franckeschen Stiftungen, dargebracht vom Kollegium der Lateinischen Hauptschule.

Inhalt: K. Weiske: Mitteilungen über die Handschriftensammlung der Hauptbibliothek in den Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S.
R. Windel: Gebete und Betrachtungen über das Leben Jesu Christi in niederländischer Sprache aus einer in

der Hauptbibliothek der Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. befindlichen Handschrift.

J. Lübbert: Die Hallesche Handschrift (H) von Johann Codovius-Müllers memoriale linguae Frisicae.

3. Festschrift, dargebracht vom Kollegium der Oberrealschule in den Franckeschen Stiftungen.

Inhalt: E. Regel: „The Life and Death of Mr. Badman" by John Bunyan, a kind of novel.

R. Hoyer: Über die angeblichen Interpolationen im Coronement Looïs.

M. Hobohm: Victor Hugos Nachahmungen des altfranzösischen Epos (le Mariage de Roland und Aymerillot) und ihre unmittelbaren Quellen.

IV. Von den Verfassern:

1. O. Richter: Beiträge zur römischen Topographie II.
2. P. v. Winterfeld: Stilfragen aus der lateinischen Dichtung des Mittelalters.

V. Von den Verlegern:

1. Von der Buchhandlung des Waisenhauses: a) Die Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. b) Lehrproben und Lehrgänge 1903, Heft IV.
2. Von der Aschendorfschen Verlagshandlung in Münster eine Anzahl Exemplare von Schulausgaben und Lehrbüchern, fast durchgängig für die pädagogische Sektion, einige für die mathematische.
3. Verlag von A. Perthes in Gotha:

Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung. 1903. Heft I.

VI. Von der Redaktion:

Das humanistische Gymnasium, Bd. XIV, Heft 4 und 5.

Diese Gaben wurden, soweit die Exemplare reichten, nach den Angaben der Spender verteilt.

Ferner hatte die Redaktion der Leipziger Illustrierten Zeitung 50 Exemplare der Nr. 3144 vom 1. Oktober 1903 zur Verfügung gestellt, die auf Wunsch abgegeben wurden, und der Verleger (E. Staude, Berlin) hatte 100 Exemplare der „Deutschen Jugendpost" überreicht, die in der pädagogischen Sektion auslagen.

Der finanzielle Abschluß der Versammlung war so glänzend, daß nicht nur auf eine Inanspruchnahme des von der Königl. Preußischen Unterrichtsverwaltung bis zur Höhe von 3000 Mark bereitgestellten Reservefonds verzichtet, sondern sogar dem Präsidium der nächsten Versammlung ein Überschuß in der Höhe von rund 1000 Mark überwiesen werden konnte. Diese Summe soll einen eisernen Fonds für außergewöhnliche Fälle darstellen und kann vielleicht, durch Überschüsse späterer Versammlungen vermehrt, den Anfang machen zur Bildung eines Kapitals, aus dem die Versammlungen wissenschaftliche Unternehmungen zu unterstützen in der Lage wären.

Alphabetische Liste der Teilnehmer

an der

47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

An der Versammlung nahmen insgesamt 720 Mitglieder und Ehrengäste teil. Davon waren 136 aus Halle selbst, 90 aus der Provinz Sachsen, 238 aus dem übrigen Preußen, 210 aus den anderen deutschen Staaten, 29 aus Österreich, 10 aus der Schweiz, je 1 aus Griechenland, Italien, Dänemark, Holland, England, Norwegen und den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Adler M., Oberl. a. Latina Dr., Halle.
Adler, Frau W., Halle.
Agahd R., Oberl. a. Leibnizschule Dr., Hannover.
Ahrenholz H., Amtmann, Halle.
Albracht Fr., Gymnasialdirektor Prof. Dr., Naumburg.
Albrecht K., Prof. a. Oberrealsch. Dr., Oldenburg.
Altmann K., Oberl. a. Gymn., Bunzlau.
Aly Fr., Gymnasialdirektor Prof. Dr., Marburg.
Amann R., Prof. a. Gymn. Dr., Oldenburg.
Anderßen, Adjunkt, Kongsberg in Norwegen.
Ankel P., Oberl. a. Lessinggymn., Frankfurt a. M.
Anthes, Prof. a. Neuen Gymn. Dr., Darmstadt.
Anz H., Oberl. a. Domgymn. Dr., Magdeburg.
Apel O., Oberl. a. städt. Oberrealsch., Halle.
v. Arnim H., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Ascherson, Oberbibliothekar Prof. Dr., Berlin.
Badstüber H., Prof. Dr., Baden b. Wien.
Baentsch B., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Bahmann, Prof. a. Gymn. Dr., Blankenburg a. H.
Bahr P., Prof. a. Kloster U. L. Frauen Dr., Magdeburg.
Baltzer J., Dir. d. Höh. Mädchensch. d. Franck. Stift., Halle.
Baltzer M., Gymn.-Dir. Dr., Marienwerder.
Bangert A., Oberl. a. städt. Gymn. Dr., Halle.
Bardt K., Dir. a. Joachimst. Gymn. Prof. Dr., Berlin.
Bartels R., Prof. a. Joachimst. Gymn., Berlin.
Barth P., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Bauer A., Univ.-Prof. Dr., Graz.
Becher, Oberl. a. Gymn. Dr., Dresden-Neustadt.
Becker K., Oberl. a. Gymn. Dr., Elberfeld.
Becker G., Oberl. a. Ritter-Ak., Brandenburg.
Begemann H., Gymn.-Dir. Dr., Neu-Ruppin.
Behrens H., Privatgelehrter, Halle.

Berger A., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Bergmann Th., stud. phil., Halle.
Berndt H., Prof. a. städt. Gymn. Dr., Halle.
Bersu Fr., Oberl. a. Humboldt-Gymn. Dr., Berlin.
Bertheau J., stud. phil., Hamburg.
Bethe E., Univ.-Prof. Dr., Gießen.
Biedermann P., Dir. d. städt. Höh. Mädchensch. Dr., Halle.
Bierbach A., stud. phil., Halle.
Biereye J., Rektor der Klostersch. Prof. Dr., Roßleben.
Biese A., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Neuwied.
Bindseil Th., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Hirschberg.
Birch-Hirschfeld A., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Bischoff E., Oberl. a. Nikolai-Gymn. Dr., Leipzig.
Bissing F. W., Freiherr v., Privatdozent Dr., München.
Blase H., Gymn.-Dir. Dr., Mainz.
Blaß Fr., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Blümner H., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Blum F., Realschuldir., Mannheim.
Bodenstedt H., Oberl. a. Neuen Gymn., Braunschweig.
Boerner O., Dr., Dresden.
Boesch F., Oberl. a. Gymn. Dr., Berlin-Dt. Wilmersdorf.
Boesche G., Realgymn.-Dir., Lippstadt i. W.
Böttcher K., Oberl. a. Klostersch., Roßleben.
Böttcher W., Oberl. a. Gymn., Schleusingen.
Böttcher J. E., Rekt. a. Realgymn. Prof. Dr., Leipzig.
Boldt A., Oberl. a. Gymn., Neustettin.
Boll Fr., Univ.-Prof. Dr., Würzburg.
Bolte J., Prof. a. Königsstädt. Gymn. Dr., Berlin.
Bombe P., Oberl. a. Gymn., Friedeberg.
Bormann E., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Born K., Oberl. a. städt. Gymn., Halle.
Braasch K., Prof. a. Gymn., Zeitz.
Brachmann W., stud. phil., Halle.
Brand E., Prof. a. Ludwigsgymn., München.
Brandis C. G., Bibliothekar a. Kgl. Bibl. Dr., Berlin.
Brandt, stud. phil., Ilfeld.
Brandt Fr., Prof. a. Höh. Mädchensch. d. Franck. Stift., Halle.
Brandt P., Oberl. a. städt. Gymn. Dr., Bonn.
Brandstätter, Oberl. a. Fürstensch., Meißen.
Branhofer Ig., K. K. Gymn.-Prof.,
Brassloff St., Privatdozent Dr., Wien.
Brauer E., stud. phil., Halle.
Braun R., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Hagen i. W.
Brede R., Oberl. a. Friedrichsgymn. Dr., Cassel.
Bremer O., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Brey E., Oberl. a. König Wilhelmsgymn., Magdeburg.
Brieger A., Prof. Dr., Halle.
Brütt M., Schulrat Prof. Dr., Hamburg.
Brugmann K., Univ.-Prof. Geh. Hofrat Prof. Dr., Leipzig.
Bubendey H., Prof. a. Johanneum Dr., Hamburg.
Buck A. E., stud. phil., Leipzig.
Büchner E., Dr., Delmenhorst.
Bürger K., Oberl. a. Gymn. Dr., Blankenburg a. H.
Büttner R., Prof. a. Gymn. Dr., Gera.
Burg Fr., Bibliothekar Dr., Hamburg.
Busche K., Oberl. a. Realgymn. u. Gymn. Dr., Leer.

Callsen O., Oberl. a. Realgymn., Magdeburg.
Campe W., Oberl. a. Höh. Mädchenschule Dr., Magdeburg.
Cantor G., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Cary E., stud. phil., Neligt (Nebraska), Amerika.
Cauer P., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Düsseldorf.
Claußnitzer A., Oberl. a. Realgymn., Annaberg.
Cloetta W., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Cohn L., Oberbibliothekar Prof. Dr., Breslau.
Consbruch M., Oberl. a. städt. Gymn. Dr., Halle.
Corßen P., Oberl. a. Gymn. zu Wilmersdorf Dr., Berlin.
Cramer A., Oberl. a. Gymn., Burg.
Crönert, Privatgelehrter Dr., Göttingen.
Curtius R., Prof. a. Katharineum Dr., Lübeck.

Dannehl G., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Sangerhausen.

Demuth W., Oberl. a. Gymn., Blankenburg a. H.
Deutschbein M., Privatdozent Dr., Leipzig.
Diehl A., Gymn.-Dir. Dr., Glogau.
Diels H., Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr., Berlin.
Dietrich R., Oberl. Dr., Arnstadt.
Dissel W., Prof. a. Wilhelm-Gymn. Dr., Hamburg.
Disselhorst R., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Dittenberger W., Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr., Halle.
Dittmar A., Oberl. a. Fürstensch. Dr., Grimma.
Doempke M., Gymn.-Dir. Dr., Pr. Stargard.
Doering A., Univ.-Prof. Dr., Gr. Lichterfelde.
Dopp E., Oberl. a. Gymn. Dr., Rostock.
Dornheckter, Kgl. Kreisschulinspektor, Prechlau W. Pr.
Dräseke J., Prof. a. Gymn. D. Dr., Wandsbeck.
Drescher K., Univ.-Prof. Dr., Bonn.
Dressel R., Prof. a. Kaiser Wilhelm-Realgymn. Dr., Friedenau.
Düpow R., Oberl. a. d. Hansasch., Bergedorf.
Dütschke G., Oberl. a. Progymn. Dr., Schwelm.
Dworski E., Prof. Landesschulinspektor, Lemberg.

Ebeling E., Oberl. a. Stadtgymn. Dr., Halle.
Ebeling G., Privatdozent Dr., Berlin-Charlottenburg.
Eckardt E., Privatdozent Dr., Freiburg i. Br.
Eckersberg G., Oberlehrerin, Halle.
Eckert O., stud. phil., Halle.
Eckstein, Prof. a. Gymn. Dr., Zittau.
Edler Fr., Oberl. a. d. städt. Oberrealsch. Dr., Halle.
Ehrismann G., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.
Ehrlich H., Dr., Hannover.
Einenkel E., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Engelmann, Prof. Dr., Berlin.
Erdmann E., Privatdozent Dr., Halle,
Erman A., Univ.-Prof. Dr., Steglitz.
Esderts A., Oberl. a. Höh. Mädchenschule, Berlin.
Eulenburg F., Privatdozent Dr., Leipzig.

Fehse W., Kand. a. Guerickesch. Dr., Magdeburg.
Fiebiger O., Kustos a. Kgl. Bibl. Dr., Dresden.
Fincke P., stud. phil., Dessau.
Finsler G., Rektor Dr., Bern.
Fischer A., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Fischer A., Dir. a. Progymn. Dr., Zehlendorf.
Fischer H. v., Univ.-Prof. Dr., Tübingen.
Fittbogen Th., Oberl. a. Stadtgymn., Halle.
Fitting Fr., Oberl. a. Gymn., München-Gladbach.
Fließ B., Oberl. a. Gymn., Aschersleben.
Focke W., Oberl. a. Gymn., Hann. Münden.
Folgmann E., Oberl. a. Progymn., Zehlendorf.
Franck I., Univ.-Prof. Dr., Bonn.
Frantz, Prof., Hettstedt.
Freitag O., cand. phil., Halle.
Frick C., Dr. med., Halle.
Frick G., Oberl. a. städt. Oberrealsch. Dr., Halle.
Friedel O., Provinzialschulrat Dr., Stettin.
Friedersdorff Fr., Gymn.-Dir. Dr., Halle.
Friedwagner M., Univ.-Prof. Dr., Czernowitz.
Fries W., Geh. Reg.-Rat Prof. D. Dr. Dir. d. Franck. Stift., Halle.
Fritsch A., Prof. a. Johanneum Dr., Hamburg.
Fritzsche A., Rektor d. städt. Realgymn. Prof. Dr., Borna.
Fuchs I., K. K. Gymn.-Dir., Mähr. Weißkirchen.
Fuchs M., Oberl. a. 6. Realsch. Dr., Berlin.
Funck, Gymn.-Dir. Schulrat Prof. Dr., Sondershausen.

Gaebel A., Oberl. a. Gymn., Inowrazlaw.
Galle G., stud. phil., Halle.
Gebhardt A., Privatdozent Dr., Erlangen.
Gebler H., Oberl. a. Gelehrtensch., Ratzeburg.
Geffcken I., Prof. a. Wilhelm-Gymn., Hamburg.
Geister M., Oberl. a. Progymn., Zehlendorf.

Gemoll A., Dir. a. Progymn. Dr., Striegau.
Genest O., Prof. a. Stadtgymn., Halle.
Genz, Geh. Reg.-Rat Dr., Berlin.
Genzel, stud. phil., Halle.
Gercke A., Univ.-Prof. Dr., Greifswald.
Gerhard K., Dir. d. Kgl. Univ.-Bibl. Dr., Halle.
Gesenius H., Verlagsbuchhändler, Halle.
Giesecke A., Verlagsbuchhändler Dr., Leipzig.
Gilbert W., Rektor d. Landessch. Prof. Dr., Grimma.
Giseke L., Oberl. a. Realgymn., Perleberg.
Goez H., Oberl. a. Woehler Realgymn., Frankfurt a. M.
Goldmann Fr., Oberl. Dr., Halle.
Goldschmidt M., Oberl. Dr., Kattowitz.
Gradenwitz O., Univ.-Prof. Dr., Königsberg.
Graeber G., Gymn.-Dir. Dr., Husum.
Graef B., Privatdozent Dr., Berlin.
Grenfell P., Dr., Oxford.
Grober Fr., Oberl. a. Realprogymn. Dr., Langensalza.
Groebe P., Oberl. a. Kaiser Friedrichsch. i. Charlottenburg Dr., Wilmersdorf.
Groh K., Dr., Leipzig.
Gropius R., Prof. a. Gymn., Weilburg.
Große H., Prof. a. Gymn. Dr., Greifenberg i. P.
Große M., Verlagsbuchhändler, Halle.
Grube K., Oberl. a. Johanneum Dr., Hamburg.
Grünbaum M., Prof. a. Ritter-Akad. Dr., Brandenburg a. H.
Grünning, Reg.-Schulrat Privatdozent Dr., Amsterdam.
Güntsche R., Oberl. a. Falk-Realgymn. Dr., Berlin.
Günther, Oberl. a. Gymn. Dr., Chemnitz.
Guhrauer H., Gymn.-Dir., Wittenberg.
Guskar H., cand. phil., Kuschkow-Pretschen.
Gutsche W., Oberl. a. Gymn. Dr., Erfurt.
Haacke G., Prof. a. Realsch., Delitzsch.
Haag L., stud. phil., Halle.
Haaris E., Oberl. a. Gymn., Wolfenbüttel.
Hachtmann K., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Bernburg.
Haeberlin K., Kgl. Univ.-Bibliothekar Dr., Göttingen.
Haentzschel E., Prof. a. Kölln. Gymn. u. a. techn. Hochsch., Berlin.
Hafner Ph., Prof. a. Gymn., Hersfeld.
Hagen G. v., Oberl. a. Gymn., Greiz.
Hahn A., Prof. a. König Wilhelm-Gymn., Stettin.
Hahne, Kand., Harzburg.
Hammerschmidt Fr., Prof. a. Oberrealsch. d. Franck. Stift. Dr., Halle.
Hanf G., Oberl. a. Dom Dr., Magdeburg.
Harzmann Fr., Oberl. a. Andreanum Dr., Hildesheim.
Haynel W., Oberl. a. Humboldtsch. Dr., Linden.
Hebestreit Br., Oberl. a. Latina, Halle.
Heine G., Oberl. a. Gymn. Dr., Bernburg.
Heine O., Geh. Reg.-Rat Dr., Weimar.
Heine Th., Prof. a. König Wilhelm-Gymn. Dr., Breslau.
Heinzelmann W., Prof. a. Gymn. Dr., Erfurt.
Heisenberg A., Privatdozent Dr., Würzburg.
Heldmann K., Gymn.-Dir. Dr., Rinteln.
Helm K., Privatdozent Dr., Gießen.
Helmke W., Oberl. a. Gymn. Dr., Dt. Wilmersdorf.
Helmott, Dr., Leipzig-Stötteritz.
Hencke, Kand., Storckwitz.
Hennig Fr., Oberl. a. Gymn., Wittenberg.
Hentschke G., Oberl. a. Realsch. Dr., Kottbus.
Hergt G., Oberl. a. Latina Dr., Halle.
Herrlich S., Prof. a. Humboldt-Gymn. Dr., Berlin.
Hertel J., Oberl. a. Realgymn. Dr., Döbeln.
Hertzberg G., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Hertzberg H., Oberl. a. städt. Oberrealsch. Dr., Halle.
Herzog, Prof. Dr., Stuttgart.
Heyden H., Oberl. a. Fürstensch. Dr., Meißen.

Heynacher M., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Hildesheim.
Heyne R., Reg.-Bauführer a. D., Halle.
Heyse M., Oberl. a. Gymn. Dr., Bunzlau.
Hiller v. Gaertringen Fr. Freiherr v., Prof. Dr., Berlin.
Hinze K., Oberl. a. Gymn., Merseburg.
Hirt H., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Hörnig, Oberl. Dr., Chemnitz.
Hoff H., stud. math., Halle.
Hoffmann E., Oberl. a. König Wilhelm-Gymn. Dr., Breslau.
Hoffmann F., Prof. a. Realgymn. Dr., Gera.
Hoffmann H., Prof. a. Gymn. Dr., Gütersloh.
Hoffmann M., Prof. Dr., Schulpforta.
Hoffmann M., Prof. Dr., Lübeck.
Hoffmann-Krayer E., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Holland, Oberl. a. Thomassch. Dr., Leipzig.
Holstein H., Gymn.-Dir. a. D. Prof. Dr., Halle.
Hornemann E., Prof. a. Lyzeum I, Hannover.
Hoyer R., Oberl. a. Oberrealsch. Dr., Halle.
Hubo, Rektor, Staßfurt.
Hülsen Chr., Sekr. d. Kaiserl. Deutsch. Archäol. Inst. Prof. Dr., Rom.
Hynitzsch A., Prof. a. Gymn., Quedlinburg.

Ihm M., Prof. Dr., München.
Ilberg J., Oberl. a. König Albert-Gymn. Dr., Leipzig.
Imelmann J., Univ.-Prof. Dr., Berlin.

Jakobi R., Oberl. a. Realsch. m. Progymn. Dr., Dirschau.
Jakoby K., Prof. a. Wilhelms-Gymn. Dr., Hamburg.
Jaeger O., Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Bonn.
Jahr R., Oberl. a. Domgymn. Dr., Magdeburg.
Jellinek A., Herausgeber d. Bibliographie der Kunstwissenschaft, Wien.
Jerusalem W., Privatdozent Prof. Dr., Wien.
Jobst R., Prof. a. Marienstifts-Gymn., Stettin.
Joergensen C., Dr., Kopenhagen.
Jordan A., Gymn.-Dir. Dr., Wernigerode.
Jordan H., Prof. a. Latina Dr., Halle.
Jungmann E., Rektor u. Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Justi L., Univ.-Prof. Dr., Halle.

Kaegi A., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Kaehler F., Oberl. a. Stadtgymn. Dr., Halle.
Kaemmel O., Realgymn.-Dir. Dr., Leipzig.
Kaerst J., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Kahle B., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.
Kaiser B., Oberl. Dr., Schulpforta.
Kampffmeyer G., Privatdozent Dr., Halle.
Kannengießer P., Prof. a. Protest. Gymn. Dr., Straßburg i. E.
Kanzow G., Gymn.-Dir., Zeitz.
Kanzow P., Oberl. a. Ritter-Akad., Brandenburg.
Kasten W., Prof. a. Realgymn. I Dr., Hannover.
Kauer R., Prof. a. Staatsgymn. u. Privatdozent Dr., Wien.
Kautzsch E., Univ.-Prof. D. Dr., Halle.
Kawalki W., Oberl. a. Latina Dr., Halle.
Kegel E., stud. phil., Halle.
Kehrbach K., Prof. Dr., Berlin-Charlottenburg.
Keil B., Univ.-Prof. Dr., Straßburg i. E.
Keil Fr., Justizrat, Halle.
Keil G., Oberl. a. Elisabethsch. Dr., Berlin.
Keim, Prof. a. Gymn. Dr., Karlsruhe.
Keller W., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Kelter W., Oberl. a. Wilhelm-Gymn. Dr., Hamburg.
Kern O., Univ.-Prof. Dr., Rostock i. M.
Kersten G., Prof. a. Progymn., Genthin.
Kesselring M., Oberl. a. Realsch. Dr., Oschersleben.
Kieseler H., Oberl. a. Realgymn., Erfurt.
Kirchhoff Fr., Oberl. a. Gymn., Norden.
Kirchner D. J., Prof. a. Friedrich Wilhelm-Gymn. Dr., Berlin.
Klincksieck Fr., Oberl. a. städt. Gymn. Dr., Halle.
Klippstein W., Oberl. a. Kölln. Gymn., Berlin.

Kloeppel K., Oberl. a. Gymn., Stendal.
Klotz A., Dr., Leipzig.
Klußmann M., Prof. a. Wilhelm-Gymn. Dr., Hamburg.
Klußmann R., Prof. Dr., München.
Knapp, Verlagsbuchhändler, Halle.
Knoche H., Prof. a. König Wilhelm-Gymn. Dr., Magdeburg.
Knüppel, Oberl., Schoeningen.
Koch H., Realsch.-Dir, Breslau.
Koch J., Realgymn.-Dir. Dr., Berlin-Grunewald.
Koch J., Prof. a. Gymn. Dr., Glückstadt.
Köhn M., Oberl. a. König Wilhelm-Gymn. Dr., Magdeburg.
Köpert, Oberl. a. Vitzthumschen Gymn. Dr., Dresden.
Körte A., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Kötschau P., Prof. a. Gymn. Dr., Jena.
Kohl O., Prof. a. Gymn. Dr., Kreuznach.
Kohlmann R., Prof. a. Gymn. Dr., Quedlinburg.
Kornemann E., Univ.-Prof. Dr., Tübingen.
Krahnert E., cand. theol., Halle.
Krauth K., Oberl. a. Realgymn. Dr., Erfurt.
Kretzer M., Dr. phil., Halle.
Krohn, Prof. Dr., Naumburg.
Krösing M., Gymn.-Dir., Putbus.
Kroll W., Univ.-Prof. Dr., Greifswald.
Kruse, Geh. Rat Dr., Danzig.
Kühn G., Oberl. a. Realgymn., Bromberg.
Kühn W., stud. phil., Halle.
Kühne A., Dr. phil., Leipzig.
Küppers A., Oberl. a. Realsch., Groß-Lichterfelde.
Küster W., Oberl. a. Gymn. Dr., Hanau a. M.
Kummer Fr., Oberl. a. Gymn. Dr., Chemnitz.
Kurze Fr., Oberl. a. Luisen-Gymn. Dr., Berlin.
Kurzidim Fr., Prof. a. Gymn., Sagan.
Kurzwelly A., Oberl. a. Realgymn., Plauen.
Kuthe A., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Parchim.
Kuttner M., Oberl. a. Dorotheensch. Dr., Berlin.
Lach P., Dir. a. Handelssch. Dr., Berlin.
Lagrèze W., Prof. a. Lyzeum, Straßburg i. E.
Lahmeyer L., Prof. a. Gymn. Dr., Fulda.
Lambel H., Reg.-Rat Univ.-Prof. Dr., Prag.
Lamer, Gymn.-Lehrer a. König Albert-Gymn. Dr., Leipzig.
Lange A., Gymn.-Dir. Dr., Höchst a. M.
Lange E., Prof. Dr., Chemnitz.
Lange R., Dr., Leipzig.
Laubmann v., Geh. Rat Dr. Dir. d. K. b. Hof- u. Staatsbibl., München.
Lautensach, Prof. a. Gymn. Dr., Gotha.
Lechner M., Oberstudienrat Dr., Nürnberg.
Lehmann J., Prof. a. Gymn. Dr., Wittstock.
Leitzmann A., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Leo Fr., Geh. Rat Univ.-Prof. Dr., Göttingen.
Lergetporer P., Gymnasiall., Feldkirch i. Vorarlberg.
Leuschke, Oberl. a. Realgymn. Dr., Chemnitz.
Levinstein K., Dr., Berlin.
Liebich B., Univ.-Prof. Dr., Breslau.
Lier Br., Kandidat Dr., Stolp.
Lindner E., Univ.-Prof. Dr., Rostock.
Lintzel Fr., Oberl. a. Domgymn., Magdeburg.
Lipsius H. J., Geh. Rat Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Loewe O., Prof. a. Marienstiftsgymn. Dr., Stettin.
Loewenhardt E., Prof. a. städt. Oberrealsch. Dr., Halle
Lohr Fr., Prof. a. Gymn. Dr., Wiesbaden.
Loos J., k. k. Landesschulinspektor Dr., Linz.
Lorentz P., Oberl. a. Gymn. Dr., Sorau.
Lorentzen J., Oberl., Schulpforta.
Lortzing Fr., Prof. a. Sophiengymn. Dr., Berlin.
Lucas J., Oberl. a. Kaiser Wilhelm-Realgymn., Charlottenburg.
Lucke, Kandidat Dr., Schleusingen.
Ludwig E., Prof. a. Gymn. Dr., Bremen.
Lübbert J., Prof. a. Latina Dr., Halle.
Lück M., Gymn.-Dir., Steglitz.

Lüdecke W., Oberl. a. Antoinettensch. Dr., Dessau.
Lüroth J., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.
Luther J., Bibliothekar a. Kgl. Bibl. Dr., Berlin.

Magie D., stud. phil., Halle.
Manz C., Administrator d. Buchhdlg. d. Franck. Stift., Halle.
Maresch W., Oberl. a. Realsch., Pankow.
Martin E., Hilfsl. a. Oberrealsch., Marburg a. L.
Marx Fr., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Matthias E., Prof. a. Gymn. Dr., Burg.
Matschky Th., Gymn.-Dir., Krotoschin.
Maurenbrecher B., Privatdozent Dr., Halle.
Meier H., Gymn.-Dir. Hofrat, Schleiz.
Melcher P., stud. phil., Halle.
Meltzer H., Prof. a. Gymn. Dr., Cannstatt.
Menzel Th., Prof. a. Gymn. Dr., Blankenburg a. H.
Merbach P., cand. phil., Leipzig.
Merklein Th., Oberl. a. Latina, Halle.
Meusel H., Dir. a. Kölln. Gymn. Dr., Berlin.
Meuß H., Oberl. a. Gymn. Dr., Hirschberg i. Schl.
Meyer A. E., Prof. a. Luisenst. Gymn. Dr., Berlin.
Meyer Ed., Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Meyer G., Oberreg.-Rat Kurator d. Univ., Halle.
Meyer P. M., Privatdozent Dr., Schöneberg-Berlin.
Meyer-Lübke W., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Michels V., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Mitteis L., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Möller A., Oberl. a. Wilhelm-Gymn. Dr., Hamburg.
Möller W., Prof. a. Königst.-Gymn. Dr., Berlin.
Mogk E., Prof. a. Realgymn. u. Univ. Dr., Leipzig.
Morgenstern O., Oberl. a. Gymn., Gr.-Lichterfelde.
Moyn M., Prof. a. Realsch., Eisleben.
Much R., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Mühlmann, Schulrat, Merseburg.
Müller A., Oberl. a. Gymn., Wolfenbüttel.
Müller E., Oberl. a. Realsch. Dr., Eisleben.
Müller F., Prof. Dr., Friedenau-Berlin.
Müller H., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Blankenburg a. H.
Müller H., Prof. a. Gymn., Charlottenburg.
Müller H. F., Dir. a. Luisenst. Gymn. Dr., Berlin.
Müller K., Prof. a. Gymn. Dr., Weilburg a. L.
Müller K. F., stud. phil., Leipzig.
Müller O., Oberl. a. Prinz Heinrich-Gymn., Schöneberg-Berlin.
Müller Th., Dr., Chemnitz.
Müller W., Oberl. a. Gymn. Dr., Greiz.
Müller W., cand. phil., Leipzig.
Münch W., Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Berlin.
Münzel, Bibl.-Dir. Prof. Dr., Hamburg.
Muff Chr., Rektor Prof. Dr., Schulpforta.
Muhle W., Oberl. Dr., Dresden-Striesen.

Nachtweh A., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Nebe A., Gymn.-Dir. Dr., Lüneburg.
Neubauer Fr., Gymn.-Dir. Dr., Landsberg a. W.
Neumann R., Oberl. a. Oberrealsch., Weißenfels.
Nicolai W., Oberl. a. Realgymn. Dr., Eisenach.
Niederstadt W., Prof. a. Gymn. Dr., Hann.-Münden.
Niemann, Dir. d. Pädagogiums, Allstedt S. W.
Niemeyer M., Prof. a. Gymn. Dr., Potsdam.
Nieschke A., Prof. a. Gymn., Hann.-Münden.
Noack F., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Noack, Frau Prof., Jena.
Nowack, Oberl. a. Kreuzsch. Dr., Dresden.
Nolte Fr., Oberl. a. Gymn., Lüneburg.

Oehler R., Prof. a. d. Haupt-Kadettenanst. Dr., Gr. Lichterfelde.
Oehler, Prof. a. Thomas-Gymn. Dr., Leipzig-Plagwitz.

Oels W., Prof. a. d. Oberrealsch. d. Franck. Stift. Dr., Halle.
Oeltze O., Oberl. a. Realgymn. Dr., Hildesheim.
Ondrusch K., Prof. a. Gymn., Sagan.
Ortmann E., Prof. Dr., Halle.
Ortmann K., Oberl. a. Gymn. Dr., Torgau.
Ostendorf A., Gymn.-Dir., Bunzlau.
Otto W., Dr., Breslau.

Päpke M., stud. phil., Bremen.
Päpke W., Prof. a. Gymn. Dr., Bremen.
Panzer F., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. Br.
Perkmann J., Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Petsch R., Privatdozent Dr., Würzburg.
Pick B., Prof. Dr., Gotha.
Pilling K., Oberl. a. Gymn. Dr., Naumburg.
Piur P., Dr., Halle.
Plötz G., Oberl. a. D. Dr., Görlitz.
Poetzsch W., Prof. a. Realgymn. Dr., Döbeln.
Praechter K., Univ.-Prof. Dr., Bern.
Praetorius F., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Praetorius K., Oberl. a. Friedr.-Gymn., Kassel.
Preibisch H., stud. phil., Ohlau.
Preibisch K., Prof. a. Gymn. Dr., Ohlau.
Preuß Fr. E., Rektor d. Gymn. Prof. Dr., Freiberg i. S.
Preuß A., Oberl. a. König Albert-Gymn. Dr., Leipzig.
Prohl R., Oberl. a. Stadtgymn., Halle.
Püttgen J., Prof. a. Friedrichs-Gymn., Kassel.

Rabel E., Privatdozent Dr. jur., Leipzig.
Radermacher L., Univ.-Prof. Dr., Greifswald.
Ramm W., Oberl. a. Humboldt-Gymn., Berlin.
Rammelt J., Oberl. a. Stadt-Gymn. Dr., Halle.
Rassow H., Gymn.-Dir. Dr., Burg.
Rau R., Dr., Riesa.
Rausch A., Dir. d. Latina Dr., Halle.
Reck E., Oberlehrerin, Halle.
Regel E., Prof. a. d. Oberrealsch. d. Franck. Stift. Dr., Halle.
Rehorst K., Stadt-Bauinspekt., Halle.
Reichardt W., Oberl. a. Gymn. Dr., Jena.
Reinhardt Fr., Prof. a. Gymn. Dr., Aschersleben.
Reinhardt G., Oberl. a. Gymn. Dr., Dessau.
Reinhardt K., Geh. Reg.-Rat Dir. d. Goethe-Gymn. Dr., Frankfurt a. M.
Reinhardt L., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Wohlau.
Reiter H., Oberl. a. Gymn. Dr., Braunsberg.
Reiter S., Prof. a. Gymn. u. Univ. Dr., Prag.
Reitzenstein R., Univ.-Prof. Dr., Straßburg i. E.
Rentsch, Oberl. a. Gymn. i. d. Neustadt Dr., Dresden.
Reuter E., Kandidat Dr., Halle.
Reuther P., Dr., Leipzig.
Richter E., Oberl. Dr., Berlin.
Richter G., Prof. a. Gymn., Oldenburg.
Richter M., Dr., Leipzig.
Richter M., stud. phil., Halle.
Richter O., Dir. d. Prinz Heinrich-Gymn. Prof. Dr., Berlin.
Richter, Frau Dir., Berlin.
Richter R., stud. phil., Halle.
Riehl A., Geh. Hofrat Univ.-Prof. Dr., Halle.
Riehm G., Oberl. a. Stadt-Gymn. Dr., Halle.
Riemer G. C., Leipzig.
Risop A., Prof. a. d. 2. Realsch. Dr., Berlin.
Risop, Frau Prof., Berlin.
Ritsert Th., Oberl. a. Neuen Gymn., Darmstadt.
Ritter O., Dr., Halle.
Robert C., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Roese E., Realgymn.-Dir. Dr., Stralsund.
Roeßner O., Oberl. a. Gymn. Dr., Merseburg.
Rosenbauer, Prof. a. Progymn. Dr., Lohr a. M.
Rosenhagen G., Oberl. a. d. Realsch. in Eilbeck Dr., Hamburg.
Roßbach Chr., Oberl. a. Gymn., Weilburg a. L.
Rothe P., Oberl. a. Stadt-Gymn., Dr., Halle.
Rothstein G., Gymn.-Oberl. Dr., Friedenau.
Rothstein J., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Rühlmann H., Oberl. a. d. städt. Oberrealsch., Halle.

Rümpler F., Dir., Gotha.
Runge E., Oberl. a. d. Realsch., Coepenick.
Ruttke A., Generalagent, Halle.
Ryssel V., Univ.-Prof. Dr., Zürich.

Salchow G., Oberl. a. Stadt-Gymn. Dr., Halle.
Samter E., Oberl. a. Sophien-Gymn. Dr., Berlin.
Sanden D. v., Frl., Berlin.
Sander F., Schulrat, Bremen.
Saran Fr., Privatdozent Dr., Halle.
Sauer B., Univ.-Prof. Dr., Gießen.
Sauer L., Prof. a. Friedrich Wilhelm-Gymn., Stettin.
Saure W., Oberl. a. d. Realsch., Suhl.
Schaarschmidt U., Rektor d. Realgymn. Prof. Dr., Chemnitz.
Schädel, Prof. a. Gymn. Dr., Büdingen.
Schäfer M., Oberl. a. Doroth.-Realgymn. Dr., Berlin.
Schäffer K., Privatgelehrter, Zürich.
Schaller, Gymnasiallehrer Dr., Freiberg.
Schaper G., Oberl. a. König Wilhelm-Gymn., Magdeburg.
Schauenburg A., Prof. a. Gymn. Dr., Jever.
Scheel W., Oberl. a. Gymn. Dr., Steglitz.
Scheibe L., Gymn.-Dir. Prof., Elberfeld.
Scheich R., K. K. Gymn.-Prof., Wien.
Scheil G., Prof. a. Francisceum, Zerbst.
Scheindler A., k. k. Landesschulinspektor Dr., Wien.
Schellert M., Oberl. a. Progymn. Dr., Berent (W.-Pr.).
Scherping, stud. phil., Halle.
Schieck O., stud. phil., Halle.
Schiff A., o. Mitgl. d. K. Dtsch. Archäol. Instit., Athen.
Schirmeister H., Oberl. a. Gymn., Pyritz.
Schirmer K., Dir. d. Realgymn. Prof. Dr., Magdeburg.
Schlee Fr., Gymn.-Dir. Dr., Sorau.
Schlitt J., Oberl. a. Gymn., Weilburg a. L.
Schmersow M., Buchdruckereibes., Kirchhain.
Schmertosch v. Riesenthal, Oberl. Dr., Leipzig.
Schmidt A., Hofbibliothekar Dr., Darmstadt.
Schmidt A., Gymn.-Dir. Dr., Schleusingen.
Schmidt F., Oberl. a. Aug. Vikt.-Gymn., Dr., Posen.
Schmidt J., Oberl. a. Fürstensch. Dr., Grimma.
Schmidt L., Bibliothekar Dr., Dresden.
Schmidt P., Gymn.-Dir. Dr., Torgau.
Schmidt R., Privatdozent Dr., Halle.
Schmidt W., Prof. Dr., Breslau.
Schmidt-Monnard K., Kinderarzt Dr. med., Halle.
Schnabel W., Kandidat, Halle.
Schneider A., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Schneider F., Gymn.-Dir., Friedeberg.
Schneider G. J., Gymn.-Dir., Frankfurt a. O.
Schneidewin M., Prof. a. Gymn. Dr., Hameln.
Schöber L., Dir. d. Realprogymn. Prof., Uelzen.
Schoenemann J., Oberl. a. Lessing-Gymn. Dr., Frankfurt a. M.
Schoeps R., Oberl. Dr., Schulpforta.
Scholten W. v., Oberl. a. d. städt. Oberrealsch. Dr., Halle.
Schotten H., Dir. d. städt. Oberrealsch. Dr., Halle.
Schrader W., Wirkl. Geh. Ober.-Reg.-Rat. a. D., D. Dr., Halle.
Schrader W., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Schreiber Th., Museumsdir. u. Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Schröder O., Oberl. a. Gymn., Torgau.
Schröder O., Prof. Dr., Berlin.
Schröter E., Oberl. a. Oberrealsch., Weißenfels.
Schröter K., Oberl. a. Kloster U. L. Frauen, Magdeburg.
Schubert, Direktorialassistent Dr., Steglitz.
Schuhardt M., Oberl. a. Stadtgymn., Halle.
Schuhardt W., Prof. a. Realgymn., Halberstadt.
Schullerus A., ev. Pfarrer Dr., Gr.-Schenk (Siebenbürgen).
Schultze B., Dr., Halle.
Schultze G., Oberl. a. Gymn. Dr., Steglitz.
Schultz-Gora O., Univ.-Prof. Dr., Charlottenburg.

Schultz-Gora, Frau Prof., Charlottenburg.
Schulze A., Oberl. a. d. Realsch. Dr., Naumburg.
Schulze K., Prof. a. Gymn. Dr., Inowrazlaw.
Schwabe K., Oberl. a. Stadtgymn. Dr., Halle.
Schwartz P., Oberl. a. Gymn. Dr., Putbus.
Schwarz P., Prof. a. Gymn. Dr., Quedlinburg.
Schweikert E., Gymn.-Dir. Dr., München-Gladbach.
Seeck D. O., Univ.-Prof. Dr., Greifswald.
Seeliger K., Gymn.-Rekt. Prof. Dr., Zittau.
Seidel H., Oberl. a. Gymn. Dr., Sagan.
Seiler Fr., Gym.-Dir. Prof. Dr., Luckau.
Sellin E., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Siebert A., Dr. phil., Steglitz.
Siebert E., Oberl. a. Realgymn. Dr., Dt. Wilmersdorf.
Siebs Th., Univ.-Prof. Dr., Breslau.
Siefert G., Oberl. Dr., Schulpforta.
Sievers E., Univ.-Prof. Geh. Hofrat Dr., Leipzig.
Solmsen F., Univ.-Prof. Dr., Bonn.
Sommer W., Schulvorsteher, Halle.
Sommerlad Th., Privatdozent Dr., Halle.
Sorgenfrey Th., Prof. a. Gymn. Dr., Neuhaldensleben.
Spangenberg E., Oberl. a. d. Klostersch. Dr., Roßleben.
Sparig E., Oberl. a. d. Latina Dr., Halle.
Spreer L., Gymn.-Dir., Merseburg.
Stade G., Oberl. a. d. Latina, Halle.
Stammler R., Geh. Justizrat Univ.-Prof. Dr. jur., Rektor Magnifikus, Halle.
Stange E., Oberl. a. Gymn. Dr., Erfurt.
Stapelfeld, Prof. a. d. Realsch., Crimmitschau.
Starke Th., Institutsvorsteher, Halle.
Staude G., Geh. Reg.-Rat Oberbürgermeister, Halle.
Steckner E., Kommerzienrat, Halle.
Stein L., Prof. a. Gymn. an Marzellen, Köln.
Steindorff G., Univ.-Prof, Dr., Leipzig.
Steinhoff F., Kandidat, Blankenburg a. H.
Steinmeyer R., Gymn.-Dir. Dr., Aschersleben.
Stengel P., Prof. a. Joachimst. Gymn. Dr., Berlin.
Stier E., Gymn.-Dir. Prof., Belgard i. P.
Stier H., Oberl. a. König Wilhelm-Gymn. Dr., Magdeburg.
Strauch Ph., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Streinz Fr., Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Strien G., Dir. a. d. Oberrealsch. d. Franck. Stift. Prof. Dr., Halle.
Strube E., Oberl. a. Francisceum, Zerbst.
Stürenburg H., Rekt. d. Kreuzsch. Prof. Dr., Dresden.
Suchier E., Oberl. a. Gymn. Dr., Höchst a. M.
Suck W., Kandidat Dr., Quedlinburg.
Szanto E., Univ.-Prof. Dr., Wien.

Teitge H., stud. phil., Halle.
Teusch Th., Oberl. a. Gymn. Dr., Wilhelmshaven.
Thalheim, Prov.-Schulrat Dr., Breslau.
Thamm E., Verlagsbuchhändler, Halle.
Thiele R., Gymn.-Dir. Dr., Erfurt.
Thiele R., Prof. a. Friedr. Wilhelm-Realgymn., Stettin.
Thomas E., Major a. D., Halle.
Thon W., Oberl. a. d. Realsch. Dr., Bitterfeld.
Thormeyer W., Dr., Braunschweig.
Thormeyer, stud. math., Braunschweig.
Thumser K., Germanist, Wien.
Thumser V., Gymn.-Dir. Dr., Wien,
Tietz R., stud. phil., Halle.
Tittel K., Oberl. a. Nikolai-Gymn. Dr., Leipzig.
Tolle K., stud. phil., Halle.
Trommsdorff P., Hilfsbibliothekar Dr., Charlottenburg.
Trosien E., Ober- u. Geh. Reg.-Rat, Magdebuıg.
Türk G., Bibliothekar Dr., Breslau.
Tüselmann O., Realsch.-Dir., Havelberg.

Uhl W., Univ.-Prof. Dr., Königsberg.
Uhlig G., Univ.-Prof. Dr. Geh. Rat, Heidelberg.

Urban K., Gymn.-Dir. Propst Dr., Magdeburg.
Urtel H., Oberl. a. d. Höh. Staatssch. Dr., Hamburg-Cuxhaven.

Venediger E., Realsch-Dir. Dr., Erfurt.
Venzke P., Prof. a. Gymn., Stargard i. P.
Viereck P., Oberl. a. Friedr. Wilhelm-Gymn. Dr., Berlin.
Vieze H., Oberl. a. d. 8. Realsch., Berlin.
Vilter E., Oberl. a. Realgymn. Dr., Magdeburg.
Voelker P., Realschulleiter Dr., Suhl.
Vogel, Geh. Rat D. Dr., Dresden.
Voigt Th., Oberl a. Progymn. Dr., Eschwege.
Volkmann W., Prof. a. Maria Magdal.-Gymn. Dr., Breslau.
Vollbrecht W., Prof. a. Gymn. Dr., Altona.
Vollert E., Verlagsbuchhändler, Berlin.
Vollmer F., Univ.-Prof. Dr., München.
Voretzsch C., Univ.-Prof. Dr., Tübingen.
Voßler C., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.
Votsch W., Prof. a. d. Oberrealsch. Dr., Magdeburg.

Wächtler U., Kandidat, Schleusingen.
Wagenführ R., Prof. a. Gymn. Dr., Blankenburg a. H.
Wagner A., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Wagner A., Oberl. a. d. Latina Dr., Halle.
Wagner R., Oberl. a. d. Kreuzsch. Dr., Dresden.
Wagner, Oberl. a. Realgymn. Dr., Annaberg.
Wahle H., Realsch.-Dir. Dr., Delitzsch.
Walckling R., Oberl. a. d. Oberrealsch., Halle.
Walter E., Prof. a. Marienstiftsgymn. Dr., Stettin.
Wangerin A., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Wartenberg G., Oberl. a. Lessing-Gymn. Dr., Berlin-Karlshorst.
Waser O., Privatdozent Dr., Zürich.
Weber C., Oberl. a. d. Oberrealsch. Dr., Halle.
Weber L., Oberl. a. Gymn. Dr., Düsseldorf.
Weber L., Prof. a. Louisen-Gymn. Dr., Berlin.
Weber W., Oberl. a. Gymn., Friedenau.
Weber, Dr. phil., Roßbach.
Wegehaupt W., Gymn.-Dir. Prof., Hamburg.
Wehrmann P., Gymn.-Dir. Dr., Pyritz.
Weichardt J., Oberl. a. Matth. Claudius-Gymn., Wandsbeck.
Weidling Fr., Oberl. a. Gymn. Dr., Gera.
Weiland J., Oberl. a. d. Realsch., Oschersleben.
Weise H., Prof. a. Marienstiftsgymn. Dr., Stettin.
Weiske K., Oberl. a. d. Latina, Halle.
Weißenfels O., Prof. a. Franz. Gymn. Dr., Gr. Lichterfelde.
Weißler O., stud. phil., Halle.
Wellmann E., Dir. d. Königst.-Gymn. Prof. Dr., Berlin.
Wenger L., Univ.-Prof. Dr., Graz.
Weniger L., Geh. Hofrat Gymn.-Dir. Prof. Dr., Weimar.
Wenzel, Rektor a. Rimbach (Odenw.).
Wernecke C., Oberl. a. Realgymn., Dessau.
Wessely R., Oberl. a. Sophien-Gymn. Dr., Berlin.
Weßner P., Oberl. a. Gymn. Dr., Bremerhaven.
Wiese B., Prof. a. Oberrealsch. u. Univ. Dr., Halle.
Wilcken U., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Wild, Prof. a. d. Kantonschule, St. Gallen.
Wilisch, Prof. a. Gymn. Dr., Zittau.
Willing K., Oberl. a. Gymn. Dr., Liegnitz.
Willner H., Oberl. a. Progymn. Dr., Stolberg a. Rh.
Windel R., Prof. a. d. Latina, Halle.
Winneberger O., Dir. a. d. Adlerflychtsch. Dr., Frankfurt a. M.
v. Winterfeld P., Privatdozent Dr., Schöneberg-Berlin.
Wissowa G., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Witkowski G., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Wohlfahrt B., Oberl. a. Progymn., Gandersheim.

Wotke K., k. k. Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Wülker L., Dr., Leipzig.
Wülker R., Geh. Hofrat Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Wünsch R., Univ.-Prof. Dr., Gießen.
Würfel W., Oberl. a. d. Realsch. Dr., Suhl.
Wunderlich H., Prof. Dr., Berlin.
Wust J., cand. phil., Halle.
Wutk B., Prof., Berlin.

Zacher E., Oberl. a. Gymn., Gnesen.
Zacher K., Univ.-Prof. Dr., Breslau.
Zahn R., Direktorialassistent Dr., Berlin.
Zander W., Prof. a. d. Fürstensch., Grimma.
Zarncke E., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Zelle F., Dir. d. 10. Realsch. Prof. Dr., Berlin.
Ziebarth E., Oberl. a. Wilh.-Gymn. Dr., Hamburg.
Ziegel W., Prof. a. Gymn. Dr., Stargard i. P.
Ziemer H., Prof. a. Gymn. Dr., Kolberg.
Zimmermann Fr., cand. phil., Halle.
Zippel L., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Greiz i. V.
Zobel L., Oberl. a. Gymn., Wiesbaden.
Zucker F., Kandidat, Nürnberg.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

VERHANDLUNGEN

DER ACHTUNDVIERZIGSTEN

VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN HAMBURG VOM 3. BIS 6. OKTOBER 1905

IM AUFTRAGE DES PRÄSIDIUMS ZUSAMMENGESTELLT VON

DR. K. DISSEL UND DR. G. ROSENHAGEN
PROFESSOR OBERLEHRER
IN HAMBURG



DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG 1906

Inhaltsverzeichnis.

I. Allgemeine Sitzungen.

II. Philologische Sektion.

III. Pädagogische Sektion.

IV. Archäologische Sektion.

V. Germanistische Sektion.

Vorstandsliste.

Präsidenten:

Ehrenvorsitzender: Senator Dr. von Melle.
Schulrat Prof. Dr. Brütt (Hamburg).
Prof. Dr. Wendland (Kiel).

Schriftführer:

Oberlehrer Dr. Rosenhagen (Hamburg).
Oberlehrer Nissen (Kiel).
Oberlehrer Dr. Wegehaupt (Cuxhaven).

Obmänner der Sektionen.

1. Philologische Sektion:

Dr. Sudhaus, Prof. an der Universität Kiel.
Prof. Dr. Schultess, Direktor der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg.
Dr. Geffcken, Prof. am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

2. Pädagogische Sektion:

Prof. Wegehaupt, Direktor des Wilhelm-Gymnasiums in Hamburg.
Geh. Rat Dr. Schlee, Realgymnasialdirektor in Altona.

3. Archäologische Sektion:

Dr. Noack, Prof. an der Universität Kiel.
Dr. Klußmann, Prof. am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

4. Germanistische Sektion:

Geh. Rat Dr. Gering, Prof. an der Universität Kiel.
Dr. Dissel, Prof. am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.
Dr. Rosenhagen, Oberlehrer an der Realschule in Eilbeck-Hamburg.

5. Historisch-epigraphische Sektion:

Dr. Volquardsen, Prof. an der Universität Kiel.
Prof. Dr. Ohly, Direktor der Hansaschule in Bergedorf-Hamburg.
Dr. Ziebarth, Oberlehrer am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

6. Romanistische Sektion:

Geh. Rat Dr. Körting, Prof. an der Universität Kiel.
Prof. Dr. Tendering, Direktor des Realgymnasiums des Johanneums in Hamburg.

7. Englische Sektion:

Dr. Holthausen, Prof. an der Universität Kiel.
Dr. Wendt, Prof. an der Oberrealschule vor dem Holstentore in Hamburg.

8. Indogermanische Sektion:

Dr. Wackernagel, Prof. an der Universität Göttingen.
Dr. Fritsch, Prof. an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg.

9. Orientalische Sektion:

Dr. Hultzsch, Prof. an der Universität Halle.
Senior D. Behrmann in Hamburg.

10. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion:

Prof. Dr. Thaer, Direktor der Oberrealschule vor dem Holstentore in Hamburg.
Dr. Fr. Ahlborn, Prof. am Realgymnasium des Johanneums in Hamburg.

Allgemeine Sitzungen.

Erste allgemeine Versammlung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905, 10 Uhr.

Vorsitzender: Der erste Präsident Schulrat Prof. Dr. Brütt.

Die Eröffnungssitzung wurde durch einen Gesangvortrag des Gesangvereins Euthymia unter Leitung von Herrn Dr. Bieber eingeleitet. Darauf ergriff Herr Senator Dr. von Melle das Wort zur Begrüßung der Versammlung:

Hochgeehrte Anwesende!

Im Namen des Senats heiße ich die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg herzlich willkommen.

Diese Versammlung blickt zurück auf eine lange, rühmliche Geschichte. Im Jahre 1837 begründet, ist sie neben der nur um wenige Jahre älteren Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte die älteste der großen wissenschaftlichen Vereinigungen ganz Deutschlands. In den sieben Jahrzehnten ihres Bestehens hat sie sich stets jugendfrisch erhalten und dabei ihr Arbeitsgebiet wesentlich erweitert. Schon in einer der letzten Versammlungen ist von sachkundiger Seite hervorgehoben, daß man im Jahre 1837, als diese Versammlung zum erstenmal zusammentrat, unter Philologie eigentlich nur das Studium des griechischen und römischen Altertums verstand, und daß auch dieses sich damals im wesentlichen auf die Überreste der antiken Literatur gründete, während seitdem durch zahlreiche umfassende Ausgrabungen auf klassischem Boden ganz neue Aufschlüsse über das Leben, die Kultur und die Kunst des griechischen und römischen Volkes gewonnen sind. Und an die so erweiterte klassische Philologie schloß sich im Laufe Ihrer Versammlungen, meine Herren, mehr und mehr die des übrigen Altertums, insbesondere des Orients, und die der neueren Kulturvölker von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Ferner aber

traten hinzu die Geschichte, die Mathematik und die gesamten Naturwissenschaften. So sind hier fast alle Zweige des großen Gebiets, das man auf unseren Universitäten als philosophische Falkultät zu bezeichnen pflegt, vertreten. Daneben sind indes auch andere Fakultäten beteiligt, insbesondere die Theologie und gelegentlich auch die Medizin. Ist doch in diesem Jahre ein ärztlicher Vortrag über die Augenkrankheit des Apostels Paulus angekündigt.

Charakteristisch aber für diese Versammlung scheint mir zu sein, daß in ihr neben dem allgemeinen Interesse der Wissenschaft das Interesse der höheren Schule besonders betont wird, und daß hier Universitätsdozenten und Lehrer der höheren Schulen kameradschaftlich zusammenarbeiten. Mir scheint ein solches Zusammenwirken besonders erfreulich; denn Schule und Universität sind ja aufeinander angewiesen. Es muß für den Universitätslehrer von erheblichem Interesse sein, wie die Schule den zukünftigen Studenten vorbildet, und für den Lehrer der höheren Schule von großer Bedeutung, daß er in steter Fühlung bleibt mit der Wissenschaft, wie sie in erster Linie von den Universitäten vertreten wird. „Universität und Schule", so lautet denn auch bezeichnenderweise eines der Hauptthemata, die in diesem Jahre Ihre pädagogische Sektion behandeln wird.

Meine Herren! Indem ich Ihren heute beginnenden Arbeiten den besten Erfolg wünsche, möchte ich zugleich meine Freude darüber aussprechen, daß Sie dieses Mal nach Hamburg gekommen sind.

Wenn im Binnenlande der Name Hamburg genannt wird, so denkt man zunächst — und mit Recht — an die wirtschaftliche Bedeutung unseres Gemeinwesens. Sie werden, meine Herren, einen Einblick gewinnen in die kommerzielle und maritime Tätigkeit Hamburgs, wenn Sie durch unsere Häfen fahren und den von Schiffen aller Nationen belebten Elbstrom hinab bis an die wogende See — und Sie werden, daran zweifle ich nicht, sich davon überzeugen, daß Hamburg auf diesem materiellen Gebiet eine große nationale Aufgabe zu erfüllen, ein sehr erhebliches Stück deutscher Kulturarbeit zu leisten hat. Aber neben dem materiellen gibt es auch ein geistiges Hamburg. Anknüpfend an das, was hier in verschiedenen Zeiten der Vergangenheit auf den Gebieten der Literatur, des Theaters, der Musik und der bildenden Künste hat geschaffen werden können, und auch auf dem der Wissenschaft — ich erinnere nur an die Namen Jungius, Büsch, Gurlitt —, anknüpfend an diese Traditionen, hat das Hamburg der Gegenwart,

wie ich glaube sagen zu dürfen, in erhöhtem Maße den Ehrgeiz und das Streben, mehr und mehr ein nicht unbeträchtlicher Faktor auch im geistigen Leben Deutschlands zu werden.

Sie, meine Herren, werden Ihr Interesse vornehmlich unserem höheren Unterrichtswesen und unseren wissenschaftlichen Instituten zuwenden.

An staatlichen höheren Schulen besaß Hamburg noch zur Zeit meiner Jugend nur ein Gymnasium, die alte Gelehrtenschule des Johanneums, und eine davon abgezweigte Realanstalt. Im übrigen gab es nur Privatschulen, und darunter ganz vortreffliche. Ich selbst habe eine solche besucht, bis ich zur Sekunda der Gelehrtenschule überging, und ich bin noch heute dankbar für die vielseitige Belehrung und Anregung, die ich dort erhalten habe. Seitdem aber ist ein großer Umschwung eingetreten. Nur wenige der Privatknabenschulen haben sich erhalten; dagegen wächst die Zahl unserer Staatsschulen, insbesondere der Realanstalten, von Jahr zu Jahr. Wir sind bemüht, in der Organisation und Ausstattung dieser Schulen den erhöhten Ansprüchen der Neuzeit tunlichst gerecht zu werden und dabei, was den naturwissenschaftlichen Unterricht anbetrifft, zu vermeiden, daß von dem Gebiet der Schule auf das der Universität übergegriffen wird. Nicht uninteressant dürfte vielleicht für Sie sein, zu sehen, wie auf unseren neunstufigen Realanstalten die Schüler zur Selbsttätigkeit in den Laboratorien herangezogen werden.

Früher zeichneten sich unsere Hamburger Schulen und vor allem auch die Gelehrtenschule des Johanneums dadurch aus, daß sie den Schülern und insbesondere den älteren große Freiheit gewährten. Das hatte gewiß manche Nachteile, aber daneben auch für die Tüchtigeren große Vorteile. Es wurden nicht alle über einen Kamm geschoren; der einzelne konnte mehr seinen individuellen Neigungen nachgehen und seine individuelle Begabung erproben. Diese Vorteile sind auch vor kurzem von einem hervorragenden Gelehrten, einem geborenen Hamburger und ehemaligen Schüler unserer Gelehrtenschule, in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Berlin dankbar hervorgehoben. Ob es möglich sein würde, einmal zu etwas Ähnlichem zurückzukehren? Ich getraue mir kein Urteil darüber; aber als ich sah, daß ein Thema Ihrer pädagogischen Sektion lautet: „Über die Pflege und Entwickelung der Persönlichkeit“, da habe ich in dieser Beziehung eine gewisse Hoffnung geschöpft. Könnten wir dahin gelangen, daß es hieße: „Mehr Können als Wissen!“ und „Mehr Persönlichkeit als Dutzendmensch!“, so würde mich das sehr freuen.

In kräftiger Entwickelung begriffen sind unsere wissenschaftlichen Institute. Ein Teil derselben ist hervorgewachsen aus dem im 17. Jahrhundert begründeten akademischen Gymnasium, das eine Mittelstufe zwischen Schule und Universität war, dann aber in der neueren deutschen Unterrichtsorganisation keinen Platz mehr fand und daher im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgehoben werden mußte. Später traten andere Institute hinzu, die zusammen mit jenen älteren einer Sektion der an der Spitze unseres gesamten Unterrichtswesens stehenden Oberschulbehörde unterstellt wurden. Eine Reihe weiterer Institute, wie die auch wissenschaftlichen Zwecken dienenden großen Krankenhäuser, das Hygienische Institut, das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, die Kommerzbibliothek und die Kunsthalle, unterstehen besonderen Verwaltungen.

In unseren wissenschaftlichen Instituten sind die Naturwissenschaften besonders stark vertreten. An das Naturhistorische Museum mit seinen großen zoologischen und mineralogischen Sammlungen schließen sich der Botanische Garten mit dem Botanischen Museum und dem Laboratorium für Warenkunde, das Physikalische Staatslaboratorium mit der neuen Hauptstation für Erdbebenforschung — dem Geschenk eines unserer Mitbürger —, das Chemische Staatslaboratorium und die Sternwarte, die in diesem Sommer eine Expedition nach Nordafrika zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis entsandt hat. Erst im Beginn einer größeren Entwickelung stehen das Museum für Völkerkunde mit den ihm angegliederten vorgeschichtlichen Sammlungen und die Sammlung hamburgischer Altertümer. Die der Kunstpflege und der Kunstwissenschaft dienenden großen Institute, die Kunsthalle und das Museum für Kunst und Gewerbe, die für Sie Sonderausstellungen veranstaltet haben, werden schon deswegen Ihr besonderes Interesse erregen, weil ihre weit über Hamburg und Deutschland hinaus bekannten Leiter vielfach mit Erfolg neue Wege eingeschlagen haben. Vor allem aber möchte ich die Aufmerksamkeit gerade dieser Versammlung hinlenken auf unser ältestes wissenschaftliches Institut, die aus dem Reformationszeitalter stammende Stadtbibliothek. Sie ist eine der größten Bibliotheken Deutschlands und enthält eine erhebliche Zahl von Handschriften und Inkunabeln. Eine Übersicht über das Sie in erster Linie Interessierende wird eine Ihnen zu Ehren veranstaltete Spezialausstellung gewähren. Von dem interessanten Handschriftenmaterial ist einiges in den Ihnen dargebotenen Festschriften verwertet.

An die genannten wissenschaftlichen Anstalten reiht sich endlich noch eine mit ihnen eng verbundene Institution, der wir

in den letzten Jahren unsere besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben, das sog. Vorlesungswesen der Oberschulbehörde. Dieses faßt die gesamte Lehrtätigkeit der genannten wissenschaftlichen Institute zusammen, und zwar nicht nur der der Oberschulbehörde unterstellten — also z. B. auch die zahlreichen Fachkurse für Ärzte in unseren Krankenhäusern —, und ergänzt diese Lehrtätigkeit durch Kurse auf den hier durch Institute nicht vertretenen Wissenschaftsgebieten. Diese wissenschaftlichen Kurse werden der Mehrzahl nach von hiesigen Gelehrten — darunter einem ständigen Professor der Geschichte, dem in nächster Zeit ein Professor der Nationalökonomie zur Seite treten soll — abgehalten, zum Teil auch von auswärtigen Dozenten. In den letzten zehn Jahren haben neben einigen ausländischen Gelehrten mehr als 50 Professoren von deutschen Universitäten hier gelesen. Die Namen dieser unserer akademischen Ehrengäste würden, aneinandergereiht, ein Kollegium ergeben, auf das jede deutsche Universität stolz sein könnte.

Meine Herren! Als Ihre Versammlung vor 50 Jahren schon einmal uns die Ehre erwies, hier zu tagen, da führte den Vorsitz mein Amtsvorgänger im Senat und in der Unterrichtsverwaltung, der sog. Protoscholarch Senator Dr. Hudtwalcker. Dieser, der neben juristischen auch philologische Studien betrieben hatte und der Versammlung daher einen gelehrten Fachvortrag bieten konnte, sagte damals in seinen Einleitungsworten:

> „Hamburg ist zunächst eine Stadt, wo nicht so sehr die Musen als vielmehr Merkur verehrt wird, obgleich auch jenen zu opfern, wenngleich im engeren Kreise, von altersher eigentlich nie ganz vergessen worden ist.“

Meine Herren! Diese vielleicht schon vor 50 Jahren allzu bescheidenen Worte dürften jedenfalls auf das Hamburg der Gegenwart nicht mehr zutreffen. Ich glaube sagen zu können, daß wir Hamburger über dem Dienst des Merkur keineswegs den Dienst der Musen versäumen.

In der Hoffnung, daß auch Sie, wenn Sie sich bei uns etwas näher umgesehen haben, dem beipflichten werden, heiße ich Sie nochmals in Hamburg herzlich willkommen.“

Der Rede folgte ein zweiter Gesangvortrag, nach welchem der erste Vorsitzende das Wort zur Eröffnungsrede nahm.

Hochgeehrte Anwesende! Als die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle den Beschluß faßte, Hamburg als den nächsten Tagungsort zu wählen, und Herrn Professor Wendland

und mir das Präsidium und damit die Aufgabe übertrug, die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen, da wußten wir, daß wir in der Führung dieses verantwortungsvollen Amtes auf ein allseitiges hilfsbereites Entgegenkommen in reichstem Maße rechnen mußten. Diese Rechnung hat uns nicht getäuscht. In dem zweijährigen Zwischenraume, der uns von der Hallischen Versammlung trennt, wurde eine Sorge nach der anderen von uns genommen, es teilte sich die Last der Verantwortung, und jetzt, wo die Versammlung am Beginne ihrer Verhandlungen steht, können meine ersten Worte nur dem Ausdruck des Dankes an diejenigen gewidmet sein, die uns mit Rat und Tat unterstützt haben.

Ich bin überzeugt, im Sinne aller zu handeln, die an der Arbeit für das glückliche und ehrenvolle Gelingen dieser Tagung beteiligt waren, wenn ich zuerst ein wehmütiges Dankesopfer dem Andenken eines gütigen Gönners weihe, der nicht mehr unter den Lebenden weilt. Als unser Unternehmen sich noch in seinen ersten und unsicheren Anfängen befand, da nahm der verewigte Bürgermeister Hachmann es wohlwollend unter seinen starken Schutz, und was das bedeutete, wie sehr unsere Freudigkeit und Zuversicht wachsen mußten, das werden alle diejenigen in seinem ganzen Umfange ermessen, denen es je vergönnt war, seines reichen und edlen Geistes einen Hauch zu spüren. In demselben Sinne hat nach ihm der oberste Leiter des gesamten hamburgischen Bildungswesens, Herr Senator von Melle, den Ehrenvorsitz geführt, und die herzlichen Worte, mit denen er soeben die Versammlung im Namen E. H. Senates begrüßte, sind der Ausdruck des nie versagenden tatkräftigen Interesses, das er der Vorbereitung dieser Versammlung gewidmet hat.

Wie man es hier in Hamburg gewohnt ist, an den maßgebenden Stellen stets eine wohlwollende Würdigung und Förderung aller wissenschaftlichen Bestrebungen zu finden, so haben E. H. Senat und der Bürgerausschuß auch uns zu hohem Danke verpflichtet, indem sie uns durch eine liberale Spende in den Stand setzten, den Teilnehmern der Versammlung eine Reihe wissenschaftlicher Festesgaben zu überreichen. Gedankt sei auch allen Helfern, die durch das Ansehen ihres Namens, durch das Gewicht ihrer Fürsprache, durch ihre Erfahrung und opferwillige Tätigkeit zum raschen und gedeihlichen Fortgange der Vorbereitungen beigetragen haben. Schließlich aber, und nicht am wenigsten, sei den Männern gedankt, die sich haben bereit finden lassen, uns aus dem Schatze ihrer Forschungen zu belehren und zu neuen Fragen anzuregen. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß wir mit nicht geringem

Stolze das Verzeichnis der Redner und Vorträge nach allen Ländern deutscher Zunge versandt haben.

Die ehrenden Worte, mit denen der Herr Präses der Oberschulbehörde uns soeben im Namen E. H. Senates begrüßt hat, erinnerten uns daran, daß gerade vor einem halben Jahrhundert die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburgs Mauern tagte. Es sei mir gestattet, an diesen Hinweis anzuknüpfen und aus der Rückschau auf den abgelaufenen Zeitraum und einem Blicke auf die gegenwärtigen Verhältnisse den Stoff und die Stimmung meiner Betrachtungen zu entnehmen.

Das Jahr 1855 führt uns in eine Epoche zurück, wo auf das stürmische Begehren und opferfreudige Ringen nach neuen Formen nationalen Lebens eine Zeit der äußeren Ruhe gefolgt war; man hatte das Gelobte Land von ferne gesehen, aber nicht erreichen können; es war wieder einmal eine Zeit des Zweifels und des Glaubens, aber nicht des Schauens: des Zweifels bei denjenigen, die nur sahen, was vor Augen ist, des Glaubens bei denjenigen, die von der Überzeugung durchdrungen waren, daß der Geist es ist, der sich den Körper baut und die Keime künftiger Gestaltungen in seinem Schoße trägt. Wenn es schon selbstverständlich erscheint, daß dieser Glaube vornehmlich dort zu finden ist, wo Bildung mitgeteilt und empfangen wird, und um so stärker sich regt, je nachdrücklicher die dürftige Außenwelt aufs Innere und die kahle Gegenwart auf die Zukunft hinweist, so verstehen wir den kräftigen Zug idealen Strebens, die Innigkeit der vaterländischen Gesinnung, die in den deutschen Bildungsstätten und so auch in den Gymnasien zu Hause war, wo sich damals die deutsche Jugend allein auf das akademische Studium vorbereitete. Dabei trug der damalige gymnasiale Unterricht die Signatur der geistigen Sammlung, der Duldung persönlicher Neigungen und einer freieren Verteilung der Kräfte. Zwar war der Lehrplan mit ebensovielen Gegenständen bedeckt wie heute, aber der Lehrbetrieb erlaubte und forderte ein ruhiges, gesammeltes Versenken in die Sprachen und das Schrifttum der Alten.

Es ist nicht leicht, den damaligen Zustand des höheren Lehrwesens in wenigen Worten zu einem anschaulichen Bilde auszumalen. Eher gelingt es schon, den ganzen Grundton, auf den es abgestimmt war, mit der bloßen Nennung eines bekannten und hochgeachteten Namens widerklingen zu lassen. Einen solchen typischen Klang hat der Name unseres Johannes Classen, der im Jahre 1805, also gerade vor einem Jahrhundert, in Hamburg geboren wurde, und dessen dankbare und ehrende Erwähnung in

einer Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wohlbegründet erscheint. Einundvierzig Jahre lang hat er drei Hansestädten als Lehrer und Leiter und zuletzt seiner Vaterstadt als Direktor des Johanneums gedient. Ludwig Wiese, nahezu ein Menschenalter hindurch der maßgebende Ordner des preußischen und somit indirekt auch des höheren Schulwesens vieler anderer Bundesstaaten, nennt J. Classen eine der edelsten Gestalten unter den Vertretern des deutschen höheren Schulwesens in den mittleren Dezennien des vorigen Jahrhunderts, und schon derjenige, der ihn nur aus seiner literarischen Tätigkeit über den griechischen Unterricht kenne, müsse eine hohe Meinung von ihm als Gelehrten und Lehrer gewinnen. Solche Worte geben ein Zeugnis von dem, was Classen durch seinen fernwirkenden Einfluß dem ganzen Vaterlande gewesen ist; will man aber einen Begriff erhalten von seinem intimeren Wirken und Walten, wie er durch sein ausgebreitetes Wissen und die Feinheit seines Geistes die reifere Jugend für die gelehrten Studien schulte und durch die Güte und Lauterkeit seiner Gesinnung ihre Herzen gewann, dann braucht man nur die Männer unter uns zu hören, die sich mit Stolz und Dankbarkeit seine Schüler nennen.

Es war Classen noch vergönnt, als Haupt und Hirte seiner lieben Schulgemeinde die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zu erleben. Obgleich nach seiner ganzen Art ein echter und idealer Vertreter des alten Schulbetriebes, war er doch zu weitsichtig und unbefangen, um nicht die Zeichen zu würdigen, die eine wesentliche Änderung des gesamten höheren Schulwesens ankündigten und heischten.

Wie mit der neuen Ära die Verhältnisse auf allen Gebieten sich weiteten, die Gesichtspunkte sich hoben, die wirtschaftlichen Lebensbedingungen sich dehnten und verschoben, so rückte auch unaufhaltsam das große Schulproblem in den Vordergrund, an dessen klarer Formulierung, vergeblichen Lösungsversuchen und abschließender grundsätzlicher Lösung ein volles Menschenalter gearbeitet hat.

Bekanntlich hat bei diesem Ringen und Suchen das humanistische Gymnasium zunächst den Schaden und die Kosten getragen, nicht weil die maßgebenden Kreise es gering schätzten und ihm übel wollten, sondern vielmehr, weil sie es mit vermeintlichen Wohltaten erdrückten. Man erkannte an, daß die Bildungsbedürfnisse und Bildungsmöglichkeiten der führenden Klassen umfassender und mannigfaltiger wurden, aber zu einer Differenzierung der höheren Allgemeinbildung konnte man sich nicht entschließen.

Es herrschte die Besorgnis vor, sie möchte nach der mit so schweren Opfern erkämpften politischen Einheit einen verderblichen Riß durch die Reihen der Gebildeten ziehen. Darum blieb das Gymnasium vorläufig noch dazu verurteilt, allen alles zu sein, es mußte die Bürde des Berechtigungsmonopols noch weiter tragen, die große Masse derjenigen, die eine höhere Allgemeinbildung begehrten, an sich ziehen und damit die dornenvolle Aufgabe übernehmen, der großen Verschiedenheit der Gaben und Zwecke nach Möglichkeit gerecht zu werden.

Unter so bewandten Umständen konnte der Kampf um die Berechtigungen nicht ausbleiben und seine Schärfe nahm ganz von selbst in dem Maße zu, wie die realistischen Anstalten aufblühten und sich mehrten. Er übertönte bald alle übrigen Fragen des höheren Unterrichtes und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit von dem ab, was den tieferen und treibenden Grund der hochgehenden schulpolitischen Bewegung ausmachte. Nicht darauf drängte die Zeit, neben dem gymnasialen auch realistische Bildungswege nur zu dulden und durch Zuerteilung äußerer Berechtigungen abzufinden, sie verlangte mehr, sie forderte das rückhaltlose Zugeständnis, daß die Verleihung gleicher Rechte an die drei neunstufigen Schularten aus dem gleichgeachteten Werte ihrer Bildungsziele zu folgern sei. Diesen großen Gesichtspunkt aus dem verwirrenden Streit um äußerliche Vergünstigungen und aus der unfruchtbaren Diskussion über den Wert und Unwert der verschiedenen Bildungswege auf die ihm gebührende beherrschende Höhe emporgehoben zu haben, ist das unvergängliche Verdienst unseres Kaisers. Wohl waren für eine solche Beilegung des Streites vorher schon gewichtige Stimmen laut geworden, und es fehlte ihnen nicht an beifälligem Widerhall, aber wie eine befreiende Offenbarung wirkte dieser Gedanke erst dann, als die weithin sichtbare Tat sich zu der gewonnenen Einsicht gesellte.

Nachdem nun der Friede geschlossen ist, erwarten und wünschen wir keineswegs eine Periode des Stillstandes und der Ruhe. Je wahrer und klarer die Auseinandersetzung, je ehrlicher der Friede, um so größer sind auch die Aufgaben und Arbeiten des Friedens. Wenn die große Mehrheit noch unter dem Banne des alten landläufigen Schlagwortes steht, daß der gymnasiale Unterricht zwar den Geist bilde, aber vielfach einen entlegenen unlebendigen Wissensstoff vermittle, die beiden modernen Schularten hingegen beziehungsreichere, aktuellere Kenntnisse, aber nicht die gleiche Zucht der geistigen Schulung bewirken, so gilt es fortan, die Irrtümlichkeit dieser Gegenüberstellung durch eine entsprechende

Auffassung und Behandlung der charakteristischen Bildungsstoffe noch schlagender als bisher nachzuweisen.

Es ist ja doch ein Irrtum, zu meinen, daß die Beschäftigung mit den Sprachen, dem Schrifttum, der Geschichte und Kultur der Alten von der Gegenwart und deren Verständnis ablenkt. Wer solche Behauptungen aufstellt und nachspricht, der haftet mit seinem Blicke an der Oberfläche, er glaubt eine Pflanze aus ihren sichtbaren Teilen, aus ihrem Stamme, ihren Blättern, Blüten und Früchten zu erkennen, und bedenkt nicht, daß alles dies aus den verborgenen Wurzeln und Keimen hervorgegangen ist. Wenn man oft und mit Recht dem Studium des Altertums den Vorzug nachrühmt, daß es den Schüler in eine einfache und abgeschlossene Kulturwelt einführe, so vergesse man nicht, hinzuzufügen, daß dieser übersichtliche Mikrokosmos nicht nur viele lehrreiche Analogien zur Klärung der verwickelten Gegenwart bietet, sondern daß er auch trotz seines äußerlichen und leiblichen Unterganges geistig fortlebt und einen wesentlichen Teil unseres kulturellen Besitzes und Kraftvorrates ausmacht. Diese Einsicht zu fördern, durch langsam reifende Erkenntnis das Alte in dem Neuen und das Neue in dem Alten zu zeigen, wird immer eine vornehme Aufgabe der Schule bleiben und ein sicherer Weg, die Jugend zum geschichtlichen Empfinden und Denken anzuleiten. Wahrlich, wir haben keinen Grund, an dem Gegenwartswert der klassischen Bildung zu zweifeln, und am wenigsten jetzt, wo die Altertumsforschung so glänzende Ergebnisse in schneller und überraschender Folge zeitigt. Ein Schleier nach dem anderen lüftet sich, helles Licht steigt aus dem bis dahin für undurchdringlich gehaltenen Dunkel empor und trägt den Blick zurück in weite Fernen, wo ungeahnte Zusammenhänge sich offenbaren. Nicht minder gelingt es unseren Forschern, immer neue Fäden aufzuweisen, die uns mit dem Altertum verbinden. — Zivilisieren heißt: die Menschen einander nahe rücken. Wie es heutzutage keine Entfernungen im Raume zu geben scheint, so schrumpfen auch die zeitlichen Entfernungen in der erweiterten weltgeschichtlichen Perspektive zusammen; wie die gleichzeitig lebenden Bewohner der Erde sich unter dem Zeichen des Verkehres enger zusammenschließen, so rücken auch im Zeichen der wissenschaftlichen Forschung die Generationen zusammen, die nacheinander über unsere Erde dahingegangen sind. Und wenn wir uns mehr und mehr, trotz aller berechtigten Gegensätze und Unterschiede, als Glieder einer Menschheit fühlen, nicht nur mit denjenigen, die mit uns leben und streben, sondern vornehmlich auch mit denen, die vor uns und für

uns gelebt und gearbeitet haben, so verdanken wir dies nicht am wenigsten den Erforschern des Altertums. Der warme Hauch der Begeisterung, der durch ihre Reihen geht und den wir angesichts der errungenen Erfolge mit ihnen fühlen, erfüllt uns mit dem Glauben, daß die Sprachen und die Kultur des klassischen Altertums nach wie vor ein hochgeschätztes Bildungsmittel des höheren Unterrichts bleiben werden. Die Aussicht, daß die Zahl der Gymnasien etwas zurückgehen wird, darf uns nicht beirren. Der Zwang des Berechtigungsmonopols hat sie weit über das natürliche Maß hinaus mit solchen Schülern gefüllt, die nach ihrer ganzen Art und Begabung für einen anderen Bildungsweg geschaffen waren. Die Befreiung von diesem Zwange wird dem Gymnasium wohl den äußeren Vorzug seiner überlegenen statistischen Zifferngrößen nehmen, aber sie wird ihm dafür die geistige Einheit und Sammlung und die größere Freiheit der Bewegung zurückerstatten.

Aber wie steht es mit dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Lehrstoff, der für die realistischen Anstalten charakteristisch ist, wie die alten Sprachen für die Gymnasien? Ist er der Aufgabe gewachsen, als zentrales Bildungsmittel zur selbständigen Überlegung, zur wissenschaftlichen Behandlung der Dinge und ihrer Beziehungen anzuleiten? Wer die Geschichte des fortschreitenden Menschengeistes betrachtet, wird diese Frage gewiß nicht verneinen wollen. Alle Philosophen vom Altertum bis auf die Jetztzeit haben die Natur zu den vornehmsten Gegenständen ihrer denkenden Betrachtung gerechnet, und die einflußreichsten unter ihnen sind, von den wissenschaftlichen Grundlagen der Natur- und Größenlehre ausgehend, zu Königen im Reiche des Gedankens geworden. Es sei mir vergönnt, das Kleine mit dem Großen zu vergleichen. Was wir an den geistigen Beherrschern ganzer Zeitalter sehen, soll uns ein Fingerzeig und Rückhalt für die bescheidene und doch so wichtige Kleinarbeit der Schule sein. Sind jene Männer von den zählenden und messenden Wissenschaften, von der denkenden Durchdringung der Natur zu Gründen des Seins hinab- und zu den höchsten Fragen der Menschheit emporgestiegen, dann wird es auch gelingen, die Mathematik und die Naturwissenschaften zu kräftigen Bildungsmitteln des Schulunterrichtes zu machen. Und es **muß** auch gelingen, denn bei der modernen engen Verbindung der Naturerkenntnis mit der göttlich gebotenen Naturbeherrschung, die mit der sittlichen Herrschaft des Geistes über die Materie nahe verwandt ist, erscheint es geradezu als eine öffentliche Pflicht, die naturwissenschaftliche Einsicht zu vertiefen und somit das praktische Können der gegenwärtigen und der nachfolgenden Generation freier und voller aus-

zulösen. Dazu bedarf es freilich einer angestrengten, unermüdlichen Arbeit, und ich füge vertrauensvoll hinzu: Diese Arbeit wird auch geleistet werden; denn der Appell an die opferwillige Schaffenslust hat immer einen kräftigen Widerhall bei unseren Universitätslehrern und Schulmännern gefunden und wird ihn auch immer finden, wenn es sich darum handelt, ein hohes Ziel für die heranwachsende Jugend zu erreichen. Eifrig sind die Bahnbrecher unter ihnen am Werke, das mathematisch-naturwissenschaftliche Bildungsideal herauszuarbeiten und die entsprechenden Methoden zu entwickeln. Vor allen Dingen ist man sich darüber einig, daß bei der Durchführung des Lehrganges noch entschiedener als bisher das Prinzip des selbsttätigen Suchens und Erprobens der Erkenntnisse neben der Demonstration und Mitteilung befolgt werden müsse. Wohl ist es belehrend für den Schüler und eine heilsame Zucht des logischen Denkens, wenn das festgegründete und festgefügte mathematische Lehrgebäude allmählich vor seinem geistigen Auge sich aufbaut, aber besser und heilsamer ist es, wenn der Schüler, soweit wie möglich, in selbstgelösten kleinen Problemen die Bausteine zum Gebäude hinzuträgt; denn so erwirbt er sich eine im Inneren wurzelnde und darum unverlierbare mathematische Bildung, die ihm das Gefühl des Könnens und das Bewußtsein verleiht, daß die Mathematik nicht eine von den anderen Fächern gänzlich abgesonderte Übung und ein müßiges Spiel des Verstandes sei, sondern ein Machtmittel, die Dinge geistig zu ordnen und zu beherrschen. Ebenso wichtig ist die Selbstbetätigung des Schülers im naturwissenschaftlichen Unterrichte. Wie der Gymnasiast mit aller Anspannung des Geistes den altsprachlichen Klassikern ihren Inhalt abringt, ihn dafür auch um so gründlicher erfaßt und in seinen bildenden Wirkungen festhält, so soll auch der Schüler einen Begriff von den Schwierigkeiten erhalten, welche die Natur dem forschenden Menschengeiste entgegensetzt. Die Natur ist schweigsam und verrät ihre Geheimnisse nur demjenigen, der geduldig immer wieder seine wohlüberlegten und immer wieder berichtigten Fragen an sie stellt; und gerade deshalb ist sie nicht nur eine treffliche Bildnerin der intellektuellen Fähigkeiten, sondern auch eine strenge Erzieherin zur Gründlichkeit und Umsicht, zur Bescheidenheit und Wahrheit. Jene unerträgliche Überhebung, mit der alle Überzeugungen geleugnet und abgetan werden, woran die Mittel der naturwissenschaftlichen Untersuchung nicht heranreichen — dieses Zeichen eines philosophischen Dilettantismus, dessen sich unsere größten Forscher niemals schuldig gemacht haben — dämpft man am sichersten, wenn man schon den Schüler selbst erproben läßt, wie mühevoll die Wege sind, die zur natur-

wissenschaftlichen Erkenntnis führen. Dann wird er sich vor schnellfertigen Urteilen hüten und für immer ein Unfertiger und Werdender im guten Sinne des Wortes bleiben.

Doch, ich muß zum Ende eilen, und wenn ich auch noch manches aus der Fülle des Herzens zu sagen hätte, so soll es mir doch genügen, nach zwei Richtungen die Überzeugung ausgesprochen zu haben, daß angesichts der neuen Wege, die sich an der Schwelle des Jahrhunderts aufgetan, kein Grund vorliegt, kleinmütig in die Zukunft zu schauen. Der charakteristische Bildungsstoff des Gymnasiums hat keineswegs seinen Wert und sein Recht für die Gegenwart verloren, und derjenige der realistischen Anstalten ist imstande, seinen Wert und sein Recht zu erweisen. Es gilt nur, in der festen Überzeugung von der eindringenden Kraft dieser Bildungsmittel zu beharren und auf den neuen Bahnen den alten Glauben an die Kraft des Geistes zu bewahren und zu bewähren.

In solchem Glauben an das Wertvolle und Gute kann uns derjenige ein Vorbild sein, der uns selbst die neuen Wege gewiesen hat. Große Gaben hat die Vorsehung dem Beherrscher unseres gemeinsamen Vaterlandes verliehen, aber die vielseitige, unbeirrte und unermüdliche Betätigung dieser Gaben stammt aus der glaubensvollen Hingabe an die Aufgaben und Pflichten seines hohen Berufes. Im Hinblick hierauf sei denn auch die Huldigung, die wir ihm aus vollem Herzen in der üblichen Weise darbringen, zugleich von sinnbildlicher Bedeutung für die nunmehr beginnende Tagung. Wir erheben uns zum Hoch auf unseren allverehrten Kaiser. Se. Majestät der Kaiser Wilhelm II., er lebe hoch!

Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurden dann die folgenden drei Herren zu Schriftführern für die allgemeinen Sitzungen ernannt:

Oberlehrer Dr. Rosenhagen aus Hamburg, Oberlehrer Nissen aus Kiel, Oberlehrer Dr. Wegehaupt aus Cuxhaven.

Ferner wird auf Vorschlag des ersten Präsidenten beschlossen, daß den einzelnen Rednern eine halbe Stunde zu gewähren sei und daß von einer Diskussion abgesehen werden solle.

Herr Prof. Dr. Tocilescu aus Bukarest begrüßte darauf die Versammlung im Auftrage der rumänischen Regierung und der Bukarester Akademie der Wissenschaften:

Hochansehnliche Versammlung!

Wie auf früheren Philologenversammlungen zu Cöln, Dresden, Bremen, habe ich auch hier in Hamburg die Ehre, im Namen und

Auftrage der rumänischen Regierung und der Bukarester Akademie der Wissenschaften die besten Grüße und Wünsche zu überbringen und für mich um Gestattung der Teilnahme an den Verhandlungen deutscher Philologen zu bitten.

Die klassische Altertumswissenschaft, die ein Band für die Völker Europas und ihre Sprößlinge jenseits der Meere bildet, hat für uns Rumänen auch eine nationale Bedeutung, da Geschehnisse, die zu ihrem Forschungsgebiet gehören, die Taten Trajans, unsere Nation geschaffen haben.

Einen besonderen Wunsch darf ich vielleicht noch an die Teilnehmer der antiquarischen Sektionen richten.

Gewaltige römische Denkmäler, die durch mein Zutun bekannt geworden sind, das Denkmal, oder, wie man jetzt sagen muß, die Denkmäler von Adam-Klissi, sind durch das Wissen, den Scharfsinn und die Kombinationsgabe deutscher Gelehrter zu einer wahren Frage geworden, mit besonderer, durchweg deutscher Literatur, der Frage von Adam-Klissi. Vielleicht könnte jetzt, da das Material vermehrt ist, und hier, wo so manche sachkundige und unbefangene Gelehrten zusammen sind, auch diese Frage zu einer Einigung gebracht werden.

In dieser Wissenschaft aber waren und sind die Deutschen die Führenden, und in dem, was ich auf diesem Gebiete versucht habe, sind deutsche Gelehrte, innerhalb des Deutschen Reiches und in Österreich, meine Lehrer und Förderer gewesen.

Deshalb sind meine und meiner rumänischen Kollegen Wünsche für den Erfolg dieser Versammlung, zu der so viele Meister und Jünger der klassischen Altertumswissenschaft sich zusammengefunden haben, besonders herzlich und warm.

Der erste Vorsitzende dankte dem Redner und verlas den Text des an Se. Majestät den Kaiser abzusendenden Huldigungstelegramms.

Darauf gedachte der zweite Vorsitzende, Prof. Dr. Wendland, nach altem Brauche, der seit der letzten Philologenversammlung verstorbenen Philologen:

Wohl die reichste Ernte hat der Tod in den beiden letzten Jahren unter den Altertumsforschern, besonders unter den Archäologen gehalten. *ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα*: Am 1. November 1903 wurde einem Menschenleben, dessen Inhalt und Arbeitsleistung die menschlichen Schranken zu durchbrechen schien, das Ziel gesetzt. Theodor Mommsen starb kurz vor dem vollendeten 86. Lebensjahre. Schmerzlich empfinden wir die durch den Tod von Ernst

Hugo Berger, Ulrich Köhler, Curt Wachsmuth gerissenen Lücken. In den besten Jahren mußte dem Tode erliegen Christian Belger, durch viele Jahre Herausgeber der Berliner philologischen Wochenschrift, und bald nach ihm sein Freund Milchhöfer, mein unvergeßlicher Kollege. Obwohl ich ihn nur im Niedergange der Kraft kennen lernte, ergriff mich sofort der Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, seines frischen, lebensprühenden Geistes. In seinem langen heroischen Ringen mit qualvollem Leiden habe ich ein Wort der Klage nur über die Unterbrechung seiner Arbeiten vernommen. Schickte er sich doch gerade an, auf Grund jahrelanger Forschungen die tiefsten Probleme griechischer Religionsgeschichte zu behandeln, die er, wie kein anderer, aufzuhellen berufen gewesen wäre. Zu früher Tod raubte uns kurz nacheinander Wilhelm Gurlitt und August Kalkmann, ein Hamburger Kind, beide besonders bekannt durch ihre zu verschiedenen Zielen führenden, aber gleich anregenden Untersuchungen zu Pausanias. Jugendlich verstarb Paul von Winterfeld, der noch auf der letzten Versammlung das Programm der mittellateinischen Philologie entwarf. Ebenso schwer zu ersetzen ist Wilhelm Schmidt, der ausgezeichnete Kenner technischer und fachwissenschaftlicher Literatur der Griechen. Auch Emil Szanto, Adelbert Höck, Rudolf Gaedechens, Arthur Schneider, Emil Luebeck verdienen rühmende Erwähnung. Durch tragischen Tod verlor die Germanistik den vielseitigen, durch seine scharfsinnigen Untersuchungen der Heldensage besonders verdienten Richard Heinzel. Ich nenne ferner die Historiker Wilhelm Naudé, Ottokar Lorenz, Otto von Heinemann, Wilhelm Schirrmacher, Wilhelm Oncken, die hamburgischen Historiker Wilhelm Kollhoff und Otto Rüdiger, den Literarhistoriker Heinrich Bulthaupt, den geistvollen Geographen Friedrich Ratzel, Adolf Bastian, Richard Scheppig, die Romanisten Eduard Koschwitz und Adolf Mussafia, Otto von Böthlingk, den Nestor der indischen Philologie und Mitbegründer des monumentalen Sanskritwörterbuches, die Orientalisten Jakob Krall, Viktor Ryssel, Konsul Johann Gottfried Wetzstein, den Mathematiker Rudolf Lipschitz, den Physiker Johann Kießling, den allen Besuchern der Philologenversammlungen wohlbekannten Ferdinand Ascherson. Von Leitern des Schulwesens oder höherer Lehranstalten, die sich zum Teil durch wissenschaftliche Arbeiten einen Namen erworben haben, seien erwähnt Stephan Wätzoldt, Konstantin Bulle, Richard Franke, Karl Schneider, Rudolf Foss, Gustav Legerlotz, Hugo Holstein, Hugo Weber. Endlich gedenken wir des Gelehrten, der ein hervorragendes Beispiel hochherziger Liberalität im Dienste der Menschheit und der Wissenschaft gegeben

hat, Ernst Abbé in Jena. Allen diesen und den vielen Ungenannten, die der Wissenschaft oder der Schule treu gedient und unserem Herzen nahe gestanden haben, zu ehrendem Gedächtnis bitte ich Sie, sich von Ihren Sitzen zu erheben.

Die Versammlung folgte dieser Aufforderung und erhob sich zu Ehren der Dahingeschiedenen.

Der zweite Vorsitzende teilte dann mit, daß die Weidmannsche Buchhandlung der Versammlung, wie in früheren Jahren, die Summe von 1000 Mark zur Förderung eines wissenschaftlichen Unternehmens zur Verfügung gestellt habe; er schlage vor, die Bestimmung darüber einer Kommission zu übertragen (vgl. dritte allgemeine Sitzung S. 30) und der Weidmannschen Buchhandlung telegraphisch den Dank der Versammlung auszusprechen.

Darauf erteilte der Vorsitzende das Wort Herrn Geh. Rat Prof. Dr. Diels aus Berlin zum ersten Vortrage: **Der lateinische, griechische und deutsche Thesaurus.**

Nach einem historischen Überblick über die Entstehung des Thesaurus linguae latinae, dessen Bearbeitung 1893 mit der Sammlung des Zettelmaterials einsetzte, berichtete der Vortragende im Namen der akademischen Thesaurus-Kommission über den jetzigen Stand des Unternehmens. Der erste Band, von A—Amyzon reichend, ist in diesem Sommer ausgegeben worden. Der zweite, gleichzeitig mit dem ersten begonnene, der An—B umfassen wird, ist bis Bellum gediehen. Die Verzögerung des zweiten Bandes erklärt sich aus der ausnahmsweise großen Anzahl von Eigennamen im Buchstaben B. Überhaupt hat sich die Einarbeitung der Eigennamen, die nur ein Anhängsel des eigentlichen Wortschatzes bilden, als überaus hemmend und störend erwiesen. Daher werden vom dritten Bande an die Eigennamen in einem besonderen Supplemente, das nebenherläuft, erscheinen. Zugleich wird dadurch, daß die Herstellung dieses Supplementes von der Verlagsbuchhandlung Teubner in Leipzig übernommen wird, die noch immer nicht befriedigende Finanzlage des Thesaurus wesentlich gebessert. Neben dem Verlage gebührt außer den direkt an dem akademischen Unternehmen beteiligten Staaten Preußen, Sachsen, Bayern und Österreich auch drei anderen deutschen Regierungen wärmster Dank der Wissenschaft: Württemberg, Baden und — Hamburg, das mit seiner jährlichen Subvention von 1000 Mark den übrigen noch nicht beteiligten deutschen Staaten als leuchtendes Vorbild dienen kann.

Mit dem dritten Bande tritt an die Spitze des Thesaurus-Bureaus in München, da der bisherige Generalredaktor Prof. Vollmer

als Ordinarius an die dortige Universität berufen worden ist, Dr. Lommatzsch, bisher Privatdozent in Freiburg. Der Vortragende hofft, daß unter der Leitung des neuen Generalredaktors die noch ausstehenden zehn Bände ohne weitere Hemmung erscheinen werden.

Anschließend berichtete der Vortragende kurz über einen von England ausgehenden Vorschlag, einen Thesaurus der altgriechischen Sprache bis zur byzantinischen Zeit hin zu gründen, der auf der letzten Generalversammlung der internationalen Assoziation der Akademien zu London 1904 beraten worden ist. Der Plan ist noch verfrüht, da uns in Deutschland vor allen Dingen der lateinische Thesaurus in Atem hält und die griechischen Klassikertexte noch keineswegs in solcher Gestalt vorliegen, daß mit einer Verzettelung begonnen werden könnte. Dies und die Herstellung von Speziallexika muß die nächste Aufgabe der griechischen Philologie sein. Später wird man, in einer Generation etwa, die unendlich schwierige Aufgabe näher ins Auge fassen dürfen.

Ähnlich steht es mit dem Zukunftstraum eines deutschen Thesaurus, der das Grimmsche Wörterbuch dereinst ablösen soll. Auch hier sind die Vorarbeiten noch ganz zurück. Es fehlt an wissenschaftlich brauchbaren Texten für die Schriftsteller aller Epochen der neuhochdeutschen Sprache, es fehlen Speziallexika, es fehlen wissenschaftlich geleitete Darstellungen der meisten deutschen Dialekte. Die Berliner Akademie hat seit Beginn des neuen Jahrhunderts eine „Deutsche Kommission" gegründet und einen Teil dieser Vorarbeiten in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen, nämlich:

1. Publikation meist ungedruckter „Deutscher Texte des Mittelalters", bis jetzt vier Hefte erschienen. Leiter Herr Roethe.
2. Vorbereitung wissenschaftlicher Klassikerausgaben (Wieland, Klopstock, Winckelmann, Justus Möser und Hamann). Leiter Herr Erich Schmidt.
3. Bearbeitung eines rhein-fränkischen Idiotikons. Leiter Herr Prof. Johannes Franck in Bonn.
4. Forschungen zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache von 1300 bis zu Goethe herab. Zunächst sind vier Bände über den Ursprung und das Emporkommen der neuhochdeutschen Schriftsprache des 14. und 15. Jahrhunderts fertiggestellt. Leiter Herr Burdach.
5. Inventarisierung literarischer Werke Deutschlands bis in das 16. Jahrhundert. Leiter die Herren Burdach und Roethe.

Die Akademie hofft, daß auch an anderen Orten diese Vorbereitung auf den künftigen „Wortschatz der deutschen Sprache"

im planmäßigen Anschluß an diese ihre Bestrebungen in die Hand genommen werde und hat daher zur Orientierung der Hamburger Philologenversammlung 400 Exemplare des „Generalberichtes über die Gründung und bisherige Tätigkeit der deutschen Kommission" zur Verfügung gestellt.

Der Vorsitzende dankte dem Redner und erteilte das Wort Herrn Prof. Dr. Bethe aus Gießen zu seinem Vortrage über: **Liebe und Poesie.**

Den Urquell der Poesie oder doch eine ihrer stärksten Quellen pflegt man in der Liebe zu suchen. Die neuere Dichtung ist ja voll von Liebe. Aber die Wissenschaft, seit sie kürzlich begann, mit Ernst diese Sache anzufassen, hat zu Zweifeln geführt und manche andere Antwort zur Erwägung gestellt.

Redner will nicht die Lösung des Problems in dieser Allgemeinheit versuchen, sondern sich auf eine ganz aus sich selbst entwickelte Poesie beschränken, die antike griechische, und fragen, welche Bedeutung für diese die Liebe gehabt hat.

Wenn er nun, wie er hoffe, zeige, daß diese Poesie erst in später Entwickelung die Liebe allmählich aufnimmt, und wenn er aus der Stellung der griechischen Frau in früheren Zeiten dartue, daß das Werben um ein gleichstehendes Mädchen nicht üblich, ja nicht einmal möglich war, so werden diese Betrachtungen, gerade weil sie geschichtliche sind, zum Sturz der üblichen Anschauung beitragen müssen, daß Liebeswerben zur Poesie geführt habe.

Die älteste Poesie der Griechen hat niemals die Liebe zum Gegenstande der Darstellung gemacht, geschweige denn sie in den Mittelpunkt der Handlung gestellt. Weder in Ilias und Odyssee noch in einem anderen Epos Homers und Hesiods gab es eine Liebesszene. Und doch singen sie, daß der troische Krieg um Helena entbrannt sei, lassen Odysseus zu den schönsten und schlimmsten Weibern kommen und leiten die Adelsgeschlechter von Göttern und Göttinnen ab, die sich in Liebe Sterblichen genaht. Aber keiner der alten Epiker versucht, die Liebe zu schildern. Sie wissen nichts von dem gewaltigen Naturtriebe, nichts von zartem Werben und Sehnen. Das Weib ist noch Besitz wie Schätze und Herden. Dem Stärksten gehört die Schönste. Nur in der Ehe vermochte sich das Weib eine Stellung zu erobern. Rührende Bilder ehelicher Liebe hat Homer geschaffen, der die romantische Liebe nicht kennt: Hektor und Andromache, Penelope und Odysseus.

Lange Kulturarbeit mußten noch die Griechen leisten, um das Weib über die Gleichwertung mit Schätzen und Rindern zu heben.

Aber je fester sich das Bürgertum mit seinen Ständen gründete, desto mehr wurde die Liebe bei der Eheschließung ausgeschieden. Kindererzeugung als heilige Pflicht gegen sich und die Ahnen, gegen Geschlecht und Staat erzwang die Ehe; Legitimität, Vermögen, Rang bestimmten die Wahl der Frau, aber ihr Wesen fiel nicht, und selbst ihr Äußeres nicht ins Gewicht. Kein Wunder, daß man sich nur außer der Ehe Befriedigung für die sich mit steigender Kultur immer mehr verfeinernden Triebe suchte. In der Tat haben alle ältesten Liebeslieder der Griechen — sie stammen aus dem 7., 6. und noch 5. Jahrhundert v. Chr. — eine ganz andere Richtung als die Ehe. Nicht anders ist's ja auch bei den deutschen Minnesängern, deren Zeitalter auf analoger Kulturstufe steht.

Um 500 entstand die Tragödie. Aber weit entfernt, daß sie nun unter ihren Motiven die Liebe verwende, finden wir bei Äschylos noch nichts von ihr, und bei Sophokles nur eine leise keusche Spur in der Antigone. Ihr Bräutigam bittet für sie bei seinem Vater, der sie zum Tode verurteilte, aber mit keinem Worte berührt er seine Liebe zu ihr und geht doch um seiner Liebe willen ihr nach in den Tod. Erst sein jüngerer Zeitgenosse Euripides findet in der Liebe immer neue Motive, er, der der Frauen Seele zuerst eröffnete. Ein Greis schon, hat er auch die romantische Liebe, die erste, reine, hingebende, schicksalbestimmende Liebe des Jünglings und Mädchens in seiner Andromache auf die Bühne gebracht.

Jetzt erst, um 400 v. Chr., beginnt das Liebesmotiv in die Poesie einzudringen, und bald hat es gesiegt und herrscht überall. Die Komödie, die Oper nehmen es auf und mit Alexander dem Großen erfüllt es die Elegie als seine eigenste Form, schafft den Prosaroman und erobert das Heldenepos. Nach hellenistischem Muster hat Vergil den Heldentaten des Äneas die sentimentale Geschichte seiner Liebe zu Dido eingewoben. Durch dies bestaunte römische Epos und die antiken Romanstoffe kam das Liebesmotiv in die Dichtung des Mittelalters — viel früher, als wenn dies es aus eigener Kultur hätte hervorbringen müssen, und wiederum hat es die Poesie sich rasch erobert.

Wegen der vorgerückten Zeit wurde die Konstitution der Sektionen auf $1^3/_4$ Uhr verlegt.

Dann erhielt Herr Prof. Dr. Lichtwark aus Hamburg das Wort zu seinem Vortrage: **Künstlerische Bildung auf örtlicher und nationaler Grundlage.**

Der Vortragende erklärte, bei der vorgerückten Stunde werde er sich beschränken müssen, eine kurze Übersicht der beabsichtigten

Darlegungen zu geben[1]). Die Altphilologen, welche nach Hamburg gekommen sind, werden nicht in erster Linie erfahren wollen, was wir denken, sondern was wir tun. Deshalb hat die Hamburger Kunsthalle ihren ganzen vor 1888 vorhandenen Besitz vorübergehend magaziniert und in 15 Sälen und 15 Kabinetten eine übersichtlich geordnete Ausstellung der Erwerbungen seit 1888 veranstaltet. Im Erdgeschoß sind die Ergänzungen der Sammlung holländischer Meister des 17. Jahrhunderts und die der deutschen Meister des 19. Jahrhunderts ausgestellt. Von alter Kunst waren nur niederländische Meister vorhanden. Diese Sammlung auszubauen und im Anschluß daran durch Vorlesungen auf den Besuch Hollands und der deutschen Galerien holländischer Meister vorzubereiten, erschien als örtlich gegebene Maßregel. — Unter den deutschen Meistern des 19. Jahrhunderts galt es, die zur Vertretung zu bringen, die 1888 in der Galerie fehlten. Es wurde angestrebt, die führenden Meister nicht in einem Werke, sondern mit einer Reihe charakteristischer Arbeiten einzuführen. Es wurden u. a. fünf Böcklin, fünf Caspar David Friedrich, sieben Klinger, sieben Liebermann, drei Leibl, drei Trübner, vier Thoma, zwei Burger, fünf Waldmüller und einzelne Werke von Blechen, Kettel, Carl Schuch, J. S. Koch, Uhde und Zügel erworben.

Der erste Stock umfaßt die drei eigentlich hamburgischen Sammlungen (rund 700 Gemälde), die seit 1890 gegründet wurden.

Die Sammlung zur Geschichte der Malerei in Hamburg umfaßt die um 1890 vergessenen Meister von etwa 1370—1800. Die bedeutendsten, wie Meister Bertram, der um 1367 zuerst nachweisbar ist, und Meister Francke (um 1424), gehören zu den größten Meistern der Frühzeit.

In der Sammlung hamburgischer Künstler des 19. Jahrhunderts ist eine größere Anzahl hervorragender Meister der Vergessenheit entrissen (Th. O. Runge, W. Tischbein, Gröger, Jul. Oldach, Jul. Milde, E. Speckter) oder ihrer Bedeutung nach zur Geltung gebracht (Chr. Morgenstern, Vollmer, die Gebrüder Gensler, Val. Ruths, Herm. Kauffmann).

Die Sammlung von Bildern aus Hamburg enthält Landschaften, Bilder aus dem Volksleben und Bildnisse hamburgischer Persönlichkeiten, die im Auftrag der Kunsthalle von hamburgischen und einer Reihe bedeutender deutscher und skandinavischer Künstler geschaffen sind: Kalkreuth (elf Bilder), Kuehl (sieben Bilder),

---

1) Der Vortrag wird ausführlich im Jahrbuch der Hamburger Kunsthalle abgedruckt.

Liebermann (vierzehn), Olde (drei), Slevogt, Trübner, Zügel, die Skandinaven Thaulow, Tuxen, Zorn.

In diesem Zustande gewährt die Sammlung Anschluß an die ältere deutsche und niederländische Kunst (Meister Bertram und Meister Francke), an die holländische des 17. Jahrhunderts (alte Holländer und alte Hamburger des 17. Jahrhunderts, wo Hamburg in künstlerischer Beziehung fast eine holländische Stadt war), an die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts und — durch die Bilder aus Hamburg — an die führenden Meister der lebenden deutschen und hamburgischen Kunst. Die künstlerische Bildung, die diese Sammlung vermittelt, baut sich auf der Kunst auf, die der Boden getragen hat, und auf der großen deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart. Auf dieser festen örtlichen und volklichen Grundlage wird die ausländische Kunst der Vergangenheit und Gegenwart eine Bereicherung bilden, nicht, wie bisher, ein Mittel sein, von der eigenen Kunst abzuleiten.

Zweite allgemeine Versammlung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905, 12 Uhr.

Vorsitzender: Der zweite Präsident Prof. Dr. Wendland.

Zuerst erhält das Wort Prof. Dr. Conze zu seinem Vortrage:

Pro Pergamo.

Prof. Conze führte zuerst eine Reihe von Lichtbildern vor, welche die Versammlung, wenn auch nur sehr ungenügend, nach Pergamon versetzen sollten, und fuhr dann fort:

Es werden bald 30 Jahre, daß wir von Deutschland diesem Platze, der damals kahlen, nur streckenweise von Mauertrümmern überzogenen Höhe, durch Ausgrabung den Rest ihrer einstigen Prachtgestalt wiederzugeben gesucht haben; bekanntlich in zwei Perioden energischer Arbeit, getrennt durch eine Pause der Jahre 1887 bis 1900.

Die erste Periode ist die der an Karl Humanns Namen geknüpften Untersuchung der Königlichen Museen zu Berlin. Von der Entdeckung des großen Altars ausgehend strebten wir schon damals ins Ganze der Königsstadt, deren Krone mit Markt, Altar und den anderen Bauten wieder ans Licht trat, als Abschluß Friedrich Gräbers glänzender Nachweis der größten Druckwasserleitung, die wir aus dem Altertume kennen.

Dann wandten sich die Museen dem Mäandertale zu, nach Magnesia, nach Priene, und haben jetzt die gewaltige Aufgabe, Milet und das Didymaion, erreicht.

1900 begann dann die zweite Periode der Untersuchung in Pergamon. Im Einvernehmen mit den Museen trat das deutsche archäologische Institut in die Aufgabe ein. Ein neuer wichtiger Ausgangspunkt wurde durch die Entdeckung des großen Südtors der Eumenischen Stadtbefestigung gewonnen. Von da aus arbeitet man jetzt regelmäßig jedes Jahr etwa drei Herbstmonate lang von der Peripherie der Stadt her dem Glanzpunkte der Museumsaufdeckungen auf dem Gipfel des Stadtberges entgegen. Man geht schon wieder auf der Hauptstraße zum großen unteren Markte, höher hinauf am Hause her, das in römischer Zeit ein Konsul namens Attalos bewohnte, das die Kopie des attischen Hermes Propylaios des Alkamenes geliefert hat, zum Gymnasium, einer hellenistischen Anlage in römischem Umbau, dessen großräumige Ruine man gegenwärtig freizulegen beschäftigt ist.

Weiter aufwärts, zwischen den Arbeitsplätzen der beiden Ausgrabungsperioden, liegt noch das unerforschte Terrain, von der jetzt in ihrem ganzen Verlaufe offenen Hauptstraße als einem Leitfaden durchzogen.

Die erste Periode der Grabungen hat unter Humanns örtlicher Leitung die unvergleichlich großen Funde geliefert, welche jetzt im Berliner Pergamonmuseum vereinigt sind. Die zweite Periode, unter Dörpfelds Führung, geht nun, unbekümmert um den dennoch immer lohnenden Einzelgewinn an Funden, rein wissenschaftlich herauspräparierend, auf den Wiedergewinn des Gesamtbildes jener Residenzstadt aus, welche für die Geschichte des Altertums auf der Grenze von Hellas und Rom steht.

Das Pergamon, das dabei (von der römischen Neustadt in der Ebene erst einmal abgesehen) der Gegenstand der Forschung ist, hat nicht den Reiz eines tausendjährigen Nach- und Übereinander, wie das Ephesos unserer österreichischen Kollegen oder Milet, dem jetzt Wiegand im Auftrage der Berliner Museen sich widmet. Es hat dafür den Reiz eines in der kurzen Zeit von fast nur einem Jahrhundert der Attalidenherrschaft geschaffenen Stadtkunstwerks, dessen dominierende Grundlinien, wie schon Strabo zu sagen weiß, der eine Geist Eumenes des Zweiten in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. gezogen hat.

Diese Einheitlichkeit des bedeutenden Objekts liegt der Forderung zugrunde, das einmal Begonnene der Aufdeckung [illegible] Ende zu führen, dazu die Möglichkeit, es ohne Behi[illegible] Okkupation völlig frei zu untersuchen; denn [illegible] Zeit beginnend, mit einem Rückschlage nur in [illegible] hat die Stadt den Berg verlassen, ist in die [illegible]



wo heute die Türken-, Griechen-, Armenier-, Juden- und Zigeunerstadt sich ausbreitet. Nur ein Weniges reicht das Griechenviertel den Fuß des Berges hinauf in den Stadtumfang der Königszeit hinein, und die einsichtige Ottomanische Verwaltung Hamdi Beys hat dem weiteren Vordringen eine Grenze gesetzt.

Ist noch jemand unter Ihnen, verehrte Versammelte, der in Dessau auf der Philologenversammlung zugegen war, da über Pergamon berichtet wurde, oder der dem Kostümfeste beigewohnt hat, mit welchem einmal die Berliner Künstlerschaft dem allgemeinen Enthusiasmus für das Entdeckungswerk von Pergamon einen so glänzenden Ausdruck gab? — Vor allem war es doch die Bereicherung unserer Kunstsammlungen, welche so zündend wirkte. Daher galt der großen Mehrzahl des Publikums das Werk als getan, und wie mancher verwunderte sich zu hören, daß noch viel zu tun bliebe.

Ich habe schon einmal Pro Pergamo gesprochen, der Durchführung des großen Unternehmens das Wort zu reden, und jetzt dürfen wir die als einigermaßen gesichert ansehen.

Wenn Sie heute gestatteten zum zweiten und wohl zum letzten Male unter dem Titel Pro Pergamo zu sprechen, so gilt es etwas Weiterem, es gilt der dauernden Erhaltung der wiederaufgedeckten Attalidenstadt.

Wohl sind die Skulpturen, welche in den Museen geborgen werden, ein besonders prägnanter Ausdruck des Großen in dem Wesen jener hellenistischen Residenz, wohl bietet die mit vereinigten Kräften betriebene Bearbeitung alles Gefundenen in Buchform reiche Quellen des Wissens dar — es sind hier einige Proben aus den nächsterscheinenden Bänden der „Altertümer von Pergamon" ausgestellt —, aber die grundlegende Totalität ruht doch in der eindrucksvollen Ruinenwelt an ihrem alten Platze. Indem wir sie von der schützenden Decke der Verschüttung befreit haben, haben wir sie zugleich allen zerstörenden Einflüssen und Eingriffen von Wetter und Menschen preisgegeben. Wer so freilegt, der hat auch die Pflicht mit einzutreten für die Erhaltung.

Theodor Wiegand hat dieser Forderung auf dem internationalen Archäologenkongresse zu Athen im Frühling dieses Jahres unter allseitigem Beifall Ausdruck gegeben. Er hatte selbst den Schmerz erfahren, zu sehen, was ohne solche Pflichterfüllung geschehen kann. „So genügt es nicht", sagte Wiegand, „sich nach der Erledigung der Ausgrabungen vornehm und kalt zurückzuziehen, als stände es ja nun im Buche, sondern es liegt die moralische Verpflichtung ob, den aufgedeckten Platz dauernd im Auge zu behalten."

Das ist es, was ich für Pergamon für die Zukunft, die ich nicht mehr sehen werde, hier öffentlich erbitten wollte.

In Pergamon ist die Gefahr für die Denkmäler um so größer, als die volkreiche Stadt unmittelbar dabei liegt. Wenn jeder für die Tochter, die er verheiraten muß, ein Häuschen zu bauen hat — *τί νὰ κάμνωμεν, σπίτια πρέπει νὰ κάμνωμεν*, sagte mir eine töchterreiche Mutter — so kann man es den armen Leuten ja kaum verdenken, wenn sie sich an den Ruinen vergreifen. Schon die kleinsten Kinder sah ich instinktiv, wenn sie einer Ausgrabung nahe kommen konnten, den Stein, den sie tragen konnten, wegschleppen nach dem Elternhause hin, wo der Vorrat zu einem Neubau sorglich gesammelt wird. In den vierziger Jahren ist eine der alten Brücken in Pergamon vom Winterwasser des Selinos zum Zusammensturze gebracht; heute ist kaum ein loser Stein mehr von dem Ganzen vorhanden.

Das wird besser werden, aber sehr langsam. Es regt sich schon etwas von Einsicht in den Wert der Denkmäler in einzelnen Kreisen der Bewohner von Pergamon. Zum ersten Male haben wir in Kemal Bey einen darin einsichtigen Kaïmakam in Pergamon, daß er selbst für Erhaltung eintritt. Der Fürsorge der ottomanischen Verwaltung der Altertümer können wir, seitdem Hamdi Bey und die Seinen an der Spitze stehen, sicher sein, und ihr Vertreter in Pergamon, Dimitrios Tscholakidis, ist es, durch den auch wir der Bewachung der Ausgrabungen das ganze Jahr hindurch sicher sein können. Aber es ist zu viel der Art zu sorgen im türkischen Reiche! Immer trifft uns die Mitverantwortung. Wenn später ein Reisender den Stadtberg betritt und sich in jene Zeit zurückversetzen will, als die Attaliden von dieser beherrschenden Höhe auf ihre Stadt und ihr Reich hinabblickten, dann soll es nicht heißen: die Deutschen haben diese Denkmäler wohl ans Licht gebracht, aber sie haben sie auch der Verwüstung überlassen.

Solange wir an den Ausgrabungsarbeiten sind, sorgen wir mit Genehmigung und unter Mitwirkung der ottomanischen Verwaltung auch für dauernde Bewachung. Aber wir müssen darüber hinausdenken. Wer wird später denken, wenn die Zeit kommt? Wer hat diese Verpflichtungen auf die Dauer einzulösen? Gewiß zunächst die, welche die denkwürdigen Reste durch Ausgrabung freigelegt und so preisgegeben haben. Das sind in unserem Falle die Anstalten der Königl. Museen und des archäologischen Instituts. Wenn wir nach der heutigen Gesinnung urteilen, wird da hoffentlich der Sinn nicht fehlen. Wollten sich

aber Mäcene finden, die dafür ein einziges Mal so viel stifteten, wie Graf Loubat dem Vernehmen nach jüngst jährlich für die Ordnung der Ausgrabungen der Franzosen auf Delos gibt, 50 000 Francs, so wäre mit den Zinsen eines solchen Kapitals ein für allemal dem Bedürfnisse genügt, zwei Wächter, so wie wir sie jetzt besolden, am Platze zu halten und zu überwachen. Dazu wäre dann unser archäologisches Institut in Athen, das jetzt der Ausgrabungen waltet, berufen.

In Amerika, in England werden die Untersuchungen in Griechenland aus privaten Mitteln bestritten. Österreichische Gönner haben die von dort ausgehenden Untersuchungen in Kleinasien gefördert, Deutsche der Untersuchung von Milet einen festen Boden geschaffen.

Und wie das Interesse nur für die Erhaltung auch bei uns wachgerufen werden kann, hat uns erst eben unser Landsmann in Bremen gezeigt, als er die Mittel gab, um Säulen des Heratempels in Olympia aus den gefallenen Trommeln wieder aufzurichten, auch dort dem Namen der deutschen Untersuchung zu Ehren.

Daß mein Wort solches tatkräftiges Interesse für Pergamon ohne weiteres wachrufen könnte, das glaube ich kaum, bin auch nicht gekommen zu betteln.

Aber ich habe diese Aussprache über das, was not tut, als mein Testament, sozusagen, hier vor Ihnen niederlegen wollen, in einer Sache, der ich bald dreißig Jahre habe dienen können.

Mögen die Überlebenden es bewahren!

Der Vorsitzende dankte dem Redner mit dem Wunsche, daß er die Verwirklichung seines Wunsches, daß Pergamon erhalten bleibe, erleben möge, und erteilte das Wort Herrn Prof. Lic. Metz aus Hamburg zu seinem Vortrage: **Der Pflichtbegriff innerhalb Goethischer Ethik.**[1])

Goethes Weltanschauung ist Naturalismus, die Frage nach der Bedeutung der Pflicht bei Goethe setzt darum die andere voraus: Ist eine naturalistische Ethik möglich? —

Der Goethische Naturalismus sieht in der Natur nicht bloß das ewig gleiche mechanische Spiel blinder Kräfte, sondern er sieht dahinter einen Drang, der im Wiederholen Neues zeigt, beides faßt er zusammen in dem Wort: „Die Gott-Natur". Ist Gott mit der Natur eins, so entwickelt er selbst sich in ihr, und seine Selbst-

1) Der Vortrag erscheint vollständig in den „Preußischen Jahrbüchern".

entwickelung ist seine Selbstverwirklichung. Sein Ziel ist das Schlußglied der ganzen Entwickelung: Der bewußte Geist im Menschen. Die grundsätzliche Stellung und Aufgabe des Menschen ist also: Gott auf der Erde zu offenbaren, d. h. zu verwirklichen als bewußten Geist.

Welchen Weg geht er dazu? — Seine Naturausrüstung ist ein tierischer Organismus mit den tierischen Seelenkräften: Lebenstrieb und Empfindung. Den Geist erzeugt er daraus durch Steigerung mittels der Sprache. Durch die Sprache gelangt er vom Empfinden zum Denken und so zu Wissenschaft und Kunst oder zu Wahrheit und Schönheit. Beide bilden die Formen, in denen der Geist sich selbst darstellt (erkennt und anschaut).

Sprache, Wissenschaft und Kunst sind das Werk der Geschichte. Diese ist das Ringen der Menschen um den Besitz der Erde, dabei führt die Not zur Bildung der Gemeinschaft, und auf deren Boden tut sich ein neues Feld auf: Die sittlichen Begriffe. Die Tugenden der Aufopferung und Selbstbeschränkung, die Begriffe des Eigentums, der Treue, der Gerechtigkeit, Achtung vor fremdem Leben usw. entstehen aus den Bedingungen des Zusammenlebens. Die Idee der Menschheit als einer geistigen Gemeinbürgschaft und die Forderung der allgemeinen Menschenliebe schließt den sittlichen Horizont ab. An dem so sich bildenden neuen Bewußtseinsinhalt lernt der Mensch sich erst als Geist erkennen und gewinnt die neue Pflicht der Selbstachtung. Nach der asketischen Überspannung des Geistideals im Mönchtum und ihrer Korrektur durch die Reformation fassen wir heute im Goethischen Sinne den Menschen als ein sinnlich-geistiges Wesen auf, und dessen Aufgabe kann nur lauten: Mit den Mitteln der Sinnlichkeit den Geist in der sinnlichen Welt zu verwirklichen und zwar sowohl in sich selbst durch Disziplinierung der Triebe und Leidenschaften, als auch durch Mitarbeit an der Gemeinschaft zur Herstellung der geistigen Gemeinbürgschaft der Menschheit.

Wie vollzieht er diese Arbeit?

Die gemeine Meinung antwortet: Durch den freien Willen, indem er sie sich als Pflicht vorhält. Allein der Wille ist nach naturalistischer Anschauung nicht frei. Er wird vielmehr auf seinen drei Stufen (Trieb, Begehren, eigentlicher Wille) erst in Bewegung gesetzt durch die Empfindung von Lust und Schmerz, durch die Vorstellung des Nützlichen oder Schädlichen, endlich durch die sittlichen Begriffe — wenn diese ins Wertgefühl eingehen und hier als Förderungen oder Hemmungen des Daseins bewußt werden. Der Wille kann also niemals durch die bloße Forderung ver-

sittlicht werden, sondern nur dadurch, daß die sittlichen Begriffe durch Einführung ins Wertgefühl zu bewegenden Kräften, zu „Motiven“ gemacht werden. Dies geschieht durch die Erziehung. Sie geht von der Gemeinschaft aus, für die sie ein Gebot der Selbsterhaltung ist. Hier findet die Pflicht als pädagogischer Hilfsbegriff und die Strafe als pädagogisches Hilfsmittel ihre Stelle. Sind die sittlichen Begriffe durch Belehrung und Gewöhnung ins Wertgefühl eingeführt, so folgt der Wille ihnen automatisch, und dieser Gang wird geregelt durch das Gewissen, das kein Urphänomen, sondern eine rein funktionelle Erscheinung ist.

So wäre die Lösung der sittlichen Aufgabe auf dem bloßen Wege der Natur gesichert, wenn nicht auch die sinnliche Seite im Menschen fortbestände und ihren Einfluß auf den Willen ausübte. In der Tat kann sie infolge von fehlerhafter Naturanlage oder Mängeln der Erziehung die Lösung der Lebensaufgabe verhindern, und dann ist das Leben des Menschen gescheitert. Doch hat auch hier die Natur dem Menschen die Möglichkeit gegeben, sich ihrem Zwange zu entziehen. Sie hat ihm das Bewußtsein gegeben, in dem sich auch die Mechanik seiner inneren Einrichtung zurückspiegelt, und wie er der äußeren Natur durch Anpassung an ihre Mechanik scheinbar unmögliche Wirkungen abringt, so kann er auch in sich Vorstellungen, Empfindungen und Willensantriebe so trennen, verbinden und ordnen, daß aus zerstörenden Leidenschaften Kräfte des Guten werden. Das ist Selbsterziehung, durch Behandlung seiner selbst als Natur, die das Werk der Erziehung vollendet und vom sittlichen Automaten zur sittlichen Autonomie und so zur sittlichen Freiheit führt, in der der Wille nur sittlichen Antrieben gehorcht. Auch hier findet die Pflicht ihre Stelle als ein Hilfsbegriff, durch den der Mensch selbst sich das Ideal vorhält. Da wird Pflicht (nach Goethe): „wo einer liebt, was er sich selbst befiehlt.“

Auf allen Stufen aber erscheint der Mensch als Werkzeug der Selbstentwickelung Gottes durch die Natur, und seine Sittlichkeit ist, wenn er dies erkannt hat, nichts anderes als Werkzeug sein zu wollen.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. Geffcken: **Altchristliche Apologetik und griechische Philosophie.**

Die Betrachtung des Verhältnisses, das zwischen der eine große Menge von Schriften umspannenden christlichen Apologetik und der griechischen Philosophie obwaltet, hat, von aller Teleologie absehend, nur der nüchternen Erkenntnis einer geschichtlichen Entwickelung zu dienen. Die literarische Verteidigung des Christen-

tums steht wie die moralische und apokalyptische Literatur der Christen wesentlich auf jüdischem Boden, und so wird auch ihr Verhältnis zur griechischen Philosophie durch die Anschauungen der jüdischen Hellenisten vorgezeichnet: von den Juden, die ihre Angriffe auf das hellenische Götter- und Götzenwesen der griechischen Philosophie entnehmen, lernen die Christen, sich ihrer Feinde zu wehren, und ebenso wie die Juden, ja mit ihnen, empfinden sie den Konflikt zwischen dem eigenen philosophischen Vorgehen und dem Wesen ihrer neuen geoffenbarten Religion; sie gewinnen einen Ausweg durch die Annahme, die Griechen, so vor allem der jetzt viel gelesene Platon, hätten ihre Weisheit der Bibel zu verdanken. — Freilich haben die Christen diese jüdische Erbschaft nicht en bloc übernommen, sondern, ungebildet wie sie zum großen Teil noch waren, lange Zeit gebraucht, um den von den Juden durchmessenen Weg noch einmal zurückzulegen und in den Besitz der griechischen παιδεία zu treten: wie der Stil und die Ausdrucksmittel ihrer Schriften, so ist die Anschauungsweise der Apologien noch ganz unentwickelt, und man darf daher in diesen ersten Apologeten nur dürftige Sophisten, einen niederen philosophischen Klerus erblicken, der durch seine oft mehr als schlechte Vorbildung verhindert wird, mit den gleichzeitigen heidnischen Philosophen, deren Wissen auch oft recht unselbständig ist, Schritt zu halten. Das zeigt sich namentlich in dem Mangel an selbständiger Lektüre Platons, mit dessen Kernstellen man fortwährend operiert, ohne sie aus Platon selbst entnommen zu haben. So lebt dies philosophische Apologetentum der älteren Zeit in der Hauptsache von Exzerptenweisheit und von alten, immer wieder ausgetretenen Gemeinplätzen. Aber man benützt nicht nur die Philosophen, sondern man rechnet sich wieder und wieder zu ihnen, ja man wird auch von den Gegnern als philosophische Sekte betrachtet. Dem widerspricht dann die gehässige Verachtung, die einzelne Apologeten der griechischen Philosophie, deren sie doch nicht entraten können, entgegentragen, widerspricht die oft ausgesprochene Überzeugung, daß jedes alte Weib unter den Christen die heidnische Philosophie auf den Mund zu schlagen vermöge.

Recht bezeichnend ist auch die Stellung der Apologeten zu Sokrates. Der große Athener stand damals wieder im Vordergrunde des ethischen Fragen besonders zugewandten Zeitalters; jeder Dulder im Philosophenmantel sah in ihm sein Vorbild. Nicht anders die Christen; sie berufen sich in ihren Nöten auf ihn und seinen heiligen Unschuldstod. Gleichwohl aber beginnen sie doch bald allerhand an ihm auszusetzen und können nament-

lich nicht darüber hinwegkommen, daß er in seiner Sterbestunde ein Opfer zu vollziehen befohlen habe. Später hat dann das erwachsene Christentum sich dieses seines Nothelfers im heidnischen Lager selbst ganz zu entledigen gewußt.

Mit der Zeit erkannte das Christentum die Notwendigkeit, die Philosophie anders als nur aus Handbüchern zu studieren. Clemens Alexandrinus hat Platon selbst gründlich gelesen, und damit beginnt denn auch die Spekulation. Origenes ist jedem Heiden der Zeit in der Kenntnis der Philosophie gewachsen, und wenn auch bei ihm die alten Widersprüche zwischen dem religiösen und philosophischen Bewußtsein noch nicht ganz fehlen, so löst er sie doch mehr oder minder durch sein selbständiges System auf. Namentlich verdient er Lob, weil er das alte Dogma von der Benutzung der Bibel durch Platon schon weit weniger zuversichtlich weitergibt als manche seiner Vorgänger.

Der common sense der Römer unter den Apologeten läßt die alte, leicht faßliche Weltweisheit wieder aufleben. Namentlich trägt der Apologet Lactanz die Schuld, daß andere als ethische Fragen für ganz unnütz, ja verderblich gehalten wurden. Dies Urteil trifft zuerst die Naturwissenschaft, von der man sich mit der Zeit empört wie von einem Eingriff in Gottes Rechte abwendet. Am Endpunkt dieser Literatur steht Augustin, der größte Apologet des Christentums. Er ist der Freund der Philosophie, der Kenner Platons, den er gleichwohl nicht im Urtexte las; auf Augustins System ist der Athener von beträchtlichem Einflusse gewesen. So setzt der große Afrikaner eine Weltanschauung in die andere um: es gelingt, weil der Platonismus im Heidentum wie im Christentum schon lange gleich mächtig lebte.

Entsprechend der ganzen Zeitrichtung mußten sich die Apologeten mit der Philosophie ihrer Zeit, d. h. ganz besonders mit dem Platonismus auseinandersetzen. Das ist weder ohne Mißverständnisse noch ohne die allerschwersten Widersprüche zum Wesen der christlichen Religion geschehen. Diese Widersprüche sind auch nie beseitigt worden, sie bestanden damals, sie bestehen heute noch. Aber alles historische Leben, alle Entwickelung ist und bleibt ein Kompromiß. Das größte für uns erkennbare Kompromiß der Geschichte aber ist nach Kult, Lehre, Leben das Christentum gewesen.

Dritte allgemeine Versammlung.

Donnerstag, den 5. Oktober 1905, 12 Uhr.

Vorsitzender: Der erste Präsident Schulrat Prof. Dr. Brütt.

Prof. Dr. Wendland teilte das Ergebnis der Kommissionsberatung über die Weidmannsche Stiftung von 1000 Mark mit. Die Summe wird Herrn Prof. Kroll in Greifswald zur Vollendung seiner Ausgabe des Astrologen Vettius Valens zuerteilt, deren Bedeutung der Redner eingehend erläuterte. Darauf las er folgende von der pädagogischen Sektion einstimmig beschlossene Resolution vor:

> „Die pädagogische Sektion erklärt es für wünschenswert, daß auf künftigen Versammlungen in noch stärkerem Maße als es erfreulicherweise in Hamburg geschehen ist, Gelegenheit gegeben werde, den Gedankenaustausch zwischen Lehrern der Universitäten und den höheren Lehranstalten über ihre gemeinsamen Interessen zu pflegen."

Der Vorsitzende stellte fest, daß das Plenum sich dieser Resolution anschließt.

Darauf erhält das Wort Prof. Oldenberg aus Kiel zu seinem Vortrage: **Indologie und klassische Philologie.**[1])

Der Vortrag stellt sich nicht die Aufgabe, die sachlichen Zusammenhänge des indischen und klassischen Altertums zu erörtern. Vielmehr beschäftigt er sich in erster Linie mit der Frage, wie die Arbeitsweise des Indologen im Vergleich mit der des klassischen Philologen sich zu gestalten hat. Die Forschungen der Indologie bewegen sich auf einem Terrain, dessen Eigenart von der des griechisch-römischen Altertums durchaus verschieden ist. Damit ist es aber vereinbar, daß die Aufgaben, die es auf beiden Seiten zu lösen gibt, im wesentlichen gleiche Methode verlangen. So erwächst für den Diener der jungen indologischen Wissenschaft die Pflicht, sich die Arbeitstechnik der älteren und gefestigteren Wissenschaft zu eigen zu machen, um sie den Verhältnissen seines Arbeitsgebietes anzupassen. In mancher Hinsicht ist die Indologie doch imstande, der Schwesterwissenschaft die empfangene Förderung zu vergelten. Muß sie darauf verzichten, wie jene, im großen Stil an der Erziehung des Volkes mitzuarbeiten, so kommt doch auch ihr das Recht und die Pflicht zu, dem Weltbild, das nicht nur im Besitz der Spezialisten sein soll, ihre Beiträge zu liefern und damit ein Werk zu tun, dem auch der erzieherische Wert nicht fehlt.

---

1) Der Vortrag wird in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" (Leipzig, Teubner) abgedruckt werden.



Darauf wurde der Saal verdunkelt und Herr Prof. Dr. Koepp aus Münster erhielt das Wort zu seinem Vortrage: **Die Ausgrabungen bei Haltern.**

Der Vortragende gab einen kurzen Überblick über die bei Haltern i. W. in nunmehr sechsjähriger Arbeit aufgedeckten römischen Anlagen, in denen man das Kastell Aliso erkennen zu dürfen gemeint hat, und versuchte dann in eingehenderer Darlegung und durch eine Reihe von Lichtbildern von der Art der dort gefundenen Spuren und der Methode ihrer Erforschung eine Vorstellung zu vermitteln. Ein Kärtchen der ganzen Umgebung von Haltern, in dem die bis zu diesem Jahre aufgefundenen römischen Befestigungen verzeichnet waren, befand sich dabei in der Hand der Zuhörer, während eine als Lichtbild gezeigte Karte des wichtigsten Teils des Ausgrabungsgeländes auch die Ergebnisse der eben abgeschlossenen diesjährigen Ausgrabungen aufwies.

Spuren im Sand — Gräben, Pfostenlöcher und Balkenbettungen — sind die einzigen Reste der einst vorhandenen baulichen Anlagen, und deren Untersuchung und Deutung ist um so schwieriger, als oft die Spuren verschiedener einander folgender Anlagen durcheinander gehen, und nur die tief in den Boden hinabreichenden Spuren uns vollständig erkennbar sind, während die minder tiefgehenden, im Humus gelegenen entweder zerstört sind oder doch auch der aufmerksamsten Beobachtung meist entgehen.

Zum Schluß erstattete Prof. Dr. Kehrbach[1]) aus Berlin den **Bericht über die Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.**

Zu dem ständigen Programm einer jeden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gehört nach einem Beschluß der Gießener Versammlung vom Jahre 1885 ein Bericht über die Monumenta Germaniae Paedagogica, der bisher immer von deren Begründer und Leiter, Prof. Dr. Kehrbach in Berlin, erstattet worden ist. Als zur Unterstützung der Monumenta die Gründung der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte auf der Züricher Versammlung 1887 beschlossen wurde und später sich an die Monumenta noch die Texte und Forschungen, die Mitteilungen der Gesellschaft und das große bibliographische Unternehmen „Das gesamte Unterrichts- und Erziehungswesen in den Ländern deutscher Zunge" angeschlossen hatten, erweiterte Kehrbach seinen Bericht über die gesamten Veröffentlichungen und

1) Prof. Dr. Kehrbach, der sich in Hamburg noch vollkommener Frische erfreute, ist am 21. Oktober gestorben.



schilderte dabei auch die sich innerhalb der Gesellschaft bildenden Organisationen. Zunächst weist er darauf hin, daß seit der letzten Philologenversammlung eine Umänderung der Satzungen vorgenommen worden ist, durch die u. a. die Zahl der Veröffentlichungen eingeschränkt und für die noch bestehenden gewisse Veränderungen eingeführt wurden.

Was die MGP. anbelangt, so sind seit der Hallischen Philologenversammlung erschienen: Band 26 und 32, die Pädagogische Reform des Comenius in Deutschland bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts, von dem bekannten Comeniusforscher Prof. Dr. Kvacala in Dorpat. Das Werk besteht aus Briefen, Entwürfen, theoretischen Schriften der deutschen Mitarbeiter an der pädagogischen Reform des Comenius.

Die Ausgabe der Schulordnungen der höheren und niederen Schulen von Hessen-Darmstadt ist abgeschlossen. Die Dokumente zur Geschichte des österreichischen Gymnasiums von der Zeit Maria Theresias bis zur Regierung Franz II. sind in ihrem ersten Band, der die großartigen Reformationen darstellt, die sich an den Namen des berühmten Paters Gratian Marx knüpfen, soeben erschienen und von Prof. Dr. Wottke aus Wien bearbeitet.

Von dem seit zwanzig Jahren begonnenen Monumentewerke „Die Fürstenerziehung im Hause Hohenzollern", über dessen Gestaltung auf den verschiedenen Philologenversammlungen Bericht erstattet wurde, ist der erste Band, dessen Herausgeber Archivrat Dr. Schuster ist, dem Abschlusse nahe. Diese Arbeiten über Fürstenerziehung sind nicht nur wichtig für die Geschichte des deutschen Unterrichts- und Erziehungswesens, sondern auch für die politische Geschichte, da manche politischen Ereignisse ihre Begründung und Erklärung zuweilen nur finden können in den Grundsätzen, nach denen die Erziehung des Staatsoberhauptes geleitet, und in den Stoffen, die dem jungen Fürsten dargeboten worden sind. Obwohl die Geschichte des Hohenzollernhauses aufs eifrigste erforscht und behandelt worden ist, ist doch die Jugend- und Erziehungsgeschichte noch nicht im Zusammenhang dargestellt worden.

Als nächstes Werk wird die Geschichte des deutschen Handelsschulwesens des 18. Jahrhunderts, bearbeitet von Prof. Dr. Gilow und Dr. Zieger, erscheinen, wobei auch die hervorragende Bedeutung der Hamburger Bestrebungen hervorgehoben werden wird.

Von der großen Pestalozzibibliographie von Oberschulrat Dr. Israel ist der Schluß erschienen und damit ein Werk fertiggestellt, das zum ersten Male das Wesen, Werden und Wirken einer

hervorragenden Persönlichkeit nicht nur an ihren eigenen Werken, sondern auch durch das Verzeichnis der Werke und Aufsätze über diese Persönlichkeit erkennen läßt.

Der Redner kommt sodann noch zu sprechen auf die große Bibliographie des gesamten Erziehungswesens, die leider hat aufgegeben werden müssen; sodann auf die ebenfalls seitdem eingegangenen Texte und Forschungen, die in den „Beiheften" der Mitteilungen ihre Fortsetzung finden; spricht über die Vereinbarungen, die mit den Mitteilungen vor sich gegangen sind; erwähnt unter den „Beiheften" die Ausgabe des Tagebuchs Delbrücks über die Erziehung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen und des Kaisers Wilhelm des Großen; schildert die von den Gruppen Bayern, Hessen-Nassau, Pommern und Österreich herausgegebenen Beiträge und kommt damit auf das Wesen und die Betätigung der innerhalb der Gesellschaft bestehenden Gruppen: Anhalt, Baden, Bayern, Hessen. Die Bildung einer hanseatischen Gruppe steht noch in Aussicht. Ferner bespricht er die an der Zentralstelle in Berlin begonnene Inventarisierung der Archive, zu deren gedeihlicher Entwickelung vor allem die Gruppen beitragen können. Da aber ein Interesse an der deutschen Bildungsgeschichte bei den deutschen Schulmännern als selbstverständlich vorausgesetzt werden muß, so wendet er sich an diese mit der Bitte, die Bestrebungen der Gesellschaft zu unterstützen.

Vierte allgemeine Versammlung.

Freitag, den 6. Oktober 1905, $10^3/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Der zweite Präsident Prof. Dr. Wendland.

Der Vorsitzende verlas folgendes, am Tage vorher aus Bremerhaven eingetroffene Telegramm:

Macte animo iam signa viri movistis ad Albim,
Sic qui prisca tenet castra Visurgis ovat.
Civis Romanus.

und fügte folgende metrische Übersetzung hinzu:

Seid mir gegrüßt, Philologen, am Ufer der Elbe versammelt;
Der an der Weser wohnt, bringet Euch Huldigung dar.

Darauf dankte der Vorsitzende der Hamburgischen Geistlichkeit für ihre in klassischem Latein abgefaßte Begrüßungsadresse, und der Teubnerschen Buchhandlung für das der Versammlung gewidmete Handbuch für Lehrer höherer Schulen.

Herr Direktor Wegehaupt teilte mit, daß die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffgesellschaft die Festteilnehmer, welche

noch keine Gelegenheit zu einer Besichtigung eines Schiffes gehabt hätten, zum Besuch des Dampfers „Cap Ortegal" einlade.

Herr Prof. Dr. Klussmann teilte mit, daß die vereinigten Altertumssektionen, die philologische, archäologische und historisch-epigraphische, folgendes Telegramm an das Königl. Italienische Ministerium des öffentlichen Unterrichts abgesandt haben:

All' Onorevole Bianchi
Ministro della Istruzione publica
Roma.

Conventus archaeologorum Hamburgensis regio instructionis italicae ministro salutem; Arae Pacis Augustae restitutionem feliciter incohatam congratulamur; operi magno bonique ominis pleno exitum Romano nomine dignum non defuturum esse confidimus.

Sodann berichtete Herr Hofrat Prof. Mitteis über die Ausführung des in Halle wegen der Papyri Erzherzog Rainer gefaßten Beschlusses; das k. k. österreichische Ministerium habe die Resolution des 47. Philologentages unbeantwortet gelassen.

Der erste Vorsitzende teilte mit, daß er auf eine telegraphische Anfrage bei Herrn Geheimrat Dittenberger die Antwort erhalten habe: „Keine Antwort erhalten aus Wien."

Folgender Antrag der historisch-epigraphischen Sektion wird von der Versammlung angenommen: „Dem hohen k. k. österreichischen Unterrichtsministerium wird die ehrerbietige Bitte unterbreitet, die an dasselbe gerichtete Eingabe der 47. Philologenversammlung, worin um eine gütige Einwirkung des k. k. Unterrichtsministeriums auf beschleunigte Veröffentlichung der Papyrussammlung Erzherzog Rainer gebeten wurde, und auf welche dem Präsidium der Philologenversammlung keine Erledigung zuteil geworden ist, gütigst in Erwägung zu ziehen."

Darauf erhielt Herr Prof. Dr. Reinke aus Kiel das Wort zu seinem Vortrage: **Über Dogmen und Tendenzen in der Wissenschaft.**[1])

Der Vortragende ging davon aus, daß es in der Wissenschaft Parteidogmen gibt wie in der Religion und Politik. Jene Dogmen wuchern um so üppiger, je geringer das wirkliche Wissen in einer Materie ist. Auf dem Gebiete der Biologie stehen zwei solcher Dogmen einander gegenüber im Mechanismus und im Vitalismus.

---

1) Der wesentliche Inhalt des Vortrages ist in der „Deutschen Rundschau" erschienen.

Dem Mechanismus ist das Leben mit Einschluß der menschlichen Geistestätigkeit nur ein Sonderfall anorganischen Geschehens; der Vitalismus glaubt, daß in den Lebenserscheinungen eine besondere Art von Naturgesetzlichkeit hervortritt, die dem Anorganischen fehlt. Diesen im Kampfe liegenden Meinungen gegenüber geht die Ansicht des Vortragenden dahin, daß Mechanismus und Vitalismus einander keineswegs ausschließen, und daß beide Anschauungen nur so lange berechtigt sind, als sie nicht dogmatisch werden und damit die Gefahr der Illusion vermeiden. Dadurch wird das Dogma auf ein Problem zurückgeführt, und im gegebenen Falle liegt der Kern des Problems in der Frage: Können die Ordnung und die Harmonie, in der die auch im Organismus tätigen anorganischen Kräfte zusammenwirken müssen, um das Leben zu erhalten, chemisch oder physikalisch erklärt werden? Auf diese Frage dürfte zurzeit eine endgültige Antwort nicht gegeben werden können. Als heuristisches Prinzip von höchstem Werte, nicht als Dogma, sollte darum der Mechanismus behandelt werden; er wird dann zu einer berechtigten Tendenz biologischer Forschung.

Es gibt in der Wissenschaft aber auch Tendenzen, gegen die Bedenken gerechtfertigt erscheinen. Dahin rechnet Vortragender den sog. Monismus.

Soweit der Monismus uns als logisches Prinzip der Vereinfachung in der Darstellung eines verwickelten Wissensgebietes entgegentritt, ist er zweifellos berechtigt. Sobald er aber reale Mannigfaltigkeiten in der Natur gewaltsam zu einer realen Einheit zu stempeln sucht, wird er bedenklich oder verwerflich. Wenn z. B. ein Chemiker behauptet, die Materie bestehe nicht aus zahlreichen Elementen, sondern nur aus einem einzigen Urelement, oder wenn ein Biologe verkündet, das Leben und die Organisation seien ein rein chemisches Problem, so sind das unberechtigte monistische Dogmen, die aus einer Übertreibung der monistischen Tendenz hervorgehen. Nirgends wird das Bedenkliche einer solchen Tendenz augenfälliger, als wenn man den Gegensatz von Materie und Geist „monistisch zu überwinden“ sucht, wie eine beliebte Formel lautet. Endlich wird auch die monistische Erkenntnistheorie Berkeleys berührt, die in Fichte von neuem gegenüber Kants Dualismus erstand und in den letzten Jahren dem Monismus zuliebe zahlreiche Anhänger gefunden hat. Das heute so mächtige monistische Vorurteil birgt geradezu eine Gefahr für die Wissenschaft in sich, weil es mehr geeignet ist, die Wahrheit zu verhüllen, als sie zu entschleiern.

Freilich müssen wir resigniert zugeben, daß ein absolutes Erkennen dem Menschen versagt bleibt; nur Beziehungen und Abhängigkeiten innerhalb der uns umgebenden Welt der Mannigfaltigkeit festzustellen kann Aufgabe der Wissenschaft sein. Schon wegen dieser Beschränkung bleibt der Mensch das Maß alles Wissens und damit aller Dinge.

Dann verlas der erste Präsident Schulrat Brütt folgende Antwort auf das an Se. Majestät den Kaiser gerichtete Huldigungstelegramm:

> Se. Majestät der Kaiser und König haben Allerhöchst Sich über das treue Gedenken der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gefreut und lassen vielmals danken. Auf Allerhöchsten Befehl
>
> Der Geh. Kabinettsrat von Lucanus.

Darauf teilte der Vorsitzende einen Antrag der germanistischen Sektion mit.[1])

Herr Prof. Dr. Geffcken verlas einen Antrag der philologischen und indogermanischen Sektion.[2])

Auf Vorschlag des Vorsitzenden wird kein Beschluß über diese Anträge gefaßt, sondern ihr Inhalt den folgenden Vorsitzenden als wertvolles Material zur Berücksichtigung überwiesen.

Das Wort erhielt dann Dr. Ziebarth aus Hamburg zu seinem Vortrage: **Das Schulwesen von Milet.**

Unter den Urkunden, welche bei den Ausgrabungen der Königl. Preußischen Museen zu Milet im Zentralarchiv der Stadt, dem Heiligtum des Apollon Delphinios, entdeckt worden sind, verdient besondere Beachtung eine große Inschrift von 89 Zeilen, welche ein Bild von den Schulverhältnissen in Milet im zweiten vorchristlichen Jahrhundert gibt. Interessante Einzelheiten über die Wahl und Anstellung der Lehrer, über die Gehaltsverhältnisse, über die Amtspflichten der Lehrer, über Schülerreisen, Schulprozessionen nach Didyma und antike Ferienordnung konnte der Vortragende daraus mitteilen und suchte im weiteren Verlauf seiner Darlegungen das Bild von Milets Schulen zu vervollständigen durch Heranziehung der Schulverhältnisse anderer, besonders kleinasiatischer Griechenstädte. Auch über die Einzelheiten des Unterrichtsbetriebes, die verschiedenen Unterrichtsfächer, die Anzahl der Klassen, die Klassenprüfungen geben die Inschriften der Städte Delphi, Teos, Stratonikeia und andere mancherlei Aufschluß. Ganz

1) Vgl. Vierte Sitzung der germanistischen Sektion, S. 117.
2) Vgl. Vierte Sitzung der philologischen Sektion, S. 65.



besonders interessant aber ist der Einblick in die Gymnasien von Pergamon, den die neuesten Ausgrabungen des archäologischen Instituts unter Leitung von Wilhelm Dörpfeld dort ermöglichen. So erweiterte sich der Vortrag zu einem Überblick über das kleinasiatische Schulwesen überhaupt und schloß mit einem Hinweis auf die neuesten Papyrusfunde an antiken Schülerschreibheften im Original.

Nach diesem letzten wissenschaftlichen Vortrage erhielt das Wort Herr Schulrat Brütt und teilte mit, daß das Präsidium der 47. Versammlung in Halle den Betrag von etwa 1000 Mark, der sich als Überschuß ergeben hat, zur Verwendung für einen wissenschaftlichen Zweck überwiesen habe.

Es blieb noch übrig die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Herr Schulrat Brütt machte über die am Tage vorher gehaltene Vorberatung, an welcher die beiden Vorsitzenden, Herr Schulrat Prof. Dr. Sander aus Bremen, Herr Prof. Dr. Schenkl aus Graz und Herr Prof. Dr. Körte aus Basel teilgenommen hatten, folgende Mitteilung: Es liegen zwei Einladungen vor, eine aus Prag und eine aus Basel. Bei der Prüfung der beiderseitigen Ansprüche ergab sich aus den Akten folgendes: Graz hat allerdings seine Einladung zuerst erstattet, mußte dieselbe aber später als bloß bedingt bezeichnen, da plötzlich Schwierigkeiten aufgetaucht waren, an denen weder der Stadt Graz noch denjenigen, welche die Abhaltung der Philologenversammlung anstrebten, irgendeine Schuld beigemessen werden kann. Die Beseitigung dieser Schwierigkeiten gelang erst so spät, daß, als endlich die definitive Einladung erlassen werden konnte, eine solche in durchaus unbedingter Form bereits von Basel eingetroffen war. Unter diesen Umständen mußte die Kommission Basel die Priorität erkennen.

Darauf trug Herr Prof. Schenkl in warmen Worten die Einladung von Graz vor, und spricht den Wunsch aus, die Versammlung möge, wenn nicht 1907, so doch 1909 nach Graz kommen.

Der Vorsitzende erklärt, die Energie der österreichischen Freunde könne nicht genug gerühmt werden, und er hoffe, daß die Einladung nach Graz später Erfolg haben werde. Am heutigen Tage dürfe aber kein anderer Beschluß gefaßt werden, als über den Ort der nächsten Tagung.

Darauf erhält das Wort Herr Prof. Körte aus Basel und lädt die Versammlung nach der alten Humanistenstadt ein, in welcher vor 58 Jahren zum letztenmal eine Philologenversammlung getagt hat.

Es wird als Ort der 49. Versammlung Basel gewählt.

Der Vorsitzende stellt fest, daß Herr Prof. Körte der erste Vorsitzende der 49. Philologenversammlung sein wird und die Wahl des zweiten Vorsitzenden den Baslern überlassen bleibt.

Dann nahm er das Wort zur Schlußrede:[1])

Die wertvollsten Eindrücke wie Strahlen in einem Mittelpunkte zu sammeln, die charakteristische Physiognomie dieser Versammlung zu bestimmen, den gemeinsamen Gefühlen, die uns am Ende der Arbeits- und Festtage bewegen, einen Ausdruck zu geben, das, hochgeehrte Versammlung, ist die sehr lockende, aber auch schwierige Aufgabe des letzten Redners. Erwarten Sie nicht von mir ein ausführliches Eingehen auf den reichen Inhalt der Verhandlungen. Denn diese Stunde, da wir noch ganz unter der Fülle frisch empfangener und sich drängender Eindrücke stehen, scheint wenig geeignet zur sinnenden Überschau über den Gesamtertrag unserer Arbeit, zu der uns alle später der gedruckte Bericht einladen möge. Und der wertvollste Gewinn dieser Tage, der Widerhall des lebendigen Wortes in den Seelen der Hörer, die oft unbewußt fortwirkende Kraft der Gedanken, die ganze Summe von Antrieben und Anregungen zum Nachdenken und Weiterforschen, die aus der Debatte, aus dem persönlichen Verkehr und Gedankenaustausch sich ergibt, dieser beste Gewinn entzieht sich jeglicher Berechnung und Abschätzung. Vor allem aber schiene es mir eine Undankbarkeit und eine Anmaßung, wollte ich eine Art Gesamtbilanz unserer Verhandlungen ziehen, eine Undankbarkeit, da solche Abrechnung ein schlechter Lohn für die aufopfernde Mühe aller Mitwirkenden wäre, eine Anmaßung, da solcher Versuch des einzelnen Kraft und Fähigkeit überstiege.

Aristoteles hat einmal den Gedanken ausgesprochen, in wenigen Jahren hätten alle Wissenschaften so bedeutende Fortschritte gemacht, daß man erwarten dürfe, die Wissenschaft werde in kurzer Zeit zum vollendeten Abschlusse gebracht werden. Eine kühne Prophezeiung! Man mag sie entschuldigen mit dem berechtigten Stolz auf den Aufschwung, den seit Sokrates die Wissenschaft in all ihren Zweigen genommen hatte, entschuldigen mit der Größe seiner eigenen Leistungen auf allen Forschungsgebieten seiner Zeit. Aber doch eine Prophezeiung, die die Geschichte widerlegen mußte! Einen tieferen und weiteren Blick hat Platon bewährt, wenn ihm im Gastmahl die Wissenschaft erscheint als weites, wogendes Meer,

---

1) Vgl. die Broschüre: Paul Wendland, Schlußrede der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner nebst einem Zukunftsprogramm. Leipzig, Teubner, 1905.



aus dem der einzelne immer nur einzelne Tropfen auszuschöpfen vermag.

Das ist auch die moderne Anschauung. Mit der Auflösung einer Metaphysik, die einst die anerkannte Grundlage und das gemeinsame Band der Einzelwissenschaften bildete, die eine große erzieherische Aufgabe erfüllte, aber — die Philosophen sagen es uns selbst — keine Zukunft mehr hat, mit der Eröffnung immer neuer Forschungsgebiete, mit der Abzweigung neuer Disziplinen von den älteren, mit der fortschreitenden Arbeitsteilung und Spezialisierung ist das Bewußtsein der Unendlichkeit der Wissenschaft gewachsen. Gewiß, es wirkt erhebend; denn es scheint uns den im allgemeinen aufsteigenden Fortschritt der geistigen Entwickelung der Menschheit zu verbürgen. Aber der wäre doch kein echter Jünger der Wissenschaft, dem sich dies Bewußtsein nicht auch zuzeiten mit niederdrückender Gewalt aufdrängte. Wohl ist die Achtung vor allen echten Äußerungen der Wissenschaft gestiegen, die auf andere vornehm herabblickende Überschätzung des eigenen Faches, der Dünkel des Spezialisten hat im allgemeinen abgenommen, und das ist ein sittlicher Gewinn, wie ein sittlicher Gewinn auch die Erhöhung der Forderungen an Strenge der Methode und Wahrhaftigkeit ist. Aber wir alle empfinden die Schwierigkeit, dies Surrogat eines allgemeinen Respektes vor der Wissenschaft zu ersetzen durch ein tieferes Verständnis für den inneren Zusammenhang alles Forschens und die Einheit seiner letzten Ziele; wir alle wissen, daß dem einzelnen die Universalität völlig verloren ist, die früher den größten Geistern wenigstens erreichbar war und kleineren als ein erhebendes Ideal vorschweben konnte. Aber erfreulicherweise sehen wir doch bescheiden, aber verheißungsvoll die stetig wachsende Macht universaler Tendenzen, die den trennenden und isolierenden Kräften entgegenwirken, gerade auf dem festen Grunde der Einzelwissenschaften sich erheben.

Die Philosophie ist mit diesen in fruchtbare Berührung getreten. Natur- und Geisteswissenschaften sehen wir jetzt auf weiten Gebieten erfolgreich zusammenwirken und sich ergänzen, beide sehen wir trotz oder gerade wegen der Verschiedenheit ihrer Methoden an der Erforschung der Gesetze und Bedingungen unserer Erkenntnis beteiligt. Und es ist eine für unsere Zeit charakteristische Erscheinung, daß die einzelnen Disziplinen sich auf ihre letzten Prinzipien und allgemeinen Gesetze besinnen, daß sie ihre eigene Methode zum Objekt theoretischer Untersuchung erheben, daß Versuche zu einer allgemeinen wissenschaftlichen Methoden-

lehre gemacht werden können. In dem allen spricht sich, meine ich, eine erfreuliche Tatsache aus: Der wissenschaftliche Fortschritt schafft keineswegs, wie es dem oberflächlichen Blick erscheinen möchte, nur neuen Ballast des Wissens; er bedeutet vielmehr stets eine Reduktion und Vereinfachung des Stoffes, die auch dem ferner Stehenden die Teilnahme an den letzten Ergebnissen ihm fremder Forschungsgebiete erleichtert. Und vor allem auf eins möchte ich hinweisen, daß die fortschreitende Teilung der Disziplinen doch nicht nur die Gefahr geistiger Zersplitterung und einer Verengerung des Sinnes gebracht hat, daß vielmehr gerade die liebevolle und treue Erforschung einzelner Zweige ihre enge Verbindung und innige Gemeinschaft schärfer hat erkennen lassen. Eine Universalität, die uns im ganzen verloren ist, sehen wir wenigstens in den Grenzen einzelner Bezirke der Wissenschaft mit Erfolg erstrebt. Ziele und Aufgaben der Wissenschaft werden weiter gefaßt, die Wechselwirkung benachbarter Arbeitsgebiete wird hergestellt, die den einzelnen Disziplinen früher willkürlich gesetzten Schranken und Zäune werden beseitigt, die disiecta membra wachsen zu einem lebendigen Organismus zusammen. Haben wir keinen Kosmos der Wissenschaft, so sehen wir doch Mikrokosmen entstehen.

In der Geschichte der Altertumswissenschaft wenigstens zeigt sich diese universale Tendenz wirksam; und wenn ich an die Grundzüge dieser Entwickelung erinnere, so hat es vielleicht für die Vertreter anderer Wissenschaften einen Reiz, auf ihrem Gebiete ein analoges Wachstum nachweisen zu können. Droysen erschließt den früher als Periode des Verfalls verachteten Hellenismus dem geschichtlichen Verständnis, und jetzt fördert von Jahr zu Jahr die Arbeit des Spatens ein reiches Material zur Kenntnis der hellenistischen Kultur ans Licht des Tages. Was bedeuten uns heute allein die Namen Pergamon, Magnesia, Priene, ja Arsinoe und Oxyrynchos! Aus dem Schutte der Tradition hat Mommsen das Römertum zu neuem Leben erweckt, und jetzt erkennen wir immer schärfer, wie diese Tradition einem Palimpseste mit oberer griechischer Schrift gleicht, d. h. wie das römische Wesen in Literatur und Sprache, in Religion und Kunst, in Sitte und schließlich auch in seiner ursprünglich ganz originalen Schöpfung, im Recht, unter dem bestimmenden Einflusse des Hellenismus sich entwickelt hat. Die Bedeutung der römischen Kaiserzeit ist wieder erkannt und die christliche Entwickelung, ohne Verkennung ihres neuen Ausgangspunktes, in den weiteren geschichtlichen Zusammenhang gerückt worden. Und so gewahren wir eine große Kontinuität

der Entwickelung, die vom klassischen Griechentum über den Hellenismus, Römertum, christliche Kirche bis zu den Grundlagen der modernen Kultur führt. Und welche Weiten des Blickes haben sich vollends nach oben durch die Offenbarung der großen orientalischen Kulturen und durch die noch vor kurzem verspottete prähistorische Forschung eröffnet!

Auf literarhistorischem und sprachgeschichtlichem Gebiet hat sich dieselbe Ausweitung der Forschung vollzogen. Byzantinische und mittellateinische Philologie haben wir neu erstehen sehen. Und so wenig wir auf Werturteile verzichten wollen, längst erkennen wir hellenistische und christliche, mittelgriechische und mittellateinische Literatur als würdige Forschungsgebiete an, in denen auch der klassische Philologe mindestens so weit heimisch sein muß, um die Tradition antiker Schriftwerke übersehen zu können. Und wie die Sprachgeschichte rückwärts durch die vergleichende Sprachwissenschaft, in deren Mitte immer mehr das Griechische als die beharrlichste Sprache gerückt ist, sich erweitert hat, so hat sie auch vorwärts einen erfreulichen Zuwachs erfahren. Die lateinische Sprachgeschichte hat in der Erforschung der romanischen Sprachen ihren natürlichen Abschluß gefunden. Und die Geschichte der griechischen Sprache erscheint uns heute als zusammenhängende Einheit, die aus der Zersplitterung der Dialekte vom Ansatz einer Gemeinsprache im Ionischen durch das Attische, Hellenistische, Mittelgriechische bis ins Neugriechische führt. Und wir sehen, wie der durch gelehrte Pedanterie zu Augustus' Zeit geschaffene Dualismus der Schrift- und Volkssprache sich bis in die Gegenwart fortsetzt und in den inneren politischen Kämpfen des modernen Griechenlands verhängnisvoll nachwirkt.

Auch die Betrachtung der antiken Kunst als Einheit ist gewichen der allmählich zuwachsenden Erkenntnis einer vielgestaltigen Entwickelung, deren wichtigste Epochen durch die Parthenonskulpturen, die Ägineten, zu denen dann so viele andere bedeutende Zeugen der archaischen Kunst hinzugekommen sind, Pergamon, die mykenische Kultur offenbart wurden. Verheißungsvolle, wenn auch noch zum Teil tastende Versuche erforschen gerade jetzt hellenistische, römische, orientalische Kunst in ihren geschichtlichen Beziehungen und Wirkungen. Und je mehr die Forschung den erstaunlichen Reichtum der antiken Entwickelung durch lehrreiche Vergleiche mit der oft überraschend analogen modernen aufhellt, je mehr sie die die Antike mit dem Mittelalter verbindenden Fäden aufweist — Warburg und Stettiner haben uns in diesen Tagen die wertvollsten Beiträge geliefert —, um so mehr sehen wir

unsere Archäologie mit der modernen Kunstgeschichte in die innigsten Beziehungen treten.

Ich will nicht davon reden, wie wir jetzt die früher so verpönten ethnographischen Parallelen, die unendlich bereicherte Kenntnis primitiver Kulturen zur Aufhellung der antiken Religions- und Sittengeschichte verwerten, nicht davon, mit welchem Erfolge jetzt besonders jüngere Philologen die Geschichte der Fachwissenschaften, Mathematik und Astronomie, Technik und Mechanik, Medizin und Botanik ausbauen und die grundlegenden Aufgaben schaffen, leider mit geringer Teilnahme der Fachforscher.

Welche Fülle der Aufgaben ist durch diese Ausweitung der Forschung, die die Geschichte unserer Versammlung sehr deutlich widerspiegelt, uns zugewachsen, welche Fülle besonders durch die Erkenntnis des inneren Zusammenhanges der verschiedenen Kulturgebiete! Denn Religion und Recht, Literatur und Sprache, Kunst und Wissenschaft sind Offenbarungen desselben Volkstumes, Teile einer Gesamtentwickelung, die, aus einer Wurzel entsprossen, nur aus dem gemeinsamen Grunde zu begreifen und darum nicht isoliert zu betrachten sind.

Kein Altertumsforscher kann sich heute rühmen, daß er die volle Herrschaft über diesen Mikrokosmos besitze; ein jeder weiß, daß, an dem Ideale gemessen, dem unsere Arbeit als letztem Ziele zustrebt, all sein Wissen und Können Stückwerk ist. Aber daß sich die Forschung als Ideal ein Gesamtbild der griechisch-römischen Kultur, das zugleich ihren Zusammenhang mit der modernen darzustellen hätte, vorstellt, daß heute viele in dem Bewußtsein arbeiten, Bausteine zu diesem großen Gesamtgefüge zu liefern, ist eine höchst erfreuliche Erscheinung. Denn wie das sittliche Handeln, so wird auch das Forschen durch nichts so sehr gefördert wie durch hohe Ideale.

Sie sehen, die klassische Philologie ist nicht mehr oder doch nicht mehr *nur* klassisch, sie studiert Geschichte, Literatur, Sprache, Kunst nicht mehr nach einer durch subjektives und ästhetisches Urteil bestimmten Auswahl. Nicht der Willkür des Geschmackes, sondern dem Objekte entnimmt sie Umfang, Ziele, Forderungen der Forschung.

Ich weiß, daß auch in anderen Zweigen der Wissenschaft solche universale Tendenzen wirksam sind und daß unsere naturwissenschaftlichen Kollegen die Wechselbeziehungen der Gebiete ihres Bereiches in ähnlichen Wendungen darstellen. Aber diese Einigung und Verbindung der freundnachbarlichen Interessen bedarf besonderer Organe und Institutionen. Wie die Universitäten,

Akademien, gelehrten Gesellschaften diesen einigenden und universaleren Tendenzen dienen, so wollen es in bescheideneren Grenzen auch die gelehrten Wanderversammlungen tun. Förderung der Einzelwissenschaften und Zusammenfassung, das sind die beiden Tendenzen unserer Versammlung. Die erste ist in zwei sehr beachtenswerten Resolutionen der Sektionen mit vollem Rechte betont worden, die zweite ist vornehmlich in den allgemeinen Sitzungen, aber auch in der pädagogischen Sektion in erfreulichster Weise zum Ausdruck gekommen. Das rechte Gleichgewicht dieser Interessen herzustellen, das ist die schwierige Aufgabe, deren die Leiter dieser Versammlung zu walten haben. Möge die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in beiden Richtungen segensreich gewirkt haben! Mögen wir von ihr heimkehren, bereichert an Einzelkenntnissen und Wissensstoff, aber auch den Blick gerichtet auf weitere Ziele, sei es der Forschung, sei es unserer inneren Durchbildung, den Blick geschärft für die unleugbaren Gefahren der Einseitigkeit moderner Spezialforschung, mit dem sittlich erziehenden Bewußtsein, daß, mit Mommsen zu reden, des einzelnen Wissenschaft kein Kreis, sondern ein Kreisabschnitt ist, der der Ergänzung durch andere bedarf, daß unser Zweig der Wissenschaft wie seine Nachbarzweige aus einer Wurzel erwachsen sind und ihr das Leben danken.

Aber, hochgeehrte Versammlung, wir sind nicht nur Gelehrte und Jünger der Wissenschaft, wir dienen auch einem anderen, gleich edlen und verantwortungsvollen Berufe. Die höhere geistige Bildung und damit die Zukunft unserer Nation ist in unsere Hände gelegt, und so ist unsere Versammlung auch berufen, über Wege, Methoden und Ziele der Jugendbildung zu beraten. Ich glaube die Überzeugung aussprechen zu dürfen, daß gerade die Hamburger Versammlung durch das Zusammenwirken von Lehrern der Universität und der höheren Schulen zu einer sehr anregenden Behandlung wichtiger Fragen unserer Schulbildung und zu einem fruchtbaren Gedankenaustausch geführt hat. Denn sehr wesentlich beruht doch die Existenzberechtigung unserer Versammlung auf der Überzeugung, daß Universität und Schule eine höhere Einheit darstellen, daß sie aufeinander angewiesen und voneinander abhängig sind, daß Geschichte und Schicksale beider aufs engste verflochten sind. Wir wissen, daß es zwischen Vertretern der Universität und Schule hier und da an Spannungen und Kämpfen nicht gefehlt hat. Gelehrte der Universität haben mehrfach in zu raschem Ungestüm Umfang des Lehrstoffes der Schulen und Methoden des Unterrichts nach dem Fortschritte der Wissenschaft bestimmen

wollen und damit die ruhige Fortentwickelung des Schulwesens gefährdet. Schulmänner haben den Lehrbetrieb der Universitäten öfter zu einseitig nach den Bedürfnissen der Schule zu beschneiden und zu beschränken gesucht und nicht immer die Überzeugung geachtet, daß die gründlichste wissenschaftliche Durchbildung auch die besten Lehrer schaffe. Unsere Versammlung ist der Boden, auf dem auch solche Gegensätze ausgekämpft werden sollen, und auch für sie gilt die alte Wahrheit, daß der Krieg aller Dinge Vater ist und alles zum Leben führt. Aber selbst in der von jeher streitbarsten aller Sektionen, der pädagogischen, ist der Kampf, ich denke auch auf dem Gebiete der religiösen Anschauungen, stets eine ἀγαθὴ ἔρις gewesen. Und mit besonderer Freude möchte ich dem Gefühl Ausdruck geben, daß wir bei den Verhandlungen über die Stellung der Natur- und Geisteswissenschaften in der Schule, über das Verhältnis von Universität und Schule in der Verständigung ein gutes Stück weiter gekommen sind, daß die Debatten zeugten von dem redlichen Streben, den anderen zu verstehen und ihm Raum zu geben, vom Standpunkte einer weiten Überschau über die Gesamtheit der Bildungsinteressen die einzelnen Fragen zu behandeln. Bei den echten Philologen war die Anschauung weit verbreitet, daß es zum guten Ton gehöre, sich von der pädagogischen Sektion fern zu halten. Wer etwa mit diesem Vorurteil in ihre Sitzungen gekommen ist, wird aus einem Saulus ein Paulus geworden sein. Denn vielleicht haben sich in dieser Sektion die wichtigsten Aktionen vollzogen. Hier konnte man die Zeitströmungen und Stimmungen belauschen, den Zusammenhang der Schulfragen mit den höchsten Problemen der Weltanschauung und der Zukunft unserer Kultur erkennen, hier wurde, ich wage es zu hoffen, in dem lebhaften Wunsche eines regen Gedankenaustausches zwischen Lehrern der Universitäten und der höheren Lehranstalten, der die Verhandlungen wie ein Leitmotiv durchzog und in dem von uns allen angenommenen Beschlusse seinen Ausdruck fand, ein neues und verheißungsvolles Programm gewonnen.

Wenn die literarische Fehde die Gefahr des Mißverstehens, der Verkennung und persönlichen Verbitterung einschließt, so hoffe ich, jeder im Konzerthause ausgefochtene Streit wird, wenn auch nicht zu völliger Harmonie und Auflösung aller Dissonanzen, so doch zur Verständigung und Annäherung der Meinungen führen, wird über alle Niederungen des Persönlichen sich zum reinsten Interesse an der Sache erheben, der wir alle nach bestem Wissen und Gewissen dienen wollen. Denn in dem Gefühl der Zusammen-

gehörigkeit haben wir uns vereint und haben uns achten gelernt, auch wenn wir uns widersprechen mußten. Möge dies Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in diesen Festtagen gekräftigt sein! Mögen alte Bande erneuert und neue geschlungen sein, die fürs Leben vorhalten! Mit diesem Wunsche, in dem wahren Gefühl der Wehmut, das zugleich der beste Ausdruck unserer Dankbarkeit ist, mit der Hoffnung des Wiedersehens in Basel rufe ich Ihnen allen ein herzliches Lebewohl zu!

Es erhält nun das Wort Schulrat Sander aus Bremen und dankt im Namen der Versammlung den Rednern, besonders den Hamburgern und Kielern, der Stadt und dem Staate Hamburg, und vor allem dem Triumvirate, dem Ehrenvorsitzenden und den beiden Präsiden, und fordert die Anwesenden zu einem Hoch auf das Präsidium auf.

Dann schloß der Vorsitzende die Versammlung mit einem Hoch auf den Senat und die Bürgerschaft von Hamburg.

Philologische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905,
nachmittags 2 Uhr 15 Minuten.

Auf Vorschlag des Obmanns Prof. Dr. Sudhaus aus Kiel wird unter Zustimmung aller Anwesenden Prof. Dr. Geffcken (Hamburg) zum Vorsitzenden gewählt, zu Schriftführern Dr. Schultz (Göttingen) und Dr. Müller (Hamburg).

Die indogermanische Sektion nahm an der Sitzung teil.

Herr Gercke sprach über: **Dialekt und Heimat Homers.** Er suchte, in wesentlichen Stücken mit P. Cauer übereinstimmend, das Richtige und Bleibende der Fickschen Theorie herauszuschälen und zu sichern, und zugleich diese Fickschen Beobachtungen und die unmittelbar daraus zu gewinnenden Schlüsse in den Rahmen der historischen Vorgänge einzuspannen. Die sprachliche Entwickelung der Jas setzt folgende Reihen voraus:

πυλᾱ́ων	*Ἀτρεΐδᾱο*	*ἀμμές* (lesb. *ἄμμες*)
		ἀ̄μές
πυλήων	*Ἀτρεΐδηο*	*ἡμές*
πυλέων	*Ἀτρεΐδεω*	*ἡμεῖς* (Analogiebildung)
πυλέω͜ν (Synizese)		

Im Homer fehlte die Übergangsstufe mit *η* (sowie *ἀ̄μες*), obwohl die Formen metrisch den älteren gleichwertig sind und daher ebenso wie Nom. S. *πύλη* und *Ἀτρεΐδης* hätten entwickelt werden müssen, wenn die epische Sprache Reflex einer lebendigen Sprache wäre. Die Lücke beweist das Gegenteil: die Formen eines fremden Dialektes sind den kleinasiatischen Ioniern in gebundener Form bekannt geworden, als sie selbst bereits jene Übergangsstufe mit *η* überwunden hatten und *πυλέων* sprachen, als sich auch ein *ᾱ* schon neu bildete oder gebildet hatte (z. B *πᾱσέων* aus *πανσήων*, *πανσᾱ́ων*). Das ist eine Analogie zu der Geschichte des epischen Verses, wie sie von Wilamowitz erschlossen hat: der

daktylische Hexameter der Aioler wurde von den Ioniern übernommen, ausgebildet, gegliedert und mit dem Ersatze von Daktylen durch Spondeen belebt (nicht umgekehrt ist — durch ⏑⏑ ersetzt worden). Die alten aiolischen Formen sind im epischen Verse an den daktylischen Rhythmus gebunden und dadurch namentlich im Versschlusse erhalten geblieben.

Die Epoche der Herübernahme der aiolischen Heldenlieder kann nicht wohl später angesetzt werden, als um die Wende des ersten Jahrtausends, der Beginn des Jas (ᾱ zu ä) spätestens um 1300—1200 [ä zu η und bisweilen ε 11. Jahrhundert?]. Die dorische Besiedelung von Kreta, Rhodos usw. scheint im 10. Jahrhundert erfolgt zu sein; dadurch wurde der arkadisch-kyprische Volksstamm getrennt und Kypros isoliert, wie dessen Silbenschrift u. a. zeigt. Die Erfindung der griechischen Buchstabenschrift ist noch jünger (um 900?).

Die aiolischen Formen des Epos sind von Fick wahrscheinlich in einer zu jungen Sprachphase hergestellt worden, auch ist der nordaiolische Dialekt nicht allein bestimmend gewesen: man muß die Frage offen lassen, ob die Aioler um 1000 nicht noch λύονσι sprachen. Eine Herstellung gesonderter lesbischer und kyprischer Partien des Epos ist ebenso unmöglich, wie die rein ionischer Stücke; übrigens müßten die altaiolischen Stücke auch in Daktylen hergestellt werden. Die Ionier haben niemals die rudimentären Formen ganz beseitigt, aber auch in dem, was wir vom Epos besitzen, niemals rein angewendet, ohne Beimischung fester Ionismen.

Der mythische Inhalt des Epos zeigt eine Sammlung und Mischung von Sagen aller vordorischen Stämme. Die Vereinigung und Verarbeitung heterogener Stoffe fand in den Sängerschulen der Ionier statt, ihr Resultat ist das große hellenische Epos. Die Krieger der Aiolerstämme haben aller Wahrscheinlichkeit nach nur den Ruhm ihrer Helden, Ahnen und Götter in kleineren Heldenliedern und Hymnen besungen: das waren Vorläufer des Epos, stofflich wie formell noch beschränkt und unbeholfen. Dann kommt der in der Sprache nachgewiesene Riß, und jenseits etwas Neues, Großes, Vollendetes: das ionische Epos. Homer war ein Ionier.

In der Diskussion schließt sich Herr Leo dem aus der metrischen Natur des aiolischen Verses entnommenen Argument gegen die Ficksche Rückübertragung an, weist aber darauf hin, daß das Eindringen des Spondeus in den epischen Vers bereits in der aiolischen Zeit begonnen haben kann, und zwar von den Eigennamen aus, wodurch die Ansetzung eines Bruches der neuen mit der ursprünglichen Technik problematisch wird.

Um 3 Uhr erhält Prof. Dr. Skutsch (Breslau) das Wort; er behandelt: **Einzelfragen aus der lateinischen Syntax.**

Der Vortragende betont, daß die Probleme der Syntax in engstem Zusammenhang mit denen der Lautlehre und Morphologie stehen. Gerade darum ist die Darstellung der lateinischen Syntax bisher so unbefriedigend. Denn die Linguisten haben sich um diesen Teil der lateinischen Grammatik bisher nur selten gekümmert, den Philologen aber fehlt es nahezu durchweg an lautlich-morphologischen Kenntnissen. Wer solche mitbringt, findet nicht nur für alte syntaktische Probleme ohne weiteres eine einfache Lösung, sondern auch für bekannte Erscheinungen mit Hilfe der Etymologie besonders wichtige neue Belege. Diese allgemeinen Sätze wurden mit Beispielen aus der Syntax des Nomens erhärtet, und zwar wurde behandelt: I. aus der Adjektivierung des Substantivs a) die alte Gleichung vetus 'alt' = griech. ἔτος 'Jahr' mit neuer Begründung, b) die Verbindung victricia arma, ultricia tela; II. aus der Kasuslehre a) Nominativus pro vocativo, b) Genetivus partitivus bei Adverbien (viri largitor), c) foris foras, d) refert.[1])

Schluß der Sitzung 3 Uhr 50 Minuten.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905,
vormittags 9 Uhr.

Prof. Dr. Otto Schröder (Berlin) erhält das Wort zu seinem Vortrag: **Das Teichoskopieduett in Euripides' Phoenissen** (103 bis 192).

Der Vortragende gab an der Hand eines an die Zuhörer verteilten Abdrucks eine rasche Übersicht über den Inhalt, besprach kurz zwei Textstellen (104 [ποδός], 186 < εὔχεται >) und ging dann über zur metrischen Analyse. Es ergaben sich ihm, wie er meint, bei unbefangener Betrachtung des tatsächlich Gegebenen, statt der Hermannischen vierzehn Strophen mit untermischten jambischen Trimetern, zwei im Umfang (je von 139 Hebungen) genau übereinstimmende und inhaltlich wie metrisch frei respondierende Stollen 103—110, 111—130 und 131—138. 158—174, diese, den letzten Gegenstollensatz (Polyneikes) umrahmend und inhaltlich wie metrisch sich scharf abhebend, Stollen (Parthenopaios) und Gegenstollen (Kapaneus) des Abgesangs (je 100 Hebungen). Er schloß mit der Aufforderung an die Metriker, doch endlich ganze Arbeit

---

1) Eine ausführlichere Wiedergabe des Vortrags wird teils in Wölfflins Archiv XV, Heft 1, teils wohl in den „Neuen Jahrbüchern" erscheinen.

zu tun und sich nicht zu begnügen mit einer oft ganz äußerlichen Etikettierung der Verse und Kola, sondern diese stets in ihrem Zusammenhang und ihrer Wechselbeziehung zu untersuchen und so ihre Funktion festzustellen, endlich mit einer Warnung an gewisse Textkritiker vor der Rache der nunmehr von der kleinsten Volksliedstrophe bis in die Bravourarien nachgewiesenen Binnenresponsion.

Leo bestreitet die Berechtigung, für die responsionslose Lyrik des jüngeren Dramas neben der Gliederung nach inhaltlich gesonderten und metrisch variierten Abschnitten irgendwelche Responsion anzunehmen. Die gefundenen Zahlen verlieren ihren Wert dadurch, daß der Vortragende nach Hebungen rechnet statt, wie es im Falle der Berechtigung des ganzen Verfahrens geschehen müßte, nach Metra.

Schröder: Die Hebungszahlen seien nur bequemlichkeitshalber gesetzt, statt der meistens wohl rationelleren Metrenzahlen, um die Bruchzahlen zu vermeiden. Die Musik könne, nach allem, was wir jetzt wissen, hier überall nur eine untergeordnete Rolle gespielt haben, von fern illustrierend, jedenfalls die allzu scharfen Lichter meidend.

Leo: Wenn nach Metra gerechnet werde, so bestehe kein Recht, den Dochmius für mehr als ein Metron zu zählen.

Schröder: Er hoffe es demnächst wahrscheinlich zu machen, daß der Dochmius aus einer Halbierung des asklepiadeischen Trimeters entstanden sei. — Daß es übrigens mit einer bloßen Summierung der Hebungs- oder der Metrenzahlen nicht getan sei, lasse sich hier recht anschaulich machen durch Vergleichung einer anderen Gliederung: 103—149 und 150—192, zwei Riesenstollen je zu 239 Hebungen, wobei namentlich auch das Enjambement störend sei zwischen Frage (*τίς δ' οὗτος*) und Antwort (*ὅδ' ἐστὶ Παρθενοπαῖος*), während bei der vorgeschlagenen Gliederung die großen metrischen Einschnitte stets auch Sinneseinschnitten entsprächen, selbst 157/58, wo die Fuge wohl mitten in eine Rede der Antigone falle, aber doch in eine dramatisch durch vergebliches Spähen und Suchen, sprachlich durch plötzliche und eindringliche Anrede an den Paidagogos und metrisch durch Hiat und leisen Wechsel des Versmaßes angezeigte Pause.

Prof. H. Schenkl (Graz) macht bezüglich eines der vom Vortragenden angenommenen Abschnitte darauf aufmerksam, daß hier nicht bloß die Person des Sprechenden dieselbe bleibe, sondern daß auch durch den gemachten Einschnitt eine deutliche Anaphora in zwei Teile zerrissen werde. Dazu komme,

daß die beiden Verse, der abschließende und der beginnende, dem Sinne nach vollständig äquivalent sind, so daß ohne Schaden für den Gedanken der eine oder andere getilgt werden könnte. Liege hier eine Dittographie vor, so sei sie vielleicht auf Rücksichten des musikalischen Vortrages zurückzuführen und vermutlich sehr alt.

Hierauf erhielt Prof. Schenkl (Graz) das Wort zu seinem Vortrag: **Predigt und Schriftstück in der lateinischen Patristik des 4. Jahrhunderts.**

Der Vortragende erklärte, sich in seinen Ausführungen im wesentlichen auf die Predigten des Ambrosius, als eines der hervorragendsten Kanzelredner des 4. Jahrhunderts, beschränken zu wollen. An einer besonders schlagenden Stelle wurde nachgewiesen, daß Ambrosius auch in der Form seiner Predigten von den kleinasiatischen Kanzelrednern, namentlich Basilius dem Großen, vielfach abhängig ist; anderseits befolgt er in der Erklärung der heiligen Schrift die Grundsätze und Überlieferung der grammatisch-kritischen Exegese, wie sie in der Schulpraxis an den heidnischen Texten seit alter Zeit geübt wurde. Diese Erklärungsweise wurde auch von weltlichen Gelehrten auf christliche Schriften ausgedehnt, wie z. B. von dem Rhetor Victorinus, der in Rom tätig war, als Ambrosius dort seine Ausbildung empfing; und es ergibt sich das überraschende Resultat, daß Ambrosius, der ja bekanntlich vom Statthalterposten auf den Bischofssitz berufen wurde, schon als Laie mit der Heiligen Schrift und ihrer Erklärung vertraut sein konnte und es höchst wahrscheinlich gewesen ist. Die tiefgehende Wirkung der Predigten des Ambrosius erklärt sich zum großen Teile aus seiner imponierenden Persönlichkeit, sodann aber auch daraus, daß die Zuhörerschaft in Mailand im ganzen auf einem tieferen Bildungsniveau stand.

Prof. Leopold Cohn (Breslau) bemerkt ergänzend, daß die Art und Weise der Benutzung der Quellen sich ebenso charakteristisch im Verhältnis des Ambrosius zu Philo von Alexandrien zeigt; er schreibt ganze Schriften Philos abschnittweise fast wörtlich aus, ohne ihn zu nennen, nicht nur in den Kommentaren zum A. T., sondern auch in den Briefen. Eine seiner Hauptquellen waren die Quaestiones Philos, so daß aus ihm der armenische Text vielfach wird verbessert und ergänzt werden können.

Darauf führte Prof. Skutsch (Breslau) seine Darlegungen aus der ersten Sitzung weiter. (Siehe oben!)

Der Vorsitzende weist auf das Manuskript des Vortrags von Prof. Hauler-Wien hin, der durch Erkrankung am Erscheinen ge-

hindert ist. Auf Vorschlag von Prof. Leo soll er in seinem ganzen Umfange in die Verhandlungen aufgenommen werden.

Prof. E. Hauler (Wien): **Bericht über den Stand der Frontoausgabe.**

Der durch Erkrankung zu seinem großen Bedauern am Erscheinen gehinderte Prof. Edmund Hauler (Wien) bittet die verehrliche Versammlung, über den Stand der Frontoausgabe, die er im Auftrage der Königl. Preußischen Akademie unter Benutzung von Studemunds Nachlaß besorgt, folgendes zur Kenntnis zu nehmen.

Die Revision der 106 Vatikanischen und die Entzifferung der meist sehr schlecht erhaltenen und daher früher recht mangelhaft gelesenen 282 Ambrosianischen Seiten schien im Jahre 1900 nach dem damaligen Zustande des Palimpsestes im wesentlichen soweit gediehen zu sein, daß der Satz von der Firma Teubner in Angriff genommen werden konnte.

Mit Unterstützung des Herrn Geheimrates Prof. Diels wurden an 40 Spalten Probedruck die Details festgestellt, wonach das Äußere des Originals hinsichtlich Seiten, Kolumnen und Zeilen möglichst wiedergegeben, die Umschrift aber statt in Unziale in einfacher Minuskel, jedoch mit Bezeichnung der unsicheren Buchstaben und bei gleichzeitiger Durchführung der Textesrezension geboten werden soll. Die Fortsetzung des Satzes, an dessen Korrektur sich die Professoren Mommsen, Leo und Skutsch in dankenswertester Weise beteiligten, wurde bald durch die Nachricht gehemmt, daß der Präfekt der Vaticana P. Ehrle mit der Reinigung, Glättung und Aufspannung der seiner Obhut anvertrauten Blätter begonnen habe. Der Berichterstatter hielt es für nötig, die Ergebnisse dieses Verfahrens abzuwarten, um in der geplanten grundlegenden Ausgabe den neuen, nicht den überholten Stand der Überlieferung zu bieten und den Text sowie den kritischen Apparat möglichst vollkommen zu gestalten. Diese allmählich zum Abschluß gelangte Restaurierung der Vatikanischen Blätter erwies sich bei deren genauer Nachvergleichung als recht ergebnisreich und wertvoll; denn es konnten früher unsichere Stellen nunmehr deutlich gelesen, die suppungierten Zeichen im Text und Apparat erheblich vermindert, die infolge Unebenheit und Einrollung der Pergamentteilchen vorher schwer bestimmbaren Lücken genau gemessen und entsprechend ergänzt wie auch die Blätter selbst mit Erfolg photographiert werden.

Durch die Erfolge dieser Auffrischung und Lichtung der früher vielfach stark gebräunten Vatikanischen Blätter kam die Frage der gleichen Behandlung der weit zahlreicheren Ambrosia-

nischen in Fluß. Bei seinen in den jeweiligen Ferien fortgesetzten Vergleichungen der schwierigsten und noch unvollkommen entzifferten Partien dieses Teiles suchte der Referent dieses Projekt auf der Ambrosiana zu betreiben. Der jüngst auf Anregung der Thesaurus-Kommission unternommene Schritt, die Direktion der Ambrosianischen Bibliothek zur baldigsten Inangriffnahme dieser für die Vollendung der Frontoausgabe unumgänglichen Arbeit zu bewegen, hat die Zusicherung ergeben, daß der Stellvertreter des Präfekten demnächst auf der Vaticana das Verfahren näher kennen lernen wolle, um es zweckentsprechend auf die Ambrosianischen meist viel schwerer zu behandelnden Blätter anwenden zu können. Jedenfalls wird der Referent sich die Sache weiter angelegen sein lassen und die jeweils gelichteten Blätter, sobald es ihm seine Berufspflichten erlauben, nachprüfen und rasch der Veröffentlichung zuführen.

Inzwischen soll im Einverständnis mit der Firma Teubner der den ersten 104 Seiten des Naberschen Frontotextes entsprechende Teil gedruckt werden, der die fast kompakte Masse der Vatikanischen Blätter und nicht zu viele Ambrosianische Seiten umfaßt, die zum Teil schon von Studemund gelesen, in ihrer Gänze aber mehrmals vom Berichterstatter und zwar nicht ohne Gewinn nachgeprüft worden sind.

Der Referent glaubt noch hinzufügen zu sollen, daß er bisher absichtlich, um der Ausgabe nicht vorzugreifen, nur relativ wenige Ergebnisse seiner mühevollen und augenanstrengenden Kollationen veröffentlicht hat. Doch dürften schon seine gelegentlichen Publikationen (so in den Verhandlungen der Kölner Philologenversammlung, in den Festschriften für Hartel, Gomperz, Bormann und Boissier, die Aufsätze „Sallustzitate bei Fronto“ im LIV. Bande des Rhein. Museums und „Fronto über Nealkes und Protogenes“ im letzten Hefte der Mitteil. des k. deutschen archäol. Instituts, röm. Abt.) immerhin gezeigt haben, daß es ihm gelungen ist, den bisherigen Frontotext qualitativ und quantitativ zu fördern. Er bedauert sehr, dies nicht an einigen interessanten Beispielen, so an neuen Spalten aus der in einen Brief des Prinzen M. Aurel eingelegten Rede Frontos, ferner an dem uns durch diesen Rhetor erhaltenen, von H. Jordan nicht mit Glück behandelten Bericht über das Sendschreiben des Catulus an den Senat sowie an bemerkenswerten Details über den Partherkrieg des L. Verus u. a. m., in der verehrlichen Versammlung selbst darlegen zn können. Er will aber das allgemein interessierende Neugewonnene bald gedruckt den Fachgenossen zur Kenntnis bringen und möglichst gleichzeitig mit der Publikation des Frontotextes alle neugelesenen,

ergänzten, gebesserten oder noch zweifelhaften Einzelstellen eingehender besprechen.

Schließlich sei es ihm noch erlaubt hervorzuheben, daß der Zeitverlust, den die erwähnte eingreifende bibliothekarische Maßnahme hervorgerufen hat, durch den daraus resultierenden inhaltlichen Gewinn sicher reichlich aufgewogen werden wird. Denn werden die fast 300 Ambrosianischen Seiten, denen sich jetzt zumeist nur mit der größten Mühe und Geduld wirklich Haltbares abringen läßt, auch nur mit halbwegs ähnlichem Erfolge gereinigt und geglättet als es bei den Vatikanischen Blättern geglückt ist, so wird die neue Frontoausgabe eine erheblich größere Vollkommenheit erlangen, als es sonst je hätte der Fall sein können.

Darauf entspinnt sich eine Erörterung über die Notwendigkeit einer Verstärkung der Sektionssitzungen. Es wird beschlossen, in diesem Sinne eine Resolution zu fassen, deren Wortlaut bis zur nächsten Sitzung festgesetzt werden soll.

Schluß 11 Uhr 40 Minuten.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober,

vormittags 9 Uhr

im Verein mit der archäologischen und der historisch-epigraphischen Sektion.

Vorsitzender: Prof. Dr. Eugen Petersen.

In der überaus zahlreich besuchten Sitzung hielt zuerst Prof. Dr. Carl Robert (Halle) einen Vortrag über: **Pandora**, der durch Lichtbilder erläutert wurde. Er knüpfte an an die Pandoravase des Oxforder Museums und suchte darzulegen, welche Folgerungen sich aus ihrer Darstellung für die Grundidee des Mythos, für seine Behandlung durch Hesiod, für das Motiv von Aristophanes Frieden und für den Inhalt des verlorenen Satyrspiels des Sophokles, Pandora oder die Hammerschläger, ziehen lassen.

Darauf sprach Prof. Dr. Eduard Meyer (Berlin) über: **Alexander der Große und die absolute Monarchie.**

Der Vortragende führte etwa folgendes aus:

Die Formen dieser Herrschaft im griechischen und römischen Altertum sind orientalisch; die Idee des Gotteskönigtums wird nicht dem Orient verdankt. Seit Alexander dem Großen tritt es

[illegible] in [illegible]. Bei seinen in den jeweiligen Ferien [illegible] Vergleichungen der schwierigsten und noch unvollkommen [illegible] Partien dieses Teiles suchte der Referent dieses Projekt an der Ambrosiana zu betreiben. Der jüngst auf Anregung der [illegible] Kommission unternommene Schritt, die Direktion der Ambrosianischen Bibliothek zur baldigsten Inangriffnahme dieser für die Vollendung der Frontoausgabe unumgänglichen Arbeit zu bewegen, hat [illegible] Zusicherung ergeben, daß der Stellvertreter des Präfekten [illegible] nächst auf der Vaticana das Verfahren näher kennen lernen [illegible] um es zweckentsprechend auf die Ambrosianischen [illegible] schwerer zu behandelnden Blätter anwenden zu können. [illegible] wird der Referent sich die Sache weiter angelegen sein lassen [illegible] die jeweils gelichteten Blätter, sobald es ihm seine Beru[illegible] erlauben, nachprüfen und rasch der Veröffentlichung zuführen.

Inzwischen soll im Einverständnis mit der Firma [illegible] den ersten 104 Seiten des Naberschen Frontotextes en[illegible] Teil gedruckt werden, der die fast kompakte Masse der [illegible]nischen Blätter und nicht zu viele Ambrosianische Seiten [illegible] die zum Teil schon von Studemund gelesen, in ihrer [illegible] mehrmals vom Berichterstatter und zwar nicht ohne [illegible] geprüft worden sind.

Der Referent glaubt noch hinzufügen zu sollen, daß er absichtlich, um der Ausgabe nicht vorzugreifen, nur [illegible] Ergebnisse seiner mühevollen und augenanstrengenden [illegible] veröffentlicht hat. Doch dürften schon seine gelegentlichen [illegible]kationen (so in den Verhandlungen der Kölner [illegible] versammlung, in den Festschriften für Hartel, G[illegible] und Boissier, die Aufsätze „Sallustzitate bei Fronto“ [illegible] des Rhein. Museums und „Fronto über N[illegible] genes“ im letzten Hefte der Mitteil. des k. de[illegible] Instituts, röm. Abt.) immerhin gezeigt haben, daß es [illegible] ist, den bisherigen Frontotext qualitativ und quanti[illegible] Er bedauert sehr, dies nicht an einigen interessanten [illegible] so an neuen Spalten aus der in einen Brief des [illegible] eingelegten Rede Frontos, ferner an dem uns [illegible] erhaltenen, von H. Jordan nicht mit Glück [illegible] über das Sendschreiben des Catulus an den [illegible] merkenswerten Details über den Partherkrieg [illegible] in der verehrlichen Versammlung selbst darlegen [illegible] will aber das allgemein interessierende [illegible] druckt den Fachgenossen zur Kenntnis bringen [illegible] gleichzeitig mit der Publikation des [illegible]

seinem Vor-
r Redner, der
hrte folgendes aus:
inem Schatze alter
te Darstellungen
recht Dürers aus
in diesem einzigen
tegnas stammenden
s Vorlage gedient hat.
n Besitzes allein würde
b iden Blätter, die ich
Nachbildungen überreichen
Vortrages zu machen; zu
rzeugung, daß diese beiden
des Wiedereintritts der
erschöpfend interpretiert
ten doppelseitigen Einfluß
Frührenaissance offenbaren.
de einseitig klassizistische
Altertums von einer gründ-
gelenkt, hat man nämlich
wie deutlich der Kupferstich
n, daß schon in der zweiten
enischen Künstler in dem
Antike ebenso eifrig nach Vor-
mik wie für klassisch ideali-
s erweiternden Ausblicks willen
mentar zum „Tod des Orpheus“
mmlung von Philologen und
nach dem „Einfluß der Antike“
nichts von ihrer besonderen schwer-
hat.

ieser pathetischen Strömung im Ein-
Antike gibt nun der „Tod des Orpheus“
gen hin einen festen Ausgangspunkt.
her übersehen wurde, nachweisen, daß

eus“. Bilder zu dem Vortrag über Dürer
Den Mitgliedern der archäologischen
Von A. Warburg. 3 Tafeln in Großfolio.
genossen auf Wunsch noch zur Verfügung.
erweitert einem später erscheinenden Buche über
weltlicher Malerei im Quattrocento angehören.

auf. Wo ist diese straffe Form der Staatsidee entstanden? In der philosophischen Literatur des 4. und 5. Jahrhunderts liegen die Wurzeln dieser Anschauungen und sind schon in entwickelungsfähigen Keimen bei Sokrates und Plato zu erkennen. Das Bild des philosophischen Herrschers, dem zum mindesten die ἀληθὴς δόξα eigen sein muß, ruft die Idee des richtigen und wahren Herrschers hervor, der eben schon deshalb nicht nach Gesetzen zu handeln braucht. Er verfährt nach eigenem Gutdünken und Ermessen, wenn er mit Liebe und wenn er — Herrscher eines Gewaltstaates — mit Haß regiert. Kein äußeres Kriterium besteht, sondern nur innere Tendenzen. Aristoteles vertritt dieselben Anschauungen, nur daß durch die ihm charakteristische Berücksichtigung der praktischen Verhältnisse gewisse Modifikationen und Restriktionen eintreten. In der Theorie hat der Beste die Alleingewalt; er ist gottgleich; der einzelne wird also hier in theoretischer Erwägung zu göttergleicher Kraft erhoben. Lysander war der erste, der in praxi eine solche Stellung eines Gottes (oder eines Heros?) einnahm. Dasselbe begegnet bei König Philipp. Diese Anschauung ist den Griechen angeboren, und sie tritt in der Literatur dieses Volkes, besonders bei Isokrates, scharf hervor. Alexander ist ganz in diesen Ideen aufgewachsen. Der Gedanke der werdenden griechischen Weltkultur, romantische Ideen erfüllen ihn. Er ist der erste Gottmensch der griechischen Welt, der seinen Vorfahren, seinem Ahnen Herakles und seinem Vater Philipp, nachstreben muß. Zuerst ist Alexander für die Griechen tätig, eine eigentlich mazedonische Politik hätte am Halys oder am Euphrat halt machen müssen. Alexander handelt nicht so. Es kommt der Gedanke der Weltmonarchie, den er in jahrzehntelanger Tätigkeit ausführen mußte. Die ganze Welt, der Osten wie der Westen, sollte als Produkt griechischer Kultur unter mazedonischer Herrschaft mit Alexandria als Kapitale stehen. Der Weltherrscher darf nicht mehr mazedonischer Heerkönig und griechischer Bundesfeldherr sein; er mußte über allen stehen; er wird Gottmensch, Gott und König. Kallisthenes ist der erste Biograph oder vielmehr der erste Prophet und Jünger dieses Gottes. Später aber wird dieser selbst fast das Haupt der Opposition, der fanatische Gegner dieser Bestrebungen. Alexander hat seinen Gedanken eines Weltreiches durchzuführen versucht. Wenn die Polis, die einzige griechische Staatsform, eingeordnet werden soll in das Reich, so kann das nur unter einer Bedingung geschehen: durch das Gotteskönigtum. Cäsar ist der Vollender der Pläne Alexanders. Auf römischem Boden geht diese Entwickelung weiter bis hindurch zur Moderne.

Sodann erhält Dr. A. Warburg das Wort zu seinem Vortrage über: **Dürer und die italienische Antike.** Der Redner, der seinen Vortrag durch Lichtbilder illustrierte, führte folgendes aus:

Die Hamburgische Kunsthalle bewahrt in ihrem Schatze alter Handzeichnungen und Kupferstiche zwei berühmte Darstellungen vom „Tod des Orpheus“: eine Handzeichnung Albrecht Dürers aus dem Jahre 1494 und dazu den bisher nur in diesem einzigen Exemplare bekannten, aus dem Kreise Mantegnas stammenden anonymen Kupferstich, welcher Dürer als Vorlage gedient hat. Die zufällige Tatsache dieses hamburgischen Besitzes allein würde mich indessen nicht veranlaßt haben, diese beiden Blätter, die ich auch im Auftrage des Ortskomitees in Nachbildungen überreichen darf[1]), hier zum Ausgangspunkte eines Vortrages zu machen; zu diesem bestimmt mich vielmehr die Überzeugung, daß diese beiden Blätter als Aktenstücke zur Geschichte des Wiedereintritts der Antike in die moderne Kultur noch nicht erschöpfend interpretiert sind, insoweit sie einen bisher unbeachteten doppelseitigen Einfluß der Antike auf die Stilentwickelung der Frührenaissance offenbaren.

Durch die immer noch nachwirkende einseitig klassizistische Doktrin von der „stillen Größe“ des Altertums von einer gründlicheren Betrachtung des Materials abgelenkt, hat man nämlich bisher nicht genügend hervorgehoben, wie deutlich der Kupferstich und die Zeichnung darauf hinweisen, daß schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die italienischen Künstler in dem wiederentdeckten Formenschatz der Antike ebenso eifrig nach Vorbildern für pathetisch gesteigerte Mimik wie für klassisch idealisierende Ruhe suchten. Um dieses erweiternden Ausblicks willen schien mir ein kunsthistorischer Kommentar zum „Tod des Orpheus“ der Mitteilung wert vor einer Versammlung von Philologen und Schulmännern, für die ja die Frage nach dem „Einfluß der Antike“ seit den Tagen der Renaissance nichts von ihrer besonderen schwerwiegenden Bedeutung verloren hat.

Zur Veranschaulichung dieser pathetischen Strömung im Einfluß der wiedererwachenden Antike gibt nun der „Tod des Orpheus“ nach verschiedenen Richtungen hin einen festen Ausgangspunkt. Zunächst läßt sich, was bisher übersehen wurde, nachweisen, daß

1) Der „Tod des Orpheus“. Bilder zu dem Vortrag über Dürer und die italienische Antike. Den Mitgliedern der archäologischen Sektion . . . . überreicht von A. Warburg. 3 Tafeln in Großfolio. Exemplare stehen Fachgenossen auf Wunsch noch zur Verfügung.

Der Vortrag soll erweitert einem später erscheinenden Buche über die Anfänge selbständiger weltlicher Malerei im Quattrocento angehören.

der Tod des Orpheus, wie er auf dem italienischen Kupferstiche erscheint, in der Tat als von echt antikem Geiste erfüllt anzusehen ist, denn die Komposition geht, wie der Vergleich mit griechischen Vasenbildern (vgl. Tafel I Fig. 1, 2 und 3 cf. Roscher, M. L., Orpheus, Abb. 10, 11) lehrt, unzweifelhaft auf ein verloren gegangenes antikes Werk zurück, das den Tod des Orpheus oder etwa den Tod des Pentheus darstellte. Die typische pathetische Gebärdensprache der antiken Kunst, wie sie Griechenland für dieselbe tragische Szene ausgeprägt hatte, greift mithin hier unmittelbar stilbildend ein.

Derselbe Vorgang läßt sich auf einer Zeichnung aus dem Kreise der Pollajuoli in Turin beobachten, worauf mich Prof. Robert hinwies: Ein Mann, der dem hingesunkenen Feind den Fuß auf die Schulter setzt und ihn am Arme packt, ist offenbar der Agave nachgebildet, wie sie auf dem Sarkophag in Pisa in dionysischem Wahnsinn Pentheus, ihren Sohn, zerreißt. Auch andere, ganz verschiedenartige Kunstwerke mit Bildern vom Tode des Orpheus, wie z. B. das oberitalienische Skizzenbuch (im Besitz von Lord Roseberry), die Orpheus-Teller der Sammlung Correr, eine Plakette im Berliner Museum und eine Zeichnung (Giulio Romano [?]) im Louvre zeigen fast völlig übereinstimmend, wie lebenskräftig sich dieselbe archäologisch getreue Pathosformel, auf eine Orpheus- oder Pentheusdarstellung zurückgehend, in Künstlerkreisen eingebürgert hatte; vor allem beweist dies aber der Holzschnitt zur Venezianischen Ovidausgabe von 1497, der Ovids dramatische Erzählung vom tragischen Ende des Sängers begleitet, da diese Illustration gleichfalls, vielleicht in unmittelbarem Anschluß an den oberitalienischen Kupferstich, auf dasselbe antike Original zurückgeht, das sogar in seiner vollständigeren Fassung — vgl. die von vorn gesehene Maenade — vorgelegen zu haben scheint. Hier ertönt zum Bild die echt antike, der Renaissance vertraute Stimme, denn daß der Tod des Orpheus nicht nur ein rein formal interessantes Ateliermotiv, sondern ein wirklich im Geiste und nach den Worten der heidnischen Vorzeit leidenschaftlich und verständnisvoll nachgefühltes Erlebnis aus dem dunkeln Mysterienspiel der Dionysischen Sage war, beweist das früheste italienische Drama Polizians, sein in ovidianischen Weisen sprechender „Orfeo", der 1472 in Mantua zuerst aufgeführt wurde. Dadurch empfängt der „Tod des Orpheus" seinen nachdrücklichen Akzent, denn in diesem tragischen Tanzspiel, dem Erstlingswerk des berühmten florentinischen Gelehrten, trat das Leiden des Orpheus unmittelbar dramatisch verkörpert und im Wohlklang der eigenen italienischen Sprache eindringlich redend

vor die Sinne der Renaissancegesellschaft in Mantua, der eben jener anonyme Kupferstecher den „Tod des Orpheus“ im Bilde vor Augen geführt hatte. Mantua und Florenz treffen hier in ihrem Versuche zusammen, die echt antiken Formeln gesteigerten körperlichen oder seelischen Ausdrucks in den Renaissancestil bewegter Lebensschilderung einzugliedern. Die Florentiner unter Polizians Einfluß gelangen hierbei, wie Botticellis Werke und vor allem einige Hochzeitstruhen des Jacopo del Sellaio (Taf. I Fig. 4) die Legende von Orpheus nach Polizian schildernd beweisen, zu einem unausgeglichenen Mischstil zwischen realistischer Naturbeobachtung und idealisierender Anlehnung an berühmte antike



Der Tod des Orpheus.
Verkleinerter Holzschnitt nach Ovids Metamorphosen, 1497.

Muster in Kunst und Dichtung. Antonio Pollajuolo dagegen schafft sich im Geiste Donatellos einen einheitlicheren antikisierenden Stil durch seine überlebendige Muskelrhetorik, die im bewegten nackten Körper sich verkündet. Zwischen Polizians zierlichen Beweglichkeiten und Pollajuolos vehementem Manierismus steht das heroische theatralische Pathos, mit dem sich Mantegnas antike Gestalten vortragen.

Mantegna und Pollajuolo sind aber nun zu gleicher Zeit wie der „Tod des Orpheus“ ebenfalls vorbildlich an Dürer herangetreten: er kopierte 1494 Mantegnas Bacchanal mit dem Silen und den sog. Tritonenkampf, und zeichnete 1495 auch zwei frauenraubende nackte Männer, die ohne Zweifel auf eine verlorene Vorlage Antonio

Pollajuolos zurückgehen. Für Dürers Auffassung vom heidnischen Altertum gewinnen diese vier Pathosblätter aus den Jahren 1494 und 1495 deshalb eine prinzipielle Bedeutung, weil Dürer nach diesen Vorlagen jene Figuren bis ins einzelne ausführte, die auf einem seiner frühesten mythologischen Kupferstiche (B. 73), den man fälschlich Herkules nennt, erscheinen. Wahrscheinlich liegt eine humanistische Version der Legende von Zeus und Antiope zugrunde; am zutreffendsten aber ist die alte Bezeichnung von Bartsch: „Die Eifersucht", denn Dürer wollte eben vor allem ein antikisches Temperamentsbild geben und hierbei in Übereinstimmung mit den Italienern, der Antike das gebührende stilbildende Privilegium in der Darstellung mimisch gesteigerten Lebens einräumen. Daher kam auch jene affektierte Lebendigkeit in einem der frühesten mythologischen Holzschnitte Dürers, der den Zorn des „Ercules" darstellt (B. 127). Seitdem 1460 die Pollajuoli die Taten des Herkules auf großen Leinwandbildern in den Palast der Mediceer als Wandschmuck eingefügt hatten, war Herkules zum idealisierten Symbol entfesselter Übermenschlichkeit geworden, und deshalb findet auch 1506 ein Herkules des Pollajuolo als Vorbild seinen Weg in Dürers Leinwandbild „Herkules und die Harpyien" in Nürnberg.

Obgleich also auf dem Kupferstich „Die Eifersucht" keine Figur die Originalerfindung Dürers ist, bleibt der Stich in einem höheren Sinne doch Eigentum Dürers; denn wenn auch Dürer die moderne Ästhetenangst um die Selbständigkeit des eigenen Individuums fern lag und ihn kein Artistendünkel hinderte, das Erbe der Vergangenheit durch Neuerwerb zu seinem eigensten Besitz zu machen, so setzte er doch der paganen südlichen Lebhaftigkeit den instinktiven Widerstand seiner bodenständigen Nürnbergischen Gelassenheit entgegen, die sich seinen antikisch gestikulierenden Figuren wie ein Oberton ruhiger Widerstandskraft mitteilt.

Aber das Altertum kam ihm ja auch durch Italiens Vermittelung nicht nur dionysisch anstachelnd, sondern auch apollinisch abklärend zu Hilfe: Der Apollo von Belvedere schwebte ihm vor Augen, als er nach dem Idealmaß des männlichen Körpers suchte, und an Vitruvs Proportionen verglich er die wirkliche Natur. Dieses faustische Grübeln über das Maß hat Dürer mit steigender Intensität zeit seines Lebens in Bann gehalten; dagegen hat er bald an jenem barocken antikischen Bewegungsmanierismus keinen Gefallen mehr gefunden. Die Italiener fanden 1506, als er in Venedig war, sein Werk nicht „antikisch Art, und darum sei es nit gut"; daß den jüngeren Venezianern in demselben Jahre, wo

Lionardo und Michelangelo in ihren Reiterschlachten das heroische Kämpferpathos kanonisierten, etwa eine Figur wie Dürers „Großes Glück" als nüchterner Versuch, dem Geiste ihrer Antike wesensfremd, vorkommen mußte, erscheint uns selbstverständlicher, als es Dürer erscheinen mußte, der gerade diese Figur nicht nur nach Vitruvischem Maß konstruiert hatte, sondern auch — eine erstaunliche durch Giehlow[1]) entdeckte Tatsache — durch die Gestalt der Nemesis ein lateinisches Gedicht Polizians bis in alle Einzelheiten illustrierte.

Was aber die Italiener vermißten, das dekorative Pathos, das wollte Dürer selbst damals ganz bewußt nicht mehr; so erklärt sich wohl auch jene Stelle in demselben Briefe Dürers: „Und das Ding, das mir vor eilf Johren so wol hat gefallen, das gefällt mir itzt nüt mehr. Und wenn ichs nit selbs säch, so hätte ichs keim Anderen geglaubt." Das Ding vor 11 Jahren war eben, meiner Meinung nach, die ich später noch ausführlicher begründen werde, jene Reihe gestochener italienischer Pathosblätter, die er 1494/95 in dem Glauben kopieren mochte, daß dies die echte antikische Manier der großen heidnischen Kunst sei.

Dürer gehörte füglich zu den Kämpfern gegen jene barocke Gebärdensprache, zu der die italienische Kunst schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hindrängte; denn ganz fälschlich sieht man in der Ausgrabung des Laokoon im Jahre 1506 eine Ursache des beginnenden römischen Barockstils der großen Geste. Die Entdeckung des Laokoon ist gleichsam nur das äußere Symptom eines innerlich bedingten stilgeschichtlichen Prozesses und steht im Zenit, nicht am Anfang der „barocken Entartung". Man fand nur, was man längst in der Antike gesucht und deshalb gefunden hatte: die in erhabener Tragik stilisierte Form für Grenzwerte mimischen und physiognomischen Ausdrucks. So hatte z. B. — um nur ein unbekanntes überraschendes Beispiel herauszugreifen — Antonio Pollajuolo für die erregte Gestalt eines David (bemalter Lederschild in Locko Park) ein echt antikes Bildwerk, den Pädagogen der Niobiden bis auf Einzelheiten des bewegten Beiwerks zum Vorbild genommen, und als 1488 eine kleine Nachbildung der Laokoongruppe bei nächtlichen Ausgrabungen in Rom gefunden wurde[2]), da bewunderten die Entdecker, ohne vom mythologischen Inhalt Notiz zu nehmen, in heller künstlerischer Begeisterung den packenden Ausdruck der leidenden Gestalten und „gewisse wunderbare Gesten"

---

1) Mitteilungen d. Gesellschaft f. vervielfältig. Kunst (1902) S. 25.
2) Vgl. Jak. Burckhardt, Beiträge S. 351.



(certi gesti mirabili); es war das Volkslatein der pathetischen Gebärdensprache, das man international und überall da mit dem Herzen verstand, wo es galt, mittelalterliche Ausdrucksfesseln zu sprengen.

Die „Bilder zum Tode des Orpheus“ sind somit wie ein vorläufiger Fundbericht über die ersten ausgegrabenen Stationen jener Etappenstraße anzusehen, auf der die wandernden antiken Superlative der Gebärdensprache von Athen über Rom, Mantua und Florenz nach Nürnberg kamen, wo sie in Albrecht Dürers Seele Einlaß fanden; Dürer hat diesen eingewanderten antikischen Rhetorikern zu verschiedenen Zeiten verschiedenes Recht zugestanden. Keinesfalls darf man im Geiste der älteren kriegspolitischen Geschichtsauffassung diese stilpsychologische Frage mit einem: „entweder Sieger oder Besiegter“ bedrängen. Durch eine derartige gröblich befriedigende Schlußformel mag sich immerhin heroenverehrender Dilettantismus lästigen Einzelstudien über Abhängigkeiten der großen Individuen entziehen; es entgeht ihm freilich damit das weittragende stilgeschichtliche, bisher allerdings kaum formulierte, Problem vom Austausch künstlerischer Kultur zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Norden und Süden im 15. Jahrhundert; dieser Vorgang läßt nicht nur die Frührenaissance als Gesamtgebiet europäischer Kulturgeschichte klarer begreifen, er enthüllt auch bisher ungewürdigte Erscheinungen zu allgemeinerer Erklärung der Kreislaufvorgänge im Wechsel künstlerischer Ausdrucksformen.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober,
vormittags $8^1/_2$ Uhr.

Gemeinsame Sitzung der philologischen und der indogermanischen Sektion.

Vorsitzender: Prof. Dr. J. Wackernagel (Göttingen).

Prof. Solmsen-Bonn sprach über: **Griechische Etymologie.**

Der Vortragende entwickelte einige Grundsätze, die gegenwärtig bei dem Betriebe der griechischen Etymologie besonders zu befolgen seien, um Fortschritte über das bisher Erreichte zu erzielen. Er erinnerte zunächst an die in letzter Zeit namentlich von H. Schuchardt eingeschärfte Forderung, bei der Deutung der Wörter sich genaue Rechenschaft über die durch sie bezeichneten Sachen zu geben und zeigte an der Etymologie von τράπεζα, wie notwendig es ist, sich beim Griechischen um die von der Archäologie

ermittelten Tatsachen zu kümmern. Die weiteren Gesichtspunkte, die herausgestellt wurden, sind einerseits vorwiegend linguistischer, andrerseits vorwiegend philologischer Art. Von linguistischer Seite verspricht am meisten Ausbeute die umfassende Heranziehung eines zurzeit noch wenig oder gar nicht ausgenutzten Materials: während die Forschung sich bisher im wesentlichen an den Wortschatz der frühesten historisch zugänglichen Phasen der indogermanischen Einzelsprachen gehalten hat, wie er in den älteren Literaturdenkmälern vorliegt, gilt es nunmehr systematisch, mit der nötigen Umsicht und Vorsicht, die reichen Schatzkammern der lebenden Mundarten von Indien bis Irland zu erschließen. Wie vieles bergen sie nicht, das uralten Ursprunges, aber in der Literatur vergangener Zeiten nicht an die Oberfläche gelangt ist! Einige Belege aus den modernen slawischen Idiomen dienten dem Vortragenden zum Beweise, wieviel z. B. die letzteren zur Aufhellung der Herkunft griechischer Wörter beitragen können. Vom philologischen Standpunkt sind es vor allem drei Postulate, die aufgestellt zu werden verdienen: 1. Auch hier ist auf Vermehrung des Stoffes auszugehen. Die reichen Funde von Inschriften und Papyri werfen manches auch für das Wörterbuch ab, und die längst bekannten Quellen entlegenerer Natur, die Lexikographen, Grammatiker, Scholien, enthalten nicht wenige Angaben, die von den Etymologen noch nicht gewürdigt sind; alles das ist möglichst vollständig auszuschöpfen. 2. Der Bedeutung der Wörter muß eindringendere Aufmerksamkeit zugewendet werden. Unsere Lexika haben nicht ganz selten ungenaue Angaben, veranlaßt durch unzutreffende Begriffsbestimmungen der Alten oder durch ungenügende Exegese der Texte in früherer Zeit. In anderen Fällen trifft die Lexika kein Vorwurf, wohl aber die Etymologen, die sich mit ungefährer Übereinstimmung des Sinnes begnügt, es aber unterlassen haben, für diesen den wirklichen Gebrauch scharf zu prüfen. 3. Die Etymologie muß in engste Beziehung zu der Geschichte des Wortes gesetzt werden, aus der Feststellung der letzteren gewissermaßen herauswachsen. Es ist zu verfolgen die Entwickelung des Wortes in formaler Hinsicht, seine Verbreitung nach Zeit, Ort und den verschiedenen Literaturgattungen, um, wenn möglich, seinen ersten Ausgangspunkt zu erkennen, es sind die Fäden aufzudecken, die die Geschichte der Wörter mit derjenigen der griechischen Stämme verknüpfen u. dgl. m. Auch diese Sätze wurden durch ausgewählte Beispiele erläutert.

Der Redner schloß mit der Bitte an die Philologen, die etymologische Forschung zu unterstützen durch Arbeiten auf den

in ihr Bereich fallenden Gebieten, also namentlich der Bedeutungsgeschichte und der Wortgeschichte überhaupt, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß auch in der Etymologie wie in der Sprachgeschichte insgemein in immer steigendem Maße sich linguistische Weite des Gesichtskreises und Schärfe der Methode mit philologischer Tiefe und Akribie der Behandlung zusammenfinden würden.

An der nachfolgenden Diskussion beteiligten sich die Herren Prof. Dr. Osthoff (Heidelberg), Geheimrat Prof. Dr. Bezzenberger (Königsberg) und Geheimrat Prof. Dr. Wallichs (Altona).

Prof. Dr. A. Thumb (Marburg) sprach über: **Prinzipienfragen der Koineforschung.**[1])

Das reiche Material an Texten der hellenistischen Zeit macht die *Κοινή*-Forschung zu einem besonderen Teil der griechischen Sprachgeschichte, für den besondere Methoden und Spezialkenntnisse erforderlich sind. Vor allem ist das Neugriechische als Hilfsmittel heranzuziehen, weil es jene Sprachphase im ganzen wie in vielen einzelnen Fällen verstehen und richtig beurteilen lehrt. Das gilt auch von einem der wichtigsten Probleme, der 'Hebraismenfrage' im Neuen Testament. Die Forschung der letzten Jahre gibt den 'Anti-Hebraisten' immer mehr recht und steht allen literarischen und theologischen Hypothesen skeptisch gegenüber, die die Annahme von Hebraismen zur Voraussetzung haben. Aber auch sonst ist die Exegese oft von richtiger sprachgeschichtlicher Einsicht abhängig, so z. B. in der Übersetzung der Verbalpräposition, sofern diese ihre materielle Bedeutung verloren hat und nur zur Unterstützung der aoristischen (perfektiven) Aktionsart dient.

Ein weiteres Problem, die Existenz von *Κοινή*-Mundarten, erscheint auf Grund neuer Tatsachen heute in hellerem Licht: ein deutlich charakterisierter *Κοινή*-Dialekt zeigt sich nämlich in einer Gruppe von kyprischen Verfluchungstafeln (worüber man des Vortragenden Rezension von Audollent Defixionum tabellae, Anz. d. Indogerm. Forsch. XVIII vergleiche). Die Feststellung von *Κοινή*-Mundarten kann gelegentlich zur Herkunftsbestimmung neutestamentlicher Bücher und Handschriften wichtige Dienste leisten.

Über den Ursprung und das Wesen der *Κοινή* haben die letzten Jahre keine neuen Tatsachen ergeben, die den Vortragenden nötigen könnten, von seiner früheren Formulierung abzugehen. Daß endlich die hellenistische Weltsprache in ihrem ganzen Umfang auch fernerhin am besten mit dem gut eingebürgerten und prägnanten

1) Der Vortrag wird vollständig in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur" erscheinen.



Wort *Κοινή* bezeichnet wird, daran ist trotz jüngst erhobener Einwendungen (von Jannaris), betreffend die historische Richtigkeit des Terminus, festzuhalten.

Auf eine Diskussion mußte wegen der vorgerückten Stunde verzichtet werden.

Zuletzt sprach Prof. Dr. K. Zacher (Breslau) über: **Die dämonischen Urväter der Komödie.**

Daß die eigentümliche Bühnenerscheinung der Phlyaken und der Schauspieler der alten attischen Komödie ihren Ursprung hat in dramatischer Vorführung jener dionysischen Dämonen, die auf Vasen des 7. und 6. Jahrhunderts statt der Silene auftreten und von diesen wie den Satyrn sich dadurch unterscheiden, daß sie nichts Theriomorphisches, sondern nur groteske menschliche Körperform (dicken Bauch und Hintern, Phallus) zeigen, ist von der Archäologie nachgewiesen worden. Gattungsname, Heimat und Wesen dieser Dämonen ist noch gänzlich unbekannt. Vortragender glaubt, dies Dunkel lichten zu können.

Er geht aus von der Bemerkung, daß es nicht der Chor ist, der von jenen Dämonen die Gestalt entlehnt, sondern nur die Schauspieler, also die Träger der *κωμῳδία φορτική*, des *γέλως Μεγαρόθεν κεκλεμμένος*, des *σκῶμμα ἀσελγές* oder *ἀγοραῖον*. Nun hat Aristophanes einmal einen Idealtypus des *ἀγοραῖος* geschaffen im Allantopoles: die Genien also, deren Hilfe dieser im Kampfe mit Kleon anruft (Eq. 221. 634), werden auch die Genien der *κωμῳδία ἀγοραία* sein, nämlich *Κοάλεμος*, *Σκίταλοι*, *Φένακες*, *Βερέσχεθοι*, *Κόβαλοι*, *Μόθων*. Erfunden kann Aristophanes diese Namen nicht haben, da sie zum Teil als Eigenschaftsworte wiederkehren, und gerade ihre Bedeutung als solche ist auch beweisend für ihren Zusammenhang mit der Posse (*φέναξ* Prahler, Aufschneider, *μόθων* frech, verhöhnend, auch Name eines kordaxartigen Tanzes, *κόβαλος* Possenreißer und Betrüger, von Aristoteles mit *μιμητικός* synonym gebraucht).

Das unattische ᾱ in *κοάλεμος κόβαλος σκίταλος φέναξ* kann erklärt werden durch Entlehnung aus der dorischen Komödie oder als Überbleibsel aus einem früheren Sprachzustand. Jenes ist unwahrscheinlich, da diese Dämonen offenbar dem einheimischen Volksglauben angehören, auch ist Suff. ᾱκ (*φέναξ*) im Attischen allezeit zur Bildung von Schimpfnamen gebraucht (*πλούταξ στόμφαξ* u. a.), überhaupt gemeingriechisch: auch lesb. *γαύραξ*. Ein gleichbedeutendes gleichfalls gemeingriechisches Suff. ist *ων* (*γλίσχρων γλύκων* u. a., lesb. *φύσκων γάστρων*). So entspricht dem att. *μόθων* das lakon. *μόθαξ*, Bezeichnung für bevorzugte

Periökensöhne; beides offenbar abgeleitet von *μόϑος*, einem bei Homer schon veralteten Wort, beide Worte also wohl sicher achäisch.

Dagegen scheint thrakisch *Βερέσχεϑοι* (vgl. *Βερενίκη Βερέκυντες*) und *Κόβαλοι*, vgl. mit dem mäon.-phryg. Volksnamen *Καβαλεῖς Καβηλέες*, woneben inschriftlich die Form *Καυαληνοί*, welche auf eigtl. *Καϝαλέες* und also auch *κόϝαλος* schließen läßt. Damit dann wohl verwandt *Κοάλεμος* = *κοϝάλεμος*, mit Suff. *ᾱλεμο*, das sonst nur im *ἰάλεμος* erscheint, dem Namen eines wahrscheinlich aus Phrygien stammenden Threnos. (Dazu auch *Κάβειροι*? Vgl. den Berg *Κάβειρος* in Phrygien. Die böot. Kabirenvasen zeigen ähnliche Dämonengestalten.)

Wir hätten also einen Thiasos verwandter niederer phallischer Gottheiten teils achäischen, teils thrakischen Ursprungs, dessen Zusammensetzung auf einen vorhistorischen Zustand der Stammesmischung oder Volksmischung weist.

Eigentümlich ist denen dieser Namen, deren Bedeutung erkennbar ist, daß sie sowohl eine Eigenschaft eines Menschen bezeichnen, als einen Dämon, der eben dieses Menschen Genius oder alter ego ist, aber nur insofern derselbe diese Eigenschaft besitzt; es sind also Eigenschaftsdämonen (eine religiöse Vorstellung, für die sich auch andere Beispiele anführen lassen, wie *ἀλάστωρ*, *Ἑρμῆς ἐλαιοπώλης*, *Ζεὺς ἀφίκτωρ* u. v. a.). Die umfassendste Bedeutung hat *κόβαλος*, dies Wort kommt überhaupt am häufigsten vor und wird der eigentliche Gattungsname sein.

Dies Wort ist aber sicher identisch mit dem deutschen Kobold, welches aus mlat. cobalus abgeleitet ist (ältere Form kobel). Und auch das Wesen unseres Kobold hat mit dem der Kobalen viel Ähnlichkeit. Auch er ist possenhaft, schabernackisch, betrügerisch, auch er wird zum Gegenstand dramatischer Aufführung (kobelte = Marionetten); auch er ist von Haus aus Vegetationsdämon, dann erst Hausgeist, auch er haftet an der Person und die Person wird mitunter mit demselben Namen bezeichnet wie er.

So können wir wohl auch für den griechischen Kobalos eine ähnliche Entwickelung annehmen. Aus einem Wald- und Feldgeist wird er zum Hausgeist des Bauern, dessen Genius und alter ego, eben deshalb nach dem Charakter des Bauern individuell differenziert als *φέναξ* oder *μόϑων* u. dgl. Bei den *κῶμοι* umschwärmten diese *κόβαλοι* als Hanswürste oder Schodübel den Zug, wobei die Bauern sich selbst oder die guten Nachbarn burlesk karikierten. Natürlich gab es noch mehr Spielarten. Zu dem *φέναξ* stellt sich der *φλύαξ* und *κόρδαξ*, zum *μόϑων* der *εἴρων* und *μαίσων*, dann gehören dahin

der *μόρυχος* und der *μύλλος* usw.: alles Gestalten dieses Kobalenthiasos, Eigenschaftsdämonen, karikierte Verkörperungen von Charaktereigentümlichkeiten der das Fest aufführenden, in ihm sich selbst burlesk darstellenden bäuerlichen Bevölkerung. So sehen wir hier schon die Anfänge jener Ethopöie, die dann einerseits in der altatt. und megar. Komödie und Atellane, anderseits in der neueren att. Komödie ihre weitere Ausbildung fand.

An der wegen der vorgerückten Zeit beschränkten Diskussion beteiligten sich die Herren Prof. Dr. Meltzer (Cannstatt), Prof. Dr. Solmsen (Bonn) und Privatdozent Dr. Thiele (Marburg).

Schluß 10 Uhr 40 Minuten.

Nach Schluß der Sitzung wurde von dem Vorsitzenden der philologischen Sektion, Prof. Dr. Geffcken, die am Donnerstag im engeren Kreise beratene und formulierte Resolution mitgeteilt. (Siehe oben). Dieselbe wurde mit einer kleinen Änderung einstimmig angenommen.

Resolution der philologischen Sektion.

Die mit der indogermanischen vereinigte philologische Sektion hält es für dringend erwünscht, daß auf den zukünftigen Versammlungen der Philologen und Schulmänner für die Sektionen erheblich mehr Zeit zur Verfügung stehe, besonders um das Kollidieren eng verwandter Sektionen noch mehr einzuschränken, als es in Halle und Hamburg bereits geschehen ist. Sie begrüßt freudig den auf Antrag der pädagogischen Sektion gefaßten Beschluß, die großen Fragen des höheren Schulwesens künftig stärker zu betonen und hofft, daß sie in den Mittelpunkt der allgemeinen Sitzungen gestellt werden. Unvermeidlich wird es dabei sein, daß Vorträge über allgemein interessierende wissenschaftliche Fragen künftig mit den Sektionsvorträgen zeitlich zusammenfallen. Die philologische Sektion bittet über die Durchführbarkeit und Ausführung einer Verschiebung des Gleichgewichtes in dieser Richtung das Präsidium der gegenwärtigen und zukünftigen Versammlung nach Schluß der Tagung beraten und eventuell beschließen zu wollen.

Die Zahl der in die Listen eingezeichneten Teilnehmer betrug 120.

Pädagogische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905,
nachmittags 2 Uhr.

Zum ersten Vorsitzenden wird Gymnasialdirektor Wegehaupt (Hamburg) gewählt, zum zweiten Vorsitzenden Geh. Regierungsrat Schlee (Altona), († am 6. Dezember 1905).

Direktor Wegehaupt übernimmt den Vorsitz und erteilt Prof. Dr. L. Gurlitt (Steglitz) das Wort über: **Die Pflege und die Entwickelung der Persönlichkeit.**[1])

Der Gedankengang seiner Ausführungen läßt sich etwa folgendermaßen skizzieren:

In für mich überraschender Weise hat Prof. Lichtwark in seinem Vortrage dem meinen vorgearbeitet. Mein Vortrag steht unter dem Motto: „Alles Verständnis kommt uns nur durch die Liebe." (Richard Wagner.) Wenn wir von Pflege des Persönlichen im Kinde sprechen, so liegt darin der Gedanke, daß das Kind eine Persönlichkeit habe. Das Kind ist des Mannes Vater. Es gibt keine Schöpfung, die an sich schlecht wäre. Wenn unsere herrschende Pädagogik noch immer von der Sündhaftigkeit des Kindes ausgeht, so beweist sie damit nur, daß sie noch immer Magd der Theologie ist. Jede Schöpfung hat das Merkmal des Persönlichen an sich, das Breite, Sichere der Erscheinung, das Selbstverständliche, die Geschlossenheit seines Seins; die Natur kopiert sich nicht, stets schafft sie Sonderwesen. Jedes Tier, jede Pflanze ist eine Persönlichkeit. Wieviel mehr das Kind. Daß sich Persönlichkeit vererbt, ist unbestreitbar. Damit soll natürlich kein Fatalismus gepredigt werden. Was das Kind tut, geschieht nach alten Naturgesetzen, ist also, wenn man einmal den Maßstab der Moral anlegt, gut. Das Kind ist moralisch neutral. Das

1) Prof. Gurlitts Vortrag ist bei Voigtländer, Leipzig im Druck erschienen.

lügende Kind beweist nur eines, das nämlich, daß es sich brutaler Gewalt gegenübersieht. Die Lüge ist die Waffe des Schwachen. Wir haben auch in der Erziehung die Schwachen zu stärken. Bei Gütergemeinschaft wird nicht gestohlen. Das Kind kennt nur Gütergemeinschaft. An den Kindern üben wir Erzieher und Schulmeister unsere oft so armseligen Dressurkünste. Nur wer Verständnis hat, kann sündigen.

Worin äußert sich nun die Persönlichkeit des Kindes? In dem Unverdorbenen und Ungekünstelten seines Gebarens. Es kennt keine Verstellung, es hat Vertrauen zu jedem. Man unterschätzt aus dem Hochmut des Erwachsenen heraus die kindliche Seele. Wie oft hören wir von Martyrien von Kindern für ihre Eltern. Das Kind handelt stets aus innerem Zwang. Tugend ist Wissen, nur der wissende Mensch handelt tugendhaft. Wenn ein Kind sagt: „ich will", so heißt es, Kinder haben nichts zu wollen. Vieles, was man so Unart nennt, wird der psychologisch denkende Erzieher keineswegs unterdrücken. Was schlichter Naturlaut ist, schelten wir oft Unart. Unsere pädagogischen Lehrbücher strotzen von Marter- und Folterwerkzeugen für die arme Kindesseele. Meist wäre Nachsicht besser am Platze. Gute Erzieher wie Christus, Pestalozzi, Fröbel usw. kannten derartige böse Kinder gar nicht, oder sie wurden sehr leicht mit ihnen fertig. Wir brauchen trotzige, starke, tollkühne Kinder, sie werden als Männer ihren Platz ausfüllen.

Der ganze Betrieb unserer öffentlichen Schulen geht auf Uniformierung aus. Die Natur schuf Persönlichkeiten. Die Schule schafft sie wieder ab. Dieser Erziehungsmethode setzt die neue Pädagogik neue Grundsätze entgegen. Im Spiele lernt das Kind alles, was der Mann später im Staatsleben, im Dienst der Allgemeinheit nötig hat, natürlich abgesehen von Spezialkenntnissen. Wir fragen bei unserer Erziehung viel zu wenig nach angeborenen Fähigkeiten. Ein Beispiel dafür ist z. B. die Unterschätzung des Zeichenunterrichts auf den Gymnasien. Wenn wir geringeren Schulzwang hätten, hätten wir weniger Gelehrte und Beamte, aber auch echte Bürger und Persönlichkeiten.

Ich erkenne so viele Bildungsgrade an, als es Menschen gibt. Darum ist es eine wahre Erlösung, daß unsere preußische Schulverwaltung jetzt Maßnahmen getroffen hat, die uns von falschen Bildungsidealen befreien und uns der Möglichkeit, Persönlichkeiten erwachsen zu lassen, bedeutend näher führen: Abschaffung des Gymnasialmonopols, eine mehr akademische und fakultative Spitze der höheren Schulen, größere Bewegungsfreiheit in den Lehrplänen.

Das Allerwichtigste freilich ist und bleibt eben der Erzieher selbst. Nur wer selbst eine Persönlichkeit ist, kann Persönlichkeiten erziehen.

Dem Vortrage folgte eine lebhafte Diskussion.

Direktor Rausch wendet sich gegen die Dehnung des Begriffes Persönlichkeit durch den Vortragenden. Die differentia specifica des Begriffes „Persönlichkeit“ ist Bewußtsein. Er ist ein Höchstes, Letztes, kein Anfang, auch in der Pädagogik. Die Naivität und ungetrübte Klarheit beim Kinde ist etwas Ähnliches aber nicht dasselbe.

Geh. Rat Uhlig: Der Vortragende hat die Vermutung ausgesprochen, daß er vielen Anwesenden wehe tun werde. Ich weiß nicht, wie weit dieses Wehgefühl im Saal verbreitet ist. Bei mir ist es jedenfalls nicht vorhanden, sondern statt dessen ein anderes, das ich mit mildem Ausdruck Verwunderung nennen will. — Der Redner ist von dem ersten Satz in Rousseaus Emil ausgegangen: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers der Dinge hervorgeht“, und er hat die Geltung dieser Worte auch für alle neugeborenen Kinder behauptet, allerdings nicht wohl bezüglich ihrer physischen Beschaffenheit und ihrer intellektuellen Gaben (denn das wäre doch gegenüber den Krüppeln und Blödsinnigen zu kühn), aber betreffs ihrer sittlichen Qualität. Ich will jetzt nicht auf die Unrichtigkeit dieser Anschauung eingehen, auch nicht darauf, inwiefern die biblische Lehre, die der Redner ein paarmal als übereinstimmend mit seinen Ansichten zitiert hat, der Meinung von der sittlichen Integrität der Neugeborenen widerspricht. Ich will nur bemerken, daß, wer diese hegt, nicht, wie der Redner wiederholt getan, von der großen Macht der Vererbung sprechen darf. Denn wenn diese vorhanden ist, so wird sie notwendigerweise auch in moralischer Hinsicht wirken. — Ein zweiter Gegenstand der Verwunderung war für mich und gewiß auch für die anderen Zuhörer die Behauptung, die freilich mit der erstgenannten eng zusammenhängt, daß Kinder nur lügen, wenn sie falsch erzogen werden, bei richtiger Erziehung aber dies niemals tun. Nach meiner Erfahrung, mit der ich mich wohl ebenfalls in Übereinstimmung mit den anderen Zuhörern befinde, gibt es äußerst selten Kinder, bei denen keinerlei Art von Unwahrheit jemals wahrgenommen wird (die des Herrn Redners gehören nach seiner Mitteilung zu diesen); von solchen Ausnahmen abgesehen aber kann, denke ich, jedermann beobachten, daß Kinder, wenn sie bei einem Widerstreit von Neigung und Gebot oder Verbot der ersteren unterliegen, sich zur Rede gestellt gern durch eine Un-

wahrheit von Schuld zu befreien suchen, und zwar gilt das auch von solchen Kindern, die sich später als Jünglinge und Männer von jeder Lüge völlig fernhalten, und gilt auch da, wo nicht etwa übermäßige Strenge die Kinder zur Lüge verleiten kann, sondern wo Gebote und Verweise in der mildesten Form erfolgen. — Drittens aber ist Verwunderung am Platz, wenn jemand, der deutsche Eigenart zu preisen und ihre Ausbildung zu fordern pflegt, uns wiederholt auf eine ausländische Erziehungsweise als Muster hinweist. Ich kenne die englische Erziehung durch persönliche Erfahrung, durch Besuch von mehreren der alten, berühmten public schools, wie Eton, und auch von Anstalten moderner Organisation, auch durch manche Unterredung mit englischen Schulmännern und mit jungen Engländern, die auf einer deutschen Universität oder Schule ihre Studien machten; und ich habe stets gern einzelnes, was wir an den englischen Schulen finden, anerkannt, einzelnes auch zu übertragen gesucht. Aber als eine Art von Ideal vermag ich die dortige Erziehung der Jugend nicht bloß nicht in wissenschaftlicher Beziehung, sondern auch keineswegs in moralischer Hinsicht anzusehen. Wieweit die Jugend Englands davon entfernt ist, so beurteilt werden zu dürfen, darüber belehrt vielleicht am besten das, was wir im „Leben und Korrespondenz" des großen englischen Pädagogen Thomas Arnold, des einstigen Rektors von Rugby, lesen, wo wir erfahren, mit welchen sittlichen Gebrechen seiner Zöglinge er zu kämpfen hatte. In merkwürdigem Kontrast zu der Idealisierung der englischen Erziehung und Jugend stehen auch die lobenden Urteile englischer Schulmänner über das, was sie an deutschen Anstalten beobachtet haben. Jene Idealisierung scheint mir nur möglich, wenn die Beobachtung der englischen Schulen und ihrer Jugend auf der Oberfläche gehaftet hat, nicht tiefer eingedrungen ist, oder wenn der Blick dadurch geblendet wird, daß man dazu neigt, was jenseits der deutschen Grenzen zu finden ist, in rosigem Lichte zu sehen.

Geh. Rat Fries schließt sich zwar den Ausführungen Direktor Rauschs an und bemängelt vor allem die Vermengung von Persönlichkeit und Eigenart, billigt aber den Wunsch des Vortragenden nach einer liebevolleren Berücksichtigung und Förderung der letzteren in der Schule durchaus. Die Durchführung der Wünsche des Referenten in dessen Sinne sei allerdings im Rahmen unserer bestehenden Schulverhältnisse ausgeschlossen.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. K. Wotke (Wien): **Die Entwickelung des österreichischen Gymnasiallehrerstandes von Maria Theresia bis 1848.**

Österreich ist der erste Staat, in dem sämtliche Gymnasien verstaatlicht wurden. Das geschah durch die Aufhebung des Jesuitenordens. Dadurch sah sich der Staat genötigt, für die Bestellung neuer Lehrkräfte zu sorgen. Zunächst unterrichteten allerdings fast nur Exjesuiten. Doch man mußte rechtzeitig an Ergänzung etwa entstehender Lücken denken. Das tat zunächst der „Director humaniorum“ (Gymnasialinspektor) Franz Adam Kollar, dem am 14. Oktober 1774 von der Kaiserin Maria Theresia die Summe von 6000 fl. zur Heranbildung von 23 Jünglingen für das Gymnasiallehrfach bewilligt wurden. Doch bewährte sich Kollar weder als Inspektor noch als Lehrerbildner. P. Gratian Marx, der Reformator der österreichischen Gymnasien unter der großen Kaiserin, trat an seine Stelle als Director humaniorum. Bei der von ihm vorgenommenen Prüfung ging es den Kandidaten nicht besonders gut. Aus finanziellen Gründen entschied man sich für die ausschließliche Verwendung von Geistlichen für das Lehramt. Gratian Marx dachte dabei besonders an die Verwendung von Stiftsgeistlichen und entwarf für sie einen ausführlichen Lehrplan, der von mir im XXX. Bande der „Monumenta Germaniae Paedagogica“ (Das österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias) S. 175 bis 179 abgedruckt ist. Die einzelnen Ordensoberen sollten verpflichtet sein, jährlich den staatlichen Organen ein Verzeichnis der für das Lehramt geeigneten Priester zu überreichen. Die Kaiserin billigte diese Vorschläge, die noch im Jahre 1783 neuerlich in Erinnerung gebracht wurden. Doch die Aufhebung zahlreicher Klöster unter Joseph II. vereitelte die Ausführung dieses Planes. Man mußte zur Konkursprüfung greifen, obwohl noch immer fast die Hälfte der Gymnasiallehrer Exjesuiten waren. (Vgl. a. a. O. S. LXX.) Die Erfolge waren keine besonders günstigen, wie man a. a. O. S. LXXIV ff. sehen kann. Auch war das von Gratian Marx in Aussicht gestellte Methodenbuch, das nach Art des gleichbenannten Felbigerischen Buches den Lehrern als pädagogischer Wegweiser dienen sollte, nicht erschienen.

Kaiser Leopold II. hob die Studienhofkommission auf und gab in der „Nachricht von einigen Schul- und Studienanstalten in den österreichischen Erblanden“ den Lehranstalten eine äußerst freisinnige Verfassung. (Vgl. a. a. O. S. 409 ff.) Er räumte den Lehrkörpern der einzelnen Anstalten sehr große Rechte ein und begründete den sog. Studienkonseß, den je ein Vertreter der einzelnen Fakultäten und der Gymnasien und Normalschulen bildeten. Diese „Repräsentanten“ wurden von den einzelnen Lehrerversammlungen gewählt. Gewöhnlich sollten pensionierte Professoren diese Stellen einnehmen.

An der Spitze stand der Rektor der Universitäten. Einzelnen Lehrkörpern stand nach § 9 das Recht zu, „taugliche Subjekte (für freigewordene Stellen) in Vorschlag zu bringen und dieselben allenfalls zu prüfen“. Ferner wurden die einzelnen Lehrerversammlungen, § 13ff., aufgefordert, Entwürfe über die Organisation der einzelnen Anstalten und Instruktionen für die einzelnen Lehrfächer beim Studienkonseß einzureichen. Dieser sollte sie begutachten und zur Bestätigung der Behörde vorlegen.

Von dieser Erlaubnis wurde im reichlichsten Umfang Gebrauch gemacht. Von allen Lehrerversammlungen liefen Vorschläge ein, am interessantesten sind die der Wiener Gymnasialprofessoren. Sie waren gegen die Einführung des Fachlehrersystems, traten aber warm für die Verfassung von Instruktionen und die Einrichtung von Gymnasialbibliotheken ein. Für diese hatte der Hofrat von Birkenstock ein Verzeichnis der nötigsten Bücher zusammengestellt. Er war nicht für die Verfassung eines Methodenbuches und wünschte nur, daß jeder Gymnasiallehrer sich mit Rollins Schriften genau vertraut mache. Sämtliche Instanzen waren für die Anstellung eines selbständigen Religionslehrers. Die unklare Fassung der Leopoldinischen Verordnung führte in Böhmen zu mancherlei Streitigkeiten. Sie betrafen die Frage, wer Präfekt (Direktor) der einzelnen Anstalten werden solle, wer zu prüfen habe, woraus geprüft werden solle. In Wien und Prag war man aber darin einig, daß der Gehalt (350 fl. für die Lehrer und 400 fl. für die Präfekten) viel zu gering sei. Man führte darauf den schon recht fühlbaren Lehrermangel zurück.

Alle diese Berichte wurden der im Jahre 1796 ins Leben gerufenen „Studien-Revisionshofkommission“ vorgelegt, die einen Neuaufbau des gesamten Schulwesens vornehmen sollte. Sie beriet über die Gymnasien im Dezember 1797 und im Januar 1798. Sowohl der Obmann Graf Rottenhan als auch der Referent Frhr. von Birkenstock und besonders der bekannte Sonnenfels traten sehr warm für den Gymnasiallehrstand ein. Man beschloß, das Fachlehrersystem einzuführen und erklärte, daß ein Gymnasiallehrer nicht mehr als 18 Stunden in der Woche unterrichten dürfe. Für die untersten Klassen sollten zur Unterstützung der sprachlichen Fachlehrer und der Geographen und Historiker zwei oder drei Kollaboratoren angestellt werden. Aus ihnen würden sich künftig die Gymnasiallehrer ergänzen. Mit jedem Gymnasium sollte eine eigene Bibliothek verbunden sein, in der kein wichtigeres pädagogisches Werk fehlen dürfe. Damit aber diese entsprechend ergänzt werden könne, sei es nötig, daß sich jedes Gymnasium

eine gelehrte Zeitschrift halte. Die wichtigsten Beschlüsse wurden am 17. und 31. Januar gefaßt. Die Kandidaten hatten ihre Gesuche bei der Zentralstelle einzureichen, die dann eine Prüfungskommission womöglich aus den Lehrern zweier Gymnasien zusammenstellte. Über jedes Gymnasium sollte ein wissenschaftlich und sozial hochstehender Mann als Kurator gestellt werden. Für Verbesserung der Gehalte sprach besonders warm Sonnenfels. Er wies darauf hin, daß selbst Kanzleibeamte besser bezahlt seien und daß die Seele einer jeden Unterrichtsanstalt nur der Eifer des Lehrers sei. Deshalb müsse man diesen besser stellen. Er führt an, daß ein lediger Mann in Wien jährlich mindestens 424 fl. brauche. Er schlägt als Einkommen in kleinen Landstädten für den Grammatikallehrer 400 fl., in großen 500 fl. und in den Hauptstädten noch mehr vor; außerdem drei Sexennien von je 50 fl. Tüchtige Lehrer sollten noch separate Belohnungen erhalten. Außerdem verlangte er in Ansehung der großen Beschwerlichkeiten, die mit dem Lehrerstande verbunden seien, daß Gymnasiallehrer, denen insgesamt im Jahre 1796 der Professorstitel verliehen wurde, mit 30 Dienstjahren zum Genusse der vollen Pension berechtigt wären. Diesen Sitzungen wohnte auch der Gymnasialpräfekt P. Franz Innocenz Lang bei, der dann auf Grund der hier gefaßten Beschlüsse mit der Reform der Gymnasien als Hofrat betraut wurde. Diese wurde 1806 durchgeführt. Durch ihn wurden die Gehalte im Jahre 1807 entsprechend verbessert. Je nach der Größe der Stadt erhielten Grammatikallehrer 400, 500 und 600 fl., Humanitätslehrer 500, 600 und 700 fl. und Präfekten 600, 700 und 800 fl. Die gesetzliche Anerkennung der früher geforderten Maximal-Stundenzahl und Zuerkennung der vollen Pension nach 30 Dienstjahren wurde bewirkt. Ferner wurde den Professoren nach je 10 Dienstjahren ein Drittel ihres Gehaltes zugelegt. Auch das Fachlehrersystem wurde eingeführt, von dem man leider wieder 1818 abging. Als Pflanzstätte für künftige Gymnasiallehrer begründete Lang das Institut der Adjunkten und gab hinsichtlich der Konkursprüfungen Vorschriften, die sich vielfach mit den Prager Vorschlägen deckten. Diese wurden dann im Jahre 1837 durch ein Hofdekret vom 14. November vielfach ergänzt. Es mußten sich hinfort (seit 1819) auch die Ordenspriester einer Prüfung unterziehen, von der sie früher befreit waren. Außerdem erschien auf seine Anregung am 21. April 1816 eine Verordnung, nach der mit jedem Gymnasium eine Bibliothek verbunden sein mußte. Für diese wurde durch sechs aufeinanderfolgende Jahre ein Betrag von je 200 fl. und später von je 50 fl. bestimmt. Lang gab auch ein Verzeichnis vorzüglich brauchbarer Bücher heraus.

Gleichzeitig erschienen auch sehr liberale Vorschriften über die Inspektion der Gymnasien, die sich an die in Böhmen herrschende Sitte anlehnten. Man wird es begreifen, daß dieser Mann sehr hohe geistliche und weltliche Auszeichnungen erhielt und daß sein am 10. März 1835 erfolgter Tod allgemein bedauert wurde.

Diese Einrichtungen blieben bis zur Reform, die Bonitz und Exner durchführten.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober, 9 Uhr.

Der Vorsitzende Geheimrat Schlee erteilt zunächst Herrn Geheimrat Prof. Dr. Klein (Göttingen) das Wort über das Thema: **Über die bisherige Tätigkeit und die Zielpunkte der von der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte niedergesetzten Unterrichtskommission.**

Die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte hat auf ihrer vorjährigen Versammlung in Breslau eine Kommission niedergesetzt mit dem Auftrage: die Gesamtfragen des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts zu bearbeiten und soweit möglich abgeglichene Vorschläge zur Reform aufzustellen. Diese Kommission hat letzthin auf der Versammlung in Meran (am 28. September) einen ersten Bericht vorgelegt[1]), enthaltend ausführliche, an die Möglichheiten der Schule angepaßte Lehrpläne für den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht an den neunklassigen Normalanstalten (Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen). Der Vortragende hat als Mitglied der Kommission den Wunsch, nunmehr auch mit den philologisch-historischen Kreisen Fühlung zu nehmen. Für die ersprießliche Weiterentwickelung unserer Schulen scheint ihm ein Zusammenwirken aller beteiligten Kreise erforderlich und auf der Grundlage des Kaiserlichen Erlasses vom 26. November 1900, der die trennenden Rivalitäten ausschaltete, auch sehr wohl möglich.

Der Vortragende berichtete zunächst über die Meraner Vorschläge:

a) Für den mathematischen Unterricht verlangt die Kommission kein Plus an Stundenzahl, sondern nur eine bessere Anpassung an die Zwecke der Schule und die mittlere Fassungskraft der Schüler. Dementsprechend wird insbesondere frühzeitige Übung auch des räumlichen Vorstellungsvermögens und Hervorkehrung des funktionalen Denkens schon auf der Mittelstufe verlangt. Diese

1) Sonderausgabe bei F. C. W. Vogel, Leipzig 1905.

Forderungen sind nicht neu (sie finden sich u. a. in den methodischen Bemerkungen der preußischen Lehrpläne von 1900), werden aber in neuer Weise lehrplanmäßig durchgeführt.

b) Was den naturwissenschaftlichen Unterricht angeht, so verteidigt Referent zunächst die Berechtigung der Wünsche auf Durchführung des biologischen Unterrichts auch in den oberen Klassen, wie sie gelegentlich der Naturforscherversammlung von 1901 in den sog. Hamburger Thesen niedergelegt worden sind. Ein wissenschaftlich begründeter biologischer Unterricht bedeutet nichts weniger als einseitige Entwickelung einer materialistischen Denkweise, die vielmehr umgekehrt beim Fehlen wissenschaftlicher Unterweisung durch ungeeignete Privatlektüre in die Schülerkreise hineingetragen wird. Referent verbreitet sich in dieser Hinsicht über Einzelheiten.

c) Für den allseitigen, überall auf Beobachtung und eigene Tätigkeit des Schülers zu basierenden naturwissenschaftlichen Unterricht beansprucht die Kommission in den von ihr ausgearbeiteten Lehrplänen für die Oberklassen (abgesehen von den etwaigen praktischen Übungen) sieben Wochenstunden: drei Stunden für Physik, zwei für Chemie (mit Mineralogie), zwei für Biologie (einschließlich Geologie).

d) Der so umschriebene Unterricht kann unter den gegebenen Verhältnissen nur an den höheren Realanstalten durchgeführt werden. Daß hier die Gymnasien versagen, erscheint als arger Mißstand, solange die weit überwiegende Zahl unserer neunklassigen Schulen dem gymnasialen Typus angehört. Soll der spezifische Charakter des Gymnasiums als vorwiegend altklassischer Bildungsanstalt aufrechterhalten bleiben, so verlangt Referent, in Übereinstimmung mit hervorragenden Vertretern der philologisch-historischen Richtung, als Vorbedingung eine weitgehende Verminderung ihrer Zahl. Es ist dies eine Konsequenz der Schulreform von 1900, die nicht verschleiert, sondern in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion gestellt werden sollte.

Der Vortragende berichtet sodann noch kurz über die ferneren Aufgaben, mit denen sich die Unterrichtskommission der Naturforschergesellschaft zu beschäftigen haben wird:

a) Die vorgeschlagenen Änderungen und überhaupt die moderne Entwickelung im Betrieb der neunklassigen höheren Schulen verlangen eine gewisse Anpassung im Betriebe des Hochschulunterrichts. Zunächst in der Fassung der allgemeinen einleitenden Vorlesungen, dann insbesondere bei der Ausbildung der Lehramtskandidaten. Die Kommission wird hierüber eine Diskussion seitens

der beteiligten Hochschulkreise herbeizuführen suchen. Ein erster Aufsatz über den mathematisch-physikalischen Hochschulunterricht, der vom Referenten selbst verfaßt ist, liegt bereits vor.[1])

b) Die Gesellschaft deutscher Naturforscher ist zugleich eine Gesellschaft deutscher Ärzte. Die Kommission wird daher nicht umhin können, alle die großen Fragen der Schulhygiene mit vor ihr Forum zu ziehen. Sie hat in dieser Hinsicht in ihrem Meraner Bericht nur erst einen besonders wichtigen Punkt gestreift, nämlich die Frage der geeigneten Aufklärung der Schüler über die Gefahren sexueller und sonstiger Ausschweifungen. Eine solche Aufklärung erscheint der Kommission unter den heute gegebenen Verhältnissen als unerläßlich, sie wünscht aber nicht den Biologen als solchen damit beauftragt zu sehen, sondern jeweils die am meisten geeignete Persönlichkeit, also unter Umständen den Direktor der Anstalt oder einen Arzt usw.

c) Hierüber hinaus wird dann die Kommission die Verhältnisse des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts an allen den vielen noch nicht genannten Arten von Schulen zu untersuchen haben: den Reformschulen, den sechsklassigen Schulen, den Fachschulen . . . ., schließlich auch insbesondere an den Mädchenschulen.

d) Indem sie bemüht sein wird, nach allen Richtungen bestimmte, aber maßvolle, schultechnisch durchgearbeitete Vorschläge fertigzustellen, fordert sie zugleich alle diejenigen, die es angeht, auf, an geeigneten Schulen schon jetzt praktische Versuche in paralleler Richtung anzustellen. Erst durch solche Versuche wird die gesunde Grundlage für die spätere Stellungnahme der Schulverwaltungen gewonnen werden können. Die preußische Regierung ist den in dieser Richtung vorliegenden Wünschen der Kommission bereits in dankenswerter Weise entgegengekommen. Die Kommission wirbt um Unterstützung insbesondere auch in den Hansestädten, wo von vornherein eine freiere Beweglichkeit der einzelnen Schulen gegeben ist und übrigens gerade der naturwissenschaftliche Unterricht sich von alters her besonderer Pflege erfreut.

Geh. Rat Schlee spricht dem Redner den Dank der Versammlung aus. Geh. Rat Trosien äußert sich im allgemeinen zustimmend, wünscht aber zu wissen, wie z. B. der Begriff Funktion schon den jüngeren Schülern beizubringen sei. Er spricht sich gegen Vermehrung des naturwissenschaftlichen Unterrichts auf Gymnasien aus, ist aber für Einführung des biologischen Unter-

1) Sonderabdruck aus dem Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung, 14. Band (Leipzig, B. G. Teubner).

richts. Im Anfangsunterricht auf der Universität darf nicht zu viel verlangt werden. Er verspricht für die Provinz Sachsen den Anregungen von Klein zu folgen.

Klein: Es werden tatsächlich einleitende Vorlesungen auf den Universitäten gehalten. — Die Funktion wird in französischen Lehrbüchern behandelt.

Prof. Lehmann vermißt die Forderung der philosophischen Propädeutik. Er verweist auf die nicht günstigen Erfahrungen, die er in Amerika beim Besuch des biologischen Unterrichts gemacht hat.

Prof. Dr. Stoewer (Danzig): Die Resolutionen seien nicht bestimmt genug. Die Schwierigkeiten, eine geologische und biologische Entwickelungsgeschichte den Schülern zu übermitteln, würden unterschätzt. Daß 98 Prozent Primaner sich mit Häckels Lösung der Welträtsel beschäftigten, sei zu hoch gegriffen. Hinderungsmomente seien neben manchen anderen Umständen, wie z. B. dem Fehlen des Naturkundeunterrichts in den oberen Klassen, auch vielfach die wissenschaftlichen Instanzen. Auf dem Geographentag in Danzig 1905 habe er selbst im Anschluß an seinen Vortrag mit ähnlichen, sogar mäßigeren Forderungen gerade Widerspruch von Fachgeologen gefunden, welche die Fragen nicht für spruchreif hielten. Optimistisch sei die Ansicht, daß die katholische Religion sich freundlicher solchen Forderungen gegenüber verhalte als die evangelische. Man müsse bestimmtere Forderungen stellen, in Beziehung mit dem Kultusministerium und maßgebenden Instanzen der geologischen Wissenschaft treten und die Belehrung auf der Schule einem bestimmten Lehrer, etwa dem Erdkundelehrer der oberen Klassen, zur Pflicht machen.

Oberlehrer Schmidt ist der Meinung, daß die philosophische Propädeutik sich dem naturwissenschaftlichen Unterricht anschließen müsse.

Prof. Fricke bemerkt, daß schon 1903 beantragt worden ist, den geologischen Unterricht auf der Oberstufe zu behandeln.

Direktor Lück (Steglitz) spricht seine Freude darüber aus, daß die Forderungen der Naturforscher sehr maßvoll seien, im Gegensatz zu denen, die früher von Ladenburg aufgestellt sind. Er will Biologie nicht als Pflichtfach für das Gymnasium, mehr Freiheit in den einzelnen Fächern. Die Biologie könne am besten auf der Universität betrieben werden. Dort hätten auch die Zuhörer besseres Verständnis dafür.

Professor Lasson meint, daß die Schüler durch zu viel Wissenschaft verdummt werden.

Professor Klein verweist darauf, daß er selbst wiederholt gegen Übertreibungen aufgetreten sei.

Es folgt der Vortrag des Prof. Dr. Weißenfels (Berlin):
Läßt sich aus Übersetzungen eine den Zielen des höheren Unterrichts entsprechende Vertrautheit mit der alten Literatur und Kultur gewinnen?[1])

Es gibt vier verschiedene Arten mit den Alten bekannt zu werden: durch Berichte über ihre staatliche und kulturhistorische Entwickelung, sowie über ihre Literatur und Kunst, sodann, für den Deutschen zumal, durch die Werke der nationalen Literatur, in denen etwas von dem Geiste der Alten lebt, drittens durch Übersetzungen, viertens durch das Lesen ihrer Originalwerke. Die Methode, nach welcher auf dem Gymnasium die Kenntnis des Altertums übermittelt wird, ist eine kombinierte: man liest mit den Schülern einige Meisterwerke der griechischen und römischen Literatur, außerdem behandelt man in besonderen Stunden die großen Ereignisse ihrer Geschichte und die Entwickelungskrisen ihres politischen und sozialen Lebens, ferner weist man in den deutschen Stunden häufig nach Griechenland und Rom hinüber. Übersetzungen sind früher auf dem Gymnasium verpönt gewesen. Kaum daß zugunsten der Vossischen Homerübersetzung eine Ausnahme gemacht wurde. Seit einiger Zeit aber neigen manche zu der Ansicht, daß sich durch Übersetzungen ohne einen großen Aufwand von Kraft und Zeit wohl eine reichere Kenntnis des Altertums gewinnen lassen möchte, als nach der bisherigen umständlichen Spracherlernungsmethode des Gymnasiums. Dieser Gedanke erweckt entzückende Perspektiven für die zukünftige Gestaltung des höheren Unterrichts. Leider besteht er eine schärfere Prüfung nicht. Erstens stellen Übersetzungen an die Selbsttätigkeit des Schülers zu wenig zwingende Anforderungen. Sodann sind selbst die besten Übersetzungen nur Surrogate, zumal Übersetzungen aus Sprachen, die von der unsrigen wesentlich verschieden sind. Wollte man die Alten nach Übersetzungen lesen, so müßte man überhaupt auf subtile Einzelerklärung verzichten, weil es sich auf Schritt und Tritt zeigen würde, daß man es weder mit dem genauen Gedanken noch mit dem genauen Ausdruck des alten Autors zu tun hat. Weder die treuen noch die freien Übersetzungen entsprechen den Bedürfnissen des höheren Unterrichts. Die ersten scheinen wie Ungeheuer von Ungeschicklichkeit, und der Schüler würde gar

1) Dieser Vortrag erscheint demnächst vollständig abgedruckt in der „Zeitschrift für Gymnasialwesen".



nicht verstehen, wie man derartiges inmitten einer an anmutenden Schöpfungen so reichen Zeit aus dem Grabe der Vergessenheit hervorzerren könne. Wie kann man auch von einem, der an Händen und Füßen gefesselt einhergeht, einen freien elastischen Gang erwarten? Durch die Übersetzungen der zweiten Klasse aber wird das Original unaufhörlich gefälscht. Eine natürliche Leichtigkeit der Rede kann beim Übersetzen nur erreicht werden, wenn es gestattet ist, hier etwas zu ändern, dort etwas fallen zu lassen, an jener Stelle etwas hinzuzusetzen. Auch das Deutsche hat trotz der ihm oft nachgerühmten Vielseitigkeit und Akkommodationsfähigkeit einen ausgesprochenen Charakter. Deshalb wird selbst der geschickteste Übersetzer nicht bloß an einzelnen Stellen an bezeichnender Kraft hinter seinem Original zurückbleiben, sondern wird auch in seiner ganzen Art damit nicht übereinstimmen. So sagte A. W. v. Schlegel von Voßens Homerübersetzung, trotz aller Treue im einzelnen liege ein Zug von Unähnlichkeit über dem Ganzen. Es handelt sich hier eben um nie auszugleichende Verschiedenheiten. Wie kann man sich von einer so fragwürdigen geistigen Kost eine nennenswerte Förderung für die Ziele des höheren Unterrichts versprechen! Als Hauptnahrung für die Jugend brauchen wir eine reine Kost. Zwei verschiedene Sprachen decken sich nur ganz selten völlig. Daher das eigentümlich Verwirrende und unangenehm Berührende selbst gefälliger Übersetzungen. Nie wird es gelingen, durch solche zur Unvollkommenheit verurteilte Surrogate die geheime Wirkungskraft der griechischen und römischen Originale zu ersetzen. Die Sprache ist doch auch nicht bloß ein dem Gedanken übergeworfenes Gewand, sondern stellt selbst die feinsten seelischen Kräfte eines Volkes, einer Zeit dar. Gründlich also weniges in griechischer und lateinischer Sprache Geschriebenes lesend gewinnt man mehr, als wenn man mit Hilfe von Übersetzungen die ganzen Weiten der griechischen und römischen Literatur durchstürmt. Deshalb werden auch die Übungen im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der alten Sprachen, richtig betrieben, nicht wenig dazu beitragen, das Hauptziel des höheren Unterrichts erreichen zu helfen. Denn alle Strahlen des antiken Denkens und Empfindens finden sich in der Sprache ihrer großen Schriftsteller und Dichter wie in einem Mittelpunkte zusammen. Ein mit sprachlicher Kunst in moderner Sprache ausgearbeiteter Bericht über alte Literaturwerke anderseits läßt immer noch mehr von dem Geiste jener Originale einfangen, als selbst gute Übersetzungen, in welchen die Sprache auch immer noch wie gelähmt und ihrer besten Kraft beraubt erscheint.

In der Diskussion nimmt zuerst Geh. Hofrat Uhlig das Wort: Ich möchte an das anknüpfen, worauf der Vortragende zuletzt hingewiesen hat, an die Anwesenheit gar mancher Mathematiker und naturwissenschaftlicher Lehrer, die doch wohl heute zahlreicher als je in der pädagogischen Sektion vertreten sind, und möchte mit Rücksicht hierauf eine Frage stellen. Was würden die mathematischen Lehrer dazu meinen, wenn jemand sagte: „Wozu denn die Plackereien der Jugend mit Herleitungen der arithmetischen Formeln und mit Ableitungen der geometrischen Lehrsätze aus anderen oder aus der Anschauung? Es genügt doch für die Schüler, die Formeln und Lehrsätze zu kennen. Wozu all die Strapazen, die man den armen Kerlen zumutet, wenn sie den schwierigen Weg zu den mathematischen Wahrheiten selbst wandern sollen?“ Die Antwort der mathematischen Lehrer hierauf ist, meine ich, zweifellos, und ebenso die der Physiker, wenn man vorschlagen wollte, aus dem physikalischen Unterricht alle Beobachtungen und mathematischen Herleitungen zu streichen und lediglich die Mitteilung der physikalischen Gesetze darin zu lassen. Man wird erwidern, daß, was gestrichen werden solle, gerade das Bildende in den mathematischen und physikalischen Lehrstunden sei. Ganz analog erscheint mir aber der Vorschlag, durchweg in den Schulen das Studium der antiken Sprachen aufzugeben und fernerhin in keiner höheren Lehranstalt sich die Schüler um das Verständnis der Originale antiker Schriftwerke auf Grund ihrer sprachlichen Kenntnisse bemühen zu lassen. Das Lesen der Originale statt der Übersetzungen hat nach den trefflichen Ausführungen des Kollegen Weißenfels viele Vorteile, vielleicht der bedeutendste aber liegt in der geistigen Anstrengung, die es von den Schülern verlangt. Unser Kaiser hat bei der Eröffnung der Schulkonferenz vom Jahre 1890 den tadelnden Ausspruch getan: „Es ist weniger Nachdruck auf das Können gelegt worden als auf das Kennen.“ Nun, das Lesen fremdsprachiger Schriftsteller in den Urtexten fördert zweifellos mehr das Können als die Lektüre von Übersetzungen. Diese fällt mehr in die Rubrik der Rezeption, als in die des kräftebildenden Erarbeitens. Weit entfernt aber bin ich, deswegen die Lektüre von Übersetzungen ganz zu widerraten. Manches lernen kann man aus ihnen ja stets, wenn sie leidlich sind. Ja, ich habe Gymnasiasten wiederholt solche Lektüre geraten zur Ergänzung ihrer Lektüre von Originaltexten, z. B. das Lesen von Übertragungen anderer Sophokleischer Stücke, als sie im Original kennen gelernt, wenn sie nicht die Zeit fanden, diese anderen auch im Urtext zu lesen; und ich bin der Überzeugung,

daß die Schüler, welche dieser Empfehlung folgten, vom Lesen der Übersetzungen wesentlich mehr gehabt haben, als solche, die gar kein Drama des Sophokles im Original kennen gelernt hatten, wie jemand, der einige Gegenden eines fremden Landes gesehen hat, von der Schilderung anderer Teile desselben ungleich mehr haben wird, als wer das Land gar nicht mit seinen Augen erblickt hat. — Übrigens wollen wir auch nicht vergessen, daß die Frage, ob Übersetzung oder Original, keineswegs auf die antiken Autoren beschränkt ist, sondern, daß mit demselben Recht oder Unrecht behauptet werden kann, es sei ebensogut oder besser, wenn man Shakespeare und Molière in deutscher Übertragung lese. Und in der Tat ist auch hier die Übersetzung nicht bloß als gleichwertig für den Schüler bezeichnet worden, sondern als das einzig Richtige. Ein Realschullehrer in den Rheinlanden hat vor nicht langer Zeit die Beschränkung des Unterrichts in den modernen Fremdsprachen auf die Erreichung des praktischen Gebrauchs gefordert und dabei den wahrhaft klassischen Ausspruch getan: „Das Lesen des Urtextes von fremdsprachigen Literaturwerken ist unwirtschaftlich und bedeutet die Vergeudung nationaler Kraft!“

Außerdem nehmen noch Geh. Rat Fries, Geh. Rat Klein, Oberlehrer Dr. Böhme und Professor Lasson das Wort.

Schluß $11^3/_4$ Uhr.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober 1905,

vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Gymnasialdirektor Wegehaupt (Hamburg).

Vortrag des Gymnasialdirektors Prof. Dr. Ahly (Marburg) über:
Universität und Schule.

Der Vortragende ging davon aus, daß das Verhältnis der Universität zur Schule in der jüngsten Vergangenheit mehrfach erörtert worden sei, so von Schwartz, Fries, Klein und Paulsen. Nachdem er sodann kurz ausgeführt hatte, wie nahe sich einst Universität und Schule gestanden hätten, beleuchtete er die Gründe, die ein Auseinandergehen beider Gemeinschaften herbeigeführt, um schließlich zu erwägen, weshalb und auf welche Weise sie wieder einander genähert werden könnten und müßten. „Ursprünglich versah die philosophische Fakultät, die facultas artium, die Pflicht der Vorbildung, bis Frhr. von Zedlitz diese durch das Abiturienten-

examen der Schule übertrug. Der Aufschwung der Wissenschaften führte zur Spezialisierung und so zur Entfremdung von Schule und Universität. Die alte Lehrergeneration war gelehrt im strengsten Sinne des Wortes; man glaubte, daß, wer etwas Ordentliches gelernt hätte, auch ordentlich lehren könnte. Daß es anders wurde, beförderten vier Gründe: die pädagogische Reformbewegung, der Kampf um die Standesinteressen, der Schulstreit und die Mehrbelastung." Der Vortragende sprach der Reihe nach diese Gründe durch. Er erklärte an und für sich die Reformbewegung wie die Pflege der Standesinteressen für berechtigt, wenn auch nach beiden Richtungen mehrfach das Maß überschritten worden sei. Den Schulstreit erachtete er durch die Gleichstellung der Anstalten für abgetan, die Mehrbelastung für vorübergehend. „Immerhin erscheint der gelehrte Charakter des höheren Lehrstandes zurzeit gefährdet, darum ist es mit Dank zu begrüßen, daß die Universitäten den Anfang mit einer Annäherung gemacht haben. Die Ferienkurse in Archäologie und Naturwissenschaften, klassischer und neuerer Philologie bezeugen das Streben, dem Lehrerstand wissenschaftliche Anregung zuzuführen, und auf demselben Boden steht die preußische Unterrichtsverwaltung, die bereitwillig zu diesem Zwecke reiche Mittel gewährt." Der Vortragende hält diese Anfänge für vielversprechende und wünscht vielseitige Fortsetzung. „Der Lehrer der Universität wie der Schule ist ein Werdender, nie ein Fertiger. Nur in dem eigenen Streben nach wissenschaftlicher Vertiefung liegt die Möglichkeit begründet, Kraft und Frische zu bewahren." Der Redner schloß mit dem Zuruf: *γίγνεσθε ἀγαθοὶ τραπεζῖται*, werdet gute Wechsler!

In der Debatte, die diesen mit starkem Beifall aufgenommenen Ausführungen folgte, sprach zuerst Prof. Gercke (Greifswald) sein Bedauern darüber aus, daß ein solch hochwichtiges Thema, wie das eben behandelte, nur vor dem verhältnismäßig kleinen Auditorium einer einzigen Sektion und nicht in einer allgemeinen Sitzung abgehandelt werde. Der Redner schloß hieran Vorschläge zu einer anderen Verteilung der Vorträge und Sektionen und machte Mitteilung von eigenen Erfahrungen, die er bei seinen Bemühungen für die Überbrückung des Gegensatzes zwischen Universität und Schule gemacht habe. Der Austausch solcher Erfahrungen solle von dem Philologentage mehr gefördert werden. Prof. Wendland (Kiel) schloß sich diesen Ausführungen an und wandte sich gegen die Behauptung, daß die philosophische Fakultät nur Privatdozenten züchte. Direktor Zelle (Berlin) nahm die Stadtverwaltungen gegen erhobene Vorwürfe in Schutz. Speziell in Berlin sei es oft nicht

möglich gewesen, Kräfte zur Abfassung der wissenschaftlichen Programmabhandlungen zu gewinnen. In ähnlichem Sinne wie Prof. Gercke äußerten sich ferner noch Prof. Norden, Geheimrat Klein (Göttingen), Dr. Schwarze (Hamburg) und Geheimrat Fries (Halle). Dieser wie Direktor Rausch betonten insbesondere die unterrichtende und erziehende Seite des Lehrerberufs, die in keiner Weise hinter der sog. wissenschaftlichen zurückstehen dürfe, d. h. doch auch eine wissenschaftliche sei. Es wurde schließlich eine von dem Vortragenden und Prof. Wendland gemeinsam aufgestellte Resolution angenommen und dem Plenum zur Beschlußfassung überwiesen.

Resolution der pädagogischen Sektion.

Die pädagogische Sektion erklärt es für wünschenswert, daß auf künftigen Versammlungen in noch stärkerem Maße als es erfreulicherweise schon in Hamburg geschehen ist, Gelegenheit gegeben werde, den Gedankenaustausch zwischen Lehrern der Universitäten und der höheren Lehranstalten über ihre gemeinsamen Interessen zu pflegen.

Diese Resolution ist der allgemeinen Versammlung bekanntgegeben und von dieser angenommen worden. (Vgl. oben S. 30.)

Nach einer Pause von 15 Minuten folgt der Vortrag des Geh. Regierungsrats Prof. Dr. W. Münch: **Die Pädagogik und das akademische Studium.**

Unter der einen Überschrift sollten eigentlich drei nicht notwendig zusammengehörige Fragen behandelt werden: die nach Berechtigung der Pädagogik als Universitätswissenschaft, diejenige nach dem Zweck der möglichen praktischen Bedeutung und Wirkung pädagogischen Studiums an der Universität, und endlich die nach dem ihr neben den spezielleren Berufsstudien zu gewährenden Raum. Doch soll der begrenzten Zeit wegen nur die erste der Fragen zu näherer Behandlung kommen, die beiden anderen bloß flüchtig berührt werden.

Gerade bei uns in Deutschland wird der Pädagogik der Charakter einer „kathederfähigen“ Wissenschaft vielfach abgesprochen, während das Ausland die nachdrücklichste, auch theoretische Pflege derselben bei uns voraussetzt. Daß an preußischen Universitäten weder ordentliche Professuren für dieses Fach als solches bestehen noch der Doktortitel auf Arbeiten aus diesem Gebiete verliehen zu werden pflegt, muß als ein nicht aufrechtzuerhaltender Mißstand angesehen werden. Gewiß eignet der Pädagogik ein wissenschaft-

lich zu nennender Charakter nicht von jeher, und ihre Verarbeitung zu allerlei Systembüchern verbürgt einen solchen noch keineswegs; aber sichtlich ist die Auffassung ihrer Probleme in allmählicher Vertiefung begriffen; Schleiermacher und andere, namentlich aber Herbart, haben in dieser Beziehung wertvolle Anregung gegeben. Sie zu einer geradezu exakten Wissenschaft zu machen, kann allerdings nicht gelingen; aber der Begriff „Wissenschaft" muß doch auch nicht willkürlich verengert werden; er hat im Laufe der Zeiten sich sehr verschieden gestaltet und entwickelt; die Versuche endgültig fester Abgrenzung der Wissenschaften können nicht Bestand haben; der Charakter jeder einzelnen Wissenschaft ist eigentlich ein anderer, und alles in allem liegt der Wissenschaftscharakter nicht sowohl in der Sicherheit der zu gewinnenden Ergebnisse oder in der Unfehlbarkeit der Methode, als vielmehr in dem energischen und zusammenhängenden Erkenntnis*streben*, dem stets erneuten Suchen und Prüfen, dem Aufsuchen der Zusammenhänge und Gesetze, wobei allerdings ein gewisser Zusammenschluß der Forschenden, eine gewisse geordnete Gemeinsamkeit der Arbeit sowie Fühlung mit den benachbarten Wissenschaften vorausgesetzt werden muß.

Der Anerkennung der Erziehungswissenschaft als solcher ist die außerordentlich breite dilettantische Schriftstellerei auf diesem Gebiete nachteilig gewesen; aber über diese hinweg die Probleme in ihrer Tiefe aufzufassen ist darum hier nicht weniger möglich als anderswo. Daß die Schule Herbarts einen unanfechtbaren Grundstock geliefert habe, den es nur festzuhalten und auszubauen gelte, dieser Anspruch freilich muß aufgegeben werden; ihr Verdienst bleibt derselben darum doch, schon sofern sie zur Aufrüttelung aus bloßer Schulroutine viel gewirkt hat, wie denn die Herrschaft der Routine und die Zufriedenheit so vieler Berufspädagogen mit ihr ein weiterer Grund für die Geringschätzung der Pädagogik als eines selbständigen Denkgebiets geworden ist. Übrigens erklärt sich die Unterschätzung der Probleme der Erziehung auch aus dem Nachwirken älterer und naiver Vorstellungen vom Wesen der Bildung, und der Überschätzung der Wissensübertragung gegenüber der persönlichen Entwickelungshilfe. Von einer ernstlicheren Erfassung der Erziehungsprobleme überhaupt kann eine Hebung der erzieherischen Kraft der Beteiligten und Berufenen erhofft werden, was im nationalen Interesse sehr wünschenswert ist.

Am wenigsten zweifelhaft kann sein, daß die *Geschichte* des pädagogischen Denkens sowie der tatsächlichen Erziehung ein

Wissenschaftsgebiet bildet, so gut wie irgendein anderes, und die Vertiefung in diese Geschichte, namentlich in diejenige der Ideen und Tendenzen, wird den Blick für die gegenwärtigen wie die ewigen Probleme schärfen. Auch ist für gründliche Erforschung hier noch viel Gelegenheit. Doch auch einem exaktwissenschaftlichen Charakter braucht die Pädagogik nicht schlechthin fern zu bleiben: die Arbeit der neueren experimentellen Psychologie reicht in ihr Gebiet hinein, und wenn man von dieser auch offenbar zum Teil sich zu viel verspricht, muß doch ihrem weiteren Ausbau mit Dank entgegengesehen und derselbe ausdrücklich durch pädagogisch-psychologische Versuche unterstützt werden. Großenteils freilich mag die Pädagogik das bleiben, was man „Kunstlehre" nennt. Dies gilt besonders auch für die Didaktik, deren mächtige Entfaltung, namentlich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts, von niemandem verkannt werden kann und die auch ihrerseits von individuell subjektiver Willkür aufwärts sich bewegt zu guten objektiven Normen.

Auf Grund dieser Sachlage kann die obenerwähnte ablehnende Haltung preußischer Universitäten nicht als berechtigt gelten; andere deutsche Staaten sind denn auch über diesen Standpunkt hinausgeschritten, und gewisse außerdeutsche Kulturländer noch mehr.

Zu der zweiten der zu berührenden Fragen ist zunächst zu bemerken, daß selbst ohne praktischen Zweck ein Wissensgebiet wie das in Rede stehende sein Daseinsrecht im Rahmen der Universität hätte. Indessen kann von dem Studium desselben doch auch eine Erhöhung des Interesses und Verständnisses für die tatsächlichen Aufgaben des Erzieherberufs erwartet werden, und es wird zwischen Wissen und Gewissen der Zusammenhang nicht fehlen. Wie sehr eine Klärung über die tieferen Grundlagen und Bedürfnisse der Erziehungsarbeit zurzeit zu wünschen ist, zeigt die breite, meist dilettantische Protest- und Reformliteratur unserer Tage, aber auch das gegenwärtig weithin fehlende Vertrauen in den pädagogischen Weitblick der öffentlichen Berufserzieher. Überhaupt sind der offenen Fragen viele, und Stellung zu ihnen kann man nicht nehmen ohne tiefere begriffliche Orientierung. Ein äußerlich breiter Raum, um auf die dritte Frage zu kommen, innerhalb der Studienfächer der Studierenden des höheren Lehrfaches braucht für die Pädagogik nicht in Anspruch genommen zu werden; ein irgendwie bereits vollständiges Wissen um konkrete Einzelheiten in der Staatsprüfung zu verlangen wäre weder nötig noch billig. Mehr als auf dieses

kommt es an auf die Bildung von Interesse und innerer Disposition.

Bei der Debatte ergreifen das Wort Prof. Lehmann, Geh. Rat Klein, Geh. Rat Fries, Direktor Kuthe, Prof. Saran, Prof. Lasson, Prof. Gercke, Prof. Hoops, Dr. Böhme, Geh. Rat Münch.

Schluß 12 Uhr.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober 1905,
vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Gymnasialdirektor Wegehaupt.

Vortrag von Prof. Dr. O. Baumgarten (Kiel): **Der Religionsunterricht auf der Oberstufe des Gymnasiums.**[1])

Der Redner führte ungefähr folgendes aus: Was ist das Ziel des Religionsunterrichtes? Sicherlich nicht das, was die preußischen Lehrpläne als solches aufstellen. Denn christliche Persönlichkeiten und Charaktere kann kein Unterricht erzielen, auch nicht der Religionsunterricht. Der Religionsunterricht hat sich dem übrigen Unterricht organisch anzugliedern. In den Lehrplan gehört Religion nur insofern, als etwas zu lehren ist, d. h. positive Kenntnisse zu vermitteln sind. Je voraussetzungsloser der Religionsunterricht ist, desto besser. Sobald der junge Mann merkt, es soll ihm etwas aufgezwungen werden, versagt er. Wenn eine mächtige Ideenbewegung mit größter Persönlichkeit vorgetragen wird, wird sie persönlichkeitsbildend. Das ist in allen Disziplinen der Fall. Ich möchte vor allem vor der Aufnahme von zu viel Positivem warnen. Es muß uns genug sein, die Gebildeten dahin zu bringen, die historische Wichtigkeit des Christentums einzusehen und seinen Problemen mit Interesse gegenüberzustehen. Konfessionell Gebundenes, wie die preußischen Lehrpläne wollen, ist grundsätzlich verkehrt. Der Absolutismus der christlichen Religion, wie er sich durch Drückung aller anderen Religionen kundgibt, der das Christentum als fertige Größe hinstellt, gehört nicht auf die Oberstufe. Historisch, aber nicht gelehrt sei der Unterricht, ohne systematischen Abschluß. Die historischen Grundsätze, die wir von Niebuhr erhalten haben, müssen wir auch in die Religion hineintragen. Sie kann es vertragen.

---

1) Der Vortrag erscheint in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“.

Bezüglich des Stoffes und seiner Verteilung auf den Lehrplan ist folgendes zu sagen: Ich stimme wie in dem bisherigen so auch hierin mit Herrn Oberlehrer Vollmer überein. Die Geschichte der christlichen Religion mit der Perspektive auf die Gegenwart: das ist der Stoff! Es muß in der Glaubens- und Sittenlehre besonders auf die Themen eingegangen werden, die aktuelles Interesse haben. Das Alte Testament soll in möglichst freier Weise vorgeführt werden. Daraus sich entwickelnd die Geschichte des Judentums mit besonderer Berücksichtigung der Psalmendichtung. Das käme für die erste Hälfte der Obersekunda in Betracht. In der zweiten wäre Christi Leben zu behandeln. Man erwähne hier auch die christlichen Mythen ohne Scheu. Sie sind ein Ehrenkranz auf Christi Haupt. In Unterprima läge die Zeit bis Luther vor. Von einer zu eingehenden Lektüre des Römerbriefes ist wegen der Gequältheit der Deduktion und der scholastischen Enge abzusehen. Trotzdem ist auf Paulus Wert zu legen: als Held, auch in geistiger Beziehung, muß er dargestellt werden. Dazu lese man den Philipperbrief. Da hat man den wahren, den ganzen Paulus! Römer 1 kann nicht übergangen werden, und es muß gesagt werden, daß Paulus hier einseitig orientiert gewesen ist. Von Pauli Bilde aus muß sich dann der Blick in den hellenistischen Bereich erweitern, ohne mehr als nur die Ansätze des Dogmatismus zu berühren. Dann kommt als nächstes Ziel die Heldenverehrung. Da lese man Augustin, zur Erfassung des Mittelalters mit Luther Herder. Man gebe mehr als einen nur dunklen Hintergrund, man hebe auch das Lichte dieser Zeit hervor. Einige Schriften Luthers „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ und „An den Adel deutscher Nation“ dürfen nicht übergangen werden. Die Oberprima soll als Ziel das Verständnis der religiösen und geistigen Fragen der Gegenwart haben. Dazu muß u. a. auch auf den Unterschied zwischen Luthertum und Calvinismus und ihre Einwirkung auf die kulturelle und wirtschaftliche Entwickelung hingewiesen werden. Die Behandlung der geistigen Probleme der Gegenwart, Jesuitismus, Pietismus, Darwinismus, Haeckelismus, das Problem der Gewissens- und Willensfreiheit, die Selbsterlösung, die soziale Frage, das Problem der Persönlichkeit Christi, die Idee von Tod und Erlösung hätte dann den Schluß zu bilden.

In der lebhaften Debatte vertraten verschiedene Redner einen mehr positiven oder doch vermittelnden Standpunkt. Prof. Wendland (Kiel) erwiderte diesen, daß Baumgarten zum Teil die im Gegensatz zu ihm formulierten Sätze annehmen könne. Es sei ein

hohes, vielleicht nicht völlig erreichbares Ideal, das Baumgarten entwickelt habe, aber wenn jeder, seiner Überzeugung gemäß, nur einiges herausnehme, so sei schon viel gewonnen. Ihm, dem Redner, werde der Vortrag noch für Jahre zu denken geben. An der weiteren Diskussion beteiligten sich noch Lic. Vollmer (Hamburg), Prof. Stöber und Direktor Kuthe. Direktor Nebe schlug vor, der von der Versammlung vertretenen Anschauung in einer Resolution Ausdruck zu geben.

Schluß der Sitzung 10 Uhr 20 Minuten.

Die Zahl der in die Listen eingetragenen Teilnehmer der Sektion betrug 315.

Archäologische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905,
nachmittags 2 Uhr.

Der Obmann, Prof. Dr. Klußmann, eröffnete die Sitzung mit einigen geschäftlichen Mitteilungen und empfahl u. a. den Besuch der umfangreichen und hochinteressanten Bildergalerie des Herrn Konsul Weber und des Gewerbemuseums, dessen griechisch-römische Antiquitäten mit den von der Metallwarenfabrik in Geißlingen a. Steig freundlichst zur Verfügung gestellten Nachbildungen mykenischer Altertümer durch Herrn Direktor Prof. Dr. Brinkmann für die Zeit der Versammlung in einem Saale vereinigt worden waren.

Zum Vorsitzenden der Sektion wurde einstimmig Herr Prof. Dr. Eugen Petersen (Berlin) gewählt, welcher schon 1855 Mitglied der ersten Hamburger Philologenversammlung gewesen war, zu Schriftführern die Herren Crop (Jena) und Weiß (Hamburg).

Prof. Dr. B. Pick (Gotha) spricht über: **Griechische Münzen aus der Sammlung Weber in Hamburg.**

Einer Anregung der Obmänner Folge leistend hatte Herr Konsul Weber in Hamburg freundlichst gestattet, daß eine Auswahl griechischer Münzen aus seiner reichen Sammlung, die auf dem Gebiet der antiken Numismatik mit den großen Museen wetteifert, durch das Epidiaskop vorgeführt würde, und auf Wunsch beider Teile hatte der Vortragende die Erklärung übernommen. Der Apparat ermöglicht es, kleine Objekte unmittelbar zu benutzen und gibt bei starker Vergrößerung zugleich Farbe und Glanz des Originals treu wieder, ist also gerade zur Vorführung von Münzen besonders geeignet. — Die von dem Vortragenden getroffene Auswahl umfaßte Münzen von Kleinasien, Nordgriechenland, Mittelgriechenland und Peloponnes, Italien und Sizilien, innerhalb jeder geographischen Gruppe Beispiele aus allen Perioden, von der ältesten bis in die hellenistische und römische Zeit; den Schluß bildete eine

Auswahl von Porträtmünzen aus allen Gebieten. Die begleitenden Worte beschränkten sich auf die nötigsten Erklärungen mit gelegentlichen Hinweisen auf die Wichtigkeit der Münzen für die verschiedenen Gebiete der Altertumsforschung. Dank dem Entgegenkommen des Besitzers und der Eigenart des Apparats konnte so ein größerer Kreis von Personen zusammen eine ansehnliche Zahl von schönen und lehrreichen Münzen im Original betrachten und würdigen.

Eine Diskussion fand nach dem Vortrage nicht statt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905,
vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. E. Petersen.

Prof. Dr. E. Petersen führte in Wort und Bild die **Ara Pacis Augustae** vor, wie sie vor und nach der Ausgrabung sich darstellt. So groß man auch den Gewinn der Ausgrabung für die Fixierung des Grundrisses und die Anordnung des historisch bedeutsamen Frieses anschlägt, so ist doch die Fortsetzung der auf unbestimmte Zeit vertagten Bodenforschung außer anderem auch zur Lösung einer Hauptfrage der Friesanordnung durchaus erforderlich. Die bisherigen Fundtatsachen führten zu einem Resultat, das man um des in dem Bildwerk sich darstellenden Inhalts willen anzunehmen sich sträuben muß. Sollen wir wirklich glauben, daß diejenigen Szenen, welche des dargestellten Gegenstandes wegen der Eingangsfront zuzukommen scheinen, vielmehr an die Hinterseite des Gebäudes gehören, und daß umgekehrt, was der Idee nach hintenan stehen sollte, dennoch vorangestellt werden müsse, so bedarf es noch zwingenderer Fundtatsachen. Dies Dilemma muß beseitigt werden.

Die Altaranlage im Friedensheiligtum erhält Licht durch Vergleichung der in letzter Zeit aufgedeckten hellenistischen Altarbauten des griechischen Ostens, von Priene, Kos, Magnesia, Milet und Pergamon. Doch ist in keinem dieser Heiligtümer der Altar so gut erhalten, wie der der Pax Augusta, der auch sonst schon jetzt vollständiger als einer der genannten herzustellen ist. Wie wäre es also denkbar, daß dieser Schatz von denen, die er zunächst angeht, nicht gehoben werden sollte!

Dem Wunsche, die Versammlung möge zustimmen, daß dem italienischen Kultusministerium der Dank für die Aufdeckung und das Vertrauen, die italienische Regierung werde das große Werk

auch des römischen Namens würdig zu Ende führen, ausgedrückt werde, wurde entsprochen. (Vgl. oben S. 34.)

Darauf gab Prof. Dr. Pick: **Numismatische Beiträge zur griechischen Kunstgeschichte.**

Der Vortragende knüpft an seine Ausführungen auf der Philologenversammlung in Halle an, wo er die Aufgaben der wissenschaftlichen Numismatik und ihr Verhältnis zur Archäologie klarzulegen und Grundsätze für die archäologische Verwertung der Münzen aufzustellen versucht hat. Für ein Arbeitsgebiet der Archäologie, das kunstgeschichtliche, sollen dieses Mal Beispiele geboten werden. Die Auswahl ist selbstverständlich eine willkürliche; sie bringt teils bisher unbekannte oder noch nicht von archäologischer Seite benutzte Münzen, teils neue Bemerkungen über Typen, die schon von anderen für Fragen der griechischen Kunstgeschichte herangezogen worden sind.

Zunächst sind zur Parthenos des Phidias einige neue Beobachtungen nach Münzbildern mitzuteilen. Man hat schon früher bemerkt, daß der Kopf auf alexandrinischen Kaisermünzen genauer wiedergegeben ist als in Athen selbst. Nähere Betrachtung der Athenaköpfe aus der Zeit des Alexander und Maximinus lehrt nun aber noch, daß der Helm mit einer Nike im Viergespann verziert ist, dem auf der abgewandten Seite noch ein gleiches oder ähnliches Viergespann entsprechen muß. Die auf den attischen Tetradrachmen und anderen Kopien erscheinenden Tiervorderteile, die so wenig befriedigen, sind also nur abgekürzte Andeutungen der wirklichen Helmverzierung, während das Viergespann der Nike ein passender und des Phidias würdiger Helmschmuck für die siegbringende Göttin ist. Auf den Münzen des Maximinus und Maximus sieht man ferner die Lanze an der linken Schulter, genau so wie auf der Gemme des Aspasios, und nach der ganzen Behandlung paßt dieses Brustbild weit besser für ein ovales Feld; der Stempelschneider scheint eine der eben genannten sehr ähnliche Gemme als Modell benutzt zu haben. — Für die ganze Figur der Parthenos lehren die Münzen trotz der großen Zahl von Nikephorostypen nur wenig. Doch verdient es Beachtung, daß zwei kleinasiatische Münzbilder aus sehr verschiedener Zeit und weit voneinander gelegenen Prägestätten, ein kilikischer Silberstater des 4. Jahrhunderts v. Chr. und eine späte Kaisermünze von Priene, die rechte Hand der Göttin auf einen Baumstumpf gestützt zeigen, während die Varvakionstatuette als Stütze eine Säule gibt; vielleicht ist daraus zu schließen, daß auf den beiden Münzen nicht Tempelbilder, sondern im Freien aufgestellte Kopien oder Nach-

bildungen der Parthenos wiedergegeben sind. — Für die sogenannte Promachos des Phidias sind wir auf die athenischen Kupfermünzen der Kaiserzeit mit Ansichten der Akropolis angewiesen, die zwischen Propyläen und Parthenon (oder Erechtheion) die Kolossalstatue, zuweilen mit deutlicher Angabe der Basis, zeigen. Die Prüfung zahlreicher Exemplare ergibt, daß nicht nur zuweilen, sondern auf allen leidlich erhaltenen Stücken die Göttin eine Nike trägt; das kann nicht auf Willkür der im übrigen sehr voneinander abweichenden Stempelschneider beruhen, sondern auch diese Athena des Phidias muß eine Nikephoros gewesen sein. Als selbständiger Typus erscheint eine solche, von der Parthenos verschiedene, Athena auf einer Münze des 3. Jahrhunderts n. Chr., mit korinthischem Helm, auf der Rechten die Nike, Schild und Lanze am linken Arm, das Ganze von einem Kranze eingerahmt. Und ihr schöner Kopf findet sich öfters, ebenfalls in einem Kranze, auf athenischen Kupfermünzen der Kaiserzeit und ganz ebenso auch in Alexandreia, hier wie dort als Gegenstück zu Parthenosköpfen.

Auf anderen athenischen Münzen ist der thronende Dionysos des Alkamenes längst nachgewiesen; aber der ihm ebenfalls zugeteilte spitzbärtige Kopf der autonomen Kupfermünzen gehört vielmehr einem älteren, stehenden, Dionysos, der in ganzer Figur auf früheren Tetradrachmen erscheint. — Die sehr altertümliche Artemis auf den athenischen Tetradrachmen des Eubulides und Agathokles ist weder Leukophryene noch Brauronia, deren Erscheinung uns durch Münzen von Magnesia und Laodikeia hinreichend bekannt ist, sondern sie ist das Gegenstück zu dem delischen Apollon von Tektaios und Angelion, die nach Athenagoras auch eine delische Artemis geschaffen haben.

Auch in Milet gab es neben der alten Statue des Apollon Didymaios von Kanachos eine etwa gleichzeitige Artemis-Statue, wie die Münzen, besonders des Nero, Severus und Caracalla, lehren. Sie trug Polos mit langem Schleier, in der Rechten eine Schale, in der gesenkten Linken Pfeil und Bogen; der Künstler bleibt noch festzustellen. Beide Götterbilder zusammen finden sich auch auf Kaisermünzen von Alexandreia und von Aigiale, das weibliche wurde bisher nur falsch gedeutet. — Noch viel ältere Kultbilder der beiden Geschwister sind in Lakedaimon nachweisbar. Denn von den beiden öfters behandelten Münzbildern, in denen man den amykläischen Apollon erkennen will, scheint nur das aus der Kaiserzeit, mit dem pfeilerförmigen Körper, diesen Gott darzustellen. Das merkwürdige Götterbild auf den silbernen Königsmünzen kann nicht damit identisch sein, da sein Körper zylindrisch ist; da es

aber gleiche Bewaffnung hat wie der Apollon (Helm, Speer und Bogen), so wird es eine uralte Artemis sein, verwandt der Göttin von Leukas, von der uns die Münzen ein wesentlich späteres, aber immer noch sehr altes statuarisches Bild erhalten haben. Jenes einem Palladion ähnliche Bild der Artemis von Lakedaimon wäre dann das von Pausanias erwähnte, das nach seiner Meinung einen besseren Anspruch auf den Namen Taurike hatte als die Brauronia. — Das archaische Athenabild einer anderen Kaisermünze von Lakedaimon ist dagegen kein altes Xoanon, sondern gewiß mit Recht hat man darin das Werk des Gitiadas erkannt, eine vollständig durchgebildete weibliche Figur, das Gewand mit Reliefstreifen verziert; von dem Aussehen des älteren Xoanon kann man sich eine Vorstellung machen nach einem Athena-Idol auf Münzen der lakedämonischen Kolonie Melos, das in seiner Pfeilerform sehr an den amykläischen Apollon erinnert.

Um die kunstgeschichtliche Verwertung der Münzen auch auf dem Gebiet der Architektur, wenigstens für die Benennung und Geschichte von Bauwerken, durch Beispiele zu belegen, werden einige Abbildungen von Tempeln vorgeführt, wie sie seit Augustus auf den kleinasiatischen Münzen üblich werden, und zwar solche von Pergamon. Das Augusteum muß nach den Münzen sechs Säulen in der Front gehabt haben, wie es für das nach seinem Muster eingerichtete Traianeum durch die Ausgrabungen gesichert ist; wo die Kultbilder mit abgebildet sind, bestätigen die Münzen, daß der Kaiser der Hauptinhaber des Tempels ist; denn der göttliche Mitbewohner, Roma bzw. Zeus Philios, wird öfters, seit Hadrian immer, fortgelassen. Die dritte Neokorie von Pergamon galt dem Caracalla; die Münzen lehren, daß für ihn kein neuer Tempel erbaut wurde, sondern daß er in einen Tempel des Asklepios mit eingesetzt wurde, dessen Kultbild schon auf Königsmünzen erscheint. Da der ionische Tempel auf der Theaterterrasse nachweislich aus der Königszeit stammt und nach verschiedenen Wechselfällen dem Caracalla geweiht worden ist, und da nicht anzunehmen ist, daß man diesem Kaiser zwei verschiedene alte Tempel geweiht hätte, so darf es als festgestellt gelten, daß der ionische Tempel ursprünglich dem Asklepios gehörte und die Neokorie für Caracalla dann an ihn geknüpft worden ist. Das Kultbild, ein sitzender Asklepios, war wohl nur eine Kopie der Statue des Thrasymedes in Epidauros, von wo der Kultus ja nach Pergamon verpflanzt worden ist. Die pergamenischen Münzen zeigen aber gleichzeitig, unter demselben Beamten, einen zweiten Asklepiostempel, mit dem stehenden Gott als Kultbild; das muß

der von Aristides bezeugte große Tempel außerhalb der Stadt sein, und das Kultbild dieses Tempels wird auf Phyromachos zurückzuführen sein. Ob das Original dieser Statue sich in der Kaiserzeit in Pergamon befand oder seit der Entführung durch Prusias II. immer noch in einer bithynischen Stadt, ist zweifelhaft; vielleicht steht der bedeutende Asklepioskopf einer der schönsten Kaisermünzen von Nikaia damit in Verbindung, der sich neben dem Kopf des olympischen Zeus sehen lassen darf.

Zuletzt behandelte Justizrat Dr. J. E. Haeberlin (Frankfurt a. M.): **Die Systematik des ältesten römischen Münzwesens.**

Der Vortragende bespricht an der Hand von Tafeln seines in Vorbereitung begriffenen „Corpus nummorum aeris gravis" den Ursprung und das System der ältesten Münzung Roms und des latinischen Mittelitaliens. Rom ging erst nach dem freiwilligen Anschluß der Kampaner und der Unterwerfung der Latiner um 335 v. Chr. zur Münzung über. Es begründete vom Beginne an nicht nur eine, sondern sofort zwei Münzstätten, die eine in der Hauptstadt für den Guß der urbanen Libralserie nach dem Pfunde von 273 g, die andere in Capua für die Prägung des mit der Aufschrift „ROMANO", später „ROMA" nach kampanischem Fuße gemünzten Silbers. Es lassen sich im engen Anschlusse an die entscheidenden historischen Ereignisse für die Schwergeldepoche Roms drei Perioden unterscheiden, die erste 335 bis 312 v. Chr. In ihr bestand eine befriedigende Übereinstimmung zwischen den Einheiten der Bronze- und der Silberwährung noch nicht. In der zweiten mit dem Siege Roms im Samnitenkriege 312 beginnenden Periode wird in Kampanien ein weit romanisierteres System begründet, indem durch Einführung eines neuen Fußes im Silber die Silber- der Bronzewährung angeschlossen wird; der librale As wird die beherrschende Einheit des Gesamtsystems. Gleichzeitig wird die capuanische Münzstätte in umfassender Weise am Bronzeguß beteiligt; sie gießt das Schwergeld für die Latiner und zwar in der Weise, daß von nun an jeder neuen Didrachmen-Emission eine Schwergeldreihe und jeder Schwergeldreihe ein viereckiger Barren angeschlossen wird. Umgekehrt wird in der dritten Periode, beginnend etwa 286 v. Chr., die Silbereinheit, d. h. das scriptulum von 1,137 g die maßgebende Größe des Gesamtsystems. Durch Unterordnung unter dieselbe wird der hauptstädtische As auf die Hälfte seines Gewichts reduziert, womit zugleich die Reduktion das Durchgangsstadium zur Überleitung des römischen Gesamtstaates zur Silberwährung in der Form des Denars (268 v. Chr.) bildet. Diese in ihren wesentlichen Teilen neuen Feststellungen sind von dem

Vortragenden in einer Broschüre: „Die Systematik des ältesten römischen Münzwesens“ (Verlag der Berliner Münzblätter 1905) niedergelegt.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober 1905,
vormittags 9 Uhr.

Gemeinsame Sitzung der philologischen, archäologischen und historisch-epigraphischen Sektion.

Bericht siehe S. 53 ff.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober 1905,
vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. E. Petersen.

Prof. Dr. Botho Graef (Jena): **Ein Kapitel zur griechischen Plastik.**

Der Hermes von Andros mit seinen Repliken, welcher als Werk der Schule des Praxiteles meist betrachtet wird, ist vielmehr ein dem Hermes des Praxiteles vorausgehendes Werk. Er zeigt eine auf das Anmutige gerichtete Sinnesart, die sich in Feinheit und Zierlichkeit der Gesichtsformen ausdrückt, während der kräftige Körperbau mit der stark ausgebogenen Hüfte in nicht ganz ausgeglichenem Gegensatz dazu steht. Die analoge Tendenz zur Verfeinerung und Verkleinerung der Gesichtsformen zum Teil in Verbindung mit dem noch schwerfälligen Körperbau, zeigen auch der neugefundene Jüngling von Antikythera, die Ephesische Bronzestatue in Wien, eine Gewandfigur aus Eretria in Athen, die in die Jugendzeit des Praxiteles gesetzten Figuren des Eros und des Satyrs, der Münchener Diomed. Alle diese Werke zeigen, daß weibliche Reize in die männlichen Formen gelegt werden, entsprechend der neu am Ende des 5. Jahrhunderts erwachenden Empfindung für die weibliche Schönheit. Im Osten war das schon früher geschehen, hier bekümmerte sich die Kunst weniger um den Mann. Ein Einblick in die Verschiedenheit östlichen und westlichen Empfindens, der sich bis in die ältesten Zeiten herauf verfolgen läßt, eröffnet sich von hier aus.

Prof. Dr. F. von Duhn (Heidelberg): **Eine Giebelkomposition aus Neapel.**

Bei der Seltenheit römischer Monumentalbauten in Süditalien ist der einzige Tempel Neapels, der das Mittelalter wenigstens

teilweise überdauert hat, derjenige der Dioskuren, jetzt S. Paolo maggiore, von besonderem Interesse. Er stand über dem Forum und war einer der Haupttempel, wahrscheinlich um die Zeit Neros geweiht. Die 1688 durch Erdbeben zerstörte Front ist durch Francesco d'Olanda um 1540 gezeichnet; diese in der Sammlung seiner Zeichnungen im Escorial aufbewahrte Wiedergabe, jüngst durch Correra veröffentlicht, wurde vom Vortragenden vorgeführt, und die Giebelkomposition, die einzige in Süditalien erhaltene, besprochen. Auch die beiden einzig erhaltenen Originalreste, zwei mächtige Torsi der Dioskuren daselbst, kommen zur Anschauung.

Hofrat Prof. Dr. Th. Schreiber (Leipzig): **Die große Katakombe von Kôm-esch-Schukâfa in Alexandrien und die neuen Kapitäle der Ptolemäerzeit.**

Die rasch fortschreitende Zerstörung der Nekropolen von Alexandreia in Ägypten, Bottis durch einen frühen Tod unterbrochene Tätigkeit und die Arbeiten der 1902 abgeschlossenen Ernst Sieglin-Expedition haben eine Menge von Denkmälern zutage gefördert, welche auf das Fortleben der griechischen und der ägyptischen Kunst im Nildelta während der hellenistischen Zeit ein neues Licht werfen. Wir übersehen jetzt in der Bautätigkeit Alexandriens drei Stilrichtungen, die nebeneinander bestehen, aber zu verschiedenen Zeiten den Höhepunkt ihrer Wirksamkeit erreichen. Was wir schon früher aus den Scheinarchitekturen der pompejanischen Wandmalerei vermutungsweise erschließen konnten, ist jetzt durch die Stuckfassaden der hellenistischen Nekropole von Hadra bei Alexandrien und durch die Baureste aus dem Gebiet der ptolemäischen Königspaläste erwiesen, nämlich die Tatsache, daß die eingewanderten griechischen Architekten energisch bemüht gewesen sind, die traditionellen griechischen Bauformen fortzubilden und allmählich durch Zusätze zu vermehren, wodurch sie einen Barockstil ins Leben gerufen haben, der in seiner urwüchsigen Eigenart weder von Hellas, noch von Rom bedingt war. Andererseits gab es in Ägypten von der Pharaonenzeit her eine eingesessene Kunst, die auch unter den Ptolemäern und unter den römischen Kaisern nicht aufhörte nach alten Mustern weiter zu schaffen, die aber nicht mehr die Kraft besaß, sich zu verjüngen, sondern allmählich das Verständnis der überlieferten Formen verlor. Zwischen jene reingriechische und diese reinägyptische Baukunst tritt nun als überraschende Neuigkeit eine dritte Stilrichtung, deren Existenz sich bereits früher in manchen Äußerungen kundgegeben hatte, ohne viele Beachtung zu finden, während sie jetzt durch die Funde von Hadra und namentlich durch die Kapitäle der großen, im ersten

demnächst erscheinenden Bande der Ernst Sieglin-Publikationen behandelten Katakombe von Kôm-esch-Schukâfa in ihrer selbständigen Eigenart erkannt werden können. Es ist eine ägyptische, von Griechen geübte Landeskunst, welche sich nach dem Vorbild und durch Aufnahme griechischer Elemente regeneriert, vielleicht nennt man sie richtiger eine alexandrinisch-ägyptische Kunst, da sie griechische und ägyptische Formen gleichmäßig kennt und schätzt, je nach Bedürfnis verwendet und vor allem ihre Lebenskraft dadurch erweist, daß sie diese an und für sich heterogenen Elemente zu neuen, entwickelungsfähigen Kombinationen zu verbinden weiß. Diese in ihren Konsequenzen bedeutsame Tatsache erläuterte der Vortragende in Lichtbildern an einer Reihe alexandrinischer Kapitäle, deren ältestes sich eng an das berühmte, bei dem Rundtempel von Epidauros gefundene Modell Polyklets d. J. anschließt, während die Fortbildungen mehr und mehr ägyptische Elemente aufnehmen und die letzte, durch verschiedene Ansätze vorbereitete Leistung, das Kapitäl des Grabes von Kôm-esch-Schukâfa, sich als eine in griechischem Geiste erfundene, aber in allen wesentlichen Zügen reinägyptische Schöpfung darstellt.

Dr. R. Stettiner (Hamburg): **Die Illustrationen der mittelalterlichen Prudentiushandschriften und ihre spätantike Vorlage.**

Der Vortragende spricht im Anschluß an seine der Versammlung gewidmete Publikation der illustrierten Prudentiushandschriften über die Bedeutung dieser auf eine spätantike Vorlage zurückgehenden Handschriften für den Zusammenhang antiker und mittelalterlicher Kunst. Er zeigt an einer Reihe von Beispielen, wie sich aus Bildern in Handschriften des 10. bis 11. Jahrhunderts noch der antike Kern herausschälen läßt.

Hierauf bringt Dr. A. Warburg (Hamburg) folgende Resolution ein:

> Es liegt im Interesse der Archäologie wie der modernen Kunstgeschichte, wenn Skizzenbücher, wie das des Francesco d'Olanda, möglichst bald und einfach, etwa wie Salomon Reinach das Skizzenbuch des Pierre Jacques von Reims publiziert hat, veröffentlicht werden.

Prof. Petersen und Prof. von Duhn unterstützen die Resolution.

An den wegen Krankheit nicht erschienenen Obmann der Sektion Prof. Dr. Ferd. Noack wurde folgendes Telegramm abgesandt:

> Die archäologische Sektion bedauert lebhaft das Fernsein ihres ersten Obmanns und wünscht baldige und dauernde Genesung.

In die Listen haben sich 128 Mitglieder eingezeichnet.

Germanistische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905, $1^3/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Geh. Rat Prof. Dr. Gering.

Nachdem Herr Prof. Dr. Dissel die Anwesenden im Namen der Obmänner begrüßt hatte, wurden zu Vorsitzenden die Herren Geh. Rat Prof. Dr. Gering (Kiel) und Prof. Dr. Strauch (Halle), zu Schriftführern Herr Privatdozent Dr. F. Schultz (Bonn) und Herr Oberlehrer Dr. H. Kohbrok (Altona) erwählt.

Dann nahm der Vorsitzende Herr Geh. Rat Prof. Dr. Gering das Wort zum Nekrologe.

Meine Herren! Der alte, gute Brauch erheischt es, daß wir in unserer ersten Sitzung derjenigen Förderer unserer Wissenschaft pietätvoll gedenken, die seit der letzten Tagung gestorben sind. Die verflossenen beiden Jahre haben uns zahlreiche, schmerzliche Verluste gebracht. Trauernd nenne ich an erster Stelle einen großen Namen, dem auch die germanische Philologie zu unauslöschlichem Danke verpflichtet ist: Theodor Mommsen. Es verschieden ferner:

am 23. Januar 1904 Prof. Ferdinand Detter in Prag, bekannt durch eingehende Forschungen auf dem Gebiete der altnordischen Literatur, Mythologie und Sagengeschichte;

am 29. Januar 1904 Prof. Louis Betz in Zürich, der den Wechselbeziehungen zwischen deutschem und französischem Geistesleben liebevoll nachging und namentlich über Heinrich Heines Verhältnis zur französischen Literatur wertvolle Studien geliefert hat;

am 6. Februar 1904 Prof. Adolf Socin in Basel, ein hervorragender Kenner seiner heimatlichen alemannischen Mundart, dem das kurz vor seinem Tode vollendete Mittelhochdeutsche Namenbuch ein ehrenvolles Gedächtnis sichert;

am 28. Februar 1904 Prof. Ernst Matthias in Burg, stellvertretender Vorsitzender unserer Sektion bei der letzten Philo-

logen-Versammlung in Halle, der die spärliche Muße, die das Schulamt ihm ließ, eingehenden Studien der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts widmete, denen wir u. a. seine treffliche Ausgabe von Murners Schelmenzunft verdanken;

am 15. März 1904 Prof. Paul Nerrlich in Berlin, der Biograph und Herausgeber Jean Pauls;

am 22. März 1904 der Braunschweiger Stadtarchivar Prof. Ludwig Hänselmann, der verdiente Herausgeber mittelniederdeutscher Geschichtsquellen;

am 10. Juni 1904 Prof. Bernhard Döring in Leipzig, ein tüchtiger Kenner der altnordischen Literatur, der u. a. die schwierige Frage nach den Quellen der Þiðrekssaga zu lösen versuchte;

am 16. August 1904 Prof. Adolf Ausfeld in Heidelberg, der den mittelalterlichen Darstellungen der Alexandersage ein eingehendes und fruchtbringendes Studium widmete;

am 27. Dezember 1904 in Halle der frühere Direktor des Gymnasiums zu Wilhelmshaven Prof. Hugo Holstein, hochverdient durch ausgezeichnete Forschungen über die Literatur des Humanismus, besonders das humanistische Drama und seine Nachwirkungen bis ins 17. Jahrhundert;

am 4. April 1905 Prof. Richard Heinzel in Wien, einer der gelehrtesten und vielseitigsten Germanisten der Gegenwart, dem besonders die Sagengeschichte reiche Förderung verdankt, mit allen europäischen Sprachen (insbesondere auch den romanischen und slawischen) vertraut und in ihren Literaturen belesen, wie vielleicht seit Jacob Grimm kein anderer, und dadurch hervorragend befähigt, verborgene Zusammenhänge und Einwirkungen aufzuspüren;

Ende Juli 1905 Prof. Wilhelm Storck in Münster, einer der letzten, die die germanische und romanische Philologie zu gleicher Zeit pflegten, literarisch freilich wesentlich nur auf dem letzteren Gebiete tätig;

am 20. August 1905 der Bremer Stadtbibliothekar Prof. Heinrich Bulthaupt, der feinsinnige Ästhetiker und Dramaturg;

am 3. September 1905 Prof. Robert Sprenger in Northeim, der in verschiedenen Zeitschriften zahlreiche Beiträge — textkritische und exegetische — zu mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Autoren geliefert hat.

Seit Jacob Grimm und Joh. Andr. Schmeller den Ruodlieb zuerst ans Licht zogen und den Waltharius neu edierten, hat die mittellateinische Philologie mit Recht stets als ein integrierender Teil

der germanischen gegolten. Wir müssen daher auch des in jugendlichem Alter am 6. April d. J. dahingerafften Berliner Professors Paul von Winterfeld gedenken, der uns u. a. die Werke der ältesten deutschen Dichterin in kritischer gereinigter Gestalt geschenkt hat.

Ich ersuche Sie, meine Herren, das Andenken dieser Toten dadurch zu ehren, daß Sie sich von Ihren Plätzen erheben.

Darauf erstattete Herr Prof. Dr. Strauch den **Bericht über den Stand des Grimmschen Wörterbuches.**

Auf der letzten Philologenversammlung zu Halle (Oktober 1903) hat die germanistische Sektion einstimmig den Beschluß gefaßt, die Sache des Deutschen Wörterbuches als die ihrige zu betrachten und sie bis zu seiner Vollendung auch für die künftigen Philologenversammlungen ein für allemal auf ihre Tagesordnung zu setzen. Dementsprechend referierte Prof. Strauch als Vorsitzender der germanistischen Sektion auf der Hallischen Philologenversammlung über den Fortgang des Unternehmens während der letzten zwei Jahre. Unter dankbarer Anerkennung, daß die Reichsregierung bemüht gewesen ist, den damals ausgesprochenen Wünschen um Gewährung weiterer Mittel und Hilfskräfte Rechnung zu tragen, konnte Referent konstatieren, daß seit Oktober 1903 im ganzen neun Lieferungen erschienen sind, fünf weitere sich gegenwärtig im Druck befinden bzw. handschriftlich fertiggestellt vorliegen. Sodann führt er aus, daß weitere Unterstützung von seiten der Reichsregierung nach wie vor wünschenswert bleibt und unterbreitet der Sektion dahingehende Anträge auf Grund von Informationen, die bei den Bearbeitern des Wörterbuches selbst eingeholt wurden.

Die Sektion beschloß, eine Kommission bestehend aus den Herren Prof. Dr. Strauch, Prof. Dr. Siebs (Breslau), Prof. Dr. Meißner (Göttingen) einzusetzen zur Ausarbeitung einer dem Herrn Reichskanzler zu unterbreitenden Eingabe, die bis Donnerstag der Sektion vorzulegen sei.

An der lebhaften und eingehenden Debatte beteiligten sich die Herren Geh. Rat Prof. Dr. Gering, Prof. Dr. Siebs, Prof. Dr. R. M. Meyer, Prof. Dr. Sütterlin, Prof. Dr. Witkowski, Hofrat Prof. Dr. Kluge, Prof. Dr. Mogk, Prof. Dr. Meißner, Prof. Dr. Uhl, Prof. Dr. Strauch, Dr. Meier.

Schluß 3 Uhr.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905, 9¼ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Strauch.

Prof. Dr Bolte aus Berlin überbrachte den Gruß der Berliner Gesellschaft für deutsche Philologie und bat die Fachgenossen um rege Unterstützung des von der Gesellschaft herausgegebenen Jahresberichts für germanische Philologie.

Herr Prof. Dr. Mogk (Leipzig) erhielt das Wort zu seinem Vortrage: **Volkskunde und deutsche Philologie.**

Man hat in den letzten Jahren wiederholt die Volkskunde ganz von der deutschen Philologie losreißen wollen. Das wäre ein arger Fehler für beide Wissenschaften. Die Volkskunde, deren wissenschaftlicher Betrieb die Erforschung des Gemütslebens unseres Volkes ist und der aus diesem hervorgehenden Handlungen, ist aufs engste mit der germanischen Philologie verkettet; beide Wissenschaften stehen in ununterbrochener (gegenseitiger) Wechselwirkung: beide sind zu gleicher Zeit entstanden; Germanisten haben zu jeder Zeit die Volkskunde gepflegt, andere Forscher auf Teilgebieten der Volkskunde haben sich in sprachlichen Dingen und bei literarischen Belegstellen bei deutschen Philologen Rat geholt. Dagegen haben Nichtgermanisten sehr oft ganz unklare Vorstellungen von der Begrenzung der Volkskunde. Hierüber wird sich aber leicht für den Klarheit einstellen, der aus der Sprache und Literatur unseres Volkes. sein Seelenleben im Wandel der Zeiten verfolgt hat, und das ist in erster Linie der Germanist. Er vermag auch allein die verschiedenen Schichten, die im heutigen Volkstum übereinander liegen, zu trennen und ihren Ursprung zu bestimmen. Die Volkskunde braucht ferner den deutschen Philologen bei Ausbeutung der alt- und mittelhochdeutschen Literatur und besonders der frühneuhochdeutschen zu volkskundlicher Sammelarbeit, seine Sprachkenntnisse bei Verwertung der Dialekte, überhaupt der Sprache zu volkskundlichen Zwecken. Für die deutsche Volkskunde ist auch die Beschäftigung mit altenglischer und besonders altnordischer Sprache und Literatur von großer Wichtigkeit, da durch das Heranziehen dieser allein die untersten Schichten germanischen Volkstums bloßgelegt werden können.

Allein die deutsche Volkskunde darf nicht nur ein Zweig der deutschen Philologie sein. Durch die vergleichende Volkskunde ist ihr Gesichtskreis wesentlich erweitert und sie selbst zu einer neuen selbständigen Wissenschaft geworden, die in Berührung mit Ge-

schichte, Völkerkunde, Psychologie, Soziologie und anderen Wissenschaften bleiben muß. In dieser neuen Gestalt wirkt die Volkskunde auch auf verschiedene Zweige der älteren deutschen Philologie ein und verhilft zu einer richtigen Auffassung der volkstümlichen deutschen Literatur, der altgermanischen Religion, des altdeutschen Rechtes, der deutschen Heldensage. Nur durch diese gegenseitige Wechselwirkung können beide Schwestern gedeihen: die ältere gibt der jüngeren Stoff, philologische Akribie und historische Zucht, die Volkskunde dagegen hilft der deutschen Philologie den Gesichtskreis erweitern und mahnt sie, daß auch wir Deutsche in all unserem Tun und Handeln nur ein Glied in der großen Kette der Völker sind, das sich ohne Kenntnis des anderen Gliedes nicht verstehen läßt.

Es folgte der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Meißner (Göttingen):

Altertümer in der Rómveriasaga.

Die Saga ist in zwei Fassungen, einer vollständigen (VIII in Gislasons 44 prøver) und einer fragmentarischen (IX bei Gislason) überliefert. Die Grundlage für VIII ist AM 226 Fol. (zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts). Auf das nächste verwandt sind AM 225 Fol. und drei in AM 598, 4° erhaltene Membranfragmente. IX ist nur durch AM 595, 4° (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts) vertreten. VIII beginnt mit Kapitel 5 des Bellum Jug. Bellum Jug., Conj. Cat. und die Pharsalia des Lucan sind durch überleitende Kapitel verbunden, nach der Übersetzung des Lucan wird die Erzählung bis zum Tode des Augustus weitergeführt. Die Fragmente von IX beginnen mit Jug. 31 und führen bis in den Lucan hinein; sie sind die Reste der ursprünglichen Fassung, VIII eine freie, vor allem kürzende Bearbeitung; schon die zahlreichen gemeinsamen Mißverständnisse beweisen, daß es sich nicht um zwei selbständige Übersetzungen handelt. Doch ist VIII nicht eine Bearbeitung von IX, VIII enthält hin und wieder Sätze der ursprünglichen Übersetzung, die in IX fehlen. Für die Textkritik hat daher VIII eine gewisse Bedeutung, für die literargeschichtliche Beurteilung der Saga ist VIII wertlos. — Welchen Umfang hatte die ursprüngliche Rómveriasaga, welchen historischen Stoff behandelte sie? — Zwei in AM 595, 4° erhaltene und von Gislason a. a. O. unter dem Titel „Upphaf Rómveria“ veröffentlichte Fragmente behandeln die älteste Geschichte Roms, UI, das längere Fragment nur bis zum Tode des Romulus, UII, das kürzere, bis zur Vertreibung der Könige. UI ist eine Bearbeitung von UII, ausgeschmückt und erweitert in der Richtung des Wunderbaren und Übernatürlichen unter Mitbenutzung des Martinus von Troppau; UII bildete

in der Vorlage, die der Verfasser von U I benutzte, die Einleitung einer Übersetzung des Lucan (Sallust wird nicht erwähnt). War es unsere Lucan-Übersetzung? U II ist keine Übersetzung sondern eine kompilierende Darstellung; ein Vergleich mit den überleitenden Kapiteln der Rómveriasaga zeigt, daß die Quellenbenutzung ungefähr die gleiche ist: zugrunde liegt die Historia Miscella, damit sind eine Menge von Nachrichten verbunden, die ein für die Zeit beachtenswertes Maß von Belesenheit, freilich keinen besonders hohen Grad historischer Kritik bezeugen. Bei der Kürze von U II ist es nicht mit absoluter Sicherheit festzustellen, ob es von dem Verfasser unserer Rómveriasaga herrührt; es spricht aber auch nichts dagegen, als daß diese Einleitung in VIII fehlt. Der in VIII allein erhaltene Schluß fällt stark ins Anekdotenhafte und bei der Annäherung an das Geburtsjahr des Erlösers in den legendarischen Ton. Denkbar ist, daß die Rómveriasaga ursprünglich nur vom Beginn des Bellum Jug. bis zum Ende der Pharsalia gereicht hat und Einleitung und Schluß nicht lange nachher hinzugefügt worden sind. — Die Rómveriasaga gehört nach dem Zeugnis unserer Überlieferung dem 13. Jahrhundert an. Sowohl AM 595, 4° wie AM 226 Fol. weisen deutliche Spuren norwegischer Schreibung auf. Es liegt nahe, auch bei dieser Saga an die literarischen Interessen und Bestrebungen des norwegischen Königshofes zu denken. Die Übersetzungstechnik spricht durch wesentliche Züge dafür: künstlerisch beabsichtigte Einsetzung direkter für indirekte Rede, die reichliche Verwendung des Parallelismus der Ausdrucksweise und der Alliteration in festen und frei erfundenen Verbindungen (feste Formel: *per colles sequi, fór um hals ok um hamra;* freie Verbindung: *domi militiaeque, bæði hæima ok í hersýslunni*); diese stilistischen Mittel sind aber in sehr viel bescheidenerem Maße angewandt als z. B. in den Strengleikar: die Alliteration wird nicht über längere Reihen hin durchgeführt, es werden nicht ganze Abschnitte durch Alliteration und paarweise Gliederung in die Sphäre rhythmischer Bewegtheit erhoben. In VIII ist dieser Schmuck der Prosa meist zerstört.

Daß in der Rómveriasaga neben dem gefeierten Lucan die beiden Bücher des Sallust vollständig übersetzt sind, ist für die Zeit der Saga etwas Auffallendes. Schon in VIII ist das Interesse mehr dem Lucan als dem Sallust zugewandt, dessen Name meist zu Sebastius entstellt ist: die Kürzungen sind bei Lucan im ganzen genommen weit weniger gewaltsam als in den aus Sallust übersetzten Teilen. Der naiv-unverschämte Ignorant von U I bezeichnet seine Quelle (= U II) als Lucan. — Die Geschichte der

römischen Republik liegt dem Mittelalter so im Dunkeln, daß es am liebsten von den Königen gleich zu Julius Caesar übergeht. Auch dem Verfasser der Rómveriasaga steht als Endziel die Begründung der Monarchie vor Augen, aber das Merkwürdige an diesem Manne ist, daß er sich ebenso für den Untergang der Republik interessiert. Der isländische Freistaat unterwarf sich in der Zeit, in der die Saga entstanden sein muß, nach einer Periode innerer Zerrüttung dem norwegischen Königtume.

Vergleicht man die Rómveriasaga etwa mit den Faits des Romains oder dem Jean de Tuin, bei denen die Antike durchweg ins Mittelalterliche umgesetzt wird (besonders deutlich bei den Kampfschilderungen), so erkennt man in der Rómveriasaga überall den Einfluß der nordischen auf historische Wahrheit gerichteten besonnenen Erzählungskunst. Der Abstand der antiken Zeit wird klar erfaßt, die vergangene Wirklichkeit nicht zur poetischen Gegenwart verklärt. VIII ist schon weniger zurückhaltend, die Schlachtschilderungen z. B. werden hier dem Zeitgeschmack angepaßt. In IX ist wirklich der merkwürdige Versuch gemacht, das zeitliche und lokale Kolorit zu erhalten, römische Geschichte, römische Altertümer darzustellen; freilich schiebt sich doch hin und wieder dem Übersetzer die mittelalterliche Welt unmerklich an Stelle der antiken.

Römische Ausdrücke des Staats- und Heerwesens werden oft beibehalten (*dictator*, *consul*, *praetor*, *quaestor*, *legatus*, *senator*, *manipulus*, *cohors* usw. *quirites* — dafür in VIII: *þér hinu kurteisu Romani* —), anderseits auch ins Nordische übersetzt: *imperator*, *herstióri*, *ræðismaðr; consul*, *hertogi; senatores*, *senatus*, *ǫldungar*, *oldungasvæit*, *-ætt; patres conscripti*, *samritaðir feðr* (VIII: *samriddarar feðr míns*, in dem Briefe des Adherbal an den Senat); *comitia*, *skiptingardagar; contio*, *þing; advocare contionem*, *stefna þing*, *kveðja þings; res publica* (stets übersetzt), *alþýðuréttr*, *-hagr*, *-hlutr; tribunus plebis*, *hǫfðingi lýðsins; nobiles*, *tignir menn; magistratus*, *meistaradómr*. *Miles* wird durchweg mit *riddari* übersetzt, das zugleich auch für *eques* in diesem Doppelsinne verwandt wird. Die *legio* ist *fylking*, nach der gelehrten Tradition des Mittelalters zu 6666 Mann gerechnet; *centurio primi pili tertiae legionis*, *hundraðshǫfðingi hins fyrsta merkis ennar þriðiu fylkingar*.

Bei dem Mangel an Hilfsmitteln ist das Übersetzen oft ein Raten und führt zu seltsamen Mißverständnissen: *inquilinus*, *soðgræifi* in der Rede des Catilina gegen Cicero; Caesar spricht verächtlich von der *juventus studio ignara palaestrae*, *sá lyðr af Palaestina er sialdan hefir vápn borið*. Besonders dem Lucan

gegenüber hatte der Übersetzer einen schweren Stand. — Der lateinische Text wird hier ganz frei behandelt, aller poetische Schmuck, besonders der mythologische und gelehrte Ballast der Dichtung unberücksichtigt gelassen, nur die Reden werden ausführlich und mit einer gewissen poetischen Gehobenheit wiedergegeben. Hin und wieder sind auch in der eigentlichen Erzählung poetische Züge erhalten oder frei nachgebildet: *tectos cacumen nubibus et dubios cernit vanescere montes, meðan hin hæstu fiǫll váro æigi votnut; Hyperboreae plaustrum glaciale sub ursae, svá langt norðr at náttsólin skini á sumrum; Stygiosque lacus, ripamque sonantem ignibus, eldsfulla staði ok ár þær es með æitri fellu* (vgl. Vol. 36: *á fellr austan um eitrdala*). — Die Übersetzung des Sallust dagegen ist so genau, daß sich die Stellung der Vorlage innerhalb der Sallustüberlieferung mit Sicherheit bestimmen läßt. Die beiden entgegengesetzten Fehler des Klebens am Text und der Mißachtung des Wortlautes sind im allgemeinen sehr geschickt vermieden. — Man sagt zu wenig, wenn man die Treue, Kraft und Schönheit dieser Sallustübersetzung hervorhebt. Den Übersetzer interessiert Stoff und Form seiner Vorlage. Er hat nicht nur Respekt vor ihr als historischer Quelle, er sieht im Sallust zugleich einen Künstler der Sprache; er hat ästhetische Eindrücke. Freilich ist die Zeit noch nicht reif für eine künstlerische Nachbildung der Antike. Noch nicht einmal die notwendigste Handwerkerarbeit ist für das Verständnis der antiken Welt geleistet. Aber der Übersetzer hat doch schon mehr als ein dunkles Gefühl, die Reden übersetzt er mit Bewunderung; hier bietet er die ganze kraftvolle Gelenkigkeit und Lebensfülle der nordischen Sprache auf, um dem Römer gerecht zu werden, hier darf er seinem Streben nach als ein Vorläufer der Renaissance bezeichnet werden.

Am Schluß hielt Herr Oberlehrer Dr. Mensing, Privatdozent in Kiel, einen Vortrag über: **Das Schleswig-Holsteinische Idiotikon.**

Einleitend wies der Vortragende auf den großen Umschwung hin, der sich im Laufe der Zeit in unseren lexikographischen Anschauungen vollzogen hat. Unsere älteren Idiotika huldigten ausschließlich dem Nützlichkeitsstandpunkt; sie dienten entweder dem einfachsten Zweck der sprachlichen Verständigung oder dem höheren Ziele der Ausbildung und Bereicherung der Gemeinsprache. Versuche, auch das Niederdeutsche diesem Zweck dienstbar zu machen, tauchen schon im 16. und 17. Jahrhundert auf. Die Bewegung nimmt ihren Ausgang von Schottelius und führt über Leibniz und die teutschübende Gesellschaft in Hamburg zu Richey, der durch

sein Idioticon Hamburgense (1743) der Vater des niederdeutschen Idiotikons geworden ist. Sein Vorgang ist auch für Schleswig-Holstein entscheidend geworden. Unter seinem Einfluß steht außer anderen J. Fr. Schütze, der 1800 bis 1806 sein Holsteinisches Idiotikon veröffentlichte, das bisher die einzige zusammenfassende Leistung für Schleswig-Holstein geblieben ist. Es ist an der Zeit, daß es durch ein den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung tragendes, mit allen Hilfsmitteln moderner Forschung hergestelltes großes Werk ersetzt wird. Dieses Werk soll nicht bloß den gesamten niederdeutschen Sprachschatz des Landes von den ältesten erreichbaren Quellen bis auf die heute lebendige Volkssprache umfassen, sondern sich auch zu einer Fundgrube für die ganze Volkskunde des Landes auswachsen und demgemäß die Denkmäler untergegangener oder absterbender Volkssitte sowie die heute wirklich geübten Volksbräuche in möglichster Vollständigkeit sammeln. — Der Vortragende wies dann im einzelnen nach, welche Erwägungen zur Begründung des Schleswig-Holsteinischen Wörterbuches geführt haben und in welcher Richtung sich die Arbeit bewegen muß, um den neueren Ansprüchen an ein solches Werk zu genügen. Er berichtete dann kurz über die Organisation und die bisher erzielten Ergebnisse. Seit drei Jahren besteht in Kiel ein zumeist aus Universitätslehrern gebildeter Ausschuß zur Herstellung des Wörterbuches; durch schriftliche und mündliche Agitation sind in allen Teilen des Landes Sammler geworben; zahlreiche Meldungen aus allen Schichten der Bevölkerung liegen vor. Eingegangen sind bis heute etwa 80000 beschriebene Zettel mit Einzelmaterial und zahlreiche zusammenhängende Mitteilungen von Erzählungen, Liedern usw. Zum Schluß wies der Vortragende darauf hin, daß diese landschaftliche Aufarbeitung des niederdeutschen Sprachschatzes bei dem rapiden Verfall der plattdeutschen Volkssprache ein dringendes Bedürfnis sei und in immer weiteren Gegenden Niederdeutschlands in Angriff genommen werden müsse. Als letztes Ziel muß dabei ein alle niederdeutschen Mundarten umfassendes großes Werk vorschweben, das auch der hochdeutschen Sprach- und Kulturforschung zugute kommen wird, da es erst dann möglich sein wird, die zahllosen Fäden zu entwirren, die seit alters die beiden Schwestersprachen verknüpfen.

Schluß 11 Uhr.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober 1905,
vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Geh. Rat Prof. Dr. Gering.

Zuerst sprach Herr Prof. Dr. A. Heusler (Berlin) über: **Alter und Heimat der eddischen Gedichte.**

Er hob eine einzelne Fragestellung heraus: wieweit zeigt sich in dieser Dichtung der besondere literarische Betrieb der Insel Island? Bis um 1030 wird sich die isländische Dichtkunst noch nicht erheblich von der gemeinwestnordischen abgesondert haben. Von da ab tauchen isländische Neubildungen auf. Die erste ist die heroische Elegie, das halblyrische Situationsgedicht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese entschieden jüngere Gattung dem absterbenden Stamme der norwegischen Eddapoesie noch erwachsen konnte. Zweitens darf man diejenigen Verseinlagen, die untrennbar mit den Heldenromanen zusammenhängen, als nur-isländisch ansehen, weil die Vorstufe der Heldenromane, die geschichtliche Saga, eine Schöpfung der Isländer ist. Saxo beweist die volle Entwickelung dieser Formen schon im 12. Jahrhundert. Die dritte Gruppe ist die Dichtung der antiquarischen Gelehrsamkeit, die Meistersingerei in eddischen Formen Sie bildet einen Ausschnitt jener merkwürdigen isländischen Altertumskunde und Poetik, die um 1120 mit der Schreibezeit einsetzt und unter Snorri und seinem Neffen ihren Gipfel erreicht. Lehrhaftigkeit und phantasievolles Spiel reichen sich hier die Hände. Die þulur (Versvokabularien) vertreten die kunstloseste Form dieser philologischen Eddadichtung. Von ihnen darf man nicht losreißen die große Namenliste der Brávallakämpfer, die als ein später und gelehrter Anwuchs des epischen Liedes von der Brávallaschlacht zu beurteilen ist. Von den eigentlichen Gedichten gehören unbestritten in die isländische Schreibezeit die Vǫluspá en skamma und die Grípisspá. Auch bei den Hyndlulióð führt eine frühere Datierung zu sagengeschichtlichen Schwierigkeiten. Die Alvíssmál haben eine märchenhafte Rahmengeschichte wenig geschickt auf den Gott Thor angewandt; der Hauptinhalt, die poetischen Synonyma, sind zum größeren Teile vom Dichter selbst gebildet; vielleicht hat die kymrische Dichtform der Triade eingewirkt. Kymrischen Einfluß hat Falk auch für die Svipdagsmál wahrscheinlich gemacht. Aus einer Brautfahrtnovelle mit der bösen Stiefmutter und anderen Märchenzügen hat der Dichter zwei getrennte Auftritte heraus-

gegriffen und diese im alten heimischen Stile zu zwei eddaartigen Kompositionen ausgestaltet. Die Zauberspruchliste im ersten Gedichte weicht von ihrem Muster in den Hávamál bezeichnend ab. Die Wissensfragen des zweiten Liedes gleichen nur äußerlich den Memorialgedichten (Vaf., Grímn.), denn sie behängen nur die märchenhaften Motive der Quelle mit mythologischen Einzelheiten: die wunderbare Linde wird der Weltesche angeglichen u. ä.

Als ein Werk der isländischen Scholastik muß auch die Rígsþula gelten. Die unbeweisbare Vermutung, daß der verlorene Schluß einen geschichtlichen König feiern sollte, darf nicht über die moderne und antiquarisch beschauliche Eigenart des erhaltenen Textes wegtäuschen. Wir haben kein Recht, dieses geistig raffinierte Gebilde mit seiner Sammlung von Scheinnamen einem anderen Kulturherde zuzutrauen als dem, woraus die Edda Snorris entsprang. Ein fremdes Vorbild für die Rolle des Gottes bleibt zu suchen. Der Name Rígr, dessen appellativen Sinn, „König“, unser Dichter nicht mehr versteht, stammt nur mittelbar aus irischer Quelle. Die Skjǫldungasaga hatte die ältere, einfachere Hypothese über den ersten urzeitlichen König namens Rígr. Wie der Wortschatz, die Kulturbilder und die Ständebenennung des Liedes unter der Annahme späten und isländischen Ursprungs sich darstellen, denkt der Vortragende an anderem Orte auszuführen. Er weist zum Schluß darauf hin, daß die eddische Dichtung nur zu einem Teile das vikingische Zeitalter spiegelt, daß sie vieles vorvikingische und auch manches jüngere, der literarischen Geistesbildung Islands entstammende in sich schließt.

Geh. Rat Gering dankte dem Vortragenden (Prof. Heusler) für seine fesselnden und an neuen Gesichtspunkten reichen Ausführungen und bemerkt, daß derselbe mit Recht in dem Corpus Eddicum mehrere Schichten von verschiedenem Alter annehme. Der Gegenstand lasse sich natürlich in einem kurzen Vortrage nicht erschöpfend behandeln; daß die Frage nach dem Alter und der Heimat der eddischen Lieder für jedes einzelne Gedicht gestellt und beantwortet werden müsse, habe der Redner an zwei instruktiven Beispielen (den Svipdagsmál und der Rígsþula) gezeigt. Spezialuntersuchungen würden vielleicht noch genauere Datierungen der einzelnen Lieder möglich machen. So glaubt Gering z. B., daß man die Vǫluspǫ́ mit ziemlicher Sicherheit in die sechziger Jahre des 10. Jahrhunderts setzen dürfe. Kormakr († 967) scheine sie bereits gekannt zu haben, was die 61. (den letzten Lebensjahren des Dichters angehörende) Strophe (Heitar hellur fljóta usw.), in der der Weltuntergang erwähnt werde und auch das in der Vǫluspǫ́ ge-

brauchte seltene Wort bjǫþ sich wiederfinde, beweisen dürfte. Anderseits verrate der Dichter der Vǫluspǫ́ schon die Kenntnis der Hákonarmǫ́l des Eyvindr skáldaspillir, die unmittelbar nach der Schlacht bei Fitjar (961) gedichtet seien. In diesem Gedichte lasse Eyvindr die Walküren Gǫndul und Skǫgul auf Óþins Geheiß Hákon den Guten nach Valhǫll bringen. Hákon in seiner Anrede an die zweite Walküre nenne sie Geirskǫgul, „die speerschwingende Skǫgul", wie im Béowulf die Dänen poetisch als Gár-Dene bezeichnet werden. Nun finde man in Strophe 31 der Vǫluspǫ́, in der die Walküren (die nǫnnur Herjans) aufgezählt werden, neben Skǫgul, Gǫndul, Hildr und Guþr noch Geirskǫgul als besondere Figur. Das erkläre sich daher, daß dem Dichter die Strophe des Eyvindr: Hví þú svá gunni skiptir, Geirskǫgul! usw. bekannt gewesen sei und daß er Geirskǫgul fälschlich für eine von Skǫgul verschiedene Person gehalten habe. Kombiniere man diese beiden Zeugnisse, so ergebe sich, daß die Vǫluspǫ́ wahrscheinlich zwischen 961 und 967, also etwa um 964 entstanden sei.

In der Debatte sprachen dann noch Frau Dr. Hecht (Kiel) und Herr Prof. Heusler.

Es folgte der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Witkowski (Leipzig): **Über den Plan einer wissenschaftlichen Ausgabe von Goethes „Faust".**

Der Vortrag ging von den früheren Stadien der Faust-Forschung aus und stellte fest, daß weder die philosophische, von Hegel am stärksten beeinflußte Periode, noch die späteren Zeitalter des jungen Deutschlands, der Liberalismus und Materialismus, eine den wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Faust-Ausgabe liefern konnten. Der durch Wilhelm Scherers Einfluß zur Herrschaft gelangten exakten Methode verdanken wir zwar eine Reihe von wertvollen Fortschritten in bezug auf Entstehungsgeschichte, Quellenuntersuchung und Einzelerklärung; aber einerseits brachte sie keinen vollständigen Kommentar hervor, anderseits wurden manche ihrer Hypothesen später widerlegt oder in Frage gestellt. Mit der Eröffnung des Goethe-Archivs und dem Funde des Urfausts hat eine neue Epoche der Faust-Studien begonnen, die, zugleich mit der veränderten Gesamtrichtung der literarhistorischen Wissenschaft, neue Wege und Ziele zeigte. Durch alle diese Umstände hat es sich gefügt, daß wir keine einigermaßen genügende Faust-Ausgabe besitzen, die auf Grund systematischer Benutzung und Ergänzung der bisherigen Forschung eine zuverlässige Einführung in das große Werk und eine Grundlage für die weitere Arbeit daran bilden könnte. Die Herstellung einer solchen Aus-

gabe muß so bald als möglich in Angriff genommen werden. Sie kann aber nicht das private Unternehmen eines einzelnen sein, sondern nur durch das Zusammenwirken einer Anzahl von einheitlich geleiteten Hilfskräften unter materieller Beihilfe von außen vorbereitet und ausgeführt werden. Zur energischen Förderung dieser Absicht beantragte der Vortragende folgende Resolution:

> Die germanistische Sektion der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erklärt die Veranstaltung einer, die bisherigen Ergebnisse der Forschungen zusammenfassenden und fortführenden Ausgabe von Goethes Faust für ein dringendes Bedürfnis, sowohl vom nationalen, wie vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. Sie erwartet in erster Linie, daß Goethe-Archiv und Goethe-Gesellschaft dem Unternehmen ihre Unterstützung leihen werden und erhofft ferner Beihilfe, wenn diese nötig sein sollte, von den dazu berufenen Instanzen der Einzelstaaten und des Reiches.
>
> Um die ersten notwendigen Schritte zu tun, ernennt sie eine Kommission, die der germanistischen Sektion auf der nächsten Philologenversammlung über ihre Tätigkeit Bericht zu erstatten hat.

In der Debatte befürchtet Prof. Rich. M. Meyer (Berlin), daß in dem vorgetragenen Plane einer kommentierten Monumentalausgabe des Faust die Gefahr einer Dogmatisierung der Faust-Erklärung liege. Prof. Dr. Witkowski erklärt das Gegenteil für seine Absicht, alle diskutablen Meinungen anzuführen. Privatdozent Dr. F. Schultz (Bonn) bezweifelt die Dringlichkeit der Ausgabe, und auch, daß es gelingen werde, die Goethe-Gesellschaft für die Sache zu interessieren. Er bittet, in eine etwaige Kommission Prof. Dr. Erich Schmidt (Berlin) zu wählen. Während Dr. Mensing sich im wesentlichen Herrn Prof. Dr. Rich. M. Meyer anschloß, trat Herr Dr. Heinrich Meyer (Göttingen) für den Plan ein.

Es wurde eine Kommission gewählt, bestehend aus den Herren Prof. Dr. Michels (Jena), Prof. Dr. R. M. Meyer (Berlin), Prof. Dr. A. Leitzmann (Jena), Privatdozent Dr. F. Schultz (Bonn), welche der Sektion einen Vorschlag für eine Resolution zu machen beauftragt wurde.

Darauf erhielt das Wort Herr Prof. Dr. Krumm (Kiel) zu seinem Vortrage: **Friedrich Hebbel als Tragiker.**

Obgleich Friedrich Hebbel als einer der größten Dichter der nachgoethischen Periode allgemein anerkannt wird, ist das Ver-

ständnis und die gerechte Würdigung seiner Eigenart immer noch nicht allzuhäufig. Die auffallende Erscheinung, daß sich viele, auch empfängliche Naturen, gegen ihn verschließen, ist darauf zurückzuführen, daß er weit mehr als irgendein anderer deutscher Dichter Tragiker ist. Und zwar ist seine Tragik schonungslos ernst und vernichtet alle Illusionen, er ist unter den Tragikern der τραγικώτατος.

Seine Auffassung des Tragischen ist in keinem Punkte willkürlich, vielmehr von seiner Persönlichkeit untrennbar. Sie ist bereits im wesentlichen in seinem Tagebuche aus der Münchener und ersten Hamburger Periode und in seinen Briefen an Elise Lensing enthalten, ehe er sich zur dramatischen Produktion durchrang. Leben ist nach ihm der vergebliche Versuch des Teils, sich vom Ganzen loszureißen und für sich zu existieren. Von der Idee des Dualismus, der Spaltung in allen Dingen, geht Hebbels Spekulation aus. Der Kern seiner Weltanschauung ist ein pessimistischer und berührt sich mit dem Denken Schopenhauers, dessen philosophische Schriften er allerdings erst viel später (1857) las. Die letzten Konsequenzen Schopenhauers, die Negation des Willens zum Leben, lehnt er jedoch ab; er hält es nicht nur für Pflicht der Individuen, sondern für Notwendigkeit, den endlosen Kampf fortzusetzen. „Kraft gegen Kraft, die Ausgleichung ist in Gott.“ Hierauf baut sich sowohl seine Theorie der Tragödie wie seine tragische Kunst auf. Erstere wird dann an der Hand seiner Schrift „Mein Wort über das Drama“ und der polemischen Erwiderung an Prof. Heiberg in Kopenhagen erörtert. Ihr Hauptpunkt ist, daß das Leben als Vereinzelung, die nicht Maß zu halten weiß, die Schuld nicht nur zufällig erzeugt, sondern notwendig mit einschließt, sowie daß diese tragische Schuld nicht aus der Richtung des menschlichen Willens, sondern unmittelbar aus dem Willen selbst entspringt. Es wird dann nachgewiesen, daß eine Zeit, welche die schrankenlose Emanzipation des Individuums als höchstes Heil pries, solchen Anschauungen nicht gerecht werden konnte. Hebbel, der dem wechselnden Fluß der Einzelerscheinungen gegenüber das Gesetz betonte, ist nichts weniger als ein Revolutionär gewesen, für den man ihn früher bisweilen hielt.

Dann wird Hebbels Stellung zur Romantik, von der er ausging, kurz skizziert und im Anschluß daran ausgeführt, daß seine Tragödie innerlich derjenigen der Alten näher stehe als der Shakespeareschen. Im Anschluß an die Vorrede zur Maria Magdalena wird hervorgehoben, welche Stellung er für sich in der Gesamtentwickelung der Tragödie beanspruchte. Weder das Fatum der Alten, als eine von außen stoßende blinde Kraft, noch das

trotzige Pochen auf die Willensfreiheit des Menschen, wie wir es bei Shakespeare selbst noch im Untergange des tragischen Helden spüren, entspricht dem modernen Bewußtsein. Wir haben erkannt, daß die Freiheit des Menschen nur darauf hinausläuft, daß er seine Abhängigkeit von den allgemeinen Gesetzen nicht kennt. Das ist Hebbels Realismus in der Tragödie, durchaus nur ein Realismus der Idee, der mit dem, was man sonst Realismus nennt, nichts gemein hat. Wegen dieses Ideenkerns ist seine Tragödie im besten Sinne des Wortes moderner als irgendeine andere.

Um nachzuweisen, daß nicht, wie oft behauptet wird, zwischen seiner Theorie und Praxis, zwischen Erkenntnis und Kraft, ein Bruch bestehe, werden dann seine Tragödien nacheinander gemustert. In Judith, Genoveva, Maria Magdalena wird diese mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes auftretende Tragik aufgedeckt. Sie wirkt zunächst nur zermalmend; Nacht und Grauen, wohin wir schauen, kein Morgenrot der Verklärung über den Gräbern. Aus Hebbels Lebensverhältnissen in jener ersten Periode seines Schaffens wird dies erklärt. Ebenso ergibt sich aus ihnen mit Notwendigkeit, daß er darauf, anstatt aufzusteigen, zunächst abseits vom Wege geht. In dem Trauerspiel in Sizilien und der Julia ist er Tendenzdichter und Satiriker wie Ibsen. Von seiner Verheiratung mit Christine an, durch die er mit seiner Vergangenheit bricht (1846), geht die Bahn wieder aufwärts. Daß seine Tragik trotzdem in ihrem innersten Wesen dieselbe geblieben ist, wird an Herodes und Mariamne, Agnes Bernauer, Gyges und sein Ring, den Nibelungen und dem Demetrius gezeigt. Und doch entlassen diese Werke uns mit gereinigtem, sanftem Gefühle; das Grauen ist verklärt und löst sich in Wehmut und Hoffnung. Eine Versöhnung innerhalb des Ringes der Tragödie kennt Hebbel auch hier nicht, doch schließen sie mit Perspektiven in höhere Sphären. Eine Ausgleichung des auf Erden Unlösbaren wird in das religiöse Moment gelegt. Auch diese Läuterung seiner Tragödie entspricht genau der sich seit 1846 ununterbrochen vollziehenden Läuterung seiner Persönlichkeit. So steigt auch aus seiner herben tragischen Welt schließlich die Schönheit hervor, die Schönheit nach der Dissonanz.

Daß diese kurz skizzierte Tragödie Hebbels an Zukunftskeimen reicher ist als irgendeine andere, wird dann durch den Hinweis auf das, was nach ihr kam, namentlich durch eine Parallele zu Ibsen, klargestellt. Die Hebbelsche Tragödie ist umfassender und zugleich geschlossener als die des Norwegers, so verwandt sie ihr in manchem Betracht erscheint.

Zum Schluß werden die Schranken hervorgehoben, die dem Genius Hebbels auch zur Zeit seiner Reife gesetzt waren. Freilich ist er weder ein reflektierender noch gar ein grübelnder Dichter, aber er kann nicht los von sich, er objektiviert nicht in dem Maße wie etwa Shakespeare oder Goethe. Sein Versuch, aus dem Stil der Alten und dem Shakespeares ein Mittleres zu gewinnen, das beider Vorzüge vereinigen sollte, ist nicht in allen Punkten geglückt, namentlich weil er zu ausschließlich Dramatiker, zu wenig Theatraliker war. Auch der Lakonismus, hinter dem sich öfters bei ihm die glühende Leidenschaft birgt, hemmt die unmittelbare Wirkung seiner Dramen. Diese Mängel und Lücken seiner dichterischen Organisation entspringen derselben Wurzel wie seine gewaltige Kraft, seinem Niedersachsentum oder eigentlich Ditmarschentum. Mit einem Nachweis des engen Zusammenhanges, in dem Hebbel, obgleich kein Heimatsdichter, zu seiner Heimat steht, schloß der Vortrag.

Am Schlusse verlas Herr Prof. Dr. Meißner (Göttingen) im Namen der in der ersten Sitzung eingesetzten Kommission den Entwurf einer Eingabe an die Reichsregierung, betreffend die Fortführung des Grimmschen Wörterbuches:

Nachdem die germanistische Sektion der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle im Jahre 1903 beschlossen hatte, die Sache des Deutschen Wörterbuches zu der ihren zu machen und bis zur Vollendung des Werkes stets auf die Tagesordnung künftiger Versammlungen zu setzen, ist sie auch in diesem Jahre in Hamburg in eine Besprechung der Wörterbucharbeit eingetreten und erlaubt sich folgende Erwägungen und Bitten der hohen Reichsregierung vorzutragen — in der Überzeugung, daß es nicht bloß eine Ehrenpflicht der deutschen Wissenschaft ist, die Vollendung dieses Werkes sicher zu stellen, sondern daß es auch im Interesse der großen Aufgaben liegt, die der deutschen Lexikographie in naher Zukunft harren, wenn das Grimmsche Wörterbuch so rasch als nur irgend möglich abgeschlossen wird.

1. Die Sektion spricht ihren Dank dafür aus, daß entsprechend ihrer auf der Hallischen Versammlung beschlossenen Bitte der Bearbeiter des *G* so weit von seinen Amtsgeschäften entlastet ist, daß er einen großen Teil seiner Zeit dem Deutschen Wörterbuche widmen kann. Bei dem Umfange des *G* und seinen besonderen Schwierigkeiten bittet die Sektion, den Wünschen des Bearbeiters um Vermehrung der Hilfskräfte, soweit es irgend möglich ist, entgegen zu kommen. Die Sektion ist der Ansicht, daß die

Vollendung des *G* jetzt die wichtigste Aufgabe ist, die mit allen Mitteln in Angriff genommen werden muß.

2. Die Sektion würde es mit Freuden begrüßen, wenn die Verhandlungen mit dem Bearbeiter des *W* möglichst bald entsprechend den Wünschen des Bearbeiters zum Abschluß gelangten.

3. Die Sektion hält unter den jetzigen Umständen eine weitergehende Teilung der Arbeitsgebiete für unvermeidlich; freilich wird sie sich wohl nur erreichen lassen, wenn den wissenschaftlichen und durch langjährige selbständige Mitarbeit geschulten Hilfskräften gewisse Garantien für die Zukunft gegeben werden.

4. Sie unterstützt die Bitte des Bearbeiters von *V*, ihm für die folgenden Hefte eine Hilfskraft zur Verfügung zu stellen, die nicht an der Redaktion teilnehmen, sondern nur das Zettelmaterial, das für *V* durchaus ungenügend ist, soweit vorbereiten und ergänzen soll, daß ein ungehemmter Fortgang der Bearbeitung ermöglicht wird. Sie gestattet sich dabei darauf aufmerksam zu machen, daß schon der Vorgänger des jetzigen Bearbeiters seit Jahren immer wieder in seinen Berichten auf diese Notwendigkeit hingewiesen hat, die in der besonderen Verwahrlosung des Zettelmaterials für *V* begründet ist.

5. Die Sektion nimmt an, daß unter den günstigsten Umständen, bei der Bewilligung ausreichender Mittel, noch etwa 15—20 Jahre bis zur Vollendung des Deutschen Wörterbuches vergehen werden. Unter diesen Umständen drängt sich die Frage auf, ob nicht eine Zentralisation der Arbeit wünschenswert und ob sie noch möglich ist. — Die Tätigkeit der Bearbeiter wird jetzt hauptsächlich durch die Unzulänglichkeit des Materials gehemmt, das den elementarsten Anforderungen wissenschaftlicher Lexikographie auch nicht annähernd entspricht. Während jetzt jeder Mitarbeiter sich die notwendigsten Ergänzungen selbst verschaffen und dieser untergeordneten Aufgabe einen großen Teil seiner Arbeitskraft opfern muß, könnte eine etwa in Göttingen zu errichtende „Zentralstelle für Ergänzung des Zettelmaterials“ allen Mitarbeitern diesen Teil der Arbeit abnehmen und dadurch den Fortgang des Werkes ganz erheblich beschleunigen. Die Sektion ist freilich zurzeit nicht in der Lage, bestimmte Vorschläge für die Einrichtung einer solchen Zentralstelle zu machen, sie richtet aber an die hohe Reichsregierung die ehrfurchtsvolle Bitte, diesen Plan im Einverständnis mit den Mitarbeitern in wohlwollende Erwägung zu ziehen.

Der Wortlaut der Eingabe wurde einstimmig gutgeheißen und die Absendung beschlossen. Herr Prof. Dr. Strauch erklärte dazu, die Kommission sei sich einig geworden, daß der Deutschen

Kommission der Berliner Akademie der Wissenschaften privatim von einem Herrn der Kommission der germanistischen Sektion die Bitte ausgesprochen werde, für das Deutsche Wörterbuch im Sinne der Eingabe einzutreten. Prof. Dr. Siebs schlägt vor, Herrn Prof. Dr. Strauch damit zu beauftragen; sein privater Brief möge zum Ausdruck bringen, daß in ihm die während der Verhandlung hervorgetretene Meinung der ganzen Sektion enthalten sei.

Schluß 11 Uhr.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober 1905,

vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Geh. Rat Gering.

Zuerst sprach Herr Prof. Dr. Symons (Groningen) über: **Das niederdeutsche Lied von Ermenrichs Tod und die eddischen Hamþésmǫ́l.**[1])

Das im Jahre 1851 von K. Goedeke auf einem fliegenden Blatte des 16. Jahrhunderts ans Licht gezogene niederdeutsche Lied von König Ermenrichs Tod ist sowohl literarhistorisch wie sagengeschichtlich von hervorragendem Interesse. Obgleich bereits J. Grimm in einem der ersten Veröffentlichung beigegebenen Schreiben an den Entdecker verschiedene Einzelheiten klargestellt und Raßmann richtige Hinweise auf die nordische Sagengestalt gegeben hatte, hat das Lied in neuerer Zeit nicht die verdiente Beachtung gefunden. Nur Fr. Panzer hat in seiner Schrift „Deutsche Heldensage im Breisgau“ (Heidelberg 1904) wieder nachdrücklich auf die Bedeutung und eigentümliche Stellung des Gedichtes hingewiesen und eine ausführliche Behandlung des Gegenstandes in Aussicht gestellt. Ohne dieser Arbeit vorgreifen zu wollen, scheint es an der Zeit, auf einige bisher übersehene oder nicht ins richtige Licht gestellte Beziehungen des Liedes zu dem Eddaliede Hamþésmǫ́l hinzuweisen.

Der Vortragende gab zunächst eine Inhaltsangabe des Gedichtes, dessen sehr verderbter Text stellenweise der Heilung bedarf. Er ließ sodann einen raschen Überblick über die verschiedenen Gestaltungen der Sage von Ermenrichs Tod folgen, der mit Rücksicht auf die verfügbare Zeit gekürzt werden mußte und in diesem

1) Der Vortrag wird im vollen Umfange in der Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 38, Heft 2 veröffentlicht werden.

Auszug nicht wiederholt werden kann. Die gotische, von Jordanes überlieferte, Sage von dem Ende des Königs Ermanarich infolge einer von den Brüdern Sarus und Ammius, die die gewalttätige Ermordung ihrer Schwester rächen, ihm zugefügten Verwundung ist in Deutschland fast verschollen, hat dagegen im skandinavischen Norden eine reiche poetische Ausbildung erfahren. Die nordischen Quellen bieten im einzelnen vielfache Abweichungen, wobei namentlich einige Züge, die den Hamþésmǫl eigentümlich sind, einer genaueren Betrachtung unterzogen wurden. Alle diese Züge finden sich nämlich in dem niederdeutschen Liede wieder.

Das niederdeutsche Lied repräsentiert ein eigentümliches Gemisch von uralter Überlieferung und jüngster Sagenentwickelung. Die Tat des Sarus und Ammius ist auf Dietrich von Bern übertragen; das alte Motiv der Rachetat ist vergessen, lebt aber in einem rudimentären Zuge, der Errichtung eines Galgens an der Heerstraße, fort. Es ist der Galgen, an dem Randvér von seinem erzürnten Vater Jǫrmunrekr erhängt wurde. Dieser Galgen findet auch weiter in dem niederdeutschen Liede dieselbe poetische Verwendung wie in dem Eddaliede: die Helden kommen auf dem Wege zu Ermenrichs Burg an ihm vorüber, und der König droht, die zwölf Recken an den Galgen hängen zu lassen. Überhaupt ist die prachtvolle Szene der Hamþésmól, wie Jǫrmunrekr in trunkenem Übermut die Eindringlinge beim Gelage erwartet, im Ermenrichsliede in allen Einzelheiten, wenn auch stückweise, erhalten.

Es sind aber die Übereinstimmungen zwischen dem niederdeutschen Liede und seinem norwegischen Vorläufer damit nicht erschöpft. Der König Bloedelinck, der unter Dietrichs Gesellen die hervorragendste Rolle spielt, ist offenbar der nordische Erpr in später Auferstehung. Die „stolze Witwe", die als seine Mutter gilt, ist Kriemhild-Guðrún. Wahrscheinlich lebt aber Erpr im niederdeutschen Liede auch noch in einem anderen von Dietrichs Mannen fort, in „eyn Hoerninck" (16[3]), der allerdings später als der aus den deutschen Epen und der Þiðrekssaga bekannte Hornboge aufgefaßt worden ist, von Haus aus aber kein anderer als der Horning („Bastard") Erpr sein dürfte. Auch wie dieser zu dem Namen Bloedelinck gelangt ist, läßt sich wohl noch feststellen. Die übrigen Kämpfer Dietrichs bekunden jungen Anschluß an die Dietrichssage. Der tragische Ausgang hat einem befriedigenden Schlusse weichen müssen, allein ein scharfes Ohr vernimmt in der Klage Dietrichs um den verloren geglaubten Bloedelinck noch den leisen Nachklang des früheren tragischen Abschlusses der Dichtung.

Über den historischen Zusammenhang zwischen dem niederdeutschen Liede und den eddischen Hamþésmól kann ebensowenig Zweifel bestehen, wie im allgemeinen auch über die Art dieses Zusammenhanges. Das niederdeutsche Lied ist der letzte Ausläufer eines deutschen (sächsischen?) stabreimenden Heldenliedes, das nach dem skandinavischen Norden wanderte und unmittelbar oder mittelbar die Quelle der Hamþésmǫl geworden ist. Zum Schluß weist der Vortragende darauf hin, daß, wenn die von ihm versuchte Deutung der Einzelheiten im niederdeutschen Liede sich bewähren sollte, eine Revision der herrschenden Anschauungen über die Entwickelung der Ermanarichsage in dem bereits von Panzer (a. a. O. S. 45) angedeuteten Sinne nicht werde ausbleiben können, wobei auch die Frage nach der Zeit der Einwanderung der Sage in den Norden und nach der Gestalt, in welcher sie von den Skandinaviern übernommen wurde, aufs neue zur Sprache kommen müsse.

In der Debatte sprachen Herr Prof. Dr. Heusler und Herr Prof. Dr. Symons.

Darauf erhielt Herr Oberlehrer Dr. Rosenhagen das Wort, um im Namen der Hamburgischen Obmänner den beiden Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. Gering und Herrn Prof. Dr. Strauch für ihre Mühewaltung zu danken, besonders dem ersten, in dessen Händen die Vorbereitung des Programms für die Verhandlung der Sektion gelegen; es sei ganz im Sinne der Hamburgischen Obmänner gewesen, daß der Lage Hamburgs entsprechend die niederdeutsche und nordische Sprache und Literatur besonders berücksichtigt worden sind. Als Schulmann erlaubte sich derselbe zum Schluß, die Bitte an die Gelehrten zu richten, sich der Erforschung und Darstellung des deutschen Prosastils noch mehr als bisher anzunehmen.

Auf den Antrag von Prof. Dr. Strauch wurde dann beschlossen, dem Ortsausschuß für die 48. Versammlung deutscher Philologen den offiziellen Dank der Sektion für die kostbare, prachtvoll ausgestattete Festschrift schriftlich auszudrücken.

Darauf erstattete Herr Prof. Dr. Michels im Namen der in der letzten Sitzung ernannten Kommission Bericht. Es wurde folgende Resolution beschlossen:

> Die germanistische Sektion der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erklärt die Veranstaltung einer die bisherigen Ergebnisse der Forschungen zusammenfassenden und fortführenden Ausgabe von Goethes „Faust“ für ein wissenschaftliches Bedürfnis. Sie beauftragt Herrn Prof. Dr. Witkowski,

die vorbereitenden Schritte zu tun und auf der nächsten Philologenversammlung Bericht zu erstatten.

Auf den Vorschlag von Prof. Dr. Siebs beschloß die Sektion, mit Rücksicht auf den im Plenum hervorgetretenen Wunsch, die Schulmänner in größerer Anzahl zu den Vorträgen heranzuziehen, dem Plenum den folgenden Antrag vorzulegen:

> Die germanistische Sektion der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner stellt den Antrag, daß fortan bei den Versammlungen den Sitzungen der Sektionen weiterer Spielraum als bisher eingeräumt werde.

Zum Schluß hielt Herr Prof. Dr. W. Uhl (Königsberg) seinen Vortrag: **Winiliod.**[1])

In althochdeutschen Glossen des 8. bis 9. Jahrhunderts finden wir das stets nur im Plural auftretende Wort *winiliod* (dies die streng althochdeutsche Form; Varianten: *winiliot, -leod*) erklärt durch *plebeji psalmi, saeculares cantilenae* oder ähnliche Ausdrücke. (Die Glossen stammen größtenteils aus *Canones*-Hss.)

Diese Übertragungen weisen zur Genüge darauf hin, daß der Sinn dieses zusammengesetzten Wortes *winiliod*: „weltlicher", d. h. „Volks-Gesang" gewesen sein muß (im Gegensatz zum geistlichen, d. h. Kirchen-Gesange).

Jacob Grimm, Karl Müllenhoff und Karl Weinhold haben das Wort auch ganz richtig so erklärt. (Berliner Schule, norddeutsch!)

Wilhelm Wackernagel aber hatte in seiner Literaturgeschichte das Wort als „Mädchenlieder" erklärt (erotischen Inhaltes). Ihm folgte Rudolf Kögel, der die Übersetzung: „Liebeslied" vorschlug (in Pauls Grundriß d. g. Ph.; ihm folgte dann Wilh. Bruckner). (Baseler Schule, süddeutsch!)

Zum mindesten sagt Kögel, es könne sich nur um Liebeslieder gehandelt haben. Diese romantische Idee fand in Dilettantenkreisen und populären Literaturgeschichten Anklang.

Die Hauptstelle, auf die sich Kögel stützt, ist ein Kapitel (§) in dem Kapitular Karls des Großen vom 23. März 789, woselbst es heißt: „Die Äbtissin soll ohne Karls Befehl das Kloster nicht verlassen. Sie darf auch den Nonnen nicht erlauben, das Kloster zu verlassen. Die Klöster sollen gut verwahrt, d. h. befestigt sein. Verboten ist: *winileodos scribere vel mittere*". — Hier ist nun der Anlaß gegeben, das unbewiesene „Liebeslied" gar zum Liebesbrief" werden zu lassen: „die Nonnen sollen keine Liebesbriefe

---

1) Die vollständige Abhandlung erscheint als Band V der Sammlung „Teutonia", Leipzig 1906.

(in Liedform) schreiben oder schicken". („Butzenscheibenlyrik!") Nun spielt allerdings der Liebesbrief eine ziemlich große Rolle in der Geschichte unserer Literatur (Minnesinger!), aber die vorliegende Kapitularstelle hat mit Briefen gar nichts zu tun. Weder vom Liebesbrief, noch vom Liebeslied ist an jener Stelle die Rede. Dies müssen wir vor allen Dingen festhalten.

Kögel sagt a. a. O., die Bleichsucht der Nonnen würde mit den *winiliod* an jener Stelle des Kapitulars (also vom Gesetzgeber) in Verbindung gebracht; folglich könne „*winiliod*" nur bedeuten: „Liebeslieder". Was sind das für Vorstellungen!

Diese falsche Interpretation der „Bleichsuchtsstelle" gehört zu den Irrtümern, die sich als „eiserner Bestand" in unserer Literaturgeschichte auf Kind und Kindeskind vererben.

Es hat sich bisher niemand der Mühe unterzogen, weder das kulturhistorische „Milieu" jener Kapitularstelle nachzuprüfen, noch auch überhaupt nur das ganze Kapitular im Zusammenhange zu lesen! Karl Gareis belehrte den Vortragenden mündlich.

Aus dem Zusammenhang herausgerissen kann jene Stelle nicht verstanden werden. —

I. Das Kapitular, vom 23. März 789 zu Aachen datiert (bei Pertz wohl immer noch besser ediert als bei Boretius), zeigt uns den alternden Karl, elf Jahre vor der Kaiserkrönung, schon etwas um sein Seelenheil besorgt und diplomatisch vorsichtig mit der Geistlichkeit Fühlung suchend. Unter den Kongregationen bevorzugt er den Orden der Benediktiner, und hier offenbart sich sein Talent für die soziale Gesetzgebung. Die wirtschaftlich Schwachen zu stärken, ist hier sein oberster Grundsatz. Zusammenschluß (*κοινοβίωσις*), im Gegensatz zum Anachoretentum (*reclusi*, *-ae*), wird das Prinzip dieser Epoche. Alle oder viele Bestimmungen des betreffenden Kapitulars sind auf dies Prinzip zurückzuführen. Das Kapitular (das in den meisten der 19 Hss. auf die schwülstige, an die Geistlichkeit gerichtete *admonitio generalis* folgt, mit der man es früher zusammenschweißte) zerfällt in zwei Teile, ein *capitulare monasticum* und ein *capitulare generale*. Jenes enthält kurze Anweisungen, oft nur in der Form von Überschriften, betreffend die Durchführung der Benediktinerregel. Dieses ist gleichzeitig ein *capitulare missaticum*, d. h. eine brouillonartige Instruktion für die Königsboten, die *missi*; es ist fragmentarisch angelegt wie eine „Enquête", wie ein Fragebogen: „über den Punkt . . . und den Punkt . . . etc. . . ." („sollen sie berichten"; dies ist zu ergänzen). Es fehlt häufig das *verbum finitum*, das Kapitular ist eben kein ausgeführtes Gesetz. (Nach Gerhard Seeliger.) So erklären sich

die kurzen Sätze mit *et de . . . et de . . .* (ohne Verbum)! Lauter heterogene Punkte werden hier aneinandergereiht. Daher gehört auch der Schlußsatz unserer Stelle: *et de pallore earum, propter sanguinis minuationem*, keineswegs zu dem voraufgehenden Verbote der *winiliod*. Die Aderlaßbestimmungen dienen der leiblichen Wohlfahrt, desgleichen die Bestimmungen über Klausur und die Befestigung der Klöster. (Sicherheit des Lebens und Klostereigentums.) Moralische Kautelen wollte man hiermit nicht erteilen. Volkslieder waren der Kirche auch ohne erotischen Inhalt ein Greuel. Denn diese Lieder hielten, mit ihren Gebräuchen und Tänzen, stets die Verbindung mit der heidnischen Außenwelt aufrecht. Das *scribere* bezieht sich auf das schriftliche Überliefern, etwa Anlegen von Sammlungen, und das *mittere* (= *committere*, im Karolingerlatein) bedeutet: „aufführen", man denke z. B. an das Kinderspiel: „Ringel-, Reihe-, Rosenkranz" u. a. m.

II. Es kommt hinzu, daß *wini* kaum jemals „Geliebter" bedeutet hat; ebensowenig wie *winja* „Geliebte" geheißen hat. Die Verbindung mit lat. *Venus*, altind. *vanás* (Lust, Reiz) ist sehr unsicher. *Wini* heißt *sodalis*, wie aus den Eigennamen hervorzugehen scheint (*Winihart, Hartwin* usw.). Das Wort ist zu erklären aus den Zuständen der germanischen Vassallität („Gefolgsmann"). *Winiliod* ist „Gesellschafts-", oder besser: „Genossenschaftslied"; namentlich das gemeinsame Arbeitslied ist darunter zu verstehen (Stampfen der Hirse, Rammerlieder). Der *wini* erwirbt für den Herrn, oft in harter Arbeit. Die indogerm. lautmalende Wurzel *win* ist noch nicht genügend erklärt (welche Tätigkeit?). Got. *winnan* zeigt noch den Begriff der mühsamen Arbeit, der in „gewinnen" (beim Preisbewerb) noch gefühlt wird. Der Bergmann „gewinnt" das Erz. Glücksspiel und Wette lassen diesen Begriff schwinden („in der Lotterie gewinnen").

Vermutlich steckt in der ersten Hälfte von *winiliod* gar kein Substantiv, sondern ein Verbalstamm, wie in *rüge-liet, twinge-liet* usw. Das Winnelied ist urlebendig und ewig jung. Fast alle Stände haben ihre Sammlungen (Liederbücher). Beispiele für die ältere Zeit des Winneliedes bei Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus.

Schluß 12 Uhr.

In das Goldene Buch der Sektion haben sich eingetragen 100 Mitglieder.

Historisch-epigraphische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober,
nachmittags $1^1/_2$ Uhr.

Die Sektion konstituiert sich unter dem Vorsitz des Prof. Dr. Volquardsen (Kiel). Auf seinen Vorschlag werden zum ersten Vorsitzenden Direktor Prof. Dr. Ohly (Bergedorf) und zum zweiten Vorsitzenden Oberlehrer Dr. E. Ziebarth (Hamburg) gewählt; ferner zu Schriftführern Dr. Börner (Hamburg) und Dr. Rüther (Hamburg).

Direktor Ohly übernimmt den Vorsitz und erteilt zuerst Prof. Dr. Soltau (Zabern) das Wort zu seinem Vortrage: **Römische Geschichtsforschung und Bibelkritik.**

In der Einleitung hob Soltau hervor, wie es erwünscht, ja notwendig sei, daß die verschiedenen Disziplinen in engerer Fühlung miteinander blieben und so die bei allzu großer Spezialisierung unvermeidlichen Mängel vermieden.

Sodann behandelte er die nahen Beziehungen beider Forschungsgebiete in vierfacher Hinsicht.

Zuerst wies er auf die vielen Forscher hin, welche seit Schwegler sich beiden Forschungsgebieten zugewandt hätten. Selbst Mommsen, welcher für die Entwickelung des Christentums weniger Sinn gehabt habe, habe doch überaus wertvolle Beiträge für die Erkenntnis jener Epoche geliefert.

Sodann hob S. die Verwandtschaft der kritischen Probleme in beiden Disziplinen hervor. Die Quellenuntersuchungen bei den antiken Historikern führten zu einer Anwendung gleicher Grundsätze beim Neuen Testament, zur Lösung des synoptischen Problems, und zur Erklärung der Entstehung der Apostelgeschichte. Mit philologisch-kritischer Methode konnte das Problem Kolosser-Epheserbrief gelöst werden. Der Vergleich der Wunderberichte bei Markus mit denen über die gleichzeitig aufgezeichneten prodigia in Rom sprach zugunsten der Glaubwürdigkeit beider, ließ aber zugleich die natürliche Erklärung der biblischen Wunder als ratsam und richtig erscheinen.

Drittens wies S. auf die Gemeinsamkeit der Funde, der Inschriften, der Papyrusfunde und auf die daraus zu folgernden Resultate für die neutestamentliche Wissenschaft hin. Die spätere Entstehung der Geburtsgeschichte Jesu bei Lukas 2, 10 f. ergab sich nach der Entdeckung der kleinasiatischen Inschriften von Halikarnaß, Priene u. a., welche Augustus als den höchsten Gott priesen, von dem ab Friede auf Erden herrsche und seit dem bei den Menschen ein Wohlgefallen datiere. Der zweite Petrusbrief konnte so von Deißmann als Nachbildung einer Inschrift von Stratonicea (aus Tiberius' Zeit) nachgewiesen werden. Weiter ging S. auf die in Oxyrynchos gefundenen *Λόγια Ιησοῦ*, auf die Petrusapokalypse u. a. über.

Viertens ging der Vortragende auf die Fälle ein, in denen die Schriften des Neuen Testaments und die Zustände des altchristlichen Zeitalters aus unmittelbaren Beziehungen zu römischen staatlichen und rechtlichen Verhältnissen erklärt werden könnten. So konnte aus den Zuständen zu Domitians Zeit (z. B. Sueton Domit. 7) Apokal. 6, 5 f. erklärt werden. Des Paulus Anschauungen erhalten vielfach erst rechtes Verständnis, wenn man daneben die des Seneca hält. Die heidnische Humanitätslehre der Stoiker und Epikuräer, die humanen Anschauungen der späteren römischen Juristen haben mehr zur Linderung der Sklaverei beigetragen, als die Bemühungen der Christen.

Vor allem aber ist die ganze Institution der römischen Bischofskirche, welche dem Neuen Testament fremd ist, nur aus den staatlichen Zuständen des römischen Reiches zu erklären. Die Sukzessions- und Traditionslehre, welche die Grundsäulen der im 2. Jahrhundert entstehenden Bischofskirche sind, sind Theorien des römischen Staatsrechts.

Endlich zeigte Soltau, daß der monarchische Episkopat, der zuerst in Kleinasien um das Jahr 100 auftritt, sein Vorbild in dem vom Kaiser eingesetzten curator reipublicae habe.

In der sich anschließenden Debatte bemerkt Prof. Bormann (Wien) auf eine Anfrage des Vortragenden, daß die Erklärung der monarchischen Verfassung der Kirche durch die im ganzen römischen Reiche verbreiteten ähnlichen Einrichtungen einleuchte.

Prof. Wilms (Hamburg) vertritt den Standpunkt der orthodoxen Theologie und warnt vor der kritischen Auflösung der neutestamentlichen Quellenschriften. Es bleibe schließlich kein Fundament für unseren Glauben übrig.

Prof. Soltau erwidert auf diesen Angriff, er sei sehr vorsichtig in seinen Ausführungen gewesen und sei auch sonst sehr

zurückhaltend bei der Beurteilung der Echtheit der neutestamentlichen Bücher. So lasse er den Kolosser- und Epheserbrief, die sonst als verdächtig gelten, noch als echt durchgehen; er habe nur einige nebensächliche Interpolationen nachgewiesen.

Pastor Hanne (Hamburg) vertritt den Standpunkt freier wissenschaftlicher Forschung auch auf dem Gebiete der biblischen Quellen und begrüßt die Mitarbeit der Philologen freudig. Er meint, nicht befürchten zu müssen, daß der wirkliche Inhalt des Christenglaubens von der Kritik berührt werde und beweist das an der Bergpredigt. Er findet es nicht mehr befremdend, wenn uns das Heidentum nicht als die Zeit der Finsternis erscheint, sondern freut sich, wenn die Einflüsse der Zeit auf die Bildung der christlichen Lehre klargelegt würden. Zum Schluß erinnert er an das biblische Wort: Die Wahrheit wird uns frei machen.

Prof. Wilms: Der Vorredner vertrete die liberale Theologie; er warne vor dem Beispiel Bremens, wo zwei Geistliche die historische Person Jesu überhaupt bestritten. Es sei größere Vorsicht bei der Kritik vonnöten, damit man nicht auf unsicheren Hypothesen weiter baue.

Pastor Reuß (Hamburg) weist diesen wie auch andere Vorstöße gegen die kritische Theologie zurück. Schon seit 30 bis 40 Jahren habe diese die Grundsätze wissenschaftlicher Kritik an den Universitäten vertreten. Das Christentum sei in einer fortwährenden Weiterbildung begriffen gewesen, es habe schon existiert, bevor ein Buchstabe des Neuen Testaments vorhanden war. Man solle die wissenschaftliche Theologie nicht zwingen, in die philosophische Fakultät überzutreten, wie Wellhausen. Er freue sich andererseits, wenn Philologen an der Forschung der Theologie teilnähmen.

Prof. Ed. Meyer (Berlin) leitet die Debatte von der religiös-dogmatischen Bahn wieder zurück und stellt prinzipiell als Aufgabe des Historikers fest, alles, was menschliches Leben umfasse, zu erforschen. Er dürfe auch vor dem Alten und Neuen Testament und vor dem Koran nicht Halt machen. Jede wissenschaftliche Erkenntnis auf diesem Gebiete bleibe Hypothese, ein Versuch, eine Erscheinung zu begreifen. Besonders schwierig sei es, die Einzelerscheinungen zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen. Ein Geheimnis bleibe das Individuelle, nur intuitiv könnten große historische Persönlichkeiten erfaßt werden. Auf einen Vorwurf von Prof. Wilms zurückkommend erklärt er, die Wissenschaft kenne keine Majorität.

Schluß 3 Uhr.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905,

vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Dr. Ziebarth.

Da der an erster Stelle stehende Vortrag von Prof. Scala (Innsbruck) wegen Behinderung des Vortragenden ausfallen muß, erteilt der Vorsitzende Prof. Dr. Volquardsen (Kiel) das Wort über: **Die Differenzen der Berichte des Thukydides und Aristoteles über den Verfassungsumsturz des Jahres 411 in Athen.**

Der Vortragende betonte zunächst die Bedeutung der Frage namentlich für die Beurteilung der Arbeitsweise und der Glaubwürdigkeit des Thukydides und des Aristoteles, bezeichnete kurz den jetzigen Stand der Diskussion und führte dann etwa folgendes aus:

Von den schroff einander gegenüberstehenden Ansichten neuerer Forscher muß die namentlich durch Eduard Meyer vertretene, nach welcher der Bericht des Thukydides den Vorzug vor dem des Aristoteles verdient, als im wesentlichen das Richtige treffend anerkannt werden. Für dieselbe spricht zunächst die lebhafte Teilnahme, welche Thukydides für die Bewegung des Jahres 411 an den Tag legt. Die Annahme, daß er sich trotz dieses Interesses für die Sache mit einem „ungenauen und verwirrten" Bericht begnügt habe, aus dem er sich nicht habe herausfinden können, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Dazu kommt, daß die Darstellung der Ereignisse des Peloponnesischen Krieges bei Thukydides meistens und so auch im achten Buch einen ausgesprochen athenisch urkundlichen archivalischen Charakter trägt und damit auch die Vermutung berechtigt ist, daß der Historiker auch für die hier in Frage stehenden, in die Kriegsbegebenheiten so tief eingreifenden inneren Kämpfe Athens sich archivalische Kunde verschaffte. Endlich spricht für sich selbst das in großen, festen Zügen gegebene, in sich zusammenhängende, innerlich wahrscheinliche Bild der Ereignisse, das wir durch Thukydides erhalten.

Aber die Anerkennung des Wertes der thukydideischen Darstellung darf keine unbedingte sein. Man muß in Betracht ziehen, daß in dieser Darstellung trotz des engen Zusammenhanges der Hauptpartien Lücken sein können, wie sich solche bei Thukydides auch sonst manchmal finden, weil er eben über die Auswahl der aufzunehmenden Tatsachen eine andere Auffassung hatte als wir.

Thukydides muß daher, wo man solche Lücken annehmen darf, aus Aristoteles ergänzt werden. Und bei diesem Kombinieren der zwei Zeugenaussagen hat man zwei Fehlerquellen zu vermeiden. Einerseits muß man bei aller Anerkennung des höheren Wertes der thukydideischen Darstellung sich davor hüten, die Überlieferung des Aristoteles zu unterschätzen, muß jedesmal, wenn man seine Darstellung verwirft, sich fragen, ob ihm nach der ganzen Art seines Forschens auch ein solcher Fehler zuzutrauen ist, ob sich ein Entstehungsgrund des Fehlers denken läßt. Und anderseits muß man sich vorsehen, daß nicht bei dem Einfügen aristotelischer Überlieferung in die thukydideische Erzählung diese in ihrem wesentlichen Gehalt beeinträchtigt werde. Beide Fehler hat sich die neuere Forschung wohl zuschulden kommen lassen, insbesondere hat mit Recht Ulrich Köhler noch in seiner Studie aus dem Jahre 1900 (Sitzungsber. der Berl. Ak. a. d. J. 1900 S. 810) moniert, daß bei der Behandlung eines Hauptpunktes der Frage von thukydidesfreundlicher Seite der thukydideische Bericht nicht nur wiedergegeben und ergänzt, sondern auch in nicht unwesentlichen Punkten abgeändert worden sei.

Es muß also nach diesen Direktiven die schon mehrfach unternommene Vergleichung der beiden Berichte nochmals angestellt werden. Zwei kleinere Differenzen treten dabei gleich zu Anfang der Untersuchung hervor, beide für die Erkenntnis der geschichtlichen Vorgänge selbst von geringerer Wichtigkeit, aber von prinzipieller Bedeutung. Zunächst weichen die beiden Zeugen betreffs der Mitgliederzahl des ersten Kollegiums von *ξυγγραφῆς* voneinander ab. Thukydides gibt an, es seien zehn gewesen, nach Aristoteles, der hier von Androtion und Philochoros gestützt wird, waren es dreißig, unter denen sich die schon früher eingesetzten zehn *πρόβουλοι* befanden. Eine Textänderung zur Ausgleichung des Widerspruchs ist versucht worden, aber berechtigtem Widerspruch begegnet, die zehn *ξυγγραφῆς* des Thukydides mit den zehn *πρόβουλοι* zu identifizieren kann nur glücken, indem man den Worten des Thukydides Gewalt antut. Das einfachste dürfte die Annahme sein — vgl. die nahe verwandte Behandlung der Frage durch Costanzi in der Riv. di filol. 29. p. 88f. 107 —, daß zehn *ξυγγραφῆς* gewählt wurden nebst zehn *πάρεδροι* und mit der Verpflichtung, die zehn *πρόβουλοι* hinzuzuziehen. Den Sinn dieser Bestimmungen kann man auch vielleicht erraten. Wie der oligarchische Gedanke immer stärker in der Volksstimmung zum Ausdruck kam, so auch wohl in den aufeinander folgenden gewählten Ausschüssen, die zehn *ξυγγραφῆς* werden eine prononciertere

Stellung eingenommen haben, als die zehn πρόβουλοι. Durch Heranziehung von zehn πάρεδροι sicherten sie sich auf alle Fälle die Majorität gegenüber dem gemäßigteren Kollegium. Ist diese Erklärung richtig, so konnte Aristoteles mit demselben Recht von dreißig, wie Thukydides von zehn ξυγγραφῆς sprechen.

Wenn sodann als Antragsteller für mehrere in der Kolonosversammlung nach Abschaffung der γραφὴ παρανόμων vorgebrachte Anträge von Aristoteles ebenso bestimmt das Kollegium der ξυγγραφῆς, wie von Thukydides der Peisandros genannt wird, so überwiegt wohl schon jetzt die Ansicht, daß es sich um einen Widerspruch nur in Worten handelt. Nur darf man nicht den Peisandros seine Anträge im Namen der ξυγγραφῆς einbringen lassen, damit würde man wieder einseitig Thukydides ins Unrecht setzen. Vielmehr nur die intellektuelle Urheberschaft dürfte den ξυγγραφῆς zukommen, das gab Veranlassung, die Anträge als von ihnen eingebracht zu bezeichnen. Gegen eine derartige vielleicht in einer Atthis fixierte Angabe wandte sich korrigierend — vielleicht gerade hier auf Grund urkundlicher Bezeugung — Thukydides, während Aristoteles die andere Angabe für richtig ansah. Materiell war sie das ja vermutlich auch, das formelle Recht aber dürfte auf seiten des Thukydides sein, der so bestimmt die Korrektheit seiner Nachricht behauptet.

Aber der Kernpunkt der ganzen Differenz zwischen Thukydides und Aristoteles liegt doch in dem Widerstreit ihrer Berichte über die Einsetzung des Rats der Vierhundert. Nach Thukydides erfolgte diese wesentlich durch wiederholte Kooptation. Durch Kooptation verstärkte das von der Ekklesie gewählte Kollegium der fünf πρόεδροι sich auf hundert, die hundert wurden auf demselben Wege zu vierhundert, diese bemächtigten sich alsbald des Rathauses und des Stadtregiments. — Aristoteles dagegen ignoriert die Kooptation völlig, obgleich sie ihm durch Thukydides bekannt sein mußte, bei ihm wird durch hundert vermutlich schon im Kolonos gewählte καταλογῆς die engere Gemeinde der Fünftausend konstituiert, durch diese ein Gesetzgebungsausschuß von hundert Mitgliedern eingesetzt, dieser entwirft eine provisorische Verfassung — neben einer definitiven, deren Einführung der Zukunft vorbehalten bleibt —, die provisorische Verfassung wird vom πλῆθος — gewiß dem Plenum der Fünftausend — genehmigt, damit denn auch die Bestimmung über die Wahl der Vierhundert aus den Phylen; daß diese Wahl wirklich erfolgte, wird nicht ausdrücklich berichtet, es scheint vorausgesetzt zu werden. Erst nach allen diesen Vorgängen wird der alte Rat beseitigt, der neue eingesetzt.

Weit klafft der Gegensatz der beiden Berichte, nicht die Schwierigkeit, sondern die Unmöglichkeit eines Ausgleichs zwischen ihnen liegt klar zutage. Von Einzelheiten abgesehen setzt die eine Darstellung offenbar eine über mehrere Tage sich erstreckende Handlung voraus, die andere ein Ereignis, das sich an einem Tage abspielt, und, was noch mehr besagen will, der Hergang ist in den beiden Darstellungen ein ganz verschiedener, denn bei Thukydides wird der Rat der Vierhundert gleich in der Kolonosversammlung eingesetzt und bemächtigt sich alsbald kraft der ihm gegebenen Vollmacht durch einen Handstreich des Rathauses, bei Aristoteles dagegen beginnt, nachdem die grundlegenden (Kolonos-) Beschlüssse gefaßt sind, ein umständliches, schließlich in der Annahme der neuen Verfassung mit ihrer Phylenwahl der Vierhundert gipfelndes Verfahren, das in die rasch vorwärtsschreitende Handlung bei Thukydides ohne die äußerste Gewalttätigkeit nicht eingefügt werden kann. Trotzdem hat man es versucht, eine Brücke von der einen Darstellung zur anderen hinüberzuschlagen, man will die hundert *καταλογῆς*, denen die Auswahl der Fünftausend übertragen ist, mit den hundert Mitgliedern des oligarchischen Rats, die in der ersten Kooptation von den fünf *πρόεδροι* gewählt werden, identifizieren, aber der Versuch kann nicht glücken, da die beiden Kollegien sich zu deutlich voneinander unterscheiden und zwar

nach ihrem Ursprunge (Kooptation gegenüber Wahl aus den Phylen),

nach ihrem Zweck (Bildung des Rats der Vierhundert gegenüber der Konstituierung der Fünftausend)

und obendrein noch nach dem Lebensalter ihrer Mitglieder (dreißig Jahr gegenüber vierzig Jahren).

Nun hat man allerdings behauptet, aus der Rede für Polystratos ergebe sich die Notwendigkeit jener Identifizierung, aber, wie bereits Ulrich Köhler geltend gemacht hat, nicht mit Recht. Denn mag man die von Wilamowitz mit gewichtiger Begründung vertretene Abtrennung des ersten Abschnitts der Rede annehmen oder nicht, in dem einen wie dem anderen Falle wird uns in der Rede (oder den Reden) nur bezeugt einerseits, daß Polystratos Mitglied des Rates der Vierhundert, anderseits, daß er *καταλογεύς* der Fünftausend war, nicht aber, daß die *καταλογῆς* notwendig zugleich Ratsmitglieder waren und daß die von den *πρόεδροι* kooptierten Hundertmänner bei Thukydides mit den hundert *καταλογῆς* bei Aristoteles identisch waren. Daran ändert auch die Stelle der Rede § 14 nichts, wo der Eintritt in das *βουλευτήριον* mit der Übernahme des *καταλογεύς*-Amtes in enge Beziehung gesetzt wird,

sie erklärt sich einfach dadurch, daß auch die *καταλογῆς* im *βουλευτήριον* ihres Amtes walteten. Aber man darf weiter gehen, man darf behaupten, daß die Rede gegen jene Identifizierung zeugt. Denn der Redner des ersten Abschnitts sucht § 3ff. den indirekten Beweis zu führen, daß oligarchische Gesinnung des Polystratos trotz seiner Zugehörigkeit zum Rate der Vierhundert nicht anzunehmen sei, weil keine Motive für solche Parteistellung zu finden seien. Diese ganze Erörterung über Motive wird gegenstandslos, wenn die freie Selbstbestimmung, die § 14 für die Übernahme des *καταλογεύς*-Amtes bestritten wird, damit auch für den im ersten Abschnitt behandelten Eintritt in den Rat der Vierhundert ausgeschlossen wäre. Daß dieser Eintritt in den oligarchischen Rat ein erzwungener gewesen sei, mußte jener Redner hervorheben, wenn er es konnte; da er es nicht tut, hat man anzunehmen, daß er es nicht konnte, daß also Polystratos sich zwar gegen die Übernahme des *καταλογεύς*-Amtes gesperrt hat, in den Rat der Vierhundert aber ohne Widerrede eingetreten ist, und die beiden Kollegien erscheinen dabei als völlig voneinander geschieden, wenn auch ohne Zweifel manche Persönlichkeiten beiden zugleich angehörten.

Der Versuch einer Ausgleichung zwischen dem thukydideischen und dem aristotelischen Bericht über die Einsetzung der Vierhundert ist als gescheitert zu betrachten. Ist es denn nötig, über den einen der beiden Berichte ein Verdammungsurteil zu fällen? Ehe man sich dazu entschließt, muß doch vorher jeder andere Ausweg versucht werden, und es gibt einen, der wohl bisher zu wenig betreten worden ist, den nämlich, die beiden Berichte auf verschiedene Vorgänge zu beziehen. Das hat Beloch getan, aber seine Ansicht, die aristotelischen Urkunden Kap. 30 und 31 der *πολιτεία* bezögen sich auf die nach dem Sturz der Vierhundert durch Theramenes eingeführte Verfassung, greift doch wohl zu weit. Auf den richtigen Weg dürfte Eduard Meyer hingewiesen haben durch die Bemerkung, es möchten die Vierhundert vielleicht und zwar vor dem 22. Thargelion von den Phylen durch einen Scheinakt bestätigt worden sein und sich dann an dem genannten Tage formell konstituiert haben, nur weicht er von dem so betretenen Wege wieder ab, indem er Aristoteles' Angaben über die Bestätigung der vom Gesetzgebungsausschuß der Fünftausend ausgearbeiteten Verfassung (Aristot. *πολιτεία* 32, 1) auf die Beschlüsse der Kolonosversammlung bezieht. Durch die Annahme eines solchen *ὕστερον πρότερον* wird aber dem Aristoteles ein Fehler zugeschrieben, den man ihm wohl nicht zutrauen darf und wohl auch nicht

zuzutrauen braucht, da sowohl die eben erwähnte Bestätigung, als die übrigen von Aristoteles nach den Kolonosbeschlüssen berichteten mit der Einführung der neuen Verfassung abschließenden Vorgänge aufs beste in den Zeitabschnitt hineinpassen, auf welchen Eduard Meyer für die Scheinwahl der Vierhundert bereits vermutungsweise hingewiesen hat, nämlich die Zeit zwischen dem 14. Thargelion (Datum der Verdrängung des alten Rats) und dem 22. desselben Monats (Datum der formellen Konstituierung des neuen Rats). Mit dieser Anordnung der Ereignisse schwinden die Schwierigkeiten, die sich bisher dem Versuch entgegenstellten, aus thukydideischen und aristotelischen Angaben ein einheitliches innerlich wahrscheinliches Geschichtsbild zu gewinnen. Der in sich geschlossene lebensvolle Bericht des Thukydides von dem Sturz des alten Rates bleibt in voller Geltung und die von Aristoteles Kap. 30 zu Anfang und Kap. 31 berichteten Maßregeln schließen sich als Quasilegalisierung des im Grunde revolutionären Handstreichs in zeitlicher Folge daran an. Nur ein Zeugnis scheint diese Harmonie zu stören, die Äußerung des Thukydides 8, 92, die Vierhundert hätten nicht gewollt, daß die Fünftausend existierten, aber auch nicht an den Tag kommen lassen wollen, daß sie nicht existierten. Man hat gemeint, durch diese Stelle werde die Annahme einer Konstituierung und irgendwelcher Betätigung der Fünftausend, wie Aristoteles sie berichtet, völlig ausgeschlossen. Schwerlich mit Recht. Es ist zu bedenken, daß die hier in Betracht kommenden urkundlich erscheinenden Nachrichten des Aristoteles eben als urkundliche Nachrichten vollgültiges Zeugnis nur für den Moment ablegen, dem sie entstammen. Damals — nach der oben ausgesprochenen Annahme zwischen dem 14. und 22. Thargelion — mußte den Vierhundert viel an der Legitimierung ihrer mit List und Gewalt gewonnenen magistratischen Stellung liegen. Diese Legitimierung konnten sie nur von den „Fünftausend“ erlangen, welche an die Stelle der Ekklesie traten. Es hat daher die höchste Wahrscheinlichkeit für sich, daß man so schnell als möglich eine möglichst große Zahl von Anhängern der Oligarchie, vermutlich aber bei weitem keine fünftausend als Mitglieder dieser engeren Bürgerschaft einzeichnen, dann möglichst schnell durch sie den Gesetzgebungsausschuß wählen und darauf das Werk dieser ξυγγραφῆς, die provisorische Verfassung durch die „Fünftausend“ bestätigen ließ. So hatte eine vorläufige Konstituierung und eine temporäre Betätigung der Fünftausend allerdings stattgefunden. Aber nun folgte das etwa viermonatliche Regiment der Vierhundert. Die „Fünftausend“ wurden diese vier Monate hindurch nicht berufen, aber die καταλογῆς blieben am

Werke. Finden wir sie gegen das Ende der Oligarchenherrschaft — hierher setzt gewiß mit Recht Costanzi die achttägige Tätigkeit des Polystratos (vgl. Riv. di filol. 29. p. 94ff.) — damit beschäftigt, neue Namen in ihre Liste aufzunehmen, andere zu streichen, so hat es gewiß große Wahrscheinlichkeit für sich, daß ebenso, wenn auch vielleicht in langsamerem Tempo und geringerem Umfang, die vier Monate hindurch gearbeitet worden ist. Infolgedessen war notwendigerweise die Konstituierung vom Thargelion antiquiert. Da nun auch die vorgenommenen Änderungen der Liste als Staatsgeheimnis behandelt wurden, so trat trotz jener ersten Konstituierung der Zustand ein, den Thukydides als Nichtexistenz der Fünftausend bezeichnet, d. h. die Namen standen ohne Zweifel in den Listen, aber sie waren nicht publiziert, es fehlte das *καταστῆσαι* (Thukyd. 8, 92), das die Machthaber behutsam vermieden, das Einsetzen, Einführen in die Funktionen der Körperschaft; sowohl die Bevölkerung im allgemeinen, wie in vielen Fällen vermutlich die Aufgenommenen selbst, blieben in Ungewißheit über die Zugehörigkeit zu der als „Fünftausend" wohl nur uneigentlich bezeichneten Quasigemeinde.

Die thukydideischen und aristotelischen Nachrichten über die inneren Kämpfe Athens im Jahre 411 haben sich so zu einem möglichen und wohl einigermaßen wahrscheinlichen Bilde zusammengefügt. Und dies hat geschehen können, ohne daß die Autorität des Historikers wie des Philosophen zu sehr erschüttert wurde. Man kann es tadeln, daß Thukydides (8, 92) den leicht mißzuverstehenden Ausdruck *οὔτ' εἶναι* gebrauchte, und doch kann man dem Historiker nicht verwehren, den Zustand der Ohnmacht, in dem sich die Gemeinde der Fünftausend befand, durch ein vielleicht nicht ganz genaues, aber ausdrucksvolles Wort zu bezeichnen. Und wie die Vierhundert die oberste Gewalt erlangten, hat er dargestellt, die Bemäntelung dieser Revolution durch nachträgliche Scheinwahl, Scheinlegitimierung hat er als irrelevant beiseite gelassen. Die großen, bedeutenden Linien seiner Darstellung hat er nicht durch Beiwerk brechen, die einfache, eindrucksvolle Handlung seiner historischen Bühne nicht durch Einführung von Nebenhandlungen und Nebenpersonen stören und unruhig machen wollen. Umgekehrt hat Aristoteles dem Kausalnexus der großen historischen Begebenheiten nicht gerade eindringende Beachtung geschenkt, aber die Phänomene des athenischen Verfassungslebens hat er so genau registriert, wie es ihm die aktenmäßige Überlieferung erlaubte, mochten sie auch historisch von sekundärer Bedeutung, von vorübergehender Wirkung oder, wie die „Idealverfassung" des Kap. 30, nie zur Gültigkeit gelangt sein. Dabei hat

er dann die Einsetzung der Vierhundert in der Kolonosversammlung ausgelassen, vielleicht weil sie ihm als verfassungsrechtliche Erscheinung nicht bedeutend genug erschien, vielleicht fehlte sie aber auch in seinen Vorlagen, war als vorübergehende Maßregel nicht gebucht, wenigstens nicht auf Stein geschrieben und wurde daher als nicht aktenmäßig beglaubigt übergangen. Das Fehlen einer ausdrücklichen Angabe über die erfolgte (Schein-)Wahl der Vierhundert erklärt sich vielleicht auch aus dem letztgenannten Grunde. Ungenaue Berichterstattung eines Vorgängers, vermutlich eines Atthidenverfassers, ist wohl der Grund der ungenauen Angabe über die Einbringung von Anträgen in der Kolonosversammlung. Einen Fehler hat Aristoteles endlich begangen, indem er die Vorgänge, welche zwischen den 14. und den 22. Thargelion fielen, vor den erstgenannten Tag setzt, aber auch dieser Irrtum erklärt sich in einfacher Weise durch die Annahme, daß die betreffenden Akten undatiert waren.

Jeder unserer beiden Zeugen für die hier behandelte Episode athenischer Geschichte darf verlangen, daß man sich bestrebe, seine Aussage unter Berücksichtigung seiner Ziele und seiner Arbeitsweise in ihrer Eigenart zu würdigen. Dieser Gesichtspunkt ist für den hier unternommenen Versuch einer Ausgleichung der zwischen den beiderseitigen Aussagen zutage getretenen scheinbaren und wirklichen Widersprüche maßgebend gewesen, und, mögen die hier versuchten Feststellungen sich im einzelnen bewähren oder nicht, der Anerkennung dieser prinzipiellen Forderung wird sich gewiß keine spätere Untersuchung der Frage entziehen können.

In der Debatte gibt Prof. Ed. Meyer seiner Freude Ausdruck, daß der Vortragende sich in der Darstellung des Hauptherganges auf Thukydides stütze. Der gebe den eigentlichen Kern. Der vom Vortragenden dargestellte Ausgleich scheine ihm recht wohl möglich, er behalte sich allerdings Nachprüfung vor.

Prof. Lehmann-Haupt (Berlin): Ein Zweifel, den er bisher betreffs der Fertigstellung des 8. Buches des Thukydides gehegt habe, sei durch den Vortrag erschüttert.

Hierauf erhält Prof. Dr. U. Wilcken (Halle) das Wort zu einer Mitteilung: **Ein Sosylos-Fragment auf einem Würzburger Papyrus.**[1])

Durch diesen merkwürdigen Fund tritt ein bisher fast unbekannter Mann Sosylos, der Freund und Lagergenosse des Hannibal, in die Reihe der Geschichtschreiber ein, die in griechischer Sprache

1) Genaueres: derselbe, Hermes XLI S. 103 ff.

römische Geschichte erzählen. Was auf dem Papyrusblatt erhalten ist, gibt eine für die Seetaktik des Altertums hochwichtige Schilderung einer großen Seeschlacht zwischen Römern und Karthagern im Anfang des großen Hannibalkrieges. Die Publikation des Fundes steht bevor, Prof. Wilcken aber benutzte diese Gelegenheit, wo in Hamburg in Anwesenheit von Papyrusforschern wie L. Mitteis in Leipzig und L. Wenger in Graz über einen neuen Papyrusfund verhandelt wurde, zu einem warmen Appell an die Hamburger hochherzigen Freunde der Wissenschaft. Er gab dem Wunsche beredten Ausdruck, daß auch in Hamburg eine Sammlung von Papyrusurkunden begründet werden möge entsprechend der reichen Sammlung der Papyrusliteratur, wie sie die Stadtbibliothek bereits aufweist. Prof. Wilcken gab mit diesen Worten einem Wunsche Ausdruck, den auch die Hamburger Fachgelehrten schon oft empfunden haben. Auch Geh. Rat Mitteis aus Leipzig befürwortete warm die gegebene Anregung. Des weiteren schloß sich die zahlreich versammelte Sektion auf Antrag des Herrn Prof. C. F. Lehmann-Haupt, eines geborenen Hamburgers, dem angeregten Wunsche an. Möge denn recht bald auch in Hamburg das Interesse an der Sammlung der hochbedeutenden Urkunden aus dem Altertum, wie sie Ägyptens schier unerschöpflicher Boden jedes Jahr neu spendet, rege werden und sich dann auch die Mittel finden zur Verwirklichung des Wunsches, eine Papyrussammlung in Hamburg zu gründen.

Geh. Rat Mitteis (Leipzig) spricht dem Redner seinen Glückwunsch zu dem Funde aus und schließt daran den Antrag, das Präsidium der Sektion möge an das Präsidium des Philologentages die Anfrage richten, was aus der Petition des Philologentages von 1903 an das Unterrichtsministerium in Wien geworden sei, in der der Wunsch, die Erzherzog Rainer-Papyrussammlung der Forschung zugänglich zu machen, ausgesprochen sei. Wenn keine Antwort erfolgt sei, so solle das moniert werden. Eine solche Petition dürfe nicht mit Stillschweigen übergangen werden, wie das in der Presse geschehen sei.

Prof. Bormann befürwortet den Antrag und bringt Genaueres über die frühere Benutzung dieser Papyrussammlung. (Siehe Bericht über die vierte allgemeine Sitzung S. 34.) Prof. Lehmann-Haupt will den Wunsch des Prof. Wilcken zu einem Antrag gestaltet wissen, der in der nächsten Sitzung vorzulegen sei.

Prof. Wilcken spricht dagegen; es wird aber konstatiert, daß es der einstimmige Wunsch der ganzen Sektion ist, daß eine Papyrussammlung in Hamburg angelegt werde.

Zuletzt macht Dr. Ziebarth noch auf zwei epigraphische Handschriften aufmerksam, die auf der Stadtbibliothek ausgestellt seien.

Um 11 Uhr beginnt der Vortrag des Prof. Dr. K. Jacob (Tübingen) über: **Gustav Freytags „Ahnen" im Spiegel deutscher Geschichte.**

Der Vortragende wies zunächst darauf hin, daß man noch immer um eine Antwort verlegen sei auf die so häufig von Laien aufgeworfene Frage nach einer populär geschriebenen, aber doch die Ergebnisse und den Stand der Forschung berücksichtigenden deutschen Geschichte. Gewiß wolle er die Vorzüge von Werken eines Kämmel, Lindner u. a. nicht herabsetzen, auch hier nicht kurzerhand über Lamprechts Art der Geschichtschreibung aburteilen, doch fehle noch das in jeder Beziehung geeignete Werk. Als Ersatz könne man G. Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" mit gutem Gewissen empfehlen, und es erhebe sich die Frage, ob man auch den historischen Roman, die „Ahnen", als Ergänzung hinzuziehen könne. Sie sei zu bejahen, denn überall bilde in diesem Roman das Staatliche den beherrschenden Mittelpunkt. Freytag habe nicht kulturgeschichtlichen Kleinkram geben wollen, das gehe schon daraus hervor, daß die kriegerischen Eindrücke, 1870 auf Frankreichs Gefilden gewonnen, ihn zuerst nach eigenem Geständnis zu diesem Werke inspiriert hätten. Über den literarischen Wert des Romanzyklus, über die gegen ihn erhobenen Einwände sich auszulassen, sei hier nicht der Ort, vielmehr drehe sich alles darum, was man aus den „Ahnen" für die Betrachtung der deutschen Geschichte lernen könne. Dabei seien vor allem drei Gesichtspunkte zu betonen: erstens stelle Freytag nicht ohne bestimmte Absicht an die Spitze jedes Einzelromans eine bestimmte Jahreszahl, um die Zeitlage und den historischen Hintergrund genau zu begrenzen; dabei habe Freytag in klar durchdachter Anordnung jedesmal die kritischen Wendepunkte der deutschen Geschichte ausgewählt, so jedoch, daß stets auch der Ausblick auf die Höhepunkte oder mindestens auf die Ansätze und Keime einer besseren Zeit sich ergebe. Dies wurde an den einzelnen Abschnitten des Werkes in lichtvoller überzeugender Weise dargelegt. Komme dieser offenbar mit bewußter Absicht durchgeführte Standpunkt dem Aufbau des Werkes sehr zustatten, so liege hingegen ein Mangel darin, daß der Schauplatz der Erzählung sich nicht genügend dem Gange der deutschen Geschichte anpasse, der Wandel des Schwerpunktes nicht entsprechend zur Geltung komme. Endlich sei es bezeichnend, daß stets ein bestimmter Stand im Vordergrunde stehe als Träger der Entwickelung, was wiederum

an den Hauptpersonen der einzelnen Romane in ungemein fesselnder Weise aufgezeigt wurde. Hierbei ergäben sich in den „Ahnen“ wahre Perlen der Darstellungskunst, zumal auch in dem sonst oft angegriffenen 6. Bande, die oft aufs ergreifendste zeigten, wie in den breiten Schichten des Volkes die Stimmung gewesen sei, welche Kräfte dort sich regten und tätig waren. So bildeten die „Ahnen“ eine außerordentlich wertvolle Ergänzung zu jedem größeren Werke über deutsche Geschichte. Der reiche Beifall, der dem Vortragenden zuteil ward, bewies, wie anregend seine lichtvollen, von dem Hauche warmer Begeisterung durchwehten Ausführungen auf die Hörer gewirkt, eine Empfindung, der auch der Vorsitzende im Namen deutsche Geschichte unterrichtender Lehrer warmen Ausdruck gab.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober,

vormittags 9 Uhr.

Gemeinsame Sitzung der philologischen, archäologischen und der historisch-epigraphischen Sektion.

(Bericht siehe S. 53 ff.)

Vierte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober,

vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Dr. Ziebarth, später Direktor Dr. Ohly.

Das Wort erhält Prof. Dr. C. F. Lehmann-Haupt zu seinem Vortrage: **Zur auswärtigen Politik der ersten Ptolemäer und Seleukiden.**

Die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Seleukidenreiche und Ägypten werden in erster Linie durch den Streit um Coelesyrien, oder, richtiger gesprochen, um die phönikische Südküste und ihr Hinterland bestimmt und gekennzeichnet. Der erste dem Besitz dieses Landes geltende Waffengang ist vom Vortragenden zeitlich bestimmt und damit nach Ursache, Folgen und Begleiterscheinungen in den Gang der Gesamtentwickelung eingereiht worden (*Der erste syrische Krieg und die Weltlage um 275 bis 272 v. Chr. Beiträge zur alten Geschichte* III S. 496 bis 547).

Ein weiteres für die auswärtige Politik der beiden Mächte in frühhellenistischer Zeit maßgebendes charakteristisches Moment, das zwar nicht verkannt, aber doch häufig nebensächlich behandelt wird, ist das allseitige Streben der Teilherrscher nach dem

heimatlichen makedonischen Throne, eine Tendenz, von der sich zwar Ptolemaios I. in der ihn kennzeichnenden Mäßigung anscheinend ferngehalten hat — selbst bei dem Verlöbnis mit Alexanders des Großen Schwester Kleopatra wird dieser Gedanke schwerlich wirksam gewesen sein —, nicht aber die auf ihn folgende Generation.

Problemen, bei denen dieser Gesichtspunkt eine maßgebende Rolle spielt, galt der Vortrag.

1. Die Untat, die Seleukos' tragisches Ende herbeiführte, hat bisher keine befriedigende Erklärung gefunden, weil man die durch die Schlacht bei Kurupedion und ihre unmittelbaren Folgen geschaffene Rechtslage verkannte. Die herrschende Meinung nimmt an, daß Seleukos, als er, sieben Monate nach jener Schlacht, in Europa landete, das makedonische Königtum habe erwerben wollen und von seinem ehemaligen Schützling und nunmehrigen Konkurrenten Ptolemaios Keraunos aus diesem Grunde ermordet worden sei. Aber wäre Seleukos lediglich, wie Ptolemaios Keraunos, ein Bewerber um Makedoniens Thron gewesen, so konnte die Entscheidung im offenen Kampfe gesucht werden, und Keraunos, dessen Hände bis dahin noch rein von Blut waren, wäre wenigstens nicht in der — eine solche Tat allein erklärenden — Zwangslage gewesen, den mehrjährigen Gastfreund und Beschützer, dessen Leben sich ohnehin zum Ende neigte, meuchlings hinzustrecken. Die Aussichten eines Krieges wären für Keraunos von vornherein und an sich nicht schlechter gewesen als für seinen Gegner. Gewiß, Seleukos war Beherrscher eines mächtigen Reiches und umstrahlt von dem Nimbus des frischen Erfolges von Kurupedion. Aber irgendwelchen Rechtsanspruch auf den makedonischen Thron besaß er von Haus aus nicht. Keraunos hingegen konnte, indem er die ἐπιτροπεία über die Kinder seiner Schwester aus der Ehe mit Agathokles übernahm oder zu übernehmen vorgab, gegenüber dem siegreichen Eroberer als Verfechter der legitimen Erbfolge auftreten. Agathokles war, als er auf Arsinoës Betreiben von seinem Vater Lysimachos aus dem Wege geräumt wurde, ein gereifter Mann, im Kriege als Feldherr, im Frieden als Stütze seines Vaters erprobt, und jedermann mußte in ihm den zukünftigen Beherrscher Thrakiens erblicken. Kein Zweifel, daß seine Beseitigung, wie sie unbedingt die gerechte Empörung der billig Denkenden erregte, so auch seiner Gemahlin und seinen Kindern als den legitimen Erben der Dynastie einen starken Anhalt sicherte. Schließlich ist ja denn auch Keraunos offenbar auf diesem Wege zur Herrschaft gelangt. Daß gerade die Einwohner von Lysimacheia, auf die er

sich zunächst stützte, die gegebenen Vertreter der dynastischen Rechte des Lysimachos waren, bedarf keiner Ausführung.

Aber Seleukos war kein bloßer Prätendent: sondern in aller Form Rechtens erwählter König der Makedonen. Er war, wie die spärlichen klassischen Nachrichten erkennen lassen und ein babylonischer Text bestätigt, unmittelbar nach der Schlacht von Kurupedion, in welcher Lysimachos, der König von Thrakien und Makedonien, gefallen war, von dessen Heere, dem makedonischen Volk in Waffen, dem die Königswahl staatsrechtlich zustand, zum Könige der Makedonen ausgerufen worden. Als solcher wollte er von Makedonien Besitz nehmen, dort seine Residenz aufschlagen und sein Leben beschließen. Dadurch erscheint die Sachlage in einem völlig veränderten Lichte.

Zweifellos hatte Keraunos darauf gerechnet, daß Seleukos, falls er gegen Lysimachos erfolgreich wäre, den ältesten Sohn des Agathokles und der Lysandra zum Könige von Makedonien und Thrakien bestimmen würde. Damit wäre dem Keraunos, da Verwandte in der Männerlinie fehlten, die Vormundschaft zugefallen, und, wie so mancher andere ἐπίτροπος, hätte er dann früher oder später selbst das Diadem anlegen können. Sicher war ihm daher Seleukos' Erhebung durch das Heer im höchsten Grade unwillkommen. Es blieb ihm jedoch nichts übrig, als sich zunächst damit abzufinden, ohne sein Ziel aus dem Auge zu verlieren. Seleukos war König und Beherrscher von ganz Vorderasien bis gegen den Indos hin, von Makedonien und Thrakien. Auf asiatischem Boden, wo der Schwerpunkt seiner Herrschaft war, verblieb auch Seleukos und mußte er aller Voraussicht nach sich dauernd aufhalten, mochte er nun in Syrien oder in Kleinasien residieren.

Damit mußte Ptolemaios Keraunos rechnen. Seine Aufgabe war, in der Heimat mit den Vertretern der rechtmäßigen Erbfolge aus Lysimachos' erster Ehe in aller Stille Verbindungen anzuknüpfen und eine möglichst nachdrückliche Propaganda nominell für den Sohn des Agathokles und der Lysandra ins Werk zu setzen. Der innerhalb weniger Jahre zu erwartende Tod des greisen Seleukos war dann der gegebene Moment, um offen hervorzutreten. Lange, ehe Antiochos aus dem oberen Asien herbeigekommen war, konnte und mußte der „Sohn des Agathokles" in Makedonien eingeführt und die Anerkennung des rechtmäßigen Nachfolgers des Lysimachos resp. seines ἐπίτροπος durch dessen ehemaliges Heer erfolgt sein.

Nun aber faßt Seleukos den Entschluß, nach Makedonien hinüberzugehen, sein Thronrecht tatsächlich auszuüben. Und nicht nur

das, Makedonien soll (Memnon 12) gleichsam Seleukos' Altenteil bilden, Antiochos dagegen ganz Asien erhalten. Das bedingte eine Verlegung von Antiochos' Residenz nach Westen, nach Nordsyrien, wenn nicht nach Sardes, und damit wären Ptolemaios Keraunos' Pläne in ihrem Kernpunkt vereitelt gewesen.

In dieser Zwangslage faßt er den verzweifelten und verruchten, aber begreiflichen Entschluß, die Situation zu retten, mit eigener Hand gewaltsam herbeizuführen, was er von der naturgemäßen Entwickelung der Dinge in absehbarer Zeit erwartet hatte, den Tod des Seleukos, ehe er Makedonien betrat und während Antiochos fern in den oberen Satrapien weilte. Dadurch, daß Ptolemaios Keraunos die Landung an der europäischen Küste abwartete, war zweierlei gewonnen. Er befand sich in unmittelbarer Nähe seiner Anhänger, während die königlichen Truppen, plötzlich des Führers und alles neuerdings gewohnten örtlichen und persönlichen Rückhalts beraubt, ihm in der denkbar ungünstigsten Lage so gut wie willenlos gegenüberstanden.

Und alles ging, so wie es seit Monden geplant war, nur daß, da einmal die veränderten Umstände ein gewaltsames Vorgehen gezeitigt hatten, nunmehr der Übergang vom ἐπίτροπος zum Könige, das Beiseiteschieben von Lysandras Söhnen, schneller und sofort erfolgte.

Alles Weitere ergab sich für Ptolemaios Keraunos von selbst. Er mußte suchen, die Ansprüche der Söhne des Lysimachos aus der Ehe mit der Arsinoë für sich zu verwerten oder unwirksam zu machen. Sein Vorgehen ist bekannt und in seiner ruchlosen und zielbewußten Konsequenz von vornherein verständlich; die Ermordung des Seleukos ist es erst durch die Erkenntnis geworden, daß zwischen Lysimachos und Ptolemaios Keraunos Seleukos als vollberechtigter König der Makedonen einzufügen ist.

2. Die dem chremonideischen Kriege vorausgehende und ihn bedingende Periode enthält zwei bisher ungelöste Probleme. Der Freiheitskampf der von Ptolemaios II. Philadelphos unterstützten Hellenen gegen Antigonos Gonatas hatte bekanntlich, wie das uns erhaltene Psephisma des Chremonides zeigt, eine Verknüpfung von Bündnissen zur Voraussetzung.

Die Lakedaimonier unter Areus waren, seit wann wird nicht gesagt, Verbündete des Ptolemaios, sie haben als solche oder schon vorher eine weitere Symmachie gebildet; als Haupt dieser letzteren schließen sie mit den Athenern, die ihrerseits inzwischen mit Ptolemaios von Ägypten in ein Bündnis getreten sind und die Hellenen zum Kampfe aufgerufen haben, einen Bund, durch den

die Kette geschlossen wird. Der Ratifikation dieses letzteren Bündnisses galt das Psephisma des Chremonides, das im Archontat des Peithidemos während der zweiten Prytanie, im Hochsommer 268, nicht, wie Beloch wollte, 266 erging.

Die Erwähnung der Arsinoë in diesem Zusammenhange kann eine ungezwungene Erklärung nur unter der Voraussetzung einer möglichst unmittelbaren und direkten Beteiligung an der Gestaltung der schließlich zum chremonideischen Kriege führenden Verhältnisse gewinnen. Hier liegt das erste Problem.

Auf das zweite hat ganz neuerdings Ferguson hingewiesen. Er hat die attische Politik und ihre Wandlungen zu Ende des 4. und in den ersten Jahrzehnten des 3. Jahrhunderts v. Chr. einer sehr gründlichen und vielfach klärenden Betrachtung unterzogen (*Athenian Politics in the early third century, Beiträge zur alten Geschichte*, V, Heft 2, S. 155 bis 179), deren Hauptergebnissen sich Eduard Meyer in seinem „*Nachwort*" (ebenda, S. 180 bis 183) angeschlossen hat. Insbesondere weist Ferguson nach, daß für die in die Tyrannis des Lachares ausmündende Periode 301 bis 296 nicht etwa, wie bisher verschiedentlich angenommen wurde, eine demokratische Strömung und Verfassung in Athen anzunehmen ist, sondern — wie es Ferguson, dem Brauche der Inschriften entsprechend, ausdrückt — eine Oligarchie am Ruder gewesen ist, während Ed. Meyer, ihm im übrigen beistimmend, betont, daß dieses Schlagwort die Sache nicht richtig treffe, daß es sich vielmehr um eine „gemäßigte Demokratie" handle. „Oligarchie" und Hinneigung zu Makedonien, Demokratie und antimakedonische Tendenzen bedingen einander in dieser Periode.

Von 276/75 an sehen wir in Athen nach Fergusons Nachweisen wiederum Oligarchen und Makedonierfreunde an der Spitze. Aber wie lange? Hier kommen wir an einen Punkt, der Ferguson dunkel geblieben ist. Im Jahre 271/70 hat unter dem Archontat des Pytharatos Laches das bekannte Psephisma für seinen Vater Demochares beantragt, in welchem dessen Verdienste um Athen, besonders aber sein unwandelbares und unerschütterliches Festhalten an der Demokratie, seine Scheu vor jedwedem Kompromiß mit der Oligarchie, auch nach der Rückkehr aus der Verbannung, gepriesen werden.

Ferguson hält es mit einigem Recht für höchst unwahrscheinlich, daß zur Zeit, als dieses Dekret erging, in Athen eine oligarchische philo-makedonische Partei am Ruder war. Aber auch zur Annahme einer antimakedonischen Strömung kann er sich schwer verstehen.

„Athen soll im Jahre 273 eine Gesandtschaft an Pyrrhos geschickt haben. Daß die Stadt mit Antigonos gebrochen hätte und ihm bis nach dem Abschluß des chremonideischen Krieges feindlich geblieben sein sollte, scheint kaum wahrscheinlich. Aber selbst, daß Athen auch nur bis 271/70, dem Jahre, in dem das Democharesdekret erging, in offenkundiger Gegnerschaft verharrt haben sollte, kann, angesichts der Vollständigkeit von Antigonos' Erfolg 272 schwerlich zugegeben werden. Wie das Democharesdekret zu erklären ist, weiß ich nicht. Die Periode ist völlig dunkel." So Ferguson. Es liegen also starke Anzeichen für eine demokratische Strömung in Athen für und um das Jahr 271/70 vor; aber die Annahme einer gleichzeitigen, sonst regelmäßig damit verknüpften antimakedonischen Politik erscheint mehr als bedenklich. Damit ist das zweite Problem gekennzeichnet. —

Beide Schwierigkeiten finden ihre gemeinsame Lösung durch die vom Vortragenden früher ermittelte zeitweilige Vereinigung der natürlichen Gegner Antigonos einer- mit Ptolemaios II. Philadelphos und Areus andererseits (*Beiträge zur alten Geschichte,* III, S. 537 ff.) zur Zeit, da der erste syrische Krieg ausgefochten wurde und gleichzeitig Pyrrhos erst den Antigonos Gonatas angriff, um alsdann in den Peloponnes einzufallen (274/73 v. Chr.).

Diese Vereinigung war das Werk der Arsinoë Philadelphos, der eigentlichen Leiterin der ägyptischen Politik. Athen konnte nicht beiseite stehen: es muß, ev. nach ergebnislosen Verhandlungen mit Pyrrhos, zu Ägypten und seinen Verbündeten in nähere Beziehungen getreten sein, ein Verhältnis, aus dem sich jederzeit ein formelles ägyptisch-athenisches Bündnis (s. oben S. 136 f.) entwickeln konnte und im Sinne der Arsinoë mußte.

Infolge des Gleichgewichtes, das zeitweilig unter den einander sonst auf der Balkanhalbinsel bekämpfenden Mächten hergestellt war, konnte für die politischen Parteien in Athen die Stellung zu Makedonien in den Hintergrund treten: so daß nicht, wie sonst, „oligarchisch" mit der energischen Betätigung einer Hinneigung zu Makedonien, „demokratisch" mit „antimakedonisch" identisch ist. So konnte das stark demokratische Dekret für Demochares ergehen, ohne daß darin eine Feindseligkeit gegen Makedonien gefunden zu werden brauchte.

Aber unter dem Deckmantel dieser Konstellation konnten die ägyptisch-griechischen Vorbereitungen zum Kriege gegen Antigonos getroffen werden. Für Arsinoë handelte es sich darum, Ptolemaios, ihren Sohn von Lysimachos, auf den makedonischen Thron zu

bringen. Im Archontenjahr 271/70, als das Dekret für Demochares erging, waren die Vorbereitungen in vollem Gange, und der Abschluß des formellen ägyptisch-athenischen Bündnisses stand unmittelbar bevor. Aber gegen Ende dieses Archontenjahres oder ganz zu Beginn des folgenden (Juli 270) ist Arsinoë nach der Stele von Mendes gestorben. Dadurch wurde die Entwickelung verzögert, so daß erst im Jahre 268, wahrscheinlich speziell auf Betreiben ihres Sohnes ‚*Πτολεμαῖος ὁ Λυσιμάχου*‘, der chremonideische Krieg ausbrach. —

Der Vortrag erscheint im fünften Bande (1905) der *Beiträge zur alten Geschichte:* der erste Teil als Nr. 2 der *Hellenistischen Forschungen (Seleukos, König der Makedonen)* im zweiten Heft S. 244 bis 254, der zweite Teil als deren Nr. 3 *(Zur attischen Politik vor dem chremonideischen Kriege)* im dritten Heft S. 375 bis 391.

Eine Diskussion findet nicht statt. Hierauf spricht Prof. Dr. H. Hitzigrath (Hamburg) über: **Hamburger Handel im 18. Jahrhundert.**[1])

Das Leben des Handels regelt sich nach eigenen Gesetzen, es bewegt sich schneller und sprunghafter als die politische Geschichte, in ihm wechseln Zeiten des Niederganges und der Blüte wie Ebbe und Flut. In Hamburg folgte auf die stillen, geschäftsflauen Jahre eine Bereicherung des Verkehrs von 1740 bis 1763, die nächste Periode erzwungener Tatenlosigkeit währte bis etwa 1785, ihr schloß sich die Glanzzeit im letzten Dezennium an. Plötzlich unterbrach eine Krisis die Spekulationen der Kaufleute, sie forderte gleich den Schlachten zahlreiche Opfer, zerstörte Werte und stürzte sowohl Schuldige als auch Unschuldige. Hamburg hat drei solcher Krisen durchgemacht, 1753 fallierten vor allem englische Firmen, 1763 erlagen 94 Geschäfte und 1799 gar 145; je mannigfacher und verschlungener die mit Amsterdam und London eingegangenen Verbindungen waren, desto größer gestalteten sich die Verluste.

Der Handel Hamburgs war größtenteils Handel zweiter Hand, er konnte sich nicht auf eigene Kolonien stützen, sondern mußte die Waren von Fremden beziehen, welche ihm die Preise setzten. Bereits in der ersten Hälfte des Jahrhunderts versuchte man in Hamburg die Kolonialwaren auf direktem Wege zu erhalten und die Spesen im Zwischenhandel zu ersparen. So erhofften die Kaufleute dies Ziel mittels der dänisch-ostindischen Kompanie

1) Vollständig abgedruckt „Hamburger Nachrichten“ 22. Oktober.

zu erreichen, die 1728 mit dem Hauptsitz in Altona geplant war, jedoch die beiden Seestaaten England und Holland widersetzten sich nachdrücklich der Absicht, die Elbhäfen zum Stapel für Kolonialprodukte zu erheben, und die dänische Gesellschaft wählte Kopenhagen zum Zentrum ihrer Unternehmungen. Ebenso verhinderte der Konkurrenzneid der beiden Staaten den Versuch Hamburgs, die Erbin der vom Kaiser Karl VI. 1731 aufgehobenen Ostendekompanie zu werden und deren Ostindiafahrer aufzunehmen, da der Kaiser und Prinz Eugen sich von den Seemächten abhängig gemacht hatten. Insonderheit erregten sich die englische wie holländische Ostindiakompanie über diesen Schiffsverkehr, der ihren Geschäften schadete, sie drängten deshalb ihre Regierungen, das betrügerische Verfahren zu verhindern und „das Nest der Interlopers“ zu zerstören; mit diesem Namen bezeichnete man nämlich diejenigen Schiffer und Kaufleute, welche das Monopol der Kompanien durchbrachen und demnach ihre Ladungen in Hamburg leichter absetzten als in den Nationalhäfen. Als der Senat 1732/33 auf Veranlassung einflußreicher Häuser, vor allem des aus Augsburg stammenden Millionärs Max Friedrich Stenglin die Löschung der Ladung des Schiffes Marie Armand im Werte von 40000 Pfund Sterling gestattet hatte, verstanden der englische und holländische Gesandte den Vertreter des Kaisers, Baron Kurtzrock, ganz für ihre Politik zu gewinnen und den weiteren Verkehr ehemaliger belgischer Kompanieschiffe zu unterdrücken. Dagegen ging der Senat nicht auf die Zumutungen Englands und Hollands ein, Kolonialwaren nur in dem Fall im Hafen zuzulassen, wenn ihr Ursprung durch Zertifikate der beiderseitigen Ostindiakompanien beglaubigt sei. — Seit dem ersten Viertel des Jahrhunderts sandte die in Hamburg befindliche Company of Merchant Adventurers Schiffe nach Charleston, dem Markt für Reis in Carolina, bei der Hinfahrt verdiente sie am Transport der Auswanderer und der Soldaten, die für englische Dienste in Deutschland gepreßt waren. Auch von den französischen Firmen zogen die Hamburger Kaufleute Nutzen, da diese mindestens seit 1745 den direkten Verkehr nach Haiti betrieben. Trotzdem blieb der Handel Hamburgs in der Hauptsache ein indirekter, der Kaufmann bezog seine Kolonialwaren aus England, Holland, Frankreich, Spanien und Portugal; selbst in der glänzendsten Zeit von 1790 bis 1798 beherrschte London den hiesigen Markt, bis es seit 1791 in Reis und 1795 in Kaffee von den amerikanischen Zufuhren aus dieser Machtstellung verdrängt wurde. Erst damals gestaltete sich der Handel der Stadt auf direktem Wege.

Frankreich und England waren natürliche Rivalen im Handelsverkehr mit der Stadt, die Franzosen beneideten die englische Kompanie um ihre großen Privilegien, die ihr im Kontrakt 1611 von der Stadt zugesichert waren. Schon im Jahre 1716 bei dem für Handel und Reederei günstigen Kommerztraktat verlangte die französische Regierung völlige Gleichstellung oder „Parifizierung“ und deshalb die Errichtung einer privilegierten Faktorei, ein Verlangen, das von 1730 bis 1767 eine Hauptrolle in den Verhandlungen spielt. Der Senat wandte viel diplomatisches Geschick an, lehnte die französische Faktorei im Interesse des Eigenhandels seiner Bürger ab und nahm Rücksicht auf die wachsame Eifersucht der englischen Regierung, die ihm die Drohung aussprach „er möge sich nicht in ein negotium einlassen, worüber England ombrage zu schöpfen Ursache habe, denn wenn man es dabei vor den Kopf stoße, so könnte der Ausgang sehr unangenehm sein“. Frankreich änderte seine Politik und forderte die Aufhebung der englischen Faktorei (1740/44), und in der Tat war der Senat nicht abgeneigt, da die Schiffahrt unendlich unter den Kapereien und dem umständlichen, teuren und willkürlichen Prisengerichtsverfahren Englands zu leiden hatte. Trotz aller Machenschaften der englischen Regierung schloß Hamburg 1769 von neuem einen Handelsvertrag mit Frankreich ab, der diesem den Vorrang in den Kolonialprodukten verschaffte. Frankreich setzte $^5/_{12}$ der gesamten Kaffeeernte seiner Kolonien und $^1/_5$ des Zuckers (25 000 Fässer im Werte von 30 Mill. Franken) ab. Die Stimmung der Kaufleute richtete sich gegen die Seetyrannei der Engländer, vor allem gegen ihre Kaperschiffe und ihre Begünstigung vor Gericht, da ja Hamburgs Schiffahrt ganz und gar von Englands gutem Willen abhängig war. Welcher Ingrimm in der Stadt und auf der Börse herrschte, beweist die Beschwerde des englischen Gesandten Stanhope beim Senat (Juni 1758), „daß an jetzo nicht nur unter dem Pöbel, sondern auch unter hübschen Leuten, ja selbst an der Börse so schimpflich von den Engländern geredet und öffentlich von ihnen als Seeräubern gesprochen werde; da die Nation nichts dafür könne, was von einzelnen Kapern, unter welche sich auch die von andern Nationen mischen, verübet wird an Exzessen, so sei es überdem gar sehr zu besorgen, daß die unbedachtsamen Reden der Leute zu allerhand Händeln und schlimmen Folgen Anlaß geben“. Die Sympathie der Hamburger Kaufmannschaft wandte sich gemäß dem flotten Waren- und Schiffsverkehr den Franzosen zu, bis dank der Revolution England in der Anzahl der Fahrzeuge, im Import und Export die Geschäfte

an sich brachte und die französische Regierung ihrerseits durch Gewaltmaßregeln dem Handel der Stadt schadete.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Es folgt eine Mitteilung des Prof. Tocilescu (Bukarest) über die Denkmäler von Adamklissi; ferner eine Mitteilung von Hofrat Prof. Bormann (Wien) über die reiche Stiftung eines Wiener Bürgers. Ein Drittel ist der humanistischen Sektion der Akademie zugefallen und soll für die Erforschung des österreichischen Limes verwendet werden. Redner macht Mitteilungen über die Ausgrabungen in Carnuntum und des Legionslagers bei Enns in Oberösterreich. Ferner legt er die Publikationen der antiquarischen Abteilung der Balkankommission vor.

Schluß 10 Uhr.

In die Sektionsliste haben sich 82 Teilnehmer eingetragen.

Romanistische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905,
nachmittags $1^3/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Direktor Dr. Tendering.

Herr Direktor Tendering (Hamburg) eröffnete die Sitzung. Es wurden zu Vorsitzenden Direktor Tendering und Prof. Dr. W. Scheffler (Dresden), zu Schriftführern die Herren Oberlehrer Dr. W. Lühr (Hamburg) und Oberlehrer Dr. R. Rohde (Hannover) gewählt.

Das Wort erhielt Herr Oberbibliothekar Dr. E. Seelmann (Bonn) zu seinem Vortrage: **Ursprung und Urheimat der Rolandsage.**[1])

Eine Besprechung fand nicht statt.

Darauf sprach Herr Prof. Dr. Klinghardt (Rendsburg) über: **Die verschiedene Bildung der Tenues im Französischen und Deutschen.**

Die deutsche Bildung der Tenues in den Silben *pa, ta, ka* unterscheidet sich grundsätzlich von der französischen darin, daß die explosive Öffnung der Laute *p, t, k* durch die mittels Druck auf die Lungen nach oben getriebene Lungenluft bewirkt wird, während bei den Franzosen die zwischen dem geschlossenen Kehlkopf und dem Lippenverschluß gestaute Luft diesen Verschluß löst. Bei dem deutschen Anlaut ist der Weg von den Lungen bis zum Lippenverschluß frei, die „Stimmlippen" (-„bänder") stehen weit offen. Wenn der Verschluß gesprengt wird, bringt die ausströmende Luft so lange an den Wänden des Kehlkopfs, Rachens und Mundes ein Reibegeräusch hervor, bis die Stimmlippen sich zur Bildung des Stimmtones für *a* genähert haben. Es muß

---

1) Bericht unten zur dritten Sitzung.

zwischen dem Augenblick der Explosion und dem Anschlag des *a*-Tones „Hauch" entstehen. Bei der Bildung der französischen Laute *p, t, k* ist der Luftweg durch vollständigen Verschluß des Kehlkopfs unterbrochen. Die Explosion kann nicht durch die Lungenluft bewirkt werden, sondern die Rachen- und Mundluft wird dadurch zusammengepreßt, daß der Kehlkopf durch Zusammenziehung des Gaumenbogens (der Muskelbündel zu beiden Seiten des Zäpfchens) ein wenig angehoben wird. Wenn durch diesen Druck der Lippenschluß gelöst wird, kann kein Reibegeräusch („Hauch") entstehen, weil die Lungenluft nicht nachstürzen kann. Der Kehlkopf ist bei der Explosion noch verschlossen und öffnet sich auch dann nur zu der für den Stimmton *a* erforderlichen „Stimmritze".

Beweise und Übungen dazu sind folgende: Während man ein Dutzend oder mehr erst deutsche, dann französische *p* hervorbringt, lege man den Finger von außen auf den oberen Rand des Kehlkopfs. Dann bleibt bei der deutschen Tenuis der Kehlkopf in seiner Lage, während er bei der französischen nach oben zuckt. Bei guter Beleuchtung und Kopfhaltung läßt sich die Sache auch mit dem Auge beobachten. Ferner tritt, nachdem man eine möglichst lange Folge von deutschen gehauchten Tenuis gebildet hat, das Bedürfnis einzuatmen ein, nach einer französischen Reihe auszuatmen. Man kann, ehe dies Bedürfnis sich zeigt, an die hundert französische *p* sprechen, dagegen kaum mehr als fünfzig deutsche.

Bei der Unterweisung von Schülern befaßt sich der Vortragende nicht eher mit französischem *p, t* und *k*, als bis sie mit *b, d, g* vertraut sind. Dann sagt er ihnen, ohne weitere Theorie, sie sollten sich einüben, Reihen von *p* und *k* mit angehaltenem Atem sprechen. Zur Unterstützung dieser praktisch ausreichenden Weisung wird den Schülern noch die französische und deutsche Weise vorgesprochen, und sie erfassen leicht, daß am Schluß einer deutschen Reihe ein-, am Schluß einer französischen ausgeatmet wird.

Für den Lehrer empfiehlt es sich, auch die Dauerlaute *f, s, ʃ, ç* (*χ*) „mit angehaltenem Atem" zu üben.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 4. Oktober 1905, 9 Uhr 20 Min.

gemeinschaftlich mit der englischen Sektion.

(Vgl. S. 59 ff.)

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober 1905, 9 Uhr 15 Min.

Vorsitzender: Direktor Dr. Tendering.

Herr Dr. E. Seelmann gab die Fortsetzung seines Vortrages über: **Ursprung und Urheimat der Rolandsage**, Teil II.

Die überaus knappe verfügbare Zeit gestattete dem Redner nur einen von drei Hauptteilen seiner Beweisführung skizzenhaft zu erledigen, den Nachweis der seither fast allseits und geradezu fanatisch geleugneten mythologischen Grundlage der Rolandsage.

In längerer Einleitung skizzierte Redner die seit mehr als 50 Jahren herrschende Theorie von der Entstehung und Entwickelung der volkstümlichen altfranzösischen Epik und ließ zur Widerlegung die Tatsachen sprechen, die er in 12jähriger Forschungsarbeit teils ganz neu gefunden, teils in neuem Lichte vorführte. Sodann wandte er das allgemein Erörterte auf das Rolandslied an.

Die herrschende Theorie behauptet z. B., dem Liede, wie der bezeichneten Epik, liege ein historisches Ereignis — nicht etwa ein Mythus — zugrunde. Redner widerlegt im einzelnen diese von Historikern längst als Einbildung erkannte Behauptung. Im besondern stellt Redner vor allem fest, daß ein historischer *Roland*, ein historisches Pyrenäental *Ronceval* (778) überhaupt nicht existiert hat. Der vielgenannte Hruodlandus in Einhardi Vita Karoli M. c. IX ist eine plumpe Fälschung, ein erst seit etwa 890 handschriftlich nachweisbarer Einschub in nur eine der zwei Handschriftenhauptklassen Einhardscher Textüberlieferung. Auch die Annahme mündlicher Volkstradition kann den unhistorischen Roland nicht retten. Im weiten Frankenlande war die Rolandsage bis 883 völlig unbekannt: der Mönch von St. Gallen (Notker der Stammler), der gerade alle im Volke verbreiteten Sagen von Karl dem Großen und seiner Umgebung sammelte, kennt nicht einmal Rolands Namen! Die Fälschung in Einhard hat den Namen erst historisch berühmt gemacht und für die pseudohistorische Umarbeitung und Schauplatzverlegung der Sage den Boden vorbereitet. Der echte ursprüngliche Sagenheld, wie ihn z. B. Turpin überliefert, ist gar kein *Hruod-landus*, d. i. 'Ruhm-land', sondern ein *Rotholandus* 'Rode-land', der seinen Namen von gerodetem Lande hat. Entsprechend ist der Hauptortsname Ronceval historisch überhaupt nirgends überliefert und — was er doch sein müßte — baskisch absolut unmöglich, da kein baskisches Wort mit *r* anlautet. Das heutige Roncesvalles geht auf ein Hospiz zurück, das

erst 1127, d. h. volle 349 Jahre nach Karls Pyrenäenzuge, gegründet und erst infolge der pseudohistorisch verarbeiteten und nunmehr auch durch Wallfahrer von St. Jago de Compostella in die Pyrenäen gedrungenen Rolandsage seinen Namen *Rensalvals* erhielt, eine offensichtliche Verballhornung des echt nordostfranzösischen altepischen *Renč(i)esvals!* Widersinnig ist der Name einem Hospiz auf Bergeshöhe beigelegt, während er doch ein Tal kennzeichnen sollte! Völlig unhistorisch und in seiner Deutung verfehlt ist ferner *Ganelon,* der seinen Namen erst seit 858 von einem verräterischen Erzbischof Wenilo erhalten haben soll, während die Namensurform vielmehr *Winno* (altsächsisch 'Wut' 'Wütender', z. B. in widar-winno erhalten), *Winn-ilo* ist, wie die Namensüberlieferung *Guinelun* des altnordischen Roland zeigt. Daß hierin *i* statt *e* echt ursprünglich ist, das beweist für Kenner altgermanischer Namengebung die wichtige Tatsache, daß der Rolanddichter ihm als nächste Verwandte einen Onkel *Guinemer,* d. i. Winni-mâri 'Kampfwut-berühmt', und Sohn *Baldewin,* d. i. Bald-wîn 'kühner Freund', andichtet. Der Blutsverwandtschaft entspricht innere oder äußere Namensverwandtschaft.

Verfehlt wie die leichtfertig aufgestellte Behauptung der Historizität des volksepischen Stoffes ist die Behauptung der herrschenden Theorie, das bezeichnete Epos müsse (aus mnemotechnischen Gründen) lyrisch-epische sangbare und gesungene Volkslieder als Vorstufe gehabt haben, aus deren Variationen und Ausgestaltungen es erwachsen sei. Ebenso, daß es bereits in die Merowingerzeit zurückreiche, gallo-romanisches Geistesprodukt sei und von Isle-de-France und Burgund aus sich verbreitet habe. Redner widerlegt diese Theorien mit Aufdeckung theoretischer Widersprüche und Ungereimtheiten, demnächst aber durch die historische Tatsache, daß von einer gallo-romanischen Epik geschichtlich überhaupt keine Rede ist, daß die altfränkisch-germanische bereits zur Zeit Karls des Großen abgestorben oder im Absterben begriffen war, die Neubelebung bzw. Neueinführung aber durch die eindringenden Normannen erfolgte. Die ersten volksepischen Anfänge weisen auf Lüttich. '*Bardi*' kommentiert ein Glossator des Lucan im X. bis XI. Jahrhundert, '*id est Leodicenses,* qui carminibus suis reddunt immortales animas, scribendo *gesta* regum'. Aus dem hist. Zeugnis der Chronica Gaufredi prioris Vosiensis Kap. 30 geht klar und deutlich hervor, daß das zentrale Nordfrankreich, jedenfalls das Land um Tours herum, vor 1100 überhaupt kein französisches Volksepos gekannt hat und erst Normannen und Kleriker (IV B!) es einführten!

Nach der Widerlegung der herrschenden Epentheorie und ihrer Anwendung auf das Rolandslied geht Redner auf seine eigene neue ein, die nicht die allgemein geschichtlichen Tatsachen vergewaltigt, sondern, kritisch richtig gestellt oder neu ermittelt, mit den literarischen, mythologischen, sagenkundlichen, sprachlichen harmonisch verknüpft. Sie ist eines der zahlreichen Ergebnisse seiner schon vor zehn Jahren geschilderten und von den ersten Fachkennern (Mühlbacher, Moritz Heyne, Kölbing, Körting, Jähns, von Pfister-Schweighusen, Alex. von Peetz, Kossinna, Rübel und etwa 30 anderen Sonderforschern) einstimmig anerkannten Wiederentdeckung der von Karl dem Großen zu Tausenden in die Ardennen verpflanzten heidnischen Harz-Sachsen. Kurz skizziert besagt sie:

1. Die älteste französische Volksepenschicht hat eine germanisch-*mythische* Grundlage, geht insonders auf Mythen von heidnischen *Harz-Sachsen* und *Normannen*, die in den Ardennen zusammentrafen und wallonisiert bis heute fortleben, zurück.

2. Der Entwickelungsgang zum Epos zeigt folgende drei Stufen:

a) Die mit Sachsen und Normannen in die Ardennen mitverpflanzten (Natur-)Mythen nehmen in der neuen Ardennenumgebung einen neuen Ortshintergrund, eine örtliche Färbung an, lassen neue *ardennische* (wallonisch-luxemburgische) *Ortssagen* entstehen.

b) Diese (zunächst heidnischen) Ortssagen werden von den das Christentum einführenden Luxemburger Klerikern tendenziös umgedeutet und *christianisiert*. Wie überall, werden die heidnischen Götter verächtlich geschimpft, der Roßgott Wodan zum Schindmährengott, sein Roß zu einem gemeinen Lasttier (runcinus, jugmentum, jument, mule) herabgesetzt, die Götter schlechtweg zu Teufeln, Zauberern, Fürsten der Hölle herabgewürdigt, ihr Reich und Sitz mit Namen belegt, die nur Wechselausdrücke für Hölle sind. Wohlgemerkt ist diese mittelalterliche Hölle keine Feuerhölle, sondern als Sumpf, Brunnen, Felsenspalte, Abgrund, Nebelland, Dunkeltal und Ort der Qual gedacht. (Vgl. Redners Vortrag auf der Kölner Philologenversammlung 1895.)

c) Diese tendenziös und pseudohistorisch mit Karl dem Großen, als dem Schirmherrn des Christentums und Hauptgegner der alten Heidengötter, in Zusammenhang gesetzten Lokalsagen werden von denselben Klerikern um das Jahr 1000 in *Sagen-Chroniken* gesammelt und bilden als Gesta Karoli Magni, Gesta Rotholandi u. dgl. die Hauptquelle der davon benannten *Chansons de geste.*

In der Anwendung auf das Rolandslied gliedert Redner sein Beweismaterial in drei Hauptteile: 1. Nachweis eines altsächsischen Naturmythus als Grundlage, 2. Nachweis eines ardennischen Ortsschauplatzes für die aus dem Mythus neuerstandene altluxemburgisch-wallonische Ortssage, 3. Nachweis des altluxemburgisch-wallonischen Lokaldialektstempels an dem altepischen Namenmaterial insgemein, an dem des Rolandsliedes im besonderen.

Die Kürze der Zeit gestattete ihm nur knapp den ersten Hauptteil zu skizzieren; doch fand er Gelegenheit, interessierten Gelehrten privatim noch die Beweise für den zweiten und dritten zu unterbreiten.

Die im Rolandsliede verarbeitete altsächsisch-mythische Sage ist nichts anderes als eine Form des allbekannten Naturmythus von Wodans Heeresauszug aus einem Berge. Wodan als Personifikation des wütenden Sturmwindes, als Gott, der auf dem Winde, seinem Windrosse, reitet, gedacht!

Wenn der Sturmwind sich vom *Berge* über das von Menschenhand sorglich aus Urwald geschaffene *Rod-land* stürzt und wütend alles, was ihm in den Weg tritt, herumwirbelt und umreißt, wenn die Elemente toben und alles im Walde kracht und knackt, als ob ein Geisterheer den Boden zerstampfe, dann sah die bange Einbildung der alten Sachsen ihren Gott Wodan von seinem Ruhesitz im Berge herabstürmen und deutete seine '*Wut*' darauf, daß er *Rod-land* vorfand, wo ehedem unberührte heilige Natur, sein ihm geheiligter Wald war, sein Reich und Jagdbezirk angetastet ward. Die Volkssage läßt ihn vom *Berge,* insonders vom Harze, Brocken oder Bruchberge, kommen. '*Alle sieben Jahre*' muß der wilde Jäger 'einmal die Waldung durchmachen', heißt es in Andreasberg. Auch über Siber an der Siber im selben Harz zieht der wilde Jäger 'alle sieben Jahre' mit seinem Gefolge hin. 'Er kommt mit einem Windstoße angefahren.' Sein Roß ist, darüber waren Mythologen niemals uneins, der Wind.

Gerade die Heiden-Sachsen von Siber sind in die Ardennen einst fortgeführt: sie gründeten ein neues Siber, das bei Bastogne als Sibret, alt *Sebre(s),* fortexistiert. Die Einzelbeweise hierfür zu erbringen, ist hier nicht der Ort. Wie das harzische Siber Flur- und Ortsname ist, so das bisher rätselhafte altepische *Sebre,* als Fluß auch '*ewe de Sebre*' (eau de Sibret) genannt. Noch heute nennt man den Wasserlauf bei einem Orte dort in der Gegend genau so 'eau', während anderwärts 'ruisseau', 'ry', 'fleuve' u. dgl. eingesetzt wird.

Wodan 'der *Wütende*', sein Gefolge das 'wütende' oder '*wilde Heer*', sein Roß der *Wind,* sein Auszugspunkt ein *Berg,* vor allem

der Harz, sein Aufbruch '*alle sieben Jahre*', sein Umzug der *Sturm*, die 'wilde Jagd': das sind die wesentlichen Kennzeichen des altsächsischen Naturmythus; sie müssen, soll anders der Beweis vollständig und überzeugend sein, auch in der altluxemburger Ortssage vorhanden und noch im Rolandsliede nachweisbar sein!

Wodan ist von den alten Klerikern zum Schindmährengott '*Mar-got*' degradiert: als solcher lebt er als Sarazenengott, Zauberer, Heiden- und Höllenfürst in der altfranzösischen Epik, in der mittelalterlichen Mönchsliteratur, in der heutigen Volkssage mannigfach erkennbar fort. Noch überall tritt seine 'Wind'-natur überraschend deutlich hervor. Im Rouchi sagt man von einem Wirbelwind, dem echten Wodanswinde, 'c'est une (tempête de) Margot'; Hécart deutet das als 'tourbillon de vent qui cause des ravages, déracine les arbres, enlève les toits, les moulins à vents', usw.

Im Rolandsliede ist Marsile, Marsilie = *Mar-sire* aus normannischer Durchgangsstufe Mar-sira 'Roß-fürst', sein irdischer Stellvertreter.[1]) Im wallonischen Lokaldialekt zwischen Bastogne und St. Hubert, der wahren und echten Urheimat der Rolandsage, wird dies *l* in Marsile mouilliert bzw. iotaziert zu Marsi*li*e des Oxforder Textes; vgl. lokal Hase*il*le für Haselle und im Oxforder Roland analog brui*ll*, mi*li*e, nobi*li*e, Ve*il*lantif (*volantivus: Velantif im altnordischen Roland: ardennisch und oxfordisch Veillantif), ferner altai*g*ne, mei*g*nent (manent), Gai*g*nun (altnordischer Roland: Gue-nun).

**Renči(e)s-val*, die altepische Urform für hochfranzösisch Roncisval, ist 'Roß-tal', genauer 'Lastpferd-tal', von roncis, mittellateinisch runcinus, 'Lastpferd'.

Auch dieser zweitwichtigste alte Epenname zeigt den charakteristischen Lokaldialektstempel. Er lebt fort im heutigen Rechríval, alt Rechi-val, noch älter im Jahre 1282 als Renchie-val urkundlich nachweisbar, mit derselben altwallonischen Orthographie *ie* = *ī*, die im Turpinschen Runc*ie*vallis ständig wiederkehrt. Doch das Sprachliche hier nur nebenbei!

1) Die Gleichung Mar-sire = 'Roßfürst' ist mythologisch wie sprachlich durch umständliche und eingehende Sonderforschungen des Autors sichergestellt. Nur aus dieser Etymologie wird es auch erklärlich, wenn der normannische Barde, der die Rolandsage zu einem Roland-Epos umschuf, seinem 'Roß-fürsten' als Sohn einen *Jor-fari (deutsch angeglichen *Jor-farer) 'einen, der hoch zu Roß einherzieht' (von altnord. *ior* 'Roß') andichtet! Genannte zwei Formen sind die echten Urformen der lautlich und durch Buchstabenverlesung verdorbenen überlieferten. Über Marsilius = Wodan selbst in deutscher Ortssage vgl. den Schluß des Referates!

Der Zug des Mar-sire nach Renči(e)s-val ist also nichts anderes als der Zug des '*Roß*-fürsten', d. h. des Wodan, ins *Roß*-tal!

Aber mit diesen Einzelzügen ist's nicht abgetan!

Wodan und seine irdischen Stellvertreter (der wilde Jäger, der alte Barbarossa in älterer Sagenform u. a. m.) sitzen 'sieben Jahre' im Berge, ehe dieser sich zu ihrem Heeresauszuge öffnet. Karl der Große ist '*sept ans tous pleins*', sieben volle Jahre, in Spanien, d. h. im Heidenlande, ehe Mar-sire seine Zeit zum Ausbruche gekommen sieht. Und wo sitzt er? In 'Sarraguce, ki est en une *muntaigne*', also in seiner Residenz, 'die liegt auf einem Berge'! Ist es notwendig, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß es historisch keinen Marsire gegeben hat, arabisch lautlich auch nicht geben kann, daß Karls des Großen Zug nicht sieben Jahre, sondern nur drei Monate währte, daß die Heidenstadt Sarragossa gar nicht auf einem Berge, auf den so auffällig hingewiesen wird, liegt, sondern, wie jede große Stadt, tief in der Flußebene? 'Alles Zufall!' sagt unfehlbar sicher *der* Romanist, der von germanischer Mythologie so viel versteht wie von der Herkunft des chinesischen Drachens, während der unterrichtete Mythologe erheitert einen altbekannten altgermanischen und neusagenkundlichen Zug nach dem anderen wiedererkennt!

Aber weiter! Wie heißt Marsires Gefolge? 'La *gent salvage*', 'das wilde Heer' (Roland V [7], S. 113)! Doch wo bleibt denn vor allem noch der Wind, 'Wodans Roß', sein Umzug, der 'Sturm', das oben geschilderte Wodanswetter, seine 'Wut', sein Opfer das Rod-Land?

Wodans Roß ist der Wind, Marsires Roß ist *Gaignun* (Oxforder Roland) oder *Guenun* (altnordisch). Beides ist nichts anderes als die Wallonisierung eines altluxemburgischen Dialektwortes für 'Wind', das in der salfränkischen Orthographie der malbergischen Glosse in der Verbindung chunno-uano 'Windhund' wiederkehrt! Wano 'Wind' gab obliques *wa-nón: Gue-nun oder mit hochardennischem Lokaldialektstempel, wie ihn gerade die Formen des Oxforder Textes am reinsten überliefert haben, Gaignun. Das ist zugleich das bisher unerklärte altfranzösische gaignon 'Windhund'. Altdeutsch 'wint' bedeutet in gleicher Weise ebensowohl Wind wie Windhund!

Also auch der ardennische Wodan-Marsire reitet auf dem 'Winde'. Doch halt! Im Epos Gaydon heißt Marsires Roß nicht Gaignon, sondern *Clinevent!* Das ist noch viel deutlicher! Es ist der 'Wende-wind', der Wind, der alles umwendet, d. h. also

genau derselbe Wirbelwind, den wir oben bereits im wallonischen 'Margot-Wetter' des Rouchi kennen gelernt haben.

Aber die allergewaltigste Leistung des Windgottes ist doch der Sturm, der seinen Umzug begleitet. Er darf, wie im Naturmythus, so in der epischen Sage, im Rolandsliede, nicht fehlen. Und dieser Hauptzug ist denn auch ganz im Gegenteil zur glänzendsten Äußerung gelangt. Als Wodan (*Marsire*) ins Roßtal (*Renčiesval*) zieht, um Rod-land (*Roland*) zu überfallen, da bricht über das Frankenland ein Unwetter mit gewaltigem *Sturm*, Donner, Regen, Hagel, Erdbeben und Finsternis herein, daß mancher sprach: 'Das ist der letzte Tag, der Untergang der Welt ist da!' (oxf. Rol. 1435).

Und als Wodan (Marsire) Rodland (*Roland*) schaut, da tritt Wut (Winna, Winno, *Guenes*) an ihn heran und reizt ihn, Rodland (Roland) zu verderben! Und schaurig ist des Sturmes Heulen; wie der hohle Ton eines Hornes (*Olifant*) hallt es vom Rodland (Roland) her — sein Untergang ist besiegelt, aber auch die Kraft des Sturmes ist gebrochen (Wodan-Marsire entweicht mit zerschmettertem Arm von der Walstatt)!

Das ist der für jeden mythologisch geschulten Forscher absolut zweifellose Wodansmythus im Rolandsliede; er vereinigt selbst noch in seiner jungen epischen Verarbeitung die altcharakteristischen Züge in einer Vollständigkeit, wie sie nicht einmal irgendeine fortlebende Volkssage mehr aufweist!

Der Vortragende begründet noch eingehend und ausführlich die vorstehenden mythologisch-episch aufgestellten Gleichungen aus der altepischen, mönchslateinischen und neueren Sagenüberlieferung des Wallonenlandes und des sächsisch-normannisch kolonisierten Nord- und Ostfrankreichs. Wodan lebt als *Margot* in der Volkssage bis heute fort; als 'Stuten- und Lasttiergott' verhöhnt, führt er im Mittelalter auch den mißdeuteten Teufelsnamen *Runcinellus* (Ducange); in der fortlebenden Sage als Führer der wilden Jagd analog den Namen *Mulet* 'Maultier-Teufel' (mulet = jument = roncin 'Stute', schlechtes Pferd, Lasttier). Schon in der altfranzösischen Epik reitet 'roi Margot' und sein späterer Ersatz Aelrot als einziger Ritter diese 'Stute' bzw. 'Lasttier', dessen Nachkommen in der französischen Volkssage der Gegenwart so seltsames Aufsehen machen und bisher völlig unerklärlich waren!

Das Referat hier konnte aus dem überreichen, Bände füllenden Beweisstoffe des Redners nur einige wenige Andeutungen aufnehmen. Aufsehen dürfte, um eine letzte wichtige Einzelheit noch herauszugreifen, bei Sagenforschern seine Entdeckung erregen, daß der

altepische französische Wodansname Marsire, lat. Marsilius, von der ursprünglichen wallonischen Ardennenheimat aus selbst auf die benachbarte rheinische deutsche Sage übergesprungen ist. Auch die alte kölnische Ortssage kennt einen 'Heiden' und 'edlen Ritter', alias '*Ritt*meister' [!] Marsilius, der aus dem belagerten Köln auszubrechen und den Feind mit List zu überfallen [!] trachtet. Auch er 'fährt zu Holtze', d. h. stürmt in den von seinem Feinde besetzten Wald. Vor sich treibt er harmlos ausschauende Frauen, die anscheinend Holz sammeln wollen [also Holzfrauen!] und die Aufmerksamkeit des Feindes ablenken sollen. Auch er überfällt und vernichtet sodann von einem Hinterhalt aus das feindliche Heer — ganz wie sein epischer Namensvetter! Der 'heidnische' sog. 'Rittmeister' Marsilius mit seinen 'Holzfrauen' ist, wie der Scharfsinn der Sagenforscher bereits herausgemerkt hat, kein anderer als der wilde Jäger Wodan, der die sagenberühmten sog. 'Holzfräulein' oder 'Holzweiblein' vor sich herjagt (vgl. E. H. Meyer, Germ. Myth. S. 129, 247 u. a.)! Und die kölnische Ortssage ist nur wiederum eine neue eigenartige Ausgestaltung desselben altsächsischen Mythus von Wodans Heeresauszug, der oben als Grundlage auch der vielgedeuteten Rolandsage nachgewiesen ist!

Der Vortragende gedenkt, soweit ihm seine für wissenschaftliche Sonderbeschäftigung sehr beschwerliche Beamtentätigkeit Muße gönnt, seine für die moderne Fachwissenschaft einen völligen Umsturz bedeutenden zwölfjährigen Forschungen endlich, wenn auch notgedrungen nur stückweise, im Verlage von Peter Hanstein zu Bonn zu veröffentlichen.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober 1905, 8 Uhr 15 Min.

Vorsitzender: Prof. Dr. W. Scheffler.

Den ersten Vortrag hielt der Vorsitzende: **Zur ästhetischen Erläuterung französischer Schriftsteller** (mit Ausstellung).

Der Vortragende gab einleitend einen Überblick über die Bestrebungen für die ästhetische Erläuterung im Unterricht der neueren Sprachen. Zuerst sind sie auf dem Neuphilologentage in Dresden, 1888, hervorgetreten. Darauf folgte eine Reihe von Schriften: 1888. Verzeichnis von Bildwerken und Bildern auf die italienische, englische und französische Literatur- und Kulturgeschichte bezüglich: Dante, Shakespeare, Walter Scott, Burns, Molière, Sandeau. Ausgestellt bei dem 3. Allgemeinen Deutschen

Neuphilologentage. Dresden 1888, Albanus' Buchhandlung. (Vergriffen.) 1893. Das Bild im deutschen Unterricht, von Dr. Julius Sahr. Zeitschr. f. d. Unterr. 1893, 651 ff. 1894. Bild und Lektüre von Dr. Wilh. Scheffler. Bericht über den Deutschen Neuphilologentag zu Karlsruhe. 1897. Bühne und Komödienhaus am Kursächsischen Hof von Dr. Wilh. Scheffler. Mit Ausstellung auf der Dresdner Philologenversammlung und dem 8. Neuphilologentage zu Wien.

Weiter wurde an die anderen mit den Neuphilologentagen verbundenen Ausstellungen, besonders die englische Ausstellung zu Hamburg und die französische zu Leipzig und Dresden erinnert. Es dürfen also die Neuphilologentage für sich in Anspruch nehmen, den auf dem I. Kunsterziehungstage zu Dresden hervorgetretenen Bestrebungen ihrerseits vorangegangen zu sein. Anderseits kann wieder der Weimarer Kunsterziehungstag in dieser Richtung anspornend wirken. Um über das bloße Wortverständnis hinauszukommen, empfiehlt es sich gute deutsche Nachdichtungen zu benutzen. Z. B. für Molière: Eine alte Hamburger Übersetzung von 1769, die vollständige Übersetzung von Graf Baudissin, die Auswahl von Ludwig Fulda, — für Lyrik: Geibel und Leutholds Fünf Bücher französischer Lyrik (1862), G. Legerlotz: Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen, Prof. Dr. H. Zschalig: Metrische Übertragungen französischer Gedichte für den Schulgebrauch, M. Lehrs: Zwölf Gedichte von Paul Verlaine.

Hilfsmittel anderer Art sind für die französische Lektüre: E. Legouvé L'Art de la Lecture, und La Lecture en action; Verre et Delbost Les trois Dictions. Die bildende Kunst ist besonders heranzuziehen im Dichterbildnis (dazu wird über die Bildnisse von Molière Näheres angegeben), ferner als künstlerische Illustration, wie die Darstellungen zu Schillers Glocke. Auch die Musik, wie an verschiedenen Beispielen gezeigt wird, kann herangezogen werden.

Als praktisches Hilfsmittel für den Unterricht werden empfohlen die Sachbogen von W. Scheffler, Verlag von H. Müller, Fröbelhaus, Dresden: La Ruelle, der literarische Salon des 17. Jahrhunderts; Le Theâtre de Molière, Molière-Bühne; La Bastille; Der Orden der Ehrenlegion in geschichtlicher Darstellung. Es werden noch Schüleraufführungen, z. B. zu Annaberg im Erzgebirge, zu Frankfurt auf der Musterschule, erwähnt. Zum Schlusse faßt der Vortragende seine Wünsche in folgende Sätze zusammen: Auch nach der ästhetischen Seite hin richte sich bei der Lektüre die

Erläuterung des Lehrers: zu empfehlen sind Pflege ausdrucksvollen Lesens nach künstlerischen Grundsätzen; Hervorziehung künstlerischer Anschauungsmittel; bei sich bietender Gelegenheit auch von Gesang und Musik. Schon der Studierende möge Gelegenheit nehmen, bei Neigung und Befähigung, durch den Besuch kunsthistorischer Vorträge und Übungen sein ästhetisches Auffassungsvermögen auszubilden.

Prof. Budy (Altona) unterstützte die Empfehlung guter deutscher Übersetzungen, und empfahl auf Grund eigener Versuche auch die eigene Übung darin. Man könne den Schülern daran zeigen, daß die deutsche Sprache hinter der Schönheit der französischen nicht zurückbleibe und sie auch zu eigenen Versuchen anregen. Es könnten allerdings nur Bruchstücke übersetzt werden, weil dem eigentlichen französischen Unterricht sonst zu viel Zeit genommen würde.

Direktor Tendering weist darauf hin, daß die von dem Vortragenden erwähnten Bestrebungen des Kunsterziehungstages, soweit sie berechtigt seien, zu erfüllen, die höheren Schulen schon seit Jahrzehnten sich bemühten. Insbesondere sei zu betonen, daß eine so banausische Behandlung der Dichterwerke, wie man sie auf dem Tage in Weimar als üblich dargestellt habe, ihm unbekannt sei. Er gibt dann noch Ergänzungen zu den Literaturnachweisen des Vortragenden.

Darauf hielt Herr Direktor Prof. Dr. Zschech (Hamburg) einen Vortrag: **Der italienische Wertherroman Ugo Foscolos „die letzten Briefe des Jacopo Ortis“.**[1])

Bedenken gegen die Glaubwürdigkeit der Angaben, welche Ugo Foscolo selbst an verschiedenen Stellen seiner Briefe und Werke über das Verhältnis seines Ortisromanes zu dem Werther Goethes und über einzelne Abschnitte aus seinem Inhalte gemacht hat, wurden zuerst von deutscher Seite in den Jahren 1878 und 1879 erhoben; was aber damals nur als wohlbegründete Vermutung gelten konnte, bestätigten drei Funde, die 1887 fast gleichzeitig an die Öffentlichkeit kamen. Aus der Vergessenheit wurde die von dem Verfasser für apokryph erklärte erste Fassung des Romanes „Die Wahre Geschichte eines unglücklichen Liebespaares oder letzte

1) Die Einzelforschungen zu dem Gegenstande des Vortrages sind zum Teil veröffentlicht: 1878 und 1879 in zwei Aufsätzen in den Preußischen Jahrbüchern, 1893 im Osterprogramm der Eilbecker Realschule, 1890 in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte im 3. Bande und 1898 im 11. Bande. Ob und wo dieser zusammenfassende Vortrag veröffentlicht werden wird, ist noch unbestimmt. F. Z.



Briefe des Ortis" wieder ans Licht gezogen und durch Antona-Traversi und Martinetti veröffentlicht; aufgefunden wurde im Goethe-Archiv zu Weimar der Brief Foscolos an Goethe vom 15. Januar 1802 (Mailand) und im 8. Bande des Goethe-Jahrbuches bekannt gemacht; ans Tageslicht gebracht wurde im selben Jahre der Briefwechsel Foscolos mit der im Goethebriefe genannten Freundin, der Marchesa Fagnani-Arese, und von Mestica herausgegeben.

Der erste Fund gab die Möglichkeit, die erste, von Foscolo abgebrochene, von einem „Mietling" fortgesetzte Bearbeitung, Bologna 1798 und 99, mit der zweiten vollständigen, Mailand 1802, zu vergleichen und festzustellen, daß Foscolo in seinem Briefe an den preußischen Gelehrten Bartholdy 1808 wissentlich unrichtig jene ältere als ein Werk mehr philosophisch-historischen Inhaltes ausgegeben hatte, während sich das Buch von vornherein als eine Liebesgeschichte schon im Titel ankündigte. Auch wird der Werther darin genannt, und neben Ortis steht Lorenzo als Freund, obwohl Foscolo im Bartholdybriefe schrieb: „der Werther kam mir erst in die Hand, als mein Buch beinahe vollendet war. Ich erkannte, welchen Vorteil es für die Einheit des Ganzen hat, daß alle Briefe an einen Freund gerichtet sind. Als ich den Wilhelm sah, erfand ich den Lorenzo." Der des Plagiates beschuldigte Fortsetzer, Angelo Sassoli, ist erst jüngst aufgedeckt worden. Er gehörte als Literat zu den Hitzköpfen, die sich in Bologna in eine Verschwörung gegen die noch bestehende päpstliche Regierung einließen.

Daß Foscolo den Werther wenigstens seinem Inhalte nach gekannt hatte, bestätigte der zweite Fund. Daneben aber ließ sich nachweisen, daß er bei der Ausarbeitung seines Romanes zwei französischen Nachbildungen des Werther gefolgt war, nämlich der Wertherin von Pierre Perrin (Paris 1791) und den Briefen eines Liebespaares, wohnhaft in Lyon (Paris 1783). Bei einem Vergleiche nämlich ergaben sich mehr Ähnlichkeiten und Beziehungen in Betrachtungen, einzelnen Zügen und Vorkommnissen zwischen dem Ortis und diesen französischen Romanen als gerade mit dem Werther.

Schon ehe Mestica die Briefe Foscolos an die Marchesa Fagnani-Arese bekannt machte, wurde darüber gestritten, an welche seiner Geliebten der Autor bei der Abfassung seines Werkes gedacht habe. Was Giuseppe Pecchio, der früheste unter den Biographen Foscolos, über dessen Schwärmerei für Teresa, die Gattin des Dichters Monti, berichtet hatte, wurde von den späteren italienischen Forschern bestritten und dafür die Florentinerin ein-

gesetzt, die Foscolo selber im Bartholdy-Briefe als Urbild der Heldin im Ortis angibt. Die Gegenbeweise zugunsten Pecchios konnten aber aus Foscolos eigenen Briefen beigebracht werden. Danach ergab sich: das Urbild zu der Geliebten des Ortis in der „Wahren Geschichte“ mußte Teresa Monti bleiben, deren Vornamen die Heldin in beiden Gestaltungen des Romanes trägt, die Florentinerin Isabella Roncioni konnte allenfalls für die Mailänder Ausgabe in Betracht kommen, zumal Foscolo selbst 1798 noch gar nicht in Florenz gewesen war, sondern erst im Dezember 1800 und Anfang 1801 dorthin kam. 1802 geriet er dann in die Fesseln der Marchesa Fagnani-Arese, diente ihr fast drei Jahre als Cavalier servente und schrieb eine Fülle von Liebesbriefen an sie, denen sehr ähnlich, die man im Ortis liest.

Als ob es aber an diesen drei Geliebten, die bei der Abfassung des Romanes eine Rolle spielen, noch nicht genug gewesen wäre, entdeckten die Verehrer des Dichters noch eine vierte aus seiner früheren Zeit, von der er in einem Briefe 1796 aus Venedig und in einem Studienplane derselben Zeit redet. Er erwähnt da ein von ihm beabsichtigtes Werk: Laura, Briefe. Wer hinter dieser Laura stecke, ob eine wirkliche Geliebte oder eine erdichtete, das fest zu entscheiden, hat bisher nicht gelingen wollen. Nach meiner Ansicht lebte sie nur in der Phantasie des Dichters, und die Laurabriefe wurden niemals geschrieben. Zwar führt im Romane ein Abschnitt die Überschrift „Geschichte Laurettas“, er ist aber ganz der Erzählung Sternes von der unglücklichen Maria von Moulins in der empfindsamen Reise nachgebildet.

Als wirklich geschrieben und als die frühesten Anfänge des Ortisromanes werden die Laurabriefe von denen angesehen, die mit Foscolo gern seine Ansprüche auf Originalität verstärkt sehen möchten. Nach meinem Urteile beruhen diese hauptsächlich, um nicht zu sagen einzig, auf der politischen Seite des Buches. Hineingearbeitet hat der Verfasser darin die Eindrücke, die er als Augenzeuge und mithandelnde Person in den revolutionären Wirren empfing, welche 1797 zu dem Untergang der Freiheit Venedigs führten, und alles was er als Flüchtling und Neubürger der cisalpinischen Republik in der folgenden Zeit erlebte. Die Schilderung der hier und anderwärts herrschenden Zerrüttung knüpft er an eine Reise, die er seinen Helden unternehmen läßt, um ihn aus der verderblichen Nähe der Geliebten zu entfernen. Auf diesen politischen Abschnitten beruht nicht allein die Originalität des Buches, aus ihnen erklärt sich auch der tiefe Eindruck, den es bei seinem Erscheinen in Italien und besonders in Deutschland machte.

Neben ihnen und neben der Liebesgeschichte füllen dann den Roman zwei Gruppen von Partien aus: einmal Zwischenfälle, die dem Helden zustoßen, ferner teils Betrachtungen über Wesen und Geschick der Menschen, teils Schilderungen der örtlichen Umgebung und der gesellschaftlichen Zustände. Nur ein Teil hiervon gehört dem Verfasser als selbsterlebtes und selbstdurchdachtes geistiges Eigentum an, ein gutes Teil davon läßt sich als Anlehnung oder Anregung an und durch andere Schriften nachweisen. (Die beigebrachten Belege werden hier nicht wiederholt.) Wer es unternähme, der zweiten Gruppe auf den Grund zu gehen, würde die in der Tat recht umfangreiche Bibliothek von Schriftstellern zusammenbringen, mit deren Lektüre und Studium Foscolo seit seinen Jugendjahren beschäftigt war. Sie umfaßt nicht allein Bücher der Bibel, griechische und römische Dichter und Prosaiker, sondern auch die Führer der einheimischen Literatur, dazu aus der französischen und englischen besonders die Erzeugnisse der sentimentalen und idyllischen Richtung. Deutsche Autoren kommen nur vereinzelt in Betracht, außer dem Werther Zimmermanns Einsamkeit und vielleicht auch Haller.

In Italien gab es, abgesehen von den Abenteurergeschichten des Abbate Chiari, den verworrenen Abbildern der vielgelesenen moral-philosophischen Schöpfungen Richardsons, noch gar keinen Roman, der durch Stil und Inhalt als Muster anzusehen wäre. Foscolo gab einen solchen, zwar dabei auch fremden Vorbildern folgend, aber in Geschlossenheit der Komposition, in Einfachheit und Feinheit der Sprache und gedankenvoller Tiefe des Inhaltes über seinen Vorgänger weit hinausschreitend. Gerade das, was Poeten und Schriftsteller Italiens, mit bestimmter Einschränkung etwa Vincenzo Monti ausgenommen, bis dahin geflissentlich vermieden hatten, öffentliche Zustände ohne Rücksicht auf irgendeine Zensurbehörde in den Kreis der Dichtung zu ziehen, hatte er, mit origineller Kühnheit vorgehend, gewagt. Indem er inmitten der niederdrückenden Zerrüttung in der Gegenwart sich für das begeisterte, was Italien für die Fortschritte der Bildung und Gesittung in der Vergangenheit geleistet hatte, zeigte er seinen Landsleuten für die Zukunft ein neues politisches Ziel: die Befreiung Italiens von dem vorherrschenden Einfluß der Fremden und die Zusammenfassung der Nation zu einem in sich geeinten Staatswesen.

Ugo Foscolos Ruhm ist es, als einer der ersten die Einheitsidee vertreten zu haben, und darauf, daß sie sich dauernd in der italienischen Literatur einbürgerte, beruht die Nachwirkung seines

Romanes „Die letzten Briefe des Jacopo Ortis“. Daß er sich in der Form und dem Ideengange an Goethe und die anderen, die ihm gefolgt waren, anschloß, erscheint gegenüber dem großen patriotischen Verdienste als ein verzeihlicher Mangel, und es hätte dessen nicht bedurft, daß er die Anlehnung oder Nachfolge mit so vielen Umschweifen verdunkelte, anstatt sie offen und ehrlich einzuräumen, wie ja denn längst zugestanden ist, daß auch Goethe für den Werther seine Vorgänger gehabt hat.

Die Gesamtziffer der romanischen und englischen Sektion betrug 115 Teilnehmer.

Englische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober, um 2 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wendt.

Die bisherigen Obmänner Herren Prof. Dr. Wendt und Prof. Dr. Holthausen wurden zu Vorsitzenden erwählt, zum Schriftführer Herr Dr. Davidsen.

Der Vorsitzende machte einige Mitteilungen zum Programm und erteilte Herrn Prof. Dr. Holthausen das Wort zu seinem Vortrage: **Etymologien englischer Wörter.**

Es werden behandelt die Wörter: ae. as. *lēf*, 'krank, schwach', ae. *teorian* = ne. *tire* 'ermüden', ae. *þafian* 'gewähren', ae. *dēall* 'glänzend', ae. *sleac* 'schlaff', ne. *craw* 'Kropf', ae. *clynnan* 'klingen', ae. *wōma* 'Geräusch', ae. *forþylman* 'ersticken', ae. *þēarl* 'stark', ae. *finta* 'Schwanz', ae. *āmerian* 'läutern', ae. *hosp* 'Vorwurf', ae. *nǣgan* 'anreden', ae. *ofost* 'Eile', ae. *ropp* 'Grimmdarm', ae. *hosp* 'Schlupfwinkel', ae. *hunta* 'Jäger'.

Herr Prof. Luick begrüßt die Ankündigung des ae. Wörterbuches von Prof. Holthausen mit Freuden, bemerkt zu *tire*: der Übergang me. *e* > *i* sei bedenklich und sei nur im kentischen Dialekt belegt; die Analogien mit *friar, umpire* nicht ohne weiteres annehmbar. Herr Prof. Hoops gibt zu demselben Worte eine Berichtigung.

Zweite Sitzung

(kombiniert mit der romanischen Sektion).

Mittwoch, den 4. Oktober, 9 Uhr 20 Minuten.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wendt.

Prof. Wendt eröffnete die Sitzung und erteilte das Wort Herrn Prof. Dr. Suchier (Halle) zu seinem Vortrage über: **Die geschichtlichen Grundlagen von Wolframs Willehalm.**

Der Vortragende beabsichtigt die geschichtlichen Grundlagen der in Wolframs Willehalm dargestellten Sagen, die sich in gleicher Weise schon in den französischen Quellen Wolframs finden, besonders in der Chanson d'Aliscans, eingehend zu behandeln. Seine Vermutung, daß die in der Sage geschilderte Schlacht ein Nachhall der historischen Schlacht von 852 ist, in der ein französischer

Graf Vivianus gegen die Bretonen fiel, findet der Vortragende bestätigt durch die Angaben der erst kürzlich aufgefundenen Chanson de Guillaume.[1])

Eine Diskussion fand nicht statt.

Es folgte der Vortrag von Herrn Dr. Bradley (Oxford): **The Oxford English Dictionary** (in englischer Sprache).

Der Vortragende gibt eine kurze Übersicht über Inhalt und Geschichte dieses größten aller existierenden Wörterbücher einer Sprache. Es behandelt die Sprache seit ca. 1150, also das Mittelenglische mit, gibt chronologisch in datierten Zitaten die Entwickelung von Form, Bedeutung und Konstruktion der Wörter; ein weiterer Unterschied vom Grimmschen Wörterbuch, welcher bedingt, daß es dreimal so groß wird als jenes, ist der, daß alle Wörter der Sprache, auch die Fremdwörter behandelt werden. Es wurde 1857 angeregt von Dr. Trench, dem späteren Erzbischof von Dublin. Die Philological Society in London nahm sich der Sache an und warb mehrere Hunderte von Mitarbeitern. Herausgeber waren nacheinander Herbert Coleridge, Dr. Furnivall, noch jetzt als 80jähriger Greis einer der eifrigsten Mitarbeiter, und Dr. Murray, dem später, als der Umfang zu groß wurde, Dr. Bradley und Mr. W. A. Craigie, ein Schotte und Skandinavist zur Seite getreten sind. Die enormen Kosten werden zum Teil von der Oxford University Press, zum Teil durch Beihilfe der Regierung und der Goldsmith's Company gedeckt. Augenblicklich sind 800 Mitarbeiter an dem Wörterbuch beschäftigt. 1884 ist der erste Teil, 1888 der ganze erste Band (A und B) erschienen; heute sind etwa zwei Drittel des Werkes vollendet, das mit geringen Lücken bis zum Buchstaben S gediehen ist. Zum Schluß gedachte der Vortragende dankbar der Mitarbeit der deutschen Gelehrten an dem großen Werke.[2])

Dr. Bohm (Bremen) gibt, im Anschluß an eine Frage des Redners, Auskunft über die Arbeiten am Grimmschen Wörterbuch und für den deutschen Thesaurus. Prof. Fr. Kluge gibt seiner Freude über den Vortrag Ausdruck. Das O. E. D. sei von viel größerer Bedeutung als das Grimmsche Wörterbuch, es sei das große Vorbild für alle künftigen lexikographischen Arbeiten. Auch die Arbeiten am lateinischen Thesaurus fußen darauf. Im Gegensatz zu dem gestrigen Vortrag von Geh. Rat Diels möge der

1) Der Vortrag wird vollständig in der Zeitschrift für romanische Philologie erscheinen.

2) Der Vortrag wird vollständig in Fr. Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung erscheinen.

Vortragende den Eindruck mit nach Hause nehmen, daß das große griechische Wörterbuch, welches die englische Akademie plane, in Deutschland auch als möglich angesehen und seine Ausführung erhofft werde.

Es folgte der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Creizenach (Krakau) über **Hamletphilologie.**

Darin wird, ausgehend von einer Erörterung des Verhältnisses der philologischen und ästhetischen Hamleterklärung, die Frage behandelt, was wir noch von der Hamlettragödie vor Shakespeare wissen können, und die Ansicht besprochen, daß in der Quartoausgabe von 1603 Spuren eines dem früheren Hamletdrama näherstehenden älteren Entwurfes zu erkennen seien.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober 1905, $8^1/_2$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wendt.

Herr Privatdozent Dr. H. Spies (Berlin) sprach über: 1. **Ein lexikographisches Experiment — der Wortschatz von John Gowers *Confessio Amantis* in Zettelform katalogisiert. — 2. Das Mätznersche Wörterbuch.**

Ausgehend von der Tatsache, daß an mittelenglischen Spezialwörterbüchern direkter Mangel herrsche, daß die den Ausgaben beigegebenen Glossare höchstens die Eigennamen vollständig enthielten, im übrigen aber viel zu wenig Belege, die oft noch nicht einmal charakteristisch sind, böten, hebt der Vortragende in der Einleitung den Wert einer großen Belegzahl für sprachliche und literarhistorische Zwecke hervor. Ein Wörterverzeichnis in der denkbar ausführlichsten und für die praktische Benutzung bequemsten Form stellt der der Versammlung vorgeführte Gower-Thesaurus dar, der den Wortschatz der *Confessio Amantis* auf etwa 200000 Zetteln katalogisiert. Anlaß hierzu bot die nähere Beschäftigung mit John Gower, deren Resultate in verschiedenen Aufsätzen und Besprechungen (Englische Studien 28, 161 ff., 32, 251 ff., 34, 169 ff., 35, 104 ff.) niedergelegt sind Die Katalogisierung des Wortschatzes geschah in der Weise, daß eine Anzahl Verse (bis zu acht auf einmal) mit Hektographentinte abgeschrieben und so viel mal vervielfältigt wurde, als die betreffenden Verse Wörter enthielten. Auf jedem Zettel wurde ein Wort unterstrichen und es gilt ein Zettel für das unterstrichene Wort. Häufig vorkommende Redewendungen wie *in the same wise, but nathelees* usw. wurden als ein Ganzes genommen und nach einem bestimmten Prinzip eingereiht. Ebenso

wurden die Zusätze in der dritten, der sog. Staffordversion der *Confessio Amantis* äußerlich kenntlich gemacht. Die sich ergebende Zettelmenge wurde sodann mit Hilfe eines Kastens von 276 Fächern nach Wortklassen, innerhalb dieser nach dem Alphabet, bei den einzelnen Wörtern wieder nach den Formen (Singular vor Plural, Präsens vor Präteritum usw.) geordnet und in einem 51 Kasten enthaltenden Schrank zur Aufstellung gebracht. — Übergehend zu dem Zweck des Gower-Thesaurus hebt der Vortragende dessen Notwendigkeit für die bei der Länge der Dichtung und dem Umfang der Überlieferung besonders schwierige textkritische Arbeit hervor und betont die Nützlichkeit für lexikographische und andere Fragen: genaue Feststellung des Umfangs des Wortschatzes der *Confessio Amantis*, auch rücksichtlich der Herkunft der Wörter, Häufigkeitsgebrauch einzelner Wörter, die Möglichkeit alle an das Wort geknüpfte Fragen sofort zu entscheiden, Kontrolle wissenschaftlicher Arbeiten usw. — Schließlich erwägt der Vortragende die Möglichkeit, ähnliche Arbeiten für Chaucer oder auch für die gesamte altenglische Literatur zu unternehmen.

Weitere Ausführungen desselben Redners betrafen das im Weidmannschen Verlage zu Berlin erscheinende Mätznersche Wörterbuch (Altenglische Sprachproben nebst einem Wörterbuch von E. Mätzner und H. Bieling), dessen Beendigung vom Vortragenden übernommen ist. Dieser warf einen Rückblick auf die Geschichte des Wörterbuchs, berichtete über die zum Zweck einer schnellen Beendigung getroffenen Maßnahmen unter Hinweis auf einen kürzlich erfolgten Aufruf sowie die zum Zweck der Sammlung von Belegen für die Buchstaben N—Z aufgestellten Grundsätze und forderte zu tatkräftiger Mitarbeit, zu der sich bisher bereits 25 Herren erboten hatten, auf.

In der sich anschließenden Debatte hob Dr. Bradley (Oxford) die Wichtigkeit des „Mätzner" für das New English Dictionary hervor, während Universitätsprofessor Dr. Holthausen (Kiel) die Unentbehrlichkeit für das Studium der gesamten englischen Sprachgeschichte, insbesondere für die mittelenglische Literatur, betonte.

Darauf hielt den letzten Vortrag Herr Dr. Hecht (Berlin) über: **Der gegenwärtige Stand der Balladenkritik.**[1])

Als Francis J. Child starb, befand sich der textliche Teil seiner Ausgabe der English and Scottish Popular Ballads in mustergültiger Ordnung, es fehlte aber — ein unersetzlicher Verlust — die geplante Einleitung des Großmeisters der englischen

1) Der Vortrag wird vollständiger in den Englischen Studien veröffentlicht werden.



Balladenkunde, in der er ohne Zweifel zu den mit der Geschichte und der Kritik der englisch-schottischen Balladen verbundenen Fragen Stellung genommen haben würde. Diese Aufgabe fiel nun der Nachfolge zu. Wie hat sie mit dem Childschen Erbe geschaltet?

Die Lager scheiden sich ziemlich deutlich in ein amerikanisches und in ein englisches, während die deutsche Forschung eine bezeichnende Sonderstellung einnimmt. Auf die Seite der Amerikaner treten insbesondere englische Folkloristen wie Andrew Lang (vgl. seinen Aufsatz in Chambers-Patrick, Cyclopaedia of English Literature, I, S. 520 ff.)

Übereinstimmung herrscht im großen und ganzen in der Erkenntnis, daß die Balladen eine Einheit von Dichtungen bilden, die sich kraft ihrer Überlieferung und gewisser ihnen eigentümlicher stilistischer Merkmale unverkennbar als Sondergattung abhebt. Die Schwierigkeit ihrer Beurteilung entsteht aus der späten und mangelhaften Überlieferung, deren Folge das reichliche Eindringen fremder Elemente war. Hieraus ergab sich eine Frage prinzipieller Natur: wie haben wir uns den Ursprung der schottisch-englischen Balladen vorzustellen? Handelt es sich um Volksdichtung mit Hinzufügung gewisser individueller Elemente, oder um Kunstdichtung, die schließlich vom Volke aufgenommen und zurechtgesungen wurde? Wenn Volksdichtung, wie hat man sich ihre Entstehung in England bzw. Schottland vorzustellen? Wenn Kunstdichtung, wer waren ihre Schöpfer und Träger? Also eine Frage, die nicht nur in England, sondern auch z. B. hinsichtlich der deutschen Volkspoesie lebhaft erörtert wurde.

Der Amerikaner Francis B. Gummere hat, nach mehreren Vorstudien[1]), unter Heranziehung reichen volkskundlichen Materiales, der Untersuchung dieser Ursprungsverhältnisse sein umfassendes Werk The Beginnings of Poetry, Newyork und London 1901, gewidmet, in dem er das Wesen der Poesie als einer sozialen Einrichtung behandelt. Es gelingt ihm (auch für England) das einstmalige Vorhandensein einer Produktionsstufe glaubhaft zu machen, auf der zur Entstehung eines Liedes (einer Ballade) soziale und geistige Übereinstimmung mehrerer, eine homogene Volks-

---

1) Nämlich: die Einleitung zu seinen Old English Ballads, Boston 1894, und seine Aufsätze The Ballad and Communal Poetry in dem Child Memorial Volume of Studies and Notes in Philology and Literature, Boston 1896, und Primitive Poetry and the Ballad, in Modern Philology, I, Chicago 1903—1904. Ihm schließt sich auch G. L. Kittredge in der Einleitung zu der verkürzten Ausgabe des Childschen Werkes an (Boston und Newyork 1904, London 1905).

gruppe, nicht persönlich-künstlerischer Wille eines einzelnen, von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sein müsse. Als letzte Zeugnisse für eine so beschaffene Produktionsstufe nimmt Gummere in den englisch-schottischen Balladen in Anspruch: den Refrain; die einfache und gesteigerte Wiederholung einzelner Formeln, Zeilen und Strophen; das gänzliche Fehlen subjektiver Gefühlskundgebungen und damit zusammenhängend die große Schlichtheit, Lebenswahrheit und Unmittelbarkeit der Sprache — der Stil wird als Ausdruck einer sozialen Beschaffenheit gefaßt. Gleichgültig ist dabei, ob bei der Ausbildung eines bestimmten Textes ein dichterisch besonders begabtes Mitglied der Volksgemeinschaft hervorragend betätigt war. Nur mußte der einzelne und sein Werk stets wieder von der Gesamtheit aufgenommen werden.

Anderseits betonen englische Literarhistoriker wie Courthope[1]), Henderson[2]), Gregory Smith[3]) und Millar[4]) die Notwendigkeit individueller Urheberschaft aus literarischen Kreisen, d. h. sie leugnen das Bestehen eines prinzipiellen Unterschiedes zwischen Volksdichtung und Kunstdichtung. Als Dichter der Balladen nennt Courthope die 'minstrels'; Henderson denkt an die 'makaris'; Smith bezeichnet sie als einen literarischen Restbestand, ein rechauffé, gewisser mittelalterlicher literarischer Formen, und ihm schließt sich im wesentlichen Millar an. Mit diesen wenig glücklichen Erklärungsversuchen verbindet sich das Bestreben, auch in der ästhetischen Beurteilung der Balladen neue Saiten aufzuziehen, der, wie sie glauben, allzu romantischen Beurteilung engere Schranken zu setzen.

Solchen Gegensätzen gegenüber macht sich das Fehlen einer kritischen Sichtung des wirklich vorhandenen Materials doppelt fühlbar. Den Weg dazu hat Brandl in seiner Wiederherstellung des ursprünglichen Johnie Cock gewiesen.[5]) Der Vortragende erläutert die Anwendbarkeit des Verfahrens durch das Beispiel des Sir Patrick Spence. Erst auf Grund einer auf diese Weise durchgeführten Reinigung wird sich eine Darstellung des Balladenstils in höherem Sinne ermöglichen lassen, und so weist das Balladenproblem auf eine Aufgabe hin, deren Lösung dem Problem selbst erneutes Interesse verleihen wird.

1) History of English Poetry, I, S. 426—468.
2) Scottish Vernacular Literature, S 335—385.
3) The Transition Period, S 180—211.
4) Literary History of Scotland, S. 181—200.
5) Zur Kritik der englischen Volksballaden in den Forschungen zur neueren Literaturgeschichte (Festgabe für Richard Heinzel), S. 51—75.

Indogermanische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905, um 2 Uhr.

Die bisherigen Obmänner, Herr Prof. Dr. Fritsch und Herr Prof. Dr. Wackernagel wurden zu Vorsitzenden, zu Schriftführern Herr Dr. Hermann und Herr Dr. Kappus gewählt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905, 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wackernagel.

Herr Prof. Dr. Wackernagel eröffnete die Sitzung und erteilte das Wort Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Bezzenberger zu seinem Vortrage über: **Die Entstehung der griechischen Verbalbetonung.**

Der Vortrag richtet sich gegen Wackernagels Erklärung der griechischen Verbalbetonung (Kuhns Zeitschr. 23, 457ff.) und ist in „Bezzenbergers Beiträgen" XXX, S. 167ff. erschienen. An der Debatte beteiligten sich die Herren Wackernagel, Osthoff, Solmsen, Hoffmann, Sütterlin.

Es folgt der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Bartholomae: **Läßt sich im Iranischen die Färbung der indogermanischen a-Vokale noch nachweisen?**

Das Thema wurde durch den Vortrag bestimmt, den F. C. Andreas 1902 beim 13. Orientalistenkongreß in Hamburg gehalten hat[1]) und der nunmehr auszugsweise in den „Verhandlungen" (S. 97 bis 106) vorliegt: „Die Entstehung des Awesta-Alphabets und sein ursprünglicher Lautwert". Andreas bestimmt darin eine Anzahl von Buchstaben des Awesta-Alphabets anders als bisher geschehen und kommt zu dem Schluß: Die durch paläographische Analyse gewonnenen neuen Lautwerte „liefern eine Fülle von Belegen für

1) Den Redner zu seinem Bedauern nicht hören konnte.

die Richtigkeit der seit langem von mir vertretenen Ansicht, daß die Sprache des Awesta und damit das Altiranische überhaupt noch die indogermanische Vokaltrias *a, e, o* besessen hat“. Redner erklärt, gegen die neue Bewertung der awestischen Zeichen keine Einwendungen erheben, sondern lediglich die Richtigkeit der gezogenen Folgerung nachprüfen zu wollen.

1. 𐬀, im Grundriß der Iran. Phil. durch *a* umschrieben, ist nach Andreas seinem Lautwert nach „in den meisten Fällen *e*, außerdem *a*. In vielen Fällen . . . ein bloßer Lückenbüßer für einen durch keine mater lectionis bezeichneten Vokal, der . . . ein dunkler war“. So läßt sich allerdings ein Aw. *yazata* ‘er verehrte’ direkt gleich indogerm. ˣ*i̯ag̑eto* setzen, aber bewiesen ist es damit nicht, daß die drei 𐬀, die das Wort enthält, der Reihe nach *a, e* und *o* zum Ausdruck bringen sollen.

2. 𐬁, im Grundriß *ā*, hat nach Andreas den „Lautwert *ē, ā,* erscheint aber oft als Lückenbüßer für dunkles *ā*“. Es gilt das unter 1. Gesagte.

3. 𐬃, im Grundriß *å*, dient nach Andreas „zur Bezeichnung von *ō* (vielfach indogerm. *ō*)“. Es ist richtig, daß wir den Laut öfters da finden, wo indogerm. *ō* stand; z. B. *åŋhō* — lat. *ōris, barånte* — griech. *φέρωνται*. Aber unter gleichen äußeren Bedingungen, in der Stellung vor *ŋh* und *nt,* erscheint der gleiche Laut auch für indogerm. *ā* und *ē*; z. B. *åŋha* — griech. *ἦα*, *yåŋhąm* — lat. *e-ārum, vånti* ‘sie wehen’ — griech. *ἄημι*. Die Vokalfärbung im Awestischen hängt also nicht von der indogermanischen ab.

4. 𐬄, im Grundriß *ą*, dient nach Andreas „zur Bezeichnung von *ōn*, dann auch von *ō* vor Nasalen; erst sekundär ist die Verwendung für *on, un*“. Auch hier gilt vielmehr: das Auftreten des Lautes hängt nicht von der indogerm. Vokalqualität, sondern allein von der Stellung ab. *nąma* ist lat. *nōmen, vāt-ąm* ‘der Winde’ griech. *δόμ-ων*, *tąs-ča*, griech. *τόνς* (*τε*), aber ebenso haben wir *dąma* — griech. *ϑῆμα*, *d-yąm* — griech. *ϑε-ίην*, *tąm* — griech. *τᾶν*, *ązō* — lat. *angus-tus*, *mąϑrō* — griech. *μέντωρ*.

5. Zu 𐬌 = *i* bemerkt Andreas: „Hinter Palatalen ist 𐬌 in einigen Fällen die mater lectionis für *e*, und zwar ein indogermanisches *e*, das in einem Ablautsverhältnis zu *o* steht, z. B. in *sčend-skondo* u. a.“ Andreas meint damit die awestischen Wörter *sčindaya* ‘zerbrich’ und *skəndəm* ‘Bruch’. Es ist möglich, daß im ersten Wort ein indogerm. ˣ*skend-*, wahrscheinlich, daß im zweiten ein indogerm. ˣ*skond°* steckt. Aber wiederum ist das Auftreten des *i* ganz allein durch die Stellung — zwischen Palatallaut und Nasal — bedingt und ohne jeden Zusammenhang mit der ur-

sprachlichen *a*-Färbung; das lehren *yim* — griech. ὄν, *hacinte* — griech. ἕπονται, *vāčim* — griech. ὄπα, lat. *vōcem*, worin indogerm. *m̥* enthalten ist.

6. ɛ, ɟ, im Grundriß *ə*, *ə̄* sollen sicher, trotz Justi Indogerm. Forsch. Anz. 17.100, dumpfe *a*-Vokale zur Darstellung bringen, nach Andreas *o*, *ō*. Aber auch ihr Erscheinen hängt allein von der Umgebung ab. So entsprechen sich zwar *təm*, *tə̄m* — griech. τόν, *barənte* — griech. φέρονται, aber auch *fəras-ə̄m* — griech. χώρ-αν, *h-yə̄m* — griech. ε-ἴην, *əvistō* — griech. ἄϝιστος, got. *unwis*, mit indogerm. *n̥*.

Der Andreassche Beweis kann sonach ganz und gar nicht für gelungen gelten. Gegen seine Annahme spricht auch die Transskription altiranischer Wörter, besonders der Namen durch die Griechen. So erscheint z. B. das dem lat. *equos* entsprechende Wort immer mit *a* in der ersten Silbe: Χοάσπης, Ἀσπαμίτρης, und in der Kompositionsfuge schreiben die Griechen, die doch selber *o* hatten, fast immer α: Ἀρταξέρξης, Βαγαπάτης. Besonders bemerkenswert ist die Ersetzung des Wortes für 'Gott' am Anfang von Kompositen durch μεγα, z. B. in Μεγάβυζος — apers. *Bagabuxšaʰ*. Darauf konnten sie doch nur dadurch kommen, daß sie eben in der zweiten Silbe *ga* hörten — nicht aber *go* —, wodurch sie an ihre Komposita wie μεγάθυμος usw. erinnert wurden.

An der Debatte beteiligten sich die Herren Osthoff, Bezzenberger, Hoffmann, Wackernagel, Sütterlin.

Den letzten Vortrag hielt Herr Oberlehrer Dr. Hermann: **Die Rekonstruktion als Grundlage der indogermanischen Sprachwissenschaft.**[1])

Ausgehend von dem Widerspruch, daß sprachliche Neuerungen auf einem Sprachgebiet sich bis zu verschiedenen Grenzen ausdehnen, daß aber die von uns rekonstruierten indogerm. Laute als über das ganze Gebiet der indogerm. Ursprache ausgedehnt gedacht werden, wies Redner an zwei fingierten Beispielen nach, daß wir mit unserer Rekonstruktionsmethode jedesmal zu einem einheitlichen Ansatz kommen. Da die Resultate aus den fingierten Beispielen den Lauten der üblichen Ansätze widersprechen, muß die Methode unrichtig sein. Der logische Fehler bei dem Rekonstruieren liegt darin, daß wir die unbewiesene Voraussetzung machen, wir müßten mit Hilfe der durch eine Lautgleichung gegebenen verschiedenen Laute die indogerm. einheitlichen Laute wiederfinden, aus denen die Laute der Einzelsprachen entstanden

---

1) Der Vortrag wird in erweiterter Gestalt in Bezzenbergers Beiträgen erscheinen.



sind. Wenn trotz dieser Fehler zum großen Teil richtige Resultate erzielt werden, liegt das nur daran, daß sich die indogerm. Sprachen noch nicht so sehr weit von der gemeinsamen Wurzel entfernt haben. Will man den logischen Fehler vermeiden, so muß man zunächst von einer Einzelsprache aus zu einem älteren Lautbestand vorzudringen suchen. Der Vortragende veranschaulicht dies an mehreren Beispielen aus dem Griechischen und stellt dabei jedesmal die Art der Schlußfolgerungen und die Wahrscheinlichkeit der erschlossenen Laute fest. 1. Auslautendes *m* läßt sich vom Griechischen aus erschließen für Wörter wie *χθών*, *ἕν* mit Hilfe von *χθαμαλός*, *μία*; andere vorurgriechische *-m* (d. h. *-m* in dem indogerm. Dialekt, aus dem sich das Griechische gebildet hat), wie in der Akkusativendung lassen sich erst durch die Vergleichung mit Arisch und Italisch gewinnen. 2. Nasalis sonans kann man ebenso für das Vorurgriechische aus dem Wechsel der Akkusativendung *α : ν*, dem von *αται*, *ατο : νται*, *ντο*, *ας : νς* und aus den Parallelen *μέμαμεν*, *παθεῖν : μέμονα*, *πέπονθα* gegenüber *ἴσμεν*, *λιπεῖν: οἶδα*, *λέλοιπα* finden. Bei isolierten Wörtern wie *ἑκατόν* braucht man wieder die anderen Sprachen. Vorurgriechisch *-m* ist aber darum wahrscheinlicher als vorurgriechisch Nasalis sonans, weil letztere in keiner indogerm. Sprache erhalten ist. 3. Media aspirata ist aus dem Griechischen allein nicht erschließbar; der Ansatz, der für das Vorurindische selbstverständlich ist, kann also im Vorurgriechischen leicht einen Fehler enthalten. 4. Die Gutturalfrage ist in der verschiedensten Weise angepackt worden, eine reinliche Lösung ist nicht gefunden worden. Da nun die Rekonstruktion einheitlicher Laute aus dem vorhandenen Material heraus nur eine der unzähligen Möglichkeiten darstellt und der Versuch, mit dieser Möglichkeit zu einem sicheren Resultat zu gelangen, mißlingt, scheint es angebracht, bei den Gutturalen auf die Erschließung der indogerm. Einheitslaute zu verzichten. — So ergeben sich bei allen Rekonstruktionen verschiedenartige Wahrscheinlichkeiten. Diese genau festzustellen ist durchaus erforderlich. Der Vortragende verlangt daher eine Revision aller Rekonstruktionen.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Sütterlin, Solmsen, Thumb, Hoffmann, Osthoff, Meltzer, Wackernagel.

Der Vorsitzende verliest ein Telegramm des Herrn Prof. Kretschmer in Wien, worin dieser sein Bedauern ausspricht, an der Versammlung nicht teilnehmen zu können, und der indogermanischen Sektion seine besten Grüße sendet. Auf Antrag des Herrn Prof. Wackernagel wird beschlossen, Herrn Prof. Kretschmer telegraphisch zu danken.

Orientalische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905, $1^1/_2$ Uhr.

Vorsitzender: Herr Senior D. Behrmann.

Zu Vorsitzenden wurden Herr Senior D. Behrmann und Herr Prof. Dr. Hultzsch erwählt, zu Schriftführern die Herren Prof. Dr. Steuernagel und Dr. Hertel.

Herr Oberlehrer Dr. J. Hertel (Döbeln) hielt seinen Vortrag:

Über einen südlichen „textus amplior" des Pañcatantra.[1])

Dr. Hertel berichtet über eine südindische, in einer einzigen Handschrift überlieferte Rezension des Pañcatantra, die einen stark interpolierten Text des als „Südliches Pañcatantra" bezeichneten Auszuges enthält. Diese Fassung ist der umfangreichste von allen Pañcatantra-Texten. Aus der Sprache ergibt sich, daß den neuen Erzählungen südindische, in Volkssprachen abgefaßte Pañcatantra-Fassungen zugrunde liegen. Daraus, daß der Verfasser seine Erweiterung auf den Auszug basiert, ergibt sich, daß er, dessen Tendenz größte Vollständigkeit war, keinen vollständigen Text kannte. Soweit sich jetzt beurteilen läßt, ist im Süden kein vollständiges Pañcatantra vorhanden gewesen; ebenso fehlt es in Bengalen. Die Jaina-Rezensionen haben aus Sāradā-Fassungen (Tantrākhyāyika) geschöpft. Aus inneren Gründen ergibt sich, daß die Urheimat des Pañcatantra Kas'mīr ist.

Herr Prof. Hultzsch knüpfte an den Vortrag einige Bemerkungen an, in denen er besonders auf die langjährigen und umfassenden Handschriftenforschungen des Vortragenden aufmerksam machte.

Sodann sprach Herr Dr. med. et phil. Kotelmann (Hamburg):

Über die Augenkrankheit, an welcher Paulus in Galatien litt.

1) Der Vortrag wird in erweiterter Form mit einem Auszug aus dem erwähnten südlichen *Textus amplior* im LX. Bande der Zeitschr. der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erscheinen.

Wie bekannt, ist der Apostel Paulus auf seiner ersten Reise durch Galatien genötigt gewesen, wegen Krankheit dort Aufenthalt zu nehmen, und diesen Aufenthalt hat er zur Verkündigung des Evangeliums benutzt. Welche Krankheit ihn zurückgehalten hat, wird unter Bezugnahme auf Gal. 4, 13—15 und 2 Kor. 12, 7 sehr verschieden erklärt. Während die einen nur ganz allgemein von einem leiblichen Übel sprechen, haben andere bestimmtere Angaben gemacht. So denkt eine Anzahl älterer Exegeten an Kopfschmerz, Ramsay an einen Fieberanfall, Herzog an Neurasthenie mit periodischen Nervenschmerzen, Wedel an hypochondrische Melancholie und Berthold sogar an Hämorrhoiden. Gegen alle diese Ansichten aber spricht schon, daß nach Gal. 4, 14 das Leiden des Paulus seinen Anblick abstoßend machte, was bei keiner der angeführten Krankheiten zutrifft.

Auch die verbreitetste Hypothese, nach welcher der Apostel Epileptiker war, läßt sich nicht halten. Krenkel beruft sich für dieselbe auf das *οὐδὲ ἐξεπτύσατε*, Gal. 4, 14, da *ἐκπτύειν* der technische Ausdruck für das schadenabwendende Verfahren beim Anblick eines Epileptischen sei. Nun aber suchte man sich nicht nur bei Epilepsie, sondern auch bei Tobsucht durch Ausspeien gegen Ansteckung zu schützen und ebenso gegen den schlimmen Einfluß des bösen Blickes und der fascinationes. Ferner paßt weder der *σκόλοψ* noch das *κολαφίζεσθαι* 2 Kor. 12, 7 zur Epilepsie. Denn ein stechender Schmerz wie von einem Dorn im Fleische kommt bei ihr nicht vor, und der Ausdruck „geohrfeigt werden" ist für das plötzliche Hinstürzen und die erschütternden Krämpfe des Epileptischen nicht kräftig genug. Mit Recht bemerkt außerdem Heinrici, daß es schwer verständlich sei, wie die Galater Paulum, wäre er Epileptiker gewesen, wie einen Engel Gottes, ja wie Christum Jesum hätten aufnehmen können, da Fallsucht bei den Juden als teuflische Besessenheit, bei den Griechen und Römern als besondere Strafe der Gottheit galt. Vor allem aber läßt sich der Ekstasenbericht 2 Kor. 12,1—10 mit Epilepsie nicht vereinigen, insofern sich hier der Apostel erinnert, „daß er entrückt worden sei in das Paradies und unaussprechliche Worte gehört habe, welche zu sagen einem Menschen nicht erlaubt sei". Zu dem typischen Bilde eines epileptischen Anfalls nämlich gehört, daß das Bewußtsein erlischt und daher jede Rückerinnerung an das während des Anfalls Erlebte fehlt.

Ich halte es deshalb für zutreffender als Krankheit des Paulus ägyptische Augenentzündung anzunehmen. An ein Augenleiden haben auch schon Schott und Lomler gedacht, indem sie es mit der Blendung bei Damaskus in Zusammenhang bringen. Allein die dadurch entstandene Blindheit währte nur wenige Tage, sonstige

Folgekrankheiten aber pflegen sich nach Blendung nicht einzustellen. Krenkel glaubt daher, daß das Augenleiden des Paulus durch Epilepsie erzeugt sei. Gegen die angebliche Fallsucht des Apostels aber habe ich mich bereits vorher gewandt. Außerdem müßte Krenkel erst noch nachweisen, welche chronische Augenkrankheit durch Epilepsie hervorgebracht wird, da nur akute Sehstörungen bei ihr vorkommen; daß aber das Leiden des Paulus ein chronisches war, geht aus 2 Kor. 12, 7—9 hervor.

Mit der Annahme dagegen, daß Paulus an ägyptischer Augenentzündung gelitten habe, lassen sich sämtliche Angaben über seine Krankheit vereinigen. Zunächst schon das *ἐδόθη μοι σκόλοψ τῇ σαρκί*; denn bei ausgeprägter Granulose hat der Kranke das Gefühl, als ob sich ein Fremdkörper in seinem Auge befände. Aber wie stimmen die weiteren Worte: *ἐδόθη μοι ἄγγελος σατᾶν, ἵνα με κολαφίζῃ, ἵνα μὴ ὑπεραίρωμαι* zu Granulationen, da ein heftigerer Schmerz wie von einer Ohrfeige bei ihnen nicht auftritt? Das tertium comparationis aber ist hier gar nicht der Schmerz, sondern das Beschimpfende, das ein Backenstreich hat. Daran konnte der Apostel um so eher denken, als sein Leiden ja ein Gegengewicht gegen Überhebung wegen seiner Visionen sein sollte. In der Tat aber hat die ägyptische Augenentzündung, namentlich wenn sie chronisch auftritt, etwas Erniedrigendes, weil Abstoßendes und Abschreckendes. Deshalb konnte es Paulus den Galatern wohl als Zeichen besonderer Liebe anrechnen, daß sie seine Krankheit nicht geringschätzig beurteilten: *καὶ τὸν πειρασμόν μου τὸν ἐν τῇ σαρκί μου οὐκ ἐξουθενήσατε.* Wenn er unmittelbar darauf aber fortfährt: *οὐδὲ ἐξεπτύσατε*, so erklärt sich dies daraus, daß die Granulose in hohem Grade ansteckend ist und man sich daher auch vor ihr durch Ausspeien zu schützen gesucht haben wird.

Bei längerem Bestehen derselben leidet zugleich das Sehvermögen meist beträchtlich. Darum waren die Galater bei ihrer überschwenglichen Liebe zu dem Apostel bereit, ihm womöglich ihre gesunden Augen zu opfern, wie er rühmt: *μαρτυρῶ γὰρ ὑμῖν ὅτι εἰ δυνατὸν τοὺς ὀφθαλμοὺς ὑμῶν ἐξορύξαντες ἐδώκατέ μοι.*

Auf die mangelhafte Sehkraft des Paulus weist ferner der Umstand hin, daß sie zwar noch ausreichte, die grobe Arbeit der Anfertigung von Zelttuch zu verrichten, allein nicht mehr, um längere Briefe zu schreiben. Er pflegte sie deshalb zu diktieren und nur am Schlusse einige Sätze mit eigener Hand hinzuzufügen, um die Briefe damit als echt zu bezeugen. Diese Sätze aber waren seiner schwachen Augen wegen mit großen Buchstaben geschrieben, wie wir denn im Galaterbriefe lesen: *Ἴδετε πηλίκοις ὑμῖν γράμμασιν*

ἔγραψα τῇ ἐμῇ χειρί. Denn daß *πηλίκος* wie groß und nicht etwa wie viel heißt, daß ferner die Größe der Buchstaben nicht aus Ungeübtheit im Griechischschreiben erklärt werden kann, darüber ist die Mehrzahl der neueren Exegeten sich einig.

Zum Schluß sei auch noch darauf hingewiesen, wie mancherlei Umstände die Entstehung der ägyptischen Augenkrankheit bei Paulus begünstigten. Sein Körper war klein und zart und einer Infektion daher leichter zugänglich. Raffael hat ihn zwar als imposante Gestalt auf die Stufen des Areopag gestellt, allein die alten Abbildungen zeigen ihn unansehnlich und gebückt. Dazu stimmt, was die Korinther über ihn sagten: *ἡ δὲ παρουσία τοῦ σώματος ἀσθενής* und sein Erlebnis in Lystra, wo ihn das Volk für den kleinen, aber beredten Hermes, seinen stattlichen Gefährten Barnabas dagegen für Zeus hielt. Zudem lebte er in materieller Beziehung schlecht, indem er keine Entschädigung für seine apostolische Tätigkeit nahm, es sei denn, daß man ihm unaufgefordert eine Gabe zusandte. Er fastete, hungerte und durstete, war mangelhaft gekleidet und litt überhaupt Not. Zugleich überanstrengte er sich, da er mehr als alle anderen Apostel arbeitete.

Auch seine Augen konnten wohl angegriffen sein. Er hatte viel studiert, reichlich Tränen vergossen, angestrengt als Handwerker selbst des Nachts gearbeitet und auch für seine Predigt die Nacht zu Hilfe genommen. Nicht minder werden die staubigen Fußwanderungen und Ritte, die er durch die Wüste, durch Arabien, Palästina, Phönizien, Syrien, Kleinasien, Mazedonien und Griechenland unternahm, sowie die wiederholten Schiffbrüche, bei denen er einmal sogar Tag und Nacht auf der salzigen Tiefe zubrachte, seinen Augen geschadet haben. Hervorgehoben seien endlich noch die in Palästina starke Sonnenstrahlung, die oft beträchtliche Hitze, die bedeutenden Schwankungen zwischen Tages- und Nachttemperatur und die im Orient herrschende große Unreinlichkeit. Denn durch dies alles wird leicht Katarrh der Bindehaut erzeugt und damit der ägyptischen Augenentzündung der Boden bereitet.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905, 9 Uhr 20 Min.

Vorsitzender: Senior D. Behrmann.

Den ersten Vortrag hielt Herr Prof. Dr. C. Steuernagel (Halle): **Über die Ausgrabungen des Deutschen Palästinavereins 1903—1905 auf dem Tell-el-mutesellim in Galiläa.**

Der Vortragende berichtet über die Ergebnisse der Ausgrabungen, die der Deutsche Palästinaverein von 1903—1905 auf dem Tell-el-mutesellim, der Ruinenstätte des alten Megiddo, veranstaltet hat. Es sind bis jetzt sieben bis acht Bauschichten sicher nachgewiesen, der Fels jedoch noch nirgends erreicht, obwohl die Grabungen an einer Stelle über 20 m in die Tiefe gegangen sind. Von den Bauten der verschiedenen Schichten schilderte der Vortragende besonders eine dem 3. Jahrtausend angehörende Umfassungsmauer, zwei ägyptische gewölbte Grabkammern aus dem 20. Jahrhundert, eine große Burganlage des 2. Jahrtausends (interessant besonders durch die Gräberfunde, zwei Beispiele von Fundamentopfern, und durch gut erhaltene Kultstätten), ferner Kultstätten, Torbauten, eine Schmiede und einen Palast der Zeit von 1200—900, und eine Burg mit Tempelanlage etwa des 8. Jahrhunderts.

Von den Einzelfunden verdienen besondere Beachtung die keramischen, die gestatten, die Geschichte der Keramik Megiddos für etwa zwei Jahrtausende ziemlich lückenlos zu schreiben, und die besonders mykenischen und cyprischen Einfluß aufweisen. Eisenfunde finden sich erst seit der dritten Schicht (etwa 1200—900). Neben einigen babylonischen Siegelzylindern sind zahlreiche ägyptische und phönizische ägyptisierende Skarabäen und zwei Siegel mit althebräischer Inschrift (Schemaʿ- und Asaphsiegel) gefunden.

Der Vorsitzende regte an, die beiden noch auf der Tagesordnung stehenden Vorträge auf den 5. Oktober zu verschieben. Auf den Widerspruch von Herrn Prof. Kautzsch, dem die Versammlung beistimmte, wurde diese Anregung abgelehnt. Aus Zeitmangel mußte auf eine Diskussion des Vortrages von Prof. Steuernagel verzichtet werden.

Es folgte der Vortrag des Herrn Prof. Dr. M. Lidzbarski (Kiel): **Über die Namen der Alphabetbuchstaben.**[1])

Redner hebt hervor, daß man bisher bei den Versuchen, die Bedeutung der Buchstabennamen zu ermitteln, sich zu sehr an die überlieferten Formen gehalten habe. Die Namen hätten aber zum Teil starke Veränderungen durchgemacht. Bei einigen Buchstaben lägen die ursprünglichen Namen überhaupt nicht mehr vor, sondern seien durch andere Wörter mit gleichem Anlaut ersetzt. Bei anderen sei zwar der alte Name geblieben, aber die Schreibung sei nicht mehr die ursprüngliche, sondern nur eine phonetische Wiedergabe

1) Der Vortrag erscheint ganz in der Ephemeris für semitische Epigraphik, Bd. II, S. 125ff.

aus späterer Zeit, als die Formen bereits abgerieben und abgenutzt und die Bedeutung der Zeichen wie der Namen in Vergessenheit geraten war. Um bei den Namen das Ursprüngliche zu ermitteln, müsse man zuvörderst die Bedeutung der Bilder, mit Heranziehung antiker Darstellungen, festzustellen suchen, da die Bilder in den ältesten belegbaren Formen von den ursprünglichen nicht wesentlich abwichen. Redner erörtert dann besonders die Bedeutung der Namen Ṣade, Ṭēth, Qoph und Samekh, für die bis jetzt keine plausible Erklärung geboten worden sei. Das Zeichen Ṣade stelle eine Treppe dar, und danach sei der Name von צעד abzuleiten. Ṭēth sei das Bild eines (geschnürten) Paketes, und der Name sei ursprünglich phön. *tᶜēth* = hebr. *טְעֵנָה. Qoph sei das Bild eines Helmes oder einer Kappe, und der Name sei phön. *qobᶜ* = hebr. קוֹבַע. Samekh sei ein Baum oder Zweig und der Name sei ursprünglich vom Stamme סבך, bzw. שׂבך gebildet. (Im Phönizischen wird auch שׂ als ס geschrieben.)

Den Schluß machte der Vortrag des Herrn Direktor Dr. A. Kümmel (Barmen): **Vorzeigung und Erklärung eines Reliefs von Jerusalem.**

In die Liste der Teilnehmer haben sich 15 Mitglieder eingetragen.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905
nachmittags $1^1/_2$ Uhr.

Vorsitzender: Direktor Prof. Dr. A. Thaer (Hamburg).
Schriftführer: Cand. R. Ützmann (Hamburg).

Vortrag von Herrn Prof. Dr. H. Schubert (Hamburg): **Die Probleme der Ganzzahligkeit in der algebraischen Geometrie.**

Der Vortragende hebt aus dem Inhalt seines Festschriftbeitrags einige wesentliche Punkte hervor. Beispielsweise gibt er eine Methode an, um für jedes n alle n-Ecke zu finden, die einem Kreise einbeschreibbar sind, und bei denen alle Seiten ganzzahlig sind, der Inhalt ganzzahlig wird und außerdem noch alle Diagonalen und alle Diagonalteile ganzzahlig werden, Polygone, die er heronische nennt. Über jedem solchen heronischen Polygone lassen sich unzählig viele gerade Pyramiden errichten, deren Seitenkante, deren Volumen und Umkugel-Radius rational werden. Von den Problemen, die der Vortragende als unlösbar bewiesen hat, sei hervorgehoben, daß es keine Dreiecke gibt, die außer drei ganzzahligen Seiten und drei rationalen Höhen auch drei rationale Transversalen hätten, während die Methoden des Vortragenden leicht unzählig viele Dreiecke ergeben, in denen außer den drei Seiten und den drei Höhen auch die drei Winkelhalbierenden rational werden.

Vortrag von Direktor Dr. F. Bohnert (Hamburg): **Physikalische Schülerübungen auf der Mittelstufe der Realanstalten.**[1])

Redner bespricht einleitend die Vorzüge der physikalischen Schülerübungen, weist auf ihre zunehmende Ausbreitung in den Oberklassen neunstufiger Schulen hin und erhebt und begründet die

---

1) Der Vortrag erscheint in der Zeitschrift: „Natur und Schule“.

Forderung, diese Übungen schon in den physikalischen Anfangsunterricht der Realschulen, in die Klassen 1 und 2 derselben einzuführen. Er berichtet über einen dahingehenden Versuch, den er im Sommerhalbjahr 1905 an den mit diesen Klassen gleichwertigen Tertien und Untersekunden der unter Leitung von Herrn Direktor A. Thaer stehenden Oberrealschule vor dem Holstentore in Hamburg gemacht hat. Die ausgeführten Übungen wurden genannt, die dazu notwendigen Hilfsmittel und Apparate, die in zehnfacher Ausführung vorhanden sind und ca. 550 M. kosten, wurden gezeigt. Die Notwendigkeit einer Einschränkung des Lehrstoffes zugunsten einer gründlicheren Durcharbeitung desselben wurde betont. Es wurde gezeigt, wie durch passende Verteilung der Physikstunden im Wochenplan, durch eine Teilung der Klasse in zwei Hälften von je 20 Schülern und durch Arbeit in Gruppen zu zweien bei gleichzeitiger Beschäftigung aller arbeitenden Schüler mit derselben Aufgabe, das Praktikum in organischen Zusammenhang mit dem theoretischen Unterricht gebracht und ohne Mehrbelastung der Schüler durchgeführt werden kann. Es folgten Bemerkungen über die am häufigsten von den Schülern beim Praktikum begangenen Fehler, über den Einfluß der Schülerzahl auf das Unterrichtstempo im Praktikum, über die Notwendigkeit einer sorgfältigen Ausbildung der Physiklehrer für diesen Unterrichtszweig und über die erreichbare Genauigkeit der Beobachtungen und Resultate in den Übungsstunden. Redner faßt den Inhalt seines Vortrags in folgenden Sätzen zusammen: Die Erfahrungen des Redners mit den Schülerübungen auf der Anfangsstufe des physikalischen Unterrichts ermutigen zur Einführung derselben. Für die sechsstufigen Realanstalten ist die Zahl der Übungen auf höchstens 30 anzusetzen. Sie müssen organisch in den theoretischen Unterrichtsgang eingegliedert werden und müssen auf ganz einfachen, übersichtlichen und gefahrlosen Beobachtungen beruhen. Sie sind so zu gestalten, daß jede Übung im Laufe einer Unterrichtsstunde bequem erledigt werden kann. Die Beobachtungen müssen quantitativ im unmittelbaren Anschluß an die Versuche ausgewertet werden, längere Rechnungen sind dabei zu vermeiden. Die Einführung komplizierender Korrektionen ist deshalb zu verwerfen; die Versuche sind vielmehr so einzurichten, daß sie auch ohne diese Korrektionen brauchbare Resultate geben. — Die Ausbildung der Lehrer, die diese Übungen leiten sollen, verlangt besondere Sorgfalt. Die Gewinnung der zum Praktikum erforderlichen Zeit ist, etwas guten Willen von der Anstaltsleitung vorausgesetzt, möglich. Eine Mehrbelastung der Schüler durch die Übungen findet nicht statt. Die Kosten derselben sind

für einigermaßen gut dotierte Anstalten erschwinglich. Die Bereitstellung eines besonderen Raumes für die Übungen ist notwendig. Durch die Nichterfüllbarkeit dieser Bedingung wird vorläufig vielfach die Einführung des Praktikums aufgehalten werden.

Dem Redner wird vom Jahre 1907 an in der seiner Leitung unterstellten Realschule in St. Georg-Hamburg ein besonderer Raum für physikalische Schülerübungen zur Verfügung stehen.

Im Anschluß an die Sitzung wurden die Räume und Sammlungen für den naturwissenschaftlichen Unterricht an der Oberrealschule vor dem Holstentore unter der Führung der Herren Dr. Schröder und Dr. Dörmer besichtigt.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober 1905.

Vorsitzender: Prof. Dr. Fr. Ahlborn (Hamburg).

Dr. Alex. Wernicke, Direktor der städtischen Oberrealschule und Professor an der Herzogl. Technischen Hochschule zu Braunschweig, hielt einen Vortrag: **Der Begriff der Formänderungsarbeit und seine Verwendung.**

Nachdem die Arbeit der Formänderung bei Zug und Druck, bei Schub, bei Biegung und bei Verdrehung gerader Stäbe bestimmt und ihre Beziehung zur äußeren Arbeit festgestellt worden war, wurde zunächst der Satz von Castigliano bewiesen, und zwar in folgender Form. Unter der Annahme, daß die Formänderungsarbeit ($\mathfrak{A}$) stets ein bestimmter Bruchteil $\left(\frac{1}{\nu}\right)$ der Arbeit der äußeren Kräfte (A) ist, gilt: Wenn die angreifenden Kräfte $P_1, P_2, \ldots P_n$ in ihrer Richtung bzw. die Verschiebungen $u_1, u_2, \ldots u_n$ zeigen, so ist

$$u_i = (\nu - 1)\frac{\partial \mathfrak{A}}{\partial P_i} \qquad (i = 1, 2, \ldots n).$$

Für den Sonderfall $\nu = 2$, welcher dem Gesetze von Hooke entspricht, gilt demnach

$$u_i = \frac{\partial \mathfrak{A}}{\partial P_i} \qquad i = (1, 2, \ldots n).$$

Diese Gleichungen sind äußerst fruchtbar bei Anwendungen mancherlei Art, namentlich um aus $P_1, P_2, \ldots P_n$ auf $u_1, u_2, \ldots u_n$ zu schließen und umgekehrt.

Als Beispiel für die Verwendung wurde die Durchbiegung eines am Ende belasteten Freiträgers bestimmt, ebenso die Durchbiegung eines Zweistützenträgers unter der Einzellast usw.

Namentlich leisten obige Beziehungen gute Dienste bei der Bestimmung von Reaktionen, welche als statisch-unbestimmte bezeichnet werden; für diese ist $u_i = 0$ und infolgedessen P_i bestimmbar. Als Beispiel wurden die Reaktionen für einen einerseits eingeklemmten und andrerseits unterstützten Träger abgeleitet, ebenso für einen beiderseits eingeklemmten Träger usw.

Sodann wurde aus dem Satze von Castigliano der Satz von Maxwell abgeleitet und dessen Bedeutung für die Einflußlinien mehrfach unterstützter (durchgehender) Träger an Beispielen erläutert.

An einige allgemeine Betrachtungen über die Formänderungsarbeit und die Bedeutung ihrer Minima schloß sich ein Überblick über weitere Verwendungen dieses Begriffes auf den verschiedensten Gebieten der Physik und Technik.

Die Betrachtungen wurden absichtlich möglichst elementar gehalten, da der Vortrag für den Schulunterricht in der Mathematik bzw. Physik auf ein interessantes Gebiet von Aufgaben hinweisen wollte. Infolgedessen wurde auch davon abgesehen, auf die sogenannte allgemeine mathematische Elastizitätslehre (Clebsch, Kirchhoff u. a.) zurückzugreifen, es wurde vielmehr von vornherein an die anschaulichen Sonderfälle angeknüpft, von denen der Techniker auszugehen pflegt. (Vgl. dazu Wernickes Lehrbuch der Mechanik I, 3.)

An der darauf folgenden Diskussion beteiligten sich Prof. Gneische und Dr. Wittich.

Es folgt der Vortrag von Prof. E. Grimsehl (Hamburg): **Ausgewählte physikalische Schülerübungen mit Demonstrationen.**

In den an den physikalischen Hörsaal sich anschließenden physikalischen Unterrichts-, Sammlungs- und Arbeitszimmern ist eine Auswahl von 40 Versuchsanordnungen aufgebaut, welche an der Oberrealschule a. d. Uhlenhorst in den Klassen Obersekunda und Oberprima bei den physikalischen Schülerübungen benutzt werden. Da naturgemäß diese Versuchsanordnungen nur für die Beobachtung und Messung durch eine einzelne Person berechnet sind, so hat der Vortragende darauf verzichtet, sie im Hörsaal einzeln vorzuführen, daher bittet er, sich durch eigenen Augenschein beim Durchwandern der Räume die Anordnungen anzusehen und dann wieder zum Hörsaal zurückzukommen, damit er noch einige ergänzende Worte über die Handhabung der Übungen mitteile. Die aufgebauten Versuchsanordnungen sind fast ausnahmslos Originalkonstruktion, sie sind allen Gebieten der Physik entnommen.

Die Versuchsanordnungen sind folgende: 1. Messung des Volumens eines Drahtes mittels Schraubenmikrometers und Kontrolle des Resultates durch Wasserverdrängung in einem hohen, engen Maßzylinder; 2. experimentelle Ableitung der Elastizitätsgesetze bei einem einseitig eingeklemmten und einem beiderseits aufgelegten Stahlstabe unter Verwendung von Stahlstäben verschiedener Länge, Breite und Höhe; 3. Ableitung des Momentmaßes; 4. Bestimmung des spezifischen Gewichts der Flüssigkeiten mittels Vergleichung der Steighöhen in verbundenen Röhren; 5. Herleitung des Archimedischen Prinzips und Anwendung zur Bestimmung des spezifischen Gewichts fester Körper; 6. Messung des Reibungskoeffizienten bei glühender Reibung; 7. Bestimmung des Gewichts der Luft ohne Anwendung der Luftpumpe; 8. Ableitung des Mariotte-Boyleschen Gesetzes; 9. Längsschwingungen einer vertikalen Spiralfeder, Bestimmung des Elastizitätskoeffizienten und Herleitung der Schwingungsgesetze; 10. Schwingungen einer Wassersäule in einem U-Rohr; 11. Versuche mit Kundtschen Staubfiguren; 12. Bestimmung der Schwingungszahl eines Tones mittels schwingender Saiten; 13. Messung des Ausdehnungskoeffizienten fester Körper durch die Wärme; 14. Bestimmung des Ausdehnungskoeffizienten der Luft und Herleitung des Gay-Lussacschen Gesetzes bei Volumenänderung durch Wärme; 15. dasselbe wie vorhin bei Druckänderung durch Wärme; 16. spezifische Wärme fester Körper; 17. Verdampfungswärme des Wassers; 18. Abhängigkeit des Dampfdruckes von der Temperatur; 19. Versuche mit dem Dampfbarometer; 20. Bestimmung des Taupunktes und Messung der Luftfeuchtigkeit; 21. Herleitung des Reflexionsgesetzes an ebenen Spiegeln; 22. Bilder an Planspiegeln; 23. Messung der Brennweite von Konkav- und Konvexspiegeln; 24. Bestimmung des Brechungsexponenten des Wassers; 25. Messung des Brechungsexponenten des Glases mittels einer Glasplatte; 26. dasselbe mittels eines Glaswürfels; 27. Messung der Brennweite von Konvexlinsen; 28. Brennweite von Konkavlinsen; 29. Zusammensetzung von Linsen zu Fernrohren und Herleitung der Beziehung zwischen Brennweite der Linsen, Länge des Fernrohres und Vergrößerung, und zwar für ein Galileisches Fernrohr; 30. für ein Keplersches Fernrohr; 31. für ein terrestrisches Fernrohr; 32. Arbeiten mit einem einfachen Spektralapparat; 33. Bestimmung der Wellenlänge des Lichtes mittels Fresnelscher Spiegel; 34. dasselbe durch Bewegung des Lichtes an einem Draht; 35. Anwendungen des Galvanoskops, Bestimmung des Sinnes der Ablenkung durch ein Polprüfungselement; 36. Polarität eines Solenoids; 37. Induktion durch Bewegung eines Leiters im mag-

netischen Felde; 38. Vergleichung des Widerstandes zweier Leiter durch Substitution unter Anwendung einer kleinen Glühlampe als Stromstärkeanzeiger; 39. Messungen mit der Wheatstoneschen Brücke; 40. Stromstärkemessung durch Elektrolysen, durch Wärmeentwickelung nach dem Jouleschen Gesetze und durch Auswertung des durch den Strom erzeugten magnetischen Feldes mittels der Schwingungszeit einer Magnetnadel.

Außer den ausgestellten Versuchsanordnungen sind noch etwa weitere 40 Anordnungen, also im ganzen etwa 80 Versuche für die Schülerübungen eingerichtet. Jede der Anordnungen ist in 8 gleichartigen Exemplaren vorhanden, so daß gleichzeitig 8 Gruppen von Schülern, zu je zwei Schülern, dieselben Versuche ausführen können. Die Übungen sind organisch mit dem theoretischen Unterricht verbunden, und zwar soll im allgemeinen die praktische Übung der theoretischen Unterrichtsstunde vorangehen; in letzterer werden die Beobachtungsresultate besprochen und verarbeitet. Die Zahl von 32 Schülern der Oberklassen gebietet eine Zweiteilung der Klasse für die Übungen, und zwar arbeitet die eine Hälfte der Klasse in den letzten Schulstunden des einen, die andere in den ersten Schulstunden des folgenden Tages. Die Schüler bauen die Versuchsanordnungen selbständig auf, nachdem von einem Schüler ein Exemplar der Versuchsanordnung eventuell unter Mithilfe des Lehrers am Musteraufbau gemacht ist. Nach Kontrolle der Versuchsanordnung durch den Lehrer fangen die Schüler an zu arbeiten und werden in ihren Arbeiten möglichst wenig vom Lehrer unterstützt. Dieser greift nur ein, wenn er sieht, daß grobe Fehler gemacht werden. Noch am Schlusse der Übung, die sich auf zwei Unterrichtsstunden, also $1^1/_2$ Zeitstunden ohne Pause erstreckt, werden die Resultate der Beobachtungen von den Schülern ausgerechnet, so daß eine Belastung der Schüler durch häusliche Arbeiten nicht eintritt. Die Übungen sind wahlfrei, werden aber fast ohne jede Ausnahme von allen Schülern mitgemacht.

Im Anschluß an das angemeldete Thema führt Redner noch einige neue Vorlesungsversuche vor unter Benutzung einer neuen optischen Laterne. Die Lichtausbeute des elektrischen Bogenlichts für optische Versuche wird dadurch vergrößert, daß man die Brennweite der Kondensierlinse möglichst klein macht und dann die Linse dem Kohlenkrater möglichst nähert. Da aber durch die starke Hitze die Linse leicht zerspringt, verwendet er eine Doppellinse, deren Zwischenraum durch einen beständigen Wasserstrom gekühlt wird. So kann er die Linse bis auf 3 cm an eine 20 Amperebogenlampe heranbringen, ohne daß die Linse

selbst nach stundenlanger Benutzung beschädigt wird. Die neue optische Laterne benutzt er zur Demonstration der Fresnelschen Streifen, die mit großer Deutlichkeit und Helligkeit hervorgerufen werden. Die rationellere Ausnutzung des Lichtbogens gestattet nun wieder eine Reduktion der Lichtquelle. Unter Benutzung einer Liliputbogenlampe für 1,5 Ampere zeigt er die Umkehrung der Natriumlinie mit einer Deutlichkeit und Einfachheit der Anordnung, daß alle bis zum letzten Platze die schwarze Linie im Spektrum sehen können. Endlich zeigt er einen Apparat zur Demonstration der Induktion im magnetischen Felde, bei der als Stromzeiger eine einfache Magnetnadel verwandt ist. Die große Stromstärke ist trotz des geringen erzeugten Potentials von 10^{-4} Volt dadurch erreicht, daß das ganze Leitersystem aus einem starken Kupferbügel besteht, der nur 10^{-4} Ohm Widerstand hat, so daß also die Stromstärke von 1 Ampere erreicht wird, die direkt die Magnetnadel ablenkt.

An den Vortrag schloß sich eine Besichtigung der physikalischen Sammlungen der Oberrealschule a. d. Uhlenhorst.

Außerordentliche Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905

nachmittags 5 Uhr 20 Min.

Vorsitzender: Direktor Dr. Thaer.

Auf der Tagesordnung steht die Besprechung des Vortrags des Herrn Geh. Rat Dr. Klein (Göttingen): **Über die bisherige Tätigkeit und die Zielpunkte der von der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte niedergesetzten Unterrichtskommission.**

Geh. Rat Dr. Klein regt zunächst Besprechung über das Studium der Abiturienten des Realgymnasiums und der Oberrealschule an, insbesondere der zukünftigen Ingenieure und Mediziner. Es scheine im Interesse der Abkürzung des Studiums zu liegen, daß die für ein Fach besser vorbereiteten Studenten durch Vorschriften oder Hinwegräumung von Schranken rascher zum Ziele gelangen könnten. Wie den Gymnasialabiturienten dies für manche Studien möglich sei, so müßte es den Realabiturienten ihrer besseren naturwissenschaftlichen Bildung wegen für das Studium auf technischen Hochschulen — was in Württemberg bereits der Fall sei — und in der medizinischen Fakultät gestattet werden. Als Grundlage für

die weitere Besprechung und zur Beurteilung der zu erwartenden Vorbildung der Abiturienten bittet der Redner die Meraner Lehrpläne (die an die Anwesenden verteilt sind) zu benutzen.

Direktor Wernicke geht auf die Vorschläge der Meraner Lehrpläne ein, die Stundenzahl am Realgymnasium in der Mathematik auf die des Gymnasiums (4) herabzusetzen und in den Naturwissenschaften auf die der Oberrealschulen, auf 6 bzw. 7 zu erhöhen. Er weist auf die Schwierigkeiten hin, welche einer Erhöhung der pflichtmäßigen wissenschaftlichen Lehrstunden auf 32 in den norddeutschen Staaten entgegenstehen würden. Die Württemberger Oberrealschulen mit 14 Stunden Mathematik lassen sich mit den preußischen nicht vergleichen. Vielleicht ließe sich durch Hinzuziehung der Stunden für gebundenes Zeichnen die Gesamtzahl der mathematisch-naturwissenschaftlichen Stunden erhöhen.

Direktor Hintzmann erscheint die Zahl von 32 Unterrichtsstunden nicht zu hoch gegriffen, wenn Lektionen zu 45 Minuten eingeführt werden. Dagegen hält er es für unpolitisch, Sondervorrechte für die Abiturienten irgendeiner Schulgattung zu schaffen, das störe die mühsam im Werden begriffene Gleichberechtigung. Er halte die Gymnasialabiturienten für besser vorbereitet auf das Studium des Theologie und der Philologie, der alten sowohl wie auch der neueren. Die Abiturienten der Realanstalten seien entschieden besser vorbereitet für das technische, naturwissenschaftliche und medizinische Studium. Nicht so klar liegen die Verhältnisse für die Juristen. Wünschenswert sei, daß man alle hemmenden Schranken, z. B. vorgeschriebene Kollegia oder Semesterzahl hinwegräume und nur Kenntnisse verlange.

Geh. Rat Klein bittet die Juristen aus dem Spiel zu lassen und sich auf Mediziner und Ingenieure zu beschränken. Eine Ordnung der Verhältnisse des Studiums hält er für nötig. Diese könne aber nicht durch die Schulmänner geschaffen werden, sondern durch die Mitglieder der betr. Berufe und die Universitätsprofessoren.

Direktor Müller (Lübeck) hat gute Erfahrungen mit Lektionen von 45 Minuten gemacht. Zugeständnisse von seiten der Ärzte zugunsten der Realabiturienten seien schwerlich zu erwarten, da alle praktischen Ärzte zurzeit auf dem humanistischen Gymnasium ihre Vorbildung genossen hätten.

Geh. Rat Klein bemerkt, daß ihm in medizinischen Kreisen weniger Opposition als Unkenntnis der Vorbildung der Realabiturienten entgegengetreten seien. Standesrücksichten veranlaßten die Mediziner die Zulassung der Realabiturienten zum juristischen Studium zustimmend zu beurteilen.

Prof. Fricke weist auf die Standesrücksichten und das immer noch bestehende Vorurteil hin, daß das Gymnasium Allgemeinbildung, die Realanstalten Fachbildung geben. Besondere Berechtigungen der Realabiturienten würden diesen Vorurteilen Vorschub leisten, doch könne man gewiß ohne Schaden von allen obligatorischen Vorlesungen absehen.

Geh. Rat Klein verweist auf seine Schrift betr. Änderung des Hochschulstudiums. Nur Leistungen im Examen, nicht das Hören bestimmter Vorlesungen seien zu verlangen.

Direktor Müller fragt an, durch welche Abstriche im Lehrplan Raum für die neuen Unterrichtszweige der Mathematik geschaffen seien. Er protestiert gegen den Abstrich der fünften Mathematikstunde am Realgymnasium.

Geh. Rat Klein betont, daß keine Vermehrung der Gesamtstoffmenge beabsichtigt sei. Fortfallen sollten alle durch Kunstgriffe zu lösenden Aufgaben in der Planimetrie, Gleichungslehre und Trigonometrie. Die Opferung der fünften Mathematikstunde am Realgymnasium zugunsten der Naturwissenschaften sei ein heroischer Entschluß, vereinfache aber und verbessere seiner Meinung nach außerordentlich die Lehrpläne. Das Realgymnasium stehe dadurch in Mathematik mit dem Gymnasium, in den Naturwissenschaften mit der Oberrealschule gleich.

Dr. Schröder (Hamburg) spricht seine volle Zustimmung zu einem großen Teil der Lehrpläne aus, insbesondere zur Verwerfung der Kunstgriffe und dem einheitlich gestalteten Aufbau des Unterrichts. Er befürchtet aber, daß der Funktionalbegriff in Tertia ebenso wie die Benutzung der Parabeln in Untersekunda zu früh angesetzt seien. Die Entfernung der Logarithmen aus Untersekunda bedauert er.

Geh. Rat Klein beruft sich in bezug auf die Beurteilung der Fassungskraft von Tertianern und Untersekundanern auf das Urteil der Schulmänner in der Unterrichtskommission. Für Streichung der Logarithmen aus dem Untersekundapensum der Gymnasien sei er entschieden, besonders auch um dem numerischen Rechnen Zeit zu verschaffen. Der Funktionalbegriff sei in den preußischen Plänen von 1901 enthalten, allerdings nur in den methodischen Bemerkungen.

Prof. Hildebrandt hält den Obertertianer für fähig den Funktionalbegriff in einfachster Form zu fassen. Gegen die Streichung der fünften Mathematikstunde am Realgymnasium und die der Logarithmen in Untersekunda müsse er sich aussprechen. Er richtet an Geh. Rat Klein die Frage, wie sich die Unterrichtskommission dem falkultativen Linearzeichnen gegenüber gestellt

habe. Dieses biete, wenn es in der Hand des Mathematikers läge, Gelegenheit, viele der Hauptforderungen der Meraner Lehrpläne zu erfüllen, so Erweckung und Stärkung des Raumsinnes, graphische Lösung quadratischer und kubischer Gleichung u. a. m.

Geh. Rat Klein berichtet, daß das Linearzeichnen allerdings eingehend besprochen sei, daß man aber von einer Beschlußfassung auf diesem Gebiet abgesehen habe, weil die Frage des Freihandzeichnens augenblicklich in einem Stadium stärkster Bewegung sei. Eine Beschneidung des Freihandzeichnens zugunsten des Linearzeichnens würde einer außerordentlichen Opposition begegnen. Auch forderten die Techniker neuerdings eine größere Fertigkeit im Freihandzeichnen. Die Übertragung des Linearzeichnens an die Mathematiker sei zurzeit nur in beschränktem Maße möglich, da die Mathematiker vielfach nicht die genügende Zeichenfertigkeit besäßen.

Prof. Fricke tritt für die Abgabe der fünften Mathematikstunde des Realgymnasiums an die Naturwissenschaften ein. Seinerzeit sei bei Streichung der Biologie der Physik und der Mathematik je eine Stunde zugelegt worden. Die erstere verweigere die Herausgabe mit der Begründung, daß sie an drei Stunden noch nicht genug habe, sondern praktische Übungen außerdem verlangen müsse. Ein Opfer müsse gebracht werden. So habe ja auch die Chemie zugunsten der Biologie auf die dritte Stunde verzichtet.

Dr. Brüsch berichtet, daß er in Güstrow bei Direktor Seeger Gelegenheit gehabt habe sich zu überzeugen, daß die Einführung in den Funktionalbegriff sogar schon in Untertertia möglich sei. Da aber die Nichtmathematiker, wie er verschiedentlich gehört habe, irrtümlicherweise die Einführung in das funktionale Denken für ein völliges Novum im Unterricht hielten, bitte er Geh. Rat Klein durch eine populäre Darstellung aufklärend auf die Nichtfachkreise zu wirken.

Geh. Rat Klein schlägt die Bitte unter Hinweis auf seine anderweitige Inanspruchnahme ab. Er betont aber, daß die Äußerung aller Bedenken gegen die Meraner Lehrpläne in der Fach- und allgemeinen Presse der Unterrichtskommission nur höchst willkommen sein könne.

Prof. Hildebrandt kommt auf seinen Wunsch zurück, das Linearzeichnen bei der Eingabe der Unterrichtskommission an das Ministerium nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Er weist auf seinen anderwärts veröffentlichten Vorschlag der Einführung von drei obligatorischen Stunden für Freihand- und Linearzeichnen hin.

Geh. Rat Klein teilt Ausführlicheres über die an fünf preußischen Anstalten beabsichtigten Versuche mit den Meraner Lehr-

plänen mit. Auf die Absicht des preußischen Ministeriums, den Unterricht in Oberklassen freiheitlicher zu gestalten, weist er hin.

Dr. Schröder erläutert die frühere Teilung der Oberklassen des Hamburger Realgymnasiums in einen sprachlichen und einen mathematischen Zweig, die sich gut bewährt habe, da der Fehler einer rein einseitigen Fachbildung glücklich vermieden worden sei. Er streift darauf die Frage der Vorbildung der Lehrer auf der Universität.

Geh. Rat Klein berichtet, daß die Unterrichtskommission Bedenken getragen habe, eine fakultative Unterrichtsverteilung zu formulieren, da leicht das Minimum geforderter Stunden für ein Fach von Nichtfachmännern als das normale angesehen werde. In bezug auf die Vorbildung der Studenten für den Lehrberuf weist er darauf hin, daß gerade die Studenten vielfach die gebotene Gelegenheit nicht hinreichend ausnutzen, so z. B. Vorlesungen über Elementarmathematik und Übungen in der Benutzung physikalischer Lehrapparate. Der Student sei häufig neuen Ideen abhold, der Universitätsprofessor allein das treibende Element.

Dr. Hämmerle weist nochmals auf die Vorzüge der früheren Unterrichtsteilung am Hamburger Realgymnasium hin.

Geh. Rat Klein kommt auf das Schlußwort seines Vortrags in der pädagogischen Sektion zurück, daß die Hansestädte besonders geeignet zu Versuchen auf unterrichtlichem Gebiete seien.

Dr. Fricke berichtet über die Stellung der Unterrichtsverwaltung in Bremen, die Neuerungen wohlwollend gegenüberstehe.

Direktor Thaer berichtet, daß im Lehrplan der Hamburger Oberrealschulen sieben Stunden für Naturwissenschaften einschließlich Geographie angesetzt seien, daneben gingen je zwei Stunden praktische Übungen für Physik, Chemie und Biologie, die zwar fakultativ seien, in der Tat aber an zwei Oberrealschulen von sämtlichen Schülern besucht würden.

Nach dem Schlußwort des Geh. Rat Klein spricht der Vorsitzende diesem den Dank der Versammlung aus.

Schluß der Sitzung 7 Uhr 20 Min.

In die Mitgliederlisten haben sich 61 Teilnehmer eingeschrieben.

Festbericht.

Die Besorgnisse, welche zwei sporadische Cholerafälle in Hamburg erregt hatten, die nach 50 Jahren zum zweitenmal hier tagende Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner möchte keinen den Erwartungen entsprechenden Besuch herbeiziehen, erwies sich schon am Vormittage des Empfangstages, Montag den 2. Oktober, als unbegründet. Das Empfangsbureau, das im Wartesaal des neuen Damtorbahnhofes eingerichtet war, vermochte oft den Anforderungen kaum zu genügen, obwohl der hilfreichen Hände viele vorhanden waren. Als am Nachmittag die Hauptzüge vom Süden und Osten einliefen, gingen zeitweilig die Mitgliedskarten und Festzeichen aus, weil die Zahl der Gäste über alles Erwarten groß geworden war.

Als sich abends gegen 8 Uhr die Räume des Konzerthauses Hamburg den herbeiströmenden Gästen und Einheimischen öffneten, reichte bald der große Saal kaum aus, alle Besucher aufzunehmen. Bald entwickelte sich das altbekannte fröhliche Treiben: hier sah man alte Freunde sich die Hände schütteln, dort wurden neue Bekanntschaften geschlossen und überall die Ereignisse der kommenden Tage in lebhafter Wechselrede besprochen. Ein reicher Damenflor schmückte die Galerien und mischte sich auch im Saale unter die Männer der Wissenschaft und der Schule. Das kurze Begrüßungswort des ersten Präsidenten Schulrat Prof. Dr. Brütt (Hamburg) weckte einen freudigen Widerhall. Er schloß mit einem Hoch auf die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Die frohgemute Geselligkeit dauerte bis gegen Mitternacht.

Dienstag den 3. Oktober begann die ernste Arbeit. Der feierlichen Eröffnungssitzung, die überaus zahlreich besucht war, folgte die Konstituierung der Sektionen, die dann sofort ihre Arbeit begannen. Am Nachmittag um 5 Uhr vereinigte der große Konzertsaal im Zoologischen Garten den größten Teil der auswärtigen Gäste und sehr viele Einheimische mit ihren Damen zum Festmahle. Auch der Senat war durch den präsidierenden Bürgermeister Dr. Mönckeberg, den Ehrenvorsitzenden der Versammlung Dr. v. Melle und andere Mitglieder vertreten. Die Tafelmusik stellte das philharmonische Blasorchester.

Den ersten Trinkspruch brachte Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg auf Se. Majestät den Kaiser aus. Der Inhalt seiner Rede war ungefähr folgender:

Nach guter deutscher Sitte trinken wir das erste Glas auf Se. Majestät den Deutschen Kaiser. Aber nicht nur dem großen Monarchen bringen wir es, sondern heute sehen wir vor allen Dingen in Ihm den hochherzigen und hochsinnigen Förderer der Wissenschaft. Meine Damen und Herren, wir alle wissen, daß wo immer auf irgendeinem Gebiete menschlicher Wissenschaft neue große Tatsachen wahrgenommen werden, wo immer ernste Zweifel eine neue gute Lösung finden — möge es auf dem Gebiete des Handels, oder der Urgeschichte Babylons, oder die neueste Entdeckung auf dem Gebiete der Elektrizität oder auf irgendeinem anderen Gebiete sein — überall, davon können wir überzeugt sein, werden wir die tatkräftige, warmherzige Teilnahme Sr. Majestät des Kaisers haben. Was nun im allgemeinen von der Wissenschaft gilt, das gilt für Se. Majestät im besonderen von dem deutschen Schulwesen. Se. Majestät der Kaiser ist eingedenk der Jahre, wo Er als Schüler eines deutschen Gymnasiums, als Student einer deutschen Universität gelebt hat. Er verfolgt mit warmem Interesse jede Frage auf diesem Gebiete, und so können die deutschen Philologen und Schulmänner voll von der Überzeugung durchdrungen sein, daß der Kaiser den von ihnen behandelten Gebieten nahe steht und mit lebhaftem Interesse an allem teilnimmt, was Sie hier an wissenschaftlichen Fragen des Schulwesens in Beratung ziehen. Ich bin daher überzeugt, daß wir alle von ganzem Herzen einstimmen, wenn ich Sie auffordere, mit mir das Glas zu leeren auf Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. Er lebe hoch, hoch, hoch!

Nachdem das brausende Hoch verklungen, sangen die Anwesenden stehend „Heil Dir im Siegerkranz“.

Bald darauf erhob sich Prof. Oskar Jäger (Bonn) und sprach etwa folgende Worte auf Hamburg:

Hunderte, Tausende seien hierher gekommen. Die Anregungen, die sie hier empfingen, sollten die Schule befruchten. Für einen solchen Kongreß sei Hamburg die geeignete Stadt. Ein großer Zug gehe durch Hamburgs Leben, sowohl in seiner Vergangenheit wie in seiner Gegenwart, und die Gegenwart öffne den Blick auf eine große Zukunft. Wenn das wiedergeborene Deutsche Reich nunmehr eine große Stellung in der Welt habe, so sei das mit das Verdienst Hamburgs, denn von Hamburg aus knüpften sich die Fäden, die Deutschland mit der übrigen Welt verbänden. Die Geschichte Hamburgs spreche zu uns und sei uns ein Vorbild.

Einst sei durch die Welt ein stolzes Wort erklungen: „Senatus populusque romanus.“ So sei es noch heute in Hamburg, ein freies Volk ehre sich selbst, indem es seine Regierung ehre. Er bitte die Anwesenden einzustimmen in den Ruf: Diese Stadt und ihr Senat hoch, hoch, hoch!

Im Namen des Senats erwiderte ihm der Ehrenvorsitzende der Versammlung Herr Senator Dr. v. Melle mit folgenden Worten:

Gestatten Sie mir, Ihnen zu danken für das Hoch, das Sie soeben dem Senat der Stadt Hamburg gebracht haben. Ich habe heute morgen die Ehre gehabt, in Ihrem Kreise länger zu sprechen und habe daher nicht die Absicht, jetzt lange Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Meine Freude darüber, daß der Philologentag dieses Jahr nach Hamburg gekommen ist, habe ich schon heute morgen ausgesprochen. Man hat gesagt, daß die Kongresse bei den heutigen bequemen Verkehrseinrichtungen überflüssig geworden seien, das ist aber meiner Ansicht nach durchaus nicht richtig. Die persönliche Aussprache ist nicht durch ein geschriebenes Wort zu ersetzen. Eine große allgemeine Frage geht durch die Wissenschaft, die Ausbildung von Spezialisten. Ich glaube, daß die Ausbildung von Spezialisten für die Wissenschaft von großer Bedeutung ist. Ein persönlicher Verkehr ist zur Förderung dieser Ausbildung mit Ihrer Versammlung verbunden, der sich hinter den Kulissen in den Zwischenpausen abspielt. Dieser persönliche Verkehr ist für Sie ungemein wertvoll, da Sie die Herren, mit denen Sie korrespondiert haben, nun auch persönlich kennen lernen. Wir in Hamburg freuen uns aber, so viele Vertreter der Wissenschaft hier begrüßen zu können, denn was uns in Hamburg fehlt, ist ein starker geistiger Verkehr, und wie kann der besser eingeführt werden, als wenn die Vertreter der Wissenschaft zu uns kommen und die Überzeugung mit nach dem übrigen Deutschland hinausnehmen, daß auch in Hamburg wissenschaftliche Interessen bestehen. Ich bitte Sie daher, auf das Wohl des deutschen Philologentages zu trinken.

Auch das Hoch auf die Damen, welches Herr Direktor Prof. Wegehaupt ausbrachte, fand begeisterte Aufnahme. Nach ihm überbrachte noch Herr Prof. Bormann (Wien) herzliche Grüße der Deutschen aus Österreich.

Eine fröhliche Nachfeier fand nachher noch in den uns freundlichst zur Verfügung gestellten Räumen des Vereins für Kunst und Wissenschaft statt.

Nach Erledigung der wissenschaftlichen Tagesordnung des zweiten Tages, Mittwoch, den 4. Oktober, unternahmen viele aus-

wärtige Damen und Herren trotz des recht ungünstigen Wetters eine Hafenrundfahrt.

Für den Abend hatte das Ortskomitee die Teilnehmer der Versammlung zu einer Festvorstellung im Deutschen Schauspielhause eingeladen. In Szene ging zuerst der König Ödipus von Sophokles in der Wilbrandtschen, den Verhältnissen der modernen Bühne sich anpassenden Bearbeitung. Die Aufführung war glänzend, wie wir das unter der Regie des Herrn Baron v. Berger gewohnt sind, und wenn auch die Freiheiten, die sich der Bearbeiter mit der Tragödie des Sophokles erlaubt hat, unter den Kennern der griechischen Literatur, die die Ränge füllten, hier und da Kopfschütteln hervorriefen, wenn auch die Lyrik der Chorlieder dadurch, daß er sie unter die einzelnen Personen verteilt hat, eines guten Teiles ihres Duftes, ihres rhythmischen Flusses beraubt waren, so vermochte die gewaltige Tragödie doch auch in dieser Gestalt zu rühren und zu erschüttern. Die Darstellung des Ödipus durch Herrn Otto war machtvoll und hinreißend, und Frau Ellmenreich als Jokaste war voll Adel und klassischer Reinheit.

Dem Vorbilde des griechischen Theaters folgend, gab man zum Schluß ein Satyrspiel, den Kyklops des Euripides, das ebenfalls von Wilbrandt für die deutsche Bühne bearbeitet ist. Der deutsche Bearbeiter hat sich hier allerdings noch ganz andere Freiheiten herausgenommen als beim Ödipus und die bei Euripides viel zarter angedeuteten Situationen zu recht derben Possenszenen umgewandelt. Von Euripides ist nicht allzuviel übrig geblieben, aber lustig wirkte das Ganze. Der Silen des Herrn Matthaes mit seiner überaus drolligen Maske, der lustig und weinselig meckernden Stimme und dem komischen Gebaren entfesselten wahre Lachstürme, und der Chor der Satyrn, in dem ein übersprudelndes Leben sich regte, hob durch seine derbe Lustigkeit die Wirkung bedeutend.

Die Pracht der Dekoration war der im ersten Stücke gleichwertig: die gigantische Felsenhöhle des Polyphem erweckte in ihrer stimmungsvollen Echtheit Staunen; ja eine wirkliche Hammelherde gab es auf dem Eiland des Kyklopen: der dichterisch beflügelte Geist des Herrn v. Berger hatte sich keine Gelegenheit entgehen lassen, hier, wo alles auf drastische Wirkung ankam, sie zu erhöhen.

Beide Stücke fanden rauschenden Beifall bei dem das ganze Haus vom Parkett bis zu den oberen Rängen füllenden gelehrten Publikum.

Mancherlei Art waren die festlichen Veranstaltungen des folgenden Tages. Der Hamburger Senat hatte die Festteilnehmer zu einem Empfang im Rathause geladen, die Direktion der Hamburg-

Amerika-Linie zu einer Hafenrundfahrt und einem Mittagsmahl an Bord ihres Dampfers „Patricia", die Direktion der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft zum Mittagsmahl an Bord ihrers Dampfers „Cap Ortegal". Wohl mancher hätte gern an den Festlichkeiten zu Lande und zu Wasser zugleich teilgenommen, hätten Raum und Zeit kein Hindernis gebildet. Bei der großen Zahl der Teilnehmer war es nicht möglich, alle Wünsche zu befriedigen, und ein Teil der Gäste mußte sich mit einem Konzert mit anschließendem Ball begnügen, das in dem großen Saale des Konzerthauses am gleichen Abend stattfand.

Der Senatsempfang in den prachtvollen Festräumen des Rathauses war einer der größten Empfänge, die Hamburg in letzter Zeit gesehen hat. Über 750 Mitglieder des Kongresses nahmen daran teil, und Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg und seine Gemahlin sowie Herr Senator Dr. v. Melle hatten kein leichtes Tagewerk, sich alle erschienenen Damen und Herren vorstellen zu lassen. Ein schier endloser Zug bewegte sich über die läuferbelegten Treppen nach den oberen Sälen, wo zunächst feierliche Defiliercour stattfand. Der Senat und seine Damen waren fast vollzählig erschienen, außerdem die Syndici und Sekretäre des Senats, der Präsident der Bürgerschaft, zahlreiche Mitglieder der Bürgerschaft und der höchsten Behörden.

Nachdem sich die Gäste versammelt hatten, wurden die Türen zum großen Rathaussaale geöffnet, und man begab sich unter den Klängen eines Marsches dorthin.

Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg hielt nunmehr folgende Ansprache:

Meine hochgeehrten Damen und Herren!

Im Auftrage des Senats heiße ich die Mitglieder der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hier in den Räumen unseres Rathauses herzlich willkommen.

Aus den Worten, mit denen mein Herr Kollege, der Präses der Oberschulbehörde, Sie in Ihrer ersten Sitzung begrüßt hat, werden Sie die Überzeugung gewonnen haben, daß Hamburg Ihren Arbeiten und Bestrebungen lebhafte Teilnahme entgegenbringt. Und durch die Vorträge, welche Hamburgische Gelehrte in Ihren Sitzungen gehalten haben, wird der Beweis erbracht sein, daß es in Hamburg nicht an Männern der Wissenschaft fehlt, die, jeder auf seinem speziellen Gebiete, Treffliches zu leisten vermögen.

Meine Herren! Hamburg hat lange Zeit hindurch im übrigen Deutschland in dem Rufe gestanden, daß hier nur die materiellen

Interessen gepflegt, Kunst und Wissenschaft aber vernachlässigt werden. In alter Zeit war es freilich nicht so. Bis in das achtzehnte Jahrhundert nahm Hamburg unter den Pflegstätten der Wissenschaft und Kunst in Deutschland eine hervorragende Stelle ein. Unser mit dem Johanneum verbundenes akademisches Gymnasium übertraf unter der Leitung berühmter Philologen und Philosophen an Zahl der Schüler manche Universität. Unsere Stadtbibliothek und die zahlreichen und wertvollen Sammlungen von naturwissenschaftlichen und ethnographischen Seltenheiten, von Gemälden und Kunstwerken aller Art zogen zahlreiche Gelehrte her, und wir alle wissen, daß in der Geschichte der deutschen Literatur Hamburg zeitweilig eine sehr bedeutende Rolle spielte.

Wenn die Verhältnisse in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sich änderten, so wird man der Stadt und ihren Bürgern daraus keinen Vorwurf machen können. Nach der Franzosenzeit mußte das verarmte und daniederliegende Hamburg zunächst alle Kräfte aufbieten, um sich wieder emporzuarbeiten und auf dem Gebiete des Handels und der Schiffahrt die Stellung im Weltverkehr zu erringen, die der ersten deutschen Handelsstadt zukam. Um Hamburg auf dem Gebiete des Handels und der Schiffahrt zu dem zu machen, was es jetzt ist, bedurfte es der Konzentration aller Kräfte, und es ist kein Wunder, wenn bei dem gewaltigen Ringen zeitweilig alle anderen Interessen in den Hintergrund treten mußten. Auch heute noch — das dürfen wir nicht vergessen — ist es die erste und größte Aufgabe Hamburgs, im wohlverstandenen Interesse des ganzen Deutschen Reiches den Wettkampf mit den großen Welthandels- und Hafenplätzen aufzunehmen und zu bestehen. Aber glücklicherweise ist Hamburg nun schon seit Jahrzehnten stark genug, um daneben auch Wissenschaft und Kunst in gebührender Weise zu pflegen, und wenn Sie, meine Herren, sehen, was in den letzten dreißig Jahren für unsere wissenschaftlichen und Kunstinstitute und für unser Schulwesen geleistet worden ist, so werden Sie uns, glaube ich, die Anerkennung nicht versagen, daß, wenn auch noch viele und große Aufgaben vor uns liegen, doch schon Großes geschaffen worden ist.

Meine Herren! Die Zahl der Philologen ist in Hamburg verhältnismäßig nicht groß. Aber viele, die nicht zu den Fachmännern gehören, ich denke insbesondere an uns Juristen und Verwaltungsbeamte, wissen, daß ihre ganze Tätigkeit vorwiegend auf der richtigen Auslegung des geschriebenen oder gesprochenen Wortes beruht und daß eine wort- und sinngemäße Inter-

pretation nur auf solider philologischer Grundlage möglich ist. Wir sind daher Ihnen, meine Herren Philologen, für einen wesentlichen Teil unserer Vorbildung zu Dank verpflichtet. In viel weiterem Umfange aber hat die gesamte Bürgerschaft unserer Stadt den deutschen Schulmännern zu danken, denn Schüler sind wir alle gewesen, und wir wissen, was wir unseren Lehrern schuldig sind.

So heiße ich Sie denn nochmals willkommen und wünsche, daß Sie sich mit Freuden der Tage erinnern mögen, die Sie jetzt hier in Hamburg verleben.

Darauf erwiderte Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Diels (Berlin), der in den Jahren 1873—1877 am Johanneum wirkte, in längerer, humorvoller Rede, in der er etwa folgendes ausführte:

Hochgeehrter Herr Bürgermeister, hochverehrte Versammlung!

Die Sonne ist dem Philologentag nicht besonders hold gewesen, um so wärmer strahlt die Sonne der Hamburger Gastlichkeit, die der hier zum zweitenmal tagenden Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen einen glänzenden Empfang bereitet hat. Die schönen Worte des Herrn Bürgermeisters bekunden das tiefe Verständnis, das Hamburg der Theorie der Wissenschaft und der Praxis der Schule entgegenbringt. Die Geschichte lehrt, daß überall, wo der Handel zur Blüte gelangt, die Wissenschaft aufblüht. Milet, Athen, Alexandria, Rhodos, Rom, Konstantinopel bezeugen das enge Verhältnis von Wissenschaft und Handel. So dürfen wir, die wir staunend die Entwickelung Hamburgs zum Weltemporium seit dreißig Jahren verfolgen, den besten Prospekt auch für die wissenschaftliche Bedeutung Hamburgs in der Zukunft aufstellen. Ich schließe mit dem variierten Worte des Dichters: „Es soll der Forscher mit dem Kaufmann gehn, denn beide führen zu der Menschheit Höhn.“ So lassen Sie uns denn unsere Gefühle des wärmsten Dankes in den Ruf zusammenfassen: „Hamburg, sein Senat und sein Bürgermeister leben hoch!“

Nachdem das brausende Hoch verklungen war, wurde „Stadt Hamburg an der Elbe Auen“ gespielt. Darauf begaben sich die Gäste wieder in die anliegenden Räume, wo inzwischen Tische und ein reichbesetztes kaltes Bufett aufgestellt worden waren.

Nach dem Imbiß besichtigten viele Gäste bei dieser guten Gelegenheit zugleich das Rathaus. Namentlich der Bürgerschaftssaal — mehrere Bürgerschaftsmitglieder stellten sich freiwillig als Führer zur Verfügung — wurde viel besucht, und man sah einmal sogar, wie Präsidenten- und Schriftführerstühle von Damen

in Beschlag genommen waren, ein Zukunftsbild, das des Reizes gewiß nicht entbehrte. Im großen Rathaussaale waren die neuen Gemälde leider noch durch grüne Vorhänge unsichtbar gemacht, desto mehr wurden aber die übrigen Kunstwerke des Rathauses bewundert. Gegen 1/2 11 Uhr löste sich die Versammlung langsam auf; wohl jeder wird mit großer Befriedigung und voll Dank für die vornehme Gastfreundschaft des Hamburger Senats die gastliche Stätte verlassen haben.

Wenn es in Hamburg gilt, Gäste zu empfangen, so ist es stets auch die Hamburg-Amerika-Linie an erster Stelle, die den alten Brauch einer Gastlichkeit im großen Stile hochhält. Man muß die Begeisterung miterlebt haben, die auf der „Patricia" herrschte, um zu verstehen, welch überwältigenden Eindruck ein solcher Abend auf alle die macht, die zum großen Teil noch nie in ihrem Leben einen der Ozeanriesen leibhaftig vor sich gesehen, geschweige denn einen Einblick gewonnen hatten in ein solch grandioses Getriebe, wie es unser Hafen bietet. Staunend standen sie ob solcher Größe, und die Dankesbezeigungen und Lobeserhebungen wollten kein Ende nehmen ob der Freigebigkeit und Herzlichkeit, mit der dem bewundernden Blick alle Genüsse dargeboten wurden.

Nach einer Hafenrundfahrt auf der „Blankenese", zu der auch der Himmel ausnahmsweise ein freundliches Gesicht machte, gelangten die Gäste — es mochten ihrer mehr als 200 sein — um 1/2 6 Uhr an Bord der „Patricia", wo sie von Herrn Direktor Dr. Ecker im Namen der Gesellschaft begrüßt wurden. Bot schon ein Rundgang durch das prächtige Schiff eine Fülle interessanter und neuer Eindrücke, beim Eintritt in den Speisesaal machte unwillkürlich jeder Halt, um das prächtige Bild ganz auf sich wirken zu lassen. Von Dahliengirlanden durchzogen, die Tafeln über und über mit ebensolchen Blumen bedeckt, glich der Raum einem Blumengarten, wie ihn künstlerischer Feinsinn nicht stimmungsvoller und anheimelnder hätte ausschmücken können. Da mußte sich jeder, auch der Weltfremdeste, bald heimisch fühlen, und rasch löste sich denn auch jede Befangenheit, und aller bemächtigte sich ein Gefühl der Behaglichkeit und Gemütlichkeit, das für den Hausherrn der schönste Dank seiner Gäste ist. Unter den Klängen der Schiffskapelle, die die nahende „Blankenese" schon von weitem mit ihren Weisen begrüßt hatte, setzte man sich zu Tisch, und als sollten die armen Binnenländer nicht aus der Überraschung herauskommen, so überbot sich die galante Gastgeberin wieder an kleinen Gastgeschenken, Fächern, Blumen, Erinnerungszeichen,

Ansichtskarten usw., der brillanten Bedienung und der exquisiten Kunst des Meister Küchenchefs gar nicht zu gedenken. Jeder Gang brachte eine neue Überraschung, und die begeisterte Stimmung der Gäste hielt mit ihnen gleichen Schritt. Ihren Höhepunkt erreichte sie, als Herr Direktor Dr. Ecker sich zu folgender Ansprache erhob:

Meine hochverehrten Damen und Herren! Es ist mir eine besondere Freude, Sie im Namen der Hamburg-Amerika-Linie zu begrüßen und herzlich willkommen zu heißen. Es kann uns nur in hohem Grade erwünscht sein, wenn eine so hochansehnliche Versammlung von Männern, denen die Erziehung der Blüte der deutschen Jugend anvertraut ist, nach der Beratung gemeinsamer Angelegenheiten Veranlassung nimmt, dem Hamburger Hafen und unserer Gesellschaft einen Besuch abzustatten und so den Zauber des Weltverkehrs auf sich wirken zu lassen. Wir sind überzeugt, daß Sie den Eindruck mit in Ihre Heimat nehmen werden, daß das alte Pindarsche Wort „ἄριστον μὲν ὕδωρ“ auch noch in einem anderen Sinne wahr ist, als es von dem Autor gemeint sein mag. In der Tat ist das Wasser das Beste, insofern als es der wichtigste und wertvollste Faktor in der Entwickelung eines modernen Großstaates ist. Das Wasser ist der Vermittler der modernen Zivilisation; das Wasser ist der Schauplatz der friedlichen Wettkämpfe der Völker um die wirtschaftliche Vorherrschaft; das Wasser wird aber auch die Stätte sein, wo im Kampfe um die Existenz der Nationen die entscheidenden Schlachten geschlagen werden. Unter diesen Umständen können wir der Vorsehung nicht dankbar genug dafür sein, daß unserem Vaterlande in der Person unseres erhabenen Kaisers ein Herrscher beschieden ist, der die Zeichen der Zeit versteht und — ohne Vernachlässigung anderer Interessen — das Wort seines erlauchten und erleuchteten Ahnherrn, nach dem Handel und Schiffahrt die festesten Säulen des Staates sind, wieder zu Ehren bringt und seine ganze machtvolle Persönlichkeit dafür einsetzt, Deutschland diejenige Seegeltung zu verschaffen, auf die es nach seiner Stellung unter den Völkern Anspruch hat. Meine hochverehrten Herren! Hier, auf einem deutschen Schiffe, haben wir besondere Veranlassung, unserer Dankbarkeit Ausdruck zu geben, und so bitte ich Sie, unseres Kaisers in Ehrerbietung und Liebe zu gedenken und mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät Kaiser Wilhelm, hurra!

Nachdem der begeisterte Ruf verklungen und man sich weiterhin an Speise und Trank gütlich getan hatte, erhob sich Herr Direktor Dr. Röttiger von der Realschule in Eppendorf, der mit

Herrn Dannenberg zusammen das Arrangement des Abends geleitet hatte, und sprach der Hamburg-Amerika-Linie den Dank der Anwesenden aus. Seine Rede, die ein vortreffliches Bild von der Entwickelung der „Hapag“ gab, weckte begeisterten Widerhall in den Herzen der Anwesenden. Nachdem dann noch Herr Geheimrat Fries (Halle) in humorvoller Weise der Damen gedacht hatte und auch Herrn Direktor Röttiger und Herrn Dannenberg für ihre Mühewaltung Dank ausgesprochen war, wurde die Tafel aufgehoben, und die Gesellschaft zerstreute sich in den Rauchsalon und auf das Promenadendeck. Bald war hier ein Tänzchen arrangiert und das ausgelassene Treiben hätte wohl noch lange gedauert, wenn nicht um $^1/_2$10 ein Trompetensignal zur Abfahrt gerufen hätte. Unter den Klängen von „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus“ verließ die „Blankenese“ die größere Schwester. Noch lange aber tönten begeisterte Hoch- und Hurrarufe auf die Hamburg-Amerika-Linie und ihre gastlichen Leiter durch die Nacht.

Auch die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft hatte ihr Bestes getan, um den bewährten Ruf hanseatischer Gastfreundschaft in alten Ehren zu erhalten. Ihrer Einladung folgend, begab sich eine große Anzahl der Teilnehmer des Philologentages mit ihren Damen gegen $^1/_2$7 Uhr nach beendeter Hafenrundfahrt an Bord des prächtigen Dampfers der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft „Cap Ortegal“, um hier an festlich geschmückten Tischen sich zum frohen Mahle zu vereinigen. Die zahlreich kommenden Gäste wurden vom Direktor Kropp und vom Kapitän Langerhanß empfangen; dann füllte sich der geräumige Speisesaal der ersten Kajüte bis auf den letzten Platz. Selten waren alle guten Geister der Fröhlichkeit und des heitersten Lebensgenusses einer geselligen Stunde so wohlgeneigt, wie bei diesem Mahle. Es wurde gewürzt vom attischen Salz eleganter Beredsamkeit und durchweht vom frischen Hauche seemännischen Humors; Neptun und sämtliche Musen schlossen den fröhlichsten Bund. Blumen in verschwenderischer Fülle, Chrysanthemen und Nelken, schmückten die Tische; auf jedem Platze lag ein durch eine rotweiße Seidenschnur zusammengehaltenes Heftchen, das auf der einen Seite die Folge der Speisen, auf der anderen das Musikprogramm der Hauskapelle des Dampfers mitteilte.

Die fröhliche Stimmung fand geistvollen Ausdruck aus manchem beredten Munde. Willkommengruß und Dank für die freundliche Aufnahme wurden ausgetauscht; den ersteren brachte Direktor Kropp, den letzteren sprach Prof. Reinmüller im Namen der Gäste aus. Dann wurde der Damen gedacht; so „abgegrast“ dieses

Thema ist, der Humor des Prof. Hahn war frische Blüte und Blatt zum bunten Strauß. Immer höher stieg die Fröhlichkeit; Hamburgs, des blühenden Gemeinwesens, wurde rühmend gedacht; der Kapitän konnte den Tribut freundlichsten Dankes entgegennehmen und mahnte dafür die Tafelrunde unter stürmischem Beifall zum Bleiben oder Gehen — nach Belieben. Sogar eine Trägerin akademischer Würden, Frl. Dr. Schapira, nahm das Wort, um der Wissenschaft ein brausend aufgenommenes Hoch zu bringen. So folgte Rede auf Rede in selten abreißender und stets freudig empfangener Reihe. In die gefällige Form des Scherzes kleidete sich aber oft der Ernst tief empfundener warmherziger Gedanken. Der salzige Hauch des nahen Meeres, das Getriebe des weltumspannenden Hafens, das reiche Leben der Handelsmetropole hatten tiefen Eindruck auf die Männer der Wissenschaft gemacht, und wie ein roter Faden trat das Verständnis für die Bedeutung des deutschen Handels und der Schiffahrt, das in diesen Tagen neue Anregung und Vertiefung gefunden hatte, mehr oder minder betont zutage. Man sah und hörte es, daß die alte hanseatische Erkenntnis „navigare necesse est“ sich ein weites und besonders fruchtbares Feld gesichert oder vielleicht auch hier und da neu gewonnen hatte; das Wort des „Großreeders der deutschen Nation“, wie von einem Redner der Kaiser genannt wurde: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“, war in dieser Tafelrunde in seinem vollen Umfange erkannt worden, und es wird von diesen Festteilnehmern mit liebender Sorgfalt in die Gemüter der heranwachsenden Generation eingepflanzt werden. Ein Hauptvorzug der deutschen Wissenschaft ist ihre Gründlichkeit — Prof. Reinmüller brachte sie in seiner Rede in reizvollen Gegensatz zu der „Oberflächlichkeit“ der Schiffahrt — und gerade sie bürgt dafür, daß die Anregungen, die der Aufenthalt in dem größten Seehafen mit zwingender Gewalt ausübte, in weitere Kreise übertragen werden.

Es war daher der Ausfluß der herrschenden Stimmung, daß „Deutschland, Deutschland über alles“, von irgendwoher angestimmt, stehend und mit jubelnder Einmütigkeit gesungen wurde. Nach aufgehobener Tafel blieben die Gäste noch lange beisammen, meist im Rauchsalon, dessen behagliche Ecken dicht besetzt waren und den lebhaftes Stimmengewirr erfüllte; besonders Fröhliche wagten sogar trotz des frischen Windes ein Tänzchen auf dem Promenadendeck.

Erst in später Stunde nahmen die Gäste Abschied von dem mächtigen Dampfer; selbst ein nunmehr einsetzender, leis niederrieselnder Regen vermochte nicht die heitere Stimmung der das gastliche Schiff verlassenden „Landratten“ zu trüben.

Es ist ein schöner Brauch der letzten Philologenversammlungen gewesen, stets auch des großen Toten zu gedenken, der im Schatten des Sachsenwaldes schlummert. In Hamburg durfte daher eine Wallfahrt zur Ruhestätte des ersten Kanzlers des Deutschen Reiches nicht fehlen. Wie oft hat die akademische Jugend dem eisernen Recken im Sachsenwalde ihre Huldigung dargebracht! Nun wandern die Männer zu seinem Grabe und weihen dem Gedenken des großen Deutschen eine ernste Stunde. Wohl an die 800 Mitglieder des Kongresses, viele mit ihren Damen, füllten den Sonderzug, der kurz vor 3 Uhr den Dammtorbahnhof verließ. Auf dem Bahnsteig hatte die Verlagshandlung B. G. Teubner (Leipzig) jedem Teilnehmer einen Sonderabdruck aus den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur" überreichen lassen, in dem Alfred Baldamus mit seiner Abhandlung „Der Ursprung des Deutsch-französischen Krieges nach einer Darstellung Bismarcks" einen Blick in das Arbeitszimmer des verewigten Fürsten tun läßt. Es hätte dieses Erinnerungszeichens nicht bedurft, um jene feierliche Stimmung zu schaffen, die uns befällt, wenn wir den Flügelschlag des Genius auch nur von ferne rauschen hören. In jedem Abteil sprach man nur von Otto v. Bismarck und man zeigte den fremden Gästen die wuchtige Masse der Bismarcksäule auf dem Hamberge und das bei der Einfahrt in den Bahnhof Friedrichsruh auf der Höhe sichtbar werdende Mausoleum. Am Bahnhof ordneten sich die Teilnehmer auf Wunsch der Frau Fürstin zu einem feierlichen Zuge, und nun ging es hinüber über die Bahnschienen, hinauf zu dem Nationalheiligtum der Deutschen. Strömender Regen prasselte hernieder, aber in schweigender Andacht lauschte man den Ausführungen des Prof. Eduard Meyer (Berlin), der dem Ernst der Stunde mit nachstehenden Gedanken gerecht wurde:

Hochverehrte Festgenossen!

Wenn der Deutsche die Stadt Hamburg besucht, so drängt es ihn, eine Wallfahrt zu machen nach dieser heiligen Stätte im stillen Sachsenwald, wo der Mann ruht, der der Begründer unseres neuen Deutschlands geworden ist. Denken wir zurück um 40 Jahre, da war eben vor wenigen Monaten dieses Land, auf dessen Boden wir hier stehen, mit dem preußischen Staat vereinigt worden, da hatte in einem Feldzug von unerhörter Kühnheit es der große Staatsmann verstanden, die Schmach zu tilgen, die seit dem Jahre 1848 auf dem deutschen Volke lastete, daß die meerumschlungenen Herzogtümer von Österreich wieder ausgeliefert waren dem Dänenkönig und der Tyrannei des dänischen Volkes. Damals hatte er

bereits erwiesen, daß er der Mann war, das Sehnen des deutschen Volkes zu erfüllen, aber es war nur ein ganz kleiner Kreis, der seiner Führung sich anzuvertrauen wagte. Der großen Masse galt er als ein Mann, der getragen war von Gedanken, die man längst überwunden glaubte, als der Heros der reaktionären Zustände, der die Vergangenheit wiederschaffen wollte, nicht um das Sehnen des Volkes zu erfüllen, sondern um die Entwickelung Deutschlands zurückzuschrauben in Zeiten einer fernen vorsintflutlichen Vergangenheit. Zwingen hat Bismarck das deutsche Volk müssen, seinem Fluge zu folgen. Dann allerdings, als die gewaltigen Jahre 1866 und 1870 kamen, wo sich erfüllte, was der kühnste Traum kaum je gehofft hatte, begann der Umschlag, da begannen die Herzen sich zusammenzuschließen und zusammenzuschlagen. Aber der Erfolg, der errungen war auf den Schlachtfeldern von Königgrätz und von Sedan und Metz, ist für Bismarck nur eine Etappe gewesen zu weiterem Schaffen und Wirken, und wir haben es noch alle erlebt, wie in 20 langen Jahren er das Steuer des neuen Deutschland in seiner Hand gehalten hat. Auch da galt es immer noch entgegenzutreten den Anschauungen und Strömungen, die in weiten Kreisen derer herrschten, die die Grundlagen nicht erkannten, auf denen ein großer politischer Bau aufgeführt werden muß. Da ist er immer der Hort geblieben, der die Aufgaben erfüllt hat, die der Nation gestellt waren, um einem Bau, dessen Grundriß er 1866 und 1870 hergestellt hat, nun die innere Festigkeit zu geben. Und wenn es in diesem Kampfe galt, die Fundamente des Staatslebens zu festigen und zu kräftigen, so hat er daneben die gewaltigen großen Aufgaben erfüllt, die das neue Deutschland gestellt hat in wirtschaftlicher, sozialer und kommerzieller Beziehung. So hat er sein Leben lang ringen müssen mit widerstrebenden Tendenzen, und oft genug ist ihm der Vorwurf entgegengehalten worden, daß er sich mit Dingen befaßt habe, die er nicht verstehe, daß er in rückständigen Anschauungen befangen sei. Auch mit der Stadt, aus deren Mauern wir kommen, hat der große Mann einen gewaltigen Kampf zu führen gehabt um den Zollanschluß, und auch damals ist ihm der Vorwurf gemacht worden, daß er aus kleinlichen Interessen das Aufgeben liebgewordener Gepflogenheiten fordere. Jetzt weiß jeder Hamburger, was er ihm verdankt und daß er nie geworden wäre, was er jetzt ist, wenn nicht die letzte Schranke, die Zollgrenze, gefallen wäre. Und wenn jetzt alle Städte wetteifern in der Liebe zu Bismarck, so ist doch keine, die sich rühmen kann, in so vertrautem Verkehr mit ihm gestanden zu haben wie die Stadt an der Elbe. So wird

sich denn das gewaltige deutsche Bismarckdenkmal erheben auf der Elbhöhe und hinabschauen auf jedes Schiff, das ein- und ausfährt, und auf jeden Wanderer, der auszieht in die Ferne, und jeden, der zurückkehrt. Aber er ist nicht nur der Mann, der unser Denken in neue Bahnen gelenkt hat, sein Name steht nicht nur unserm Verstand, sondern auch unserm Herzen nahe. Einem gütigen Geschick verdanken wir, daß wir einen Blick tun können in sein Seelenleben wie bei wenigen Menschen. Er hat uns herrliche schriftliche Denkmäler hinterlassen; vor allem in seinen Briefen an seine Braut und Gattin, die ihn als einen echten deutschen Mann zeigen. Groß steht auch hier wieder Fürst Bismarck da und reiht sich an die größten Namen, die unsere große deutsche Kultur aufweist: Luther, Goethe, Beethoven. Hier sehen wir, daß er nicht der kalte, berechnende Diplomat gewesen ist, sondern ein Mann von ganzem, vollem Herzen, eine Persönlichkeit, die alles durchgekostet hat, was der Menschheit zugeteilt wird an Freuden und an Leiden. Fragen wir uns nun, um hier von dieser Stätte eine Mahnung mitzunehmen für unser ganzes Leben: Was bildete denn die ganze gewaltige Persönlichkeit Bismarcks? so müssen wir antworten, es war der gewaltige Wirklichkeitssinn, der imstande war, die Dinge zu schauen, wie sie sind, und sie in scharfen Umrissen vorzuführen, es war die innere Wahrhaftigkeit seiner Natur, seines Denkens und Empfindens. Er, die gewaltigste Persönlichkeit, die unsere Zeit gesehen hat, hat niemals daran gedacht, sich für einen Übermenschen zu halten, für sich andere Sitten und Grundsätze zu fordern, sondern er hat gewußt, daß es die höchste Betätigung der menschlichen Freiheit ist, sich unterzuordnen dem Allgemeinen und sich mit ihm zu durchdringen. Und diese Mahnung lassen Sie uns von dieser Grabstätte mitnehmen, daß wir, ein jeder in dem Kreise, der ihm zugemessen ist, ihm im Kleinen nachstreben wollen, so daß wir darin sein Vorbild vor Augen haben, was er im Gewaltigen uns gewesen ist, daß wir unsere Pflicht erfüllen aus freiwilligem Trieb, aus fester, inniger Überzeugung. Wenn wir diese Pflicht erfüllen, dann können wir vertrauen, daß auch unser Volk, das Otto v. Bismarck geschaffen hat, aufrecht stehen bleibe und daß wir es ungeschmälert und in ständiger Größe und ständigem Wachstum unsern Kindern überliefern werden. Mit diesem Gelöbnis lassen Sie uns von dieser Stätte scheiden!

Nun gingen die Anwesenden langsam an den Ruhestätten des Altreichskanzlers und seiner treuen Lebensgefährtin vorüber, ein Kranz in den deutschen Farben wurde niedergelegt, und die ein-

fache, aber in ihrer Schlichtheit tiefergreifende Huldigung vor den Manen Bismarcks war vorüber.

Ein Extrazug führte die Teilnehmer gegen 7 Uhr zurück nach Hamburg und von da sofort weiter nach Flottbeck, wo ein Bierabend in der Elbschloßbrauerei noch einmal die Mitglieder des Philologentages mit ihren Damen zu einer Abschiedsfeier vereinigte. Beim schäumenden Gerstensaft und beim Klange gemütvoller und übermütiger Kommerslieder fügte man dem guten Anfange und Fortgange der Tagung ein nicht minder gutes Ende an. Kein Stuhl in dem großen Saale blieb leer, und als der Imbiß verzehrt war, den der Ortsausschuß den Gästen geboten, da begann ein feucht-fröhlicher Kommers unter dem Präsidium des Direktors Ohly (Bergedorf), der bis in die erste Stunde des neuen Tages anhielt.

Die festlichen Veranstaltungen eines Kongresses in Hamburg würden eine Lücke aufweisen, wäre den Teilnehmern nicht zum Schluß Gelegenheit geboten, von der Seestadt Hamburg aus eine Fahrt in die offene See zu machen. Machen sich doch manche Binnenländer ganz verkehrte Begriffe von der Entfernung unserer Stadt von dem Meere, wie z. B. jener Philologe aus dem Süden unseres Vaterlandes, der bei der Bestellung einer Wohnung ein Zimmer mit Aussicht auf die See verlangte. Trotz der späten Jahreszeit hatte man sich deshalb entschlossen, als festlichen Abschluß des Philologentages den Gästen noch eine Sonderfahrt nach Helgoland zu bieten. Der Hamburg-Amerika-Linie gebührt ein besonderer Dank, daß sie auch bei dieser Gelegenheit ein so liebenswürdiges Entgegenkommen zeigte. Sie stellte den Philologen ihren neuen Turbinendampfer „Kaiser“ zur Verfügung, der erst vor wenigen Tagen in Dienst gestellt worden war. Es ist dies das erste Turbinenschiff, das bisher in die deutsche Handelsflotte eingestellt und zugleich das erste Schiff überhaupt, das nicht mit englischen, sondern mit deutschen Turbinen ausgerüstet ist. Erbaut ist es auf der berühmten Werft des Stettiner Vulkans. Um 7 Uhr früh schon, allzufrüh für die, welche nach dem Kommers des vorhergehenden Abends gern tüchtig ausgeschlafen hätten, verließ das prächtige Schiff den Hamburger Hafen. Ein angenehmer, milder, fast sonniger Morgen begünstigte die Ausfahrt, ganz im Gegensatz zu den Tagen vorher, in denen allzureichlich der Regen herabgeströmt war. Und nun ging die Fahrt, an der noch fast 500 Männer der Wissenschaft mit ihren Damen teilnahmen, mit Volldampf voraus in die nebelfreie Weite. Noch schickte der Wolkensammler Zeus keinen Regen herab auf die hochgesinnten Meerfahrer, noch lächelte die rosenfingrige Eos; noch konnte man eifrig plaudernd auf dem geräumigen Deck

spazieren gehen und den herrlichen Ausblick genießen. Viele gab es unter den Meerfahrern, die sich zum erstenmal von ihrem Katheder weg auf ein wirkliches, großes Schiff versetzt sahen. Vielen erschloß sich mit einem Male eine neue Welt, die sie aus vollem Herzen bewunderten und in lauten Worten priesen oder auf Ansichtspostkarten zu schildern suchten. Den einmütigen Beifall fand zunächst das ansteigende Ufergelände Blankeneses mit den zierlichen Häuschen und Gärten, die sich bis zum Süllberg hinaufschieben. Dann rief der Anblick Cuxhavens das lebhafteste Interesse hervor. Mit Feldstechern und Operngläsern verfolgte man von fernher die sanften Linien der Düne. Die Hamburger unter den Fahrtgenossen gaben in einzelnen Gruppen den Umstehenden Aufschlüsse über Döse und Duhnen, über den Leuchtturm auf Neuwerk und die Feuerschiffe. Endlich zog die Einfahrt in die „richtige“ See alle Aufmerksamkeit auf sich. Schaukelbewegungen stellten sich ein; der Horizont verfinsterte sich, Zeus und Poseidon begannen zu zürnen; turmhohe Wellen und unerfreuliche Regenschauer brachen in den Enthusiasmus der Zuschauer hinein; auch die kleinen Götter der Seekrankheit ließen ihre boshaften Launen spielen. Erst die dunkelroten Schleier über der aufsteigenden Insel am Ende des Himmels riefen wieder die Lebensgeister wach. Eine Stunde lang blickte man ihr sehnsüchtig entgegen. Einzelne, die sich offenbar auskannten, machten die Neulinge mit den Eigentümlichkeiten der bevorstehenden Wunder bekannt. So kam der Augenblick der Ausbootung heran, die sich über eine Stunde hinzog. Alsbald wurden die Wirtshäuser gestürmt. Aber eine betrübliche Not an verzehrbaren Vorräten machte sich geltend. Auf einen so hungrigen Andrang war man nicht gefaßt, weil die Saison schon geschlossen war. Das Konversationshaus, der Märkische Hof, der Fremden-Willkomm, die Erholung, die Königin Viktoria, Janssen, Röhrs, das Helgoländer Gehölz — — alle zusammen konnten den plötzlichen Ansprüchen nur sehr schwer genügen. Nachdem man nun Nektar und Ambrosia in bescheidenen Mengen zu sich genommen, zog man frohgemut aus, um das fremde Eiland und seinen Zauber nach Möglichkeit auszukundschaften. Die größte Eile schien geboten, da es inzwischen drei Uhr geworden war und schon um vier Uhr der Rückmarsch zum „Kaiser“ angetreten werden sollte. In aller Hast versuchte man bei strömendem Regen einen Rundgang um das Ober- und Unterland. Die biologische Station, das Nordsee-Museum, das Gemeinde- und Badebureau, das Postgebäude, der Strandbasar, das Denkmal Hoffmanns von Fallersleben, das Heine-Haus, die

Befestigungswerke, die Riesengeschütze, der „Hengst“, der „Mönch“, die „Dunkle Höhle“, — diese und ähnliche Stationen wurden, so rasch es anging, von verschiedenen Gruppen und Paaren in willkürlicher Folge gestreift. Manche zogen es vor, die Münchener Maßkrüge und Hummergerichte des Unterlandes nicht zu verlassen und nur von unten her die rote Kant und das grüne Land der oberen Insel zu betrachten. Alle aber staunten das tausendfältige Farbenspiel der See und dieses braunroten Stückes Erde an, das unter den heranhuschenden Strahlen einer milden Nachmittagssonne allmählich violette Töne annahm. Um fünf Uhr stach der „Kaiser“ aufs neue in See. Und als dann stahlblaue Finsternis auf der ruhig gleitenden Elbe lag und rote, grüne, gelbe Blinkfeuer in abertausend Reflexen aus Uferdickicht und Mastengewirr mit nordischen Märchenaugen hervorlugten, da konnten die binnenländischen Meerfahrer ihr Entzücken nicht unterdrücken und alle waren einig in der Überzeugung, daß diese Fahrt zu den schönsten Erinnerungen von der Hamburger Philologenversammlung gehören würde. Pünktlich um $10^1/_2$ Uhr legte das stolze Schiff mit seiner gelehrten Last wieder an der St. Pauli-Landungsbrücke an.

Es zeugt von dem wissenschaftlichen Geiste, der die Hamburger Versammlung belebte, daß auch nach Schluß der eigentlichen Tagung die wissenschaftlichen Bestrebungen noch fortdauerten. Während das stolze Meerschiff von den Wogen der Nordsee geschaukelt wurde, veranstaltete auf Veranlassung des zweiten Präsidenten Prof. Wendland der Direktor der Stadtbibliothek Prof. Münzel eine sachkundige Führung durch die aus Veranlassung der Versammlung ausgestellten Schätze der Stadtbibliothek. Eine große Anzahl Gelehrter mit ihren Damen nahm daran teil. In der Hand der Anwesenden befanden sich die „Philologica Hamburgensia“, welche die Direktion der Stadtbibliothek den fremden Gästen als Festgabe überreicht und noch besonders im Vordersaal, dem Ausstellungsraum, hatte auslegen lassen. Prof. Münzel gab zunächst eine Reihe von Mitteilungen über Lucas Holstenius, ein Hamburger Kind, der von Rom aus, wo er nach seiner Konversion als Bibliothekar der Barberina wirkte, durch letztwillige Verfügung 31 seiner ehedem nach Zahl und Inhalt früher ganz anders als heute eingeschätzten Handschriften seiner vaterstädtischen Bibliothek zugedacht hatte. 29 dieser Codices sind jetzt in der Stadtbibliothek. Einige dieser Schätze wurden besonders gezeigt und herumgewiesen.

Dann kamen die Handschriften aus Friedrich Lindenbrogs Besitz und andere an die Reihe. Aufs eindringlichste wurde auf

Nr. 48 der „Philologica Hamburgensia“ aufmerksam gemacht, eine Abhandlung *περὶ εὐγενείας* in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, die ein Fälscher der byzantinischen Renaissance, wie erwiesen ist, dem großen Sohne Chäroneas Plutarch zugeschrieben hat. Hierauf erläuterten Dr. Burg und Dr. Schwalm die zu ihren Forschungsgebieten gehörigen Handschriften, vorzugsweise germanistischen und mittelalterlichen Inhalts. Dann setzte Direktor Münzel seine Erklärung der Autographen und Briefe fort. Diese sind der wichtigste Bestandteil der Bibliothek.

Von Stammbüchern aus dem 16. Jahrhundert bis auf die jüngste Zeit, bis auf einen Brief Theodor Mommsens an einen früheren Beamten unserer Bibliothek Dr. Isler mit der Bitte um leihweise Überlassung einer Handschrift zu Forschungszwecken war eine stattliche und bedeutsame Auslese geboten. Ein Stammbuch, so darf man es wohl nennen, machte den Anfang; es enthielt Autogramme fast aller berühmten Philologen des 16. Jahrhunderts, vom Fürsten der Philologen an, Joseph Justus Scaliger, bis zu den weniger bedeutenden, deren Gedächtnis jetzt höchstens noch in den Arbeiten der Spezialisten fortlebt. Zuletzt kamen die modernen Autogramme, die in zwei Vitrinen besonders zur Schau gestellt waren. Der letzte Teil der Ausstellung sollte das Werk und das Wirken der Hamburgischen Philologen zur Zeit Scaligers, also in ihrer großen Zeit, veranschaulichen, wo Leiden mit seinen Gelehrten und deren persönlichen Beziehungen hier dominierte. Handschriften eines Buches der Gebrüder Friedrich und Heinrich Lindenberg, des Johann v. Wouwer, des Geverhardt Elmenhorst waren die noch sichtbaren Dokumente dieser Zeit, deren wissenschaftlichen Bestrebungen ganz anders orientiert waren als heute.

Dies alles wurde unter stetigem Hinblick auf die Geschichte der Bibliothek —, auf ihr Zusammenkommen, unter Andeutung desjenigen Materials, das für die Wissenschaft noch neue Probleme bietet, den Forschern noch ungelöste Fragen stellt, eingehend und klar erörtert.

Am Schluß der Führung gegen 12½ Uhr dankte Prof. Wendland, der sie angeregt hatte, dem führenden Direktor, und jeder widmete, was ihm nach seinen persönlichen Verhältnissen noch an Zeit verblieb, der abermaligen genauen Betrachtung der hier vereinigten Schätze.

Ein eigenartiges Gepräge erhielt die diesjährige Versammlung durch die ungewöhnlich zahlreiche Beteiligung der Damen, deren im ganzen 458 erschienen waren. Darunter waren freilich auch einzelne, die ihre Berechtigung, an einer Philologenversammlung teilzunehmen, schwerlich hätten beweisen können, hätte man

den gleichen Maßstab wie bei Männern anlegen wollen. Das Zeugnis über ein bestandenes Lehrerinexamen allein dürfte wohl noch nicht ein solches Recht geben. Aber dem Zuge der Zeit folgend hatte das Hamburger Komitee ihnen in liberalster Weise alle Veranstaltungen des Kongresses zugänglich gemacht, und wirklich nahmen nicht wenige sowohl an den allgemeinen, wie auch an den Sektionssitzungen unermüdlich teil. Den auswärtigen Damen, die ihre Gatten und Väter nach Hamburg begleitet hatten, widmete ein Damenkomitee seine Fürsorge, dem außer Frau Direktor Wegehaupt als Vorsitzender Frau Prof. Dissel, Frau Prof. Klußmann, Frau Prof. Schulteß, Frau Dr. Möller, Fräulein Helene Rautenberg und Fräulein Lilli v. Reiche angehörten. In ihrer Begleitung unternahmen etwa 70 auswärtige Damen am Mittwoch vormittag eine Hafenrundfahrt, die leider vom Wetter sehr wenig begünstigt war. Der Dampfer fuhr durch einen großen Teil des Hafens und dann elbabwärts bis Nienstedten und bot den Frauen der Philologen Gelegenheit, das fremdartige Leben und Treiben im Hafen zu beobachten. Noch größere Beteiligung fand die Fahrt durch die Stadt mit den Käseschen Rundfahrtwagen. Dazu fanden sich weit über 100 Teilnehmerinnen aus allen Gauen des Vaterlandes ein; von den Hamburgerinnen konnten wegen Mangels an Platz nur die Damen des Komitees teilnehmen, die in liebenswürdiger Weise die Führerinnen machten, unterstützt von den Herren Oberlehrer Dr. Moeller, Egm. Poppe und Prof. Schulteß. Den Abschluß bildete ein Frühstück auf dem Uhlenhorster Fährhause, wo bei heiteren Gesprächen und launigen Reden rasch die kurzen Stunden bis zum Beginn der Plenarsitzungen verflogen.

Außer der bereits erwähnten Ausstellung in der Stadtbibliothek war mit besonderer Rücksicht auf die Teilnehmer des Kongresses in der Kunsthalle von dem Direktor Prof. Lichtwark eine Ausstellung der Erwerbungen und Geschenke seit 1888 veranstaltet.

Im Museum für Kunst und Gewerbe hatte Direktor Brinkmann für die Tage der Versammlung freundlichst alle Antiken des Museums zu bequemster Übersicht in einem Saale zusammenstellen lassen, und die Metallwarenfabrik Geißlingen a. Steig (Württemberg) ihre vortrefflichen Nachbildungen der mykenischen Altertümer mit dieser Ausstellung vereinigt.

Das Wilhelmgymnasium hatte zu einer Ausstellung von Schülerzeichnungen, das Volksheim zu einem Besuche eingeladen. Alle Veranstaltungen fanden einen regen Besuch und lebhaftes Interesse.

Festschriften.

Folgende Festschriften und sonstige literarische Gaben wurden, soweit der Vorrat reichte, an die Mitglieder des Kongresses verteilt:

An alle Teilnehmer der Versammlung:

Philologica Hamburgensia. Von der Stadtbibliothek zu Hamburg.

Prof. Dr. Ad. Wohlwill: Hamburg im Todesjahre Schillers (dargeboten vom Konvent der Professoren an den wissenschaftlichen Anstalten).

Vom Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in Hamburg freundlichst zur Verfügung gestellt: Wegweiser durch Hamburg und Umgebung.

Paul Hinneberg: Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwickelung und ihre Ziele, von der Teubnerschen Verlagsbuchhandlung (Probeheft).

Festschrift des Lehrerkollegiums des Königl. Christianeums zu Altona mit Beiträgen von Direktor Dr. Arnoldt, Prof. Dr. Wachholtz, Prof. Dr. W. Vollbrecht, Prof. Dr. Eichler, Prof. E. Begemann und Prof. Dr. J. Claußen.

Rat H. Klußmann: Die Entwickelung des Hamburgischen Vorlesungswesens.

Prof. Dr. G. Leithäuser: Geschichtliche Urkunden aus dem Musée Carnavalet in Paris (dargeboten vom Ortskomitee).

An die Mitglieder der philologischen Sektion:

Wilhelm Capelle: Die Schrift von der Welt (gewidmet von der klassisch-philologischen Gesellschaft in Hamburg).

Dr. Johannes Dietze: Komposition und Quellenbenutzung in Ovids Metamorphosen, zugleich für die Mitglieder der archäologischen und der pädagogischen Sektion. Festschrift der Gelehrtenschule des Johanneums.

Paul Wendland: Anaximenes von Lampsakos. Festschrift für die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Überreicht vom Verfasser und von der Weidmannschen Buchhandlung.

Das humanistische Gymnasium, Heft V.

An die Mitglieder der archäologischen Sektion:

Dr. Rud. Ballheimer: Griechische Vasen aus dem Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe (dargeboten vom Ortskomitee).

Dr. A. Warburg: Der Tod des Orpheus, Bilder zu dem Vortrag über Dürer und die italienische Antike. Im Auftrage des Verfassers.

An die Mitglieder der mathem.-naturwissenschaftlichen Sektion:

Prof. Dr. C. Büchel: Ganzzahlige Werte bei Diophant (dargeboten vom Ortskomitee).

Prof. E. Grimsehl: Die Ziele und Methoden des physikalischen Unterrichts auf der Unterstufe und der Oberstufe (dargeboten vom Ortskomitee).

Prof. Dr. H. Schubert: Die Ganzzahligkeit in der algebraischen Geometrie (dargeboten vom Ortskomitee).

Oberlehrer Dr. G. Pflaumbaum: Die geschichtliche Entwickelung des Ionenbegriffes bei der Elektrolyse (dargeboten von der Realschule in St. Pauli).

Dr. L. Doermer und Dr. E. Krüger: Beschreibung der Räume und Einrichtungen für den chemischen und biologischen Unterricht an der Oberrealschule vor dem Holstentore zu Hamburg (Festgabe der genannten Anstalt).

An die Mitglieder der englischen und der romanistischen Sektion:

Prof. Dr. H. Fernow: Das Royal College of Physicians in London (dargeboten vom Ortskomitee).

Prof. Dr. G. Wendt: Die Syntax des Adjektivs im heutigen Englisch (dargeboten vom Ortskomitee).

An die Mitglieder der historisch-epigraphischen Sektion:

Prof. Dr. H. Hitzigrath: Hamburg während des schwedisch-dänischen Krieges 1657—1660 (dargeboten vom Ortskomitee).

Oberlehrer G. Hindrichson: Das Einkunftsregister des Hauses Ritzebüttel aus dem Jahre 1577 (Festgabe der Höheren Staatsschule in Cuxhaven).

Oberlehrer W. Füßlein: Berthold VII. Graf von Henneberg (Festschrift der Realschule vor dem Lübecker Tor).

Zusammen an die Mitglieder der historisch-epigraphischen und der philologischen Sektion:

Oberlehrer Dr. R. Friedrich: Studien zur Vorgeschichte der Tage von Kanossa (Festgabe der Realschule in Eppendorf).

E. Kelter, E. Ziebarth, C. Schulteß: Beiträge zur Gelehrtengeschichte des 17. Jahrh. (Festschrift des Wilhelmgymnasiums).

An die Mitglieder der germanistischen und der romanistischen Sektion:

Der Huge Scheppel der Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, nach der Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek heraus-

gegeben. Mit einer Einleitung von H. Urtel (dargeboten von der Stadtbibliothek mit Unterstützung des Ortskomitees).

Von diesem kostbaren Werk stand nur eine beschränkte Anzahl von Exemplaren zur Verfügung.

Das Prachtwerk von R. Stettiner: Die illustrierten Prudentiushandschriften (der Band enthält 200 Tafeln in Lichtdruck) wurde einer größeren Anzahl von Mitgliedern überreicht.

Die Teubnersche Verlagsbuchhandlung hatte das Handbuch für Lehrer höherer Schulen, Erste Abteilung, der Versammlung gewidmet.

Den Teilnehmern an dem Ausfluge nach Friedrichsruh wurde von der Verlagsbuchhandlung von B. G. Teubner zur Verfügung gestellt: „Der Ursprung des Deutsch-Französischen Krieges nach einer Darstellung Bismarcks. Ein Blick in das Arbeitszimmer des Fürsten." Von Prof. Dr. A. Baldamus in Leipzig. (Sonderabdruck aus dem 9. Hefte des XV. Bandes der „Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur".)

Außerdem wurde jedem Teilnehmer ein lateinischer Festgruß überreicht, welcher im Namen von 86 Geistlichen unserer evangelischen Kirche den Philologen „Viris Humanissimis Doctissimis Illustrissimis de litteris artibusque ingenuis colendis iisque iuventuti tradendis optime meritis" gewidmet ist, ein Musterstück klassischer Gelehrsamkeit, ein Schriftstück von vornehmem und gedankenreichem Inhalt.

Auch das „Liederbuch zum Andenken an die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Hamburg" sei nicht vergessen, das mit alten und neuen Liedern besonders beim Kommers am Freitag abend viel Freude erregte.

Alle Teilnehmer der Versammlung wurden durch vier Nummern eines Tageblattes über das wissenschaftliche und das Vergnügungsprogramm eines jeden Tages aufs genaueste unterrichtet. Die Redaktion hatte Prof. Dr. Dissel übernommen. Den künstlerischen Schmuck der Titelseite hat der Maler Herr Schwindrazheim entworfen. — Die Redaktion der Präsenzliste besorgte Herr Dr. v. Reiche.

Das den Mitgliedern überreichte silberne Festzeichen war die Nachbildung eines der beiden zu einem griechischen Goldschmucke gehörenden Medaillons, welcher um 400 v. Chr. gefertigt und in dem Grabhügel von Koul-Oba bei Kertsch gefunden wurde. Es war nach einem von dem Originale in der Eremitage in St. Petersburg abgenommenen Gipsabgusse von der Hamburger Münze hergestellt worden.

Auch eine Erinnerungsmedaille hatte die Hamburger Münze prägen lassen, die vom Bildhauer Zehn-Hamburg modelliert worden

war. Auf der Vorderseite stellt sie den Jungbrunnen der Wissenschaft dar, der aus einem Felsen von einem die Wissenschaft symbolisierenden weiblichen Wesen geschöpft und von einem wissensdurstigen Jüngling getrunken wird. Die Rückseite ziert ein Bild des Hamburger Hafens. Der Preis betrug für die bronzene Medaille 3 M., für die silberne 5,50 M.

Den Wohnungs- und Empfangsausschuß bildeten die Herren Dr. v. Reiche und Prof. Dr. Dissel als Vorsitzende, außerdem Dr. E. Friedländer, Prof. E. Kümpel, Oberlehrer Dr. A. Möller, Oberlehrer Egm. Poppe, Prof. Dr. C. Schulteß, Oberlehrer Dr. F. Seyring, Direktor Prof. W. Wegehaupt.

Den Festausschuß leitete Herr Ernest Merck. Außer ihm gehörten dazu: die Herren Direktor Prof. Dr. Arnoldt, Direktor Dr. Bolau, E. H. E. W. Breymann, Prof. Dr. Dissel, F. F. Eiffe, Oberlehrer Dr. Möller, Direktor Prof. Dr. Münzel, Direktor Prof. Dr. Ohly, Oberlehrer Egm. Poppe, Dr. v. Reiche, Oberlehrer Dr. Rosenhagen, Prof. Dr. Schubert, Oberlehrer Dr. Seyring, Direktor Prof. Wegehaupt, Direktor W. Th. Weselmann.

Vorsitzender des Preßausschusses war Herr Prof. Dr. Dissel. Ihm standen zur Seite die Herren Oberlehrer Dr. Ad. Börner, Dr. F. Dieckow, Dr. H. Diez, Chefredakteur des Hamburgischen Correspondenten, Oberlehrer Dr. K. Ferber, Schriftführer, Dr. H. Fredenhagen, Oberlehrer Dr. F. Glage, Dr. Hermes, Redakteur der Hamburger Nachrichten, Oberlehrer P. Hoffmann, Oberlehrer W. Nissen, Dr. A. Obst, Redakteur des Hamburger Fremdenblattes, 2. Vorsitzender, Oberlehrer Dr. Ed. Räther, Oberlehrer Dr. B. Venzmer, Ad. Al. Zinn, Redakteur der Neuen Hamburger Zeitung.

Eine größere Anzahl von Studenten und Schülern der Gymnasien und des Realgymnasiums hatten sich den verschiedenen Ausschüssen zur Verfügung gestellt und leisteten ihnen wertvolle Dienste.

An der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner haben 1070 Mitglieder und Ehrengäste und 458 Damen teilgenommen, im ganzen also 1528. Davon waren 512 aus Hamburg selbst, 242 aus der Provinz Schleswig-Holstein, 167 aus der Provinz Brandenburg, 115 aus der Provinz Sachsen, 75 aus der Provinz Hannover, 195 aus dem übrigen Preußen, 37 aus dem Königreiche Sachsen, 22 aus Bremen, 18 aus Lübeck, 105 aus den übrigen deutschen Staaten, 21 aus Österreich, 11 aus der Schweiz, 4 aus Holland, 2 aus Rumänien, 2 aus England, je 1 aus Belgien, Griechenland und Norwegen.

Alphabetische Liste der Mitglieder und Ehrengäste

der

48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Abegg, Daniel, Dr. phil., Oberl., Bremen.
Adam, Gustav, Gymn.-Oberl., Gnesen.
Agahd, Reinhold, Dr. phil., Oberl., Hannover.
Ahlborn, Friedrich, Prof. Dr., Hamburg.
Albrecht, Karl, Prof. Dr., Oldenburg i. Gr.
Altmann, Karl, Oberl., Bunzlau.
Aly, Friedrich, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Marburg i. H.
Aly, Wolf, Dr. phil., Marburg i. H.
Amann, Rudolf, Prof. Dr., Oldenburg.
Andresen, Oskar, Pastor, Hamburg.
Ankel, Paul, Gymn.-Oberl., Frankfurt a. M.
Anthes, Eduard, Prof. Dr., Darmstadt.
Anz, Heinrich, Dr., Oberl., Magdeburg.
Arens, August, Prof., Eutin.
Arnoldt, Richard, Dr. phil., Gymn.-Dir., Altona.
Ausfeld, Friedrich, wissensch. Hilfsl., Schnepfenthal.

Babick, Paul, Oberl., Berlin.
Bachmann, Ottomar, Prof., Frankfurt a. d. O.
Baehr, Walter, Dr., Oberl., Halensee.
Bahnson, Prof. Dr., Hamburg.
Bahnson, Pastor, Hamburg.
Bahr, Paul, Prof. Dr. phil., Magdeburg.
Baldamus, Alfred, Prof. Dr., Leipzig.
Bangert, Friedrich, Dr. phil., Realschul-Dir., Oldesloe.
Bapp, Karl, Prof. Dr. phil., Oldenburg.
Bartels, Enno, Prof. Dr., Oberl., Hannover.
Bartels, Rudolf, Prof., Oberl., Berlin.
Barth, Richard, Prof., Gr.-Lichterfelde.
Bartholomae, Christian, Dr., o. Prof. a. d. Univ. Gießen.
Bassenge, Edmund, Dr. phil., Gymn.-Oberl., Dresden.
Bauer, Daniel, Dr. phil., Oberl., Lübeck.
Baumgarten, D., Univ.-Prof., Kiel.
Baumgarten, Ernst, Dr. phil., Probekand., Stettin.
Becher, Wilhelm, Dr. phil., Gymn.-Oberl., Dresden-N.
Becker, Karl, Prof. Dr., Großh. Oberl., Alzey in Hessen.
Becker, Wilhelm, Dr. phil., Wiss. Assist. a. Staatsarchiv, Hamburg.
Becker, Friedrich, Oberl., Stettin.
Becker, Paul, stud. philol. cl., Kiel.
Becker, Georg, Oberl., Brandenburg a. H.
Beckmann, Hartwig, Prof., Oberl., Wandsbek.
Begemann, Egbert, Prof., Oberl. a. Kgl. Christianeum, Altona.
Begemann, Heinrich, Dr., Gymn.-Dir., Neu-Ruppin.
Behrmann, Senior D., Hamburg.
Behrmann, Adolf, Prof. Dr., Itzehoe.
Beese, Wilhelm, Oberl., Kiel.
Beintker, Eduard, Prof., Gymn.-Oberl., Anklam.
Benezé, Emil, Dr., Oberl., Hamburg.
Berg, Otto, Oberl., Christiansand, Norwegen.
Berner, Bruno, wiss. Hilfsl., Hamburg.
Bernhard, Rektor, Dresden.
Bernhard, Erich, Hamburg.

Bernitt, Adolf, Pastor, Hamburg.
Bertheau, Friedrich, Prof. a. Gymn. in Ratzeburg.
Bertheau, C., D., Pastor, Hamburg.
Bertheau, Carl, Kand. d. höh. Lehramts, Hamburg.
Bethe, Ernst, Univ.-Prof., Gießen.
Bezzenberger, A., Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Königsberg.
Bieber, Theodor August, Dr., Schulvorsteher, Hamburg.
Bietzmann, D., Dr. phil., Oberl., Elberfeld.
Bleicken, Max, Rat b. d. Oberschulbehörde, Hamburg.
Block, Martin, Pastor a. Eppendorfer Krankenhause, Hamburg.
Blondeau, Arnold, Oberl., Magdeburg, Kloster.
Blümner, Hugo, Univ.-Prof., Zürich.
Blum, Friedrich, Dr., Direktor, Mannheim.
Blume, Hans, Realschuloberl., Dresden.
Blunk, Paul, Dr. phil., Ohlsdorf.
Bock, L., Kunsthändler, Hamburg.
Boeck, Rudolf, k. k. Prof., Wien VIII.
Böckler, Alb., Prof., Gardelegen.
Böhme, Johannes, Dr., Oberl., Hamburg.
Bölte, Felix, Dr. phil., Oberl., Frankfurt a. M.
Boerner, Adolf, Dr., Oberl., Hamburg.
Boesch, Fritz, Dr., Oberl., Wilmersdorf.
Bösche, Gustav, Kgl. Gymn.-Dir., Lippstadt.
Bösken, Edmund, Oberl., Meppen.
Böttcher, Arthur, Oberl., Schwerin i. M.
Bötzow, Dr., Rat, Hamburg.
Bohm, Wilh., Dr., Oberl., Bremen.
Bohnenblust, Gottfried, Dr. phil., Gymnasiallehrer, Bern.
Bohnert, Felix, Prof. Dr., Dir. d. Realschule in St. Georg, Hamburg.
Bohse, Paul, Prof., Friedenau.
Bolau, Heinrich, Dr., Dir. d. Zool. Gartens, Hamburg.
Boldt, Friedrich, Prof. Dr., Eberswalde.
Boldt, Axel, Oberl., Neustettin.
Boll, Franz, Dr., Univ.-Prof., Würzburg.
Bombe, Paul, Prof., Friedeberg N.-M.
Bolte, Johannes, Prof. Dr., Oberl., Berlin.
Boltzenthal, Rudolf, Prof. Dr., Wittstock.
Bormann, Eugen, Univ.-Prof., Dr., Wien.
Bornträger, Robert, Prof., Celle.
Bothe, Wilhelm, Oberl., Elmshorn.
Boxberger, Robert, Prof. Dr., Havelberg.
Brachmann, Friedrich, Dr. phil., Gymn.-Oberl., Bergedorf.
Brachmann, Wilhelm, cand. phil., Altona.
Brachmann, Walther, stud. phil., Altona.
Bradley, Henry, Dr. phil., Oxford.
Brähmig, Camillo, Prof., Vegesack.
Brake, Ernst, Oberl., Dr. phil., Lüneburg.
Brandenburg, Erich, Univ.-Prof., Leipzig.
Brandenburg, Paul, Oberl., Perleberg.
Brandt, Senator, Hamburg.
Braun, Reinhold, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Hagen i. W.
Brauneck, Hans, Prof., Hamburg.
Brauns, Julius, Dr., Oberl., Hamburg.
Bredfeldt, August, Gymn.-Oberl., Husum.
v. Breska, Hermann, Dr. phil., Oberl., Gr. Lichterfelde.
Brey, Ernst, Gymn.-Oberl., Magdeburg.
Breymann, W. H., Kaufm., Hamburg.
Brinck, Adolf, Oberl., Dr. phil., Kiel.
Brinckmann, Wilhelm, Dr., Oberl., Bergedorf.
v. Broecker, Arthur, Hauptpastor, D. theol., Hamburg.
Bröhan, Johannes, Dr., Oberl., Altona.
Bromig, Prof. Dr., Hamburg.
Brügmann, Walther, Oberl., Hamburg.
Brüsch, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Lübeck.
Brütt, Maximilian, Schulrat, Prof. Dr., Hamburg.
Brunk, August, Dr., Oberl., Osnabrück.
Brunn, Kgl. Realschuldir., Sonderburg.
Bubendey, Gerhard Heinrich, Dr., Prof. a. Johanneum, Hamburg.
Büchel, Prof. Dr., Hamburg.
Bückmann, Ludw., Prof., Lüneburg.
Budy, Hermann, Prof., Altona-Ottensen.

Buehl, Senatssekretär, Hamburg.
Bürger, Karl, Dr., Oberl., Blankenburg a. H.
Bürger, Otto, Dr., Lehramtsakzessist, Friedberg (Hessen).
Bunzel, Carl, M. d. B., Hamburg.
Burchard, Dr., Bürgermeister, Hamburg.
Burg, Fritz, Sekretär a. d. Stadtbibliothek, Hamburg.
Busch, Otto, Oberl., Hannover.
Busche, Edmund, Oberl. Dr. phil., Hamburg.
Busche, Karl, Oberl. Dr. phil., Leer (Ostfriesland).
Busse, Rudolf, Prof. Dr., Dir. d. Kgl. Gymn. z. Küstrin.

Calinich, Margarete, stud. phil., Hamburg.
Capelle, Wilhelm, Dr., Oberl., Hamburg.
Carstens, C., Prof. Dr., Hadersleben.
Caspar, Carl, Betriebs-Ingenieur d. Münze, Hamburg.
Ceder, B, Oberl., Kiel.
de la Chaux, Arno, Gymn.-Oberl., Stade.
Christensen, Heinrich, Dr., Prof. a. Wilhelm-Gymn., Hamburg.
Clasen, Hans, Oberl. Dr., Flensburg.
Classen, Johannes, Prof. Dr., Hamburg.
Classen, Walther, Hilfsprediger, Hamburg.
Classen, Werner, stud. phil., Hamburg.
Claussen, Johannes, Prof. a. Gymn., Dr., Altona.
Claussen, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Husum.
Cohn, Leopold, Prof. Dr., Oberbibliothekar, Breslau.
Conrads, Alexander, Dr. med., Arzt, Haltern.
Conradt, C. H., Prof. Dr., Dir., Greifenberg, P.
Conze, Alexander, Prof. Dr., Generalsekretär d. Kaiserl. Archäol. Instituts, Berlin.
Conze, Ernst, Hamburg.
Cords, Wilhelm, Gymn.-Oberl., Prof., Glückstadt.
Creizenach, Wilhelm, Univ.-Prof., Krakau.
Curtius, Carl, Prof. Dr., Stadtbibliothekar, Lübeck.

Dannehl, Gustav, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Sangerhausen.
Davidsen, Hermann, Dr. phil., Kand. d. höh. Lehramts, Hamburg.
Decker, August, Prof., Treptow a. Rega.
Deecke, Georg, stud. phil., Göttingen.
Dehn, Otto, Rechtsanwalt Dr., Hamburg.
Dehnicke, Otto, Prof., Lüneburg.
Deneken, Erich, Oberl., Elmshorn.
Deseniß, O. H., Hamburg.
Detlefsen, Andreas, Prof., Kiel.
Detlefsen, Detlef, Geh. Reg.-Rat, Gymn.-Dir. a. D., Glückstadt.
Dieckow, Fritz, Dr. phil., Hamburg.
Dieckvoss, Johannes, Oberl., Eutin.
Diels, H., Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Berlin.
Diestel, Syndikus, Dr., Hamburg.
Dietrich, Walther, Dr. phil., wiss. Hilfsl., Berlin.
Dietz, Carl, Dr. phil., Oberl., Bremen.
Dietz, Dr., Chefredakteur, Hamburg.
Dietze, Johannes, Oberl. Dr., Hamburg.
Dinkgrefe, Bernhard, Hamburg.
Dissel, Karl, Dr. Prof., Hamburg.
Doehler, Alfred, Dr., Oberl., Hannover.
Dörge, Otto, Dr. phil., Oberl., Bremen.
Doerks, Henry, Prof. Dr., Treptow a. Rega.
Doermer, Ludwig, Dr., Oberl., Hamburg.
Doormann, Otto, Oberl., Kiel.
Doren, Alfred, Dr., Privatdozent, Leipzig.
Dopp, Ernst, Dr., Oberl., Rostock i. M.
Dräseke, Johannes, Dr. theol. et phil., Prof., Wandsbek.
Drescher, Karl, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Dressler, Max, Hamburg.
v. Duhn, Karl, Dr., Rechtsanwalt, Hamburg.
v. Duhn, Friedrich, Univ.-Prof., Heidelberg.
Düpow, Robert, Oberl., Bergedorf.
Düsenberg, Hermann, Oberl., Glückstadt.
Dworski, Emanuel, k. k. Landschul-Inspektor, Lemberg.
Dyboski, Roman, Dr. phil., Teschen, Österr. Schles.

v. Eckardt, Felix, Chefredakteur d. Berl. Neuesten Nachr., Berlin.
Eddelbüttel, F., Dr. jur., Rechtsanwalt, Hamburg.
Egen, Alfons, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Warendorf.
Ehrenberg, Rich., Prof. Dr., Rostock.
Eichler, Ferdinand, Dr. phil., Skriptor d. Univ.-Bibliothek, Graz.
Eichler, Karl, Prof. Dr., Altona-Bahrenfeld.
Elis, Carl, Dr. phil., wiss. Hilfsl., Meldorf.
v. Elsner, Alfred, Dr. phil., Oberl., Kiel.
Engel, Präsident d. Bürgerschaft, Hamburg.
Engelke, Gustav, Oberl., Hannover.

Fabricius, Carl, Oberl., Greifenberg i. P.
Fahnberg, Günther, Oberl., Breslau.
Faßbender, Ludwig, Oberl. Dr., Neu-Othmarschen.
Fecker, Joseph, Prof. Dr., Hildesheim.
Fenge, Ludwig, Dr., Oberlehrer, Potsdam.
Ferber, Kurt, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Fernow, Hans, Prof. Dr., Oberl. a D., Hamburg.
Finzelberg, Hermann, Oberl., Wittstock a. d. Dosse.
Fischer, August, Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Förster, Karl, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Förster, Max, Dr. phil., Rat d. Oberschulbehörde, Hamburg.
Folgmann, Emil, Oberl., Zehlendorf-Berlin.
Forcart, Max Kurt, Dr., Basel.
Francke, Friedrich, Realschuldir., Gardelegen.
Franz, Rudolf, Dr., Gymn.-Dir., Dortmund.
Fredenhagen, Hermann, Dr., Kand. d. höh. Schulamts, Hamburg.
Freericks, Hermann, Oberl. Dr., Münster i. W.
Freese, Wilhelm, Dr., Oberl., Hannover.
Frerichs, Heinrich, Prof. a. Gymn. zu Oldenburg.
Frese, Fritz, Dr. phil., Meldorf.
Freund, Johannes, Oberl. Dr., Breslau.
Freund, Karl, Prof. Dr., Oberl. a. Johanneum, Lübeck.
Frey, Joseph, Dr., Geh. Reg.-Rat, Gymn.-Dir., Münster i. W.
Freye, Walter, Oberl., Friedenau b. Berlin.
Fricke, Karl, Prof. Dr., Bremen.
Fricke, Ferdinand, Oberl. Dr., Ülzen.
Fricke, Gustav, Prof. a. Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymn., Berlin.
Fried, Sandor, Codirekteur d. Orient-Bank, Kairo.
Friedel, Otto, Dr., Provinzialschulrat, Stettin.
Friedlaender, Ernst, Oberl. Dr. phil., Hamburg.
Friedländer, Josua, Oberl., Hamburg.
Friedländer, Max, Kaufm., Hamburg.
Friedländer, Oscar, Kaufm., Hamburg.
Friedrich, Rudolf, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Friedrichs, Alexander, Gymn.-Oberl., Darmstadt.
Fries, Karl, Dr. phil., Oberl., Berlin.
Fries, Wilh., Prof. D. Dr., Geh. Reg.-Rat, Halle a. S.
Fritsch, Ad., Prof. Dr., Hamburg.
Fritsche, Franz, Dr. Oberl., Schwerin i. M.
Fritze, Edmund, Prof., Oberl. a. D., Bremen.
Fritze, Ernst, Dr. phil., Oberl., Charlottenburg.
Fröling, Julius, Prof., Homburg v. d. Höhe.
Fuhrmann, Otto, Oberl., Potsdam.
Funck, Anton, Reg.- u. Schulrat, Sondershausen.
Fürsen, Dr., Oberl., Sonderburg.
Füßlein, Wilhelm, Dr. Oberl., Hamburg.

Gaebel, Alfred, Oberl., Hohensalza.
Gaeßner, Emil, Prof. a. Kaiser Wilhelms-Gymn., Hannover.
Gebhardt, August, Dr., Privatdoz., Erlangen.
Geffcken, Johannes, Prof. Dr., Hamburg.
Gehrcke, Gerhard, Oberl., Bergedorf.

Gehrke, Otto, Superintend., Osterode a. H.
Geipel, Georg, Dr. phil., Oberl., Breslau.
Geith, Oscar, Prof., Hamburg.
Geister, Max, Oberl., Zehlendorf.
Gelbke, Karl, Oberl. Dr., Buxtehude.
Genest, Otto, Prof., Halle a. S.
Gerber, Theodor, Dr. phil., Oberl., Flensburg.
Gercke, Alfred, Univ.-Prof., Greifswald.
Gerdes, Henry, Prof., Bremen.
Gering, Hugo, Prof., Geh. Reg.-Rat, Kiel.
Gerstenberg, Heinrich, Oberl. Dr., Hamburg.
Gerstenberg, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Meppen.
Gewald, Hans, Dr. phil., Rostock i. M.
Giesecke, Alfred, Dr. phil., Verlagsbuchhändler, Leipzig.
Gilbert, Adolph, Dr phil., Hamburg.
Gilbert, Hugo, Dr. phil., Lübeck.
Gilbert, Walther, Prof. Dr., Rektor d. Fürstenschule zu Grimma.
Giseke, Ludwig, Oberl., Perleberg.
Giske, Heinrich, Prof., Lübeck.
Glage, Friedr., Oberl. Dr., Hamburg.
Glänzer, Karl, Prof. Dr., Oberl., Hamburg.
Gleue, Hermann, Oberl. Dr., Hamburg.
Godt, Christian, Prof. Dr., Oberl. a. Gymn. zu Altona.
Goethe, Alfred, Dr., Gymn.-Dir., Stettin.
Goldmann, Gustav, Dr. phil., Hamburg.
Goldschmidt, Adolph, ord. Prof. a. d. Univ. Halle a. S.
Goos, Max, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Gottschaldt, Robert, Dr. phil, Oberl., Kiel.
Grabau, Carl, Kand. d. höh. Schulamts, Luckenwalde.
Gradenwitz, Otto, Prof., Königsberg.
Graeber, Rudolf, Dr. phil., Oberl, Ratzeburg.
Graeber, Gustav, Dr. phil., Gymn.-Dir., Flensburg.
Graef, Botho, Univ.-Prof., Jena.
Gräfe, Bojwell, stud. phil., Altona-Ottensen.
Grawe, Ludwig, Dr. phil., Schulvorsteher, Hamburg.
Grebe, Friedrich, Oberl., Naumburg a. d. Saale.
Grimsehl, Ernst, Prof., Hamburg.
Gropius, Richard, Prof., Weilburg.
Groß, Wolf, Dr. phil., Hannover.
Groß, Christoph, Prof., Hannover.
Große, Wilhelm, Dr. phil., cand. prob., Hamburg.
Grube, Carl, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Grünbaum, Max, Prof., Brandenburg a. d. Havel.
Grünwald, E., Prof. Dr., Berlin.
Gruner, Max, Oberl., Dr. phil., Berlin.
Gudemann, Alfred, Prof. Dr., München.
Günning, Johann H., Regierungsschulrat, Amsterdam.
Gurlitt, Ludwig, Prof. Dr. phil., Steglitz.
Gusinde, Konrad, Dr. phil., Oberl., Breslau.
Guthe, Hermann, Prof. Dr., Leipzig.

Haack, Gustav, Dr. phil., Oberl., Altona-Ottensen.
Haack, Otto, Dr. phil., Oberl., Altona.
Hachtmann, Karl, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Bernburg.
Hachtmann, Otto, Dr. phil., Oberl., Dessau.
Hackemack, Gustav, Oberl., Wandsbek.
Haeberlin, Carl, Dr. phil., Kgl. Univ.-Bibliothekar, Göttingen.
Haeberlin, E. J., Dr. jur., Justizrat, Frankfurt a. M.
Hagedorn, Dr. phil., Senatssekr., Hamburg.
Hager, Friedrich, Oberl., Kiel.
Hahn, Amandus, Oberl., Kiel.
Hahn, Hermann, Prof. Dr., Hamburg.
Hahn, Wilhelm, Gymn.-Dir., Stralsund.
Hahne, Ludwig, Prof. Dr., Altona.
Halben, Christ., Hamburg.
Halfmann, Hermann, Dr. phil., Realgymn.-Dir., Itzehoe.
Hallier, Eduard, Rechtsanwalt, Hamburg.
Hammer, Felix, Oberl., Jülich.
Hammer, Ernst, Schulamtskand., Glückstadt.
Hämmerle, Juan, Dr. phil., Oberl., Cuxhaven.
Hanne, C. J. W. R., Pastor, Lic. Dr. phil., Hamburg.

Hanne, Wilfrid, Oberl., Cuxhaven.
Hans, Wilhelm, Dr., Oberl., Hamburg.
Hänsel, Prof. Dr., Nienburg a. W.
Hansen, Heimer, Prof. Dr., Oldesloe.
Hansen, Peter, cand. phil., Westre bei Tondern.
Häpke, Gustav, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Harkensee, Heinrich, Prof. Dr., Hamburg.
Harmsen, Theodor, Prof. Dr., Oberl., Altona.
Harre, Otto, Oberl., Hamburg.
Harseim, Dr., Oberl., Hamburg.
Hartmann, Wilhelm, Oberl., Fürstenwalde.
Hartz, Otto, Oberl., Altona.
Haß, Albert, Oberl. Dr. phil., Stettin.
Hauler, E., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Hauschild, Oscar, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Hecht, Hans, Dr. phil., Berlin.
Hedicke, Edmund, Gymn.-Dir., Freienwalde a. O.
Heesch, Gustav, Dr., Oberl., Bergedorf.
Heidrich, Georg, Dr., Gymn.-Prof., Wien.
Heims, Bruno, Oberl., Bergedorf.
Heinrich, Walter, Oberl., Gumbinnen.
Heise, Wilhelm, Dr. phil., Hamburg.
Hellmann, Wilhelm, Prof. Dr., Erfurt.
Helm, Karl, Prof. Dr., Gießen.
Hendel, J., Dr., Hamburg.
Hense, Otto, Univ.-Prof., Geh. Hofrat, Freiburg i. B.
Herfurth, Karl, Dr., Oberl., Hamburg.
Hermann, Eduard, Oberl. Dr., Bergedorf.
Hermes, Emil, Prof. Dr. phil., Moers a. Rhein.
Hermes, Redakt. d. „Hamb. Nachr.“, Hamburg.
Hermes, Rudolf, Pastor, Hamburg.
Herold, Alfred, Minist.-Beamter, Steglitz.
Herold, Rich., Dr., Oberl. a. d. Latein. Hauptschule, Halle a. S.
Herrlich, S., Prof. Dr., Berlin.
Hertel, Johannes, Dr. phil., Oberl., Döbeln.
Hertz, Dr., Senator, Hamburg.
Herz, Reinhard, Oberl., Leipzig.
Heskel, Alex, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Hesselbarth, Karl, Vertr. d. „Berl. Tagebl.“, Hamburg.
Hestermann, Edgar, cand. phil., Hamburg.
Heubner, Heinrich, Oberl., Wernigerode.
Heuer, Dr. jur., Landrichter, Hamburg.
Heusler, Andreas, Dr., Univ.-Prof., Berlin.
Heydemann, Victor, Prof. Dr. phil., Berlin.
Heyden, Dr., Sekr. d. Bürgerschaft, Hamburg.
Heydenreich, Paul, Prof., Elberfeld.
Heyer, Dr., Oberl., Altona.
Heylbut, Gustav, Dr., Hamburg.
Heyse, Max, Dr., Kgl. Gymn.-Prof., Bunzlau.
Hildebrandt, Carl, Prof. Dr. phil., Oberl., Braunschweig.
Hinntze, K. P., Prof., Berlin.
Hinrichsen, Lorenz, Oberl., Schleswig.
Hinz, Karl, Prof. Dr., Oberl., Altona-Ottensen.
Hintzmann, Dr., Oberrealsch.-Dir., Elberfeld.
Hirsch, Hermann, stud. jur., Hamburg.
Hirt, Paul, Prof. Dr., Pankow b. Berlin.
Hitzigrath, Heinrich, Prof. Dr. phil., Hamburg.
Hörsten, v., Prof., Realsch.-Dir., Wolfenbüttel.
Hoff, Egbert, Prof., Bahrenfeld.
Hoffmann, Otto, Dr. phil., Prof. a. d. Univ. Breslau.
Hoffmann-Krayer, Ed., Univ.-Prof., Basel.
Hoffmann, Max, Prof. Dr., Lübeck.
Hoffmann, Franz, Prof., Uelzen.
Hoffmann, Ernst, Dr. phil., Oberl., Breslau.
Hoffmann, Max, Prof. Dr., Schulpforta.
Hoffmann, Paul, Oberl., Hamburg.
Hohnholz, Heino, Gymn.-Oberl., Vegesack.
Holst, Johann, Oberl., Altona.
Holthausen, Ferdinand, Prof. Dr., Kiel.
Holthusen, Senator, Hamburg.
Holzmann, Moritz, Oberl., Hamburg.
Homann, Wilhelm, Dr. Oberl., Hamburg.
Hoops, Johannes, Prof. Dr., Heidelberg.

Hosius, Carl, Univ.-Prof., Münster i. W.
Hottenroth, Hans, Kaufm., Hamburg.
Huffelmann, Martin, Oberl., Blankenese.
Hulbe, Georg, Hamburg.
Hultzsch, Eugen, Prof. Dr., Halle.

Ideler, Hermann, Oberl., Stade.
Ideler, Rudolf, Oberl., Torgau.
Ilberg, Johannes, Prof. Dr., Leipzig.
Imelmann, Johannes, Prof. Dr., Berlin.
Imhaeuser, Heinrich, Kgl. Gymn.-Oberl., Wesel a. Rh.
Irrgang. Max, Dr. phil., Dir. d. höh. Mädchensch., Stade.

Jacob, Arnd, Dr. phil., Gymn.-Oberl., Fraustadt (Prov. Posen).
Jacob, Karl, Dr., Univ.-Prof., Tübingen.
Jacobi, Felix, Dr. phil., Privatdoz., Breslau.
Jaenicke, Fritz, Dr. phil., Seminarl., Osterburg.
Jahn, Oswald, Oberl., Halle a. S.
Janell, Walther, Dr., Oberl., Rostock i. M.
Jäger, Oskar, Prof., Geh. Reg.-Rat. Bonn.
Jänisch, Julius, Dr. phil., Hamburg.
Jensen, Christian, cand. phil., Schleswig.
Joachim, Hermann, Dr. phil., wissenschaftl. Assistent im Staatsarchiv, Hamburg.
Jobst, Rudolf, Prof., Stettin.
Johannßen, Hermann, Oberl., Kiel.
Jong, Karl de, Dr., Oberl., Blankenese.
Jörß, Paul, Dr. phil., Oberl., Ratzeburg.
Juhl, Ernst, Ing., Hamburg.
Junker, Heinrich Paul, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Jüthner, Julius, Dr. phil., Univ.-Prof., Czernowitz.

Kähler, Senator, Hamburg.
Kalbe, Wilhelm, Dr., Oberl., Hannover.
Kalischer, Oberl., Wittstock.
Kallenbach, Hermann, Oberl., Husum.
Kalk, Henry, Oberl., Breslau.
Kanzow, Gymn.-Dir., Zeitz.
Kannengießer, Adolf, Prof., Gelsenkirchen.
Kant, Theodor, Oberl., Hamburg.
Kappus, Carl, Dr. phil., Frankfurt a. M.
Karll, Erich, Prof., Pforta.
Kasten, Wilh., Prof. Dr., Hannover.
Kausch, Wilhelm, Oberl. Dr., Dramburg (Pommern).
Kautzsch, Emil, Univ.-Prof., Halle a. S.
Kehding, Otto, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Kehrbach, Karl, Prof. Dr., Charlottenburg.
Keil, Albert, Prof. Dr., Gymn.-Oberl., Stolp i. Pommern.
Keil, Bruno, Dr., o. Univ.-Prof. Straßburg i. E.
Kelter, Edmund, Dr. phil., Hamburg.
Kern, Heinrich, Univ.-Prof., Groningen (Holland).
Kießling, Wilhelm, Pastor, Hamburg.
Kirchhoff, Alfred, Dr. phil., Oberl., Bremen.
Kirschten, Walther, Dr., Realsch.-Dir., Blankenese.
Klages, Georg, Prof., Leer i. Ostfr.
Klein, F., Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Göttingen.
Klinghardt, Hermann, Prof. Dr., Rendsburg.
Klöppel, Carl, Oberl., Stendal.
Klörß, Heinr., Oberl., Schwerin i. M.
Klotz, Alfred, Dr. phil., Privatdoz., Straßburg i. E.
Klotz, Oskar, cand. phil., Leipzig.
Kluge, Friedrich, Prof. Dr., Freiburg i. Br.
Klußmann, Dr., Rat, Hamburg.
Klußmann, Max, Prof. Dr., Hamburg.
Knaak, Heinrich, Oberl. a. kgl. Gymn., Köslin.
Knatz, Friedrich, Dr. phil., Oberl., Kassel.
Knop, Heinrich, Prof. Dr., Celle.
Koch, Hermann, Realsch.-Dir., Breslau.
Koch, Julius, Prof. Dr., Glückstadt.
Kohlmann, W., Dr. phil., Oberl., Bremen.
Kohlmann, Georg, Dr. phil., Realschullehrer, Hamburg.
Köhn, Max, Dr. phil., Oberl., Magdeburg.
Köhnke, Ludwig, Prof. a. Gymn., Salzwedel.

Köpcke, Alfred, Prof. Dr., Oberl., Altona-Ottensen.
Koepp, Friedrich, Univ.-Prof., Münster i. W.
Koopmann, Rudolf, Oberl., Rendsburg.
Körber, Willibald, Prof. Dr., Breslau.
Körner, Theodor, cand. prob., Dr. phil., Hamburg.
Koernicke, Arthur, Dr. phil., Berlin-Halensee.
Körte, Alfred, Univ.-Prof., Basel.
Köster, Hans, Dr., Oberl., Hamburg.
Kohbrok, Hugo, Dr., Wissensch. Hilfsl., Altona.
Kohn, Maximilian, Dr., Schriftst. u. Philolog, Hamburg.
Koldewey, Friedrich, Dr. Lic. theol., Dir., Bad Harzburg.
Koldewey, Paul, Dr. phil., Hamburg.
Koldewey, Oskar, Schuldir., Dresden.
Kolwe, Hermann, Oberl., Wilmersdorf-Berlin.
Kraepelin, Karl, Prof. Dr., Dir. d. Naturhistor. Museums, Hamburg.
Kraft, Philipp, Dr., Oberl., Hamburg.
Kranz, Walter, stud. phil., Wilmersdorf-Berlin.
Kratzenstein, Wilhelm, Oberl., Magdeburg.
Krause, Karl, Dr. phil., Oberl., Breslau.
Krauß, Jacob, Dr., Dir. d. Orient-Bank, Hamburg.
Kronke, Felix, Oberl., Kiel.
Kropp, Philipp, Privatgelehrt., Jena.
Krumbacher, Karl, Univ.-Prof., München.
Krumm, Hermann, Prof. a d. Oberrealsch., Kiel.
Krumm, Johannes, Oberl., Flensburg.
Krüger, Fritz Rudolph, Schulvorst., Hamburg.
Krüß, Hugo, Dr., Fabrik., Mitgl. d. O. S. B., Hamburg.
Kuchenthal, Paul, Dr, Oberl., Blankenese.
Kugler, Ludwig, Dr. phil., Hannover.
Kuhlmann, Ludwig, Gymn.-Dir., Jever.
Kuhn, Richard, Dr. phil., Oberl., Lübeck.
Kulczynski, Leo, Reg.-Rat u. Gymn.-Dir., Krakau.
Kuthe, Anton, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Parchim.
Kuwert, Max, Oberl., Bromberg.
Kühn, Gustav, Oberl., Bromberg.
Kümpel, Eduard, Prof., Hamburg.

Lachmann, Edwin, stud. phil., Hamburg.
Lahmeyer, Ludwig, Prof., Fulda.
Lambel, Hans, Prof. Dr. phil., Reg.-Rat, Prag.
Lange, Adolf, Dr. phil., Gymn.-Dir., Solingen.
Lange, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Hadersleben.
Langthimm, Otto, Oberl., Hamburg.
Lappenberg, Senator Dr., Hamburg.
Lasson, Adolf, Prof. Dr., Friedenau-Berlin.
Lautrup, Ed., Kaufm., Hamburg.
Lehmann, C. F., Prof. a. d. Univ. Berlin.
Lehmann, Rudolf, Prof. Dr., Berlin.
Lehmgrübner, Hugo, Dr. phil., Oberl., Gr. Lichterfelde.
Leithäuser, Gustav, Prof. Dr., Hamburg.
Leitzmann, Albert, Univ.-Prof., Jena.
Lenz, Rudolf, Realgymnasiall., Döbeln i. Sa.
Lengnick, Bernhard, Prof. Dr., Berlin-Charlottenburg.
Leo, Friedrich, Univ.-Prof., Geh. Reg.-Rat, Göttingen.
Leser, Hermann, Dr., Privatdoz., Erlangen.
Lesser, Ernst, Dr. phil., Oberl., Kiel.
Leuschke, Alfred, Dr. phil., Realgymn.-Oberl., Chemnitz.
Levinstein, Kurt, Oberl., Berlin.
Leyen, v. d., Friedrich, Dr. phil., Privatdoz., München.
Lichtwark, Alfred, Prof. Dr., Hamburg.
Lidzbarski, Mark, Univ.-Prof., Kiel.
Liedloff, Kurt, Prof. Dr., Grimma i. Sa.
Lier, Bruno, Dr. phil., cand. prob., Stettin.
Lietz, Prof., Stralsund.
Linde, Rich., Prof. Dr., Hamburg.
Lindemann, Richard, Oberl, Hamburg.
Lindsay, Wallace M., Univ.-Prof., St. Andrews, Schottland.
Lippert, Ludwig Julius, Dr. jur., Hamburg.
Löbe, Waldemar, Oberl., Berlin.
Löber, Jacob, Gymn.-Dir., Prof., Kiel.

Loch, Eduard, Dr., Oberl., Königsberg i. Pr.
Lörcher, Adolf, Oberl., Halle a. S.
Loewenthal, Albert, Dr., Rabbiner, Hamburg.
Lohmann, Karl, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Lohmeyer, Karl, Dr., Dir. d. deutsch. Schule i. Brüssel, Brüssel.
Lohr, Friedrich, Prof. Dr., Oberl., Wiesbaden.
Lony, G., Oberl., Hamburg.
Lopau, Heinrich, Realschull., Hamburg.
Lorentzen, Ivan, Oberl., Erfurt.
Lorenz, Gustav, Oberl., Hamburg.
Lorenz, Hans, Dr. phil., Probekand., Hamburg.
Lottich, Otto, Prof., Hamburg.
Lübbert, Jürgen, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Eisleben.
Lucas, Hans, Dr. phil., Oberl., Charlottenburg.
Ludwig, Ernst, Prof. Dr., Bremen.
Lübke, Hermann, Prof. Dr., Berlin.
Lück, R., Dr., Gymn.-Dir., Steglitz.
Lüdecke, Detlev, Oberl., Marienwerder.
Lüders, Ferd., Dr., Schriftst., Hamburg.
Lühr, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Luick, Karl, Univ.-Prof., Graz.
Lundius, Bernhard, stud. phil., Altona-Ottensen.

Maaß, Ernst, Verlagsbuchh., Hamburg.
Maire, Siegfried, Dr., Gymn.-Oberl., Berlin.
Marquardt, Wilhelm, Oberl., Hamburg.
Martens, Ludwig, Prof. Dr., Oberl, Elberfeld.
Martin, Rudolph, Dr., Präsid. a. Hans. Oberlandesgericht, Hamburg.
Masuch, Gustav, Gymn.-Oberl., Rogasen (Prov. Posen).
Matthaei, Adolf, Prof. Dr., Cuxhaven.
Mathies, Senator, Hamburg.
Matschky, Theodor, Gymn.-Dir., Brieg.
Mau, Karl, stud. theol. et germ., Altona a. E.
Mayer, Gustav, Dr., Vertr. d. „Frankfurter Ztg.“, Hamburg.
Meder, Berthold, Oberl. a. Ref.-Realgymn., Kiel.
Mehmel, Hermann, Prof. Dr., Oberl. a. Realgymn., Ottensen.
Meinecke, Edmund, Prof. Dr., Kiel.
Meisner, Oskar, Dr., Kgl. Sem.-Dir., Osterburg (Altm.).
Meißner, Rudolf, Prof. Dr., Göttingen.
von Melle, Senator Dr., Hamburg.
Metzer, Hans, Prof. Dr., Stuttgart.
Mengdehl, Theodor, Kaufm., Hamburg.
Mensing, Otto, Dr. phil, Oberl. u. Privatdoz., Kiel.
Menzel, Theodor, Prof. Dr., Oberl., Blankenburg a. Harz.
Merck, Ernest, Hamburg.
Merklein, Theodor, Oberl., Halle a. S.
Metger, Conrad, Prof., Flensburg.
Metz, Adolf, Prof. Lic. theol., Hamburg.
Meusel, Heinr., Gymn.-Dir., Berlin.
Meyer, A., stud. phil., Nordheim.
Meyer, Eduard, Univ.-Prof., Berlin.
Meyer, Erich, Oberl., Hannover.
Meyer, Heinrich, Dr. phil., wiss. Mitarbeiter d. Firma B. G. Teubner, Leipzig.
Meyer, Heinrich, Dr. phil., Göttingen.
Meyer, Hermann, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Meyer, Otto, Prof., Clausthal.
Meyer, Paul, Dr. phil. et jur., Privatdoz., Schöneberg b. Berlin.
Meyer, Paul, Oberl., Hamburg.
Meyer, Richard M., Dr., Univ.-Prof., Berlin.
Meyer, Theodor, Prof., Lüneburg.
Meyer, Wilhelm, stud. phil., Lüneburg.
Meyer, Wolfgang, Dr., Oberl., Hamburg.
Meyersahm, Hans, Dr., Gymn.-Oberl., Hadersleben.
Michaelsen, August, Dr. phil., Oberl., Altona.
Michels, Victor, Prof. Dr., Jena.
Michow, Heinrich, Dr. phil., Schulvorsteher, Hamburg.
Mielck, Reinhard, stud. phil., Hamburg.
Mielke, Gg. J., Oberl. Dr., Hamburg.
Milchsack, Prof. Dr., Oberbibliothekar d. Herzogl. Bibliothek, Wolfenbüttel.
Mirow, Ernst, Prof. a. Matthias-Claudius-Gymn., Wandsbek.

Mitteis, Ludwig, Dr., Univ.-Prof., Hofrat, Leipzig.
Mojean, Franz, Prof., Stralsund.
Möller, Alfred, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Moeller, Hans, Dr. phil., Oberl., Halle a. S.
Möller, Hans, Dr., Oberl., Cuxhaven.
Möller, Wilhelm, Prof. Dr., Berlin.
Möller, Wilhelm, Dr., Oberl., Kiel.
Mönckeberg, Bürgermeister Dr., Hamburg.
Mogk, Eugen, Dr. phil., Univ.-Prof., Leipzig.
Mohr, A. F., Kaufmann, Wandsbek.
Moldenhauer, Paul, Dr., Oberl., Plön.
Mommsen, Prof. Dr., Hamburg.
Mucha, Oskar, Dr. phil., Oberl., Buxtehude.
Mühe, Theodor, Dr., Oberl., Hamburg.
Mühlau, Johannes, Dr. phil., Oberl., Ratzeburg i. L.
Mühlhausen, August, Hauptlehrer, Hamburg.
Müller, Adolf, Oberl., Wolfenbüttel.
Müller, Carl Friedrich, Prof. Dr., Kiel.
Müller, Hermann, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Berlin.
Müller, A. Th., Dr., Hamburg.
Müller, Bruno Albin, Dr. phil., Hamburg.
Müller, Hans, Oberl., Bergedorf.
Müller, Hermann, Oberl., Altona.
Müller, H. F., Prof. Dr., Gymn.-Dir., Blankenburg a. Harz.
Müller, Heinrich, Prof., Oberl., Charlottenburg.
Müller, Johannes, Dr. phil., Gymn.-Oberl., Danzig.
Müller, Julius, Dir. Prof. Dr., Lübeck.
Müller, Kurt, Kand. d. höh. Schulamts, Reichenbach i. Schles.
Müller, Max, Dr. phil., Oberl., Dessau.
Müller, Paul, Oberl., Bremen.
Müller, Wilhelm, Senator, Parchim i. Mecklenburg.
Münzel, Robert, Prof. Dr., Dir. d. Stadtbibliothek, Hamburg.
Münch, Wilhelm, Prof. Dr., Geh. Regierungsrat, Berlin.
Mulckau, Fritz, stud. phil.
Mutschmann, Hermann, cand. phil., Essen (Ruhr).

v. Nagórzánski, Franz, Gymn.-Lehrer, Krakau in Galizien.
Nebe, August, Gymn.-Dir., Dr., Lüneburg.
Neumann, Carl, Ordentl. Prof. Dr., Kiel.
Neumann, Emanuel, Oberl., Neumünster.
Nicol, Richard, Gymn.-Oberl., Köslin.
Nicolai, Wilhelm, Dr., Oberl., Eisenach.
Nicolassen, John, Pastor, Hamburg.
Niebuhr, G., Kaufm., Hamburg.
Niederstadt, Wilh., Oberl. Dr. phil., Münden.
Niemann, Rudolf, Gymn.-Prof., Waren (Mcklbg.).
Niemeyer, Max, Prof. Dr., Potsdam.
Nirrnheim, F. L., Hamburg.
Nirrnheim, Hans, Dr., wiss. Assist. im Staatsarchiv, Hamburg.
Nissen, Peter, Oberl., Hamburg.
Nissen, Waldemar, Dr. phil., Prof., Hamburg.
Nissen, Theodor, Oberl. a. Realgymn., Kiel.
Nolte, Oberl., Lüneburg.
Norden, Eduard, Dr., Univ.-Prof., Breslau.
Notnagel, Ludwig, Geh. Oberschulrat, Darmstadt.

Obst, Arthur, Redakteur, Dr., Hamburg.
Oelker, Heinrich, Prof., Osnabrück.
Oeltjen, Hugo, Dr., Oberl., Hamburg.
Ohly, Ferdinand, Prof. Dr., Dir., Bergedorf.
Ohnesorge, Wilhelm, Dr., Prof. a. Katharineum, Lübeck.
Oldenberg, Hermann, Univ.-Prof., Kiel.
v. Oppeln-Bronikowski, Friedrich, Schriftsteller, Berlin.
Ortmann, Konrad, Oberl. Dr., Torgau.
Ossig, Hans, Redakteur, Hamburg.
Osswald, H., Dr., Rostock.
Osterloh, Friedrich, Prof., Flensburg.
Osthoff, Hermann, Dr., Univ.-Prof., Heidelberg.
Otte, August, Dr., Oberl., Itzehoe.
Otto, Heinrich, Dr., Prof, Gr.-Lichterfelde.
Ottens, Julius, Prof., Kiel.

Pagenstecher, Rudolf, stud. archäol., Hamburg.
Pahl, Franz, Oberl., Charlottenburg.

Panhoff, Theodor, Dr., Oberl., Dortmund.
Pansch, B., Dir. Dr., Buxtehude.
Pansch, Karl, Hofrat, Prof. Dr., Soest.
Pappulias, Demetrius, Dr. jur., Rechtsanwalt in Athen, Leipzig.
Paul, August, Dir., Prof. Dr., Hamburg.
Pauls, Fritz, Dr. phil, Hamburg.
Paulus, Otto, Prof., Kassel.
Penseler, Gustav, Dr., Oberl., Blankenese.
Perlewitz, Paul, Dr., wiss. Hilfsarb. a. d. Deutschen Seewarte, Hamburg.
Persiehl, H. O., Hamburg.
Peters, Claus, stud. phil., Hamburg.
Petersen, Adolf, Hamburg.
Petersen, Emil, Prof., Gymn.-Dir., Glückstadt.
Petersen, Eugen, Prof., Berlin-Halensee.
Petersen, Hans, Dr., Oberl., Flensburg.
Petersen, Johannes, Dir. Dr., Hamburg.
Petersen, Julius, Dr. phil., Schlachtensee b. Berlin.
Petersen, Emil, Pastor, Altona-Ottensen.
Petsch, Karl, Prof. Dr., Kiel.
Pflaumbaum, Gustav, Oberl. Dr. phil., Hamburg.
Piccardt, Anton, Univ.-Prof., Dr. phil., Freiburg, Schweiz.
Pick, Behrendt, Prof., Gotha.
Pieckert, Gustav, Oberl., Hannover.
Pintschovius, Aemilius, Gymn.-Oberl., Prof., Hadersleben.
Pohlender, Dr., Oberl., Berlin.
Pohlenz, Max, Dr., Oberl., Berlin.
Polentz, Ernst, Oberl., Berlin.
Polthier, Conrad, Prof., Gymn.-Oberl, Wittstock.
Poppe, Hugo J. O., Pastor zu St. Petri, Hamburg.
Poppe, Egmont, Oberl., Hamburg.
Praechter, Karl, Univ.-Prof., Dr. phil., Bern.
Praetorius, Karl, Prof., Oberl., Kassel.
Prasse, Anton, Oberl. Dr. phil., Stade.
Predöhl, Senator Dr., Hamburg.
Preibisch, Hans, cand. phil., Halle a. S.
Preuß, Friedrich, Dr., Gymn.-Dir., Braunsberg, Ost-Pr.
Primer, P., Prof. Dr., Frankfurt a. M.
Prinzhorn, Wilhelm, Dr. phil., Gymn.-Dir., Hannover.
Probst, Albert, Dr. phil., Oberl., Bremen.
Püschel, Bruno, Oberl., Bernburg a. d. S.
Püttgen, Johann Hubert, Prof., Kassel.
Puls, Alfred, Gymn.-Dir., Prof. Dr., Husum.

Ramme, Walther, Oberl., Hamburg.
Ranke, Friedrich, stud. phil., Lübeck.
Rannow, Max, Dr., Oberl., Schöneberg-Berlin.
Rassow, Johannes, Prof., Greifswald.
Rausch, Alfred, Gymn.-Dir., Halle a. S.
Rautenberg, Ernst, Prof., Dir., Hamburg.
Redlich, Carl, Pastor, Hamburg.
Refardt, Senator, Hamburg.
Rehtz, Alfred, Kaufm., Hamburg.
Reibstein, Adolf, Prof., Stade.
Reichardt, Theodor, Dr., Oberl., Goslar a. H.
v. Reiche, Henry, Dr., Apotheker, Hamburg.
Reimers, Johannes W. F., Hamburg.
Reinbeck, Karl, Dr., Oberl., Uelzen.
Reinhardt, Gustav, Dr. phil., Oberl., Dessau.
Reinke, Johannes, Dr., Univ.-Prof., Geh. Reg. Rat, Kiel.
Reinmüller, Paul, Dir., Prof. Dr., Hamburg.
Reißert, Oswald, Dr., Harburg (Elbe).
Reiter, Siegfried, Prof. Dr., Prag.
Reiter, Hugo, Dr. phil., Oberl., Braunsberg, Ostpr.
Remschel, Gustav, Sprachlehrer, Hamburg.
Rentzsch, Oscar, Prof. Dr., Realgymn.-Oberl., Dresden.
Rettberg, Dr. phil., Uelzen.
Reuß, Friedrich, Prof. Dr., Köln.
Reuß, Heinrich, Pastor, Hamburg-Fuhlsbüttel.
Reuter, Adolf, Pastor, Meldorf.
Reuter, Christian, Prof. Dr., Dir. d. Katharineums, Lübeck.
Reuter, Hermann, Dr. phil., Viöl b. Husum.
Ribbeck, Paul, Dr. phil., Oberl., Stettin.
Richter, Albert, Prof. Dr., Oberl., Wandsbek.

Richter, Ernst, Oberl., Dr., Berlin.
Richter, Rudolf, Gymn.-Oberl., Leipzig.
Ridderhoff, Kuno, Dr., Oberl., Hamburg.
Riedel, Ernst, Oberl, Flensburg.
Riehemann, Joseph, Dr., Gymn.-Dir., Meppen.
Rieper, Heinrich, Oberl., Plön.
Riese, Prof. Dr., Frankfurt a. M.
Rischbieth, Paul, Oberl., Hamburg.
Ritter, Otto, Privatdozent, Halle.
Ritter, Richard, Kaufm., Hamburg.
Robert, Carl, Prof., Halle a. S.
Rode, F., Hauptpastor, Dr. phil., Hamburg.
Rode, Albert, Dr., Oberl., Hamburg.
Rodenwaldt, Prof. Dr., Grunewald.
Rodenwaldt, stud. phil., Grunewald.
Röhrs, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Bremen.
Roeloffs, Syndikus, Hamburg.
Römer, Ludwig, Dr., Oberl., Frankfurt a. M.
Rößner, Otto, Dr phil., Kgl. Gymn.-Dir., Salzwedel.
Röttiger, Wilhelm, Prof. Dr., Dir., Hamburg.
Rohde, Dietrich, Dr., Dir., Cuxhaven.
Rohde, Richard, Dr. phil., Oberl., Hannover.
Roll, Otto, Dr. phil., Oberl., Ottensen.
Roos, Anton Gerhard, Dr. phil, Konservator a. d. Universitäts-Bibliothek, Groningen (Holland).
Roosen, Senator, Hamburg.
Roscher, Senator, Hamburg.
Rosenberg, Felix, Dr phil, Oberl., Charlottenburg-Berlin.
Rosenhagen, Gustav, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Rosenstiel, Friedrich, Prof. Dr., Sondershausen.
Rosenthal, Paul, Dr. phil., Oberl., Gnesen.
Rost, G. W., Oberl., Altona.
Rothe, Paul, Dr. phil, Oberl., Halle a. S.
Rowoldt, Walther, cand. phil., Braunschweig.
Rubensohn, Dr., Hilfsarbeiter am Kestnermuseum, Hannover.
Rübesame, Paul, Oberl., Salzwedel.
Rümker, Charles, Dr. jur., Amtsrichter, Hamburg.
Rümpler, Frij, Gotha.
Rüther, Ed., Dr., Oberl., Hamburg.
Ruprecht, Wilhelm, Dr., Verlagsbuchhändler, Göttingen.
Rusch, Paul, Dr. phil., Gymn.-Oberl., Stettin.
Ruths, Rudolf, Dr., Oberl., Hamburg.

Sachse, Adolf, Prof. Dr., Schwerin i. M.
Sack, Gustav, Dr., Oberl., Lübeck.
Sander, Senator, Hamburg.
Sander, Ferdinand, Schulrat d. freien Hansestadt Bremen.
Sander, Julius, Prof., Wittenberg.
Saran, Franz, Univ.-Prof., Halle a. S.
Saß, Karl, Prof. Dr., Glückstadt.
Sauer, Ludwig, Prof., Stettin.
Schack, Friedrich, Dr. phil., Hamburg.
Schädel, Bernhard, Privatdozent, Halle a. S.
Schädel, Bernhard, Prof. Dr., Büdingen (Hessen).
Schaefer, Dr., Syndikus, Hamburg.
Schaefer, Curt, Dr., Wandsbek.
Schaeffer, Alfons, Dr., Oberl., Viersen (Rhein-Prov.).
Schäffer, Cäsar, Dr., Oberl., Hamburg.
Schapira, Rosa, Dr. phil., Hamburg.
Schauenburg, Adolf, Prof. Dr., Jever.
Schaumberg, Wilhelm, Prof. Dr. phil., Parchim i. Meckl.
Scheffler, Karl, Dr., Oberl., Braunschweig.
Scheffler, Wilhelm, Prof. a. d. Technischen Hochschule, Dresden
Scheich, Rudolf, Prof, Wien.
Scheiding, Otto, Oberl., Hamburg.
Scheil, Gustav, Prof., Zerbst (Anhalt).
Scheindler, August, k. k. Landesschulinspektor, Wien.
Schemman, Senator, Hamburg.
Schenkl, Heinrich, Univ.-Prof., Dr. phil., Graz.
Scherrans, Waldemar, Dr., Oberl., Bergedorf.
Schiering, Erwin, Oberl., Berlin.
Schilling, Otto, Dr. phil., Oberl., Holzminden.
Schilling, Werner, Dr. phil, Oberl., Braunschweig.
Schimmelpfeng, Georg, Dr., Prof., Hildesheim.
Schirlitz, Walther, Baumeister d. Bau-Deputation, Hamburg.
Schlee, Ernst, Dr., Realgymn.-Dir., Geh. Reg.-Rat, Altona.

Schlee, Paul, Dr., Oberl., Hamburg.
Schlemm, August, Dr., Oberl., Dortmund.
Schlossmann, Gustav, Prof., Oberl., Potsdam
Schlüter, Heinrich, Oberl., Buxtehude.
Schmertosch v. Riesenthal, Richard, Oberl., Dr. phil, Leipzig.
Schmid, Bastian, Dr. phil., Oberl, Zwickau.
Schmidt, Ernst, Oberl., Hamburg.
Schmidt, Georg Hermann, Oberl., Lüneburg.
Schmidt, Harry, cand. phil. Friedrichstadt a. d. Eider.
Schmidt, Hermann, Dr. phil., Oberl. a. d. Hauptkadettenanstalt, Gr.-Lichterfelde.
Schmidt, Joh., Prof., Grimma.
Schmidt, Paul, Dr., Gymn.-Dir., Torgau.
Schmittmann, Johann, Oberl., Wilhelmshaven.
Schmitz, Dr., Rat, Hamburg.
Schmitz, Arnold, Prof. Dr., Erfurt.
Schnack, Hans, Dr. phil, Kiel
Schnee, Rudolph, Prof. Dr., Hamburg.
Schnegelsberg, Adam Heinrich, Oberl. Dr., Jever.
Schneider, Schulrat Dr., Altenburg (S.-A.).
Schneider, Georg, Dr., Gymn.-Dir., Frankfurt a. O.
Schneider, Joseph, Prof. Dr. phil., Neustadt, Oberschl.
Schneider, Ferdinand, Gymn.-Dir., Schmargendorf b. Berlin.
Schneidewin, Max, Prof. Dr., Hameln.
Schnoor, Hermann, Prof. Dr., Neumünster.
Schober, Alfred, Prof. Dr., Schulinsp. f. d. höh. Schulen, Hamburg.
Schöber, Ludwig, Dir. d. Realgymn., Uelzen.
Scholz, Johannes, Oberl., Leer.
Scholz, Oscar, Prof. Dr., Oberrealsch.-Oberl., Altona-Othmarschen.
Schoost, Otto, Pastor, Hamburg.
Schreiber, Theodor, Prof. Dr., Univ.-Prof. u. Museumsdir., Hofrat, Leipzig.
Schröder, Dr., Senator, Hamburg.
Schröder, Johannes, Dr. phil., Oberl. a. d. Oberrealschule v. d. Holstentor, Hamburg.
Schröder, Otto, Oberl., Torgau.
Schroeder, Otto, Prof. Dr., Berlin.
Schröter, Karl, Oberl., Magdeburg.
Schubert, Hermann, Prof. Dr., Hamburg.
Schuchhardt, Carl, Prof. Dr., Museumsdir., Hannover.
Schübeler, Paul, Oberl., Geestemünde.
Schünke, Emil, cand. phil., Kiel.
Schüth, Heinrich, Prof. Dr., Ottensen.
Schuhardt, Max, Oberl., Halle a. S.
Schulteß, Carl, Dr., Prof. a. Wilhelm-Gymn., Hamburg.
Schulteß, Fr. A., Prof. Dr., Dir. d. Johanneums, Hamburg.
Schultz, Franz, Dr. phil., Privatdozent a. d. Univ. Bonn.
Schultz, Herm., Dr. phil., Göttingen.
Schultz, Adolf, Dr., Oberl., Bergedorf.
Schultz, Paul, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Schultze, K. P., Prof., Berlin.
Schulz, Carl Friedr., Mittelschull., Hamburg.
Schulze, Edmund, Prof. Dr., Oberl., Gr.-Lichterfelde.
Schumacher, Ernst, Dr., Oberl., Aurich.
Schumacher, Ludw., Oberl., Rostock.
Schumann, Ernst, Dr. phil., Wandsbek.
Schwabe, Ernst, Prof. Dr., Carolagymn., Leipzig.
Schwabe, Oswald, Gymnasiall., Vegesack b. Bremen
Schwalm, J., Dr. phil., Hamburg, Stadtbibliothek.
Schwartz, Elimar, Dr., Prof., Kiel.
Schwartz, Prof., Altona.
Schwarz, Adolf, Dr. phil., Oberl., Kiel.
Schwarz, Hermann, Prof. Dr., Halle a. d. Saale.
Schwarz, Sebald, Dr. phil, Dir. d. Realschule, Lübeck.
Schwieger, Pastor, Hamburg.
Seeger, Adolf, Oberl., Burg b. Magdeburg.
Seelmann, Emil, Dr. phil., Oberbibliothekar, Bonn.
Seidel, Heinrich, Dr. phil., Kgl. Gymn.-Dir., Groß-Strehlitz, O. S.
Seiler, Friedrich, Dr. phil., Dir. d. Gymn. zu Luckau.
Sellmann, Adolf, Dr., Oberl., Gotha.
Seume, Hermann, Dr., Oberl., Hannover.

Seyring, Friedrich, Dr., Oberl., Hamburg.
Siebel, Georg, Pastor, Hamburg.
Siebs, Theodor, Dr. phil., ord. Prof. a. d. Univ. Breslau.
Siefert, Georg, Dr., Oberl., Schulpforta.
Sietz, Paul, Prof. a. Realgymn., Stralsund.
Sieveking, Dr., Oberlandesgerichts-Präsident, Hamburg.
Sieveking, G. Hermann, Physikus, Hamburg
Sieveking, W., Dr. med., Hamburg.
Sillem, Wilhelm, Prof. emer. Dr. phil., Hamburg.
Skutsch, Franz, ord. Prof. d. Univ. Breslau.
Soerensen, Asmus, Prof., Chemnitz.
Solmsen, Felix, Prof. Dr., Bonn.
Soltau, Wilhelm, Prof. a. Gymn., Zabern.
Soltau, Wilhelm, cand. phil., Lüneburg.
Sombeck, K., Schiffsbau-Ingenieur, Hamburg.
Sorgenfrey, Theodor, Prof. Dr., Neuhaldensleben.
Sorof, Gustav, Kgl. Gymn.-Dir., Prof. Dr., Wandsbek.
Spiecker, Hans, Oberl., Hadersleben.
Spies, Dr., Privatdozent, Berlin.
Spitzer, Johannes, Dr. phil., Sekretär d. Stadtbibliothek, Hamburg.
Spreer, Leopold, Gymn.-Dir., Merseburg.
Stade, Georg, Dr., Oberl., Halle a. S.
Stählin, Otto, Dr., Kgl. Gymn.-Prof., München.
Stammann, Dr., Senator, Hamburg.
Stange, Paul, Dr., Oberl., Erfurt.
Stark, Johannes, Kand. d. höh. Lehramts, Hamburg.
Steiger, Heinrich, Oberl., Frankfurt a. M.
Steinbach, Paul, Dr., Gymn.-Oberl., Chemnitz i. S.
Steinhagen, Ludwig, Privatmann, Hamburg.
Steinmetz, Helmuth, cand. phil., Hannover.
Steinmeyer, Hermann, Oberl., Braunschweig.
Steinmeyer, Rudolf, Oberl., Uelzen.
Stendener, Hermann, Dr., Oberl., Sangerhausen.
Stengel, P., Prof. Dr., Berlin.
Stettiner, Richard, Dr. phil., Assist. a. Hamb. Mus. f. Kunst u. Gew., Hamburg.
Steuernagel, Carl, Prof. Dr., Privatdoz., Halle a. S.
Sthamer, Senator Dr., Hamburg.
Stierling, Hubert, stud. phil., Hamburg.
Stöwer, Rudolf, Prof. Dr., Danzig.
Stoppel, Paul, Gymn.-Prof., Wismar i. M.
Strack, Adolf, Prof. Dr., Gießen.
Strack, Hermann, Prof. d. Theol. Dr., Berlin.
Strauch, Philipp, Univ.-Prof. Dr., Halle a. S.
Strebel, Hermann, Dr., Hamburg.
Strehlow, August, Oberrealsch.-Dir. Altona-Ottensen.
Streinz, Franz, Dr., k. k. Prof., Wien.
Studt, Bernhard, Kand. d. höh. Lehramts, Dr. phil., Hamburg.
Stümck, Prof., Stade.
Stute, Paul, Kand. d. höh. Schulamts, Altona.
Stüve, Wilhelm, Dr., Oberl., Hadersleben.
Suchier, Hermann, Dr., Univ.-Prof., Halle.
Suchier, Edm., Dr., Oberl., Höchst.
Sudhaus, Siegfried, Dr., Univ.-Prof., Kiel.
Sütterlin, Ludwig, Dr., Univ.-Prof., Heidelberg.
Sumpff, Hans, Oberl., Breslau.
Supprian, Karl, Dr. phil., Oberl., Altona.
Symons, Barend, Prof. a. d. Univ. Groningen.

Tamm, Christoph, Oberl., Flensburg.
Tardel, Hermann, Dr. phil., Oberl., Bremen.
Techen, Ludwig, Dr., Oberl., Wismar.
Teichmüller, Ferd., Prof. Dr., Wittstock.
Tendering, Fritz, Prof. Dr., Dir. d. Realgymn., Hamburg.
Tentler, Paul, Dr., Rechtsanwalt, Hamburg.
Tesdorpf, Dr., Oberamtsr., Hamburg.
Teusch, Theodor, Dr. phil., Oberl., Wilhelmshaven.
Thaer, Albrecht, Prof. Dr., Oberrealsch.-Dir., Hamburg.
Thiele, Georg, Dr., Privatdoz., Marburg.

Thiele, Rudolf, Prof., Stettin.
Thormeyer, Wilhelm, Dr., Oberl., Hagen i. W.
Thulin, Carl, Privatdoz., Berlin.
Thumb, Albert, Dr., Prof. a. d. Univ. Marburg.
Thümen, Friedrich, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Posen.
Tocilescu, Gregor, Senator, Univ.-Prof., Bukarest.
Todt, Carl, Gymn.-Oberl., Steglitz.
Toegel, Cuno, Prof., Hildesheim.
Traun, Dr., Senator, Hamburg.
Trautwein, Paul, Dr., Oberl., Charlottenburg.
Trommlitz, Paul, Oberl., Stralsund.
Trosien, Eugen, Dir. d. Kgl. Provinzialschulkoll., Ober- u. Geh. Reg.-Rat, Magdeburg.

Uckermann, Wilhelm, Prof. Dr. phil., Berlin.
Uhde, Hugo, Oberl., Bergedorf.
Uhl, Wilhelm, Dr. phil., Univ.-Prof., Königsberg.
Uhlig, Gustav, Prof., Geh. Hofrat, Heidelberg.
Umland, Heinr., stud. phil., Göttingen.
Unger, Gustav, Prof., Dramburg.
Urtel, Hermann, Dr., Oberl., Hamburg.
Ützmann, Richard, Kand. d. höh. Schulamts, Hamburg.

Vetter, Theodor, Univ.-Prof., Zürich.
Viereck, Paul, Dr. phil., Oberl., Berlin.
Vilter, Erich, Dr. phil., Oberl., Magdeburg.
Voigt, Hugo, Prof., Wandsbek
Voigt, Paul, Dr., Landrichter, Hamburg.
Vollbrecht, Wilhelm, Prof. Dr. phil., Altona.
Volquardsen, Christian, Prof. a. d. Univ. Kiel.
Vollmer, Hans, Lic. theol., Oberl., Hamburg.
Voss, Heinrich, Pastor, Hamburg.
Voltz, Ludwig, Dr. phil., Oberbibliothekar, Darmstadt.

Wachholtz, Prof. Dr., Altona.
Wackernagel, Jakob, Univ.-Prof., Göttingen.
Wächter, Hermann, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Wagner, Julius, Prof. a. d. Univ., Dr. phil., Leipzig.
Wagner, A., Prof. Dr., Halle a. S.
Wagner, Hermann, Prof. Dr. phil., Dir. d. Realsch. v. d. L., Hamburg.
Wagner, Hermann, Dr. phil., Gymnasiall., Lüneburg
Wallichs, Adolf, Geh. Reg.-Rat, Prof. Dr., Altona
Walther, Christoph, Dr. phil., Hamburg.
Walther, Ernst, Prof., Gymn.-Dir., Potsdam.
Walther, Johann, Potsdam.
Wandschneider, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Wismar.
Wandschneider, Dr., Oberl., Rostock.
Warburg, A., Dr. phil., Hamburg.
Warburg, Max M., Bankier, Koesterberg b. Blankenese.
Wassner, Julius, Dr. phil., Gymn.-Dir., Gr.-Lichterfelde.
Weber, Robert, Dr. phil., Oberl. a. König Albert-Gymn., Dresden.
Wegehaupt, Hans, Dr., Oberl., Cuxhaven.
Wegehaupt, W., Dir. Prof., Hamburg.
Wegener, Paul, Schauspieler, Hamburg.
Wehner, Heinrich, Realschuldir., Salzungen.
Wehrmann, Martin, Prof. Dr. phil., Stettin.
Weichert, Adolf, Dr. phil., Oberl., Charlottenburg.
Weidling, Friedrich, Dr., Oberl., Fürstenwalde (Spree).
Weidling, Friedrich, Dr., Oberl., Hamburg.
Weiland, Christian, cand. phil., Esgrus (Schleswig).
Weise, Paul, Dr., Oberl., Hamburg.
Weisker, Eduard, Prof., Salzwedel.
Weisker, Ernst, Dr. phil., Oberl., Altona.
Weiß, Ernst, stud. hist. arch., Hamburg.
Weißenfels, Oskar, Dr., Prof. a. Französischen Gymn. i. Berlin.
Weißhäupl, Rudolf, Gymn.-Prof., Wien.
Wenger, Leopold, Dr., Univ.-Prof., Graz.
Wekwerth, Max, Dir. d. Gewerbeschule, Hamburg.

Wellmann, Eduard, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Berlin.
Wellmann, Friedrich, Oberl., Bremen.
Wendland, Paul, Dr., Univ.-Prof., Kiel.
Wendland, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Celle.
Wendriner, Lothar, Oberl., Gr.-Lichterfelde.
Wendt, G., Prof. Dr., Hamburg.
Wernick, Georg, Dr. phil., Oberl., Kiel.
Wernicke, Alexander, Prof. Dr., Dir., Braunschweig.
Werth, Alfred, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Werth, Albert, Dr., Oberl., M.-Gladbach.
Wessely, Rudolf, Dr. phil., Oberl., Berlin.
Westphal, Senator, Hamburg.
Westphal, Fritz, Prof., Freienwalde a. O.
Wex, Dr., Vizepräsident d. Bürgerschaft, Hamburg.
Wichern, Heinrich, Verlagsbuchhändler, Hamburg.
v. Wickede, Walther, stud. phil., Gr.-Flottbek i. Holst.
Wiegand, Wilhelm, Prof. Dr., Flensburg.
Wilcken, U., Univ.-Prof., Halle a. S.
Willerding, Friedrich, Oberl., Lingen (Ems).
Wilms, Albert, Prof. Dr., Hamburg.
Windrath, E. A., Dr., Oberl., Hamburg.
Winkelsesser, Bernhard, Prof., Detmold.
Winkelsesser, Carl, Dr. phil., Oberl., Detmold.
Winneberger, Oskar, Dr. phil., Dir. d. Adlerflychtsch., Frankfurt a. M.
Winter, Heinrich, Oberl., Lüneburg.
Wirths, Margaret, stud. med., Berlin.
Wirtz, Paul, Dr., Oberl., Frankfurt a. M.
Wissowa, Georg, Dr., Univ.-Prof., Halle a. S.
Witkowski, Georg, Dr., Univ.-Prof., Leipzig.
Witte, Wilhelm, Gymn.-Oberl., Dr., Frankfurt a. O.
Witting, Alexander, Gymn.-Oberl. Dr., Dresden.
Wohlfahrt, Bruno, Oberl., Gandersheim.
Wohlfahrt, Friedrich, Oberl., Hamburg.
Wolf, Leo, Dr. phil., Oberl., Hann.-Münden.
Wollermann, Gustav, Dr. phil., Hamburg.
Wortmann, Johannes, Prof. Dr., Hannover.
Wossidlo, Richard, Oberl., Waren i. M.
Wotke, Karl, k. k. Prof. Dr., Wien.
Wüllenweber, Heinrich, Prof. Dr., Gr.-Lichterfelde.
Wüllenweber, Albert, Dr., Oberl., Gr.-Lichterfelde.
Wünsch, Richard, Univ.-Prof., Dr. phil., Gießen.

Zacher, Konrad, Univ.-Prof. Dr., Breslau.
Zahn, G., Dir. Dr., Hamburg.
Zeisberg, Max, Oberl., Bremen.
Zelle, Friedrich, Prof., Realschuldir., Berlin.
Zellmann, Syndikus Dr., Hamburg.
Ziebarth, Erich, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Ziegeler, Ernst, Prof. Dr., Oberl., Bremen.
Ziemer, Hermann, Prof. Dr., Kolberg.
Ziesenitz, Walther, Oberl., Hamburg.
Zimmermann, Albert, Gymn.-Dir., Prof., Wilhelmshaven.
Zimmermann, Richard, Dr., Oberl., Berlin.
Zinn, Alexander, Redakteur d. „N. Hamburger Ztg.“, Hamburg.
Zschech, Franz, Dir. d. Realsch. i. Eilbeck, Hamburg.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

VERHANDLUNGEN

DER NEUNUNDVIERZIGSTEN VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN BASEL VOM 24. BIS 27. SEPTEMBER 1907

IM AUFTRAGE DES PRÄSIDIUMS ZUSAMMENGESTELLT VON

DR. G. RYHINER
BIBLIOTHEKAR AN DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK BASEL



DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG 1908

Inhaltsverzeichnis.

I. Allgemeine Sitzungen.

II. Philologische Sektion.

III. Pädagogische Sektion.

IV. Archäologische Sektion.

V. Germanistische Sektion.

VI. Historisch-epigraphische Sektion.

X. Orientalische Sektion.

XI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

Erratum:

Die auf S. 37/38 abgedruckte Resolution der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion ist nach den auf S. 69/70 vermerkten Vorschlägen zu ändern.

Vorstandsliste.

Präsidenten:

Prof. Dr. F. Münzer (Basel).
Rektor Dr. F. Schäublin (Basel).

Schriftführer:

Dr. G. Ryhiner (Basel).
Priv.-Doz. Dr. A. Schaer-Krause (Zürich).
Dr. A. Schiff (Berlin).
Dr. P. Usteri (Burgdorf).

Obmänner der Sektionen.

1. Philologische Sektion:

Prof. Dr. H. Schöne (Basel).
Geh. Rat Prof. Dr. G. Wissowa (Halle).

2. Pädagogische Sektion:

Prof. Dr. F. Heman (Basel).
Dr. E. Probst (Basel).

3. Archäologische Sektion:

Dir. Prof. Dr. H. Dragendorff (Frankfurt a. M.).
Dr. Th. Burckhardt-Biedermann (Basel).

4. Germanistische Sektion:

Prof. Dr. J. Meier (Basel).
Prof. Dr. A. Geßler (Basel).

5. Historisch-epigraphische Sektion:

Prof. Dr. A. Baumgartner (Basel).
Priv.-Doz. Dr. F. Stähelin (Basel).

6. Romanistische Sektion:

Prof. Dr. E. Stengel (Greifswald).
Prof. Dr. E. Tappolet (Basel).

7. Englische Sektion:

Prof. Dr. G. Binz (Basel).
Dr. E. Thommen (Basel).

8. Indogermanische Sektion:

Prof. Dr. F. Sommer (Basel).
Priv.-Doz. Dr. E. Schwyzer (Zürich).

9. Orientalische Sektion:

Prof. Dr. A. Mez (Basel).
Dr. H. Keller (Basel).

10. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion:

Prof. Dr. H. Veillon (Basel).
Priv.-Doz. Dr. O. Spieß (Basel).

Allgemeine Sitzungen.

Erste allgemeine Versammlung
im Musiksaal des Stadtkasinos.

Dienstag, den 24. September 1907, vorm. 9¼ Uhr.

Vorsitzender: Der 1. Präsident Prof. Dr. F. Münzer.

Außer den zahlreichen Mitgliedern wohnten viele Gäste der ersten Versammlung bei. Sie wurde eröffnet durch folgende Ansprache des Vorsitzenden:

Hochansehnliche Versammlung!

Die Wanderversammlung Deutscher Philologen und Schulmänner feiert heute, nur um drei Tage zu spät, ihren siebzigsten Geburtstag. In ihrem bisherigen Leben hat sie sich überall im deutschen Lande umgeschaut und begann nun vor anderthalb Jahrzehnten auch solche Stätten aufzusuchen, an denen sie schon einmal geweilt hatte. Sie ist seitdem in Wien und in Dresden, in Halle und in Hamburg zum zweiten Male eingekehrt und schenkt heute unserer Stadt ihren zweiten Besuch. Sechzig Jahre liegen zwischen Einkehr und Wiederkehr, ein längerer Zeitraum als bei irgendeiner jener anderen Städte; von den Mitgliedern der ersten Basler Versammlung sehen wir heute nur einen einzigen unter uns als werten Ehrengast, Herrn Pfarrer *D.* Samuel Preiswerk.

Im Jahre 1837 war der Plan zur Gründung unseres Vereins in Gotha gefaßt und in Göttingen ins Werk gesetzt worden; in Gotha aber aufgewachsen und in Göttingen ausgebildet war der Leiter der Basler Versammlung von 1847. Franz Dorotheus Gerlach, fast sechs Jahrzehnte lang in Basel an Universität, Gymnasium und Bibliothek tätig, machte alljährlich seit der Begründung der Philologenversammlung die damals nicht leichte Reise, gewöhnlich mit einem Vortragsmanuskript in der Tasche. Weniger durch sein wissenschaftliches Ansehen, als durch seine urkräftige Persönlichkeit gelang

es ihm, dabei die Fäden zwischen der deutschen philologischen Wissenschaft und seiner zweiten Heimat immer fester zu knüpfen. Neben ihm und geistig über ihm stand als langjähriger Amtsgenosse ein trefflicher Sohn Basels, der nicht nur in seiner Vaterstadt, sondern auch in der Altertumswissenschaft noch jetzt mit Ehren genannt wird, Wilhelm Vischer.

Diese beiden, Gerlach und Vischer, überbrachten gemeinsam in Jena die Einladung ihrer Basler Freunde und wurden nach deren Annahme selbstverständlich zu Vorsitzenden der Basler Tagung bestimmt. Die Annahme ward rasch beschlossen; hatten ja doch die Philologen bisher stets in einem andern der nur locker geeinigten Staaten des Deutschen Bundes getagt und dazu stets in deutsches Ausland reisen müssen; so folgte man auch dem Rufe nach Basel, da alles deutsch sei, wo deutsche Sprache und deutsche Gesinnung herrsche. Und die Erwartungen, mit denen die Gäste — darunter auch Ludwig Uhland — die Schweizergrenze überschritten, erfüllten sich in reichem Maße; denn in ihren Dankesworten hieß es: „Basel wird durch das, was uns geboten wurde und wie es geboten wurde, von keinem anderen Orte, der uns bisher aufnahm, übertroffen.“

Wenige Monate später brauste der Frühlingssturm von 1848 durch die deutschen Gauen; dann legte sich wieder der Frost auf die Blüten, dann keimte neue Hoffnung auf, und dann erstand in herrlicher Vollendung das neue Deutsche Reich. Da galt es, die Menschen und die Herzen im Norden und im Süden des Mains zusammenzubringen, und immer neue Städte öffneten sich im Vaterland gastlich den Philologen und den Schulmännern, die beim Werk der nationalen Einigung wacker das Ihrige getan hatten. So kam es, daß sie erst nach vollen vierzig Jahren, 1887, wiederum den Weg über die Schweizergrenze, nach Zürich, fanden. Aber heute erfüllt sich der dort ausgesprochene Wunsch, daß nicht aufs neue eine so lange Frist bis zu dem nächsten Besuch vergehen möge.

Willkommen, deutsche Philologen und Schulmänner, in Basel und in der Schweiz! Wir bieten den Willkommensgruß mit derselben Freude und Herzlichkeit, wie es 1847 geschah; doch ein geheimes, leises Bangen mischt sich vielleicht in unseren frohen Gruß. Damals zog der Philologentag in Basels Mauern ein als jugendfrischer, leicht empfänglicher und leicht befriedigter Wanderer; heute kommt er — gottlob und den Feinden zum Trotz jugendfrisch wie je, — doch wie ein älterer und verwöhnterer, vielerfahrener und kritisch dreinschauender Reisender. Damals begrüßte ihn als Rechtfertigung der Wahl seines Wanderzieles eine Rede über Gang und Richtung der philologischen Studien in Basel während der ersten Hälfte des

16. Jahrhunderts. Heute geben wir Ihnen auch noch als Festabzeichen das Bild des darin verherrlichten Erasmus, aber müssen der Frage gewärtig sein, ob wir denn nur vom alten Ruhme weiterzehrten und nichts Neues geleistet hätten in der Fülle der Arbeiten und Errungenschaften der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts? Damals gab der folgende Vortrag eine Einführung in die Sammlung mexikanischer Altertümer im Museum zu Basel; wollten wir heute — ganz abgesehen von der Richtung Ihrer Interessen — Ihnen die paar, freilich überfüllten Zimmer unserer ethnographischen Sammlung als Erstes weisen, Ihnen, denen zuletzt die bedeutendste Hafen- und Handelsstadt des Kontinents ihre Schätze wies, —

spectatum admissi risum teneatis, amici?

Noch in demselben Jahre 1847, in dem die zehnte Philologenversammlung in Basel tagte, machte die schweizerische Eidgenossenschaft im Sonderbundskrieg ihre letzte schwerere Krisis durch; seitdem schritt ihre Entwicklung ruhig und stetig fort, innen und außen. Je mehr die großen Mächte Erhaltung des Gleichgewichts als sicherstes Unterpfand der allgemeinen Kulturentwicklung erstreben, desto mehr erkennen sie in der Schweiz ein Vorbild im kleinen für den friedlichen Ausgleich von Unterschieden der Nationalitäten und ein wertvolles Mittelglied für ihren eigenen friedlichen Verkehr miteinander. Infolgedessen ruft auch die Wissenschaft, die ihrem Wesen nach international ist, gern ihre Jünger verschiedenen Stammes und verschiedener Zunge auf Schweizerboden zusammen, so daß z. B. wir Basler mit lebhafter Befriedigung des zweiten internationalen Kongresses für allgemeine Religionsgeschichte gedenken dürfen, der 1904 bei uns getagt hat.

Im Innern der Eidgenossenschaft schleifen sich die historisch begründeten Besonderheiten der Kantone nur allmählich ab, da keine umstürzenden Begebenheiten ihren Untergang beschleunigen; daher herrscht auf dem Gebiete des Unterrichtswesens noch große Mannigfaltigkeit. Vermutlich erfahren es manche von Ihnen erst aus der vom Erziehungsdepartement überreichten Darstellung des Basler Schulwesens, daß die Sorge für die höheren Schulen und für die Hochschulen ganz und gar den einzelnen Kantonen überlassen bleibt; die einzige Ausnahme bildet die Technische Hochschule in Zürich, weil sie gleich allen ihren Schwestern erst in neuerer Zeit entstanden ist, als das Streben nach Einheit erstarkte. Dagegen sind die Versuche zur Schaffung einer eidgenössischen Universität oder einer schweizerischen Akademie der Wissenschaften bisher gescheitert und wohl auch in absehbarer Zeit aussichtslos. Ansätze zur Förderung unserer Wissenschaft durch den Bund fehlen nicht; Landesmuseum

und Landesbibliothek sind entstanden; für die Erhaltung geschichtlicher Denkmäler wird eifrig gesorgt, und im Anschluß daran wird die einheitliche Erforschung des Landes zur Römerzeit allmählich in Angriff genommen, wie die Archäologen in Windisch hören werden; mit kräftiger Unterstützung des Bundes wird auf dem Gebiet der Dialektforschung in den deutschen wie in den welschen Kantonen fruchtbare Arbeit geleistet, wovon Ihnen die berufensten Kenner am Freitag Kunde geben werden. Daß die Vertreter des Gesamtvolkes mit der Zeit auch solche Aufgaben des Staates zu den ihrigen rechnen werden, die nicht unmittelbaren praktischen Nutzen versprechen, dafür bietet eine wertvolle Bürgschaft die bereitwillige und reiche Unterstützung, die der Hohe Bundesrat unserer heutigen Tagung gewährt hat. Ihm dafür öffentlich zu danken, ist eine gern erfüllte Pflicht.

Im ganzen aber sind es ausschließlich die einzelnen Kantone, denen die Sorge für das höhere Schulwesen und für unsere Wissenschaften obliegt; daraus ergeben sich helle wie dunklere Seiten ihrer Lage. In Basels Geschichte erstrahlt besonders hell ein Ereignis, das beinahe gleichzeitig mit der Gründung der Philologenversammlungen ist: Wie nämlich Basel, durch die Trennung von Stadt und Landschaft aufs schwerste getroffen, im Jahre 1835 den tapferen Entschluß faßte, an seiner altehrwürdigen Universität in aller Not festzuhalten. Herabgedrückt zu einem der denkbar kleinsten Staatswesen, beschränkt auf die eigene Bannmeile, auf kaum ein Zehntel des bisherigen Gebiets und auf nur ein Drittel des bisherigen Staatsvermögens, eine Stadt von 23000 Einwohnern, faßte es diesen Entschluß noch dazu in denselben Jahren, in denen Zürich und Bern ihre Universitäten gründeten, die doch den Bedürfnissen der deutschen Schweiz allein schon völlig zu genügen versprachen. Nur aus seiner eigenen Kraft hätte der Staat die Erhaltung und zugleich zeitgemäße Umgestaltung der Universität kaum durchführen können, wenn sich nicht auch auf diesem Gebiete die Opferwilligkeit der Bürger betätigt hätte in einer vorbildlichen Weise, die an die antike Polis in ihrer besten Zeit erinnert. Bis zum heutigen Tage wäre Basels geistiges Leben, soweit es von der Universität ausgeht, undenkbar ohne die starke materielle Hilfe der damals entstandenen Freiwilligen akademischen Gesellschaft; auch wir sind ihr zu Dank verpflichtet und freuen uns, sie unter unseren Ehrengästen vertreten zu sehen. Wie kräftig sich unmittelbar nach der politischen Katastrophe in Basel geistiges Leben regte, zeigt die Gründung eines anderen Vereins in denselben Jahren, der Historischen und antiquarischen Gesellschaft. Gern gedenke ich auch ihrer, zumal wegen ihrer Verbindung mit der Altertumswissen-

schaft; dem Philologentag von 1847 hat sie davon Bericht erstattet, wie weit die Erforschung der Mutterstadt Basels, Augusta Rauracorum, gediehen sei; wenngleich noch nicht der heutigen, so kann sie vielleicht einer künftigen Philologenversammlung davon berichten, daß sie im Frühling 1907 den Spaten dort wiederum kräftig und erfolgreich angesetzt hat.

Die Erneuerung der Universität im Jahre 1835 mußte natürlich mit den knappen Mitteln rechnen. Es ging nicht an, die höhere und die höchste Bildungsanstalt voneinander zu trennen, sondern die Lehrer mußten sich für beide verpflichten. Schon vorher waren Gerlach und Wilhelm Wackernagel aus Deutschland zunächst als Lehrer ans Basler Pädagogium berufen worden; die Universität stand neben dem Gymnasium beinahe in zweiter Reihe. Noch jetzt ist die Bestimmung unseres Universitätsgesetzes nicht förmlich aufgehoben, daß den Professoren der philosophischen Fakultät ein Teil ihres Unterrichts am Pädagogium oder an der Gewerbeschule angewiesen werden könne. Wenn kürzlich einer von unseren Amtsvorgängern wegen seiner Doppeltätigkeit an Universität und Schule als ideale Verkörperung ihres Bundes gerühmt wurde, so darf ähnliches von jedem ordentlichen Professor philologischer Fächer in Basel bis gegen 1890 gesagt werden. Gerlach, Vischer, Wackernagel, die durch Dezennien die Mittelpunkte des wissenschaftlichen Lebens waren, bildeten als ihre Schüler hier heran zu ihren Kollegen und Nachfolgern Männer wie Karl Ludwig Roth, Jakob Mähly, Heinrich Gelzer, Franz Misteli, Albert Socin, Wilhelm Vischer den Sohn und vor allem Jakob Burckhardt. Aus Deutschland kamen für kürzere oder längere Zeit an die Seite dieser Basler Adolf Kießling, Otto Ribbeck, Gustav Teichmüller, Moritz Heyne und, der hier aus dem Philologen zum Philosophen wurde, Friedrich Nietzsche; sie alle und manche der Lebenden haben des doppelten Amtes gewaltet.

In ihren Namen offenbart sich Basels dauernde Verbindung mit der deutschen philologischen Wissenschaft; von vielen anderen Namen, deren Träger entweder von hier an deutsche Hochschulen gegangen oder von dort hierher gekommen und wieder dorthin zurückgekehrt sind, nur drei: Gekommen, aber nicht zurückgekehrt, weil vorzeitig für immer weggegangen, sind Rudolf Kögel, Ferdinand Dümmler, Johannes Töpffer. Die übrigen weilen zu unserer Freude noch unter den Lebenden und zu unserer besonderen Freude meistens sogar heute wieder in unserer Mitte, um zu bekunden, daß sie gern in Basel geweilt und gewirkt haben.

Und doch sind sie gegangen, weil ihnen Basel nicht das bieten konnte, was die Hochschulen des Deutschen Reiches bieten können.

Gewiß, Basel ist in den letzten 70 Jahren gewachsen und gediehen, so daß sich seine Bevölkerung inzwischen verfünffacht hat. Aber entsprechend stiegen auch die mannigfachen Ansprüche und Forderungen der neuen Zeit mit erschreckender Schnelligkeit, während der sprichwörtliche alte Basler Reichtum zu seinem Wachstum Jahrhunderte gebraucht hat. Das Unterrichtswesen ist des Staates vornehmste Sorge und beansprucht den vierten Teil seiner gesamten Einkünfte. Auch auf diesem Gebiete steigen die Ansprüche unaufhaltsam. In der Gegenwart wird ja so vielfach fast alles Bestehende im Schulwesen als veraltet und verrottet bekämpft und hier diese, dort jene Änderung, Neuerung, Verbesserung als unumgänglich empfohlen oder gefordert. Wo die Mittel in reichster Fülle zuströmen, da darf und da muß man es wagen, Vorschläge zu hören, Versuche zu machen und Verluste zu tragen, wenn es auch immer die höchste Verantwortung bleibt, zu experimentieren mit dem Stoff, der als der edelste wie als der bildsamste der Menschheit anvertraut ist, mit dem eigenen kommenden Geschlecht. Bei beschränkten Mitteln und auf engem Raum ist die Verantwortlichkeit doppelt groß. Da ist es nicht möglich, erst alles zu prüfen, um schließlich das Beste zu behalten; da ist es oft geboten, das Langerprobte, Altbewährte zu stärken und auszubauen, nicht jedem ungestümen Drängen nach Umsturz des Alten eilig nachzugeben und in der schnellen Aufnahme des Neuen, auch des vielverheißenden Neuen, mit anderen zu wetteifern, die einen Fehlschlag leichter verschmerzen. „Es macht sich ja zurzeit“ — so las ich kürzlich in einer weitverbreiteten Zeitschrift — „eine gewisse Strömung bemerkbar gegen das Philologentum als einen zu überwindenden Bestandteil im Wesen deutscher Kultur, und eine andere Strömung mehr für praktische Bildung einerseits und für künstlerische Erziehung anderseits.“ Ob dem so ist, das werden unsere deutschen Gäste uns sagen können; doch wenn es selbst so sein sollte, so brauchen wir in Basel noch nicht der Strömung der Zeit voranzueilen, sondern müssen ihre Stärke und ihre Dauer ein wenig abwarten. Denn vorläufig ist in den Umwälzungen des wirtschaftlichen Lebens, des Erwerbs und des Verkehrs Basels Handel und Industrie gesund und aufrecht geblieben, obgleich seinen führenden Männern die Vaterstadt kaum eine praktischere höhere Bildung zu bieten vermochte, als die des humanistischen Gymnasiums und der Aulavorträge Jakob Burckhardts. Und vielleicht steht der künstlerisch gebildete moderne Jüngling, der droben im Böcklinsaal unseres Museums vor der Rückenansicht eines Mannes im blauen Mantel klug von Zeichnung und Farbe zu reden versteht, doch nicht gar zu hoch über dem altmodisch erzogenen, dem vielmehr

beim ersten Anblick eine Reminiszenz an die Schulbank durch den Sinn geht:

αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς
ἱέμενος καὶ καπνὸν ἀποθρώσκοντα νοῆσαι
ἧς γαίης θανέειν ἱμείρεται.

Zurückbleiben soll und wird die Entwicklung des höheren Schulwesens in Basel gewiß nicht; kein Stillstand, aber auch keine Überstürzung ist das Rechte. Wenn beispielsweise vor einigen Jahren versucht wurde, neben der einen alten Hochschule eine zweite zu errichten von einer Gattung, die auch im Deutschen Reiche erst seit einem Jahrzehnt erprobt wird, so war die Sparsamkeit des Volkes, die das Gesetz verwarf, am rechten Platz. Daß sich damals aber die alte Hochschule erbot, den neuen dringenden Bedürfnissen ihrerseits abzuhelfen bei einer verhältnismäßig geringen Stärkung der eigenen Kraft, das ist ihr freilich bis heute nur ins Guthaben geschrieben worden; und doch war und ist gerade diese Kräftigung zugleich für ältere dringende Bedürfnisse unerläßlich, für die der Lehrerbildung.

So viel, verehrte Gäste, glaubte ich Ihnen von meinem Standpunkt aus über die hiesigen Verhältnisse andeuten zu dürfen, um unsern, des Ortsausschusses Dank für Ihr Erscheinen zu begründen. Für die Wahl unserer Stadt oder überhaupt einer Schweizerstadt zum Ort eines internationalen Kongresses fällt stark ins Gewicht die geographische Lage inmitten der großen Nationen. Eine deutsche wissenschaftliche Versammlung stellt durch dieselbe Wahl unserer Stadt ein ehrenvolles Zeugnis aus, daß in ihr, wo Desiderius Erasmus und Hans Holbein, wo Arnold Böcklin und Jakob Burckhardt gewirkt haben, auch weiterhin in bescheidenen Grenzen, doch in redlicher Pflichterfüllung gearbeitet werde für deutsche Wissenschaft und deutsche Kultur. Die Wissenschaft kennt allerdings keine politischen Grenzen, aber die Schule ist national und muß es bleiben; gerade dadurch, daß unsere Versammlungen Schulmänner und Philologen umschließen, vereinigen sie auch von alters her Deutsche und Angehörige anderer Nationen, so daß gleichartige internationale Kongresse bis in die neueste Zeit kaum vermißt wurden. Allen unsern werten Gästen, deutscher und fremder Zunge, sei darum schon mit dem ersten Gruße auch unser Dank dargebracht, am meisten denen, die nicht nur zum Hören, sondern auch zum Lehren gekommen sind. Von hier werden ihre Worte und Lehren ins Land hinausgehen und gleich dem Samenkorn, das der Wind davonträgt, in der Ferne Wurzel schlagen und Frucht bringen; wir hoffen, daß auch auf unserm eigenen Boden recht viel davon haften bleibt.

Als wir daran gingen, für unsere heutige Zusammenkunft zu werben, da kam uns die ganze Schwere der übernommenen Aufgabe erst klar zum Bewußtsein. Trotz ihres Alters hat die Philologenversammlung ein gar lockeres Gefüge; keinerlei Akten und Anweisungen wandern von der einen zur andern außer denen, die in den gedruckten Verhandlungen niedergelegt oder durch die Liebenswürdigkeit der letzten Vorgänger zur Verfügung gestellt werden; ohne Erfahrung muß der vorbereitende Ausschuß seine Maßnahmen treffen. Die Aufgabe ist für uns dadurch nicht leichter geworden, daß gerade nach der Hamburger Tagung beachtenswerte Vorschläge zur Reform der Philologenversammlung laut wurden; indem wir als die ersten solche Vorschläge auf ihre praktische Durchführbarkeit zu prüfen hatten, erwuchs uns eine weitere Verantwortlichkeit. Nicht jeder Anregung und jedem Rate konnten wir Gehör schenken; manche wohlerwogene Anordnung wurde durch bedauerlichen Zufall, durch unvorhergesehene Absage in letzter Stunde durchkreuzt. Wir haben jedes Zusammenfallen von allgemeinen und Sektionssitzungen ausgeschlossen und die Zahl jener verringert, die Zeit für diese verlängert; ob die Anstrengung für die Teilnehmer dadurch zu groß wird, muß sich zeigen. Wir haben, da die Zahl der Vorträge für die allgemeinen Sitzungen nun ebenfalls vermindert werden mußte, nur solche zugelassen, die den aufgestellten Forderungen zu entsprechen, der Mannigfaltigkeit der hier vertretenen Wissenschaften und der Einheitlichkeit der Bestrebungen Rechnung zu tragen schienen. Daß wir bei solcher Beschränkung manchem in allgemeiner Sitzung das Wort versagen mußten, hat uns schwere Vorwürfe, sogar in der Öffentlichkeit, zugezogen; darum erklären wir, daß nur streng sachliche Gründe in allen solchen Fällen uns geleitet haben, und daß wir berufenen Richtern, von Ihnen berufenen Richtern, Rechenschaft davon zu geben uns nicht scheuen würden.

Uns selbst ging mehr zu Herzen als solche Beschuldigungen eine andere Klage und Frage, die aus Lehrerkreisen seit einem Jahre zu uns dringt: der Termin der Basler Versammlung. Seien Sie alle, die Sie diese Klage und Frage erhoben oder vernahmen, dessen versichert, daß uns keine zweite häufiger und gründlicher beschäftigt hat, daß es an unserm guten Willen nicht gelegen hat, wenn viele Wünsche unerfüllt geblieben sind. Wir danken daher aufrichtig den Hohen Kultusministerien und Unterrichtsverwaltungen von Preußen und Österreich, von Sachsen und Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen, die unsere Bitte, durch Urlaubserteilung außerhalb der Schulferien den Besuch unserer Versammlung zu begünstigen, aufs entgegenkommenste gewährt haben; wir bitten die hier anwesenden

Herren Vertreter der beiden Nachbarstaaten, diesen Dank zugleich mit dem für ihr persönliches Erscheinen entgegenzunehmen; unsern Nachfolgern aber wünschen wir, daß sie bei der Lösung des Problems „Termin der Versammlung" glücklicher sein mögen, als wir — und manche der Vorgänger, mit denen wir uns trösten müssen.

Zum Schluß der größte Dank, den jetzt schon auszusprechen Ehrenpflicht ist, der Dank an die, die uns bis jetzt am meisten geholfen haben, an die Hohe Regierung und die Bürgerschaft der Stadt Basel! Was beide für uns getan haben, die Behörden, deren höchste Spitzen uns heute die Ehre persönlicher Teilnahme schenken, und die vielen Freunde der Wissenschaft und der Schule aus den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung, das braucht jetzt nicht ausführlicher gesagt zu werden, weil es jedem bald offenbar werden soll. Wir rufen nur zu des Tages Arbeit; sie aber laden abends die Gäste und rüsten das Fest. Mit dem Wunsche, daß wir zur guten Stunde uns finden in Arbeit und in Geselligkeit, erkläre ich die 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet.

Übungsgemäß schloß sich an diese mit warmem Beifall aufgenommene Rede die Wahl der Schriftführer für die allgemeinen Sitzungen; als solche wurden nach dem Vorschlag des Präsidiums bestimmt: Bibliothekar Dr. Ryhiner aus Basel, Privatdozent Dr. Schaer-Krause aus Zürich, Dr. Schiff aus Berlin und Gymnasiallehrer Dr. Usteri aus Burgdorf.

Darauf sprach Regierungspräsident Dr. H. David folgende Worte:

Der Regierungsrat hat mir den ehrenvollen Auftrag gegeben, die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Sie alle, geehrte Herren, als die hervorragenden Vertreter deutscher Wissenschaft, im Namen der Behörden auf das herzlichste in Basel willkommen zu heißen. Wir glauben in der liebenswürdigen Entscheidung, in unserer Vaterstadt zu tagen, die Erwartung ausgesprochen zu finden, daß Sie bei uns einer der Ihren verwandten und gleichgearteten Begeisterung für die Ziele, die Ihre Vereinigung verfolgt, begegnen werden.

Ich hoffe gern, daß Sie in dieser Erwartung nicht getäuscht werden. Deuten Sie es wohl als Überhebung, für diese Hoffnung auf die Gegenwart die Vergangenheit als Zeugen aufzurufen und darauf hinzuweisen, daß Sie in Basel auf einen während Jahrhunderten durch Gelehrsamkeit und Fleiß wohlgepflegten Boden treffen werden, weshalb die Möglichkeit gegeben ist, daß die Anregungen, die Sie ausstreuen, auch bei uns bald zur reifen Frucht werden? Doch wohl nicht. Denn Ihr forschender Geist liebt den Nachweis

solcher Zusammenhänge; Ihnen ist es geläufig, in der Gegenwart die Spuren großer Vergangenheit und in der Zeit nur den äußeren Rahmen zu sehen, der die Überfülle gesetzmäßigen Geschehens umspannt. Gerade Sie, geehrte Herren, Sie, die Vertreter der Wissenschaft des Wortes, der Sprachwissenschaften, sehen in allem, was Sie beschäftigt, Werden, Wandeln und Vergehen. Für Sie ist das Wort, das gleichgültig von den Lippen fällt, Leben, Leben, dessen Ursprung aus weiter, dunkler Ferne Sie zu erforschen suchen, dessen im Strome der Sprachgemeinschaft sich ändernde Formen Sie nachzubilden wissen, dessen Schicksale im heimeligen Winkel einer stillen Mundart Sie uns zu erzählen verstehen.

Für Sie wird das Wort zum bedeutsamen Ereignis, das Sie deuten, werten und wägen, wägen im eindringlichen Gedankengang des Denkers, im tiefsinnigen Gleichnis des schöpferischen Dichters. Und unvermerkt führen Sie den, der Ihnen folgt, in die Werkstätte des wirkenden Menschengeistes. Wer Ihnen folgt, zieht mit Ihnen die steilen Wege zu klarer Erkenntnis, wandelt mit Ihnen auf den blumigen Pfaden im Reiche unvergänglicher Schönheit.

Wohl dem Staatswesen, das Ihre Arbeiten zu fördern das Glück hat und zu fördern weiß! Denn Sie errichten über dem unvermeidlichen Getrieb und Getu des täglichen Marktes die ehernen Tafeln, auf denen mit unauslöschlichen Lettern die unvergänglichen Ideale der Bildung eingegraben sind.

Seien Sie uns daher willkommen als Vertreter der deutschen Wissenschaft! Glauben Sie uns, daß Sie hier Geistesverwandtschaft, daß Sie hier Männer finden werden, die allen Eifer daran setzen, Sie und Ihre Arbeit zu verstehen! Die deutsche Wissenschaft, — neidlos ist dies anerkannt — hat stets, bei aller Wahrung und Pflege deutscher Eigenart und Wissenskraft, die Universalität wissenschaftlicher Erkenntnis festzuhalten gewußt, und festzuhalten gewußt, daß auf allen Gebieten die Wahrheit, soviel wir von ihr zu erkennen vermögen, allgemeines Gut aller auf das Gute gerichteter Menschen ist.

Um so willkommenere Gäste werden Sie daher uns Schweizern sein, die wir gewohnt und verpflichtet sind, auf drei Sprachen zu hören, also aus praktischen Gründen uns genötigt sehen, täglich und im kleinen uns mit einem Stück Universalität abzufinden.

Unser Willkommgruß gilt nicht weniger den geehrten Vertretern der deutschen Schule, der getreuen Schwester der deutschen Wissenschaft. Sie ringen mit denselben Problemen wie wir. Auch Sie müssen immer auf das neue die Elemente prüfen, abwägen, gegenseitig ins Gleichgewicht oder in das richtige Verhältnis setzen, die dem jungen Mann als Voraussetzung allgemeiner Bildung nötig sind.

Auch Sie werden immer wieder vor die schwierigen Entscheidungen gestellt werden, wie das Alte und Gute erhalten, das Neue und Notwendige mit Gewinn eingefügt und vor allem dafür Sorge getragen werden kann, daß die geistige, moralische und körperliche Kraft des heranwachsenden Geschlechtes harmonisch zur Entwicklung gelangt. Die deutsche Schule gilt als die Mitbegründerin deutscher Einheit und Größe. Wir glauben es. Wir haben keine ähnlichen machtvollen Ereignisse in unserem Staatenleben zu erwarten. Allein wir hoffen, daß, ähnlich wie Ihrer Heimat, auch unserem Lande durch die Fürsorge für Wissenschaft und Schule die geistige und moralische Kraft in der Zukunft erhalten und gemehrt werde.

Im Namen unserer Behörde, für die ich zu Ihnen zu sprechen die Ehre habe, wünsche ich, daß die Arbeit auf dem Boden einer Ihnen befreundeten Stadt Ihren heimischen Einrichtungen zum Segen gereichen und daß Sie auch für uns Anlaß zu mannigfaltigen fruchtbaren Anregungen werden möge. Ich wünsche, daß Sie Männer treffen mögen, die Sie Ihrer Freundschaft würdig finden und vor allem, daß Sie, in Ihre Heimat zurückgekehrt, unserer Vaterstadt mit freundlichen und dauernden Erinnerungen gedenken mögen.

Den Gruß der Universität entbot deren Rector magnificus Prof. Dr. J. Meier in folgender Ansprache:

Hochansehnliche Versammlung!

Aus berufenem Munde ist Ihnen schon der herzliche Willkomm entgegengebracht worden, den Ihnen Regierung und Volk von Basel entbietet. Aber ich glaube, in diesem vielstimmigen Chor hat Basels Universität doch Recht und Pflicht, sich noch gesondert vernehmbar zu machen; ist Basel doch die erste deutsche Hochschule gewesen, die eine ständige bezahlte Professur der Philologie dem Lehrkörper der Universität einverleibte, als sie im Jahre 1474 Johann Matthias von Gengenbach die Aufgabe übertrug, täglich eine Stunde in den freien Künsten und eine in der Poesie zu lesen. Und Basel hat auch weiter eine wichtige und bedeutsame Rolle in der Entwicklung des Humanismus, in der Begründung der Philologie als Wissenschaft, wie Ihnen allen bewußt ist, gespielt. Daß auch in späteren Jahrhunderten, in moderner Zeit die Hochschule ihren alten Traditionen treu geblieben ist, hat Ihnen die Reihe bedeutender Namen bewiesen, die Ihnen eben erst aus dem Munde Ihres Präsidenten entgegengeklungen ist.

Wenn jede wissenschaftliche Versammlung, einerlei welchen Faches sie ist, auf das Interesse einzelner Fakultäten und Glieder der

Hochschule Anspruch machen darf, so ist bei Ihrem Kongreß die Universität als Gesamtkorporation in hervorragendem Maße interessiert. Wohl ist ja seit langem die alte Artistenfakultät, die als propädeutische Fakultät den Durchgang für Studierende aller Fächer bildete, untergegangen. Aber zum Teil sind ihre Aufgaben doch noch der philosophischen Fakultät geblieben, zum Teil von den obersten Klassen der Mittelschulen übernommen. Für die Lehrerbildung kommt immer noch die Philosophenfakultät ausschließlich in Betracht, und durch die mehr oder weniger genügende Erfüllung dieser Aufgabe wirkt sie bestimmend auf die Bildung des jungen Nachwuchses ein, der zum Studium der verschiedensten Fächer die Universität bezieht. Die Gesamtuniversität aber hat das stärkste Interesse daran, gut vorgebildete Schüler als Studierende zu erhalten. Es ist dies für sie eine Sache der größten Wichtigkeit, und deshalb sind es gerade die Fragen der Lehrerbildung, denen Sie ja einen großen Teil Ihrer Verhandlungen widmen wollen, an denen auch die gesamte Hochschule aufs lebhafteste interessiert ist, während die Lösung der verschiedenartigen wissenschaftlichen Probleme mehr die Teilnahme der speziellen Fachgelehrten in Anspruch nimmt.

Wir haben den lebhaften Wunsch, daß Ihre Verhandlungen glücklich und erfolgreich sich gestalten mögen, und erhoffen vor allem auch, daß das Band zwischen Wissenschaft und Schule durch sie noch immer fester und inniger geknüpft wird. Denn auf dieser engen Verbindung ruht die Zukunft der deutschen Schule.

Der Vorsitzende sprach beiden Rednern den Dank der Versammlung aus und fuhr fort:

Nach alter guter Sitte gedenken wir, bevor wir an unsere Arbeit gehen, der Arbeitsgenossen, die seit unserer letzten Zusammenkunft von uns geschieden sind. Lang ist der Namen Reihe, und der sie zu nennen hat, kann nicht jedem den Ruhm geben, der ihm gebührt. Doch dem einzelnen Hörer wird dieser oder jener Name besonders zu Herzen sprechen und liebe Erinnerungen wecken; auch manches Ungenannten Andenken wird sich dabei denen erneuern, die ihn kannten und schätzten.

Unter den klassischen Philologen stehen mit Fug und Recht an der Spitze vier Männer, deren jeder einmal eine unserer Versammlungen geleitet hat: Hermann Usener (21. X. 05), Präsident der Wiesbadener Tagung von 1877, Wilhelm von Christ (8. II. 06), der Münchener von 1891, Wilhelm von Hartel (14. I. 07), der Wiener von 1893, Wilhelm Dittenberger (29. XII. 06), der Hallenser von

1903. Hartel ist einer der Unsern geblieben, auch als er den Lehrstuhl mit dem Ministersessel vertauscht hatte; Usener steht uns lebendig und unvergänglich vor Augen, hier in Basel noch vor drei Jahren beim internationalen religionswissenschaftlichen Kongreß unser wertester Gast aus deutschen Landen. Nur wenige Monde nach Dittenberger sank sein nächster Hallenser Kollege Friedrich Blaß ins Grab (3. III. 07) und nicht lange nach Christ in jüngeren Jahren sein Münchener Genosse Ludwig Traube (19. V. 07). Zu diesen Universitätslehrern seien aus den Kreisen der Schulmänner gestellt Friedrich Hultsch (6. IV. 06), dessen Andenken der erste Vortrag der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion gewidmet sein wird, und Hugo Stadtmüller (25. I. 06).

Die Archäologie beklagt vor allem den Tod Otto Benndorfs (2. I. 07), eines der großen Organisatoren wissenschaftlicher Arbeit in Österreich; sie gedenkt August Preuners (15. IX. 06) und Karl Diltheys (5. III. 07), sowie Hans Grävens (4. XI. 05), der noch vor seinem Lehrer Dilthey uns, seinen Freunden, und der Wissenschaft allzufrüh entrissen wurde. Sprachwissenschaft und orientalische Philologie vertraten Theodor Aufrecht (4. IV. 07), Friedrich von Spiegel (15. XII. 05), Moritz Steinschneider (1. II. 07) als ehrwürdige Veteranen, außerdem Ferdinand Justi (17. II. 07) und Konrad Keßler (2. XII. 05), der auch an unserm religionsgeschichtlichen Kongreß lebhaften Anteil genommen hat. Fast zu den Söhnen unserer Stadt darf der dahingegangene Vertreter der alten Geschichte in Jena gezählt werden, Heinrich Gelzer (11. VII. 06); neben ihm sei Georg Friedrich Unger genannt (12. X. 06), dann der Philosoph Jakob Freudenthal (3. VI. 07) und die Juristen Moritz Voigt (6. XI. 05) und Wilhelm Leist (31. XII. 06), die mit liebevollem Fleiß an der Erforschung des klassischen Altertums teilgenommen haben, und der von der Theologie ausgegangene Geschichtschreiber des Volkes Israel Bernhard Stade (6. XII. 06).

Wollen wir aber hier auch einen Blick auf die Kirchengeschichte werfen, die gerade infolge vielfacher Wechselbeziehungen zur Philologie herrlich aufblüht, so erscheinen kaum anderswo die Reihen in diesen Jahren stärker gelichtet: Es genügt, an Oskar von Gebhardt (10. V. 06), Adolf Hilgenfeld (12. I. 07), Wilhelm Wrede (22. XI. 06) und Otto Zöckler (9. II. 06) und an Franz Xaver von Funk (24. III. 07) zu erinnern. Aus der großen Zahl der Historiker des Mittelalters und der Neuzeit seien nur wenige genannt: Ernst Berner (12. X. 05), Wilhelm von Heyd (19. II. 06), Theodor Ludwig (16. X. 05), Friedrich von Weech (17. XI. 05), Hans von Zwiedineck-Südenhorst (22. XI. 06), ferner der Numismatiker Hans Riggauer (5. IV. 07)

und die berühmten Geographen Ferdinand von Richthofen (6. X. 05) und Alfred Kirchhoff (8. VI. 07).

Unter den Vertretern germanistischer Wissenschaft und deutscher Literaturgeschichte steht in Basel vornehmlich in gutem Andenken Moritz Heyne (1. III. 06); sein Los teilten in diesem Biennium Oskar Schade in Königsberg (30. XII. 06), Ernst Wilhelm Förstemann (6. XI. 06) und Adolf Stern (14. IV. 07) in Dresden, der Vorkämpfer für die noch junge Wissenschaft der Volkskunde Adolf Strack in Gießen (16. VI. 06) und die Lehrer der romanischen Philologie Eduard Böhmer, früher in Straßburg (5. II. 06), und Jakob Ulrich in Zürich (6. IX. 06).

Nicht unerwähnt sollen bleiben die unzünftigen Gelehrten Eduard Grisebach (22. III. 06) und Eduard von Hartmann (5. VI. 06), nicht Kuno Fischers glänzende Erscheinung (5. VII. 07) und nicht — einer für viele aus den Kreisen des uns so vielfach verbundenen deutschen Buchhandels — Karl Trübner (2. VI. 07).

Zum letzten Male erstattete in Hamburg Karl Kehrbach (21. X. 05) seinen regelmäßigen Bericht über die Monumenta Germaniae Paedagogica; gleich ihm ist auch der eine Vorsitzende der Hamburger pädagogischen Sektion noch in demselben Jahre dahingegangen, Ernst Schlee (6. XII. 05). Von anderen Schulmännern und Pädagogen nur eine kleine Auswahl: Hermann Deiters (11. V. 07), Peter Dettweiler (11. VI. 07), Viktor von Kraus (3. XI. 05), Karl Leimbach (30. XII. 05), Paul Eduard Vogt in Kassel (24. XI. 05) und Theodor Vogt in Wien (10. XI. 06), Oskar Weißenfels (4. VII. 06).

Genug der Namen! Sie sind für uns kein leerer Schall, sondern sie leben fort. „Vita enim mortuorum", rief Cicero kurz vor dem eigenen Ende, „in memoria est posita vivorum". Und so bitte ich Sie, sich zu erheben in treuem Gedenken zu Ehren unserer Toten.

Ferner machte der Vorsitzende davon Mitteilung, daß die Weidmannsche Verlagsbuchhandlung der Versammlung eine Gabe von 1000 Mark für wissenschaftliche Zwecke gestiftet hat. Eine Kommission, bestehend aus den Herren Diels, Leo, Reitzenstein, Schwartz, Wendland, Wissowa, aus den beiden Obmännern der philologischen Sektion Schoene und Oeri und den beiden Vorsitzenden Münzer und Schäublin, wird über die Verwendung Beschluß fassen. Der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung soll telegraphisch der Dank der Versammlung ausgesprochen werden. (Das Telegramm hat folgenden Wortlaut: Weidmannsche Verlagsbuchhandlung Berlin Zimmerstraße 94. Die in Basel tagende 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner spricht Ihnen für Ihre hochherzige Stiftung, die im Geiste der wissenschaftlichen Tra-

dition Ihres Verlages Verwendung finden wird, herzlichsten Dank aus. Münzer. Schäublin.)

Der erste Redner Rektor Dr. G. Finsler (Bern) sprach hierauf über das Thema: **„Homer in der Renaissance“.**[1]) Den Ruhm, den dem Mittelalter unbekannten Homer für das Abendland wiedergewonnen zu haben, nahm im 15. Jahrhundert das gebildete Florenz der Mediceer in Anspruch. Zwar waren schon im 14. Jahrhundert Petrarca und Boccaccio bestrebt gewesen, sich über den Inhalt der Gedichte zu unterrichten. Die lateinische Prosaübersetzung des Leonzio Pilato war eine Frucht dieser Bemühungen. Aber in der Tat wurde Homer in Italien erst heimisch, als man Griechisch zu lernen begann; Leonardo Bruni und Carlo Marsuppini begannen Homer zu übersetzen, letzterer auf den Wunsch des Papstes Nikolaus V. Eine vollständige Prosaübersetzung besitzen wir von Lorenzo Valla und Francesco Aretino. Von besonders eifrigem Studium Homers zeugt Basinis großes Gedicht Hesperis, in dem der junge Dichter, gleich Virgil, Italien ein homerisches Epos schenken wollte. Am Hofe Lorenzos weilte der Dichter Polizian, in dem sich die Liebe zur Antike mit edler italienischer Form verband. Er setzte Marsuppinis Arbeit fort. Seine Ambra ist ein wahres Preislied auf Homer.

Das 16. Jahrhundert kennzeichnet das Eindringen der poetischen Theorie. Hieronymus Vida schrieb eine „Poetica“ im Anschluß an Horaz, eine Anleitung zur Abfassung eines lateinischen Epos. Auf Leos X. Wunsch verfaßte er selbst das schöne Epos Christias, eine Verherrlichung der Passion mit stark kirchlicher Färbung, in dem Homers Einfluß überall hervortritt. Zu gleicher Zeit wird Aristoteles' Poetik bekannt und erringt die unbedingte Herrschaft. Die lateinische Poesie der Humanisten und Kleriker stirbt ab. Trissino in seiner „Italia liberata da' Gotti“, das den Sieg der Rechtgläubigen über die Ketzer verherrlicht, bedient sich des Italienischen, folgt aber sklavisch den aristotelischen Regeln und dem homerischen Vorbild. Seine Mißachtung des italienischen Rittergedichts, besonders Ariosts, rief eine herbe Polemik zugunsten der nationalen Poesie hervor, in der die ersten Angriffe auf Homer, das von Aristoteles aufgestellte Muster, laut wurden. Eine Versöhnung der verschiedenen Standpunkte vollzieht sich bei Tasso, der den Homer zum Vorbild nimmt, aber einen historischen christlichen Stoff in der Form des Romanzo behandelt. Der Streit über den Wert seines Gedichts, verglichen mit Ariost, erstreckt sich nach und nach auf alle Epiker und endet in Paolo Benis

---

1) Der Vortrag wird vollständig in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum erscheinen.



Urteil, daß Tasso und Ariost die Alten, besonders den Homer, weit überragen. Noch weiter geht Tassoni, der Homer als Muster einfach verwirft. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts lebt in Italien die Beschäftigung mit dem Dichter wieder auf.

Nach einer halbstündigen Pause hielt Prof. Dr. Ed. Schwartz (Göttingen) seinen Vortrag über **„Das philologische Problem des vierten Evangeliums"**; er führte etwa folgendes aus:

Daß die beiden Zebedäussöhne, Johannes und Jakobus, den Märtyrertod gestorben sind, ist durch die Weissagung im Evangelium (Mc. 10,35ff.) sicher bezeugt. Der Bischof Papias von Hierapolis kannte die Überlieferung, daß Johannes und Jakobus von den Juden getötet seien, und noch im vierten Jahrhundert beging die Gemeinde von Älia-Jerusalem den gemeinsamen Todestag der beiden Märtyrer am 26. Dezember.

Jakobus Zebedäi fiel nach den kanonischen Apostelakten, die mehrfach überredigiert sind, als Opfer der Verfolgung, mit der Agrippa I. im Frühjahr 44 die Urgemeinde zersprengte. Damals ist auch Johannes gestorben; sein Name ist bei der letzten Überarbeitung der Apostelakten getilgt. Kurz vorher war Paulus mit ihm und den beiden anderen „Säulen" der Urgemeinde, Petrus und dem Herrenbruder Jakobus, zusammengekommen, um über die Frage der vom Heidentum Bekehrten zu konferieren.

Der Apostel Johannes, der bis in die Zeiten Trajans in Ephesus gelebt haben soll, ist ein Produkt der kleinasiatischen Legende; die Epheser haben das längst verstorbene Mitglied des Zwölferkollegiums ebenso als Schutzpatron annektiert, wie die Christen von Hierapolis Philippus, den Missionar von Cäsarea, der ebenfalls zu den Zwölf gehört hatte. Die kirchliche Tradition ist im Recht, wenn sie den „Apostel" und den „Diakon" identifiziert. Ebenso wie die Philippuslegende würde auch die von Johannes über Kleinasien nicht hinausgegangen sein, wenn sie nicht mit dem literarhistorischen Problem der sog. johanneischen Schriften sich verschlungen hätte.

In den Kanon des Neuen Testamentes sind fünf Schriften aufgenommen, die von Johannes geschrieben sein sollen, das Evangelium, die drei Briefe und die Apokalypse: keine einzige dieser Schriften kann wirklich von dem Apostel Johannes geschrieben sein. Der zweite und dritte Brief sind wirkliche Briefe, die aus einer individuellen Situation heraus an ganz bestimmte Personen geschrieben sind. In der Adresse ist vom Namen des Absenders nichts stehen geblieben als der kirchliche Titel ὁ πρεσβύτερος. Die Vermutung ist kaum abzuweisen, daß der Name gestrichen wurde, um die Briefe dem

Apostel zuzuschreiben; der erste Petrusbrief zeigt, daß man auch Uraposteln den Titel Presbyter gab.

Der erste Brief ist dagegen kein wirklicher Brief; doch ist die Form des Briefes noch festgehalten. Um so mehr fällt auf, daß die Adresse im Eingang fehlt. An ihre Stelle ist eine Einleitung getreten, die den Absender als den Verfasser des vierten Evangeliums und zugleich als einen Herrenjünger charakterisieren will: sie will den Brief mitsamt dem Evangelium dem Apostel Johannes vindizieren. Eine nähere Untersuchung lehrt, daß diese Einleitung dem Brief später vorgesetzt ist und die ursprüngliche Adresse verdrängt hat. Andererseits steht der wirkliche Verfasser des Briefs in irgendeinem Zusammenhang mit den beiden kleinen Johannesbriefen; er wird ebenso wie der Interpolator des Eingangs, der den Brief auf Johannes stellt, nach Kleinasien zu setzen sein.

Für die Apokalypse hat Wellhausen nachgewiesen, daß ihr letzter Herausgeber sie dem Autor des vierten Evangeliums zuschreibt; er nennt diesen ausdrücklich Johannes. Auch in diesem Falle müssen sowohl der Bearbeiter, der die in der Apokalypse vorliegenden verschiedenartigen Stücke zusammenschweißte, als der Herausgeber nach Asien gesetzt werden.

Ein Herausgeber meldet sich auch im vierten Evangelium, am Ende, in dem später zugesetzten 21. Kapitel, das am Schluß unverkennbar auf den dritten Johannesbrief anspielt. Er ist es gewesen, der „den Jünger, den der Herr liebhatte," mit dem Apostel Johannes und zwar dem der ephesischen Legende identifiziert hat. Alles spricht dafür, daß im zweiten Jahrhundert ein Kleinasiat — noch vor Papias von Hierapolis, dessen Zeit genauer nicht fixiert werden kann — die fünf „johanneischen" Schriften dem Apostel Johannes vindiziert hat, der nach der Legende in Ephesos gelebt und ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht haben sollte. Tatsächlich ist das Evangelium durch die Kleinasiaten aufgebracht und von dort aus, nicht ohne erbitterte Kämpfe, in den Kanon gelangt. Papias, der allem Anschein nach für das Evangelium gegenüber den synoptischen Propaganda gemacht hat, war Kleinasiat; der römische Presbyter Gaius, der seine Authentie wie die der Apokalypse energisch bestritt, kämpfte gegen die „Phryger": gerade diese Sekte hat das Evangelium zwar nicht entdeckt und aufgebracht, aber doch sich seiner am eifrigsten angenommen, den Parakleten kühn umdeutend.

Aber das vierte Evangelium ist nicht nur durch den letzten Herausgeber um das Schlußkapitel vermehrt, es war schon vorher überarbeitet. Das Verdienst dieser Entdeckung gebührt Well-

hausen;[1] seine Hypothese muß ausgeführt und vertieft werden: aller Hypothesen Probe ist, daß mit ihnen gearbeitet werden kann.

Der Bearbeiter des vierten Evangeliums, der von dem letzten Herausgeber in einer Reihe von Fällen sicher unterschieden werden kann, hat die kleinen Johannesbriefe gekannt und steht dem Verfasser des ersten in Gedanken und Sprache so nahe, daß man immer wieder in Versuchung kommt, ihn mit jenem zu identifizieren, wenn auch kleine Differenzen sich in den Weg zu stellen scheinen. Das Problem würde erheblich vereinfacht, wenn angenommen werden könnte, daß der Verfasser der beiden kleinen Johannesbriefe auch den ersten geschrieben und dem vierten Evangelium die Gestalt gegeben hat, die jetzt für es charakteristisch ist. Ein gewichtiges Argument dafür ist, daß die „johanneischen" Begriffe der *ἀλήθεια*, der *μαρτυρία*, der *χαρὰ πεπληρωμένη*, sowie das Gebot der gegenseitigen Liebe in den beiden kleinen Briefen eine große Rolle spielen. Wie dem aber auch sein mag, der Bearbeiter hat mit seiner Redaktion jedenfalls tief in das ursprüngliche Evangelium eingegriffen, und ich habe mich durch wiederholte, z. T. mit Wellhausen gemeinsam unternommene Versuche davon überzeugt, daß sich von dem ursprünglichen Evangelium nur Spuren wiedergewinnen lassen.

Die Gestalt des Lieblingsjüngers ist eine Schöpfung des Bearbeiters. Sie bildet den Mittelpunkt der Abendmahlsszene, und diese ganze Szene ist in dem Evangelium ein Fremdkörper. Zweimal macht sich der Satan mit Judas zu schaffen, vor der Fußwaschung und beim Abendmahl: die Dublette ist deutlich. Jesus sagt zu dem Verräter, nachdem er ihn den Jüngern offenbart hat: „Was du tust, das tue bald!" Das verstehen die Jünger nicht, sie ahnen plötzlich nichts von dem Verrat, der ihnen eben entdeckt ist: die Abendmahlsszene zerstört den Zusammenhang. Daß der Lieblingsjünger unter dem Kreuz und der „andere" Jünger bei der Verleugnung dem Bearbeiter angehören, für den Wettlauf dagegen zum Grabe und die Identifikation des anderen Jüngers mit dem Lieblingsjünger Johannes der letzte Herausgeber verantwortlich gemacht werden muß, kann wegen der Kürze der Zeit hier nicht ausgeführt werden.

Nach dem vierten Evangelium reist Jesus dreimal zu einem Fest nach Jerusalem, der dritte Aufenthalt dort wird durch zwei kürzere Abwesenheiten unterbrochen, zwischen denen das Lazaruswunder liegt. Dieser Aufbau ist nicht ursprünglich. Vor der dritten

---

1) Erweiterungen und Änderungen des vierten Evangeliums. Berlin, G. Reimer 1907.



Reise sagen die „Brüder“ zu Jesus: „Ziehe von hier fort und gehe nach Judäa; niemand tut etwas im verborgenen und will, daß es öffentlich sei.“ Hier ist nicht von einer Festreise, sondern von einer definitiven Übersiedelung die Rede; außerdem wird vorausgesetzt, daß Jesus in Jerusalem noch nicht öffentlich hervorgetreten ist. Nach dem jetzigen Evangelium aber ist er schon zweimal dort gewesen, hat Wunder und Zeichen getan und die Juden durch sein öffentliches Auftreten im Tempel (Kap. 2) aufs schwerste provoziert. Diese Widersprüche sind durch keine Umstellungen zu beseitigen: der jetzige Aufbau des Evangeliums bricht rettungslos zusammen.

Im ursprünglichen Evangelium muß Jesus, als er in Jerusalem öffentlich aufgetreten war, vor der Feindschaft der Juden fliehen. In seinem Versteck erhält er die Nachricht von der Krankheit des Lazarus, seines Freundes. Da eilt er nach Bethanien, das dicht bei Jerusalem liegt, die Jünger warnen ihn vergeblich, bleiben aber nicht zurück, als er doch geht: „Auf, laßt uns gehn, damit wir mit ihm sterben!“ sagt Thomas. Unmittelbar auf Lazarus' Erweckung folgt die Beratung des Synhedrions, die mit dem Beschluß endet, Jesus zu töten.

Hier ist eine dichterische Handlung nicht zu verkennen, die zur tragischen Peripetie drängt; der Tod Jesu hat ein ethisch-heroisches Motiv erhalten und ist zum Heldentod geworden. Es kann nicht ursprünglich sein, daß Jesus von Bethanien aus noch einmal wieder einen Versteck aufsucht: das ist nur eingeschoben, um den synoptischen Einzug in Jerusalem anbringen zu können.

Nur selten gelingt es, die aus der Bearbeitung herausgelösten Bruchstücke zu einem größeren Zusammenhang zu vereinigen; die Aufgabe ist zunächst nicht, *λύσεις* zu ersinnen, sondern *ἐνστάσεις* aufzufinden. Die Redaktionshypothese ist entstanden aus der Interpretation und ihr Zweck ist Interpretation; steht doch die Exegese des vierten Evangeliums erst am Anfang. Zum Verständnis seiner Gedanken und Bilder gehört, wie für das der altchristlichen Urkunden überhaupt, eine gegenseitige Durchdringung von griechischer, aramäischer und hebräischer Philologie, wie sie bis jetzt nicht vorhanden ist: wir von der alten Generation haben für diese Aufgaben zu wenig gelernt und müssen die Jugend aufrufen, damit sie sich dingen lasse, das Korn zu schneiden, das weiß zur Ernte ist. Es werden sich nicht viele dazu drängen und sollen es auch nicht. Der Schematismus der Fakultäten und Berufe sorgt schon dafür, daß jeder hübsch in der Zunft bleibe; und, was schwerer wiegt, die meisten Menschen verlangen nicht nach Hypothesen und Problemen, sondern nach Lösungen und Dogmen, bei denen sie sich beruhigen

können: ob diese von rechts oder links kommen, ist ziemlich einerlei. Die Welt kann nun einmal nicht stehen ohne Ausgleichungen; aber die Wissenschaft vergeht, wenn sie die Probleme nicht scharf herausarbeitet und von ihren Antithesen sich etwas abdingen läßt. Sie bringt nicht den Frieden der Prediger und löst die Herzen nicht wie die Poeten, aber die wenigen, die das Joch des θεωρεῖν auf sich nehmen, sorgen dafür, daß Leben und Bewegung bleibt im Geiste der Menschheit und das unendliche Streben und die unendliche Sehnsucht nach Erkenntnis nicht einschläft. Das ist nicht alles, aber es ist immerhin so viel, daß jene wenigen nicht klagen dürfen, wenn sie ein Leben voll Zweifel und Unrast, voll Entsagung und Einsamkeit dafür einsetzen.

Schluß der Sitzung 11¾ Uhr.

Mittwoch, den 25. September, 12 Uhr fand die Sitzung der Kommission zur Beratung der von der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung gestifteten 1000 Mk. statt.

Anwesend waren: die beiden Vorsitzenden Prof. Münzer und Rektor Dr. Schäublin; die beiden Obmänner der philologischen Sektion Prof. Schöne und Dr. Oeri sen., die Herren Prof. Diels, Prof. Leo, Prof. Reitzenstein, Prof. Schwartz, Prof. Wendland, Prof. Wissowa.

Außerdem als Protokollführer: Dr. Schiff.

Der Vorsitzende Prof. Münzer verliest nach Eröffnung der Sitzung den die Stiftung betreffenden Brief der Weidmannschen Buchhandlung.

Prof. Schöne teilt mit, daß der wissenschaftliche Ausschuß die Angelegenheit bereits besprochen habe und in Anregung bringe, die Summe zur Herstellung eines Wortindex zu Diels Vorsokratikern zu verwenden. Er verliest zugleich einen Brief der Weidmannschen Buchhandlung, der er von dieser Anregung Kenntnis gegeben hat.

Prof. Diels berichtet ausführlich über die Indices, die für seine zweite Ausgabe der Vorsokratiker vorbereitet oder vorgesehen sind. In letzter Linie würde die Angelegenheit auf eine Personenfrage hinauskommen, da er selbst zu einem solchen Index nicht mehr Kraft und Zeit habe. Er glaube aber, daß cand. phil. Kranz für diese Arbeit der rechte Mann sei. Zugleich bemerkt Diels, daß er, da er als Autor in Betracht käme, sich der Abstimmung enthalten würde.

Andere Vorschläge werden nicht gemacht.

Nach einer abschließenden kurzen Debatte (Leo, Schwartz, Wissowa, Wendland, Diels, Münzer), in der über die Verwendung der in analoger Weise früheren Philologenversammlungen geschenkten

Summen berichtet wird und eine allgemeine grundsätzliche Aussprache erfolgt, wird beschlossen, der Plenarversammlung vorzuschlagen:

die gestiftete Summe zur Anfertigung eines Wortindex zu Diels' Vorsokratikern unter besonderer Berücksichtigung der Terminologie zu verwenden.

Schluß: 12 Uhr 15 Minuten mittags.

Am gleichen Tage 12 Uhr 20 Minuten tagte die Sitzung der Kommission zur Beratung über Ort und Zeit der nächsten (50.) Philologen-Versammlung (1909).

Anwesend waren: die beiden Vorsitzenden Prof. Dr. Münzer und Rektor Dr. Schäublin; von Präsidialmitgliedern der vier zuletzt vorangegangenen Philologenversammlungen Prof. Dr. Schwartz (Göttingen), Schulrat Dr. Sander (Bremen), Schulrat Prof. Dr. Brütt (Hamburg), Prof. *D.* Dr. Wendland (Breslau); ferner Prof. Dr. Schenkl (Graz).

Außerdem als Protokollführer: Dr. Schiff.

Der Vorsitzende Prof. Münzer berichtet über den Stand der Dinge. Es liegt nur eine offizielle Einladung vor: von seiten der Stadt und Universität Graz, die neben der Basler schon in Hamburg vorgelegen hatte.

Prof. Schenkl überbringt diese Einladung auch mündlich, und zwar zugleich im Namen des österreichischen Unterrichtsministeriums.

Der Antrag des Vorsitzenden, der Versammlung vorzuschlagen, die Einladung von Graz anzunehmen, findet allseitig Zustimmung.

Als Zeit schlägt Prof. Schenkl die letzten Tage des September 1909 vor. Auch dem wird zugestimmt.

Das Präsidium wird bestehen aus:

I. Prof. Dr. Schenkl

II. Direktor Dr. Adamek vom 2. Staatsgymnasium in Graz.

Zum Schluß wird verhandelt über die Verwendung eines Betrages von etwa 1400 Mark, der als Überschuß der Hallenser Versammlung (1903) noch vorhanden ist, da Hamburg (1905) und Basel (1907) ihn nicht gebraucht haben. Der Betrag soll der Grazer provisorischen Leitung als Vorschuß für Vorbereitungsauslagen übergeben werden mit dem Anheimstellen, bei der 50. Philologenversammlung Vorschläge für eine endgültige Verwendung zu machen.

Schluß: 12 Uhr 35 Minuten.

Zweite allgemeine Versammlung
im Musiksaal des Stadtkasinos.

Mittwoch, den 25. September 1907, $3^1/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Der 2. Präsident Rektor Dr. F. Schäublin.

Die Parallelvorträge[1]) **über Universität und Schule, insbesondere die Ausbildung der Lehramtskandidaten** hatten außer den Teilnehmern auch sehr viele Gäste herbeigelockt.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. F. Klein (Göttingen) sprach zuerst über **Mathematik und Naturwissenschaft.**

Zuerst skizziert der Vortragende, inwiefern zwischen den Rednern der vier angekündigten Parallelvorträge ein Einverständnis, eine Verabredung bestehe. Er erinnert daran, daß, nachdem 1900 von entscheidender Stelle Gleichwertigkeit der verschiedenen Gattungen höherer Schulen grundsätzlich proklamiert war, die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte auf ihrer Breslauer Tagung 1904 eine zwölfgliedrige Unterrichtskommission eingesetzt und ihr die Fragen des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts allseitig bis zu abgeglichenen Vorschlägen durchzuarbeiten übertragen habe. Die Zusammensetzung dieser Kommission wurde derart gewählt, daß sie nicht nur Männer der verschiedenen bezüglichen Wissensgebiete, sondern auch Vertreter von Schule, Hochschule und Praxis umfaßte. Diese Kommission trat schon 1905 bei der Naturforscherversammlung zu Meran mit ausgearbeiteten Reformvorschlägen für den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht an den höheren Schulen — Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen — hervor, die von einheitlicher Gesamtauffassung getragen sind. Eine Durchführung dieser Ideen war aber nur zu erhoffen, wenn auch im Kreise der Schulmänner und Philologen Verständnis für diese neuen Ziele zu finden war. So vertrat der Redner auf der Hamburger Tagung der Schulmänner und Philologen persönlich die Meraner Vorschläge und fand dabei nicht nur nicht den befürchteten Widerspruch, sondern vielfach Übereinstimmung oder doch den Wunsch zur Verständigung. Prof. Wendland, damals zweiter Vorsitzender, hat in seinem Schlußworte zu den Hamburger Verhandlungen ausgeführt, wie die Rivalität zwischen den einzelnen Gebieten, und damit der lärmreiche Schulstreit ausgeschaltet, dafür aber eine Quelle neuer

1) Die Vorträge sind unter dem Titel: „Universität und Schule". Vorträge auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 25. September 1907 zu Basel gehalten von F. Klein, P. Wendland, Al. Brandl, Ad. Harnack. Leipzig 1907 bei Teubner erschienen.

Fragen und belebender Momente dem Schulunterricht durch unmittelbare Beziehung zwischen Hochschule und Schule eröffnet ist. Jene Ausführungen zeigen klar, wie ähnlich im Grunde die Bedingungen für die verschiedenen Fächer liegen.

Dies stellt der Redner als die gemeinsame Basis der 4 Vorträge hin, wobei als spezielles zu besprechendes Problem die wissenschaftliche Ausbildung der Lehramtskandidaten an der Universität ins Auge gefaßt ist, ein Problem, das erneuten sorgfältigen Nachdenkens bedarf namentlich von seiten der beteiligten Universitätslehrer, das aber keine weiteren Verabredungen unter den Rednern bedingte.

Zum engeren Gebiete der mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien hinlenkend, berichtet der Redner über die weitere Tätigkeit der Unterrichtskommission, wie sie 1906 auf der Naturforscherversammlung in Stuttgart die Meraner Vorschläge ergänzt hat, so hinsichtlich der Frage des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts an den Reformschulen und namentlich auch an den Mädchenschulen, und wie sie vergangene Woche (15. Sept.) auf der Versammlung in Dresden eben an die Frage der Lehrerbildung herangegangen ist. Den hierüber erstatteten Bericht, der zugleich den Abschluß der Tätigkeit der Unterrichtskommission bildet, legt der Vortragende zur Verteilung vor und tritt auf denselben als Hauptaufgabe seiner Darlegung ein.[1])

Der Bericht bezieht alles, der übersichtlichen Fixierung wegen, auf die preußischen Verhältnisse, ohne diese damit als Norm aufstellen zu wollen. Dem Einwande, ob denn von einer derartigen Darstellung überhaupt Erfolg zu erwarten sei, ist zu erwidern, daß die Kommission durch Heranziehen einer großen Zahl Fachgenossen, von Hochschule und Schule, nach allen Seiten Fühlung und Anregung gesucht hat, daß aber auch heutzutage eine gemeinsame Normierung gemeinsamer Angelegenheiten mehr als zur Zeit des reinen Individualismus auf allgemeines Verständnis und Entgegenkommen rechnen kann.

Der Kernpunkt der Vorschläge besteht darin, die mathematisch naturwissenschaftlichen Studien in 2 Gruppen, Mathematik-Physik und Chemie-Biologie, zu zerlegen, von denen der Kandidat normalerweise eine wählt. Innerhalb der Gruppe unterscheiden sich die generellen Studien, verbindlich für alle Studierenden der Gruppe, von den individuellen Studien, der Ausgestaltung nach besonderer Richtung. Für erstere wurden 6 Semester in Ansatz gebracht und geradezu be-

1) Der Bericht ist in der vorgenannten Schrift (Universität und Schule) als Anhang abgedruckt.



stimmte Studienschemata zur Diskussion gestellt, wobei jedes Fach mit Rücksicht auf die anderen und die für den Studierenden auf alle Fälle notwendige Bewegungsfreiheit sich gewisse Einschränkungen gefallen lassen muß. Vom ersten Semester an setzen Praktiken und Übungen ein, für die in allen Fächern, auch in Mathematik, ausreichende Institutseinrichtungen verlangt werden.

Die Vorschläge stehen mit der heutigen Praxis des Vorlesungsbetriebes an den Hochschulen in einigen Punkten im Widerspruch. Sie tadeln das Prävalieren einzelner Fächer, z. B. der reinen Mathematik, in Spezialvorlesungen, und das Zurücktreten anderer, z. B., um bei derselben Gruppe zu bleiben, der angewandten Mathematik, und zwar nicht nur des numerischen Rechnens, Zeichnens und Messens, sondern beispielsweise auch der Astronomie. Waren für die hiermit angedeuteten Mißstände im heutigen Hochschulbetriebe oft einseitige Examenvorschriften verantwortlich, die jetzt gemildert sind, so bestehen noch Wünsche für die zusammenfassenden Vorlesungen; sofern sie als einleitende Kollegia gelesen werden, sind sie vielfach zu elementar, und nach obenhin, beim Abschluß der Studien, treten sie zu sehr zurück, oder fallen gar vollständig aus. Ebenso verlangen die Vorschläge Änderungen im Betriebe der Übungen und Praktiken, Einschränkungen zum Teil, zum Teil nach anderer Seite wieder wesentliche Erweiterung, wenn es nicht anders sein kann auf Kosten der theoretischen Vorlesungen. Die Absicht konnte dabei nicht sein, neue Gedanken zu entwickeln, sondern im Vordringen begriffene zu unterstützen und ihnen Nachdruck zu geben.

In bezug auf die Bemerkungen über den Schulbetrieb ist ein theoretischer Unterschied zwischen den Herren von der Schule und der Kommission nicht vorhanden; die Kommission stimmt der Forderung der Einordnung des Lehrers ins Schulganze zu, verlangt aber, daß die Lehrer nur in solchen Fächern unterrichten, die sie auf Grund wissenschaftlicher Studien wirklich verstehen, und daß nur in Notfällen hiervon abgewichen wird; sie wünscht auch Vermehrung der Gelegenheiten zu fachwissenschaftlicher Fortbildung.

Zum Schlusse spricht sich der Vortragende noch über die allgemeine Auffassung von dem Wesen und der Aufgabe der Universitäten aus, wie sie dem Berichte und dem ganzen Vortrage zugrunde liegt. Wie im politischen Leben das kollektive, soziale Moment hat hinzukommen müssen über die unabhängige Betätigung des einzelnen hinaus, so auch im akademischen Leben. Die Kommission verlangt hier nicht nach obrigkeitlicher Regulierung für die Ausbildung der Lehramtskandidaten, auch nicht ein Studium, das von Anfang an ängstlich nur an den späteren Beruf denkt, vielmehr, daß die Do-

zenten von sich aus das Zweckmäßige überlegen und miteinander vereinbaren. Nicht einfach die Wissenschaft in abstracto ist vorzutragen, noch ist die Heranbildung späterer Forscher das einzige würdige Ziel des Universitätsunterrichts, sondern jede Kategorie von Studierenden soll die ihr zukommende Förderung erhalten; nicht, wie gefordert wurde, besondere Dozenten für Lehramtskandidaten, sondern Forschertätigkeit mit Lehrtätigkeit verbunden tut not, Änderung der Gesinnung, in der die Lehraufträge gehandhabt werden; nicht wie es früher hieß: Freiheit und Gleichgültigkeit, nein Freiheit und Gemeinsinn.

Prof. *D.* Dr. P. Wendland (Breslau) referierte über die **Altertumswissenschaft: a) Sprachwissenschaft, b) Archäologie, c) Hellenismus.**

In der klassischen Philologie bedarf es nach meiner Überzeugung keiner durchgreifenden Änderung der äußeren Organisation des Universitätsunterrichtes. Der Lehrbetrieb hat sich seit längerer Zeit schon gewandelt und der gesunkenen Vorbildung angepaßt. Die Klagen und Anklagen, die auch von älteren Schulmännern gegen unsern Universitätsunterricht gerichtet werden, beruhen auf Erfahrungen einer vergangenen Zeit und auf ungerechter Verallgemeinerung und Übertreibung. Einem lebensvollen Unterrichte gegenüber ist die unnötig zugespitzte Frage, ob er Schulmänner oder Philologen bilde, rein akademisch; ein pedantischer Unterricht bildet so wenig tüchtige Philologen, wie gute Schulmänner.

Die große Fülle neuer Aufgaben, die unserer Wissenschaft durch ihre ungeahnte Erweiterung zugewachsen sind, ladet dazu ein, den jetzt wünschenswerten und möglichen Umfang des philologischen Studiums zu betrachten. Es wird dabei als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Blütezeiten der alten Literatur und die Erklärung ihrer Erzeugnisse nach wie vor im Mittelpunkte des Unterrichtes stehen und daß das Studium der Philologie von dem der alten Geschichte nicht zu trennen ist.

Die scharfen Grenzen, die einst die klassischen Philologen zwischen Philologie und Sprachwissenschaft ziehen wollten, lassen sich heute nicht mehr aufrechterhalten. Die Gleichartigkeit der das sprachliche Leben aller Zeiten bestimmenden Faktoren und Kräfte aufgezeigt, die psychischen Vorgänge, die allen sprachlichen Erscheinungen zugrunde liegen, erkannt zu haben, das ist das unvergängliche Verdienst der anfangs auf andere Ziele gerichteten modernen Sprachwissenschaft. Der Philologe, der ein tieferes Verständnis der Sprachentwicklung gewinnen will, bedarf der beständigen Hilfe der sprachwissenschaftlichen Grundanschauungen; in diese kann und soll

er, auch ohne Voraussetzung der Kenntnis anderer indogermanischer Sprachen, von dem Linguisten eingeführt werden. Solcher Einführung bedarf er besonders auch im Interesse seines künftigen Berufes. Denn die Sprachwissenschaft ist, wie einer der besten Kenner sagt, der Jungbrunnen, aus dem der Schulunterricht je eher je besser neue Belebung schöpfen muß.

Als einst die moderne Philologie, von den Gedanken Herders und der Romantik angeregt, sich das Ziel steckte, das Gesamtbild des antiken Lebens wiederzugewinnen, war die Kunst nur ein Glied dieses Gesamtlebens, die Archäologie nur ein Teil der allgemeinen Altertumswissenschaft. Dann ist die antike Kunst aus der Umklammerung der Philologie losgelöst und in den Zusammenhang der allgemeinen Kunstgeschichte hineingestellt worden. Dadurch sind die feineren Methoden der künstlerischen Würdigung und der Stilanalyse ausgebildet, die antiquarischen Gesichtspunkte zurückgedrängt worden. Dennoch bedarf auch jene Betrachtungsweise, die die Kunstgeschichte aus dem Zusammenhang des nationalen Lebens zu begreifen sucht, beständiger Erneuerung. Ohne archäologische Bildung kann kein Philologe ein Vollbild antiker Kultur gewinnen. Und der Schulmann hat sie besonders nötig, um den Unterricht mit Kunstanschauungen zu beleben. Unter den modernen Bestrebungen, die der einseitigen Verstandesbildung durch Erziehung des Auges ein heilsames Gegengewicht schaffen und die Kunstpflege in die Schule einführen wollen, ist die Einführung in das Verständnis einiger Meisterwerke antiker Kunst ein für das Gymnasium besonders naturgemäßer Weg.

Weiter wird die Bedeutung der hellenistischen Kultur, die durch das hellenisierte Rom und durch die hellenisierte Kirche der modernen Welt eine Fülle sittlicher, religiöser, politischer Gedanken vermittelt hat, gewürdigt. Sie allein erschließt das geschichtliche Verständnis des Zusammenhanges von Altertum und Gegenwart, der Grundlagen der modernen Kultur. Die Einführung in den Hellenismus ist darum eine wichtige Aufgabe des Universitätsunterrichtes.

Zum Schluß wird auf die Mittel hingewiesen, durch die auch nach der Universitätszeit die Verbindung und Fühlung mit der Wissenschaft zu fördern ist.

Prof. Dr. A. Brandl (Berlin) behandelte das Kapitel der **neueren Sprachen.**

In den Schulbetrieb der neueren Sprachen ist Unruhe gekommen durch die Notwendigkeit, nicht mehr bloß übersetzen zu lehren, sondern freies Sprechen, Schreiben, Verstehen. Das ist eine Folge der gesteigerten Verkehrsmittel und Verkehrsbedürfnisse. Da wir keine Weltsprache mehr besitzen, wie es das Mittelalter am Latein hatte,

so müssen die beiden wichtigsten Fremdsprachen als Verständigungsmittel gelernt werden, und dazu eine Menge fremden Lebens, Schaffens und Kulturringens. Das ist eine ungeheuere Aufgabe, die auf die Schule um so mehr drückt, als der nächstbeste Franzose oder Engländer als überlegener Prüfer auftreten kann.

Die Wirkung auf die Universität, die hierzu die Lehrkräfte zu liefern hat, besteht darin, daß die Fertigkeit gegenüber der reinen Wissenschaft stark betont werden muß und die Neuphilologie nicht bloß zu einer angewandten Wissenschaft wird wie die Medizin, sondern in Gefahr kommt, an Gründlichkeit und Sauberkeit der Arbeit zu verlieren, was sie an Masse des Zuspruchs gewinnt. Dennoch darf sich die Universität der Doppelaufgabe nicht entschlagen, sowohl die wissenschaftliche wie die praktische Seite des Faches zu pflegen; schon um nicht alexandrinisch zu werden und Lebensinteressen unseres Volkes zu vernachlässigen.

Allerdings müssen ihr mancherlei Verbesserungen der Universitätspädagogik zu Hilfe kommen. Der ursprüngliche Gelehrte darf nicht mehr den Wert einer Forschung nach dem Alter ihres Gegenstandes einschätzen, darf sich also nicht bei einer Arbeit über das 9. Jahrhundert vornehmer vorkommen als bei einer über das 19. Jahrhundert. Auf dem modernen Gebiete sind ebenso kritische Probleme zu lösen, sogar für das Wesen der Sprache und Dichtung die tiefgehendsten. Gegenüber den Studierenden empfiehlt es sich, ein System von Zwischenprüfungen einzuführen. Diese sind elastischer und wirksamer als es Studienpläne sein könnten.

Von den Regierungen werden erbeten mehr Lehrkräfte für den praktischen Universitätsunterricht und zwar solche von wissenschaftlicher Art; Auslandsstipendien bereits für Studierende, da diese im empfänglichsten Alter sind; und bessere Vorbildung der Gymnasiasten auf diesem Gebiete. Ohne die Stundenzahl des Faches auf dem Gymnasium zu vermehren, könnte man viel gewinnen, wenn man Englisch und Französisch, die ein elastischeres Ohr und weniger Reflexionsvermögen erheischen, vor dem Latein lehrte, dessen Aneignung dadurch viel leichter und interessanter würde. Daß der Schüler in späteren Jahren die moderne Sprache nicht vergesse, könnte man wohl erreichen, indem man sie in naheliegenden Fächern, wie Geographie und Geschichte, teilweise als Unterrichtssprache benutzte, wozu die Not der Zeit wohl allmählich die Lehrkräfte heranziehen wird.

Am wärmsten appelliert der Redner an die Lehrer der Schule, sie möchten sich trotz ihres aufreibenden Berufes mit der Wissenschaft in Fühlung halten. Praxis und Forschung müssen nicht bloß

ein Kompromiß, sondern ein herzhaftes Bündnis schließen; der einzuschlagende Weg werde sich bei der Arbeit des näheren von selbst ergeben.

Vor ganz besetztem Saal endlich forderte Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Prof. *D.* Dr. Ad. Harnack (Berlin) als Vertreter der **Geschichte** für die Universität die allgemeine Einführung 1. einer Vorlesung über Weltgeschichte als Abschluß der spezialgeschichtlichen Vorlesungen und als direkte Vorbereitung der Lehramtskandidaten für die Aufgabe des geschichtlichen Unterrichts auf den Gymnasien, 2. einer Vorlesung über Bürgerkunde, d. h. einer kurzen, zusammenfassenden Darstellung der geltenden Verfassung und des öffentlichen Rechtes, für Zuhörer aller Fakultäten, die den zukünftigen Lehrern der Geschichte besonders zugute käme. 3. Speziell machte er in bezug auf die Darstellung der alten Geschichte auf den schweren Mangel aufmerksam, der noch immer in der Behandlung der Kaiserzeit und der Urgeschichte des Christentums herrscht und suchte zu zeigen, wie diese als wirklicher Abschluß der alten Geschichte zu behandeln sind.

Für das Gymnasium fordert der Redner, daß die Geschichte des Staates und die politische Geschichte als der Rahmen des allgemeinen Geschichtsunterrichtes beizubehalten sei, daß aber die treibenden Mächte der Entwicklung deutlicher herauszuarbeiten seien und die Geschichte zugleich als die Geschichte des Geistes (Logos) zur Erkenntnis komme. Das Einprägen von Jahreszahlen ist noch mehr einzuschränken; dagegen solle sich der Schüler gewöhnen, sich die Geschichte in Menschenaltern, etwa in Zeiträumen von 30 Jahren, vorstellig zu machen und sie in diesen Abschnitten zusammen zu schauen. Bei dem Unterricht in der neuesten Geschichte ist alles Gewicht darauf zu legen, daß den Schülern auch die Grundzüge der gegenwärtigen Staatsverfassung und die Grundlinien des öffentlichen Rechts und der Verwaltung bekannt werden. Endlich wurde verlangt, daß die Schüler in den obersten Klassen mit einigen überlieferungsgeschichtlich-kritischen Fragen bekannt gemacht und selbst zur Lösung leichterer Probleme dieser Art angeleitet werden, damit der Geschichtsunterricht nicht ein rein autoritativer bleibe und damit die Schüler lernen, was geschichtliche Kritik ist und von der Bedeutung dieses hohen Bildungsmittels selbsttätige Kenntnis erhalten. Geschichtsunterricht, Lektüre der alten Historiker und deutscher Unterricht könnten hier zweckmäßig teilweise kombiniert werden. Speziell könnten überlieferungsgeschichtlich-kritische Themata für den deutschen Aufsatz mit ästhetisch-kritischen (literaturgeschichtlichen) wechseln. Die Abfassung eines Hilfsbüchleins, in welchem die Texte

für leichtere überlieferungskritische Probleme aus der alten Geschichte zusammengestellt wären, ist sehr zu wünschen.

Mit Bezug auf **Religion** führte der gleiche Vortragende folgendes aus: Es ist Ernst damit zu machen, daß der Religionsunterricht in den oberen Klassen der Gymnasien in wirklich geschichtlicher und nicht in unkritisch-autoritativer Weise gegeben wird. Nur in dieser Gestalt kann er den Gymnasien erhalten bleiben. Da es in der Entwickelung der Jugend eine Stufe gibt, in der sie für diesen Unterricht noch nicht reif ist, während der autoritative Unterricht auf sie keinen Eindruck mehr macht, erscheint es zweckmäßig, den Religionsunterricht in den mittleren Klassen zwei Jahre hindurch überhaupt auszusetzen. Für die vier oberen Klassen ist sodann ein Lehrgang zu entwerfen, der der vierten Klasse die Geschichte der israelitischen Religion und das Alte Testament, der dritten die Geschichte Jesu und des Urchristentums (das Neue Testament), der zweiten die Einführung in den Katholizismus und den alten Protestantismus und der ersten die Darlegung des Wesens der Religion und des Christentums mit besonderer Beziehung auf die Lebensfragen der Gegenwart zuweist. Kirchengeschichte als solche den Schülern vorzutragen erübrigt sich, wenn der Lehrer in der zweiten Klasse seine ganze Kraft darauf verwendet, den Schülern den Katholizismus und alten Protestantismus verständlich zu machen. Das aber ist hier die Hauptsache — denn mit den Kirchen hat es der Schüler im Leben zu tun; sie soll er kennen —, und dazu wird dasjenige Maß kirchengeschichtlicher Kenntnis zuzuführen sein, welches wünschenswert ist. Darüber hinaus aber hat die Schule kein Interesse an der Kirchengeschichte. In der obersten Klasse soll weder professionelle Dogmatik noch auch Apologetik getrieben werden, sondern das Wesen der Religion im allgemeinen und der christlichen Religion im besonderen ist ans Licht zu stellen mit Bezug auf die Verkündigung Jesu einerseits und unter Berücksichtigung der Darstellung der christlichen Religion in der Gegenwart, insbesondere bei den großen Führern und Denkern, andrerseits. Auch die Spannungen mit den „modernen" Weltanschauungen sind dabei zu berücksichtigen.

Diese Forderungen machen neue Vorlesungen auf der Universität für die Lehramtskandidaten nötig. Zwar eine Vorlesung über Konfessionskunde (Symbolik) ist schon vorhanden und muß nur stärker in den Vordergrund geschoben werden; aber die drei übrigen jenen Forderungen entsprechenden Vorlesungen fehlen fast überall noch. Eine zusammenfassende vierstündige Vorlesung über die Geschichte der israelitischen Religion, zugleich eine Einführung in das Alte Testament umfassend, ist nötig, ferner eine solche über das

Urchristentum im Zusammenhang mit der religiösen Zeitgeschichte, endlich eine Vorlesung über das Wesen der Religion und des Christentums mit besonderer Beziehung auf die Lebensfragen der Gegenwart.

Der Vorsitzende spricht allen Vortragenden den warmen Dank der Versammlung aus und schließt die Sitzung um 6 Uhr.

(Das Referat über die Diskussion siehe Pädagogische Sektion, Sitzung vom 26. September.)

Dritte allgemeine Versammlung

im Musiksaal des Stadtkasinos.

Freitag, den 27. September 1907, 3¼ Uhr.

Vorsitzender: Der 1. Präsident Prof. Dr. F. Münzer.

Als erster Vortragender sprach Geh. Hofrat Prof. Dr. F. Kluge (Freiburg i. B.) über **die deutsche Schweiz und die Mundartenforschung.**[1])

Die Schweiz — frühzeitig ein günstiger Nährboden deutscher Sprachwissenschaft — bringt im 16. Jahrhundert das erste deutsche Wörterbuch hervor (Maalers teutsche Sprach 1561) und im 19. Jahrhundert reiche mundartliche Arbeiten. Stalders schweizerisches Wörterbuch 1806 sichert die Vorherrschaft Oberdeutschlands in der Mundartenforschung für das ganze 19. Jahrhundert. Dieses Werk, dessen 2. Auflage der Verfasser lange vorbereitete, führte durch allseitige Betätigung in der schweizerischen Mundartenforschung 1862 schließlich zu dem großen Plan des schweizerischen Idiotikons, von dem jetzt nahezu 6 Bände vollendet sind. Sammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts sind darin verarbeitet und durch weitere systematische Arbeit ergänzt und vervollständigt. Eine glückliche Zentralisierung und Organisation in Zürich ist der Mittelpunkt des Werkes. Bundesrat und Kantone sichern die Lebensbedingungen für dieses eidgenössische Sprachamt, in welchem auch bedeutende mundartliche Zukunftspläne von langer Hand vorbereitet und in Angriff genommen werden. Das intimere Verhältnis, in welchem der Schweizer zu seiner Mundart steht, gewährleistet auch für die Zukunft dieselbe Fülle bedeutender Dialektarbeiten, wie sie das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts gezeitigt hat. Die Gediegenheit des Idiotikons und seine gleichmäßige und sichere Fortführung beruhen auf dem vaterländischen Geist, mit dem alle Beteiligten an dem Werke schaffen.

---

1) Der Vortrag ist vollständig gedruckt in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 178 vom 4. Oktober 1907.

Prof. Dr. H. Morf (Frankfurt a. M.) berichtete über **die romanische Schweiz und die Mundartenforschung.**[1])

Der Vortragende gibt ein Bild des romanischen Sprachgebietes, das wie ein Kranz das deutsche Mittelland der Schweiz umschließt, dessen Mundarten aber angesichts des Vordringens mächtiger Schriftsprachen gefährdet und im Verschwinden begriffen sind. Er skizziert einige der Probleme, die dieses reichgegliederte Sprachgebiet für den Forscher bereit hält und betont die Bedeutung der Mundartenstudien für die gesamte Sprachwissenschaft, für die sie ein wahrer Jungbrunnen geworden sind. Dann handelt er von den drei romanischen Idiotiken, die mit Unterstützung des Bundes und der Kantone für die französische, für die rätische und die italienische Schweiz in Arbeit sind und von denen das Unternehmen des „Glossaire des patois de la Suisse romande" das älteste (seit 1899) und am weitesten fortgeschrittene ist. In einem Überblick über die achtjährige Sammelarbeit dieses Glossaire wird gezeigt, wie die drei Redaktoren Proff. Gauchat (Zürich), Jeanjaquet (Neuenburg), Tappolet (Basel) durch ihre 450 phonetischen Aufnahmen die breite und sichere lautliche und morphologische Grundlage gelegt haben; wie sie den Wortschatz durch „Questionnaires" bei ihren getreuen Korrespondenten sammeln; wie die Redaktion selbst für regionale und Spezialwörtersammlungen sorgt; wie für die Sprachgeschichte die handschriftlichen und gedruckten Quellen ausgebeutet werden und wie das Eigennamenmaterial zusammenkommt. Das „Bureau du Glossaire" birgt heute schon reichlich eine Million Zettel, die nun der Verarbeitung harren. Am Wege dieses Glossaire blüht die Vorarbeit zu einem „Dictionnaire toponymique". Eine „Bibliographie des Patois romands" ist im Druck und die Probelieferung eines „Atlas linguistique" steht bevor, für den ein opferwilliger Verleger in der Person von Dr. U. Hoepli (Mailand) gefunden worden ist. Linguistische Monographien, z. B. über die Terminologie des Weinbaues und der Milchwirtschaft, wachsen aus der Glossairearbeit heraus. Ein jährlich viermal erscheinendes Bulletin bringt fesselnde Mitteilungen aus der Werkstatt dieses Glossaire, um während der Jahre des stillen Sammelns das Interesse für das Unternehmen wachzuhalten und gibt eine Ahnung von dem reichen Inhalt des zukünftigen Werkes, das im Spiegel der Sprache die ganze Kultur der Westschweiz zeigen und ein nationales Werk sein will.

Die beiden andern romanischen Glossare verfolgen für ihre Kantone das nämliche Ziel. Sie stehen noch in den Anfängen. Ihre

1) Der Vortrag wird abgedruckt in dem Archiv für das Studium der neueren Sprachen, herausgegeben von Al. Brandl und H. Morf.

Sammelarbeit ist nach dem bewährten Vorbild des „Glossaire romand“ eingerichtet. Die Ausführung liegt in den Händen von Gelehrten, die unbestrittene Sachkunde mit strenger wissenschaftlicher Methode vereinigen. Der Engadiner Dr. F. Melcher (Chur) bearbeitet das rätische Gebiet; die Redaktion des italienischen „Vocabolario“ wird gebildet durch Prof. C. Salvioni aus Bellinzona und die Lombarden Guarnerio und Merlo.

Trotz der hingebenden Tätigkeit des einen rätischen Redaktors (seit 1905) und der Unterstützung durch die verdienstvolle „Societad Raetoromanscha“ schreitet die Arbeit in Graubünden viel zu langsam und ungleichmäßig vorwärts. Es liegt auf alle Fälle ein Organisationsfehler vor, da, soviel man sieht, Dr. Decurtins — und mit ihm eine ganze Partei — dem Unternehmen fernsteht, das als ein nationales Unternehmen die Mitwirkung aller tauglichen Kräfte erfordert und nicht durch politischen oder konfessionellen Partikularismus Schaden leiden darf. Auch ist die staatliche Subvention (4000 Fr.) viel zu gering, da sie nicht gestattet, dem einen Redaktor die Hilfskräfte an die Seite zu stellen, ohne deren Mitarbeit ein Rätisches Idiotikon in absehbarer Zeit nicht unter Dach zu bringen ist. Vielmehr wird vorher der „lungatg romontsch“ verklungen sein.

Die Tessiner haben unter glücklicheren Auspizien ihre Arbeit in diesem Jahre mit einer kantonalen Subvention von 5000 Fr. begonnen.

So arbeitet man in der Schweiz gegenwärtig an vier Idiotiken: einem deutschen und drei romanischen. Zusammen sollen sie ein Denkmal wissenschaftlichen, aber auch nationalen Geistes bilden, und ihr Nebeneinander soll ein Symbol des sprachlichen Friedens sein, der unserem deutsch-romanischen Vaterland immer erhalten bleiben möge.

Nach halbstündiger Pause hielt Prof. Dr. P. Perdrizet (Nancy) im verdunkelten Saale seinen Vortrag über **Les fouilles de Delphes: principaux résultats.**[1])

La haute antiquité que le Mythe attribuait à l'oracle pythique permettait de prévoir que sous les ruines de la période historique, des fouilles complètes découvriraient à Delphes des vestiges de la période préhistorique. Les cultes de Gé, de Poseidon, du héros Pyrros, qui persistèrent, plus ou moins atrophiés, à côté du culte triomphant d'Apollon, paraissaient a priori dater d'une époque très

---

1) Der Vortrag wird ganz erscheinen in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum und in der Revue des Etudes anciennes, hg. v. G. Radet (Bordeaux).



ancienne. Les fouilles ont confirmé pleinement ces prévisions. Elles ont donné des monuments mycéniens en grande abondance, quelques objets importés de la Crète minoenne, et même des instruments néolithiques. Un fragment de sculpture en pierre, aussi singulier comme style que comme matière, découvert en 1894 dans les fondations du temple d'Apollon, provient d'une tête de lionne analogue à celle trouvée par Evans dans le palais de Cnossos. Il y avait donc une âme de vérité dans les traditions concernant les rapports de la Crète et de Delphes à l'époque mythologique. L'hymne à Apollon Pythien raconte que le dieu avait préposé à la garde du temple de Delphes une colonie de Crètois de Cnossos, *Κρῆτες ἀπὸ Κνωσσοῦ Μινωΐου*: la découverte dans les fondations du mystique adyton d'une sculpture minoenne confirme d'une façon vraiment saisissante le témoignage de l'hymne homérique.

A l'époque mycénienne, Delphes était déjà, comme à l'époque classique, à la fois un sanctuaire et une ville, une ville sans murailles; et déjà les habitants enterraient leurs morts dans la partie occidentale du *κοῖλον* dont le sanctuaire d'Apollon occupe à peu près le centre. La plus grande partie des tessons mycéniens découverts à Delphes datent de la fin de la période mycénienne, et proviennent, soit du sanctuaire d'Athéna Pronaia, soit du sanctuaire d'Apollon, et plus précisément de la partie du sanctuaire d'Apollon qui s'étend devant la facade E. du temple, aux abords de l'autel. Près de l'autel et dans les fondations du temple, ont été trouvées quelques statuettes mycéniennes de terre-cuite, qui, toutes, sont des images féminines; l'une représente une déesse trônant. Peut-être a-t-on le droit de supposer que ces statuettes, antérieures à l'établissement du culte apollinien à Delphes, représentent ou bien Gé, l'antique divinité pélasgique, qui la première rendit des oracles à Pythô, ou bien la fille de Gé, Thémis, à qui le sanctuaire passa et qui en fut dépossédée par Apollon. Il est remarquable que les divinités qui ont possédé Delphes avant Apollon aient été des divinités féminines. Les Mycéniens semblent avoir adoré surtout des déesses, probablement des déesses agraires, chargées d'assurer la fécondité du champ, du troupeau et de la famille.

Sur la couche mycénienne qui s'étend devant le temple, se sont rencontrés en grande abondance, par stratifications régulières, des tessons géométriques, protocorinthiens et corinthiens, mêlés à des fragments de bronze très archaïques. Tessons et bronzes proviennent des vases qui servaient au culte. Les petits animaux votifs de terre-cuite et de métal, dont on a trouvé un si grand nombre dans d'autres sanctuaires, sont à Delphes en quantité infime. Le dieu, apparemment,

ne se contentait pas d'offrandes si petites, et surtout, il ne s'intéressait pas à l'agriculture et à l'élève des troupeaux.

La question de la topographie delphique est liée étroitement à celle de l'autopsie de Pausanias. Pausanias a vu Delphes, et il l'a décrit avec les notes qu'il y a prises.

Si Pausanias avait décrit Delphes à l'aide des livres, il en aurait donné une description complète. Or il a omis des monuments importants, qui sont connus soit par les fouilles (chasse d'Alexandre, ex-voto de Daochos, »Bouleutérion«) soit par les témoignages littéraires (trésors de Massalia, d'Agylla, de Spina, d'Acanthe, de Clazomène). La raison de ces omissions, c'est tout bonnement que les monuments en question ne se trouvaient pas sur le chemin que Pausanias a suivi dans son tour à travers le sanctuaire. De la grande entrée du téménos jusqu'à la façade E. du temple, Pausanias a suivi la Voie Sacrée; du parvis oriental à la Lesché, il a suivi une route en forme d'S, ayant aux deux extrémités le temple et la Lesché, aux deux boucles l'héroon de Pyrros et la fontaine Kassotis.

De tous les addenda et corrigenda que les fouilles ont faits à la description de Pausanias, le plus important concerne le temple d'Apollon, exhumé en 1893. Ceux qui procédèrent au déblaiement s'attendaient à retrouver l'édifice du VIe siècle, dont Hérodote a parlé et dont Euripide, dans l'Ion, a décrit les métopes. La surprise fut grande de trouver, au lieu d'un temple du VIe siècle, un temple du IVe siècle. On avait eu le tort d'ignorer les textes de Xénophon, d'Eschine et de Diodore qui, joints à une inscription connue depuis 1882, attestaient que le temple du VIe siècle, détruit vers 373 par un tremblement de terre suivi peut-être d'incendie, fut reconstruit au IVe siècle. Les fouilles ont livré un grand nombre de textes épigraphiques concernant la comptabilité du sanctuaire pythique au IVe siècle. La plupart de ces documents ont rapport à la reconstruction du temple. Il fut rebâti à l'aide de revenus extraordinaires, souscriptions des particuliers et des villes, puis, à partir de 346, amende payée par les Phocidiens, en punition du pillage du sanctuaire. Les Phocidiens furent tenus quittes envers le Dieu, après 10 versements semestriels de 30 talents et 12 versements de 10, soit 420 talents en tout, dont 300 en cinq ans. C'est surtout avec l'amende des Phocidiens que les Amphictyons purent reconstruire le temple; les souscriptions des particuliers et des villes n'y auraient pas suffi; pourtant on avait fait appel à la piété des fidèles, d'un bout à l'autre du monde hellénique. Les documents financiers du IVe siècle n'intéressent pas seulement l'histoire de l'architecture, mais aussi la métrologie, la chronologie et même l'histoire générale.

Ils font mieux comprendre notamment, comment le pillage du sanctuaire par les Phocidiens a permis à Philippe de s'immiscer dans les affaires de la Grèce.

Les fouilles ont prouvé que le sous-sol de l'adyton ne cachait rien de merveilleux; que la bouche prophétique de la Terre n'a jamais existé que dans l'imagination des dévots et des poètes. Une inscription du IV[e] siècle a appris que l'omphalos se trouvait dans l'adyton et qu'il était entouré d'un portique. L'omphalos extérieur, signalé par Pausanias sur le parvis oriental près du grand autel, a été retrouvé à peu près à l'endroit où l'avait vu le Périégète.

Entre tant de sculptures archaïques trouvées à Delphes, les seules qu'il faille inscrire au compte de l'art dorien sont deux statues pareilles, œuvres d'un sculpteur argien du début du VI[e] siècle, et les métopes de tuf du trésor de Sicyone. Celles-là exceptées, toutes les sculptures archaïques exhumées à Delphes sont d'art ionien. Ce résultat ne semble paradoxal que si l'on ignore la prodigieuse expansion de l'art ionien; et les fouilles faites à Delphes antérieurement aux nôtres le laissaient pressentir. Ni le sphinx de Naxos, découvert par Wescher et Foucart, ni le portique d'Athènes, découvert par Haussoullier, n'étaient des monuments doriens. Il y faut ajouter maintenant, outre les sculptures du temple des Alcméonides, trois trésors de marbre blanc, un dans le sanctuaire de la Pronaia, deux dans le sanctuaire d'Apollon, grâce auxquels ont été élargies et précisées d'une façon inespérée les données encore si insuffisantes que l'on possédait, même après les fouilles d'Ephèse, de Délos et d'Athènes, sur l'architecture et la sculpture ioniennes du VI[e] siècle. La frise du plus riche de ces trésors a des qualités de narration brillante et animée, d'imagination ample, aisée et féconde qui rappelle l'épopée homérique.

Deux de ces trésors avaient en guise de colonnes des statues féminines. Sœurs, par le style, des statues ioniennes de l'Acropole, les *κόραι* des trésors ioniens de Delphes annoncent, cent ans à l'avance, les *κόραι* de l'Erechthéion, de même que les cavaliers qui défilent sur la frise S. du trésor de Cnide ou l'assemblée des dieux sur la face E. sont comme une première pensée de la frise du Parthénon. L'art de Phidias plonge par ses racines dans l'art ionien.

La chaîne qui relie l'art ionien à l'art phidiaque se compose de plusieurs anneaux, dont les fouilles de Delphes ont rendu l'un: c'est le trésor d'Athènes et ses trente métopes. Malheureusement, on n'est point parvenu encore à déterminer avec certitude la date de ce monument. De même, on ne sait pas encore quelle place attribuer

dans le développement de la plastique grecque à la statue du Cocher, le plus beau bronze que nous possédions de l'antiquité.

Le succès des fouilles de Delphes a dépassé l'attente. On pensait qu'elles ne donneraient guère autre chose que des inscriptions: c'est le contraire qui est arrivé. Quelle que soit leur importance pour l'épigraphie, elles ont profité encore davantage à l'histoire générale de l'art.

Museumsdirektor Prof. Dr. C. Schuchhardt (Hannover) beschloß die Reihe der Vorträge mit: **Hof, Burg und Stadt bei Germanen und Griechen.**[1])

Der Vortragende zog eine große Parallele zwischen ältestem germanischen und ältestem griechischen Siedelungswesen und gewann damit für das griechische eine Reihe überraschender Aufklärungen. So wie im Sachsenlande, nach den archäologischen Feststellungen der letzten Zeit, die älteste fürstliche Wohnform der Herrenhof am Fuße einer Fluchtburg ist, erst später der Herr unter Zurücklassung seiner Scheunen und Ställe eine kleine feste Burg bezieht, an deren Fuße sich dann ein offener Weiler und schließlich die Stadt entwickelte, so ist es auch in Griechenland gegangen. In der besonders durch Schliemanns Ausgrabungen uns erschlossenen mykenischen Kultur herrscht schon die Herrenburg mit der offenen Siedelung (Troja, Tiryns, Mykenä); aber wir erkennen, wie sie aus älteren Zuständen herausgewachsen ist und in spätere übergeht. Odysseus wohnt noch auf dem einfachen Gutshofe; bei seiner Heimkehr findet er seinen alten Hund vor dem Herrenhause auf dem Miste. Ebenso ist die Fluchtburg im Süden nachzuweisen. In Italien gehört sie zu den Einrichtungen des Servius Tullius und heißt *pagus* (Dion. Hal. IV. 15), welcher Name sich erst nachher auf das „Burggebiet“, den „Gau“, ausgedehnt hat. Ebenso bezeichnet in Griechenland Polis ursprünglich die Burg und dann erst den Gau und den Stadtstaat. Das klassische Beispiel für dies alles ist die Entwicklung von Athen. Keineswegs ist dort, wie die bisherige Auffassung will, die Akropolis die älteste „Stadt“ gewesen, die sich dann zunächst nach Süden zum Ilissos, wo die alten Heiligtümer Olympieion, Pythion, Delphinion und die Kalirrhoe liegen, ausgedehnt hätte, sondern umgekehrt: hier am Ilissos war der Keim der ältesten Siedelung, hier hat der alte Königshof des Ägeus gelegen (Plut. Thes. 12) und jene Heiligtümer neben sich geschaffen, während die Akropolis nur Fluchtburg

1) Der Vortrag wird vollständig in den Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum erscheinen.



war. Theseus hat dann die alte Fluchtburg zur Herrenburg gemacht und die Adelsgeschlechter von ganz Attika haben sich nun um sie herum ihre Winterhäuser gebaut, wie die Meder um Ekbatana, die Hannoveraner um die Burg Lauenrode. Ähnliche Parallelen zum Germanischen lassen sich an vielen anderen Plätzen leicht erkennen. In Olympia stand auf dem späteren Festplatze der Königshof des Oinomaos, von dem zu Pausanias' Zeit noch eine geborstene Holzsäule, mit einem Schutzdach versehen, gezeigt wurde; der Kronoshügel daneben war die Fluchtburg. Wie in ganz Elis hat sich hier keine Herrenburg entwickelt; der Kronoshügel ist leer geblieben und auf dem Hofplatze ist die Altis entstanden. In der pergamenischen Landschaft sind viele stolze Herrenburgen erhalten, Teuthrania und Halisarna an der Spitze, an deren Fuße nur Höfe und Weiler gelegen, Städte sich nie entwickelt haben. Auch der Unterschied zwischen den kretischen Palästen (Knossos, Phaistos, Hagia Triada) und den eigentlich „mykenischen" Troja, Tiryns, Mykenä erklärt sich nun einfach: der mykenische Palast mit dem auf weiter Fläche mehrfach wiederkehrenden Einzelhause ist aus dem Gutshofe entstanden; der kretische Palast aber mit seinen unzähligen, um einen großen Hof gedrängten Räumen ist die Wohnung eines asiatischen oder ägyptischen Herrschers, der längst dem Landleben entwachsen ist und ganz vom Tribute seiner Untertanen lebt.

Nachdem wie alle vorhergehenden, so auch dieser Vortrag lebhaft applaudiert worden war, nahm Prof. Münzer das Wort zu geschäftlichen Mitteilungen. Zuerst gab er Kenntnis von einem aus Gmunden eingelaufenen Sympathietelegramm (Farinelli). Dann berichtet er über den Beschluß der Kommission, die über die Verwendung der von der Weidmannschen Buchhandlung gestifteten 1000 Mark zu beraten hatte. Darnach soll dank der Summe ein Index zu Diels' *„Fragmente der Vorsokratiker"* mit Berücksichtigung der Terminologie angefertigt werden. In Zukunft jedoch sollen mit solchen Stiftungen Klassikerausgaben gefördert werden. Das Plenum stimmt beiden Beschlüssen zu. Hierauf verliest der Vorsitzende folgende Resolution der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion:

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion begrüßt lebhaft die in den vier Parallelvorträgen der Herren Proff. Klein, Wendland, Brandl und Harnack begründete Forderung einer Ergänzung des Hochschulunterrichts im Sinne einer vermehrten Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule.

Sie hält aber auch für dringend wünschenswert, daß den bereits

im Amte stehenden Lehrern vermehrte Gelegenheit zur Weiterbildung geboten wird. Als ein wirksames Mittel zur Erreichung dieses Zieles erachtet sie die Einrichtung periodischer Ferienkurse.

Den Behörden wird der Wunsch ausgesprochen, den Lehrern den Besuch von Ferienkursen zu erleichtern

durch Bewilligung von Urlaub,

durch Gewährung angemessener finanzieller Unterstützung zur Bestreitung der Kosten der Reise, des Aufenthaltes und der Kursteilnahme,

durch prinzipielle Durchführung und Übernahme bezahlter Stellvertretung.

Den Behörden, die schon jetzt den Lehrern in diesem Sinne ihr Entgegenkommen erweisen, wird der beste Dank ausgesprochen. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion unterbreitet die vorstehende Resolution dem Plenum der Philologenversammlung mit dem Wunsche, es möchte diese Versammlung sich der Resolution anschließen und dieselbe zu der ihrigen erheben.

Der Schriftführer: Dr. O. Mautz.

Daran schließt sich die Resolution der pädagogischen Sektion:

Nachdem die pädagogische Sektion von dem Beschluß der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion Kenntnis genommen hat betreffend die Ergänzung des Hochschulunterrichts im Sinne einer vermehrten Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule, so erklärt die pädagogische Sektion nicht bloß ihre vollkommene Zustimmung zu diesem Beschluß, sondern fügt die Bitte an das Plenum der Philologenversammlung hinzu, diesen Beschluß auch als von der pädagogischen Sektion ausgehend ansehen zu wollen.

Ferner erklärt die pädagogische Sektion, daß, um den Erfolg jener Anträge zu sichern, von dem Ausschuß der Philologenversammlung diese Beschlüsse zur Kenntnis aller deutschen Unterrichtsverwaltungen gebracht werden mögen.

Der Obmann der pädagogischen Sektion: F. Heman.

Eine dritte Resolution, ebenfalls von der pädagogischen Sektion ausgehend, lautet:

Die pädagogische Sektion beschließt, daß die Herren Geh. Hofrat Prof. Dr. Uhlig und Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Klein sich mit Vertretern der Hochschullehrer und der Mittelschullehrer aller, auch anderer als der in Basel besprochenen Unterrichtsfächer in Verbindung setzen

sollen, damit an die nächste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner weitere Vorschläge zur Lehrerbildung gelangen können.

Der Obmann der pädagogischen Sektion: F. Heman.

Dazu beantragt der Vorsitzende den folgenden, ebenfalls schon von der pädagogischen Sektion gebilligten Zusatz:

Die Herren Geh. Hofrat Uhlig und Geh. Reg.-Rat Klein sollen alle Schritte zur Gewinnung von Referenten im Einverständnis mit dem Vorsitzenden der nächsten Versammlung tun, da dieser allein die gesamte Organisation der Versammlung zu übersehen vermag und zu leiten hat.

Die Versammlung heißt Resolutionen und Zusatz gut.

Es folgt der Beschluß über Ort und Zeit der nächsten Versammlung. Der Vorsitzende berichtet über die Sitzung der Kommission, die vorschlägt, die Einladung nach Graz anzunehmen, und fügt hinzu, daß nachträglich noch eine Einladung von Ulm eingelaufen sei, das aber mit Graz nicht konkurrieren wolle und nur um Berücksichtigung für 1911 bitte. Prof. Dr. Schenkl (Graz) wiederholt die Einladung und zwar sowohl im Namen der Stadt Graz als auch der K. K. Österreichischen Unterrichtsverwaltung. Das Plenum beschließt, die 50. Versammlung im Jahre 1909 in Graz abzuhalten. Die Vorsitzenden werden Prof. Dr. Schenkl und Dr. Adamek sein.

Dann erhob sich noch der 2. Vorsitzende, Rektor Dr. F. Schäublin, zu folgendem Schlußwort:

Wenn ich mir am Schlusse unserer Verhandlungen noch für einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit erbitte, so geschieht es nicht, um in den Strauß herrlicher Geistesblüten, den in diesen Tagen die deutschen Philologen und Schulmänner dargeboten haben, noch ein bescheidenes Blümlein zu stecken, sondern um diesen Strauß noch einmal in die Hand zu nehmen und den Gefühlen Ausdruck zu geben, die mich bei seinem Anblick bewegen. Es sind die Gefühle des Dankes und der Freude. Meinen Dank auszusprechen drängt es mich als Philologe und als Schulmann. Als Philologe, weil es mir während dieser Tage vergönnt war, das lebendige Wort der Meister unserer Wissenschaft wieder zu hören und auf mich wirken zu lassen. Daß viele wie ich das Bedürfnis empfinden, sich immer wieder von neuem durch den Mund der großen Lehrer unserer Wissenschaft für ihre Aufgabe begeistern zu lassen, das beweist die große Zahl derer, die das Programm bewogen hat, die Reise nach Basel zu unternehmen. Und es lohnte sich wahrlich nach Basel zu kommen. Während der vergangenen Tage habe ich viele schmeichel-

hafte Komplimente über die Reichhaltigkeit und Gediegenheit der wissenschaftlichen Darbietungen entgegennehmen dürfen. Daß unser Programm aber so reich geworden ist, das ist nicht unser Verdienst, es ist das Verdienst der Herren Vortragenden, welche unserer Aufforderung mit der größten Bereitwilligkeit Folge geleistet und uns aus ihrem reichen Schatze das Beste gegeben haben. Wir Schulmeister müssen in unserem Berufsleben so oft zensieren, daß es uns leider auch auf anderen Gebieten des Lebens zur Gewohnheit wird. Heute möchte ich aber von dieser schlechten Gewohnheit nicht abgehen; denn gute Zensuren zu erteilen gewährt Freude. Nehmen Sie also, geehrte Herren Vortragende, von unserer großen Konferenz das Prädikat „summa cum laude“ entgegen.

Als Schulmann fühle ich mich sodann verpflichtet, einen doppelten Dank abzustatten. Der erste gilt den Vertretern der Universität, die in diesen Tagen ihr warmes Interesse für die Schule bekundet haben. Sie haben uns die Hand geboten zu gemeinsamer Arbeit im Dienste der Jugendbildung und Jugenderziehung. Wir ergreifen diese Hand mit Freuden und werden sie nicht mehr loslassen. Ich stehe nicht an, den Kontakt, der zwischen Universität und Schule durch ihr Verdienst hergestellt wurde, als einen Hauptgewinn der diesjährigen Tagung zu bezeichnen. — Mein zweiter Dank gilt den Kollegen, welche mit Mannesmut und feuriger Begeisterung die Sache des humanistischen Gymnasiums verfochten haben. In dem nun schon seit Jahrzehnten tobenden Kampf haben wir uns immer mehr in die Verteidigungsstellung drängen lassen. Mit bloßer Abwehr wird aber nichts Positives geschaffen. Daß diese Einsicht bei den Freunden des humanistischen Gymnasiums sich immer mehr Bahn bricht, daß nun endlich an die Stelle der Defensive die Attacke treten müsse, das beweist die Gründung der großen Vereine in Berlin und Wien, das hat uns aber in diesen Tagen ganz besonders die frisch-fröhliche Kampfesstimmung bewiesen, welche in den Verhandlungen des deutschen Gymnasialvereins und der pädagogischen Sektion herrschte. Möge sie anhalten und damit die 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zum Wendepunkt werden im Kampfe um die uns allen teure Schule.

Und nun noch das Gefühl der Freude. Es ist die Freude an dem uns allen durch das Programm wieder deutlich sichtbar gewordenen Wachsen und Blühen der zehn Äste des Baumes der Wissenschaft, deren Pflege die Mitglieder unseres Vereins sich widmen. Beim Anblick des Blühens und Gedeihens der Wissenschaft, beim Rückblick auf die nun hinter uns liegenden Tage reichen wissenschaftlichen Lebens, wem sollte sich da nicht der Ruf des tapferen Humanisten

auf die Lippen drängen, mit dem ich die 49. Versammlung schließe, der Ruf Huttens: „Es ist eine Freude zu leben."

Schulrat Prof. Dr. Brütt (Hamburg) endlich wollte die Tagung nicht zu Ende gehen lassen, ohne nach gutem altem Recht als früherer Vorsitzender für die geleistete Arbeit zu danken. Er gab der Organisation das beste Zeugnis und betonte, wie nicht nur Basel volle Befriedigung über das gute Gelingen haben dürfe, sondern wie auch alle Teilnehmer dankbar der hier verlebten fruchtbaren Tage gedächten und schloß mit einem freudig unterstützten dreifachen Hoch auf Basel.

Der Vorsitzende schließt die Sitzung und den offiziellen Teil der Versammlung um 7 Uhr.

Philologische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 24. September 1907.

Die Sitzung beginnt um 9 Uhr 25 Minuten. Herr Professor Dr. Schöne eröffnet sie, indem er die Versammlung um Vorschläge zur Präsidentenwahl bittet. Es werden gewählt die Herren Professoren Schöne und Herr Geheimrat Wissowa. Schriftführer sind die Herren Priv.-Doz. Dr. Laqueur (Göttingen), Dr. Preiswerk (Waldenburg) und Dr. Vonder Mühll (Basel). Herr Schöne macht die Mitteilung, daß der Nachtrag zu der Festschrift des philologischen Seminars den Mitgliedern später werde zugestellt werden.

Die Reihe der Vorträge eröffnet Geheimrat Prof. Dr. H. Diels (Berlin) mit einem Berichte über das neue *Corpus medicorum antiquorum,*[1]) das unter den Auspizien der Internationalen Assoziation der Akademien erscheinen und von den drei derselben angehörigen Akademien von Berlin, Kopenhagen und Leipzig bearbeitet werden wird. In den Jahren 1901—1906 wurde ein das große Unternehmen vorbereitendes Verzeichnis aller Handschriften der antiken Ärzte teils nach den Bibliothekskatalogen, teils durch Aufnahme des Materials an Ort und Stelle beschafft. Auf Grund dieses von der Berliner Akademie (Abhandlungen 1905 und 1906) herausgegebenen Materials wurde die Gesamtausgabe der griechischen Ärzte, die zunächst in Angriff genommen werden, auf 32 Bände gr. 8⁰, jeder zu etwa 800 Seiten, veranschlagt. Die Kosten sind (abgesehen von den Druckkosten) auf 150000 Mk. berechnet. Eine große Anzahl von Mitarbeitern sind in und außerhalb Deutschlands für diesen Zweck gewonnen. Den Verlag hat die Teubnersche Buchhandlung in Leipzig übernommen. Der Druck hat bereits begonnen. Ein Probebogen wurde vorgelegt. Das Corpus soll das Fundament für eine wissenschaftliche Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung der antiken Heilkunde geben. Man hofft es in 15 bis 20 Jahren zu vollenden.

---

1) Der Vortrag ist in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum erschienen.

Es findet keine Diskussion statt. Als zweiter Redner spricht Prof. Dr. R. Reitzenstein (Straßburg i. E.) über **Horaz und die hellenistische Lyrik.**[1])

Adolf Kießling, dessen wunderbarer Fähigkeit, sich in Stimmung und Situation der einzelnen Oden des Horaz einzuleben, wir alle unendlich viel verdanken, hat gleichwohl in seiner bestechend feinen Studie über das dichterische Schaffen des römischen Lyrikers (Philolog. Unters. II) nachzuweisen gesucht, daß das Verständnis der meisten Lieder davon abhängt, ob es gelinge, unter dem Schutthaufen, der uns von der klassischen Lyrik allein übrig geblieben ist, noch das Vorbild ausfindig zu machen, an welches sich Horaz, sei es in unmittelbarer Übertragung, sei es in freier Nachbildung, anschloß. Er gab damit einem älteren Urteil scheinbar die wissenschaftliche Begründung; allgemein hieß es jetzt: was gelungen ist, gehört der klassischen Lyrik, was mißlungen ist, dem Römer. Allein gerade die Beispiele, an welchen Kießling sein Urteil zu erläutern suchte, sprechen gegen ihn, so I 24, welches nicht Klagelied, sondern ein in modernster Technik gebautes, vollkommen einheitlich empfundenes *παραμύθιον* ist, oder III 9, das nicht als Ständchen, sondern nur als lyrische Nachbildung der Gesprächsepigramme Philodems verstanden werden kann. Liederarten wie *προπεμπτικόν* und *παρακλαυσίθυρον*, die Technik der Ballade, die Form der *Recusatio* (I 6 und IV 2), die eigentümliche Kunst der Lieder I 27 und III 19 zeigen, daß Horaz zunächst aus der seinerzeit modernen, d. h. überwiegend hellenistischen Lyrik gedeutet werden will. Sie ist ja durch keine brückenlose Kluft von der klassischen Lyrik geschieden. Das zeigt Theokrit, die alexandrinischen Hochzeitslieder, die kleinen Polymetra, endlich das Epigramm, das diesen Polymetra entspricht und sie spiegelt. Freilich hat Horaz den von Catull behandelten Teil dieser Lyrik beiseite gelassen, aber sein Empfinden ist hellenistisch und gern wetteifert er mit hellenistischen Liedern. Durch einen Vergleich der einzig genauer bekannten Epigrammatik mit den kleineren Oden, z. B. III 22, III 13, I 30, III 26 können wir nicht nur das Verständnis der Technik und der Einzelstelle fördern: Stimmung und Bedeutung der ganzen Lieder kommt uns erst durch ihn voll zur Empfindung.

Für Horaz ist die klassische Lyrik ein Ganzes und mußte es nach der ästhetischen Theorie seiner Zeit für ihn sein. Sie bot ihm die Möglichkeit über den unsäglich eng gewordenen Kreis des helle-

1) Der Vortrag wird unverkürzt in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum erscheinen.



nistischen Empfindungslebens auch hinauszugehen; den Drang dazu gab die Neubildung des römischen Volkstums. Das gerade in den Mittelschichten wiedererwachte Interesse für das Staatsleben weckt das Empfinden für das politische Lied; das durch Cicero mächtig geförderte Eindringen der Philosophie in die Gedankenwelt der Nation läßt in Pindar und Simonides die Vorläufer der Philosophen ahnen und den Dichter wieder zum Lehrer seines Volkes werden. Aber Form und Inhalt sind modern. Daß er das gesamte Fühlen und Denken der eigenen Zeit im Liede zu spiegeln weiß, macht Horaz zum Erben der alten Lyrik; darum kann die volle Erklärung nur von jenem, nie von der Einzelnachahmung ausgehen.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Als dritter berichtet Prof. Dr. A. Körte (Gießen) über **neue Komödien-Papyri.**[1])

Die Hoffnung des Vortragenden, den neuen glänzenden Menander-Fund Lefèbvres behandeln zu können, schlug fehl, da sich die Veröffentlichung der sehr umfangreichen Reste (rund 1300 Verse aus vier Stücken) verzögert hat. So beschränkt er sich auf die beiden stattlichen Papyri aus Ghorân, welche Jouguet BCH 1906 mitgeteilt hat. Beide enthalten je einmal die Notiz χοροῦ, ohne daß ein Chorlied folgt. Dieser Vermerk ist genau so zu beurteilen wie der gleiche in unsern Aristophanestexten (Wolken 888, Ekklesiazusen 729, 876, Plutos 770) und ist somit ein neues wertvolles Zeugnis dafür, daß auch die neue Komödie den Chor nicht ganz hat fallen lassen, obwohl er für sie ein störendes Anhängsel war (vgl. Neue Jahrb. für Alt. V 81). Zwei auf der Rückseite des zweiten, besser erhaltenen Papyrus von anderen Händen wie der Komödientext, aber sicher im 2. Jahrh. v. Chr. niedergeschriebene Prologe werfen ein überraschendes Licht auf die Entstehung der metrischen Hypotheseis, die wir zu zehn aristophanischen und zwei sophokleischen Stücken besitzen. Beide rühren nicht vom Dichter der Komödie her, sind auch nicht zum Vortrag auf der Bühne bestimmt, sondern geben in künstlicher Versspielerei den Inhalt des Stückes an.

Sodann ging der Vortragende unter Vorlegung eines hektographierten Textes ausführlich auf die besterhaltene Szene des zweiten Papyrus ein, deren Aufbau er wesentlich anders gestaltete, als es Jouguet in Verein mit Blaß und Croiset getan. Aus der dramatischen Technik und der Sprache läßt sich nachweisen, daß dies Stück keinenfalls, wie Blaß anzunehmen geneigt war, von Menander

1) Der Vortrag wird in veränderter Gestalt im Hermes XLIII erscheinen.

herrührt, sondern von einem jüngeren, wesentlich geringeren Dichter, der schwerlich geborener Athener war. Der Wert des Fragments liegt für uns gerade darin, daß wir an diesem mittelmäßigen Werk die individuelle Größe Menanders abschätzen lernen.

In der Debatte ergreift Herr Diels (Berlin) zuerst das Wort. Er macht Mitteilung von Lefèbvres Fund mehrerer Stücke aus Menander, über welche Maspero im Journal des Débats (7. September 1907) vorläufig berichtet hat. Das Wichtigste darunter sind größere Partien aus den Ἐπιτρέποντες und der Περικειρομένη, woraus Herr Diels inhaltliche Proben gibt.

Herr Leo (Göttingen) bringt in Erinnerung, daß die terenzische Hecyra nach der Didaskalie auf Apollodor zurückgeht. Der neue Fund macht wahrscheinlich, daß die Ἐπιτρέποντες das Vorbild des Apollodor sind. Die von Herrn Körte behandelten Stücke rühren jedenfalls von einem mittelmäßigen Dichter her. Ob sie der mittleren (Blaß) oder der neueren Komödie angehören, ist nicht ausgemacht. Die drei Epheben sprechen eher für die spätere Zeit. Die von Herrn Körte ausgesprochene Vermutung, daß die metrischen Prologe unmittelbare Vorgänger der ὑποθέσεις seien, ist unwahrscheinlich. Dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß die Prologe von späteren Aufführungen herrühren. Was die Anmerkung χοροῦ in den Handschriften anlangt, so ist die Verbindung mit den Vermerken in des Aristophanes Wolken und Ekklesiazusen deshalb unwahrscheinlich, weil bei Aristophanes der Chor eben auftritt, während er hier fehlt. Das χοροῦ kann eine konventionelle Note sein. Hier bedeutet sie nur noch die Zwischenaktsmusik. Daß Komödienchöre bis ins zweite Jahrhundert vorkommen, ist inschriftlich bezeugt. Die großen Dichter der mittleren Komödie haben den Chor im Interesse der Ökonomie des Stückes zurückgedrängt. Nicht alle Komödiendichter brauchen ihnen darin gefolgt zu sein. Jedenfalls hat der Staat das Recht, einen Chor zu verlangen, noch eine Zeitlang gewährt und denselben erst endgültig beseitigt, als die literarische Entwicklung ihn vollständig ausgeschaltet hatte. Die uns auf Delos und in Delphi begegnenden χορευταί sind eine sakrale Institution mit archaisierender Tendenz.

Herr Körte antwortet: Die Bemerkung χοροῦ deutet eben doch das Vorhandensein eines Chores an. Ein organischer Teil des Dramas ist derselbe nicht mehr; er kann aber so gut wie die Maske aus Konvention beibehalten worden sein. Die Hecyra geht sicher unmittelbar auf Apollodor zurück, der das Motiv der menandrischen Ἐπιτρέποντες vergröbert hat.

Herr Diels: Das χοροῦ steht in den Leseexemplaren an den Stellen, an denen in den Schauspielerausgaben die Musik folgte.

Herr Diels fragt Herrn Leo, ob nicht diese Musik identisch sei mit der von ihm als Grundlage der plautinischen *cantica* und der hellenistischen Lyrik erkannten.

Herr Leo glaubt in diesem Augenblick die Frage offen lassen zu müssen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 26. September. Beginn 9 Uhr 5 Min.

Vorsitzender: Herr Schöne.

Prof. Lic. H. Lietzmann (Jena) spricht über **die klassische Philologie und das Neue Testament.**[1])

Noch vor wenigen Jahren würde eine prinzipielle Behandlung der Frage, was die Wissenschaft des Neuen Testamentes und die klassische Philologie miteinander zu tun hätten, und der Nachweis, daß sie sich gegenseitig nicht entbehren können, nicht überflüssig gewesen sein. Jetzt ist nicht durch theoretische Erörterungen, sondern durch Taten der führenden Gelehrten die Überzeugung von der untrennbaren Zusammengehörigkeit beider Wissenschaften bereits zur Herrschaft gelangt und statt allgemeiner Auseinandersetzungen ist ein kurzer Überblick über das, was bisher geleistet worden ist, und die nächsten unser harrenden Aufgaben am Platze.

Auf dem Gebiete der neutestamentlichen Textkritik, welches sehr zu Unrecht von manchen Philologen als vernachlässigt angesehen wird, ist seit etwa hundert Jahren das Streben der meisten Forscher auf die genauere Erkenntnis der aus Hieronymus erschlossenen drei Rezensionen, der des Lucian, Hesych und Origenes-Eusebius, gerichtet, und diese Aufgabe besteht auch noch für die nächste Zukunft, obwohl sie nicht das Ende der Arbeit bedeutet. Vorbildlich in der Selbstbeschränkung war Lachmanns Ausgabe, Tischendorf trug reiches Material zusammen, der Schwerpunkt der im Erscheinen begriffenen Ausgabe H. v. Sodens beruht in der Verwertung der Minuskelhandschriften und dem Versuch einer schärferen Umgrenzung der genannten Rezensionen. Für die Zukunft sind vorbereitende Untersuchungen über den Septuagintatext und Detailarbeiten das notwendige Desideratum.

Die Formenlehre der neutestamentlichen κοινή hat in der letzten Zeit die ausgiebigste Beleuchtung erfahren und die Resultate dieser intensiven Arbeit sind in vorzüglichen Hilfsmitteln bequem

---

1) Der Vortrag wird vollständig in den Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum, 1908, Heft 1 erscheinen.

zugänglich gemacht worden. Dagegen stellt die Lexikographie noch große Probleme, ja sie befindet sich erst in den Anfängen: Die Arbeiten Deißmanns haben da in erster Linie Bahn gebrochen. Die bisherige Forschung hat uns eine Reihe vorzüglicher Hilfsmittel in den Wortregistern zu einzelnen Schriftstellern und Papyruspublikationen[1]) geliefert. Spärlich sind aber die Register zu den Inschriften, für die Dittenberger in der Neubearbeitung der Sylloge und den „Orientis Inscriptiones" das Beste getan hat: genaue Wortregister zu den einzelnen Inschriftenbänden sind für uns ein Hauptdesiderium, daneben bedürfen auch verschiedene Schriftsteller (Diogenes Laertius, Stoiker, Philo) der Indices. Die schwersten Aufgaben vielleicht liegen auf dem Gebiete der Syntax sowohl wie der Stilistik. Besonders die Lehre von den Präpositionen und Konjunktionen und die Verbalsyntax müssen in Angriff genommen werden, um für die Interpretation der neutestamentlichen Texte ein sichereres Fundament zu schaffen, als wir es heute besitzen. Für die Stilistik ist so ziemlich noch alles zu tun.

Das reizvollste von allen diesen Gebieten ist natürlich das der sachlichen Erklärung, des kultur- und religionsgeschichtlichen Verständnisses des Neuen Testamentes. Die Vorbedingung für die Bearbeitung dieses Gebietes ist auf philologischer Seite das Erwachen des Interesses an religiösen Problemen und die Entdeckung des Hellenismus gewesen. Männer wie Hugo Grotius und Johann Jakob Wetstein (1751) haben die Aufgabe bereits erkannt und mit staunenswerter Gelehrsamkeit Material herbeigetragen. Die theologische Forschung des 19. Jahrhunderts hat im großen und ganzen diese Anregungen nicht weiter verfolgt, die höchst respektablen Arbeiten einzelner Gelehrter fanden keine Nachahmung.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts hat dann die Bewegung eingesetzt, welche zu einem gemeinsamen Arbeiten philologischer und theologischer Forscher geführt hat, und die hoffentlich dazu beitragen wird, den kulturellen Hintergrund der neutestamentlichen Religion zu beleuchten und zugleich ihre besondere Eigenart schärfer zu erkennen.

Zu wünschen ist dabei, daß die philologischen Mitarbeiter es nicht versäumen, sich mit der bereits geleisteten theologischen Arbeit gründlich bekannt zu machen, und daß das heranwachsende Theologengeschlecht mit soliden griechischen Sprach- und Sachkenntnissen

---

1) Während des Kongresses erschien das vortreffliche Hilfsmittel „Repertorium griechischer Wörterverzeichnisse und Speziallexika" von Hermann Schoene. Bibl. Teubneriana 1907.

ausgerüstet wird. Die theologischen Fakultäten sind da fast ausschließlich auf die Arbeit der Schule angewiesen; sie selbst haben nicht die Macht, die Verhältnisse zu bessern. Möge das Gymnasium in den Stand gesetzt werden, uns Studenten zu schaffen, die diesen Problemen gewachsen sind!

In der Diskussion ergreift zuerst Herr Deißmann (Heidelberg) das Wort. Er betont die Bedeutung des Vulgärgriechischen für die neutestamentliche Gräzität. Er wehrt sich gegen die Bezeichnung „Degeneration". Es handelt sich um Volksgriechisch, nicht um entartetes Literargriechisch. Dadurch erklären sich die Beziehungen zwischen der attischen Komödie und dem Bibelgriechisch. Herr D. möchte auf die Einheitlichkeit der Kultur in der griechisch-semitischen Welt nachdrücklich hingewiesen haben.

Herr Harnack (Berlin) erklärt, daß die Behauptung, erst die moderne religionsgeschichtliche Forschung habe die Beziehungen zwischen dem Christentum und dem Hellenismus aufgedeckt, einseitig sei: der Einfluß der griechischen Spekulation auf das christliche Dogma ist schon lange vorher erkannt worden. Die gegenwärtige Richtung religionsgeschichtlicher Forschung ist folkloristisch und beschäftigt sich nur mit den äußeren Formen der christlichen Religion, die in den ersten drei Jahrhunderten gegenüber dem Dogma von ganz untergeordneter Bedeutung sind.

Herr Schwyzer (Zürich) bemerkt, daß eine Syntax der neutestamentlichen Gräzität erst auf Grund einer solchen des mittelalterlichen und Neugriechischen geschrieben werden könne.

Herr Lietzmann stimmt in der Beurteilung des Vulgärgriechischen mit Herrn Deißmann überein. Herrn Harnack gegenüber erklärt er, daß die dogmengeschichtliche und folkloristische Forschung sich erst zur wirklich religionsgeschichtlichen Forschung ergänzen: der Hellenismus ist in die Objekte beider Gebiete gleichermaßen eingedrungen. Daß noch nicht die dogmengeschichtlichen Untersuchungen, sondern erst die von Usener inaugurierte Epoche religionsgeschichtlicher Arbeit das gegenwärtige Einvernehmen zwischen Theologen und Philologen herbeigeführt hat, ist in dem persönlichen, weitreichenden Einfluß Useners begründet.

Herr Reitzenstein (Straßburg) macht darauf aufmerksam, daß sich der Philologe in der Erklärung heidnischer religiöser Vorstellungen vielfach auf christliche Quellen beziehen muß, ohne deshalb in die Gebiete der Theologie grundsätzlich übergreifen zu wollen.

Gymnasialprofessor Dr. R. Helbing (Karlsruhe) spricht über

die sprachliche Erforschung der Septuaginta.

Die ungeahnte Fülle der Papyri und Inschriften bewirkte, daß

die Philologen die richtige Stellung zur hellenistischen Sprache fanden und einsahen, daß auch die griechische Sprache den Gesetzen der historischen Entwicklung unterworfen ist. Es gibt keine *graecitas fatiscens,* keine Degeneration der Sprache der Hellenen, vielmehr ist das hellenistische Griechisch ein frisch sich entwickelndes Reis am alten Stamme. Die sprachlichen Beobachtungen in den Papyri und Inschriften veranlaßten dann weiterhin die Philologen, sich auch um andere vulgäre Texte, die als eine Art Domäne der Theologen gegolten hatten, zu kümmern, nämlich um das Neue Testament und die Septuaginta. Das Neue Testament, dem man ja auch sonst größeres Interesse entgegenbrachte, kam dabei am besten weg. Blaß, also ein Philologe, hat uns eine neutestamentliche Grammatik beschert. Thumb hat in seinem Buch „Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus" zum erstenmal die Frage der sog. biblischen Gräzität als Philologe in großzügiger Weise behandelt. Von der anderen Seite halfen die Theologen selbst die Brücke bauen; man vergleiche Deißmanns Bibelstudien, durch die wir belehrt werden, daß in der griechischen Bibel Männer des Volks in der Sprache des Volks zu uns reden, oder Schmiedels Neuauflage der neutestamentlichen Grammatik des alten Winer. Der Sonderbegriff einer biblischen Gräzität ist zugleich mit dem Inspirationsdogma, mit dem er stehen und fallen mußte, in ein Nichts zerflossen. Recht wenig ist aber bisher die Sprache der LXX behandelt worden. Diese Hauptquelle der ersten κοινή-Epoche ist zu erschließen. Schon der große Umfang der Übersetzung des A. T., worin alle Lebenssphären berührt werden, bürgt dafür, daß große Schätze grammatischen und lexikalischen Materials zu heben sind. Die Forschung hat dabei zu beachten, daß die LXX, die uns ein hellenistisches Buch sein müssen, in der Sprache ihrer Zeit, also in der κοινή, schreiben, ferner daß sie eine Übersetzung sind. Zunächst sind für die sprachlichen Phänomene bei den LXX Parallelen aus den Ptolemäerpapyri, den vorchristlichen Inschriften aller Art, sowie aus der hellenistischen Literatur der ersten κοινή-Zeit zu suchen, damit die Sprache der LXX mitten in die Welt des Vulgärgriechischen hineingestellt wird. Aber in vorchristlicher Zeit soll man nicht stehen bleiben, einmal wegen der Beziehungen zum N. T., zu Philo und Josephus, sodann auch weil man die Handschriften in bezug auf Einflüsse späterer Sprachentwicklung an den nachchristlichen Papyri und Inschriften kontrollieren kann. Die Literatur vor Aristoteles darf aber nicht unberücksichtigt bleiben, vor allem auch wegen der Wortbildungslehre; viele Beziehungen der LXX finden sich in dieser Hinsicht zur attischen Komödie, woraus man vielleicht auf den Zusammenhang zwischen κοινή und attischer Volkssprache Schlüsse

ziehen könnte. Die Frage der biblischen Wörter kommt sodann ebenfalls in Betracht. Man kann nur solche Wörter allenfalls als biblisch bezeichnen, die einen jüdischen oder (im N. T.) einen christlichen Begriff bezeichnen. Schließlich sind aber auch sie schlechthin griechisch, wenn sie in ihrer Bildung dem hellenistischen Sprachgeist entsprechen, und wenn wir die griechische Bibel einfach als hellenistisches Buch nehmen. Auch Ausblicke auf die byzantinische Zeit und auf das Neugriechische sind nötig. Eine Darstellung der Sprache der LXX muß aber auch kritische Ergebnisse liefern und eine künftige philologische Ausgabe der LXX vorbereiten. Dabei kommen für unsern Zweck vor allem die ältesten Handschriften in Betracht, B, ℵ und A. Da sie sprachlich so ziemlich gleichwertig sind, so ist bei der Kritik ein eklektisches Verfahren geboten. Vielfach wird es aber leider nur möglich sein, ungefähr das Bild zu gewinnen, das die Sprache der LXX geboten haben mag. Das dritte Ziel, das der LXX-Forscher zu verfolgen hat, ist die Erklärung der einzelnen Erscheinungen, wobei man auf die Prinzipien der *κοινή*-Frage eingehen muß. Schließlich ist die Hebraismenfrage sehr in Betracht zu ziehen. Es ist zu untersuchen, ob syntaktische Konstruktionen, die man bisher lediglich aufs Konto des hebräischen Originals setzte, wirklich ungriechisch sind. Dabei stellt es sich heraus, daß die *κοινή*-Forschung viele sog. Hebraismen beseitigt. Öfters zeigt es sich, daß eine Konstruktion zwar griechisch ist, aber sehr häufig Anwendung findet infolge mechanischer Übertragung des Urtextes. Selbst zum Stil im allgemeinen lassen sich Parallelen im hellenistischen Griechisch finden. Jedenfalls waren die LXX dem hellenistischen Leser nicht unverständlich. Ja man kann sogar sagen, daß die griechische Sprache auch im Gewand der Übersetzer noch schön ist.

Eine Diskussion findet nicht statt. Da die Zeit stark vorgerückt ist, wird schon nach dem Vortrag von Herrn Helbing die kombinierte Sitzung der philologischen und der indogermanischen Sektion eröffnet und der Vortrag von Herrn Hale in diese hinübergenommen.

(Siehe Indogermanische Sektion, dritte Sitzung.)

Dritte Sitzung.

Freitag, den 27. September. Beginn 9 Uhr 15 Min.

Vorsitzender: Herr Prof. Dr. Schöne.

Professor Dr. F. Boll (Würzburg) bespricht **Die Ergebnisse der Erforschung der antiken Astrologie.**[1])

1) Der Vortrag ist vollständig in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 1908 erschienen.

Der Verfall der Astrologie, deren Macht erst seit dem 18. Jahrhundert zusammengebrochen ist, hat lange ihre geschichtliche Würdigung aufgehalten. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie nicht wie etwa Vogelschau oder Blitzdeutung bloß eine spezielle Form der Voraussagung war, sondern ein einheitliches Weltbild von strenger deterministischer Geschlossenheit aufstellte, das auf orientalischem Gestirnkultus beruht, aber mit den Mitteln orientalischer Sternbeobachtung und griechischer Wissenschaft aufgebaut ist. Daher war die Durchforschung des in Hunderten von griechischen Handschriften, Papyri und Kunstdenkmälern massenhaft vorliegenden Materials eine Notwendigkeit für die Geschichte der antiken Religion, Philosophie und Wissenschaft. Die Ergebnisse erstrecken sich gleichmäßig auf den Orient, wie auf Griechenland, bereichern vielfach auch unser Verständnis der antiken Astronomie und Chronologie und sind daneben auch für unsere Kenntnis der griechischen Sprachentwicklung, wie des antiken Lebens, namentlich der Völkerbeziehungen, von Wichtigkeit. Astrologie als Sterndeutung hat es bei den Griechen vor der hellenistischen Zeit nicht gegeben; aber mit den Grundlagen der Astronomie sind ihnen auch einzelne Voraussetzungen der Astrologie im 6. Jahrhundert bekannt geworden, deren Spur sich bei den Pythagoreern nachweisen läßt. Vereinzelt begegnen in der astrologischen Überlieferung auch Parallelen zu Elementen der kretischen Kultur.

In der Diskussion weist Herr Deißmann (Heidelberg) auf die Bedeutung der demnächst zu erwartenden Edition des Vettius Valens für die Probleme der *κοινή*-Forschung hin.

Gymnasialprofessor Dr. C. Ritter (Tübingen) spricht über

Platos Ideenlehre nach den späteren Schriften.

Wir sind gewöhnt an das Urteil, daß Plato der Philosophie zwar mächtige Anregungen gegeben, die konkreten Verhältnisse der Erfahrungswelt aber vernachlässigt habe. Ihm als dem Begründer des Idealismus stellt man den großen Realisten Aristoteles gegenüber, der erst die zum Gedeihen wahrer Wissenschaft notwendigen Grundlagen festgestellt habe. Das Urteil wäre richtig, wenn die ontologischen Lehren Platos wirklich den Sinn gehabt hätten, der ihnen in der Darstellung des Aristoteles untergelegt wird. Trotz Zeller und Bonitz, deren Wort nicht ohne Grund namentlich bei den Philologen außerordentlich schwer in die Wagschale fällt, ist dies aber sehr lebhaft bestritten, seit Lotze seine bekannte Erklärung abgegeben hat, daß man entweder den Glauben an den philosophischen Tiefsinn Platos aufgeben oder die hergebrachte Auffassung der Ideenlehre berichtigen müsse. G. Teichmüller und H. Cohen traten

Lotze zur Seite mit dem Verlangen einer Neudarstellung der Philosophie Platos ausschließlich nach seinen eigenen Schriften. Lutoslavski und Natorp haben eine solche Neudarstellung gegeben.

Zu den inneren, philosophischen Bedenken, welche gegen die von Aristoteles beeinflußte Darstellung sich erhoben hatten, waren inzwischen auch äußerliche, in dem Sprachgebrauch wurzelnde hinzugekommen. Ihre Urheber sind L. Campbell und W. Dittenberger, dem bald eine Reihe von anderen deutschen Sprachstatistikern sich anschloß. Sogleich fiel in die Augen, daß die chronologischen Schlüsse, die diese Forscher aus ihren Beobachtungen ableiteten, in den Grundzügen völlig übereinstimmten, während die bisher auf Verwendung inhaltlicher Merkmale gegründeten Ansätze eine geradezu verzweifelte Mißhelligkeit der einzelnen Gelehrten ergeben hatten. Dem tiefer Blickenden war aber außerdem bald offenbar, daß wer nun der Sprachstatistik trauen wollte, eben damit auch von der an Aristoteles orientierten Auffassung Platos sich lossagen mußte. Entscheidend ist der zeitliche Ansatz des Sophistes. Die Sprachstatistiker sind alle darüber einig, daß er die Reihe der Schriften des Alters einleite und daß nur Politikos, Timaios, Kritias, Nomoi nach ihm verfaßt sein können, höchstens vielleicht auch noch der Parmenides. Die Definition der *οὐσία*, welche der Sophistes herausarbeitet und mit allem Nachdruck hinstellt, ist *δύναμις τοῦ ποιεῖν καὶ πάσχειν*. Die Tatsache, daß Aristoteles sie ignoriert, mochte man damit entschuldigen, daß Plato eben, wie Zeller sagt, von diesem kühnen Versuch einer Lösung des ontologischen Problems, der offenbar „nur Platos früherer Zeit angehören" könne, „sich immer weiter zurückzog". Diese Auslegung wird unmöglich, wenn der Sophistes die letzte Reihe der Schriften Platos einleitet, da die in ihm entwickelte Lehre dann eben vor den Ohren des Aristoteles von Plato in der Akademie vorgetragen worden ist. Aber auch der Ausweg, den z. B. Windelband einschlägt, ist ungangbar. Er will den Sophistes samt seiner Fortsetzung, dem Politikos, und samt dem Parmenides Plato absprechen: womit er einen „dem Eleatismus nahe stehenden . . in der platonischen Gedankenwelt durchaus heimischen" Philosophen sich konstruiert, der an Gedankentiefe dem echten Plato völlig ebenbürtig gewesen sein muß, genau dieselben Stileigentümlichkeiten zeigt, wie der Verfasser des Philebos, Timaios, Kritias und der Nomoi, auch vor Aristoteles schrieb, welcher auf Sophistes und Politikos Bezug nimmt, — uns aber gänzlich unbekannt ist! Die Polemik gegen die *φίλοι εἰδῶν*, welche der Sophistes außer jener merkwürdigen Definition des Seins enthält, kann bei spätem Ansatz dieses Dialogs nicht anders verstanden werden, als daß Plato ent-

weder seine eigenen früheren Sätze über die εἴδη berichtigen und zurücknehmen oder daß er gegen ein Mißverständnis sich verwahren will, zu dem er durch sie Lesern und Auslegern Anlaß gegeben hatte. Jedenfalls ergibt sich bei genauer Durchforschung der dem Sophistes nachfolgenden Schriften, daß jene Definition des Seins, die es der Wirklichkeit gleichsetzt, deren Wesen eben in Wirkungen sich bekundet, von Plato fernerhin immer festgehalten worden ist. Einige Sätze des Timaios freilich (aus Kap. 18) scheinen hiegegen zu zeugen und die Aristotelisch-Zellerische Auffassung der Ideenlehre zu bestätigen; und dieser Schein ist durch Herbeiziehung von Ausführungen aus dem 7. Buch der Politeia befestigt worden. Aber gerade aus jenem Zusammenhang heraus läßt er sich auch auflösen, wenn man die Lehren Platos über die Mathematik scharf ansieht. Ich nehme keinen Anstand, Plato mich so völlig anzuschließen, daß ich erkläre: das Dreieck, mit dessen Winkelsumme oder Winkel- und Seitenbeziehungen es die Geometrie zu tun hat, und das Quadrat, von dessen Diagonale sie handelt, ist in der Tat ein anderes Objekt, als die gezeichneten Figuren, die es versinnbildlichen. Nur von jenen nichtsinnlichen Gebilden gibt es ἐπιστήμη. Auch für mich ist dabei ἐπιστήμη (ἀλήθεια) und οὐσία ein Korrelatbegriff: nur jene sind wirklich genau so wie wir sie uns vorstellen, während unsere Vorstellung des sinnlichen Objekts dieses niemals in all seinen unendlichen zufälligen Besonderheiten und Abweichungen von der Norm erfassen kann. Schon 1897 habe ich in meinen Bemerkungen zum Sophistes[1]) es ausgesprochen, daß wenigstens in den späteren Schriften Platos für mich keine Äußerung erfindlich sei, die den Ideen irgendwelches phantastische, wunderliche Sein und Wesen beilege. Die damals gegebenen Ausführungen möchte ich ergänzen durch den Hinweis auf Sätze moderner Denker, die nahe an die Worte anstreifen, die Plato früher von den Ideen gebraucht hat: ohne daß es jemand einfällt, sie in dem albernen Sinne zu nehmen, den Aristoteles den platonischen Sätzen unterzulegen beliebt. Was Goethe 1825 in dem „Versuch einer Witterungslehre" gleich zu Beginn schreibt, was er am 17. April 1787 in sein Tagebuch notiert hat; was wir in Schuppes Erkenntnistheoretischer Logik S. 107 lesen oder in Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts I, 294 und 311f. ist dem Wortlaut nach nicht weniger phantastisch, als was Plato jemals über die Ideen behauptet hat. Und doch haben diese Sätze ihren sehr guten und vernünftigen Sinn für den, der sie richtig verstehen will. — In den letzten Jahren seines Lebens hat Plato den empirischen

1) Archiv. f. Gesch. d. Philos. XI S. 26ff.

Einzelheiten große Sorgfalt zugewandt. Als Instrument ihrer Bearbeitung und Erfassung hatte er, wie besonders deutlich im Politikos und Philebos ausgesprochen wird, die Mathematik erkannt, und das war der Grund, warum er sich den Pythagoreern näherte, von denen er namentlich in der Astronomie fruchtbare Keime übernehmen konnte, die er, zusammenwirkend mit den für solche Studien begabtesten seiner Schüler, einem Eudoxos und Herakleides, weiterentwickelte. Wer diese Tatsachen beachtet, wird zu der Erkenntnis kommen, daß Plato der Ergänzung und Berichtigung durch Aristoteles nicht bedarf.

Auf Antrag des Vorsitzenden wird die Debatte über den zweiten Vortrag hinter den dritten verlegt.

Professor Dr. M. Pohlenz (Göttingen) redet über **Die erste Ausgabe des platonischen Staates.**

Mit Recht ist neuerdings darauf hingewiesen worden, daß das Gebäude des platonischen Staates in allen seinen Teilen einen einheitlichen Plan erkennen läßt. Das schließt aber keineswegs aus, daß der Architekt Bauglieder verwertet hat, die früher eine selbständige Bedeutung besaßen, und wir sind nicht etwa der Notwendigkeit überhoben, die Indizien genau zu prüfen, die für eine solche Annahme sprechen.

Nun erweist sich Gellius' Nachricht von einer ersten Ausgabe des Staates bei genauer Prüfung durchaus als glaubwürdige Überlieferung. Für sie sprechen auch psychologische Erwägungen, zumal der siebente Brief ausdrücklich berichtet, daß Plato mit den Grundzügen seiner politischen Theorie schon vor der ersten sizilischen Reise fertig war, für sie ferner der Anfang des Timäus. Denn die Bedenken, die von Usener, Rohde u. a. gegen eine Beziehung dieses Dialoges auf die uns vorliegende Politeia erhoben worden sind, werden auch durch die neuesten Erklärungsversuche nicht hinweggeräumt.

Zu demselben Ergebnis führt vor allem aber auch eine Betrachtung von Isokrates' Busiris. Denn der Redner spielt in §§ 15 bis 23 zweifellos auf Platos Staatslehre an, kann aber nur eine von unserer Politeia verschiedene Ausgabe meinen. Diese muß namentlich schon eine ähnliche Anerkennung der ägyptischen Einrichtungen enthalten haben, wie wir sie später im Timäus S. 24 finden. Das läßt sich auch durch den Vergleich des Busiris mit dieser Darstellung und durch andre Erwägungen wahrscheinlich machen. Da der Busiris Anfang der achtziger Jahre verfaßt sein muß, so ist das Erscheinen von Platos erster Politeia in dieselbe Zeit oder früher zu verlegen.

Damit wird aber der Gedanke, daß Aristophanes in seinen

Ekklesiazusen auf Plato anspielt, von vornherein nahegelegt. Die Gründe, die man gegen diese Beziehung vorgebracht hat, berücksichtigen weder den eigentümlichen Charakter des Stückes, das zwei Motive lose miteinander verwebt, noch auch die Tatsache, daß die Berührungen, die der Dichter mit Plato aufweist, keineswegs allgemeine kommunistische Ideen, sondern Einzelheiten eines genau durchdachten Programmes betreffen. Von einer Polemik gegen Plato ist aber bei dem Dichter keine Rede.

Wir müssen danach annehmen, daß Plato 392 oder 391 einen Dialog veröffentlichte, der die praktischen Vorschläge für die Gestaltung des Staatslebens enthielt. Durch geschichtliche Anknüpfungen wies Plato dabei auf die Ausführbarkeit seines Projektes hin. Später ließ er diese fallen, weil er seine Staatstheorie durch den Zusammenhang mit der Psychologie und der Ethik glaubte viel besser sichern zu können. Er tat dies in unsrer Politeia, in die er an verschiedenen Stellen die praktischen Vorschläge des ersten Entwurfes einarbeitete. Von diesem wurden jetzt keine Exemplare mehr ausgegeben, die alten verschwanden bald aus den Händen der Besitzer. Als Plato nach 367 den Plan faßte zu zeigen, wie der Idealstaat unter gegebenen Verhältnissen sich bewähren würde, wollte er allerdings an den ersten Staat anknüpfen, da dieser von geschichtlich gegebenen Einrichtungen ausgegangen war und durch seinen geringen Umfang sich für die Einfügung in die beabsichtigte Tetralogie empfahl. Der Plan wurde aber nicht ausgeführt. So fiel der erste Staat der Vergessenheit anheim.

Den Vorsitz während der Debatte übernimmt Herr Geheimrat Prof. Dr. G. Wissowa (Halle).

Herr Schöne zeigt an dem Beispiel der bei Plato vorkommenden ionischen Dative auf *-οισι* die Schwierigkeit richtiger Interpretation der Sprachstatistik. Gegenüber Herrn Pohlenz legt er Gewicht auf den Ausdruck *ex eo* bei Gellius. Der Wortlaut kann nur besagen, daß aus dem uns vorliegenden Staat ein Stück im Umfang von etwa zwei unserer Bücher separat veröffentlicht war.

Herr Wendland (Breslau) möchte in Basel an Dümmlers Verdienste um die vorliegende Frage erinnern.

Herr Siebeck (Gießen) erkennt eine Entwicklung in Platos Auffassung der Ideen an. Anfänglich sind dieselben Wertnormen und Platos Philosophie wesentlich ethisch orientiert. In den späteren Schriften sind die Ideen Gesetze (*αἰτίαι*). Aristoteles gibt eine mangelhafte Schilderung der ersten Auffassung.

Herr Boll bemerkt, daß der Philebus die aristotelische Philosophie vorbereite.

Herr Ritter verteidigt die Sprachstatistik. Er stellt die Vermutung auf, unter den *duo libri* des Gellius könnten die zwei λόγοι des ersten Buches des Staats verstanden sein.

Herr Pohlenz möchte die Sprachstatistik nicht auf den Staat angewendet wissen. Er verteidigt die Authentizität der Gelliusnotiz, die nicht auf tendenziöser Erfindung beruhen könne.

Herr Reitzenstein dankt den Vorsitzenden.

Auf den Vorschlag von Herrn Oeri wird beschlossen, an den in seiner Vaterstadt Basel weilenden erkrankten Herrn Geheimrat Professor Dr. Ed. von Wölfflin folgendes Telegramm zu senden:

> In dankbarer Erinnerung an Ihre hohen Verdienste um die philologische Wissenschaft sendet Ihnen die philologische Sektion der Philologenversammlung nach Ihrem Krankenlager herzliche Wünsche auf Genesung.
>
> Im Auftrag
>
> H. Schöne.

Herr Schöne schließt die Tagung mit dem Dank an die Vortragenden und dem Wunsch, es möchte bei den folgenden Versammlungen das lateinische Literaturgebiet stärker berücksichtigt werden.

Schluß der Sitzung 12 Uhr.

Pädagogische Sektion.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907, vormittags 9 Uhr.

Nach einem kurzen Eröffnungswort des 1. Obmannes werden zum 1. Vorsitzenden Prof. Dr. F. Heman, zum 2. Vorsitzenden Dr. E. Probst und zum Schriftführer Dr. H. Frei, alle von Basel, ernannt.

Damit den Mitgliedern die Teilnahme am Ausflug der archäologischen Sektion nach Vindonissa möglich werde, wird die 2. Sitzung (Donnerstag) erst um 4 Uhr abgehalten und der Vortrag von Gymnasialdirektor Dr. Aly auf den Freitag verschoben.

Den ersten Vortrag hielt Reg.-Rat Direktor Dr. V. Thumser (Wien) über die **Anforderungen der Gegenwart an die Mittelschulen.**[1])

Er hob zunächst hervor, daß mit vollem Rechte die Freunde des humanistischen Gymnasiums für die Aufhebung des Gymnasialmonopols eintraten und die Gleichberechtigung aller höheren Schulen hinsichtlich des Übertritts der Abiturienten an die Universität anstrebten. Wenn diese Frage in Österreich noch immer nicht gelöst worden sei, so gehe dies sowohl auf die große Zahl der Nationen des Landes als insbesondere auf die Tatsache zurück, daß die Gymnasien acht, die Realschulen sieben Jahrgänge zählen und die Organisation der ersteren lediglich Sache des Zentralparlaments und des Ministeriums für Kultus und Unterricht ist, während bei jener der Realschulen auch die einzelnen Landtage mitzureden haben. Doch setzt eine gedeihliche Entwicklung des österreichischen Mittelschulwesens eine Lösung der Frage in der Weise voraus, wie sie im Deutschen Reiche durchgeführt wurde. Ist die Gleichberechtigung

---

1) Der Vortrag erscheint vollständig im „Pädagogischen Archiv", auszugsweise ist er im „Humanistischen Gymnasium" 1907, S. 189—192 abgedruckt.

den Realanstalten zugestanden, dann muß auf die Wahrung und Ausgestaltung der Eigenart aller höheren Schulen, im besonderen auch der des humanistischen Gymnasiums das größte Gewicht gelegt werden. Die von so vielen gewünschte Einheitsschule führt nicht so sehr zur Einheitlichkeit, als vielmehr zu einer bedenklichen Einseitigkeit der Bildung des deutschen Volkes. Im übrigen ist sie aus inneren Gründen unmöglich, da sie entweder durch Überfülle des Lehrplans zur Überbürdung der Jugend führte oder durch Oberflächlichkeit in der Behandlung der einzelnen Disziplinen den Aufgaben einer höheren Schule gar nicht mehr gerecht werden könnte. Haben die Realanstalten die Gleichberechtigung zuerkannt, so können die Eltern mit Rücksicht auf die Eignung der Söhne die verschiedenen Schulgattungen wählen, ohne damit schon eine Vorentscheidung über deren Beruf zu treffen. Die Betonung der Eigenart der einzelnen Schultypen wird ferner bei aller Beobachtung hygienischer Grundsätze dazu führen, das Wissensniveau der Schüler möglichst zu heben und die derzeit vielfach auf ein bedenkliches Minimum herabgesunkenen Anforderungen dem Charakter der höheren Schulen gemäß strenger zu gestalten. Von diesem Gesichtspunkte aus sind die weite Ausdehnung der Kompensationen und die Vermischung von Klassen- und Fachsystem entschieden zurückzuweisen und die freiere Ausgestaltung des Unterrichtes in den obersten Klassen ist lediglich an jenen Orten gerechtfertigt, wo es nur eine einzige höhere Schule gibt, oder in jenen Ländern, wo, wie in Österreich, die Berechtigungsfrage noch nicht gelöst ist. Die Organisierung von Sonderklassen zugunsten der sogenannten einseitig veranlagten Schüler gibt einen Hauptvorzug des Gymnasiums auf, die Geisteskräfte der Jugend nach verschiedenen Seiten hin möglichst kräftig zu wecken und zu fördern. Berechtigt ist hingegen die Forderung, den Unterricht mit dem Leben, mit der Gegenwart in Verbindung zu bringen. Dies läßt sich methodisch einerseits dadurch leicht erreichen, daß die Vertreter der einzelnen Fächer die ungesuchten Beziehungen, welche ihre Disziplinen zum Leben zeigen, beim Unterrichte aufdecken, indem z. B. der Philologe und der Germanist, sowie der Historiker den Schülern das Verhältnis des Altertums, der Vergangenheit zum modernen Leben, zur Gegenwart sowohl an Einzelheiten als auch in zusammenfassender Darlegung zu veranschaulichen sucht und auch die Vertreter der realen Disziplinen an einzelnen, besonders charakteristischen Fällen die Beurteilung, welche verschiedene Objekte und Probleme im Altertume gefunden haben, jener gegenüberstellen, die heutzutage maßgebend ist. Der Germanist oder Historiker wird aber auch den Unterrichtsstoff, soweit dies eben die Abgeschlossenheit und Sicherheit des Ur-

teils zuläßt, bis auf die Gegenwart herabführen. Daneben wird gleichzeitig der Lehrstoff von gedächtnismäßig festzuhaltenden Einzelheiten immer wieder aufs neue entlastet werden müssen. Die eben angedeutete Ausgestaltung des Unterrichts setzt aber bei den Lehrern eine Weite des Blicks voraus, die sich diese schon während des Studiums an den Hochschulen zu erwerben die Gelegenheit haben müssen.

Zum Schlusse des Vortrags wies der Referent darauf hin, wie vorteilhaft es wäre, wenn bei dem so lebhaft entwickelten Mittelschulstreite Schule und Haus einträchtig zusammengingen. Ein geeignetes Mittel hierzu findet er nach seiner eigenen Erfahrung darin, daß an den sogenannten Elternabenden auch aufklärende Vorträge über strittige Schulfragen gehalten würden. Seine Anschauungen formulierte Herr Thumser in folgenden Thesen:

1. Nach Zuerkennung der Gleichberechtigung an die verschiedenen Mittelschultypen hängt die gedeihliche Entwicklung des Mittelschulwesens von der Betonung und Ausgestaltung der Eigenart der einzelnen Schulgattungen ab; daher darf an den Gymnasien beim Unterricht in den altklassischen Sprachen neben dem realen Gesichtspunkte der formale schon im Hinblick auf die sprachlich-ästhetische Würdigung der Lektüre nicht in den Hintergrund treten.

2. Die Einheitsschule ist aus inneren Gründen unmöglich, aus äußeren Gründen unnötig, da die Eltern mit der Wahl der einzelnen Schulgattungen, sobald diesen die Gleichberechtigung zuerkannt ist, keineswegs mehr eine Vorentscheidung über die Berufswahl ihrer Söhne treffen.

3. Nur wo die Gleichberechtigung der verschiedenen Mittelschulen nicht durchgeführt ist und soweit es an der erforderlichen Zahl von Realanstalten mangelt, ist in den beiden obersten Jahrgängen eine freiere Gestaltung des Unterrichts gerechtfertigt.

4. Die Vermengung von Klassen- und Fachsystem und die ausgedehnte Verwendung der Kompensationen gefährdet das Ziel der Mittelschule, die Jugend an ernste Pflichterfüllung zu gewöhnen, und drückt ihr Bildungsniveau herab.

5. Der Rücksicht auf die Praxis des Lebens kann die Mittelschule, das Gymnasium im besonderen, in ausreichendem Maße dienen, indem der Unterricht den Zusammenhang der einzelnen Disziplinen mit dem Leben methodisch ausnützt und den Lehrstoff in der Muttersprache, sowie in Geschichte bis auf die Gegenwart herabführt. Diesen beiden Zielen sollte schon die Vorbildung der Mittelschullehrer an den Hochschulen Rechnung tragen.

6. Eine günstige Lösung der Mittelschulfrage ist am sichersten

bei einträchtigem Zusammengehen von Schule und Haus zu erzielen. Daher empfiehlt es sich, an den sogenannten Elternabenden auch aufklärende Vorträge über streitige Schulfragen zu halten.

Oberstudienrat Rektor Dr. C. Hirzel (Ulm) sprach über die **Einseitigkeiten und Gefahren der Schulreformbewegung.**[1]) Er stellte folgende Thesen auf:

1. Der Vorwurf, daß der gymnasiale Unterricht der Gegenwart dem Geiste der Zeit widerspreche, ist einerseits sachlich nicht begründet, andererseits begrenzt er die Aufgaben des Gymnasiums zu eng. Demgegenüber ist als die wichtigste Aufgabe zu bezeichnen die Schaffung eines auf der Höhe seiner Aufgabe stehenden Lehrerstandes.

2. Der Ton, in dem die Polemik gegen das Gymnasium sich zu äußern pflegt, entspricht vielfach den Anforderungen an eine sachliche Auseinandersetzung nicht, ihr Inhalt aber läßt Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse in weitem Umfange vermissen.

3. Die wachsenden Ansprüche der organisierten schulhygienischen Bestrebungen an die Einschränkung des Unterrichts sind mit einer erfolgreichen Führung desselben nicht mehr zu vereinigen.

4. Der Vorwurf, das Gymnasium sei nicht national und versäume die Pflege vaterländischer Erziehung, ist nicht begründet und beruht auf einer Überspannung des Wertes einseitig nationaler Bildung.

5. Die Beseitigung der Vorschulen als Voraussetzung der Einheitsschule läßt sich aus den Forderungen einer gesunden Sozialpolitik nicht begründen.

6. Der Einfluß künstlerischer Bildung auf den Gymnasialunterricht ist als ein berechtigtes Element desselben anzuerkennen. Art oder Umfang dürfen aber seine übrigen Aufgaben nicht beeinträchtigen.

7. Die Zurückdrängung des grammatischen Unterrichts und der ihn erst zu voller Wirkung bringenden Übungen in den alten Sprachen hat die richtigen Grenzen jetzt schon überschritten, da dieser sowohl an sich wie als Stütze der Einführung in die Literatur einen durch nichts zu ersetzenden Wert hat, darum ist die Rückkehr zu einer stärkeren Pflege desselben anzustreben.

8. Das Grundübel des Gymnasialunterrichts, wie er sich im letzten Menschenalter gestaltet hat, ist die wachsende Überfüllung mit Lehrfächern und Wissensstoffen. Mit Rücksicht auf die nunmehr im wesentlichen durchgeführte Gleichberechtigung der ver-

---

1) Der Vortrag wird in den „Grenzboten" veröffentlicht werden.



schiedenen Wege höherer Schulbildung ist — ohne völligen Ausschluß anderer Elemente, namentlich der mathematischen, eine Vereinfachung und Konzentrierung auf das Gebiet der altsprachlichen und der auf vaterländischer Grundlage ruhenden historischen Bildung anzustreben.

9. Im Bewußtsein dessen, was das Gymnasium in der Vergangenheit dem deutschen Volke geleistet hat, wird es auf Grund einer so gearteten Reform in gleicher Richtung wie bisher, aber mit gesammelter und verstärkter Kraft, seiner Aufgabe auch künftig gerecht werden können.

10. Zur Durchführung der in den obigen Sätzen bezeichneten Ziele, wird eine Unterrichtskommission niedergesetzt, die der nächsten Versammlung Einzelvorschläge zu praktischen Maßnahmen und Schritten vorlegen soll.

Die Diskussion[1]) über die beiden Vorträge benutzten die Herren Aly (Marburg), Uhlig (Heidelberg), Stählin (München), Lasson (Berlin), Lange (Solingen), Lück (Steglitz) und Thumser (Wien), im großen und ganzen in zustimmendem Sinne. Herr Stählin spricht auch zugleich im Namen derjenigen bayrischen Gymnasiallehrer, die nicht mit allen gehörten Ausführungen einverstanden sind, folgende Gedanken aus: Wir glauben nicht an den Wunsch der Reformer, das humanistische Gymnasium zu schwächen und zu vernichten. Tatsächliche große Schwierigkeiten nach der Gewährung der Gleichberechtigung an die drei Mittelschulen haben manche der Reformvorschläge gezeitigt. Solche Schwierigkeiten sind z. B. der durch den eigenartigen Ausbau der drei Mittelschulen bedingte erschwerte Übergang von einer Lehranstalt in die andere, ungleiche Vorbildung beim Bezug der Hochschule; auch daß die meisten neunklassigen Schulen (in den meisten kleineren Städten ausschließlich) humanistische Gymnasien sind. Billigen wir auch nicht Reformvorschläge, Reformgymnasien und Einheitsschule, so möchten wir doch weitgehende Umwandlung von humanistischen Gymnasien in Realanstalten und die „freiere Gestaltung" des Unterrichts in den Oberklassen, wodurch ein Wechsel der Schule und ein Verfolgen des von den Schülern erst in späteren Jahren erkannten Zieles möglich wird. — Von anderen Punkten sind uns wichtig die Turnspiele (nicht Sport), die wir obligatorisch

1) Infolge der summarischen Abfassung des Protokolls können nur die Diskussionsvoten derjenigen Redner eingehender wiedergegeben werden, welche sie selbst aufgezeichnet und dem Herausgeber eingesandt haben. Einige Ergänzungen bietet das Referat über die Sitzungen der pädagogischen Sektion in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, Jahrgang 61, Dezember 1907.

haben möchten, da sonst erfahrungsgemäß die Schüler, die sie am nötigsten haben, wegbleiben; die Beseitigung des Nachmittagsunterrichts (die in München nur gute Erfahrungen gezeitigt hat); die allgemeine Volksschule statt Privatschulen (wir befürchten dadurch eine Förderung der Einheitsschule nicht). Für Kunst sollen an Gymnasien besondere Stunden eingesetzt werden.[1]) — Die wichtigste Abweichung von der allgemeinen Ansicht bezieht sich auf das lateinische Skriptum; wir glauben mit Budde[2]), daß die Beseitigung desselben keine Revolution, sondern eine Evolution ist. — Ich schließe mit dem Dank dafür, daß ich diese Abweichungen betonen durfte, Abweichungen, welche auch bei warmen Freunden des humanistischen Gymnasiums und der Kenntnis des klassischen Altertums möglich und vorhanden sind.

Herr Uhlig (Heidelberg) konstatiert zunächst, daß aus der ungenügenden Anzahl niederer und höherer Realschulen in Bayern den humanistischen Gymnasien Gefahren erwachsen müßten, und betont Herrn Stählin gegenüber, daß auch in Bayern viele Gymnasiallehrer keineswegs auf dessen Standpunkt in der Frage der Anwendung der alten Sprachen ständen. Redner hat während vieler Jahre manche Blicke in den Latein- und Griechischbetrieb an deutschen und außerdeutschen Gymnasien tun können und sich von dem durch starke Beschränkung der Übungen in diesen Sprachen entstandenen Schaden fest überzeugt; das Verständnis der Autoren wird unsicherer, der Fortschritt der Lektüre langsamer, triviale grammatische Erörterungen werden notwendig. Der schon jetzt — und nicht nur von Philologen — beklagte Rückgang des Schriftstellerverständnisses wird bei weiterer Reduktion der Übungen eklatant werden. Wohl ist in der Art der Anwendung der antiken Idiome gesündigt worden, aber bei richtigem Verfahren (wie es z. B. auch am Frankfurter Goethegymnasium herrscht) sind die Übungen den Schülern auch durchaus keine Plage.

Herr Lange[3]) sieht in § 7 der Hirzelschen Thesen eine Überschätzung der Grammatik, die wohl Fundament, nicht aber Selbstzweck sein soll; der von der Hygiene geforderte freie Nachmittag werde sicher kommen, und die sexuelle Belehrung in der Schule sei nicht zu verwerfen.

1) Vgl. A. Rehm, Blätter für bayr. Gymnasialwesen 1906. 42, 43 ff. und Ipfelkofer, Programm des Luitpoldgymnasiums München 1907.

2) G. Budde, Geschichte der fremdsprachlichen schriftlichen Arbeiten an den höheren Knabenschulen von 1813 bis auf die Gegenwart.

3) Vgl. Ztschr. f. d. Gymnasialwesen Dez. 1907. 61, 803 f. (Lange zur Diskussion über Aly ebd. 807 f.)

Der dritte Vortragende, Bibliothekskustos Dr. S. Frankfurter (Wien) sprach über **das Gymnasium im Kampfe der Gegenwart.**[1]) Er führte ungefähr folgendes aus:

Mannigfach sind die Gründe, die in unseren Tagen den Kampf gegen das humanistische Gymnasium, der ja schon lange währt, zu einem so heftigen machen, daß er eine entschiedene Abwehr dringend erheischt. Längst hat die Frage, um die es sich dabei im wesentlichen handelt, aufgehört, das zu sein, was sie von Haus sein sollte, eine pädagogisch-didaktische, sie ist eine soziale und neuerdings eine politische geworden, so daß sie in den Kampf politischer Parteien gezogen wurde, ja sie ist auch eine nationale geworden. Dadurch ist die Frage, die an sich schwierig genug ist, nur um so verwickelter geworden, dadurch ist aber auch ein leidenschaftlicher Zug in die Behandlung einer Schulfrage gekommen, deren Lösung mehr denn andere große Sachkenntnis und vor allem leidenschaftslose Besonnenheit erfordert.

An der Hand der neuesten Reformliteratur zeigt Redner, daß der Kampf gegen das humanistische Gymnasium bereits weit über die Grenzen einer Kritik des Bestehenden und des Strebens nach Reformen hinausgediehen sei, sogar vielfach die Existenz des Gymnasiums selbst durch Leugnung der Berechtigung der klassischen Bildung in unserer Zeit bedrohe. Zur Kennzeichnung dieser Literatur bespricht er eine Reihe charakteristischer Züge, die ihr gemeinsam sei. Sie verkenne oder ignoriere absichtlich die große Veränderung, die sich in Inhalt und Umfang des Lehrstoffes und in der Methode der Behandlung auch auf dem Gebiete des klassischen Unterrichts wie überhaupt des Gymnasialunterrichts vollzogen habe und immerfort vollziehe. Da werde die Vorstellung erweckt, als herrsche auf dem Gebiete des Gymnasialunterrichts eine Art Friedhofsruhe und völliger Erstarrung, während auch hier wie sonst alles im Flusse sei; ja man könne sogar ohne zu starke Übertreibung sagen, vielleicht auf keinem Gebiete herrsche stärkere Bewegung, als auf dem der Pädagogik im allgemeinen und der Gymnasialpädagogik im besonderen, wie sich aus der schier unübersehbaren Literatur — in selbständigen Schriften, in Aufsätzen in Zeitungen und Zeitschriften, in Verhandlungen von Lehrervereinen und Lehrerversammlungen — ergebe und zwar begreiflicherweise, seien doch die Objekte, der Lehrinhalt und die Methode so wandelbar. Ein ferneres Kennzeichen der Reformliteratur sei ein Arbeiten mit großen Worten, die vielfach bloße Schlagworte sind, berechnet, auf den weiten, mit dem Wesen

1) Ein etwas ausführlicherer Auszug erschien in der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium" 19. Jahrg., 1908, Heft 1, S. 30—34.



der Sache weniger vertrauten Leserkreis Eindruck zu machen, große Worte, die bei kritischer Prüfung entweder als ohne innere Berechtigung oder als alte Wahrheiten sich erweisen und die in schillernder Form als neue Heilsbotschaften verkündigt werden. Ein gemeinsamer Zug sei auch, daß an sich richtige Forderungen, deren Berechtigung von keiner Seite bestritten und deren Verwirklichung auch von Freunden des Gymnasiums lebhaft gewünscht werde, mit Angriffen auf den eigentlichen Grundcharakter des Gymnasiums verbunden werden. Eigentümlich ist der Literatur weiter ihr widerspruchsvoller Charakter: nicht nur widersprechen die Schriften einander, indem sie in ihren Forderungen unvereinbar sind, sondern sie leiden auch fast jede für sich an inneren Widersprüchen. Endlich werden Vorwürfe, die, gleichviel ob sie berechtigt oder unberechtigt sind, alle höheren Lehranstalten oder die Schule an sich treffen, gegen das Gymnasium erhoben und dadurch beim Publikum der Gedanke geweckt, als sei das Gymnasium und im besonderen der Philologe der Feind, der bekämpft werden müsse.

Wie sehr das Gymnasium darunter leidet, liegt auf der Hand: es hat die frühere allgemeine Wertschätzung eingebüßt und wird in seinem Wirken gehemmt, das mangelnde Vertrauen lähmt auch seine Erfolge. Allein nicht nur das Gymnasium wird bekämpft, sondern auch der humanistische Bildungsgedanke, dem es dient, und deshalb handelt es sich in diesem Kampfe um eine allgemeine Bildungsfrage, ja um eine Kulturfrage. Deshalb tut Abwehr dringend not. Daß in diesem Kampfe, der sich vornehmlich gegen die Philologen richtet, diese, als die meistangegriffenen, im Vordertreffen auch in der Abwehr stehen müssen, sei klar; allein diese kann nicht lediglich Sache der Philologen sein. Denn es gibt viel mehr Freunde der klassischen Bildung und ihrer Erhaltung, als man gemeinhin glaubt. Es ist ferner unrichtig, wenn man vielfach meint, der Kampf gehe nur die Männer der Schule an. Vielmehr sollten die Männer der Wissenschaft mehr, als es bis jetzt geschehen ist, die Männer der Schule in diesem schweren Kampf unterstützen, denn auch für sie kann die Frage der Jugendbildung nicht gleichgültig sein, auch vom Standpunkt ihrer Aufgabe, Jünger der Forschung und Männer heranzubilden, die in verschiedenen führenden praktischen Berufen wirken sollen.

Der Kampf gegen das Gymnasium und im besonderen gegen den altklassischen Sprachunterricht hat auch in den Kreisen der Schulmänner selbst Zaghaftigkeit, ebendeshalb, weil sie sich isoliert sahen, hervorgerufen; es stellte sich vielfach bei ihnen das Gefühl ein, als stünden sie auf verlorenen Posten, da ja auf die Dauer die

Dinge sich nicht halten ließen. Das zeigt sich auch in manchen Reformschriften, die aus diesen Kreisen hervorgingen.

Daß in dem schweren Kampfe, den das Gymnasium jetzt zu führen hat, die Tagespresse eine große Rolle spielt, hat bereits Herr Hirzel hervorgehoben, doch kann Redner ihm darin nicht völlig beipflichten, daß gerade der Tagespresse der Vorwurf wegen des Tones gemacht wird, in dem die Polemik geführt wird. Es ist das eine Verkennung des eigentlichen Gegners. Mit Recht hat man gelegentlich die Tagespresse das Thermometer der öffentlichen Meinung genannt, und in der Presse erscheinen ebensowohl freundliche wie feindliche Artikel. Man muß daran festhalten, daß heute die Zeitungen nicht nur von den eigentlichen, den Berufsjournalisten, gemacht werden, sondern daß die wirksamsten Artikel von außenstehenden Mitarbeitern herrühren. Und die schärfsten Angriffe gegen das Gymnasium werden nicht von den „Zeitungsschreibern", sondern von Männern erhoben, die durch ihren Namen auf das Publikum Eindruck machen: es sind darunter Universitätsprofessoren und Männer, die selbst am Gymnasium gewirkt haben und deshalb als Kronzeugen gegen das Gymnasium gelten. Redner braucht hier nicht Namen zu nennen, sie drängen sich jedem auf. Auch hier muß gesagt werden, daß die Verteidiger des Gymnasiums nicht den Gegnern die Zeitungen überlassen und, wenn auch unsachliche, Angriffe sachlich, aber entschieden und jederzeit zurückweisen sollten.

Endlich, vielleicht schon zu spät, ist die Erkenntnis gereift, daß hier wie sonst Organisation und Zusammenfassung der Kräfte not tun. So sind in Berlin und in Wien — es verdient festgehalten zu werden, unabhängig voneinander — Abwehrvereine ins Leben gerufen worden in den „Vereinen der Freunde des humanistischen Gymnasiums", deren Vorläufer der rühmlich wirkende „Deutsche Gymnasialverein" in Heidelberg ist."

Redner berichtet dann eingehend über die Entwicklung und die Tätigkeit des Wiener Vereins, der in kaum mehr als Jahresfrist es auf die Zahl von 750 Mitgliedern, unter denen sich außer Schulmännern, und zwar Lehrern aller Fächer, auch Angehörige aller Berufsstände und Vertreter beider Häuser des Reichsrates befinden, ferner 16 gründende Mitglieder, die die hervorragendsten Namen von Staatsmännern, Industriellen, Kirchenfürsten aufweisen, gebracht hat, und legt die von ihm bisher veröffentlichten drei Hefte der „Mitteilungen" vor, deren zweites und drittes er an die Mitglieder der pädagogischen Sektion im Namen des Vereinsvorstandes zur Verteilung bringen ließ.

Schließlich zeigt er, daß die Abwehrbewegung ebenso wie der Kampf gegen das Gymnasium, der sich ja nicht auf Deutschland

und Österreich beschränke, international sein sollte, denn die Ziele und Aufgaben der humanistischen Bildung seien überall die gleichen. Es müsse jedoch dafür gesorgt werden, daß sie unbeschadet alles Strebens, die Schuleinrichtungen zu verbessern und die Gymnasien den berechtigten Forderungen der Gegenwart anzupassen (gerade die Freunde des humanistischen Gymnasiums müssen entschieden dafür eintreten), im wesentlichen unverkümmert bleiben. Würden in den einzelnen Ländern solche Vereine geschaffen werden, die auf die Mitwirkung der Schulmänner und natürlich auch der Philologen nicht verzichten dürfen — der Schwerpunkt muß jedoch auf die Teilnahme von Freunden aus allen Gesellschaftskreisen und Berufsschichten, namentlich auch der praktischen, gelegt werden — und die bei aller Differenzierung im einzelnen in den Hauptzielen zusammengehen und deren Leitung in irgendeine, wenn auch lose, Verbindung treten, so würde damit der Sache der Bildung und der Wissenschaft ein großer Dienst geleistet werden. Dazu wollte der Vortragende durch seine Ausführungen anregen.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Über die anfangs gestellten Anträge von Herrn Aly, den Thesen der beiden ersten Vortragenden vollständige Zustimmung zu erteilen und eine Unterrichtskommission zu ernennen, soll in der Freitagssitzung verhandelt und beschlossen werden.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, nachmittags 4 Uhr.

Vorsitzender: Dr. E. Probst.

Diskussion zu den Parallelvorträgen über Universität und Schule, gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung (vgl. S. 22 ff.) von den Herren

F. Klein (Göttingen): Mathematik und Naturwissenschaft.

P. Wendland (Breslau): Altertumswissenschaft: a) Sprachwissenschaft, b) Archäologie, c) Hellenismus.

Al. Brandl (Berlin): Neuere Sprachen.

Ad. Harnack (Berlin): Geschichte und Religion.

Zum ersten Vortrag ergreifen nur die Herren Maurer (Saarbrücken) und Witting (Dresden) das Wort. Des letzteren Antrag: „Alle anwesenden Vertreter der Schule sind mit den Ausführungen

des Herrn Klein vollständig einverstanden", wird einstimmig angenommen.

Zum zweiten Vortrag wünscht Herr Imelmann (Berlin) einen obligatorischen Kurs über römisches Recht an den Gymnasien, den jedoch die Herren Wendland und Uhlig (Heidelberg) nicht für richtig halten. Herr Aly (Marburg) schlägt zur Entlastung der Universitätsprofessoren die Einrichtung von Assistentenstellen vor. Die Assistenten wären die gegebenen Berater der Studenten; aus ihnen ließen sich die Privatdozenten heranziehen. Er ist gegen einen Studienplan, aber durchaus für einen Lehrplan. Herr Wendland erwidert, daß auch bei Einrichtung solcher Assistentenstellen der Verkehr der Studenten mit den Professoren nicht zu umgehen sei. Nach einem weiteren zustimmenden Votum von Herrn Hausrath (Karlsruhe) begründet Herr Löschcke (Bonn) seinen Antrag: „Die philologischen und archäologischen Mitglieder der pädagogischen Sektion befürworten dringend, daß ein volles Zeugnis erteilt werde, wenn der Kandidat die Prüfung in Griechisch und Latein für alle Klassen und eine Prüfung in Archäologie, die deren Vertreter abzunehmen hat, bestand." Derselbe findet die Zustimmung der Versammlung.

Zum dritten Vortrag: Herr Uhlig stellt fest, daß das zweite und dritte Referat die Grenzen des Themas überschreitend auch über Gestaltung des Unterrichts gehandelt haben, nennt dann eine Reihe von Punkten des Vortrags Brandl, mit denen wohl jeder einverstanden sein werde, und hebt besonders die Zweckmäßigkeit der in Berlin üblichen Zwischenprüfungen (in Latein) hervor. Dagegen läßt er die vorgeschlagene Folge der Fremdsprachen im Gymnasium nicht gelten. Im übrigen scheint ihm die Orthoëpie im fremdsprachlichen Unterricht jetzt ebensosehr überschätzt, wie früher unterschätzt zu werden. Man findet hübsch, den Ostpreußen, Deutschrussen, Wiener gleich an seiner Aussprache zu erkennen; warum soll der Deutsche nicht auch an seiner Aussprache des Französischen und Englischen erkannt werden dürfen? Man verliert zuviel Zeit mit der Aussprache. Im Gegensatz zu Herrn Brandl beweist dann Redner an einem Beispiel das Unbegründete der Meinung, daß die Zunge im Verlauf der Schuljahre wesentlich steifer werde.

Herr Stengel (Greifswald) mahnt zur Geduld der erst im Ausbau begriffenen Neuphilologie gegenüber. Sie werde trotz großer Schwierigkeiten kraftvoll sich entwickeln; man solle nur Front machen gegen jede Einmischung Unberufener und der ganzen Sache mehr Kräfte und mehr Geld zuwenden. Herr Leo (Göttingen) wendet sich gegen die Zwischenprüfungen und gegen die Scheidung in alte und neue

Philologie; es gebe überhaupt nur eine Philologie. Zum Schluß verteidigt Herr Brandl seinen Standpunkt.

Zum vierten Vortrage bemerkt Herr Uhlig: Besonders einleuchtend in dem belehrenden und erhebenden Vortrage war die Forderung an die Lehrer des Geschichtsunterrichts, daß die Epoche, in welcher dem antiken Lebensideal das so verschiedene christliche gegenübertrat und herrschend wurde, eindringender zu behandeln sei. Zweifellos richtig war auch die Forderung historischer Kritik auf oberen Schulstufen. Das Unterlassen von solcher ist zum Teil schuld daran, daß bisweilen Männer der exakten Wissenschaften, die auf ihrem Gebiet die schärfste Skepsis üben, gegenüber höchst anfechtbaren Überlieferungen eine merkwürdige Vertrauensseligkeit zeigen. Gegenüber den von Harnack angeführten eklatanten Beispielen von Unkenntnis der gegenwärtigen öffentlichen Einrichtungen möchte ich aber bitten nicht zu generalisieren: in der Schweiz und verschiedenen deutschen Staaten werden bürgerkundliche Kenntnisse in höheren Klassen gelehrt, und vom Erfolge habe ich mich an badischen Abiturientenexamina wiederholt überzeugt.

Sehr billigenswert ist der Wunsch für den Religionsunterricht, daß die protestantischen Schüler höherer Stufen klarere und würdigere Anschauungen vom katholischen Glauben und Kultus bekommen möchten, auch wenn von katholischer Seite nicht vollständig Gegenrecht geübt werden sollte; das ist pädagogische, wie politische Pflicht. Die Forderung Harnacks, in den mittleren Klassen den Religionsunterricht zu unterbrechen, ist sehr berechtigt; denn in diese Zeit fällt der Konfirmandenunterricht. Dadurch wird das zeitweilige Zuviel von religiöser Belehrung und das gleichzeitige Einwirken auf die Konfirmanden vom Geistlichen und Lehrer vermieden, die oft in ihren Ansichten stark auseinandergehen. Schließlich sind noch zwei Hauptschwierigkeiten des protestantischen Religionsunterrichtes zu erwähnen. Nach der Ansicht vieler Theologen hat die an den Berichten der Evangelisten geübte Kritik die Dogmatik wesentlich erschüttert, und, um den theologischen Streit nicht in die Schule zu tragen, ist verlangt worden, die Dogmatik ganz wegzulassen; allein das ist in der Geschichte Jesu (z. B. in der Auferstehungsgeschichte) unmöglich. Die andere, oft übersehene Schwierigkeit entspringt aus der Verschiedenheit der religiösen Überzeugungen bei den Eltern verschiedener Schüler. Der Umstand, daß liberale Theologen, an das Vorhandensein streng gläubiger Familien nicht denkend, die sogen. Aufklärung von seiten der Lehrer befürworten, hat schon zu ernsten Beschwerden geführt, so daß es vielleicht nötig werden kann, den Religionsunterricht auf oberen Stufen fakultativ zu erklären oder doch Dispensation

in weitestem Maße zu gewähren. Ich spreche hier nicht einseitig für das Recht der Bibelgläubigen, aber ich behaupte allerdings, daß auch ihr Recht anerkannt und gewahrt werden muß.

Herr Deißmann (Heidelberg) spricht für eine Entlastung des Lehrstoffes von den rein doktrinären Materien, für eine stärkere Heranziehung der originalen Schöpfungen christlicher Frömmigkeit und für Sprechstunden vertraulich-privater Natur, in denen besonders die Weltanschauung zur Sprache zu bringen wäre. Herr Aly will den Religionsunterricht nur während der Zeit des Konfirmandenunterrichts missen; die Ansichten über die Entstehung des Alten und Neuen Testaments gehören nicht in die Schule. Herr Neubauer (Frankfurt a. M.) ist für möglichste Einschränkung der Geschichtszahlen und möchte lieber eine schriftliche Geschichtsprüfung. Herr Hirzel (Ulm) wendet sich gegen die Erteilung der Bürgerkunde in der Schule wegen sonstiger großer Inanspruchnahme der Schüler der obersten Klasse.

Herr Harnack erklärt zum Schlusse, daß er Bürgerkunde nicht als Lehrfach aufgefaßt wissen wolle, aber vernachlässigen solle man sie auch nicht. Er wünscht, daß in geschichtlichen Aufsätzen selbsttätig von den Schülern kritisch gearbeitet werde. Die Schilderung des Katholizismus und des alten Protestantismus habe mit all der inneren Teilnahme zu geschehen, die man aufbringen könne, sonst unterbleibe sie besser. Es sei möglich, sowohl im Alten wie im Neuen Testament die Erscheinungen des Katholizismus und alten Protestantismus so darzustellen, daß man alle Teile befriedige; es sei das Objektive, nicht die Meinung der Gelehrten zu geben. Ein durch zwölf Jahre fortgesetzter Religionsunterricht wirke jedenfalls erschlaffend.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. F. Heman.

Herr Aly zieht seinen Antrag betr. Diskussion über die Einsetzung einer Unterrichtskommission in Übereinstimmung mit Herrn Hirzel in Rücksicht auf die beschränkte Zeit zurück. Die Angelegenheit soll der nächsten Versammlung unterbreitet werden.

Die Resolution der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion (siehe dort) wird mit einigen Änderungs- und Ergänzungsvorschlägen [Hirzel (Ulm): „notwendig“ statt „wünschenswert“; Lück (Steglitz): „wissenschaftliche Fortbildungskurse“ statt „Ferienkurse“; Uhlig: es

werde beschlossen, daß diese Resolution an sämtliche Unterrichtsverwaltungen Deutschlands geschickt werde; es sei der Dank auszusprechen auch für teilweise Erfüllung dieser Wünsche, damit diejenigen Behörden, die schon etwas getan haben, sich nicht stoßen können] durch folgenden Beschluß gutgeheißen:

Nachdem die pädagogische Sektion von dem Beschlusse der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion Kenntnis genommen hat betr. die Ergänzung des Hochschulunterrichts im Sinne einer vermehrten Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule, erklärt die pädagogische Sektion nicht bloß ihre vollkommene Zustimmung zu diesem Beschlusse, sondern fügt die Bitte an das Plenum der Philologenversammlung hinzu, diesen Beschluß auch als von der pädagogischen Sektion ausgehend ansehen zu wollen.

Der Vorsitzende: Prof. Dr. Heman.

Herr Klein regt an, zur Weiterleitung der an der Basler Versammlung nicht behandelten Probleme zur Lehrerbildung an die nächste Versammlung eine kleine Kommission zu wählen. Herr Lück schlägt vor, für dasselbe Fach zunächst einen Vertreter der Universität und einen der Schule zu ernennen und mit der Vorbereitung dieser Angelegenheit die Herren Klein und Uhlig zu betrauen. Herrn Münzers Zusatzantrag, den Präsidenten der nächsten Philologenversammlung mit in die Kommission zu wählen, wird angenommen.

Direktor Dr. F. Aly (Marburg) referiert über die **Stellung des Lateins im Lehrplan des Gymnasiums.** Sein Vortrag gipfelt in folgenden 7 Thesen:[1])

1. Die lateinische Sprache hat aus historischen wie aus didaktischen Gründen ein Anrecht auf die Stellung, die sie zurzeit im Lehrplan des humanistischen Gymnasiums einnimmt.

2. Der Betrieb der lateinischen Sprache erfordert eine angemessene Anzahl von Wochenstunden; es sind im ganzen auf den unteren und mittleren Stufen je 8, auf den oberen je 7 Wochenstunden zu verlangen.

3. Der Unterricht in der lateinischen Grammatik dient als Grundlage für die grammatisch-logische Bildung.

4. Die Übersetzungen in das Latein sind auf allen Stufen und auch in der Reifeprüfung festzuhalten.

5. Als Voraussetzung einer ergiebigen Lektüre ist ein einjähriger Kursus in der römischen Geschichte zu fordern.

---

1) Der Vortrag ist im Humanist. Gymnasium 1907 Nr. 6. erschienen.



6. Der Kanon muß reichhaltig und elastisch sein; dem Lehrer ist die größte Freiheit in dieser Hinsicht zuzubilligen, jedoch mit der Beschränkung, daß die Lektüre den erziehlichen Grundsätzen entspricht.

7. Der Kanon:

für VI und V ein Lesebuch mit Einzelsätzen (lateinischen und deutschen) und zusammenhängenden Stücken sagenhaften oder historischen Inhalts, auch Fabeln;

für IV ein Nepos plenior, der aus Justinus, Cicero, Curtius Rufus u. a. ergänzt ist, wie der von Lattmann, in chronologischer Folge, aber mit anekdotenhaftem Charakter, dazu leichtere Fabeln des Phaedrus;

für III 2 Caesar De bello Gallico I—VI und leichtere sowie kürzere Abschnitte aus Ovids Metamorphosen (Delectus Sibelisianus);

für III 1 Caesar V—VII, dafür auch Abschnitte aus De bello civili (Belagerung von Massilia, Curio, Schlacht bei Pharsalus), umfangreichere Stücke aus Ovid, griechische Sagen;

für II 2 Cicero in Catilinam I und III, De imperio Cn. Pompei, Pro Archia, Pro Ligario, Philippica I; Livius aus der ersten Dekade (besonders V und VII, 29—VIII); Virgil Aeneis I und II, Auswahl aus Elegikern (Seyfferts Lesestücke);

für II 1 Sallust Bellum Catilinae, Bellum Iugurthinum; Cicero, Cato maior, Laelius; Livius dritte Dekade (XXI, XXII); Virgil Aeneis IV und VI, Abschnitte aus der zweiten Hälfte, besonders Nisus und Euryalus, Elegiker;

für I 2 Cicero, eine größere Rede (Pro S. Roscio, In Verrem IV, V, Pro Murena, Pro Sestio, Pro Plancio, Pro Milone) oder Auswahl aus den philosophischen Schriften, besonders die zweite von Weißenfels (Somnium Scipionis, Tusculanen I und V, De natura deorum, De officiis), Briefe in Auswahl, historisch geordnet; Tacitus Germania 1—27; Horaz Oden I und II, Epoden 2, 16, Satiren I, 6, 9, II, 1, 6;

für I 1 Tacitus Annalen I—III, Historien IV—V, Dialogus, Agricola; Cicero Orator, Auswahl aus De oratore und Brutus; Horaz Oden III und IV, Episteln I, auch II, 2.

Mit seinen Ausführungen einverstanden sind Herr Thumser (Wien) und Herr Schmidt (Wiesbaden). Herr Hirzel (Ulm) hätte lieber noch mehr Lateinstunden (These 2). Herr Lange (Solingen) verurteilt die schroffe Ablehnung alles Neuen. Für die Anhänger des humanistischen Gymnasiums gebe es gar verschiedene Wege zur

Erreichung desselben Zieles. Man sei verpflichtet, den Schülern auf die Universität etwas mitzugeben, was sie befähige, frei zu urteilen. Die meist geistlosen Übersetzungen ins Latein auf der Oberstufe müssen fallen. Aus der Übersetzung vom Deutschen ins Lateinische sei die Akribie des Geistes eines Schülers nicht sicher zu erkennen, da Drill und Routine bei manchen nachhelfen. Ein Jahr für die Geschichte des Altertums genüge, weil die spätere, ungleich wichtigere Geschichte mehr Zeit in Anspruch nehmen dürfe. Im Reformgymnasium bilde mit Recht das Französische, da es den Jungen näher stehe als Latein, die Grundlage, zum Vorteil der alten Sprachen. Der Referent weist unter Zustimmung der Mehrheit die Einwendungen Langes zurück. Auf eine Abstimmung wird verzichtet.

Herr Stählin (München) führt aus: Wenn Herr Lange vom Standpunkt des Reformgymnasiums aus Bedenken und abweichende Ansichten geäußert hat, so möchte auch ich es zugleich im Namen einer großen Zahl bayrischer Kollegen von dem des humanistischen Gymnasiums tun. Wir haben auf den Generalversammlungen unseres Vereins 1901—1905 die Frage des Lateinunterrichts, 1907 in der Münchener Gymnasiallehrer-Vereinigung genau das heutige Thema (Referent Gymn.-Prof. Flierle[1]) behandelt. Da hat sich das Urteil über die historische Stellung des Lateins mit der Zeit zugunsten des Griechischen verschoben, nachdem ersteres jahrhundertelang dem Abendland griechische Kultur und Literatur vermittelt hat. Auch wird der didaktische Wert des Lateins von uns nicht so hoch geschätzt. Nicht einmal Ciceros Sprache (von den andern im vorgeschlagenen Kanon genannten Schriftstellern ganz zu schweigen) stimmt mit den Gesetzen der Grammatik ganz überein, deren Beachtung wir von den Schülern verlangen. Ebenso halten wir die Übersetzungen ins Lateinische nicht für so wertvoll, da die geistigen Fähigkeiten, die dabei bewiesen werden, nicht der Inbegriff der zu weckenden Geisteskräfte sind; denn selbst auf der Oberstufe wiegt oft das rein Gedächtnismäßige vor. Flierle will infolgedessen 12 von den 66 Lateinstunden dem Griechischen und andern Fächern zuweisen. — Schon 1888 traten fast drei Viertel der bayrischen Gymnasiallehrer für eine Ergänzung der Reifeprüfung durch eine lateinisch-deutsche Übersetzung ein, ein kleiner Bruchteil wollte sie an Stelle der deutsch-lateinischen setzen; seitdem hat letztere Anschauung immer mehr Anhänger gefunden. Vom vorgeschlagenen Kanon möchten viele von uns zugunsten der griechischen Lektüre Abstriche

1) Sein Vortrag ist veröffentlicht in den Blättern für das Gymnasial-Schulwesen 43 (1907), S. 641—662.

vornehmen (z. B. von Ciceros philosophischen Schriften). — Damit glaube ich gezeigt zu haben, daß die vorliegenden Thesen über die Stellung des Lateins im Lehrplan des humanistischen Gymnasiums bei einer großen Zahl meiner bayrischen Kollegen nicht Zustimmung finden würden.

Nach einer Bemerkung von Herrn Decker (Kornthal) gegen das Reformgymnasium bemerkt Herr Aly in seinem Schlußvotum, daß er nicht den Untergang des Reformgymnasiums wolle; nur verwahre er sich gegen den Zwang, der von reformgymnasiumfreundlicher Seite ausgeübt werde. Er wolle die preußischen Lehrpläne von 1901. Eine Abstimmung findet nicht statt, da solche Fragen nicht durch Majoritäten entschieden werden.

Professor Dr. H. Planck (Stuttgart) spricht über **die humanistische Bildung der Mädchen.**[1])

Die Frage, ob Mädchen überhaupt Anteil an der humanistischen Bildung erhalten sollen, ist nach dem heutigen Stand der Dinge erledigt; jedoch kann es sich nur um eine Auslese von solchen handeln, welche die erforderliche Gesundheit und Nervenkraft, gute Begabung und die nötigen Charaktereigenschaften besitzen — vor allem darf es nicht bloße Modesache werden! Dagegen ist es kein Unglück für ein Mädchen, diese Bildung in einen nichtakademischen Beruf mitzunehmen (z. B. den der Gattin und Mutter). Aber wie und wo soll sie geschehen? Durch Koëdukation, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo 93% der Jugend mit gutem Erfolg gemeinsam unterrichtet werden? oder durch selbständige Mädchengymnasien, wie z. B. in Stuttgart? oder durch Angliederung von Gymnasialklassen an die Höhere Töchterschule (Gabelung oder Aufbau)?

Koëdukation ist das Billigste und zugleich ursprünglich germanische Sitte, die aber in den höheren Schulen durch den Einfluß der romanischen Klostererziehung verdrängt worden ist. Zwar Württemberg nimmt seit lange bis zum 14. Jahre und seit einiger Zeit auch in die oberen Klassen von Vollanstalten Schülerinnen auf, in Baden ist dies noch mehr der Fall, seit diesem Jahre auch in Sachsen und Elsaß-Lothringen,[2]) ebenso in der Schweiz da und dort. Aber Preußen und Bayern wollen davon nichts wissen. Allein wir müssen von Billigkeit und Vorbildern fremder Staaten mit ganz

1) Der Vortrag ist abgedruckt in den Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum, XXII, 1908, Januarheft.

2) Ein genaues Verzeichnis der höheren und mittleren Schulen Deutschlands mit gemeinsamem Unterricht gibt der Jahresbericht des Vereins „Frauenbildung—Frauenstudium" 1907.



anderen Verhältnissen absehen und selber Erfahrungen gewinnen. Diese sind bis jetzt für kleinere Schulen bis zu 14 Jahren, namentlich ländliche, günstig. Für die oberen Klassen hat Württemberg noch zu wenig Erfahrung, dagegen sind die Ergebnisse in Baden (Mannheim, Heidelberg) gute. Die Mädchen sind meist begabter und ihre Anwesenheit legt dem Lehrer heilsame Selbstbeherrschung auf, nur ist da, wo kein Reformgymnasium besteht, die Notwendigkeit der Wahl zwischen Gymnasium und Höherer Töchterschule schon mit neun Jahren mißlich. In der Lektüre müßte eine sorgfältige Auswahl getroffen werden, andrerseits wäre der Herzensanteil der Mädchen beim Unterricht ein gutes Gegengewicht gegen die Nüchternheit oder Blasiertheit vieler Gymnasiasten. Vom erziehlichen Standpunkt gibt es schwerere Bedenken; die ausschließliche Einwirkung von männlichen Lehrkräften bis hinauf in die obersten Klassen wäre zu beseitigen, besonders geeignete Lehrerinnen müßten ihnen zur Seite stehen, in der ganzen Anstalt und in den einzelnen Klassen muß der Geist der Zucht und Ordnung herrschen, wenn das Zusammensein der beiden Geschlechter, namentlich in den oberen Klassen, nicht zu Unzuträglichkeiten führen soll.

Die Angliederung weiblicher Gymnasialklassen an die Höhere Töchterschule (wie z. B. in Karlsruhe) in Form von Abzweigung nach dem 6. oder 7. Schuljahr sieht einen Lehrgang von sechs Jahren voraus und ist sehr empfehlenswert, wo die rechten Männer an der Spitze stehen und der Unterricht nicht bloß in den alten Sprachen, sondern auch in Französisch, Mathematik, Geschichte und Literatur gesondert von der Höheren Töchterschule durch akademisch gebildete Lehrkräfte erteilt wird (das Karlsruher Mädchengymnasium wird staatlich unterstützt und erteilt seit 1904 eigene vollgültige Reifezeugnisse). Größer ist die Zahl der Anstalten, die statt der Gabelung den Aufbau gewählt haben, fast alle nach dem Vorbild des Realgymnasiums mit einem Lehrgang von 4(—5) Jahren. Dies ist günstig für solche Mädchen, welche sich erst nach Absolvierung der Höheren Töchterschule zum Studium entschließen. Aber verkehrt wäre es, diesen Weg für den einzig richtigen auszugeben, denn die Erziehung zum wissenschaftlichen Denken kommt zu spät, das Überhasten ist fast unausbleiblich, und es ist unnatürlich, daß die Auslese von Mädchen erst 9—10 Jahre in der Töchterschule mit dem großen Haufen schwimmen muß. Die Frage muß vielmehr lauten: Was ist erforderlich, damit die Auslese von Mädchen, die eine tiefergehende wissenschaftliche Vorbildung erstreben, dieser ganz teilhaftig werde ohne unbillige Erschwerung und ohne den Nachteil der Schnellbleiche?

Zum Schluß wird noch das Stuttgarter Mädchengymnasium geschildert, das 1899 mit drei Schülerinnen gegründet, erhebliche Staats- und Stadtbeiträge erhält, aber als reine Privatanstalt von einem Aufsichtsrat mit voller Selbständigkeit geleitet wird. Ein Reformgymnasium mit sechsjährigem Lehrgang, nimmt es vom dreizehnten Jahre ab Mädchen aus einer Töchter- oder Lateinschule auf. Der Lehrplan weicht darin vom Karlsruher Mädchengymnasium ab, daß er auf Übersetzungen aus der Muttersprache stärkeres Gewicht legt. Die Form des humanistischen Gymnasiums haben wir gewählt, weil uns Latein ohne Griechisch als eine Halbheit erschien, und weil wir den Mädchen, die im allgemeinen mehr sprachlich-ästhetisch-literarisch veranlagt sind, gerade die Meisterwerke der dem weiblichen Empfinden näher als die römische stehenden griechischen Literatur nicht vorenthalten wollten. An der Spitze steht eine Vorsteherin; die Lehrerinnen und die meist im Nebenamt Unterricht erteilenden Lehrer beziehen ihr Honorar nach gleichem Satz. Die verhältnismäßig kleinen Klassen (7—15 Schülerinnen) und der Eifer der Lehrkräfte ermöglicht die Korrektur fast der doppelten Anzahl schriftlicher Arbeiten und Bewältigung von mindestens gleichviel fremdsprachlicher Lektüre als an den Knabengymnasien. Bisher haben 18 Schülerinnen ihre Reifeprüfung an einem humanistischen Gymnasium mit Erfolg, teilweise mit Auszeichnung bestanden, drei die Apothekerprüfung. Das 9. Schuljahr ist im September 1907 mit 63 Schülerinnen in 6 Klassen angetreten worden.

Bei der Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse und der dem weiblichen Geschlecht geöffneten Studienwege darf zurzeit von einem allein seligmachenden Weg noch nicht gesprochen werden; als Humanisten freuen wir uns, wenn dem Gymnasium in den Reihen deutscher Frauen und Töchter begeisterte Anhängerinnen erstehen und grüßen alle Mitstreiterinnen mit einem herzlichen ἀγαθῇ τύχῃ.

(Aus dem Referat gekürzt.)

Herr Uhlig spricht seine freudige Zustimmung zum eben gehörten Vortrag aus und ergänzt ihn durch Mitteilungen zuerst über italienische Verhältnisse. Seit etwa 25 Jahren werden auch Mädchen an Ginnasi und Licei unterrichtet und gehören zu den besten Elementen der Schulen. Mißstände sind nicht vorgekommen. Der Sprechende kennt nur eine Anstalt, das Ginnasio und Liceo Ennio Quirino Visconti zu Rom, wo die Mädchen (der ungemein großen Anzahl wegen) gesondert und von sehr tüchtigen Lehrerinnen (sämtlich Dottoresse der Universität Bologna oder Rom) unterrichtet werden. Das Zuströmen der Mädchen zu den humanistischen Lehranstalten kommt nach der Meinung des Redners durchaus nicht von

einem niedrigen Stande der höhern italienischen Mädchenschulen; Anstalten wie die Scuola Adelaide Cairoli in Florenz seien vorzüglich. — Dann kommt Redner auf die den Knabengymnasien vollkommen gleich gestaltete, vom Verein für erweiterte Frauenbildung gegründete und von Dr. Ritter v. Kraus in Wien ausgebaute Anstalt zu sprechen. Besonders günstig waren die Eindrücke von einigen altphilologischen Lehrern mittlerer und oberer Klassen; speziell berührte neben dem Eifer und der Begabung der Schülerinnen die fast allgemein zutage tretende körperliche Frische und Gesundheit wohltuend. — Schließlich wird ausdrücklich zwei Äußerungen Plancks zugestimmt, daß die humanistische gymnasiale höhere Mädchenbildung einen selbständigen, von Berufsabsichten unabhängigen Wert habe, und daß bei der humanistischen Mädchenbildung nicht der Zeitfolge, aber der Wertschätzung nach der griechische Unterricht dem lateinischen vorantreten muß, da die griechische Literatur in vielen hervorragenden Zeugnissen geradezu geschaffen scheint, den weiblichen Geist zu erfreuen und zu bilden, während die lateinischen Schulautoren sich zum geringsten Teil zur Lektüre für Mädchen wirklich eignen.

Herr Lüning (St. Gallen) konstatierte auf Grund langer Erfahrung, daß Unzuträglichkeiten im Verkehr der Mädchen mit den Knaben sich nur ganz selten zeigen; dafür sei der gegenseitige Einfluß ein durchwegs günstiger. Herr Helbing (Karlsruhe) findet eine Auslese in der Lektüre bei den Mädchen dank dem feinern Takt derselben eher weniger nötig als bei den Knaben. Herr Lück (Steglitz) warnt davor, Organisatorisches von den Mädchengymnasien auf die Knabengymnasien zu übertragen und glaubt, daß das Interesse für Mathematik und Naturwissenschaften bei den Mädchen groß sei. Schuld an etwa zutage tretender Interesselosigkeit ist nach Herrn Kleins (Göttingen) Überzeugung besonders eine Überspannung der Mathematik, bei der sich eben nichts forcieren lasse. Herr Jantzen (Königsberg) betont die Gefahr der Heranziehung von Mannweibern, der man rechtzeitig begegnen müsse. Eine Entscheidung des Studiums schon mit 12 Jahren sei verfrüht und hygienische Gründe sprechen eher für vier statt sechs Gymnasialjahre. Für die Mädchen genüge eine Vermittlung des geistigen Lebens der Antike durch gute Übersetzungen. Das Latein sei aber gut für die Bildung des historisch-wissenschaftlichen Sinnes, der bei Erlernung der neueren Sprachen nützlich sei.

Hofrat Dr. Mathy (Karlsruhe) hat zugunsten einer ausgiebigen Diskussion seinen Vortrag zurückgezogen; er wird ihn auf Antrag von Herrn Lück (Steglitz) in der nächsten Versammlung halten.

Archäologische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 24. September 1907,
nachmittags 3 Uhr 15 Minuten.

Als Vorsitzender wurde gewählt — nachdem Prof. Dr. C. Robert (Halle) die Wahl abgelehnt — der erste Obmann Prof. Dr. H. Dragendorff (Frankfurt a. M.), als zweiter Vorsitzender Dr. Th. Burckhardt-Biedermann (Basel) und als Schriftführer Dr. Goeßler (Stuttgart), Dr. Barthel (Freiburg i. Br.) und Dr. von Salis (Basel).

Die Sitzung war ganz der mykenischen Frage gewidmet.

Dr. G. Karo, Sekretär des Deutschen archäologischen Instituts in Athen sprach zuerst über das Thema: **Mykenisches aus Kreta.** (Mit Lichtbildern.)

I. Kuppelgräber.

Während bisher Kuppelgräber nur aus reif „mykenischer“ Zeit (= Evans' Late Minoan II/III) bekannt waren, ist diese Form auf Kreta schon in der Epoche der „Kykladen“-Kultur (= Early Minoan) voll entwickelt. Im Gegensatz zu den kleinen Rundgräbern, die Tsuntas auf Syra entdeckt hat, sind die kretischen großen Stammesgrüfte von 8—9 m Durchmesser, in denen bis zu 200 oder mehr Leichen lagen. Ein Dromos führte zu der niedrigen, mit einer großen Steinplatte verschlossenen Tür des Grabes; die Anordnung im Innern ist unsicher, da alle bisher gefundenen Kuppelgräber (eines bei Hagia Triada durch Halbherr, drei durch Xanthudidis bei Kumasa, südöstlich von Gortyn, ausgegraben[1]) eingestürzt und zum Teil ausgeraubt sind. Der Einsturz ist bei diesen mächtigen Bauten aus kleinen unregelmäßigen Steinen sehr begreiflich. In H. Triada beweisen Reste von Tonsärgen, daß hier die vornehmen Toten schon gerade so beigesetzt wurden wie in den folgenden Perioden auf Kreta. Tönerne und steinerne Sarkophage (Larnakes) sind ja besonders in

1) Memorie d. Inst. Lombardo 1905, 235. BSA. XII, 10.

der spätminoischen Zeit häufig. Das Grab von H. Triada liegt allein, in Kumasa bilden drei runde und eine rechteckige Gruft einen kleinen Friedhof; ein gepflasterter Platz daneben konnte zu Leichenfeiern, Opfern, Wettspielen dienen.

Die Beigaben in allen diesen Gräbern sind einheitlich, altertümlich. Monochrome Tongefäße mit geritzten Ornamenten, zahlreiche Steingefäße und -geräte, Bronzedolche, die in der Form von den alten Feuersteinmessern abhängen, wenig Goldschmuck, steinerne Idole, steinerne und elfenbeinerne Siegel. Also ähnliches Totengerät wie auf den Kykladen, nur reicher und (bis auf einige aus einer jener Inseln importierte Marmoridole) im Stile durchaus verschieden, viel weiter fortgeschritten. Besonders schön ist ein Siegel aus Elfenbein in Gestalt eines Adlerweibchens, an das sich zwei Junge schmiegen (Kumasa). Einige der bunten kretischen („Kamares-") Gefäße fanden sich in der obersten Schicht von H. Triada. Sie beweisen, daß die Gruft bis in die „mittelminoische" Zeit hinein benützt wurde. Als sie dann voll war, legte man neben ihr kleine rechteckige Kammern an (im ganzen 12, mit gegen 50 Toten), die sich an das große Heroon anlehnen: ein bedeutsames Zeichen für die Kontinuität in Kultur und Totenkult.

Aus entwickelt „mittelminoischer" Zeit stammt ein benachbartes Kuppelgrab von H. Triada. Nahe dabei finden sich wieder kleine Kammern für die einfacheren Bürger (ein Massenfriedhof für die Armen in Palaikastro, BSA. IX, 352: die Toten liegen hier, zwischen parallelen Mauern, mit ärmlichen Beigaben einfach in der Erde). Diese beiden Typen der Gruft bestehen auf Kreta weiter durch die ganze „spätminoische" Epoche bis in die geometrische Zeit hinein. Jedoch sind die Kuppelgräber selten gerade in der Zeit der prachtvollen Tholoi von Mykenä und Orchomenos, und an Schönheit und Kunst kann sich mit diesen kein kretisches Grab auch nur entfernt messen, höchstens das „Königsgrab" von Isopata bei Knosos (Evans, Prehistoric Tombs of Knosos), das jedoch rechteckigen Grundriß besitzt. Anderseits sind die dekorativen Elemente der festländischen Kuppelgräber direkt von Kreta übernommen, ebenso wie das konstruktive Prinzip auf Kreta zuerst ausgebildet wurde. Man wird annehmen dürfen, daß kretische Künstler, nach der Zerstörung der großen Paläste, um 1400 v. Chr. ihre verarmte Heimat verließen und Lehrmeister der „mykenischen" Architekten wurden, auch selbst wohl auf dem Festlande Bauten errichteten, die alle kretischen Gräber an Pracht weit übertrafen. Denn jene mykenischen Kuppelgräber fallen zeitlich in die unmittelbar auf den Zusammenbruch der kretischen Hegemonie folgende Periode (Late Minoan III).

II. Stadtanlagen.

Es ist für das Verständnis der altkretischen Kultur von höchster Bedeutung, daß keine ihrer Städte, keiner der prächtigen Paläste die geringste Spur einer Befestigung zeigt (auch keine Lehmziegelmauern!), ja daß sogar die Städte ohne Rücksicht auf strategische Position angelegt sind. Man kann dies verfolgen: in Knosos, wo der Berg östlich und die höheren Hügel westlich vom Palaste diesen bedrohen; in Phaistos, wo westlich vom Palasthügel ein höherer ansteigt, der ihn beherrscht; in H. Triada, das am unteren Abhang eines Berges unbewehrt liegt; in Gurniá, wo höhere Hügel die Mulde, in der die Stadt liegt, einschließen; in Palaikastro, dessen Städtchen südlich von einem zur Burg wie geschaffenen Berge frei in der Ebene erbaut ist. Nirgends sind die starken, bedrohlichen Positionen besetzt. Es herrschte Frieden im Innern Kretas, und kein Feind drohte von außen. Ein solcher in der Antike einziger Zustand ist nur möglich unter einem einheitlichen, starken Königtum, das seine Insel durch eine übermächtige Flotte zu schützen weiß: die sagenhafte Thalassokratie des Minos zeigt sich als Abglanz historischer Wahrheit.

Von der Bedeutung der Flotte zeugt die kleine Stadt, die Seager im Sommer 1907 auf dem Felseneiland Pseira in der Mirabello-Bucht ausgegraben hat. Der öde, wasserlose Felsrücken ist zu menschlicher Behausung so ungeeignet wie möglich. Aber er besitzt den einzigen gegen den Nordsturm geschützten Hafen in dieser Gegend, und so erwuchs hier ein Schifferstädtchen, dessen Blüte die erstaunlich reichen Funde beweisen (Ton- und Steingefäße schönster Kunst, sogar Stuckreliefs mit lebensgroßen Figuren). Auf dem Meere lag im 2. Jahrtausend v. Chr. Kretas Macht und Reichtum.

An die Zuhörer wurden verteilt:

ein gedrucktes Schema der Epochen altkretischer Kultur (nach Evans und Mackenzie)

und eine gedruckte Karte der Insel Kreta, östliche Hälfte.

Als Illustration zu dem Vortrag diente die Ausstellung einer Reihe von galvanoplastischen Nachbildungen kretischer Altertümer von E. Gilliéron in Athen (Fabrikaten der „Galvanoplastischen Kunstanstalt“ zu Geislingen, Württemberg).

Eine Diskussion fand nicht statt.

Nach diesem Vortrage behandelte Prof. Dr. Fr. v. Bissing (München) das Thema: **Die mykenische Kultur in ihren Beziehungen zu Ägypten** (mit Lichtbildern).[1])

1) Erscheint ausführlich in den Schriften des Deutschen archäologischen Instituts.

Der Vortragende führte aus, daß die relative Chronologie der kretischen Funde dank Evans', Mackenzies, der Italiener und Amerikaner Forschungen feststände; nicht so die absolute Chronologie. Bei dem einstweiligen Mangel sicherer Nachrichten über das Verhältnis Mesopotamiens und Syriens zu Kreta können allein die ägyptischen Denkmäler die Grundlage zu einer absoluten Chronologie geben. Sie sind denn auch seit langem von Petrie, Evans und anderen herangezogen worden, allein nicht immer dürfte bei diesen Versuchen Sicheres und Unsicheres, Mögliches und Unmögliches genügend geschieden sein.

Etwas verzwickt wird die Frage durch die Verschiedenheiten in der modernen Auffassung der ägyptischen Chronologie. Bis zum Beginn des neuen Reiches herrscht, von ganz unbedeutenden Differenzen abgesehen, Einhelligkeit: Amosis I. setzt E. Meyer von 1580 bis 1557, die großen Könige der 18. Dynastie Tuthmoses III., Amenophis III., Amenophis IV. sterben 1447, 1380, 1363, der erste König der 20. Dynastie Ramesses III. 1179, die 21. Dynastie herrscht um 1100.

Die Hyksoszeit, die Amosis I. unmittelbar vorausgeht, will Meyer auf etwa 100 Jahre zusammenstreichen, die antike Tradition läßt sie viel länger, bis höchstens 800 Jahre dauern. Sie umfaßt die 15. bis 17. Dynastie. Ein Ereignis, das unter einem der ersten Hyksoskönige vorfiel, hat also nach Meyer nach 1700, nach der antiken Tradition nach 2400 v. Chr. stattgefunden. Viel schlimmer wird aber die Differenz, wenn wir höher hinauf, bis zur 12. Dynastie, steigen. Nach Meyer erreichen wir damit etwa das Jahr 2000, nach Petrie und der antiken Tradition die Zeit um 3400. Solange wir also in den kretisch-ägyptischen Gleichzeitigkeiten über die 15. Dynastie nicht hinauskommen, haben wir einigermaßen festen Boden unter den Füßen, darüber hinaus gelangen wir ins Uferlose.

Steigt man nun von unten hinauf in der Reihe der ägyptischen Denkmäler, die zu Kreta in Beziehung stehen, so zeigt sich, daß die Funde aus der 21. und 20. Dynastie (Bügelkanne in London aus Deir el Bahri, Bilder im Grab Ramesses' III.) der letzten Phase der mykenischen Kunst angehören, daß die in Tell Amarna gefundenen Scherben dem entwickelten dritten Stil, den Funden aus den Häusern in Mykene entsprechen, daß der eigentliche „Palacestile“ in dem unter Tuthmoses III. datierten Maketgrab auftritt. Die Funde in Ägypten weisen also die gleiche relative Folge auf wie die Funde in Kreta und gestatten den Ausgang der mykenischen Kunst nach 1100, den jüngeren dritten Stil um 1380, den „Palacestile“ um 1450 zu setzen; der jüngere kretische Palast, in dem Scherben des späteren dritten Stils nicht vorkommen, ist also vor 1380, nach 1450 zerstört worden.

Die Funde von Enkomi stimmen dazu, denn die angeblich dort vorkommenden Namen von Königen der 22. Dynastie erweisen sich bei genauerem Zusehen als Ramessidisch. An den Anfang der 18. Dynastie gehört nun auch das Fürstengrab von Isopata. Sämtliche Formen der gefundenen Steingefäße lassen sich in der 18. Dynastie nachweisen, in der man zum Teil auf Formen des alten Reichs zurückgegriffen, oder auch, wie der Fund der Königin Aahotep lehrt, archaische Gefäße wieder verwandt hat. Die Herleitung des in Ton noch anfangs der spätern minoischen Periode häufigen, auch im sechsten Grab von Mykene gefundenen Gefäßes S. 12 aus dem Wasserkrug der Ägypter ist sehr problematisch, die an sich archaische Form überdies im Kult auch im neuen Reich gebraucht worden.

Daß der jüngere Palast nicht allzu lange vor 1600 erbaut wurde, beweist nun der unmittelbar unter einem Zimmer des jüngeren Palastes gefundene Steingefäßdeckel mit dem Namen des Hyksoskönigs Siaan (höchstens um 2300, spätestens nach 1700), der wohl aus dem Schutt des älteren Palastes stammt und älter als der jüngere Palast sein muß. Auch das Bruchstück einer ägyptischen Statuette, das unter dem Pflaster des Osthofs des jüngeren Palastes in einer mit Kamaresvasen durchsetzten Schicht sich fand, gehört, wie Griffith auf Grund der Inschrift vom Anfang an gemeint hat, in die Zeit zwischen Dynastie 13 und 18, höchstwahrscheinlich in die Hyksoszeit.

Denn in diese gehören die Kamaresvasen von Kahun, nicht in die 12. Dynastie. Zu den früher in der Strena Helbigiana gegebenen Beweisen kommt die durch Petries neueste Funde gesicherte Datierung der auch auf Kypros gefundenen schwarzen Kännchen mit weiß gefüllten Ornamenten in die Hyksoszeit. Solche Kännchen sind mehrere mit den ägäischen Scherben von Kahun gefunden. Hingegen enthielt keiner der großen Funde aus dem mittleren Reich (Assuan, Assiut, Dachur, Beni Hassan, El Bersche usf.) auch nur eine ägäische oder mykenische Scherbe.

Auch die Geschichte des Spiralornaments bietet keinen Anlaß, Beziehungen Ägyptens zu Kreta vor der Hyksoszeit anzunehmen. Die Spirale erscheint in Ägypten überhaupt erst in der 12. Dynastie (von archaischen Vasenmalereien abgesehen), entwickelt sich üppig in der Folgezeit und beherrscht die ornamentale Kunst der ersten Hälfte des neuen Reichs. Nicht an den Gräberdecken und Geräten des mittleren Reichs, sondern der 18. Dynastie finden wir sie immer wieder, gerade von diesen Decken zu mykenischen Mustern führen zahlreiche Fäden hin und her. Wohl möglich, daß die Spirale wie der Mäander im mittleren Reich von Osten zu den Ägyptern gewandert ist. Allein nichts weist gerade auf Kreta, und allen von

Evans vorgeschlagenen alten Parallelen lassen sich gleichwertige oder bessere aus der Zeit nach der 13. Dynastie bis zur 19. gegenüberstellen.

Was nun für das mittlere Reich gilt, gilt noch vielmehr für das alte. Weder die bekannte Opfertafel mit der kretischen Inschrift, noch die angeblichen ägäischen Scherben aus der 1. Dynastie (die mit keiner außerägyptischen Vasenklasse wirklich übereinstimmen), und die Formen der Steingefäße liefern uns irgend zwingende Beweise für einen Zusammenhang Kretas mit der Kultur des alten Reichs.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Prof. Dr. H. Bulle (Erlangen) berichtete über **Die Ausgrabungen von Orchomenos und das Verhältnis des griechischen Festlandes zu Kreta.**[1])

Die Ausgrabungen auf dem Stadtberg von Orchomenos, die 1903 und 1905 im Auftrage der Bayerischen Akademie unter Oberleitung Furtwänglers von Bulle, Reinecke und Riezler vorgenommen worden sind, haben mehrere alte Kulturschichten zutage gefördert. Die älteste Schicht, neolithisch, ins 3. Jahrtausend v. Chr. hinaufreichend, hat runde Hütten aus Lehm, die durch Überkragung kuppelförmig nach Art eines Bienenkorbes geformt sind (technische Vorbilder der mykenischen Kuppelgräber); die Keramik ist fein poliert, und zwar teils monochrom, teils rot-weiß. Die zweite Schicht hat ovale Hütten aus Lehm und eine Keramik mit primitivem Firnis, sogen. „Urfirnis"; sie ist annähernd gleichzeitig mit der kretischen Kamareskultur (erste Jahrhunderte des 2. Jahrtausends v. Chr.). Die dritte Schicht ist die ältermykenische, gleichzeitig etwa mit den Schachtgräbern von Mykene (etwa 1700—1500 v. Chr.). Sie hat rechteckige Häuser mit mehreren Zimmern (keine „Megaron"form); die einheimische Tonware ist monochrom, daneben wird mykenische Mattmalerei spärlich importiert. Die Toten werden innerhalb der Ortschaft, wahrscheinlich sogar innerhalb der Häuser bestattet, in kleinen rechteckigen Lehm- oder Steinkisten, und zwar in der Stellung der „liegenden Hocker". Die vierte Schicht, die jüngermykenische, ist stark zerstört. Baureste sind außer dem bekannten Kuppelgrab nicht vorhanden, hingegen sind zahlreiche Reste von bemaltem Wandstuck gefunden worden. Die Malereien gleichen in Gegenständen und Stil völlig den kretischen und sind wahrscheinlich von eingewanderten Kretern gemacht. Die einheimische Keramik ist

1) Der Vortrag wird ausführlich in den Jahrbüchern f. d. klass. Altertum abgedruckt werden.



monochrom, daneben wird massenhaft die mykenische Firnisware eingeführt.

Nach der ersten und der zweiten Periode hat jedesmal ein neuer Volksstamm die verlassene Stätte besetzt, was durch Untersuchungen an einigen Punkten der Umgegend zur Gewißheit wurde. Von der dritten (ältermykenischen) Epoche ab ist Kontinuität des Volkstums anzunehmen. Der mythische Stamm der Minyer ist mit der dritten und 4. Schicht in Verbindung zu bringen.

Während des ganzen 2. Jahrtausends v. Chr. haben auf dem Festland Stämme gesessen, die nach und nach aus dem Norden gekommen und mit den Schöpfern der mykenischen Kultur auf Kreta nicht rasseverwandt sind. Die Festlandsstämme nehmen seit 1700 v. Chr. (Mykene) und in steigendem Maße seit 1500 (Orchomenos, Thessalien) die kretische Kultur an, jedoch nur äußerlich, so wie Japan die europäische Zivilisation, behalten aber ihre eigene Bauweise (Megaron typus) und ihr Volkstum bei (keine Spuren von Kreta im mykenisch-homerischen Sagenkreis). Die Schöpfer der altkretischen Kultur sind vermutlich die Karer; die Bewohner des Festlandes hingegen sind die älteren Brüder der historischen griechischen Stämme (Achäer).

Ausgestellt waren zahlreiche Photographien und Pläne. Ferner wurde vorgelegt der erste Band des Ausgrabungsberichtes: „Orchomenos. I. Die ältesten Ansiedlungsschichten. Von H. Bulle. (Abhandlungen der Kgl. Bayer. Akademie d. Wiss. I. Klasse. XXIV. Bd. II. 1907.)"

Eine Diskussion fand nicht statt.

Nach einer Pause beleuchtete Privatdozent Dr. Hubert Schmidt (Berlin): **Die Bedeutung des altägäischen Kulturkreises für Mittel- und Nordeuropa.**[1] (Mit Lichtbildern.)

Bei einem Überblick über die Kulturentwicklung von Mittel- und Nordeuropa während der Dauer der sogenannten klassischen Kulturen lassen sich die Einflüsse des Mittelmeergebietes, im besonderen Griechenlands und Italiens, von der Zeit der römischen Kaiserherrschaft (Blütezeit der provinzial-römischen Industrie) bis an den Anfang des ersten vorchristlichen Jahrtausends (La Tène- und Hallstatt-Kultur) etappenmäßig zurückverfolgen.

Für das zweite vorchristliche Jahrtausend tritt die Frage der Bedeutung des altägäischen Kulturkreises in den Vordergrund des

1) Eine ausführliche Behandlung der hier kurz zusammengefaßten Daten mit den zugehörigen Literaturnachweisen behält sich der Vortragende für eine größere Arbeit (Zeitschr. f. Ethnologie) vor, in der auch andere „ägäische" oder „mykenische" Probleme der Lösung näher geführt werden sollen.

wissenschaftlichen Interesses, zumal da sie mit dem vielfach allzu einseitig behandelten Probleme der Priorität des Orients im engen Zusammenhange ist (vgl. O. Montelius, Sophus Müller; im Gegensatz zu ihnen Sal. Reinach, M. Much).

Auffallenderweise ist das Verbreitungsgebiet sicher bestimmter, altägäischer Produkte auf europäischem Boden innerhalb der beiden fraglichen Perioden — der jüngeren, kretisch-mykenischen und der älteren, vormykenischen, sogen. Inselkultur — verhältnismäßig beschränkt.

Der „mykenische" Handel hat die Nordküste des Schwarzen Meeres wahrscheinlich überhaupt nicht berührt und ist in westlicher und nördlicher Richtung nicht hinausgegangen über eine Zone, die von der Ostküste Spaniens, von der Ostküste Siziliens (zweite sikulische Periode oder Bronzezeit Siziliens), der Küste Unteritaliens (Oria, Molfetta, Scoglio del Tonno in Tarent), allenfalls noch von Sardinien (Kupferbarren in Form von ausgebreiteten Tierfellen mit mykenisch-kretischen Schriftzeichen) und dem Nordrande der Adria (spätmykenische Vasen auf der Insel Torcello in den Lagunen von Venedig) begrenzt wird, letzteres jedoch, ohne das Festland im wesentlichen zu treffen.[1])

Wie weit etwa trotzdem im Binnenlande von Mitteleuropa mykenische Einflüsse zur Geltung gekommen sind, läßt sich nur aus einer strengen Analyse der Waffen- und Gerättypen erschließen.

Etwas weiter ausgedehnt waren die älteren, vormykenischen, also bis in den Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zurückreichenden Beziehungen des südöstlichen Mittelmeergebietes zu Mitteleuropa; sie lassen sich über Sizilien (verzierte Knochenbelagstücke aus Castelluccio und Troja) hinweg in das Herz von Europa bis nach Südfrankreich (geflügelte Perlen; vgl. M. Much, P. Reinecke), der Schweiz (geflügelte Perlen und kyprische Dolche), Ungarn (kyprische Dolche) und Böhmen, bzw. Saalegebiet (kyprische Schleifennadeln in der Unetitzer Kultur) verfolgen.

Umgekehrt hat ein zentraleuropäisches, wahrscheinlich in Siebenbürgen ursprünglich lokalisiertes Fabrikationszentrum sowohl in vormykenischer Zeit, als zur Zeit der Stufe der Schachtgräber gewisse Kulturelemente (goldene Hängespiralen in Troja, Mykene und Ungarn) dem ägäischen Kreise vermittelt.

Solche Übertragungen werden wohl in einen kausalen Zusammenhang mit dem Bernstein- und Zinnhandel zu bringen sein, der

1) Der Inselstein aus Corneto in der Slg. Castellani (Rom) dürfte Unikum geblieben sein; vgl. Milani, Studi e Materiali II S. 24 Fig. 147.



sicher schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. seine Bedeutung für Südeuropa erlangt hatte (Bernstein in mykenischen Schachtgräbern und Troja).

So bringen die Funde selbst bestimmte Phasen der altägäischen Kultur in ein enges Verhältnis zur bronzezeitlichen Entwicklung von Mittel- und indirekt auch von Nordeuropa und liefern uns die chronologischen Fixpunkte für die absolute Datierung der letzteren.

Zugleich kehrt sich damit unser Problem in die Frage um, welche nordischen Elemente in der altägäischen Kultur sich geltend gemacht haben, und zwingt uns zu einer Prüfung und Modifizierung der einseitigen Beurteilung der einschlägigen Funde, wie sie in der Literatur vielfach zu finden ist.

Aus der Fülle der so sich aufdrängenden Probleme greift der Vortragende zwei interessante Streitfragen heraus, um die Selbständigkeit der mitteleuropäischen Entwicklung gegenüber dem altägäischen Kreise zu beweisen.

I. Die Herkunft der Fibel.

Von den fünf, im altägäischen Kreise auftauchenden Fibelformen ist die „Fibula ad arco di violino“ die älteste. Über ihren Ursprung sind die Meinungen geteilt. Die einen führen ihn auf den ägäisch-mykeniscehn Kreis zurück und sehen überhaupt in den ältesten Fibeln Siziliens, Italiens, der Schweiz, Ungarns und der nördlichen Balkanländer nur Nachbildungen mykenischer Vorbilder (Orsi u. a.). Die anderen schwanken zwischen der Pfahlbau- und Terramarekultur Oberitaliens und den nördlich des Balkans gelegenen Gebieten als Heimat der Fibel (Montelius u. a.). Da typologische Untersuchungen zu keinem Resultat führen, müssen Erwägungen allgemeiner Art die Frage entscheiden: a) Das verschiedene Verhalten Siziliens und Italiens gegenüber den Einflüssen der mykenischen Kultur. In Sizilien rufen sie während der zweiten sikulischen Periode eine völlige Veränderung des äußeren Lebens hervor, in Italien finden sie während der Dauer der Terramarekultur keinen Eingang. Wenn also trotzdem beiden Kulturgruppen die ältesten Fibelformen gemeinsam sind, können diese nicht in der mykenischen Kultur ihren Ursprung haben. Bestätigt wird das durch die Schichtenfolge am Scoglio del Tonno in Tarent: hier ist die Pfahlbauschicht, in der auch die F. ad arco di violino und a foglio vertreten sind, durchaus frei von eigentlich mykenischen Einschlüssen. Erst in der über den Pfahlbauablagerungen befindlichen Schicht kamen mykenische Vasenscherben und ein mykenisches Tonidol zum Vorscheine. — b) Gegen den ägäisch-mykenischen Ursprung der Fibel spricht vor

allem die nationalmykenische Tracht. Sie schließt mit ihren genähten Ärmelgewändern ebenso, wie die spätere ionische Tracht, den Gebrauch von Fibeln und Nadeln aus. Im ägäischen Kreise war die Fibel an die dorische Tracht gebunden und hat daher niemals dort für ihre Existenz und weitere Entwicklung einen fruchtbaren Boden gefunden. Deswegen ist auch die Annahme hinfällig, daß die griechischen Stämme im ägäischen Kreise sie erfunden hätten, da ebenda im zweiten Jahrtausend v. Chr. der Einfluß der mykenischen Kultur vorherrschte. Sie sind nur die Veranlassung gewesen, daß die Fibel auch hier trotzdem Eingang gefunden hat. Für ihre Entstehung sind aber günstigere Bedingungen vorauszusetzen; diese sind eher im Bereiche der oberitalischen Pfahlbaukultur, als in den nördlichen Balkan- oder unteren Donauländern zu suchen.

II. Die Ornamentik.

Weder die geradlinig-geometrischen Ornamente auf nordischen Tongefäßen der Steinzeit (O. Montelius), noch die Spiralsysteme in Mittel- und Nordeuropa sind auf Einflüsse des ägäischen Kreises bzw. des Orients (O. Montelius, S. Müller) zurückzuführen.

Die ersteren gehören zu den einfachsten Zierformen der alteuropäischen Horizontal- und Vertikalornamentik. Spiralsysteme erscheinen in zwei verschiedenen Epochen:

A. Die steinzeitliche Spirale ist in Mitteleuropa älter als alle Fundgruppen des ägäischen Kreises, in denen sie bisher aufgetaucht ist. In den unteren Donau- und Balkanländern, ihrer mutmaßlichen Heimat, wird sie — eingetieft, plastisch und aufgemalt — als selbständig entwickeltes Dekorationselement in bestimmt umgrenzten, lokalen, jungneolithischen Kulturgruppen verwendet. Sie bildet also die Voraussetzung für gleichartige Entwicklungserscheinungen späterer Zeit auch im ägäischen Kreise und reiht sich hier an andere, alteuropäische Kulturelemente an, wie die figürliche Plastik, die weiße Inkrustation in der Keramik und vielleicht auch die Weißmalerei.

B. Die bronzezeitliche Spirale gilt ebenso mit Unrecht als Entlehnung aus der Mykene-Gruppe (S. Müller, Montelius u. a.) oder aus der Inselkultur (P. Reinecke).

Das Stilmerkmal dieser Spiralornamentik — die Verbindung von Spiralreihen mit Zickzackstreifen, die in der Kerbschnittmanier und Stempeltechnik ihren Ursprung haben — finden wir in sehr verschiedenen Epochen und Gegenden.

a) Auf Steinbüchsen und Tongefäßen der ägäischen Inselkultur im Anfange des zweiten Jahrtausends v. Chr.

b) Auf Bronzen der zweiten Periode der nordischen Bronzezeit (Montelius).

Zwischen diesen Kulturgruppen eine direkte Verbindung anzunehmen ist unmöglich. Vielmehr weisen andere Funde auf ein mitteleuropäisches Kulturzentrum.

c) Im altillyrischen Gebiete auf Kalksteinplatten von Nesazio bei Pola (Istrien), allerfrühestens dem Ende des 8. Jahrhunderts v. Chr. angehörig.

Nachwirkungen mykenischer Technik und Dekoration sind wegen des Zusammenhanges mit älteren Traditionen hier auszuschließen. Auf diese weist im besonderen die Ω-förmige Doppelspirale, die ihre Analogie in der vormykenischen Keramik und in der Golddrahttechnik der Schatzfunde von Troja hat.

Aber es geht noch weniger an, diese späten Skulpturen mit dem alttrojanischen Kreise in direkte Verbindung zu bringen.

Für alle drei genannten Fundgruppen haben wir eine gemeinsame Quelle zu suchen. Ihren Ursprung deutet die mäanderartige Umbildung der Spiralmuster an, die gleichfalls auf den Steinplatten von Nesazio zu finden ist. In Mitteleuropa hat nämlich die Spiralmäander-Ornamentik schon in der jüngeren Steinzeit ihre Ausbildung erfahren. Deutliche Spuren eines so vorauszusetzenden binnenländischen Quellgebietes für unseren Formenkreis zeigen:

d) die Funde von der wahrscheinlich in der Hauptsache bronzezeitlichen Wohnstätte bei Wietenberg in der Nähe von Schäßburg (Siebenbürgen): eine Herdplatte mit konzentrischen Ringen von Spiralreihen und Zickzacklinien, ganz analog dem Bronzedekorationsstil der nordischen Bronzezeit, aber im engen Zusammenhange mit der einheimischen Keramik, die Spiralmotive und Kerbschnittmuster reichlich und vielseitig verwendet.

Die Urkeime dieser Kunststufe sind aber schon in der mitteleuropäischen Steinzeit ausgebildet worden einerseits durch die reich entwickelte Spiraldekoration der Balkan- und unteren Donauländer (Butmir, Jablanica, Cucuteni, Lengyel, Tordos, Bukowina, Ostgalizien, Bessarabien, Gouv. Kiew), in der auch der Mäander schon als Variation erscheint, andererseits in der Kerbschnittverzierung der jungneolithischen Keramik Slawoniens.

Der innere, ideelle Zusammenhang zeitlich und räumlich weit auseinanderliegender Kulturgruppen äußert sich auch im Festhalten einzelner Ziermotive, die ursprünglich die Bedeutung von Symbolen, also religiöse Kraft gehabt haben müssen. Ein treffendes Beispiel ist die hängende Doppelspirale (Keramik und Goldzierkunst von Troja II, spätmykenische Nekropole von Enkomi auf Zypern,

Grabstele von Mykene, Altarbau von Hadschar-Kim auf Malta, Grabstele und Bronzesitula von Bologna, Steinbasis von Nesazio, Bronzedrahtschmuck in bronzezeitlichen Gräbern Mitteleuropas). Ihr Urbild ist schon in der Steinzeit Mitteleuropas auf Schalen der sogen. Bandkeramik vorgebildet, wo es als Hängeschmuck zu deuten, also wohl auf ein Amulett zurückzuführen ist.

Analogen Sinn scheint auch die S-Spirale auf thrakischen Tonfiguren zu beanspruchen. Und der Herdplatte von Wietenberg (Siebenbürgen) steht die Opfertischplatte im Palaste von Phaistos (Kreta) mit plastischen S-Spiralen zwischen sechs aufrechtstehenden Opfergefäßen durchaus parallel.

In diesen Einzelspiralen ist also nicht der Einfluß des Orients, sondern der Ausdruck des ureignen, religiösen Bewußtseins der Alteuropäer zu erkennen.

Ebenso erklärt sich in tieferem Sinne, aber am einfachsten die großartige durchaus selbständige Entfaltung der Spiralornamentik in der Stein- und Bronzezeit von Mittel- und Nordeuropa.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Geschäftliche Mitteilungen:

Dr. Gropengiesser (Heidelberg) empfiehlt die neue „Zeitschrift für Geschichte der Architektur" (erscheint im Verlag von Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg).

Zur Verteilung gelangt als Probenummer Heft 1 des ersten Jahrganges (Oktober 1907). Die Zeitschrift erscheint monatlich.

Schluß der Sitzung: 6 Uhr 20 Min.

Ausflug der archäologischen und der historisch-epigraphischen Sektion nach Windisch (Vindonissa).

Donnerstag, den 26. September 1907.

141 Teilnehmer.

Abfahrt von Basel 7 Uhr 55 Min. früh. Ankunft in Brugg 9 Uhr 3 Min.

Zuerst hielt Rektor S. Heuberger (Brugg) angesichts der freigelegten Ruinen des Amphitheaters einen kurzen orientierenden Vortrag über die Geschichte von Vindonissa und über den Gang der bisherigen Grabungen, welche von der Gesellschaft „Pro Vindonissa" betrieben werden, und erklärte das Amphitheater. Dann besichtigten die Teilnehmer gruppenweise unter Führung von Rektor S. Heuberger, Direktor Dr. L. Frölich, Pfarrer E. Fröhlich, Dr. Th. Eckinger, sämtlich in Brugg, und Professor Dr. H. Dragendorff (Frankfurt a. M.)

die Ausgrabungen auf dem Plateau „Breite“ in der Nähe von Windisch, wo im ersten nachchristlichen Jahrhundert das Standlager der 21. Legion war, das Lagertor am Nordrand der Terrasse und die Schutthalde am Hang des sog. „Kalberhügels“, ferner die reichhaltige und interessante Sammlung von Fundgegenständen in der Kirche des Klosters Königsfelden. Das gemeinsame Mittagsessen im „Roten Haus“ war durch verschiedene Reden belebt.

Abfahrt von Brugg: 3 Uhr 5 Min. nachmittags. Ankunft in Basel: 4 Uhr 12 Min.

Zweite Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907,
vormittags 10 Uhr 15 Min.

Vorsitzender: Prof. Dr. H. Dragendorff.

Der erste Vortragende, Prof. Dr. H. Thiersch (Freiburg i. Br.), sprach **Zur Tholos von Epidauros.**[1])

Der Aufbau des polykletischen Rundbaues stellt sich nach genauer Beobachtung der Baureste in einem wesentlichen Punkte anders dar als bei den bisherigen Rekonstruktionen. Der Mittelraum hatte Fenster, deren senkrechte Pfosten mit antenartigen Kapitellen nach einer brieflichen Mitteilung Dörpfelds sogar zum Teil noch existieren. Die feinen Marmorsimsstücke, die man bisher unrichtigerweise viel zu hoch oben unter dem Wandkopf ansetzte, sind die etwas vortretenden Fensterbänke und die *καταλοβεῖς* der Bauinschrift. (Der Versuch Haussoulliers (Revue de Philologie 1899, S. 28 ff.), diesen Ausdruck den *παρωτίδες* der Didymaioninschrift gleichzusetzen und als Konsolen am oberen Türrahmen zu deuten, ist aufzugeben. H., dem die Existenz der Fenster an der Tholos noch unbekannt war, ging dabei von der falschen Voraussetzung aus, daß jene Partie der epidaurischen Inschrift sich nur auf die Türe der Cella beziehen könne.)[2]) Die Tholos hatte kein Oberlicht, der Mittelraum war in Holz eingedeckt; nur ob innen in Form einer Kuppel, ist fraglich. Die offene Mitte des Bodens war vermutlich mit einem Holzpodium überdeckt, für das der künstlich hohl gelegte Unterbau einen erweiterten Resonanzboden abgab. Auf dem Holzpodium, der eigentlichen „Thymele“, die dem ganzen Bau den Namen gab, spielte die Instrumentalmusik; die *ἀοιδοί* des Hierons standen ringsum. Die Tholos war tatsächlich

1) Erscheint in „Zeitschrift für Geschichte der Architektur“, herausgegeben von Dr. Hirsch.

2) Zusatz. Vgl. die Diskussion.

der Musikpavillon des Kurortes. Hier wahrscheinlich wurden dem Gott die Päane angestimmt, die Morgenchoräle, deren sehr häufiges, vielleicht tägliches Spielen Kabbadias, *Τὸ Ἱερὸν* S. 215 ff. wahrscheinlich gemacht hat. Vermutlich diente der Rundbau auf der Marmaraterrasse in Delphi — sein archaischer Vorläufer lag unter dem Schatzhaus der Sikyonier — ebenfalls musikalischen Aufführungen; desgleichen der wiederum eng mit dem Apollotempel verbundene Rundbau der Vollgraffschen Ausgrabungen in Argos. Der Rundbau als das typische Lokal für musikalische Darbietungen ist für die archaische und klassische Zeit außerdem festgelegt durch die Skias in Sparta und das Odeion des Perikles in Athen. Ein dekorativer Auszug aus dem letztgenannten Bau scheint erhalten im Denkmal des Lysikrates, der seinen choragischen Sieg eben in jenem Odeion des Perikles erfochten haben wird. Dieses hatte also hochgeschlossen aufgehende Wände, an deren Innenseite sich die überlieferten Sitzreihen anlehnten. Erst höher oben, wie bei unseren heutigen Zirkusbauten, saßen die Lichtquellen. Verwandt damit ist das Arsinoeion in Samothrake. Unregelmäßigkeiten im unteren Teil der Wandinnenseite dieses Baues lassen vermuten, daß auch hier Sitzreihen von Holz oder eine Art Balkon ringsum liefen. Sicher sind nicht wie in Niemanns Rekonstruktion alle Felder zwischen den Pilastern im Oberteil der Wand geschlossen gewesen, dagegen besaß das Dach kein Oberlicht. Es hatte augenscheinlich die elegant geschweifte Form der spitzen Frauenhüte hellenistischer Zeit (*θολία*). — Das „hadrianische" Pantheon reicht in Entwurf und Baubeginn vielleicht noch in trajanische Zeit hinauf (endgültige Zerstörung des älteren Baues unter Trajan; trajanische Ziegelstempel außer den hadrianischen). Damit steigert sich die Wahrscheinlichkeit von Michaelis' Vermutung, daß Apollodor von Damaskus der Architekt war. Das „Odeion" des Apollodor bei Dio Cassius LXIX, 4 ist vielleicht eben das Pantheon; seiner äußeren Ähnlichkeit wegen mit jenen griechischen, der Musik geweihten Rundbauten sowie der in seinem Innern nachweislich nicht ohne musikalische Begleitung erfolgten kultlichen Dienste wegen von dem griechischen Autor so bezeichnet (vgl. sein „Gymnasion" = Trajansthermen). Die Statuen der julischen Stammgötter im älteren Pantheon, die bekannte Absicht des Agrippa, den Kult des Augustus (*Πάνθειος*?) zum Mittelpunkt darin zu machen, sind die römische Fortsetzung hellenistischer, zuerst im Philippeion von Olympia, zuletzt im „Hymnodeion" des Kaiserkultes in Pergamon ausgesprochener Tendenzen.

In der dem Vortrage folgenden Diskussion bezweifelt Herr Robert (Halle a. S.) die Deutung der *θυμέλη* als hölzerner Tisch,

die ganze Literatur des 5. Jahrhunderts kennt sie nicht. In der attischen Tragödie vor allem müßte sie nachgewiesen werden.

Herr Loeschcke (Bonn) stellt fest, daß der dreifüßige Tisch nach Blümners Darlegung der Speisetisch ist; die (hölzerne) Stufe neben dem Altar ist die θυμέλη. Die Rekonstruktion der Tholos billigt L.

Herr Wolters (Würzburg) bemerkt: warum die für die Akustik notwendige konzentrische Fundamentmauer des Gebäudes einen Irrgang darstellt, bleibt bei der Annahme von rein konstruktiven Gründen unerklärt.

Herr Bethe (Leipzig) fragt nach den Dimensionen des Ganzen, da der Bau doch eine Anzahl von Zuhörern aufzunehmen hatte.

Herr von Duhn (Heidelberg) äußert ebenfalls Bedenken gegen die vorgeschlagene Bedeutung der Tholos.

Herr Keil (Straßburg) erklärt: Haussoullier habe die Bauinschrift kürzlich für eine ganz andere Rekonstruktion verwertet.

Herr Engelhardt (Saalfeld) sieht in den Irrgängen eine Anlage für die Lüftung des Raumes.

Hierauf referierte Priv.-Doz. Dr. W. Vollgraff (Utrecht) über:

Die Ausgrabungen in Argos (mit Lichtbildern).

Es erschien richtig, zuerst die prähistorischen Altertümer der Stadt zu untersuchen. Die Reste der ältesten vormykenischen Burg auf der Aspis können mit ziemlich leichter Mühe aufgedeckt werden. Eine Reihe mykenischer Felsgräber am Fuß desselben Hügels beweist, daß Argos auch im mykenischen Zeitalter besiedelt gewesen ist. Sodann wurde danach gestrebt, ein allgemeines Bild der Topographie der Stadt im klassischen Zeitalter zu gewinnen. Ihre Lage stimmt ungefähr mit derjenigen der modernen Stadt überein. Ihre beiden Burgen, die hohe Larissa und die niedrigere Aspis, sind immer nur Festungen gewesen. Im Innern der Burgmauer des klassischen Zeitalters der Aspis liegen Fundamente eines kleineren, archaischen Tempels. Auf der Larissa erkennt man die Fundamente zweier Gebäude, die wahrscheinlich mit den von Pausanias erwähnten Tempeln des Zeus Larissaios und der Athena identisch sind. Die Funde auf der Larissa reichen vom geometrischen Zeitalter bis in das Mittelalter hinein. Die venezianische Zitadelle, deren Ruine sie jetzt trägt, würde schon an sich eine genaue Untersuchung und Beschreibung verdienen. Den Lauf der Mauern, welche die Stadt mit ihren beiden Burgen verbanden, kann man größtenteils noch deutlich erkennen; in der Ebene ist die Stadtmauer aber noch nicht aufgefunden worden. Aus Pausanias' Beschreibung der Stadt geht hervor, daß der große Marktplatz, an den die meisten wichtigen Heiligtümer der Stadt grenzten,

in der unmittelbaren Nähe des antiken Theaters lag. Die Wiedergewinnung der Agora wäre in Argos die wichtigste Aufgabe. Vollständig aufgedeckt und aufgenommen sind bis jetzt:

1. der Bezirk des pythischen Apollon mit dem angrenzenden Bezirk der Athena. Die Stätte liegt am SW.-Abhang der Aspis. Die Fundamente der Hauptgebäude sind zerstört, doch lassen die Stützmauern der Tempelterrassen und die Ausarbeitungen im Felsen ihre Lage noch erkennen. Von zwei Nebengebäuden, einem kleinen Rundbau und einem rechteckigen Gebäude, welches wahrscheinlich das *μαντῆον* war, sind die Fundamente teilweise erhalten. In byzantinischer Zeit sind an die Stelle des Apollontempels nacheinander zwei christliche Kirchen getreten. Der Grundriß der jüngeren von beiden ist noch bis in Einzelheiten erkennbar. Sie war 46 Meter lang und 23 Meter breit. Die Münzfunde reichen von der Regierung Justinians bis in das zehnte Jahrhundert.

2. das monumentale Brunnenhaus der argivischen Wasserleitung. Nördlich vom Theater liegt ein recht gut erhaltenes Gebäude aus Ziegelstein, welches den Endpunkt des am Abhang der Larissa entlang laufenden römischen Aquäduktes bildet. Es war überwölbt und an der Fassade mit ionischen Marmorsäulen geschmückt. In der hinteren Felswand befindet sich eine Nische, in der eine überlebensgroße Marmorstatue gestanden hatte, welche der auf Delos gefundenen Statue des C. Ofellius durchaus ähnlich ist. Auch die östlich an diese römische Anlage grenzende Terrasse, welche von der zu den Sehenswürdigkeiten von Argos gehörenden schweren Polygonalmauer gestützt wird, ist vollständig aufgedeckt worden. Es hat sich dabei gezeigt, daß hier nur ein kleineres, archaisches Gebäude gestanden hat, welches genau die Mitte der Terrasse einnahm. Es wird hier also im Altertum irgendein Vorgang in freier Luft stattgefunden haben. Dieser Tatbestand bestätigt die von Eduard Meyer begründete Ansicht, nach der an dieser Stelle der uralte Gerichtshof der Stadt gelegen haben soll, der den Namen *κριτήριον* oder *πρών* führte.

Mit der Aufdeckung der Gebäude der Agora, deren Lage bereits im Jahre 1903 durch eine kleinere Versuchsgrabung festgestellt worden war, konnte erst kurz vor dem Abschluß der vorjährigen Arbeiten angefangen werden. Östlich von einem großen Kaufmarkte (ungefähr 100 × 24 Meter) lag ein prostyler Tempel aus Kalkstein (33 × 15,2 Meter). Erhalten ist etwa die südliche Hälfte des Unterbaues des Tempels; die nördliche Hälfte ist bei der Errichtung eines byzantinischen Gebäudes abgetragen worden. Die Orthostaten der Südwand stehen teilweise noch *in situ*. In der Mitte der Südwand war eine Tür. Die jetzt innerhalb des antiken Tempels liegenden

byzantinischen Grundmauern sind aus den Trümmern der Gebäude der Agora aufgebaut. Sie enthalten auch nicht wenige Inschriftenstelen, die zum größten Teil aus dem Temenos des Apollon Lykeios stammen.

Eine wichtige im Tempel gefundene Inschrift des 5. Jahrhunderts enthält einen Teil eines zwischen Knossos und Tylissos geschlossenen Vertrages.

Von zwei im Temenos des pythischen Apollon gefundenen Inschriften bezieht sich die eine auf die Feier der Mysterien von Andania im 1. Jahrhundert v. Chr., und die andere auf die Einführung des Kultes der Leto in Argos, welche erheblich viel später fällt, als man bis jetzt allgemein annimmt.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Dr. A. von Salis (Basel) teilte schließlich über **Die Ausgrabungen in Milet** folgendes mit (mit Lichtbildern).

Die Ausgrabungen, welche von der Generalverwaltung der Königlichen Museen in Berlin unter der Leitung von Theodor Wiegand seit 1899 in Milet und seit 1906 auch in dem drei Stunden weiter südlich gelegenen Didyma betrieben werden, haben mit großen technischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Überschwemmungen des Mäander, welcher im Laufe der Jahrhunderte den ganzen 15 Kilometer breiten Golf mit seinen Ablagerungen in festes Land umgewandelt hat, setzen einen großen Teil des alten Stadtgebietes monatelang unter Wasser; an vielen Stellen erschwert das beständig sickernde Grundwasser die Untersuchung oder macht sie gänzlich unmöglich. Die hochragenden Ruinen der Monumentalbauten aber sind durch die Wirkung gewaltiger Erdbeben in Trümmerberge verwandelt, deren Abtragung große Anstrengungen und beträchtliche Mittel erfordert, besonders wenn die Reste, wie beim Theater, dem größten in Kleinasien, oder beim Orakeltempel zu Didyma, von mittelalterlichen Bauten oder modernen Ansiedlungen überdeckt sind; in Didyma mußten erst sechzig Häuser des Griechendorfes Jeronda enteignet und abgerissen werden. Die wissenschaftliche Arbeit aber wird bedeutend beeinträchtigt durch einen überaus komplizierten Befund. Mit einer letzten verzweifelten Anstrengung hatte sich das alternde Milet gegen zwei übermächtige Gegner zur Wehr gesetzt: gegen die Barbaren des Orients und gegen den immer näher schleichenden Mäander mit seiner Hochflut. Die letzte, unter der Regierung Justinians errichtete Stadtmauer hat die Werkstücke älterer Bauten und die Denkmäler des Friedhofs in tollstem Durcheinander in ihren Verband gefügt, und die ebenfalls in spätantiker Zeit versuchte Erhöhung des Niveaus, zum Schutze gegen die Überschwemmungen, durch ein primitives Pflaster aus vorhandenem Material,

darunter zahlreichen Inschriftstelen, hatte eine vollständige Verschleppung und Verwirrung der Überreste aus der Glanzzeit von Milet zur Folge. Das mühsame Zusammensuchen und Sondieren der versprengten Reste läßt die Arbeit, welche sich eine gründliche Aufklärung der Stadtgeschichte zum Ziele setzt, nur langsam fortschreiten.

Die Ausgrabung der altionischen, von den Persern eroberten Stadt, die sich nach den neuesten Entdeckungen teilweise über die Grenzen der späteren Anlage hinaus erstreckt, ist eben erst begonnen worden. Freigelegt sind in größerem Umfange erst die Reste des hellenistisch-römischen Milet. Die ganze Periode der Stadtentwicklung von Alexander d. Gr. bis zum Ausgang der Kaiserzeit läßt sich im höheren Sinn als eine Einheit fassen; denn alle späteren Zutaten, wie die großartigen Brunnen- und Thermenanlagen aus den beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderten, fügen sich leicht und anspruchslos in den sehr regelmäßigen und übersichtlichen Grundplan, der sich als ein Werk des früheren Hellenismus herausstellt und den lokalen Bedingungen in verständnisvoller Weise Rechnung trägt. Bestimmend für die ganze Anlage der Stadt und ihrer Kommunikationsmittel war ihr Charakter als See- und Hafenstadt, die recht eigentlich in das Meer hinausgebaut war und mit dem Hügelmassiv der Küste nur durch eine schmale Landenge zusammenhing. Die Häusermassen reichen bis dicht ans Meer, und vier große Häfen schneiden tief hinein in das Weichbild der Stadt. Unmittelbar um die Anlegeplätze gruppieren sich die ansehnlichsten und wichtigsten Bauten, und die Märkte haben direkte Verbindung mit dem Quai. Die späteren Um- und Neubauten nehmen Rücksicht auf die Intentionen der Gründer, und im allgemeinen stellt sich uns die Stadtgeschichte von Milet dar als eine beständige Steigerung ins Kolossale. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. erwacht die Freude am starkbunten Außenschmuck der Gebäude: die Fassaden des Nymphäums und des Bühnenhauses sind aus verschiedenfarbigem Material erbaut.

Charakteristisch für diese Stadt ist die ausgesprochene Vorliebe für eine monumental ausgestattete Öffentlichkeit — das Theater, der große Stadtbrunnen, das Rathaus sind von gewaltiger dekorativer Wirkung — und für eine unbeengte Weiträumigkeit im Plan, breite gerade Straßen und große, stets viereckige Platzanlagen. Das alles findet seine Erklärung in der großzügigen Gestalt der Umgebung, wo das Auge darauf eingestellt wird, die Dinge in Distanz zu sehen. Das Verständnis der ionischen Kultur und ihres eigenartigen Kunststils wird wesentlich erleichtert und vertieft durch das Studium der lokalen Verhältnisse.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Geschäftliche Mitteilungen:

Der Vorsitzende, Prof. Dragendorff, fordert auf zur Teilnahme an einer Exkursion nach Augst (Augusta Raurica), Samstag, den 28. September vormittags.

Professor von Bissing (München) verliest die folgende Resolution, betreffend den internationalen Archäologenkongreß, der im Jahre 1909 in Kairo stattfinden soll:

Die archäologische Sektion der Basler Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner spricht den Wunsch aus, es möchten auf dem Archäologenkongreß zu Kairo die Sektionen I und II (Archéologie préhistorique et classique), IV und V (Archéologie religieuse et byzantine) regelmäßig in gemeinsamen Sitzungen tagen, so daß statt vier Sektionen nur zwei entstehen. Auch sollte soweit möglich vermieden werden, daß diese zwei Gruppen gleichzeitig Sitzungen abhalten.

Der dritten Sektion 'Papyrologie' möchte die Epigraphik zugeteilt werden.

Dann bedauert die archäologische Sektion der Basler Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, daß man für den Kongreß in Kairo die Sektion 'fouilles et monuments, conservation des monuments' gestrichen hat. Sie wünschte diese Sektion wiederhergestellt zu sehen oder vielmehr diese Dinge ausdrücklich als Verhandlungsgegenstände der Sektion I und II zuzuweisen.

Endlich gestattet sich die archäologische Sektion der Basler Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner das vorbereitende Komitee des Kongresses von Kairo darauf aufmerksam zu machen, daß sehr vielen Teilnehmern des Kongresses vor allem daran gelegen sein dürfte, die ägyptischen, hellenistischen, römischen, koptischen und arabischen Denkmäler in den Sammlungen und im Lande unter sachkundiger Führung kennen zu lernen. Sie hielte es also für gut, solche Führungen, womöglich in verschiedenen Sprachen, vorzubereiten und eigentliche Sitzungen nur in Kairo und am Vormittag abzuhalten.

Die Resolution wird angenommen.

Schluß der Sitzung: 12 Uhr 45 Min.

Zu der Exkursion nach Augst stellten sich wegen der am selben Tage stattfindenden Fahrt nach dem Vierwaldstätter See leider nur etwa 10 Altertumsfreunde ein, welche unter Führung und Erklärung von Herrn Dr. Th. Burckhardt-Biedermann die alte Römerstadt und vor allem das Theater einer genauen Besichtigung unterzogen. In derselben Weise war schon Montag, den 23., nachmittags von einer ungefähr gleichen Zahl die Stätte besucht worden.

Germanistische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 24. September 1907, 2 Uhr 45 Minuten.

Herr Prof. Dr. John Meier eröffnete die Sitzung. Er gedachte der Männer, die der deutschen Sprachwissenschaft seit der letzten Tagung in Hamburg entrissen wurden, vorab Moritz Heynes, der in Basel erfolgreich auf dem durch Wilhelm Wackernagels Tod verwaisten Lehrstuhl für germanische Philologie amtete. Der Vorsitzende erwähnte die weiteren Verdienste des Verstorbenen: die Gründung des historischen Museums zu Basel, die Arbeit am Grimmschen Wörterbuch, die Forschungen über die Realien des deutschen Altertums. Von anderen verstorbenen Gelehrten nannte er: Adolf Strack, einen Förderer der Volkskunde, Robert Pilger, Hermann Althoff, Ernst Förstemann, Oskar Schade — die beiden letztern Veteranen der germanischen Philologie —, Ferdinand Justi, den Orientalisten und Sprachforscher, der wie Kuno Fischer auch der germanistischen Wissenschaft wertvolle Anregungen gab, Sophus Bugge, Felix Bobertag, Adolf Stern, Karl Kehrbach, den Herausgeber der *Monumenta paedagogica.* Mit der klassischen Philologie betrauert die germanische Sprachforschung den Tod Hermann Useners und Ludwig Traubes. Die Versammlung ehrte das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Hierauf wurde zur definitiven Konstituierung der Sektion geschritten und auf Vorschlag von Prof. Dr. Martin (Straßburg) der provisorische Vorstand bestätigt. Herr Prof. Meier und Prof. Geßler dankten für die Wahl. Als Schriftführer wurden ernannt Dr. E. Jenny und Dr. E. Geiger (beide von Basel).

Der Vorsitzende teilte alsdann mit, daß die Herren Proff. E. Schröder (Göttingen) und R. Wörner (Freiburg i. Br.), die Vorträge zugesagt hatten, leider am Erscheinen verhindert seien. Nach einigen privaten Mitteilungen eröffnete er 3 Uhr 15 Minuten die

Kombinierte Sitzung der germanistischen und englischen Sektion.

Prof. Dr. A. Heusler (Berlin) sprach über **Metrischen Stil in stabreimender und endreimender Zeit.**

Die eigentliche Mittelpunktsfrage der Versforschung: Wie sprechen wir die Verse? kommt in den schriftlichen Abhandlungen nicht immer zu ihrem Rechte, so daß man wünschen möchte, die verschiedenen metrischen Standpunkte einmal in mündlichen Vorträgen hören und beurteilen zu können. Ein dahingehender Plan ließ sich an diesem Philologentage nicht verwirklichen.

Der Vortragende zieht aus der deutschen Versgeschichte drei kenntlich verschiedene Familien heran, drei metrische Stile, die in der Formung und Auswahl des Sprachstoffes getrennte Wege gehen und ein ungleiches Formgefühl bekunden. Der „jambisch-trochäische" Stil bedeutet dem Rhythmus der Prosa gegenüber Ausgleichung, Schmeidigung, Herabsetzung der natürlichen Kontraste; die Empfindung des Gleichbleibenden von Vers zu Vers ist hier besonders stark. Der lateinisch-romanische Versbau, der diesem Prinzip seit alters folgte, hat schon im neunten Jahrhundert auf den deutschen Reimvers eingewirkt. Aber es entstand zunächst keine Kopie, sondern eine charakteristische metrische Familie, die in der Mitte stehen blieb zwischen dem *Exúltet cáelum láudibús* und den älteren germanischen Formen: der „altdeutsche Vers", der füllungsfreie Viertakter. An Knüttelversen aus Goethe und Hartmann von Aue wird seine Sprachstilisierung mit der der jambisch-trochäischen Verse verglichen: man nehme die Zeilen: *Und dieses Herz fühlt wieder jugendlich; Wâren gran und(e) brâ* ‖ *lanc, rûch unde grâ* einmal als Prosa, dann als alternierende Rhythmen, dann als füllungsfreie Viertakter: diese letzten stilisieren den Prosarhythmus nach seiten der Steigerung, sie verstärken die zeitlichen Gegensätze.

Was diesen zweiten Stil von dem ersten abhebt, ebendiese Eigenschaften, in erhöhtem Grade genommen, zeichnen den dritten Stil, den altgermanischen aus. Wie in diesem ein eigenes Formgefühl waltet, ist gut zu verdeutlichen an Sprichwörtern wie: *Wenn der Wein niedersitzt, so schwimmen die Worte empor; Wenn der Hund wacht, mag der Hirte schlafen* (vgl. altn. *þars mér úlfs ván, er ek eyru sék); der Mensch denkt, Gott lenkt* (vgl. altn. *deyr fé, deyia frændr).* Der viergliedrige „altdeutsche Vers" ist schmiegsamer als der zweigliedrige altgermanische, an vier Stellen kann er einen vollen Nachdrucksgipfel aufnehmen. Die eigentliche Marke des altgermanischen

Versstiles ist die schroffe Rangabstufung, die höchst ungleiche Aufteilung der Versdauer an die einzelnen Silben; sie kommt namentlich in den Überlängen des ersten Verstaktes zur Geltung: *Statt und Stunde heißen den Dieb stehlen* (vgl. ahd. *hina miti Deotrîhhe*). Der Stabreim selbst, der nicht ein aufgeklebter Zierat ist, sondern ein Gipfelbildner, stärkt diese herrische zeitliche Kontrastierung. Die gesteigerte, erregte Sprache der episch-hymnischen Dichtung, aber auch der scharfe Nachdruck der Spruchpoesie kommen erst bei dieser Rhythmisierung wahrhaft zum Ausdruck. Der häufige logisch-syntaktische Gleichlauf heischt diese Gliederung; man nehme: *at* | *skips* | *borði* ⁞ *ok at* | *skialdar* | *rǫnd,* ⁞ *at* | *mars* | *bœgi* ⁞ *ok at* | *mækis egg* (Vkv. 33) mit notwendig gleichem Zeitwert für die einsilbigen *skips, mars* wie für die zweisilbigen *skialdar, mækis*; oder die Priamelstrophe Háv. 81: *At* | *kveldi skal* | *dag leyfa,* | *konu, er* | *brend er,* | *mæki, er* | *reyndr er,* | *mey, er* | *gefin er,* | *ís, er* | *yfir kømr,* | *ǫl, er drukkit er*: Verse, die diesen altgermanischen Rhythmenstil unserm Gefühle mit einer unmittelbaren Selbstverständlichkeit nahe bringen; auch eine Übersetzung würde ganz von selbst in ebendiesen Rhythmus fallen.

Der Vortragende bringt mit Völuspastrophen die getragen-sangbare Art, mit Heliandzeilen die rhetorisch bewegte Art des epischen Maßes zu Gehör. Das Hildebrandslied steht in der Mitte. Trotz seinen Formfreiheiten ist dieser deutsche Dichter ein besonders ausdrucksvoller Rhythmiker: mehrere Verse (z. B. *hwer sîn fater wâri*) bringen den besonderen Sinn ihrer Stelle zu schlagender Wirkung, sind zugleich typisch für den Gegensatz zwischen altgermanischem und altdeutschem Versstile. Durch ausgewählte Teile des Gedichtes wird die stimmungsvolle Abwechslung und der Wohlklang dieser mächtigen Rhythmen dem Hörer vermittelt.

Die Diskussion wurde nicht benutzt. Der Vorsitzende dankte für den Vortrag und gab der Hoffnung auf eine Besprechung der neuen Gesichtspunkte in der Fachliteratur Ausdruck.

Prof. Dr. Al. Brandl (Berlin) hielt darauf seinen Vortrag über

Die Gotensage bei den Angelsachsen.

Bisher herrschte die Ansicht, die Engländer hätten nur geringe Kenntnis der Gotensage nach Britannien mitgebracht und diese noch bald vergessen. Brandl sucht durch Kritik der altenglischen Eigennamen, durch genaues Studium der einschlägigen Denkmäler und durch einige bisher unausgebeutete Fragmente darzutun, daß die Gotensage bei den Angelsachsen wie bei allen Germanen im Mittelpunkt der Heldenüberlieferung stand und in der Hauptsache bereits

mit den heidnischen Eroberern im 6. Jahrhundert über den Kanal gelangte. Daraus ergibt sich auch einiges Licht für den Zustand der Gotensage auf dem Festland in jener Zeit: die Gestalt Dietrichs von Bern, der 526 starb, muß bereits wenige Jahrzehnte nach seinem Tode ins Übermenschliche gesteigert und mit dem Keim zu jenen Drachen- und Elfengeschichten ausgestattet worden sein, mit denen sie im 15. Jahrhundert im „Heldenbuch" bekanntlich erscheint. Jeder Einblick in die Phantasie des gewaltigen Gotenvolkes — so schließt der Vortragende — ist geeignet, dem deutschen Volk den Mut zu heben und zu wecken.

Die Diskussion wurde benutzt von den Herren F. Kluge (Freiburg i. B.), Al. Brandl (Erwiderung), G. Binz (Basel), K. Meyer (Liverpool), H. von Fischer (Tübingen), A. Heusler (Berlin). Nach einer kurzen Entgegnung von Herrn Brandl und dem Schlußworte des Vorsitzenden wird die Sitzung um 5 Uhr geschlossen.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907, 9 Uhr 30 Minuten.

War kombiniert mit der romanistischen Sektion.

Vorsitzender: Prof. Dr. A. Geßler.

Auf die Begrüßung der romanistischen Sektion und geschäftliche Mitteilungen folgte der Vortrag von Prof. Dr. K. Voretzsch (Tübingen) über **Die neueren Forschungen über die deutschen Rolandbilder.**

Die deutschen Rolandbilder oder genauer Rolandstandbilder, welche sich in einer Anzahl niederdeutscher Städte (Bremen, Hamburg, Magdeburg mit dem sogenannten Kolonisationsgebiet, Harzgegend, Halle u. a.) befinden oder befunden haben, locken den Philologen durch ihren Namen zur genaueren Betrachtung, bieten aber ihrem Wesen nach nicht ein philologisches, sondern ein historisches, speziell rechtshistorisches Problem dar. So haben sich denn auch in erster Linie Juristen und Historiker, außerdem noch besonders Mythologen, nur vereinzelt auch Philologen mit der Lösung des Problems beschäftigt.

Erst durch den Archivrat Georg Sello ist die Forschung über die Rolandbilder auf festen Grund und Boden gestellt worden. Er hat in seinem Rolandkatalog (1890) eine kritische Sichtung des Materials vorgenommen und alle diejenigen Bildwerke ausgeschieden,

welche den Namen zu Unrecht tragen und die Forschung nur irreleiten können. Nach seiner Meinung sind die Rolandbilder ursprünglich Königsbilder, speziell Bilder des Städtegründers Ottos I., die unter verschiedenen, besonders literarischen Einflüssen den Namen Roland nach dem Paladin Karls d. Gr. erhalten haben (*Roland zu Bremen* 1901, *Vindiciae Rulandi Bremensis* 1904). Nach dem Rechtshistoriker R. Schröder (vgl. *Béringuier, Die Rolande Deutschlands* 1891 u. sonst) sind die Statuen an Stelle ehemaliger Marktkreuze getreten, also Symbole der Marktberechtigung. Eine Umwandlung aus einem gegenständlichen in ein figürliches Symbol nimmt auch F. Keutgen (*Untersuchung über den Ursprung der deutschen Städteverfassung* 1895) an, jedoch sind als ursprünglich die sogenannten Friedekreuze, Symbole des den Städten vom Stadtherrn verliehenen Stadtgerichts, anzusehen, die an ihre Stelle getretenen Figuren also als Gerichtsrolande aufzufassen. Ähnlicher Meinung ist auch der Rechtshistoriker S. Rietschl (*Markt und Stadt in ihrem rechtlichen Verhältnis* 1897), nur daß er die Figuren selbst als ursprünglich ansieht, als Verkörperung der dauernden Gerichtsherrschaft des fürstlichen Stadtherrn über die Stadt. Auch der Historiker G. v. Below hat sich dieser Auffassung angeschlossen (*Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum* 1898, 1905). — Mythologische Deutung wird auch jetzt noch von Paul Platen (verschiedene Programme 1899—1903) vertreten, welcher darin alte Donarbilder, neuerdings Tiu-Sahsnotbilder erblickt; auch C. Höde (*Roland zu Zerbst* 1902) ist, trotz energischer Betonung der juristischen Bedeutung der Standbilder, am letzten Ende mythologischem Ursprung der Bilder nicht abgeneigt.

In ein völlig neues Stadium ist die Forschung durch die sog. Spielrolandtheorie getreten, welche gleichzeitig von dem Historiker Heldmann und dem Germanisten Jostes aufgestellt wurde. Gemeinsam ist beiden die Herleitung des Wahrzeichenrolands seiner Darstellung wie seinem Namen nach aus der im Rolandspiel als Ziel dienenden Drehfigur, gemeinsam auch die Erklärung für diese auffällige Umwandlung durch die kecke Fälschung des Bremer Ratsherrn Hemeling, welcher 1404 an Stelle des alten, 1366 verbrannten Holzrolands, eines Spielrolands, den neuen, steinernen errichten ließ und durch den auf dem Schild aufgezeichneten Freiheitsspruch im Verein mit Fälschung von Urkunden und Stadtchronik zum Träger städtischer Freiheiten machte. Während aber Heldmann (*Die Rolandbilder Deutschlands* 1904, *Rolandsspielfiguren, Richterbilder oder Königsbilder?* 1905) das Rolandsspiel als eine genaue Nachahmung der Sterbeszene Rolands im Epos betrachtet, erblickt Jostes (*Roland in Schimpf und Ernst* 1904, 1906) darin vielmehr das fran-

zösische Quintainespiel und erklärt den Namen der Spielfigur aus ihrer Drehbarkeit (*rotulare, rouler, rollen*), aus einer volksetymologischen Anlehnung an den Namen Roland.

Hier wird also Sache und Name als zusammengehörig betrachtet und erklärt. Der Name Roland kann aber zufällig, äußerliche Zutat sein, und so wird man, wenn man vorurteilslos an die Frage herantreten will, die Erklärung des Wesens unserer Rolande nicht von vornherein im Namen zu suchen haben, sondern eins vom anderen trennen müssen. Das Wesentliche sind die Standbilder selbst und ihre Bedeutung. Und wenn diese schon in den ältesten Überlieferungen nicht mehr deutlich erkennbar ist, so bleibt uns für die ursprüngliche Bedeutung in der Hauptsache nur die Wahl zwischen Sellos Königsbildern und den von Rietschl, Keutgen u. a. angenommenen Gerichtssymbolen. Für letztere spricht vor allem der *Sachsenspiegel*, der teils mit seinen Vorschriften über die Kleidung der Richter und Schöppen, teils mit seinen Richterbildern auffällig zu dem Typus der Rolandstandbilder stimmt. Hierzu paßt auch manches, was von Gegnern der Gerichtsrolande, von Heldmann über das Burggrafenbild zu Halle, von Sello über das Fehlen der königlichen Insignien gesagt worden ist. Die Wahrzeichenrolande aus den Spielfiguren abzuleiten verbietet schon der bei beiden total verschiedene Typus. Nachdem aber jüngst durch Walther Stein (*Hansische Geschichtsblätter* 1906) nachgewiesen worden ist, daß die Hemelingschen Fälschungen erst nach 1419 möglich waren, also zeitlich 15 Jahre hinter die Errichtung des neuen steinernen Roland zu Bremen fallen, verliert die angebliche Umwandlung der Spielrolande in Wahrzeichenrolande allen Grund und Boden.

Der Name der Gerichtsrolande bedarf noch der Erklärung. Daß hierbei der epische Roland in Frage kommt, ist gewiß, aber hier erhebt sich die Schwierigkeit, daß Handschriften deutscher Rolanddichtungen — *Ruolandes Liet des Pfaffen Konrad, Karl d. Gr. vom Stricker* — in Niederdeutschland offenbar nicht häufig genug waren, um eine weit- und tiefgehende Popularität des Helden Roland gerade hier zu erklären. Neben dem niederrheinischen *Karlmeinet* kommt ja auch noch die lateinische Chronik des sog. Pseudoturpin in Betracht, aber gerade in den letztgenannten Quellen fehlt jede speziellere Beziehung zwischen Roland und dem Sachsenlande. Daß im Renaut von Montauban (niederländisch 13. Jahrh., niederrheinisch 15. Jahrh.) Roland sein Schwert Durendal im Sachsenkrieg gewinnt, erscheint hier mehr als ein nebensächlicher Zug. Man sollte eher eine besondere Dichtung über einen Krieg Rolands mit den Sachsen erwarten, aber gerade die französischen Dichtungen lassen die Sachsenkriege erst

auf Rolands Tod folgen. Auch Namensforschungen ergeben nichts Greifbares über die Popularität des Rolandnamens, da der Name von Haus aus deutsch ist und hier auch vor und unabhängig von der literarischen Überlieferung weiter fortgepflanzt wurde.

Auch die Theorien von Heldmann und Jostes bieten keine genügende Erklärung, falls man etwa eine Übertragung des bloßen Namens von den Spielrolanden auf die Wahrzeichenrolande annehmen wollte. Vielmehr hieß zunächst das Spiel selbst Roland, und wann die Spielfigur den Namen Roland bekam, wissen wir nicht. Jedenfalls kann man nicht mit Heldmann die Stelle aus *Walther von Rheinau* anziehen, bei welcher zudem die Lesart (ob *rolande* oder *rolonde*) unsicher ist. Heldmanns Deutung der Spielfigur direkt auf den sterbenden Christenhelden ist psychologisch mehr als unwahrscheinlich, auch die Volksetymologie von Jostes begegnet lautlichen und formalen Bedenken.

So ist die sekundäre Frage, wie die Richterfiguren zu dem Namen Roland kamen, noch nicht völlig befriedigend gelöst. Vermutlich aber bildeten das Mittelglied, wie schon Sello annimmt, die der Stadt Bremen von Karl d. Gr. angeblich verliehenen, durch eine echte Urkunde von 1186 bestätigten Privilegien. Man erblickte andrerseits in der Richterfigur ein Symbol städtischer Gerichtsfreiheit, und so lag es wohl nahe, diese auch als Träger jener Privilegien anzusehen. Das Standbild als dasjenige Kaiser Karls selbst zu betrachten, ging aus äußeren Gründen nicht an, aber sein erster Paladin mochte wohl als sein Vertreter gelten. Die Bezeichnung der Figur als Roland setzt nicht unbedingt eine Popularität der Rolandsage in Bremen und Niedersachsen voraus, sie kann auch auf gelehrter oder halbgelehrter Deutung und Übertragung beruhen.

Die Diskussion wurde benutzt von den Herren E. Seelmann (Bonn), E. Martin (Straßburg), G. Baist (Freiburg i. Br.) und dem Vortragenden.

Prof. Dr. K. Bohnenberger (Tübingen) sprach über **Mundartgrenzen.**

Aus den eingehenden mundartgeographischen Untersuchungen auf dem Gebiete des Alemannischen lassen sich allgemeine Ergebnisse über Mundartgrenzen gewinnen. Die Grenze des Alemannischen gegen die Nachbarmundarten erscheint in ihren genau untersuchten Teilen (Norden, Südostecke, teilweise auch Westen) als einheitliche Linie oder als Zone (letztere gebildet durch Linienbündel oder mit weiterer Zerstreuung der Linien). Die Ursachen des Grenzverlaufs lassen sich in weitgehendem Maße aufzeigen. Grenzlinien wie Zonen stimmen z. T. mit heutigen Konfessionsgrenzen,

zu allermeist mit ehemaligen Besitzgrenzen überein. Die Übereinstimmung ist z. T. eine völlige, so daß beide Grenzen zusammenfallen, z. T. eine annähernde mit paralleler Richtung beider Grenzzüge. Das weitgehende Maß der Übereinstimmung erweist ursächlichen Zusammenhang, die Mundartgrenzen sind also durch die geschichtlichen bestimmt. Letztere lassen sich zumeist in zwei Gruppen zusammenfassen: eine jüngere Gruppe aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters, welche zumeist durch die folgenden Jahrhunderte bis zur Auflösung des alten Reichs fortbestand, z. T. noch in der heutigen Konfessionsgrenze fortlebt, und eine ältere Gruppe, bestehend in den Grenzen der Herzogtümer (bzw. Stämme) und der zunächst daraus erwachsenden Gebilde. Die Mundartgrenzen zeigen in ihrer Einzelgestaltung genauere Übereinstimmung mit ersteren. Als die zeitlich näherliegenden sind diese auch als die zuletzt wirkenden Ursachen der heutigen Mundartgrenzen anzusehen. Bei der Vielgestaltigkeit dieser jüngeren Besitzgrenzen läßt sich aber die Bevorzugung derjenigen unter ihnen, welche mit der älteren Gruppe übereinstimmen, nur erklären, wenn letztere zugleich an der sprachscheidenden Wirkung mitbeteiligt ist. Es hat zuerst die ältere Gruppe (Herzogtumsgrenze mit ihren nächsten Fortsetzungen) als einschneidende Verkehrsgrenze eine Sprachscheide gebildet. Mit deren Erlöschen haben benachbarte jüngere Besitzgrenzen die Sprachgrenze an sich gezogen und forterhalten, im allgemeinen die nächsten unter diesen jüngeren Grenzen, Weiterverrückung an fernere ist aber ebenfalls zu beobachten. Die heutige Grenze der alemannischen Mundart, soweit untersucht, folgt im allgemeinen der Herzogtumsgrenze recht genau. Ein Beispiel weiterer Abrückung unter dem Einfluß jüngerer Besitzgrenzen bildet die nördliche Ausbiegung der Mundart um den Neckar bis gegen Brackenheim-Heilbronn, veranlaßt durch die entsprechende, im 14. Jahrhundert erfolgte Ausdehnung der Grafschaft Wirtenberg. Wie unter den verschiedenen Grenzlinien einer Zone Linien älterer Spracherscheinungen, die ehemals notwendigerweise mit den älteren Besitzgrenzen zusammengehen mußten, heute an junge Besitzgrenzen hinübergetreten sein können, während in der gleichen Gegend die Linien jüngerer Spracherscheinungen der Herzogtumsgrenze ganz nahe geblieben sind, zeigt das Grenzstück an Selz und Lauter im Elsaß. — Die untersuchten Sprachgrenzen innerhalb der Mundart zeigen in ihrer Einzelführung gleicher Weise wie die Außengrenzen genaue Übereinstimmung mit jüngeren Besitzgrenzen, sichere Ursachen für ihre Gesamtrichtung waren aber nicht erkenntlich. Neben den geschichtlichen Ursachen erwiesen sich natürliche Verkehrshindernisse (Gebirge, Talschluchten, Flüsse, Wälder)

deutlich als bei der Entstehung der Mundartgrenzen mitwirkend. Im einzelnen ist ihre Beteiligung aber viel schwerer bestimmbar und abmeßbar. — Proben auf außeralemannischem Gebiet haben volle Übereinstimmung mit dieser Gesamtlage gezeigt und daher die allgemeine Bedeutung der hier gewonnenen Ergebnisse gestützt.

Die Diskussion wurde benutzt von den Herren H. von Fischer (Tübingen), L. Gauchat (Zürich) und dem Vortragenden.

Nach der kombinierten Sitzung trug Prof. Dr. F. Pfaff (Freiburg i. Br.) über **die Tannhäusersage**[1]) vor.

Die entwickelte Tannhäusersage ist in den verschiedenen Fassungen eines alten Volksliedes und in der Volkssage vom Venusberg bei Uffhausen im Breisgau überliefert. Den besten Text des Liedes bietet ein Druck von Jobst Gutknecht in Nürnberg aus dem Jahre 1515, den Uhland in seinen *Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern* I, 2, 297 wiedergibt. Dieser Text ist erheblich älter als der Druck. Auch niederdeutsch, niederländisch und dänisch ist das alte Lied überliefert. In neuerer Zeit wurde es gefunden in der Schweiz (Entlebuch, St. Gallen, Aargau, Wallis) und Österreich (Steiermark, Kärnten, Tirol). Die neueren Texte sind teils durch Auslassungen, teils durch Zusätze entstellt. Auch der Name des Sagenhelden ist vielfach entstellt oder ganz vergessen. Selbst die Venus fehlt, und an Stelle des Erlebnisses mit ihr werden nur „große Sünden“ erwähnt. Die Romfahrt des Sünders steht im Vordergrund. So ist auch auf alten Drucken des Liedes Tannhäuser als Pilger abgebildet. Das Lied war sehr beliebt. Wie mit Neidharts Namen leichtfertige Gesänge, so wurden mit dem Namen des Tannhäuser altfränkische sagenhafte Geschichten bezeichnet. Das alte echte Lied gehört zu den besten deutschen Balladendichtungen und steht über allen späteren Bearbeitungen der Sage.

Die Sage von Uffhausen erzählt Heinrich Schreiber in seinem *Taschenbuch für Geschichte und Altertum in Süddeutschland* 1839. Eine Vorhöhe des Schönbergs bei Freiburg i. Br., nahe Uffhausen, heißt der Venusberg (Fenisberg). Ein Ritter von der nahen Schneeburg zog nach Rom, um Lossprechung von seinen schweren Sünden zu erlangen. Diese wird vom Papst verweigert: eher soll dessen dürrer Stab Rosen tragen. Der Ritter kehrt heim und stürzt sich verzweifelnd in den offenstehenden Venusberg. Nach zwei Jahren trägt der Stab Rosen, der Papst sendet der Witwe Bericht; man gräbt im Berg und findet den Ritter tot. Zum Saal der Venus ist man aber niemals gelangt.

1) Eine eingehende Darstellung in Buchform ist in Vorbereitung.



Also auch in der Sage fehlt, wie in den neueren Liedern, die Einleitung im Venusberg und sind andere Züge zugesetzt.

Die vollständige Sage zerfällt in drei Grundstoffe: 1) Erlebnisse des Tannhäuser, 2) Sage vom Venusberg, 3) Legende vom Stabwunder.

Der Held ist ohne Zweifel der Minnesinger Tannhäuser, ebenso wie Heinrich von Morungen, Gottfried von Neifen, Reinmar von Brennenberg, Burkart von Hohenfels u. a. Tannhäuser dichtete um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Er stammt wohl aus Salzburg. An den Grabstein eines Konrad Tannhäuser in der Maria-Pfarrkirche im Lungau hat sich eine verwandte Sage angeknüpft. Sein Leben kennen wir nur aus seinen Gedichten. Er führte ein Wanderleben, war auch im hl. Land, auf Zypern, erlitt einen Schiffbruch vor Kreta. Er war ein Nachahmer Neidharts, doch selbständig, vielseitig gebildet und begabt, aber unmäßig und leichtfertig. Spätere Gedichte wurden ihm zugeschrieben: er war also in seiner Art eine Berühmtheit. Er nennt Venus, Pallas, Medea, Sibylla und kennt eine Lehrstätte der schwarzen Kunst. Er führte ein üppiges Liebesleben und dichtete auch ein Bußlied. Was man von ihm weiß, genügt aber nicht, um die Anknüpfung der Sage zu erklären. Da er jedoch auf Zypern, dem Heiligtum der Venus, war, kann er wohl eine Grotte der Göttin besucht haben, konnte Abenteuer erlebt und erzählt haben, die in der wundersüchtigen Zeit übertrieben und umgedeutet wurden. Die Bilder der Liederhandschriften, die nur z. T. Phantasiegebilde und Nachahmungen sind, stellen verschiedene Minnesinger in Lagen dar, die wir geschichtlich nicht kennen. Der im Liede erwähnte Papst Urban IV. stimmt zeitlich zu dem Minnesinger Tannhäuser. Spätere Erzählungen, wie die Hermanns von Sachsenheim und einiger Meisterlieder, gehen auf das alte Tannhäuserlied zurück.

Die fahrenden Schüler des späteren Mittelalters pflegten sich damit zu brüsten, daß sie im Venusberg die schwarze Kunst gelernt hätten. Von diesem V e n u s b e r g wissen viele Schriftsteller des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. In Hexenprozessen erscheint er als Hochschule der Zauberei. Paracelsus erwähnt ihn ungläubig und spöttisch. Äneas Sylvius hatte gehört, daß er bei Norcia im Herzogtum Spoleto liege und bat seinen Bruder Nachforschungen anzustellen.

Auch in Deutschland gibt es verschiedene Venusberge und Feneslöcher, in denen die weiße Frau wohnt und die Fenesleute (Zwerge). Der letzteren Name und Wesen wird durch den Hinweis auf die Venediger nicht genügend erklärt. In Deutschland war die antike Venus durch die Vagantendichtung früh bekannt, auch kannte man alte Venusbilder, wie das zu Trier vom hl. Eucharius umgestürzte

und das zu Antweiler. Der echte Venusberg aber war in Italien bei Norcia, der Monte della Sibilla. Von ihm erzählt zuerst Pietro Bersuire († 1362), dann Andrea dei Magnabotti in seinem Roman Guerino il Meschino (1391) und besonders eingehend Antoine de la Salle (geb. 1387) in seiner Salade, einer Erziehungsschrift für Johann von Anjou, den Sohn des Königs René. Er hat den Sibyllenberg und den nahen Pilatussee selbst besucht. Auf der Insel des Sees wurden Zauberbücher geweiht. In der Grotte der Sibylle fand er Namen von Besuchern, darunter den eines Deutschen, angeschrieben. Man erzählte ihm von einem deutschen Ritter ein Abenteuer ganz ähnlich der Tannhäusersage, auch mit der Verdammung durch den Papst und der Rückkehr in den Berg.

Deutsche Berichte, wie der des Felix Hemmerlin von Zürich (1410—13), des Felix Fabri (1480) und des Arnold von Harff (1497) schließen sich an.

Auch von Zypern wird Ähnliches berichtet.

1897 hat der Romanist Pio Rajna den Sibyllenberg bei Norcia besucht.

In Italien war Venus mit den großen Göttern untergegangen; dagegen hatte sich die Sage von der weissagenden, zauberhaften Frau im Berg, der Sibylle, erhalten. Dagegen war in Deutschland der Name der Venus als einer alten Abgöttin erhalten geblieben; auf sie waren die Eigenschaften der Holda, Berchta, der bergentrückten weißen Frau übertragen worden, die an unendlich vielen Orten gesehen wurde, so z. B. auch am Hörselberg bei Eisenach. Reisende hatten die Erzählung vom Sibyllenberg aus Italien mitgebracht. Dieser ferne zauberhafte Berg ward nun in der deutschen Überlieferung mit allen Eigenschaften des Venusbergs ausgestattet. Von hohlen Bergen, die in heidnischer Zeit als Wohnung gedient, ja von in den Fels gehauenen Burgen wußte man ja auch genug.

Die Strenge des Papstes gegen Tannhäuser hat oft Verwunderung erregt. Sie ist aber nur ein Ausfluß der uralten, z. B. auch biblischen Auffassung, daß der Anblick des Heiligen dem Menschen verderblich sei. Auch die Gemeinschaft mit götterhaften unterirdischen Gewalten galt daher für unheilvoll. Beispiele aus der Sage sind der Graf von Lusignan und Melusine, der Staufenberger und die Waldminne, der Wassermann und die schöne Agnese, Siegfried und Brunhild. So hat sich auch Tannhäuser dem elbischen Wesen ergeben und ist darum nach menschlicher Auffassung verloren: nur ein göttliches Wunder kann ihn retten. Aber es geschieht kein beliebiges Wunder, sondern ein ganz eigenartiges, bedeutungsvolles, das Stabwunder.

Das Stabwunder erscheint in unzähligen Sagen, genau wie in der Tannhäusersage als Zeichen der göttlichen Erwählung. Es muß an Aarons Priesterwahl und an Josephs, des Zimmermanns, grünende Rute erinnert werden. Sehr wahrscheinlich ist der Ursprung dieses Zugs in der biblischen Überlieferung zu suchen. Auch die Sagen von den dürren Bäumen, die einst grünen sollen, wenn der richtige Kämpfer oder gar der Jüngste Tag kommt, gehören hierher.

Alle diese Bestandteile der Tannhäusersage — der Minnesinger Tannhäuser, die Venusbergüberlieferung, die Stabwunderlegende — waren im 14. Jahrhundert vorhanden und bekannt: aus ihrem Zusammenschmelzen ergab sich die Tannhäusersage, die, von einem geschickten Dichter in die Form des packenden Tannhäuserlieds gegossen, alsbald ganz Deutschland eroberte und durch Venusbergsucher auch nach Italien auf den Sibyllenberg getragen ward.

Am Venusberg von Uffhausen lebte noch vor kurzem die Überlieferung, daß darin die alten Heiden gewohnt haben, viele Leute hinein-, aber nicht mehr herausgegangen seien. Auch hier bildete die weiße Frau im Berg neben der Erzählung von Untaten der Schneeburger Rittersleute den Urgrund der örtlichen Sage. Die fertige Tannhäusersage brauchte nur als Lied oder Erzählung in die Gegend zu dringen, um sich mit Leichtigkeit hier anspinnen zu können.

Die Diskussion wurde benutzt von den Herren H. Jantzen (Königsberg), R. M. Meyer (Berlin), R. Priebsch (London), H. von Fischer (Tübingen), E. Seelmann (Bonn).

Schluß 1 Uhr.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, 9 Uhr 15 Minuten.

War kombiniert mit der romanistischen und der englischen Sektion.

(Bericht siehe Romanistische Sektion, 3. Sitzung.)

Nach Schluß der kombinierten Sitzung berichtete Privatdozent Dr. F. Wilhelm (München) **Über fabulistische Quellenangaben bei einigen mittelhochdeutschen Schriftstellern.**[1])

Eine Diskussion fand nicht statt.

Schluß 12 Uhr 45 Minuten.

---

1) Der Vortrag ist erweitert in Paul und Braunes Beiträgen Bd. 33, Heft 2, S. 286—339 erschienen.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, 9 Uhr 15 Minuten.

Vorsitzender: Prof. Dr. A. Geßler.

Zuerst referierte Prof. Dr. John Meier (Basel) **Über das Deutsche Wörterbuch.** Die Diskussion wurde benutzt von den Herren F. Kluge (Freiburg i. Br.), H. Wunderlich (Berlin), R. Meißner (Königsberg) und von den Herren Kluge und Wunderlich zur Erwiderung. Nach einem Schlußwort des Referenten stellte Herr Kluge folgenden Antrag:

> Die Sache des Deutschen Wörterbuches bildet ein Hauptinteresse der germanistischen Sektion der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner; es ist deshalb auf jeder Tagung über den Stand des Werkes Bericht zu erstatten.

Die Abstimmung ergab einstimmige Annahme.

Prof. Dr. R. Brandstetter (Luzern) schilderte darauf **Die Schicksale der Wuotansage in Luzern.**[1])

Der Vortragende hat die Luzerner Archive auf alte Volkssagen hin untersucht und ein reiches Material an Sagen gefunden, die zum Wuotan-, Pontius Pilatus- und Rolandzyklus gehören. Der Vortrag hat nur die Wuotansage zum Gegenstand. Im ersten Teil wird der Stand dieser Sage im alten Luzern des 16. Jahrhunderts geschildert; im zweiten Teil die wechselnden Schicksale derselben bis auf den heutigen Tag.

Die Diskussion wurde benutzt von den Herren H. von Fischer (Tübingen), E. Seelmann (Bonn), O. Lüning (St. Gallen) und dem Vortragenden.

Den letzten Vortrag hielt Prof. Dr. E. Ermatinger (Winterthur) über **Das Romantische bei Wieland.**[2])

Die Anfänge der deutschen Romantik, durch die um die Wende des 18. Jahrhunderts die humanistische Weltanschauung des Klassizismus abgelöst wird, dürften im Pietismus des 17. Jahrhunderts liegen. Schon in der Sturm- und Drangbewegung hat sich die mystische Welle, die übrigens als Nebenströmung neben dem Humanismus durch das ganze 18. Jahrhundert läuft, bedeutsam erhoben; aber erst in der sogen. Romantik hat der Mystizismus die gesamte

---

1) Ist ungekürzt im „Geschichtsfreund", Bd. 62. S. 101—158 erschienen.

2) Die Arbeit wird, in erweiterter Fassung, die dann auch die Beziehungen des älteren Wieland zur romantischen Ideenwelt enthält, in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum erscheinen.

Bildung der Zeit beseelt. Im Mittelpunkt steht Novalis, dessen Dichtung und Philosophie die deutlichste Verkörperung der romantischen Ideenwelt ist. Ihm ist das Romantische das Unbewußte; es an die Schwelle des Bewußten zu rücken, ohne daß es den Reiz des Unbewußten verliert, ist die Aufgabe der romantischen Poesie. („Der Sitz der Seele ist da, wo sich Innenwelt und Außenwelt berühren.")

Wieland, der von der Romantik später so heftig angegriffene, wurzelt in den Anfängen der Romantik, im Pietismus. Aber schon frühe drang die Aufklärung in sein Geistesleben. Der Zwiespalt zwischen den beiden Weltanschauungen scheidet die Schriften des Jünglings ziemlich deutlich von den Werken der späteren Zeit. Die Grenze bezeichnet das Jahr 1760. Auch in den späteren Schriften ist jedoch Wielands Verhältnis zu der romantischen Lebensbetrachtung nicht stets das gleiche gewesen. Zwei Abschnitte lassen sich auch hier wahrnehmen, deren Scheidelinie durch das Jahr 1775 ausgedrückt wird. In den Schriften, die vor diesem Zeitpunkt entstanden, wird das romantische Wesen („die Schwärmerei") bald mit heftigem Tadel, bald mit geistreicher Ironie abgelehnt. Später hat Wieland, unter dem Einfluß der Sturm- und Drangbewegung, wieder eingelenkt und ist durch erneute Erörterung des Problems zu tieferem Verständnis gelangt.

Die romantische Stimmung des jungen Wieland hat durch seine Liebe zu Sophie Gutermann einen mächtigen Antrieb bekommen. Das durch sie angeregte Lehrgedicht „Die Natur der Dinge" enthält manche wichtige Ideen der späteren Romantik; z. B. erinnert Wielands evolutionistische Metaphysik an Novalis' Doppelsystem von Natur und Geist. Auch Wieland denkt sich die Gestirnkörper als beseelte Wesen, und ebenso wie Novalis hält er den Tod für „eine Selbstbesiegung, die ... eine neue, leichtere Existenz schafft". Die Wollust des Schmerzes, wie sie uns in den „Briefen von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" und, von Young angeregt, vor allem in den „Sympathien" entgegentritt, erinnert wiederum an Novalis (Hymnen an die Nacht), mit dem der junge Wieland (nach dem Verlust der Geliebten) auch die Lüsternheit in der Askese gemein hat. Der irrationale, also romantische Begriff Sympathie, der aus dem Jugendwerk in die spätere Schriftstellerei Wielands übergegangen ist und von ihm oft verwendet wird, ist auf Leibnizens prästabilierte Harmonie und auf das Aristophanesmärchen im Platonischen Symposion zurückzuführen.

Den besten Aufschluß über den Seelenzustand des jungen Schwärmers geben einige Romane, vor allem Don Sylvio von Rosalva, Agathon und Peregrinus Proteus. Don Sylvios Jagd nach dem blauen

Schmetterling, dem Sinnbild der Geliebten, erinnert an Ofterdingens Streben nach der blauen Blume. „Blau“ war für Wieland die Bezeichnung für das Wunderbare, Unglaubliche, ein uralt schwäbischer Sprachgebrauch, in dem Wieland wohl durch die von ihm vielbenutzte französische Märchensammlung, die Bibliothèque bleue, bestärkt worden ist.

Die Diskussion wurde nicht benutzt.

Nach kurzen Worten des Vorsitzenden und Prof. Dr. H. v. Fischers (Tübingen) wurde die Tagung um 12 Uhr 30 Minuten geschlossen.

Historisch-epigraphische Sektion.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907,
Beginn 9 Uhr 25 Minuten.

Herr Prof. Dr. A. Baumgartner als erster Obmann begrüßte die Sektion. Als Vorsitzende wurden gewählt Prof. Dr. Baumgartner (Basel), Privatdozent Dr. F. Stähelin (Basel); als Schriftführer Dr. W. Hünerwadel (Winterthur) und Dr. A. Barth (Basel).

Darauf hielt Prof. Dr. Ad. Wilhelm (Wien) einen Vortrag **Über die öffentliche Aufzeichnung von Urkunden im griechischen Altertum.**[1])

Wenn Beschlüsse griechischer Gemeinden die *ἀναγραφή* eines Proxenos oder eines Neubürgers und außerdem die *ἀναγραφή* des Beschlusses auf einer steinernen Stele in einem Heiligtum fordern, oder die *ἀναγραφή* einer Urkunde in einem Heiligtum und überdies im Rathause anordnen, hat man früher irrig an zwei Aufzeichnungen auf Stein, neuerdings an doppelte Aufzeichnungen auf Papyrus gedacht. Dabei ist, von anderen Bedenken abgesehen, unberücksichtigt geblieben, daß eine Inschrift aus Amorgos die *ἀναγραφή* des Beschlusses in einem Heiligtum und in dem Rathause mit dem Zusatze *ἐν τοῖς ἐπιφανεστάτοις τόποις* aufträgt. Es ist also auch die Aufzeichnung im Rathause als eine sichtbare, öffentliche vorausgesetzt, und daß auf eine solche auch das Wort *ἀναγράψαι* deutet, scheinen namentlich die Stellen zu zeigen, an denen *ἀναγράψαι* z. B. *εἰς στήλην*

1) Die Untersuchung, deren wesentlichste Gesichtspunkte hier allein mitgeteilt sind, hätte schon im Frühjahr 1902 im Beiblatte der Jahreshefte des österreichischen archäologischen Instituts erscheinen sollen, ist aber liegen geblieben, weil ich mit meinen durch den kleinen Druck ermüdeten Augen die Korrektur nicht zu erledigen vermochte. Sie wird nun, als anspruchslose Vorarbeit zu einer Darstellung des griechischen Urkundenwesens, demnächst unter dem Titel *Ἀναγραφὴ δημοσίων γραμμάτων* in meinen „Beiträgen zur griechischen Inschriftenkunde“ erscheinen.

λιϑίνην, oder *εἰς λεύκωμα*, *εἰς τὸν τοῖχον*, *εἰς τὸν πίνακα*, daneben *γράψαι* von der Niederschrift schlechtweg, oder *ἐγγράψαι*, z. B. *εἰς τοὺς νόμους* von einer Eintragung, gesagt ist. Es handelt sich demnach in jenen Bestimmungen nicht um eine Eintragung im Archive, neben der eine Veröffentlichung (oder richtiger Verewigung) auf einer Stele erfolgt, sondern um eine andere Veröffentlichung der Beschlüsse, der Namen neuer Proxenoi und Bürger, z. B. durch Eintragung in öffentlich ausgestellte Listen, um eine Veröffentlichung, die nicht auf Stein erfolgt, wie z. B. der Auftrag einiger delischer Inschriften: *ἀναγράψαι δὲ τόδε τὸ ψήφισμα τὴν μὲν βουλὴν εἰς τὸ βουλευτήριον, τοὺς δὲ ἱεροποιοὺς εἰς τὸ ἱερὸν εἰς στήλην* lehrt, sondern auf *λευκώματα*, auf Tafeln, die in oder vor Amtsgebäuden, auf dem Markte usw. aufgestellt werden (*ἐκτιϑέναι*, *προγράφειν*, *ἔκϑεμα*, *πρόγραμμα* usw., Br. Keil, Athen. Mitt. XX, 37), oder auf „Wänden“ (*τοῖχοι*), die für diesen Zweck besonders hergerichtet sind. So lassen sich manche bisher nicht gehörig beachtete Inschriften verstehen oder auch ergänzen, in denen neben der *ἀναγραφή* auf Stein, der Verewigung, die Veröffentlichung auf einem *πίναξ*, einem „schwarzen Brett“, oder auf dem *τοῖχος* in dem *δημόσιον* verlangt wird; und mit der *ἀναγραφή* von Urkunden *εἰς τὰς βασιλικὰς γραφάς* ist nicht ihre Aufnahme in das königliche Archiv gemeint, sondern ihre Aufzeichnung unter den Bekanntmachungen der königlichen Regierung. Jede Beschlußfassung einer Körperschaft fordert nicht nur die Niederschrift im Archiv, sondern auch eine Veröffentlichung in herkömmlicher Weise: weder jene noch diese bedarf ausdrücklicher Anordnung; eine Verewigung auf Stein oder Erz wird dagegen nur den Urkunden zuteil, an die sich bedeutendes, dauerndes Interesse knüpft, und ist stets Gegenstand besonderer Verfügung. Wörtlich getreue, vollständige Wiedergabe in der *ἀναγραφή* auf dem *λεύκωμα* war nur bei Gesetzen und Verordnungen notwendig; für viele Beschlüsse reichte eine Veröffentlichung ihres wesentlichen Inhaltes in der Form kurzer Konstatierung des Geschehenen aus. Diese Form zeigen tatsächlich die *ἀναγραφαὶ συμβολαίων* usw. auf den Papyri und die gelegentlich erfolgten Verewigungen solcher *ἀναγραφαί* auf Stein, z. B. die Verzeichnisse der *προικῶν δόσεις* aus Tenos und Mykonos. Auszüge aus Beschlüssen sind in der kurzen Form, die sich zur Veröffentlichung auf den *λευκώματα* und der Buchung in den *ἀναγραφαί*, den Sammellisten, eignet, auch auf Stein erhalten, besonders aus Nordgriechenland. Dieselbe Fassung zeigen die Ehreninschriften: *Ὁ δῆμος ἐτίμησεν τὸν δεῖνα*, *ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος ἐτίμησεν κτλ.*, die in hellenistischer und römischer Zeit auf den Basen der Ehrenstatuen an die Stelle eigentlicher Weihinschriften treten, und die Überschriften oder Summarien, die z. B. den umfang-

reichen Ehrenbeschlüssen aus Priene vorangestellt sind, z. B. 108 als kurze Inhaltsangabe des folgenden 383 Zeilen umfassenden Psephisma für Moschion — aber auch die Inschrift 13: *Πριηνεῖς ἔδωκαν Καλλιστράτωι Νίκωνος εὐεργέτηι γενομένωι τοῦ δήμου προεδρίαν ἐν τοῖς ἀγῶσι καὶ ἐμ πρυτανείωι σίτησιν καὶ ἀτέλειαν τοῦ σώματος*, neben der kein längerer Text, mit Datierung, Begründung usw., steht. Man wird noch weiter gehen und diese kurze Fassung als Inhaltsangabe und *scriptura exterior* neben der vollen Wiedergabe der Urkunde als *scriptura interior* auf Papyrus, den Diptycha usw., den buchähnlichen *γραμματεῖα*, voraussetzen dürfen. Die größere oder geringere Ausführlichkeit der Verewigung auf Stein hängt aber nicht nur von örtlich und zeitlich verschiedener Gewohnheit, sondern bei ihrer Kostspieligkeit wesentlich von den für diesen Zweck zur Verfügung stehenden Mitteln ab. Die Verewigungen von Reihen von Beschlüssen, wie sie z. B. aus Kreta erhalten sind, zeigen, selbst wenn diese aus einem und demselben Jahre stammen und ihre Redaktion demselben Beamten verdankt wird, die größte Mannigfaltigkeit; neben ganz kurzer Beurkundung des Geschehnisses steht die ausführliche Mitteilung des Beschlusses mit eingehendster Begründung und umständlicher Erwähnung aller, auch der selbstverständlichen Ehrenrechte. So erklärt sich auch, daß die auf Stein oder Bronze erhaltenen Ehrenbeschlüsse im allgemeinen um so größere Ausführlichkeit zeigen, je ausschließlicher die *φιλοτιμία* des Geehrten, nicht die Gemeinde die Kosten trägt und je mehr der Antragsteller auch seinerseits auf die volle Verzeichnung seiner Rede rechnet. Bei älteren Beschlüssen vermag ich mich des Verdachts nicht zu erwehren, daß von der Begründung und näheren individuellen Beweisführung oft nur die allgemeine, der gesetzlichen Forderung entsprechende Formel *ἐπειδὴ ἀνὴρ ἀγαθός ἐστι περί κτλ.* übrig geblieben und auf Stein übernommen sei. Die Würdigung der auf Stein erhaltenen Urkunden, auch in bezug auf ihre Form, hat bisher darunter gelitten, daß Verwahrung im Archive, Veröffentlichung und die nur gelegentliche Verewigung nicht genau genug geschieden und mit der Veröffentlichung auf *λευκώματα* überhaupt nicht gerechnet worden ist. So werden irrtümlich auch Steinurkunden in Archiven vorausgesetzt, „wesentlich papierne" Archive erst jüngerer griechischer Zeit zugeschrieben — die ältere Zeit soll ihre Urkunden auf Tempel und Amtsgebäude verteilt haben — die *ἀναγραφὴ εἰς τὰ δημόσια γράμματα* wird als Eintragung in das Archiv erklärt, und das Marmor Parium als Beispiel einer angeblich durch Polybios V 33 bezeugten Sitte der Aufzeichnung von Chroniken auf Stein angeführt. Die parische Marmorchronik hat aber, wie ihre ganze Anlage, ihre sprachliche Fassung und ihr Inhalt be-

weist, gar nichts zu tun mit den von Amts wegen fortlaufend geführten *χρονογραφίαι*, auf die sich Polybios bezieht, wenn er von den nur die hauptsächlichsten Ereignisse berücksichtigenden, sie schlicht und knapp verzeichnenden Chroniken der *οἱ τὰ κατὰ τοὺς καιροὺς ἐν ταῖς χρονογραφίαις ὑπομνηματιζόμενοι πολιτικῶς εἰς τοὺς τοίχους* spricht; diese *χρονογραφίαι* auf den *τοῖχοι*, auf *λευκώματα*, entsprechen vielmehr vollständig den römischen Annalen.

In der Diskussion wies Herr E. Bormann (Wien) auf die Übereinstimmung im Urkundenwesen zwischen Rom und Griechenland hin.

Prof. Dr. W. Soltau (Zabern) sprach über **Fehlerhafte Methoden der jetzigen vergleichenden Religionsgeschichte** mit besonderer Berücksichtigung neutestamentlicher Probleme.[1])

In der Einleitung seines Vortrages gab der Redner eine vergleichende Übersicht über die Methode und die Ergebnisse der vergleichenden Religionsgeschichte seit den letzten 50 Jahren. Namentlich hob er hervor, daß weniger an eine originäre Fortpflanzung volkstümlicher Mythen, als vielmehr an eine spätere mündliche Übertragung einzelner Sagenmotive, sowie an literarische Entlehnung zu denken sei. Als Musterbeispiel verwies er auf die Romulussage, welche nicht alt, sondern erst durch Naevius (der Sophokles' Tyro folgte) in Rom eingebürgert ward.

Der Redner wandte sich dann den neueren Versuchen (von Kalthoff, Jensen, Smith, Seydel u. a.) zu, die Tradition des Neuen Testaments aus babylonischen, persischen, buddhistischen, hellenistischen Mythen herzuleiten. Diese Ergebnisse verwarf er, zumal sie vielfach durch eine fehlerhafte Methode gefunden wären.

Dem gegenüber betonte er, daß derartige Versuche hinfällig werden müßten, wenn die Schriften des Neuen Testaments nach den Gesichtspunkten, wie sie Philologen und Historiker sonst zu beachten pflegten, betrachtet würden. „Das Neue Testament darf nicht als eine einheitliche Quelle ohne Berücksichtigung der verschiedenen Verfasser und der verschiedenen Abfassungszeit einzelner Bücher angesehen werden. Und ebensowenig dürfen die einzelnen Schriften als schriftstellerische Einheiten verwandt werden. Vielmehr zeigen sie vielfach Spuren späterer Überarbeitung."

Auch ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß ähnliche Formen der Tradition, wie Parabeln, Fabeln, Anekdoten, entweder selbständig entstanden, oder, falls sie Gemeingut der verschiedensten Völker waren, sich selbständig weiter entwickelt haben könnten.

---

1) Vgl. den Abdruck in den Preußischen Jahrbüchern 1908.

Weder die Lehre Jesu, noch selbst ihre Interpretation und Fortführung durch Paulus geben Anlaß zu dem Schluß, daß das Christentum eine synkretistische Religion gewesen ist.

Anders ist zu urteilen über die johanneische Auffassung des Christentums, über die Apokalypse oder die nachpaulinischen Schriften des Neuen Testaments, sowie über einige spätere Einlagen in die Evangelien (Matth. 1—2, Luc. 1—2 u. a. m.).

In der Diskussion griff Herr Harnack (Berlin) das in letzter Zeit viel besprochene Problem „Jesus und Paulus" heraus. Ein isoliertes Problem „Jesus und Paulus" aufzustellen ist methodisch unrichtig. Das Problem muß so gestellt werden: Wie hat sich von Jesus aus der Glaube der Urgemeinde entwickelt? Dabei muß man auf das gemeinsame Zeugnis der ersten christlichen Generation und (in Übereinstimmung mit Wellhausen) auf das palästinensische Judentum zurückgehen, und zwar auf das gesetzestreue Judentum und die Einflüsse, die es schon früher erfahren und zur Zeit Christi in sich aufgenommen hatte. Die Septuaginta zeigt da schon sehr starke neue Seiten im Judentum, trotzdem sie nur eine Übersetzung ist. Diesen Gesetzlichen mußte der Beweis geliefert werden, daß der am Kreuz Gestorbene der verheißene Messias sei. Für diese Leute redete auch Matthäus, er wollte ihnen diesen Beweis führen. In der Überzeugung aber, daß Jesus der Messias sei, war eine solche Fülle von Anschauungen und Lehren, vor allem aber das starke Motiv zu solch einem Stimmungswechsel enthalten, daß sich der Abstand der ersten Verkündigung über Jesus von der Lehre Jesu von hier aus größtenteils erklärt.

Hofrat Prof. Dr. E. Bormann (Wien) berichtete über **die Erforschung des römischen Limes in Österreich**, die in größerem Umfang vor einem Jahrzehnt, Herbst 1897, begonnen hat, indem mit der Leitung der Arbeiten durch den Verein Carnuntum und die Limeskommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften der Oberst d. R. Max von Groller betraut wurde. Jetzt nähert sich die Erforschung der Lagerfestung Carnuntum, für deren Aufdeckung bisher regelmäßig die eine Hälfte des Sommers verwendet wurde, ihrem Abschluß, und zwischen Carnuntum und dem Weichbild von Wien sind die Straßen- und Befestigungsanlagen einschließlich zweier Kastelle bei Höflein und bei Wilmersdorf (letzteres wohl sicher mit dem antiken Ulmus identisch) im wesentlichen ermittelt. Mit Überspringung von Wien und den westlich anschließenden Strecken hat Oberst v. Groller als zweiten Mittelpunkt der Grabungen und Forschungen das gegen Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. bei der jetzigen Stadt Enns angelegte Legionslager (Lauriacum) ge-

wählt. Hier galt die Arbeit der letzten Jahre diesem Lager selbst, ferner einem neu zum Vorschein gekommenen in der Nähe der Mündung der Enns, jetzt auf dem südlichen Donauufer, im Altertum wohl auf einer vom Strom gebildeten Insel gelegenen großen Lager, weiter einem Kastell bei Mauer-Öhling, schließlich den von Enns oder dessen Nähe aus donauabwärts führenden Straßen. Von wichtigeren Einzelergebnissen führte der Vortragende aus dem Carnuntiner Grabungsbereiche an: die überraschende Ausdehnung antiker Sitte, die dauernde Sicherstellung als gemeinnützig angesehener Zwecke durch Übertragung des Eigentums an eine diesen Zwecken nahestehende Gottheit zu erreichen, ferner die allmähliche Umwandlung der Legionssoldaten in bewaffnete Grenzer, die nach epigraphischen Funden aus dem Lager und dessen Nähe mit Septimius Severus beginnt und in der Carnuntiner Baugeschichte sich bereits deutlich ausprägt. Von den Einzelfunden im Lager Lauriacum ragt das 1906 gefundene Stück einer Bronzeplatte hervor, das zu einem unter Caracalla (211—218) abgefaßten Stadtrechte, wohl der Ortschaft Lauriacum, gehörte.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Zweite Sitzung

Donnerstag, den 26. September 1907

war kombiniert mit der archäologischen Sektion und wurde in Vindonissa abgehalten. Siehe den Bericht darüber in den Verhandlungen der archäologischen Sektion (S. 88).

Dritte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907,
Beginn vormittags 9 Uhr 5 Min.

Vorsitzender: Privatdoz. Dr. F. Stähelin.

Nach einem Hinweise des Vorsitzenden auf die universalhistorische Ausstellung, die Geh.-Rat Prof. Dr. K. Lamprecht veranstaltet hatte, folgte der Vortrag von Prof. Dr. O. Schultheß (Zürich) über **Die Bauinschrift der Römerwarte beim Kleinen Laufen bei Koblenz in der Schweiz.**[1])

1) Der ganze Vortrag mit sämtlichen Belegen und einem Faksimile der Inschrift ist im „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde" N. F. Bd. IX (1907), Heft 3, S. 190—197 erschienen.

Im August 1906 wurde von J. Heierli im Auftrag der „Römerkommission" der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler beim Kleinen Laufen oberhalb Koblenz die bereits von Ferdinand Keller erwähnte römische Warte, ein Turm von quadratischem Grundriß von 8 Meter Seitenlänge, 1,6 Meter Mauerdicke, erhalten bis auf eine Höhe von 2½—3 Meter, freigelegt. Am ersten Tage der Grabung fand man auf der dem Eingang abgekehrten Südseite des Turmes eine oben und links unten vollständig erhaltene Tuffsteinplatte von 0,36 Meter Höhe und 0,34 Meter größter Breite mit einem schwalbenschwanzförmigen Dübelloch auf der Rückseite zur Befestigung der Platte am Bau. Sie trägt in ziemlich unregelmäßiger und flüchtiger Schrift die Bauinschrift des Turmes, die sich mit Hilfe der engverwandten Inschrift von Etzgen (nicht Schwaderloch; s. B. Pick, Anz. f. schweiz. Altertumskunde 1893 S. 269f. und J. Stizenberger, ebenda 1895, S. 441f.) und der in Umm-el-Djemâl in Arabien gefundenen Inschrift CIL III n. 88 (= Dessau n. 773) aufs Jahr 371 n. Chr. datieren und so ergänzen läßt: salvi[s ddd nnn]| Valenti[niano]| Valente e[t Gratiano]| per(petuis) [t]r(iumfatoribus) senp(er) [Aug(ustis)]|[5] summa rapida....| fecit sub cur(a)...| consul(ibus) d(omino) n(ostro) Gratian(o) [iterum et Fl(avio) Probo v(iro) c(larissimo)]. Die Lesung des Anfanges von Zeile 4 PERTR ist beinahe gesichert und die Auflösung per(petuis) tr(iumfatoribus) geboten, obgleich triumphator im allgemeinen nicht mit TR abgekürzt ist und kein adjektivisches Attribut bei sich hat; doch sei für TR = triumphator verwiesen auf CIL XII 5648, für die übrige Formulierung auf III 213 und III S. 2 n. 6730, und für das Asyndeton auf III S. n. 7494 (= Dessau n. 770).

Das Interessanteste an der Inschrift von Koblenz ist die Ortsbezeichnung Z. 5 Summa Rapida, zu der die Präposition in am Schluß von Z. 4 zu ergänzen ist. Summa Rapida (sc. aqua) ist „die oberste Stromschnelle", eben der sogen. Kleine Laufen ein wenig oberhalb der Einmündung der Wutach in den Rhein, und setzt eine Media Rapida — diese war der „Große Laufen" bei Laufenburg — und eine Infima Rapida, das „Gewild" mit dem „Höllenhaken" bei der Saline Rheinfelden, voraus. Daß diese Stromschnellen in der antiken Literatur, z. B. bei Amm. Marcell. XV, 4, 2ff., nicht erwähnt sind, darf uns um so weniger stutzig machen, als auch der mächtige Rheinfall bei Schaffhausen im Altertum nie Erwähnung gefunden hat. Freilich fehlt ein lateinisches Substantiv rapida, die Stromschnelle; aber die romanischen Sprachen weisen mit Sicherheit auf dieses lateinische Substrat hin. Zwar fällt franz.

le rapide als erst im 17. Jahrhundert belegtes Lehnwort und ital. la rapida, das nach Petrocchi lediglich wissenschaftlicher Terminus ist, außer Betracht; aber arbed. rávia (= la rapida del fiume) und franz. la rade, sowie zahlreiche andere romanische Formen (vgl. Körting[3] 7763 und Pușcariu, Etym. Wörterb. d. rumän. Sprache n. 1432 und 1455) bezeugen das Fortleben des Adjektivs rapidus [Gütige Mitteilung von Prof. K. Jaberg in Bern]. Für die Bezeichnung Summa Rapida sei verwiesen auf Summo loco, Sumelocenna, Summo lacu und Summus vicus (j. Somvix im Kanton Graubünden). Für die Verwendung von Rapida, bzw. Rapidum als Ortsbezeichnung hatte E. Ritterling die Güte, mich auf die Station Rapidum in Mauretania Caesariensis zu verweisen. Dort treffen wir im Jahre 167 n. Chr. unter Mark Aurel als Erbauer der Mauer veterani et pagani apud Rapidum consistentes (CIL VIII 20834. 20835; dieselbe Bezeichnung auf Meilensteinen S. 2159 n. 22548), während unter Diokletian die Station municipium wurde und nunmehr municipium Rapidense hieß n. 20836, Z. 6ff.

Im Anschluß an die Besprechung der Inschrift wurden einige Fragen prinzipieller Natur erörtert, zu denen die Inschrift von Koblenz und die von Etzgen den Anstoß gaben, z. B. über den Anteil Valentinians an der Rheinbefestigung, über die Spuren von zwei oder mehr Bauperioden an den burgi und über Zweck und Bedeutung der ganzen Anlage überhaupt.

In der Diskussion bestätigte Herr E. Bormann (Wien) die vorgeschlagene Lesung mit dem 1899 im Legionslager Carnuntum gefundenen Stücke, einer durchaus entsprechenden Bauinschrift derselben Kaiser, in welchem das Wort triumphatores ausgeschrieben ist. Außerdem teilte er aus einem tagsvorher von der österreichischen Grabungsstätte im Legionslager Lauriacum bei Enns erhaltenen Berichte zunächst den wie zur Begrüßung der Philologenversammlung auf Schweizer Boden in diesen Tagen gemachten Fund eines Denkmals aus der römischen Schweiz mit, eines nach der Inschrift aquis Hel(vetiis), also zu Baden an der Limmat gearbeiteten Bronzebeschlags eines Schwertes. Wichtiger ist die etwa gleichzeitig gefundene großenteils erhaltene gewaltige Bauinschrift des Lagers Lauriacum oder eines hervorragenden Baues darin, mit den Namen der regierenden Kaiser, Septimius Severus, Caracalla und Geta, des norischen Statthalters und der den Bau ausführenden Legion. Eine sorgfältige Abschrift konnte den Versammelten vorgelegt werden.

Prof. Dr. H. Scherrer (Heidelberg) sprach über das Thema:

Die urgesellige Gemeinschaft der Menschen war die Sippe und nicht die Familie.

Die neue naturwissenschaftliche Auffassung der Entstehung der Wesen der Erde verwirft die Schöpfung der Einzelwesen der Bibel und lehrt dagegen die Umgestaltung der niederen zu höheren. Die angenommenen Faktoren von Lamarck und Darwin erscheinen unzureichend und setzen in richtiger Betrachtung andere kosmische Kräfte voraus. Nehmen wir die Transformation als richtig an, so handelt es sich nicht um Paare, sondern um ganze Kategorien, die umgewandelt wurden. Darnach müssen gewisse Gruppen Vierhänder in die Vermenschlichung übergegangen sein. Die Menschen gewordene Gruppe hat sich von ihren Tierahnen getrennt und in blutsverwandten Sippen vermehrt. Da die Zahl der Geschlechter in den Geburten gleich war, so war die Paarung der Geschlechtsreifen von selbst gegeben, wie sie auch bei den nächststehenden Affen vorkommt. Die Materialisten wie Letourneau und Zenker, welche hier auf eine allgemeine Promiskuität schließen, stehen mit den Tatsachen in Widerspruch. Trotzdem das Kind seiner Mutter Kind war, das sie jahrelang säugte, und der Vater zur Mutter hielt, herrschte doch die Lebensansicht, daß alle Glieder groß und klein der Sippe gehörten. Die Sippe war die natürliche Blutsgemeinschaft. Die Volksvermehrung war eine Vermehrung der Sippen, in der Zahl je nach Bedürfnis der Jäger oder Hirten. Die vermehrten Sippen gelangten zu einer Wechselheirat der beiden Geschlechter, so daß die Jünglinge der A die Mädchen der Sippe B zu Frauen nahmen (Totemismus). Die Bedeutung des Mannes trat sogleich hervor, vor allem durch seine physische Kraft und eigenartigen geistigen, männlichen Eigenschaften, die ihn zum Verteidiger und Richter bestimmten. Als die Nomaden fremdes Stammvolk kennen lernten und die Männer Gelüste zu Frauen von ihnen empfanden, war die Erlangung nur durch Entführung und Raub möglich. Das geraubte Weib trat nicht in die Sippe des Mannes über, sondern blieb, wie jede erworbene Sache, sein Eigentum. Die Sippschaften hatten Schwierigkeiten der Sache zu ordnen. Sie versuchten verschiedene Wege. Erst später kam es zu einer rechtlichen Ordnung durch Verträge. Die rechtskundigen Römer schufen bekanntlich mit den Sabinern ein *jus connubii et commercii*, ein Vertrag, der auch bei allen semitischen und arischen Völkern als Brautkauf bekannt geworden ist. War die Frauennahme durch Vertrag und entsprechende Heiratsprämien geordnet, so wurde es eine legitime Ehe, ahd. *ewa*, welche bei Kulturvölkern die Regel bildete, sie trat aber noch nicht sichtbar als Sonderfamilie hervor; dies geschah erst mit der festen Siedelung, dem eigenen Wohnhaus, dem zugehörigen Vieh und dem Ackerlos bei selbständig gesinnten Völkern. Das war die patriarchalische Familie unter dem Oberhaupt des Hausvaters.

Es ist hier zum Schluß einer Vermutung des Basler Juristen Bachofen entgegenzutreten, welcher in seinem Buch: „Mutterrecht“, Stuttgart 1861, als erstes Familiensystem eine Weibervorherrschaft annahm, wovon er Spuren bei zivilisierten historischen Völkern zu finden glaubte. So sehr belesen Bachofen auch war, so müssen wir den jeweiligen Bestand eines Weiberregimentes leugnen. Wenn auch einige Vorrechte für das Ackerland bei Bearbeitung durch Weiber vorkamen, so hat es doch keine solche Weiberherrschaft gegeben.

Den letzten Vortrag hielt Geh. Rat Prof. Dr. K. Lamprecht (Leipzig) über **Die Ausgestaltung des kultur- und universalgeschichtlichen Unterrichts an den Hochschulen.**

Er ging davon aus, daß er über dies Thema schon vor kurzem auf dem Historikertag in Dresden gesprochen und dort drei Forderungen aufgestellt habe: die einer bei weitem stärkeren Vertretung der Universalgeschichte, insbesondere auch der Geschichte Amerikas und der ostasiatischen Kulturen; die der Ausbildung der Anschauungsmethode für diese Vorlesungen zur besseren Verdeutlichung des fremden Milieus; und endlich die der Begründung von Seminarien für Kultur- und Universalgeschichte wenigstens an einigen größten Universitäten (zunächst in Leipzig, wo die formelle Eröffnung eines solchen besonderen Seminares für den 1. Oktober 1908 in Aussicht steht). Diese Forderungen haben in Dresden Anlaß zu lebhafter Debatte und zahlreichen privaten Aussprachen des Redners mit anwesenden Vertretern des geschichtlichen Faches gegeben; sie sind auch in der Presse der letzten vierzehn Tage an sehr vielen Stellen und zum Teil sehr gründlich erörtert worden. Dabei hat sich über die ersten beiden Punkte eine weitgehende Übereinstimmung ergeben. Darüber daß Universalgeschichte bei weitem mehr als bisher gepflegt werden müsse aus wissenschaftlichen Gründen wie aus Gründen der praktischen Politik, herrscht beinahe Einstimmigkeit. Und auch die Betonung des Anschauungsunterrichts, durch Skioptikonbilder und Verwandtes, hat grundsätzliche Gegner kaum gefunden; nur über das Maß der Anwendung der Anschauungsmittel gehen die Ansichten auseinander. Eine volle Einigung hierüber wird ja naturgemäß nie zu erreichen sein, ist auch keineswegs ein erstrebenswertes Ziel. Festgehalten werden muß nach dem Redner an der grundsätzlichen Forderung, daß Professoren, welche über außereuropäische Geschichte lesen, im allgemeinen auch die Schauplätze dieser Geschichte persönlich kennen gelernt haben, wie es ja vom Historiker der antiken Geschichte heute als selbstverständlich gilt, daß er die Mittelmeerländer kenne. Mindestens aber sei zu verlangen, daß ein Historiker, der über Universalgeschichte lese, einige

Länder verschieden hoher Kultur bereist habe. Ist diese Forderung einmal erfüllt, so wird sich das Maß der Anwendung des Anschauungsunterrichts ganz von selbst ergeben. Im übrigen zeigte der Redner eingehend, wie die beiden Forderungen durchaus im Einklang mit dem stehen, was die eingehenden Erörterungen der pädagogischen Fragen, insbesondere über die akademische Vorbereitung der Mittelschullehrer für ihren Beruf ergeben haben: hier hat Harnack für die Historiker gänzlich widerspruchslos universalgeschichtliche Vorlesungen gefordert, wie Brandl für die Philologen den allergrößten Wert auf den Besuch fremder Länder gelegt hat. Man darf also sagen: Universalgeschichtliche Vorlesungen und Anschauungsunterricht für solche Vorlesungen sind eine schon heute kaum noch bestrittene Forderung.

Zu eingehender Diskussion stand nach alledem nur noch die dritte Forderung: die von Seminarien für Kultur- und Universalgeschichte. Sie ist in Dresden und in der Presse bisher überhaupt weniger und vor allem weniger durchsichtig behandelt worden, weil dem Redner bei dem auf ungünstige Stunde angesetzten Vortrage in Dresden die Zeit mangelte, auf sie des genaueren einzugehen. Dies eben geschah nun jetzt. Der Vortragende gab eine eingehende Schilderung der für das Leipziger Seminar beabsichtigten Studieneinrichtungen, und führte an einzelnen zur Ausstellung gebrachten Beispielen von Lehrmaterial durch, wie sich der Unterricht gestalten würde: dies alles auf Grund schon mehrjähriger Erfahrungen vornehmlich in amerikanischer und ostasiatischer, besonders japanischer Geschichte. Dabei betonte er ausdrücklich, daß die Studien auf diesen Gebieten immer nur kleinen Kreisen Studierender zufallen würden. Da aber außereuropäische wie europäische Universalgeschichte vorwiegend nur als Kulturgeschichte denkbar sei, so müßte mit ihr — und so sei die Sache auch in Leipzig geplant — ganz überwiegend die Forschung auf dem Gebiete deutscher Kulturgeschichte Hand in Hand gehen; ja es sei noch tiefer bis in die Landesgeschichte hinein zu fundamentieren: weshalb denn das Leipziger Seminar in unmittelbarer räumlicher Verbindung mit einem Seminar für sächsische Geschichte stehen werde, derart, daß die Bibliotheken beider Seminare durcheinander benutzt werden können.

Auch dieses Zusammengehen von Landes-, National- und Universalgeschichte sei schon erprobt, und die Ergebnisse für die Studierenden seien so günstig, daß auf Grund der bestehenden Erfahrungen auf dem eingeschlagenen Wege fortgefahren werden könne. Dabei handle es sich natürlich nicht um rasche und gleichzeitige Erfüllung aller etwa denkbarer und sogar auch nur aller als notwendig

empfundener Forderungen; vielmehr müßte der Fortschritt des Ausbaus des Seminars und seiner Übungen von den jeweils sich darbietenden Personen und Mitteln abhängig bleiben. Im übrigen verwies der Redner für die organisatorischen Fragen auf seine in der „Zukunft“ vom 21. September 1907 gedruckten Bemerkungen.

Was die im Seminar zu betreibende Methode angehe, so sei sie nur die allgemein übliche und werde sie in ihren Anfangsgründen in einem besonderen Proseminar gelehrt werden. Anders dagegen als bisher muß die Vorbildung des jungen Historikers in den gleichzeitig zu betreibenden synthetischen Hilfswissenschaften geregelt werden. In den frühesten Zeiten systematischer Durchbildung von Historikern, in den dreißiger bis siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, habe man ganz allgemein eine philologische und zwar vornehmlich klassisch-philologische Vorbildung zur Erlernung der Kunst der Kritik und Hermeneutik für notwendig erachtet. Der Redner steht auch jetzt noch auf diesem Standpunkt: die Vorbildung müßte klassisch- oder neuphilologisch bzw. germanistisch sein, da die Wissenschaft der mittleren wie der neueren Geschichte keine Philologie des Mittellateins bzw. der Quellen der späteren Zeit entwickelt habe. Den Zeiten philologischer Vorbildung des jungen Historikers sei dann, in der Waitzschen Schule vornehmlich, eine Periode juristischer Vorbildung gefolgt, als Konsequenz der auf die Kantsche Metaphysik zurückgehenden voll entwickelten Staatengeschichte; und dieser wiederum, mit dem Auftauchen der wirtschaftlichen und sozialen Fragen seit den siebziger Jahren, eine Zeit kombiniert juristischer und nationalökonomischer Vorbereitung, wobei allmählich die ökonomische Seite in den Vordergrund getreten sei. Der Redner will diese Wissenschaften nicht missen, betont aber daneben die Notwendigkeit auch philosophischer, insbesondere aber psychologischer Vorbereitung.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Romanistische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 24. September 1907, nachmittags 3 Uhr.

Der erste Obmann, Prof. Dr. E. Tappolet (Basel) eröffnet die Sitzung. In seiner Begrüßung betont er die Bedeutung Basels als Vermittlerin zwischen romanischem und germanischem Wesen und freut sich, auf diesem Boden die Romanisten willkommen heißen zu können.

Pur remenbrer des ancessurs,
Les diz e les faiz et les murs.

Er nennt sodann zuerst die in den zwei verflossenen Jahren verstorbenen Gelehrten romanischer Zunge: Ascoli, den Schöpfer der modernen Linguistik jenseits der Alpen, Gründer des ausgezeichneten Archivio glottologico und Verfasser der vorbildlichen Saggi ladini und Schizzi franco-provenzali, Brunetière, den vorzüglichen Literarhistoriker, und Carducci, den größten Dichter des modernen Italiens. In Deutschland hat die romanistische Wissenschaft große Verluste erlitten durch den Tod von E. Böhmer, R. Schröder, K. Hetzer; in der Schweiz durch den Tod von J. Ulrich und J. Muoth; Frankreich hat den Hinschied von E. Biré und A. Delboulle zu beklagen, und in Italien ist Graf Nigra seinem Meister Ascoli bald gefolgt. Holland hat Van Hamel, Rußland A. Wesselofsky verloren.

Zur Ehrung der Genannten erhebt sich die Versammlung von ihren Sitzen.

Die Reihenfolge der Vorträge, wie sie im Programm vorgesehen ist, findet den Beifall der Versammlung. Auf Vorschlag von Prof. Dr. Morf werden als Vorsitzende gewählt: 1. der Senior der Versammlung Prof. Dr. E. Stengel (Greifswald), 2. Prof. Dr. E. Tappolet (Basel); als Schriftführer: Prof. Dr. Suchier (Höchst) und Prof. Dr. Jud (Zürich).

Den ersten Vortrag hält Prof. Dr. L. Gauchat (Zürich) **Über die Bedeutung der Wortzonen.**[1])

Die frühere Ansicht von vollkommener Unregelmäßigkeit der Ausbreitung der Wörter muß revidiert werden. Der *Atlas linguistique de la France,* von Gilliéron und Edmont, ermöglicht jetzt ein tieferes Eindringen in die Probleme, welche sich an die Wortzone knüpfen. Die vorwiegend lexikologische Anlage des herrlichen Werkes fördert moderne Tendenzen der Romanistik, die der Untersuchung des Wortes und des Begriffes gewidmet sind. Der Atlas zeigt, welche Wortkategorien sich in lateinischer Benennung erhalten (Abstrakta, Verkehrswerte, Grundbegriffe), welche dem Neologismus rufen (subjektive Werte). Er weist z. B. Vereinheitlichungstendenz in den Namen für die Berufe nach. Aus den Karten geht häufig der Zusammenhang der Neubenennung mit provinziellen Lebensbedingungen hervor. Dem Kartenblatt sieht man an, ob ein Wort eine einfache oder wechselvolle Geschichte durchmachte. Die Größe und Lage der Wortzonen verdeutlicht den Existenzkampf der Wörter. Das Nebeneinander der Karten läßt sich in ein chronologisches Verhältnis bringen und die Aufeinanderfolge der Wortschichten erkennen. So treibt man Sprachgeologie. Gilliéron selber hat (mit Mongin und Roques) methodisch wichtige Proben solcher Untersuchungen geliefert. Der Atlas lehrt die Wortgeschichte perspektivisch anschauen, er zwingt zu zusammenfassender Betrachtung der Vertreter eines Begriffes und zum gleichzeitigen Studium der Wörter und der Dinge, die sie benennen. Aus der Vergleichung verschiedener Karten ergibt sich die Abhängigkeit der Wörter voneinander, der Grund vieler Umprägungen, Umdeutungen, des Werdens und Vergehens. Unter anderem erscheint die Homonymie als zerstörender Faktor. Die Lage der Wortzone gibt deutliche etymologische Winke. Interessant ist das Auftreten gleichartigen Wortersatzes an weit auseinanderliegenden Punkten, wie *spiare* für *regarder* in der Gascogne und in Lothringen. Das Studium allgemeiner Sprachverhältnisse muß da zu genetischen Zusammenhängen führen. Ein im Atlas oft wiederkehrendes Bild ist die Beibehaltung altertümlicher Bestandteile an der Peripherie des Landes, so auf den Karten: *abeille, renard, soir, souper, soleil* usw. Dies lehrt nachdrücklich, daß der lateinische Ausdruck einst in Frankreich bestand und im etymologischen Studium von ihm auszugehen ist. In *scier* steckt ein Stück *serrare.* Französisch *tête* stammt nur als äußerliches Zeichen von *testa,* das wahre Grundwort ist *caput*, von

1) Der Vortrag wird im Archiv für das Studium der neueren Sprachen erscheinen.

dem *tête* den größten Teil des Inhalts erbte. Der Atlas zeigt die Wege des Vormarsches des Französischen in die Mundartgebiete. Das Zentrum war meist Paris. Selten und aus verschiedenen Gründen differiert der mundartliche Ausdruck des Seinedepartements von der Schriftsprache. Der Vorstoß war am kräftigsten im Westen und unmittelbar im Süden der Hauptstadt. Der provenzalische Süden wird von Westen und Osten angegriffen. Der französische Ausdruck gewährt oft das Bild einer Klammer. Bordeaux, Lyon und Marseille sind wichtige Verbreitungsfilialen. Die Wasserwege waren bei der Propagation sehr förderlich, so besonders die Rhone. Die Karte *regain* zeigt deutlich Verschleppung des französischen Wortes durch die Garonne und den Canal du Midi. Der Norden besitzt noch große lexikologische Selbständigkeit. Das Wort Cäsars: „Gallia est omnis divisa in partes tres" hat immer noch sprachliche Gültigkeit. Das in der Burgunderzeit konstituierte franko-provenzalische Sprachgebiet ist noch heute in seiner Südgrenze (Südrand der Dép.: Savoie-Isère) deutlich vom Provenzalischen geschieden. Viele Wörter erreichen hier ihr Ende. Die Wortzone hat auch in der Dialektgrenzenfrage mitzureden. Wir haben in der Wortzone ein neues Arbeitsinstrument erhalten, durch das die französische Wortforschung in ein neues Stadium eingetreten ist. Methodischer Gewinn ergibt sich daraus auch für die allgemeine Erforschung der romanischen Sprachen.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Seelmann (Bonn), Morf (Frankfurt a. M.) mit dem Hinweis auf die methodische Schulung, welche durch das Studium der Karten des *Atlas linguistique* den zukünftigen Neuphilologen im Seminar vermittelt werden kann, Baist (Freiburg i. Br.) mit einigen Bemerkungen über die Geschichte von *forestis* > *forêt*.

Prof. Dr. G. Bertoni (Freiburg i. S.) sprach über **La poesia franco-italiana.**[1])

Meglio che «franco-veneta», potremo chiamarla «franco-italiana», in quanto che non fiorì solamente nel Veneto, ma nell' Italia superiore, ivi compresa l' Emilia. Vero è tuttavia che al Veneto spetta il posto d' onore.

La denominazione di «franco-italiana» ha un puro e semplice valore letterario e indica cioè che codesta poesia, fiorita nell' alta Italia, deriva in tutto, o in parte, dalla poesia di Francia; ma non ha valore linguistico. In fatti, gli autori dei secc. XIII e XIV pro-

1) Riassumo qui con la maggior brevità che mi sia possibile le tesi da me illustrate nel Congresso di Basilea il 24 Settembre 1907. Parte della conferenza trovasi nel cap. I del mio recente libro *L' Attila di Nicola da Casola,* Fribourg (Suisse), 1907.

ponevansi una di queste due cose: o ridurre in dialetto italiano modelli francesi, o scrivere in francese. Nel primo caso i documenti spettano alla letteratura dialettale italiana del Nord e sono interessanti ancora per quel che conservano di francese; nel secondo caso essi spettano alla Francia, benchè redatti in cattivo francese. In vece di una zona linguistica franco-italiana, noi abbiamo due demizone, di cui l' una è italiana, l' altra è francese. Il gergo risulta dalla maggiore o minor conoscenza della lingua da parte degli autori e dei rimanipolatori; ma sta sempre il fatto che, in fondo, essi volevano adoprare l' una o l' altra lingua: la francese o l' italiana. Vi riuscivano più o meno, a seconda della loro abilità, della loro coltura e del loro ingegno. Ogni opera adunque presenta caratteristiche linguistiche sue proprie; ma i fenomeni non possono erigersi a legge generale, essendo essi medesimi un fatto individuale. Nicola da Verona, a ragion d' esempio, intendeva scrivere in pretto francese e lo proclamava altamente. Per comprendere il problema dell' ibridismo, bisogna invero rappresentarsi lo stato della coltura francese in Italia nel sec. XIII e nel seguente. Eran scesi e scendevano pellegrini e giullari di diverse regioni della Francia, della Normandia, della Piccardia, ecc. ecc. e il primo esempio di ibridismo dialettale lo portavano essi medesimi nella penisola.

Parmi che la letteratura franco-italiana sia suscettibile di una classificazione, qualora ci fondiamo sulla lingua. Avremo cioè:

I. *Poemi franco-italiani scritti in dialetto italiano (quasi sempre veneto) con intromissione più o meno considerevole di elementi francesi, che possono anche mancare del tutto.*

Abbiamo: il codice marciano IV della *Chanson de Roland;* il cod. marciano XIII, cioè: *Beuve d'Hanstone, Berte au grand pied, Berte et Milon, Ogier le Danois, Macaire;* le redazioni torinese e padovana dell' *Huon d'Auvergne,* il *Rainardo* e *Lesengrino,* il *Bovo laurenziano* e anche quello *udinese.*

II. *Poemi franco-italiani scritti in francese da italiani:* il poema su *Antéchrist* nel cod. 3645 dell' arsenale; il trattato di *Enanchet;* la *Consolacion* di Boezio in prosa contenuta nel cod. francese 821 della Biblioteca nazionale di Parigi; l' *Entrée en Espagne,* la *Prise de Pampelune,* la *Farsaglia* e la *Passione* di Nicola da Verona; l' *Attila* di Nicola da Casola e l' *Aquilon.*

III. *Poemi francesi copiati in Italia da amanuensi non diligenti, che si sono permesse alcune alterazioni, o da amanuensi diligenti, che si sono proposte alcune alterazioni.* Abbiamo: l' *Huon d'Auvergne* del ms. della collezione Hamilton a Berlino; l' *Aspremont* e l' *Anseïs* del cod. parigino 1598, scritto forse dal padre di Nicola

da Casola; il *Gui de Nanteuil* e il *Folques de Candie* della Marciana, e certamente altri poemi. Importantissimi il V[7] della *Chanson* e il ms. di Châteauroux.

IV. Infine, spetta il quarto posto a *poemi franco-italiani perduti*, da classificarsi piuttosto nella prima che nella seconda o terza sezione, perchè attestati da altri poemi toscani che ne dipendono. E i poemi della classe I sono quelli che oltre passarono gli Apennini. Appartengono a questa classe: un *Rinaldo di Montalbano,* un altro *Ogier,* un poema, che fu il modello della *Spagna* in prosa e in rima, un poema su *Fiorio e Biancifiore,* ed altro ancora.

Questa classificazione è fondata su ragioni linguistiche e non su fatti letterari. Le due prime classi sono separate da un abisso; nella prima rientrano poemi che hanno, ad es., conservate le finali lat. *-o*, *-u* e *-a;* alla seconda spettano invece poemi, che essendo scritti in francese, se bene cattivo, lascian cadere *-o* ed *-u* e mutano *-a* in *-e*. Ma una grammatica franco-italiana non potrà mai farsi per la semplice ragione che non si può scrivere una grammatica di una lingua che non è mai esistita, se non nell' imaginazione di qualche erudito; e dovremo perciò tenerci ognora paghi a una descrizione di ogni singolo testo, senza permetterci di estendere ad altri le caratteristiche trovate in un documento. Concludo: franco-italiana chiameremo adunque la letteratura, in quanto si riattacca alla Francia; ma non franco-italiana la lingua, che fu invece o italiana, con intrusione di elementi francesi, o francese con ibridismo dialettale. Preferibile poi alla denominazione di letteratura «franco-veneta» è quella più generale di «franco-italiana».

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907, 9 Uhr 30 Min.

War kombiniert mit der zweiten Sitzung der germanistischen Sektion. Bericht siehe dort (S. 99).

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, 9 Uhr.

War kombiniert mit der germanistischen und der englischen Sektion.

Vorsitzender: Prof. Dr. E. Stengel (Greifswald).

Den ersten Vortrag hielt Prof. Dr. G. Baist (Freiburg i. Br.) über **Arabische Beziehungen vor den Kreuzzügen.**

Was das Mittelalter von den Arabern erlernt hat, ist fast durchweg unabhängig von den Kreuzzügen. Zwei Hauptzentren kommen

für die orientalischen Wortentlehnungen in Betracht: Sizilien und Spanien; Wesentliches ist durch Vermittlung der Byzantiner ins Abendland gelangt. Byzantinisch ist die Azurfarbe, in Italien der Bau der Seide (10. Jahrh.) und wahrscheinlich der Baumwolle (it. *bambascia*, dtsch. *Wams*). Der Zucker war im 11. Jahrh. als Droge gekannt. Das Papier kam über Sizilien und Spanien, ebenso die Pomeranze. Das Schach aus Spanien, schon im 10. Jahrh. in Leon. Maschenpanzer und Armbrust sind früh mittelalterlich, letztere abendländische Erfindung. Spanisch-französisch sind *mesquin*, *adouber*, *hoqueton*, *aucube*, *almasour* usw., aus Palästina kam vor dem dritten Kreuzzug nur *muserat* und *tarquais*. Die Vermittlungsstelle ist für Frankreich die Spanische Mark.

Der zweite Redner, Prof. Dr. Ed. Wechßler (Marburg) sprach über **Mystik und Minnesang.**[1])

Der erste Kreuzzug, der das asketische Lebensideal in seiner höchsten Ausbildung zeigt, brachte zugleich die erste Befreiung vom Zwang der kirchlichen Lebensanschauung. Zuerst in Südfrankreich wandten sich die breiten Volksmassen von der Kirche ab. Und die Kreise der feudalen Hofhaltungen wurden religiös indifferent. Dort formulierten die Dichter ein anderes Lebensideal, mehr Sitte als Sittlichkeit in sich schließend: die Cortezia, Courtoisie, hövescheit. Fürstliche Frauen, die an ihren Höfen feine Geselligkeit übten, waren Gesetzgeberinnen dieser ältesten Laiendichtung der neueren Zeit. Diese Fürstinnen werden von den Dichtern als Erzieherinnen zur höfischen Zucht gepriesen. Das Minnelied an die Herrin war nach Sinn und Zweck ein politischer Panegyrikus, der Frauendienst dem Herrendienst parallel. Die Trobadors und Minnesinger waren gelehrte Dichter, bewandert in der Grammatik und Musik, Psychologie und Dialektik der Schule. Ihre wertvollste Anregung empfingen sie nicht sowohl von dort, sondern von der mystischen Grundstimmung der religiös erregten Zeit. Den ältesten Minnesingern gingen Bernhard von Clairvaux und Hugo von St. Victor unmittelbar voraus. Mystik ist das Hinausstreben der Seele aus dem Endlichen ins Unendliche durch die Kraft der Liebe. Das mystische Erlebnis an sich ist allen Zeiten und Völkern gemein, und stets im höchsten Sinne poetisches Erlebnis. In der Psychologie der Mystik finden wir überall gewisse Stadien, von der mystischen Sehnsucht bis zur Ekstase. Diese Stadien zeigen sich auch im Minne-

---

1) Noch im Jahre 1908 wird vom Redner im Verlag von Max Niemeyer in Halle a. S. erscheinen: „Minnesang und Christentum." Studien zur Geschichte der mittelalterlichen Weltanschauung.

sang. Der Frauendienst wurde gesteigert zur Andacht, zum Frauenkult. Frauenminne wurde der christlichen Caritas gleichgestellt und als Kardinaltugend und Quelle alles Guten gepriesen. Reine Frauenminne ist nicht Sünde, sondern Tugend und erzieht zur Keuschheit. Nur der Gute ist der Minne fähig. Dantes mystische Frauenverehrung war keine Neuerung, sondern in Südfrankreich vorbereitet. Dante versöhnte Kirche und Frauendienst, indem er seine Beatrice als Symbol kirchlicher Begriffe auffaßte, in der Vita Nuova als Engel-*intelligenza,* in der Commedia als *sapienza divina.* Nach ihm war sich Petrarca, der Mann der Renaissance, des Gegensatzes wohl bewußt und litt schwer darunter. Von ihm führt dann die geschichtliche Entwicklung bis zu Goethe.

Am Schluß der Sitzung regte Prof. Dr. E. Martin (Straßburg) die Sammlung bildlicher Darstellungen der Tiersage an.

Nach Worten des Dankes an die Vortragenden schloß der Vorsitzende die dritte Sitzung, indem er zugleich mitteilte, daß der Vortrag von Prof. Piaget (Neuchâtel), infolge Krankheit am Freitag ausfallen werde.

Vierte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, 11 Uhr 30 Min.

War kombiniert mit der englischen Sektion.

Vorsitzender: Prof. Dr. E. Stengel (Greifswald).

Der Vorsitzende erteilt Prof. Dr. W. Wetz (Freiburg i. Br.) das Wort zu seinem Vortrage über **Die Aufgaben des neusprachlichen Unterrichtes in der Schule und an der Universität.**[1])

Der Redner geht aus von der in den letzten Jahren erfolgten großen Neuerung auf dem Gebiet des höheren Schulwesens, durch die die Oberrealschulen als gleichwertige Bildungsanstalten neben den humanistischen und den Realgymnasien anerkannt und ihre Schüler zum Studium aller Universitätsfächer zugelassen wurden. Wenn die von den Oberrealschulen überlieferte Bildung, die zu einem guten Teile wenigstens durch die Beschäftigung mit den neueren Sprachen, mit Französisch und Englisch, erzielt werde, der Gymnasialbildung gleich stehen solle, so erwachse für jene Anstalten auch die Pflicht, dem Bildungswert des neusprachlichen Unterrichts erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden und dafür zu sorgen, daß dieser seiner Aufgabe

1) Der Vortrag ist unverkürzt erschienen in der „Zukunft" 1908, Nummern vom 4. und 11. Januar.

in der Hauptsache auch gerecht werde. Dieser Gesichtspunkt aber tritt nach der Ansicht des Redners in dem heute auf unseren Schulen herrschenden neusprachlichen Lehrbetrieb allzusehr zurück. Dieser sei vor allem auf die Entwicklung der Sprachfertigkeit und auf Überlieferung eines Bildes von dem fremden Volke berechnet; er bevorzuge daher in der Lektüre vielfach Autoren, die nur einen untergeordneten literarischen Wert besäßen oder überhaupt nicht zur Literatur gehörten und sich nur dadurch empfählen, daß sie mancherlei Notizen über das fremde Land und Volk brächten und sich bequem zu Sprechübungen darböten. Der Redner ist durchaus für Beibehaltung der Sprechübungen, ja er hält sie für ganz unentbehrlich und betrachtet es auch als das Natürliche, daß diese sich überwiegend mit dem fremden Land und Volk beschäftigen: aber ebenso entschieden ist er auch der Ansicht, daß wir nicht in jener *matter-of-fact*-Literatur den Zugang zu der Seele eines Volkes haben, sondern vielmehr in der großen Literatur, der dichterischen wie der prosaischen, in der die bedeutendsten geistigen Vertreter eines Volkes ihre gewaltige Persönlichkeit, ihr Denken und Fühlen ausgesprochen haben. Nur die Beschäftigung mit dieser wirkt nach ihm wahrhaft bildend, nicht aber die mit jener untergeordneten Literatur, die uns abgerissene Notizen über das fremde Land vermittelt, noch auch die mit der Gebrauchssprache, die ausschließlich in den Sprechübungen zur Geltung kommt.

Es genügt nun aber nicht, daß die Schule den großen fremdsprachlichen Autoren mehr Beachtung schenkt als seither, sie bedarf vor allem auch der Lehrer, die sie für die Bildung ihrer Schüler wahrhaft nutzbar zu machen wissen. Der Redner geht nun auf die Vorbildung der neusprachlichen Lehrer ein und findet, daß sie für ihre Aufgabe mangelhaft vorbereitet seien, weniger gut z. B. als die klassischen Philologen. Ungünstig wirke schon ein, daß neun Zehntel ungenügende Vorkenntnisse auf die Universität mitbringen. Die Oberrealschüler und z. T. auch die Realgymnasiasten seien im Latein und in der alten Literatur und Kultur nicht gut beschlagen, die Schüler des humanistischen Gymnasiums wüßten meist kein Englisch. Seien nun die jungen Studenten glücklich so weit, daß sie die größten Lücken ihrer Bildung ausgefüllt hätten, was meist ein Jahr in Anspruch nehme, so könnten sie keineswegs ihre ganze Kraft auf die lebende Sprache und die Literatur, die darin niedergelegt sei, werfen, sondern müßten sich vor allem den früheren Sprachstufen und der historischen Grammatik, kurz der sprachwissenschaftlichen Seite ihres Faches zuwenden. Viele gingen beinahe ganz darin auf, und das erkläre sich daraus, daß die ältere Sprache und Literatur in unserm

akademischen Unterricht ganz und gar im Vordergrund stehe, von einzelnen Professoren sogar ausschließlich behandelt werde, während die neuere Sprache und Literatur dem fremdsprachlichen Lektor überlassen bleibe. Der Redner hält diesen Zustand für ungesund und glaubt, daß vielmehr die neuere Sprache, die jetzt gegen die ältere durchaus zurückstehe, in unserm akademischen Unterricht zur Hauptsache werden und dieser immer von ihr ausgehen und immer wieder zu ihr zurückkehren müsse. Auch für die Literatur genüge der fremdsprachliche Lektor nicht ganz, weil die fremde Literatur nicht bloß mit den Augen des Eingeborenen betrachtet werden dürfe, sondern wir sie auch in ihrer Bedeutung für unser eigenes Geistesleben würdigen müßten. Wenn es das Ziel des akademischen Unterrichts sein solle, daß er die Philologen lehre, in die Tiefe einer fremden Sprache und Literatur einzudringen, so müsse man zugestehen, daß diese Aufgabe von den Altsprachlern weit besser als von den Neusprachlern gelöst werde. Der Redner deutet dann an, wie eine Besserung des jetzigen Zustandes erzielt werden könne, und schließt: wenn man für den neusprachlichen Unterricht die nötigen Lehrer habe, nämlich ernste, wissenschaftlich gerichtete Männer, die tief in den Geist der fremden Sprache und Literatur eingedrungen seien, dann werde dieser Unterricht nicht bloß Fertigkeiten und einzelne Kenntnisse über das fremde Land und Volk, sondern auch wirkliche Bildung zu überliefern vermögen.

Dr. E. Thommen (Basel) übernimmt den Vorsitz und spricht dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Stengel (Greifswald), Schneegans (Würzburg), Winneberger (Frankfurt), Ruska (Heidelberg), Ries (Colmar), Tappolet (Basel), Dick (Basel), R. Jordan (Heidelberg) und der Vortragende.

Schluß der Sitzung 1 Uhr.

Fünfte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, 9 Uhr 15 Min.

War kombiniert mit der englischen Sektion.

Vorsitzender: Prof. Dr. E. Tappolet.

Prof. Dr. H. Schneegans (Würzburg) hält seinen Vortrag über

Die neuere französische Literaturgeschichte im Seminarbetrieb unserer Universitäten.[1])

1) Der Vortrag ist in der Februarnummer 1908 der Ztschr. „Die Neueren Sprachen“ S. 513 erschienen.

Der neusprachliche Unterricht will zwar als höchstes Ideal den Zweck verfolgen, in das Verständnis der Kultur des fremden Volkes einzuführen. Die Art und Weise, wie aber auf den Oberklassen unserer Mittelschulen die französischen Klassiker gelesen und interpretiert werden, entspricht diesem Zweck nur in den seltensten Fällen. Statt den Autor aus der psychischen Atmosphäre seiner Zeit und seiner Umgebung heraus in seiner historischen Bedeutung zu erklären, wird er oft nur als Unterlage zu Übungen in Grammatik und Konversation oder zur Einprägung der sogenannten Realien verwertet. Einer eigentlich literarischen Erklärung neuerer Texte stehen die meisten Lehrer hilflos gegenüber. Schuld ist daran z. T. der Umstand, daß sie nach dieser Richtung auf der Universität zu wenig vorgebildet werden. Auf unseren Seminarien treiben wir zwar sehr gründliche historisch und vergleichend grammatische sowie textkritische, hie und da auch literarische Übungen im Anschluß an ältere Texte. Die Bedeutung dieser Übungen erkennen wir zwar rückhaltlos an. Wir werden uns aber die Frage wohl vorlegen dürfen, ob die neuere französische Literaturgeschichte, die doch vom 16. Jahrhundert ab als Kulturfaktor erst ihre ganze Bedeutung erhält, nicht dabei zu kurz kommt. Im Kolleg wird zwar das 16. und 17. Jahrhundert von den meisten Universitätsprofessoren noch behandelt. Nur selten wird aber über das 18. und 19. Jahrhundert gelesen. Meistens sind es nur die Lektoren, die über diese wichtigen Perioden lesen. Der Lektor ist aber in den meisten Fällen ein Ausländer, der nicht Romanist von Fach ist. Ausnahmen bestätigen die Regel. So bekümmert sich die deutsche Wissenschaft als solche im Hochschulbetrieb recht wenig um die Perioden der französischen Literaturgeschichte, die für die Kultur die wichtigsten sind. Im Seminar ist das noch weniger der Fall wie im Kolleg. An der Hand der Vorlesungsverzeichnisse der letzten Jahre läßt sich sehr leicht der Nachweis führen, daß eigentlich nur selten rein literarhistorische Übungen über die neuere französische Literaturgeschichte abgehalten werden. Eine Ausnahme machen nur die wenigen Universitäten, an denen Doppelprofessuren bereits bestehen oder die Akademie Frankfurt a. M., wo selbstverständlich auf die neuere Zeit mehr Gewicht gelegt wird. So sind denn die Klagen, die sich in Lehrerkreisen erheben, über die nicht genügende Vorbereitung in literarischer Hinsicht auf der Universität begründet. Soll das Studium der neueren Sprachen auf der Oberrealschule wirklich mit dem der alten am Gymnasium wetteifern, so muß nach dieser Richtung hin mit großem Nachdruck gearbeitet werden. Sonst wird das „moderne Kulturideal“, das dem alten klassischen so gerne entgegengesetzt wird,

einem jämmerlichen Fiasko entgegengehen. Daß die neuere Zeit im Seminar nicht wissenschaftlich betrieben werden könnte, ist unbegründet. Die Probleme, die es zu lösen gibt, sind, weil sie mit der Geschichte, Philosophie, den sozialen Fragen, kurz der Kultur überhaupt vielleicht noch enger verknüpft sind als die mittelalterlichen, nur noch komplizierter. Abgesehen von dem Quellenstudium, das bei neueren Texten selbstverständlich ebensogut betrieben werden kann wie bei alten, wären im Seminar Aufgaben vergleichender Art besonders fruchtbringend. So z. B. der Vergleich der Theorie einer Dichterschule (Plejade nach der *Défense et illustration* von Dubellay, Klassiker nach Boileaus *Art poétique,* Romantiker nach Victor Hugos *Préface de Cromwell*) mit den Leistungen der Dichter selbst, oder der Vergleich der Lehren Boileaus, sein Hinweis auf das Wahre (*Rien n'est beau que le vrai*) oder auf das Natürliche (*Que la nature donc soit votre étude unique*) mit den Bestrebungen der Realisten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Untersuchung, wie zu verschiedenen Zeiten Wahrheit und Natur aufgefaßt werden und warum ein Wandel in dieser Auffassung zu bemerken ist, die Erklärung, ob und inwiefern Boileaus und seiner Anhänger Stellung zu den Preziösen mit der realistischen Reaktion der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts gegenüber der Romantik verglichen werden kann. Auch die Behandlung derselben Stoffe durch verschiedene Dichter zu verschiedenen Zeiten eröffnet sehr interessante Ausblicke auf die Entwicklung von Literatur und Kultur (so z. B. die Kritik der gelehrten Frauen bei Molière und Pailleron, das Nachäffen des Adels durch das Bürgertum bei Molière und Augier, die Art etwa Napoleon zu besingen bei den verschiedensten Dichtern des 19. Jahrhunderts usw.). An Aufgaben fehlt es gewiß nicht. Es fragt sich nur, ob wir Zeit haben neben dem Studium der altfranzösischen Sprache und Literatur, neben dem der übrigen romanischen Sprachen, der Dialektkunde, der Textkritik, die natürlich nicht zu kurz kommen dürfen, auch diese neue Aufgabe zu übernehmen. Um dies alles gründlich zu betreiben, müßten mit der Zeit die deutschen Universitäten überhaupt Doppellehrstühle errichten wie jetzt schon in Wien, Zürich und einigen anderen. Nicht bloß für die Entwicklung der Wissenschaft ist das notwendig. Auch in pädagogischer und sogar politischer Beziehung ist es von Wichtigkeit. Die Bedeutung der Oberrealschule als „moderne Schule" steht oder fällt mit der höheren oder geringeren Beachtung der modernen Literatur. In Frankreich wird ferner von seiten der Germanisten das moderne Deutschland mit allem Nachdruck studiert. Wollen wir unserem Volke auch die Kenntnis des modernen Geisteslebens unserer Nachbarn über-

mitteln, so dürfen wir nicht zaudern, dem Beispiele der Franzosen zu folgen und nicht bloß „nebenher“, sondern gründlich und wissenschaftlich das Studium der modernen Literatur auf der Hochschule zu betreiben.

Der Vorsitzende spricht dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus. Auf Antrag von Direktor Dr. Winneberger (Frankfurt a. M.) findet die Diskussion im Sitzungszimmer der romanistischen Sektion statt.

Dort eröffnet nach kurzer Pause Herr Tappolet (Basel) die Verhandlungen von neuem. An der Diskussion beteiligen sich: Herr Morf (Frankfurt a. M.), Brandl (Berlin), Stengel (Greifswald), Voretzsch (Tübingen), Wetz (Freiburg i. B.), Dick (St. Gallen), Schneegans (Würzburg), Winneberger (Frankfurt a. M.), This (Markirch i. E.).

Es werden folgende drei Thesen von der Versammlung einstimmig angenommen:

I. Die Frage des Betriebs der neueren Literatur ist wichtig, nicht bloß aus wissenschaftlichen, sondern auch aus pädagogischen und allgemeinen kulturellen Gründen.

II. Es ist durchaus notwendig, dieses Studium durch Vorlesungen und besonders durch Übungen zu erweitern und zu vertiefen.

III. Zu diesem Zwecke ist die Errichtung von zwei romanistischen Professuren an jeder Universität zu erstreben.

Die Versammlung beschließt, diese Thesen dem im nächsten Jahre in Hannover tagenden Neuphilologentage einzusenden und beauftragt Herrn Prof. Dr. Schneegans (Würzburg), sie dort zu vertreten.

Nachdem Herr Tappolet (Basel) den beiden Schriftführern, ferner Herrn Stengel (Greifswald), besonders auch den Vortragenden, Herrn Morf (Frankfurt a. M.) eingeschlossen, herzlichen Dank ausgesprochen hat, erklärt er die Sitzungen der romanistischen Sektion für geschlossen.

Herr Stengel (Greifswald) gedenkt noch der Verdienste der beiden Obmänner, Tappolet (Basel) und de Roche (Basel), und dankt ihnen im Namen der Versammelten, die diesem Danke durch Erheben von den Sitzen Ausdruck geben.

Schluß: 11 Uhr 40 Minuten.

Englische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 24. September 1907, 2 Uhr 45 Minuten.

Nach der Begrüßung durch den ersten Obmann Prof. Dr. G. Binz (Basel) erfolgte die Wahl der Vorsitzenden. Als erster Vorsitzender wurde gewählt Prof. Dr. G. Binz, als zweiter Dr. E. Thommen (Basel). Zu Schriftführern wurden ernannt: Dr. K. E. Reinle (Basel) und cand. phil. K. Jost (Basel).

Das Arbeitsprogramm wurde genehmigt.

Nach kurzer Unterbrechung fand 3 Uhr 15 Minuten der weitere Verlauf der Sitzung gemeinschaftlich mit der germanistischen Sektion statt. (Den Bericht darüber siehe Germanistische Sektion, 1. Sitzung, S. 97.)

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907, 9 Uhr.

Nach der Eröffnung der Sitzung durch den ersten Vorsitzenden wurde das Protokoll der konstituierenden Sitzung verlesen und genehmigt.

Dann sprach Privatdozent Dr. R. Imelmann (Bonn) über **Die Chronologie altenglischer Dichtung.**

Die möglichst genaue, wenn nicht absolute, so doch relative Chronologie aller Denkmäler ist die Voraussetzung einer wirklichen altenglischen Literaturgeschichte. Solange die Datierung zwischen Jahrhunderten schwankt (Widsið) und einzelne Texte in umgekehrter Reihenfolge ihrer Entstehung vorgeführt werden (Deor vor den vier Klagen und der Botschaft), herrscht ein primitiver Zustand; ihn zu beseitigen darf vielleicht als gegenwärtig die dringendste Aufgabe altenglischer Forschung bezeichnet werden. Warum sie bisher so unzulänglich gelöst wurde, das zeigt ein Blick auf die übliche Methode. Die einseitig linguistische Durcharbeitung der Texte, neben der das Studium der Metrik einherging, hat Hilfsmittel zur Datierung geliefert: syntaktische, lautliche, formale, lexikologische, metrische. Sie alle aber sind ihrer Natur nach relativ und von beschränkter Anwendbarkeit. Die Form *flodu* kann nicht das Alter des Clermonter Runenkästchens entscheiden und sollte dazu auch nicht be-

nutzt werden, solange sonst noch Unverständliches auf dem Denkmal sich findet. Nur vom Inhalt aber ist Aufklärung zu gewinnen. *Dom gisl* hilft nicht, die „Zerstörung Jerusalems" auf der Rückseite des Schnitzwerkes besser zu verstehen; vielleicht lehrt das Bild, daß *dom gisl* seine Unterschrift ist und heißt: „das Gericht Jerusalems". *Gisl* wäre dann gar kein altenglisches Wort, sondern Abkürzung des Namens. Die Metrik hat öfters dazu geneigt, mehr logisch als psychologisch zu sein, d. h. zu lehren, wie ein guter ae. Vers aussehen muß, nicht, einen wie mangelhaften ein Dichter seinem Publikum zumuten durfte. Es gibt Fälle, wo der Inhalt nur klar wird, wenn man einen schwachen Vers der Überlieferung beibehält oder gar einen korrekten durch Besserung verschlechtert; z. B. Vers 48 der „Botschaft", wo nur die Änderung der S- in die C-Rune, also Annahme eines Stabes auf dem Verb statt dem Adverb, die endgültige Lösung aller Runen ermöglicht.

Den Anfang zu einer mehr auf inhaltliche Erwägungen gegründeten Chronologie hat Brandl mit dem Gedicht vom Traumgesicht und mit Gudlac A gemacht. Dessen Datierung nahm Morsbach als *terminus ad quem* für den Beowulf, den er nach 700, vor 730 ansetzt, nur aus sprachlich-metrischen Gründen. Ihnen kommt zu Hilfe die literarhistorische Forschung, die zeigt, daß für Beowulf in der vorliegenden Gestalt die biblische Dichtung des Cædmon-Kreises, sowie die gleichzeitig einsetzende klassische Bildung Voraussetzung ist; anderseits ist Beowulf, wie es scheint, Voraussetzung des epischen Liederzyklus, den die Odoakergedichte repräsentieren. Sie gehören in die Zeit 740—750, wie das Zeugnis des Runenkästchens vor allem bestätigt. Deor, ein weiteres Zeugnis, ist wohl eine Generation später (775). Auf die größeren christlichen Epen wie Genesis A, Andreas, Phönix und die nicht-cynewulfischen Crist-Partien ist durch Binz' und Sarrazins jüngste Untersuchungen viel Licht gefallen. Von kleineren Dichtungen sind Wanderer und Seefahrer auf Grund genauer Prüfung ihres Inhalts datierbar: sie sind gleichzeitig mit den Odoakerliedern, denn sie scheinen zu ihnen zu gehören, wie das noch an andrer Stelle ausführlich zu begründen sein wird.[1]) Und über die altenglische Welanddichtung sind wir aus dem Runenkästchen, Deor, der Analogie der Odoakerlieder und der Vølundarkviþa, wie in bezug auf Inhalt, Form und Verbreitung, so auch in bezug auf ihr Alter unterrichtet.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Al. Brandl (Berlin), F. Kluge (Freiburg i. B.), R. Jordan (Heidelberg), J. H. Kern (Groningen), W. Wetz (Freiburg i. B.) und der Vortragende.

1) Inzwischen geschehen: Verf., „Wanderer und Seefahrer im Rahmen der altenglischen Odoakerdichtung." Springer. Berlin 1908. Hierin einiges aus dem Vortrage.

Prof. Dr. J. H. Kern (Groningen) lieferte darauf Beiträge **Zur Geschichte der kurzen Reimzeile im Mittelenglischen.**[1])

Von den verschiedenen den englischen Dichtern des ausgehenden 12. Jahrhunderts zur Verfügung stehenden Kurzzeilen, meinte er, komme als Quelle für die englische kurze Reimzeile zunächst der Alliterationsvers gar nicht, die Zeile der ambrosianischen Hymnen höchstens für die *Eule und die Nachtigall,* der französische *Vers octosyllabe*, welcher ja u. a. feste Silbenzahl und regelmäßige Betonung der achten Silbe zeige, nicht als direkte Quelle in Betracht.

Auch als einfache Nachbildung der anglonormannischen Reimzeile könne, trotz verschiedener Anklänge an die englische, letztere nicht gefaßt werden. Erstens kämen im Englischen längere Verse vor; zweitens kürzere, welche sämtlich einheimischen Gesangsverstypus aufwiesen (wie es der Vortragende näher ausführt und mit Beispielen erläutert); drittens begegneten normallange Zeilen mit einsilbigen Takten (aneinanderstoßenden Hebungen), welche anglonormannisch unmöglich seien und sich ebenfalls als Gesangsverszeilen erkennen lassen, dadurch daß die einsilbigen Takte an denselben Stellen vorherrschen wie im englischen Gesangsvers. Sodann seien bei den romanisierenden hochdeutschen, niederländischen und niederdeutschen Dichtern genau dieselben Zeilen ohne anglonormannischen Einfluß, und zwar nachweislich aus dem einheimischen Gesangsvers entstanden.

Der Vortragende meint, daß der Entwicklungsgang im Englischen ähnlich gewesen sei, und erörtert die teilweise schon von Saintsbury angenommene Entwicklung verschiedener Versarten, von denen die kurzzeilige im King Horn-Vers vorliege, die langzeilige nicht zu einer Sonderexistenz gelangt sei, die mittlere sich unter den Schutz des französischen Verses gestellt habe und durch diesen beeinflußt und in seiner Fortentwicklung gefördert worden sei.

Es wird sodann ausgeführt, in welcher Weise sich etwa die Änderung vollzogen habe, namentlich bei den ursprünglich klingenden Versen, indem vor allen Dingen Gewicht gelegt wird auf die Abneigung des Genesis-Exodus-Dichters, den klingenden Ausgang anzuwenden, und Anzeichen für den Kampf zwischen der alten und der neuen Vortragsweise angeführt werden.

Die Eigentümlichkeiten des mit Schipper als Viertakter zu bezeichnenden Verses und sein allmählicher Übergang zu einem dipodischen Vers mit zweisilbigen Takten wird besprochen, die *Eule* als

1) Der Vortrag wird in anderer Gestalt einer Arbeit über den *Havelok*-Text einverleibt werden.

eine ähnliche vereinzelte Erscheinung wie im Mndl. die *Sinte Lutgart* hingestellt.

Der Vortragende endet mit dem Wunsche, man möge kein ideales „jambisches“ Schema aufstellen und nicht von „Lizenzen“ oder dergleichen reden, indem das den Blick verdunkle und zu falschen Textänderungen verleite. Von rein metrischen Änderungen solle man sich grundsätzlich enthalten.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Der dritte Redner, Privatdozent Dr. R. Jordan (Heidelberg), behandelte **Die Heimat der Angelsachsen.**

Redner geht zuerst auf die wichtigsten historischen Zeugnisse, dann auf die den Philologen besonders interessierende sprachliche Seite des Problems ein.

Die drei Hauptstämme, auf die wir unser Augenmerk zu richten haben, sind die Angeln, Sachsen und Jüten. Die Angeln erwähnt zuerst Tacitus (Germ. c. 40) nach den an der unteren Elbe wohnenden Langobarden unter einer Gruppe von sieben Völkern, welche die Göttin Nerthus verehren. — Deutlicher nennt sechs Jahrhunderte später der Nordhumbre Beda (Hist. eccl. I 15) als Heimat der Angeln das Land Angulus zwischen dem Gebiet der Jüten und Sachsen; damit identisch oder jedenfalls ein Teil davon ist die heutige Landschaft Angeln zwischen Schlei und Flensburger Föhrde. Die Sitze der Angeln, deren Name sich wohl über die meisten der von Tacitus genannten Nerthusvölker ausdehnte, erstreckten sich mindestens über das heutige Schleswig; wahrscheinlich kommen aber auch die später dänischen Inseln, wenigstens zum Teil, in Betracht (vgl. Aelfreds Bericht über Ohtheres Reise nach Schleswig, Orosius ed. Sweet S. 19). — Redner geht auch kurz auf das Zeugnis des Widsiþ ein. — Die allen übrigen übereinstimmenden Zeugnissen widersprechende Angabe des Ptolemäus (Geogr. II 2, 8; 2. Jahrh. n. Chr.), daß die *Συῆβοι Ἀγγειλοί* im Binnenlande westlich der Elbe wohnten, verdient keinen Glauben. Der Irrtum des Ptolemäus erklärt sich aus falscher Konstruktion der Völkerkarte aus verschiedenen Quellen, im besonderen aus seiner falschen Ansetzung der Langobarden (*Λαγγοβάρδοι*) am östlichen Rheinufer, auf die er die Angeln in nordöstlicher Richtung folgen läßt.

Die Wohnsitze der Sachsen verlegt Ptolemäus (II 2, 7) '*ἐπὶ τὸν αὐχένα τῆς Κιμβρικῆς Χερσονήσου*', also nach Holstein. Dies Zeugnis ist glaubhaft, weil gestützt durch Aelfreds Notiz (Oros. ed. Sweet S. 16), wonach die Altsachsen (die nach Beda nicht von den englischen Sachsen zu trennen sind) östlich der Elbmündung wohnen. Von hier aus hat sich der Sachsenname nach Westen über die zwischen Elbe

und Ems wohnenden Chauken ausgedehnt, und so sind auch Chauken nach Britannien gewandert.

Am meisten Schwierigkeit macht der dritte Hauptstamm, die Jüten, die nach Beda in der alten Heimat nördlich der Angeln, also in Jütland wohnten und in England Kent, die Insel Wight und das Wight gegenüberliegende Gebiet besetzten. Daß sie Westgermanen waren, ist nicht zu bezweifeln; ihr Name muß also, wenn Beda recht haben soll, in Jütland von Zurückbleibenden bewahrt worden und dann auf die einrückenden Dänen übergegangen sein. Nun hören wir aber noch von einem ähnlichen Namen, den Euten (Saxones Eucii = Eutii in einem Brief Theodeberts an Justinian ca. 540, Euthio bei Venantius Fortunatus). Dieser Name deckt sich mit einer ae. Namensform von Bedas *Jutae* oder *Juti*: merc. *Eote*, ws. *Yte* Beda-Übers. IV 16, *Yte* Widsiþ 26, *Ytene* foresta = New Forest bei Flor. v. Worcester ed. Thorpe II 45^{2} [1]). Diese Formen vereinigen sich mit *Eutii, Eutiones* auf Grund von **euti-* > **iuti* (*-jan*). Bedas Form *Juti, ae* wird auf altnordh. pl. **iuti* beruhen.

Möller (zuletzt IF. 7, 293) trennt nun die Euten von den dänischen Jüten wegen des dän. *Jyder,* indem er hierfür, falls es echt dänisch sei, anlautendes **Jeu-, *Ju-* voraussetzt; er verwirft schon deshalb Bedas Zeugnis. Allein wenn echt dänisch = echt nordisch ist, wäre der Ansatz mit anl. *j* unmöglich, und tatsächlich lassen sich Euten- und Jütenname sehr wohl auf Grund eines anl. *eu-* vereinigen. Ein *a-* oder *an-*Stamm **euta(n)* ergab das aisl. *Jōtar,* im Dänischen adän. *Jūde,* pl. *Jūder* und pl. *Juti* bei Saxo; daraus entwickelte sich etwa im 16. Jahrhundert *Jȳder* mit Übergang *iú* > *iý*. Während i. a. im Dänischen *iy* zu *y* vereinfacht ist (vgl. *dyb*), hat sich in *Jyder* — vermutlich wegen des Anlauts — *iy* bewahrt. Also sind der Euten- und Jütenname identisch, wodurch Bedas Zeugnis eine starke Stütze erhält. —

Redner ging nun zur sprachgeographischen Seite des Problems über. Das Angelsächsische stellt sich zwischen das Friesische und Skandinavische. Mit dem Friesischen hat es zwar besonders zahlreiche und enge Berührungen („ingväonische" Eigentümlichkeiten), es zeigt aber auch Beziehungen zum Nordischen, die das Friesische nicht teilt. Was die Stellung der einzelnen Dialekte des Angelsächsischen betrifft, führt Redner einige Kriterien des Wortschatzes an aus seiner Untersuchung über „Eigentümlichkeiten des angl. Wortschatzes" (Anglist. Forsch. ed. Hoops 17). Erwähnt seien die Gleichungen angl. *los* „Verderben, Untergang" = aisl. *los* „Auflösung",

---

1) Dazu *Ytingas* Binz PBB. 20, 185.

ws. *(for) lor* = as. ahd. *farlor*; angl. *æften* (neben *ēfen*) = aisl. *aptann*, dän. *aften*, schwed. *afton*, ws. *ǣfen* = afries. *ēwend*, as. *āband*, ahd. *āband* „Abend". Das Anglische zeigt also Beziehungen zum Nordischen, das Sächsische zum Friesischen und Altsächsischen. Wie stellt sich nun das Kentische? Während nach Bedas Zeugnis, das durch die Identität des Euten- und Jütennamens bekräftigt wird, die Euten das nördlichste Volk der Angelsachsen sind, zeigt auffallenderweise ihr Dialekt, das Kentische, enge Beziehungen zum Friesischen. Diese sprechen mit einiger Wahrscheinlichkeit gegen Bedas Zeugnis von den nördlichen Sitzen der Jüten oder Euten.

Eine Lösung dieser Schwierigkeit läge in der Annahme, daß die von Jütland kommenden Euten-Jüten vor der Invasion Britanniens längere Zeit in enger Berührung mit den Friesen wohnten und so sprachliche Eigentümlichkeiten derselben annahmen. Diese Vermutung wäre zugleich eine Ergänzung der von Hoops („Waldbäume u. Kulturpflanzen im germ. Altertum" Kap. XIV) eingehend begründeten Theorie, wonach die Sachsen, wahrscheinlich auch ein Teil der Angeln vor dem Übergang nach Britannien in Nordfrankreich, am 'litus Saxonicum' bzw. am Niederrhein sich niederließen. — Was aber die Ursitze betrifft, so sind wir nun auch in bezug auf die Jüten in der Lage, trotz neuerer Skepsis an der Überlieferung Bedas festzuhalten.

An der Diskussion nahmen teil die Herren W. Keller (Jena), F. Kluge (Freiburg i. B.), R. Imelmann (Bonn) und der Vortragende.

Der Vorsitzende sprach den Vortragenden den Dank der Versammlung aus.

Schluß der Sitzung: 12 Uhr 30 Minuten.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, 9 Uhr.

War kombiniert mit der germanistischen und der romanistischen Sektion. Bericht siehe bei der dritten Sitzung der roman. Sektion. (S. 127.)

Vierte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, 11 Uhr 30 Minuten.

War kombiniert mit der vierten Sitzung der romanistischen Sektion. Bericht siehe dort. (S. 129.)

Fünfte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, 9 Uhr 15 Minuten.

War kombiniert mit der fünften Sitzung der romanistischen Sektion. Bericht siehe dort. (S. 131.)

Sechste Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, 10 Uhr.

Vorsitzender: Dr. E. Thommen.

Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen verlas Prof. Dr. R. Priebsch (London) einen Aufsatz des Herrn W. W. Greg (London) über **The Aims and Work of the Malone Society.**[1])

The Malone Society, which has for its object to render accessible materials for the study, textual and historical, of the early English drama and stage, has been founded to meet the requirements of a difficult situation which has arisen in connection with the methods employed by modern editors of English dramatic literature. These have endeavoured in their critical editions to supply the needs at once of the philological and of the literary student, and have therefore sought to include not only the completed text produced by the application of critical method to the extant material, but also that material itself. It seemed to the founders of the Society that in thus striving after a double object the editors had failed to achieve either; that their texts never fully met the demands of those wishing to do original work themselves upon the play in question, or satisfied the reader approaching the play from a purely literary point of view. They therefore hoped that it might be possible to benefit either clan of students by dissociating the work done with special regard to one from that which appealed particularly to the other. They also felt that whereas in the production of facsimile texts suited to the philologian finality of a practical sort was not unattainable, it must be left for each generation to produce its own critical texts according to the state of its own knowledge.

The chief publications of the Society will therefore be accurate reproductions and collations of the early editions or manuscripts of the plays themselves. After careful consideration it has been decided that these shall take the form of facsimile-reprints and not of photographic facsimiles. But the Society will not in any way limit its activity to this particular line. Especially it will devote attention to the printing of documents illustrative of the history of the stage and of papers adding materially to our knowledge of the subject. On the other hand speculative, controversial, and aesthetic discussions will be avoided.

---

1) Der Aufsatz wird voraussichtlich in der Zeitschr. „The Library" im Auszug erscheinen.

So far the Society has issued four plays during the first year of its existence and it is hoped that a volume of collected documents, and possibly another play, may still be included in the year's publications. The first President of the Society is E. K. Chambers, and the Hon. Secretary Arundell Esdaile (British Museum, London); the paper at the Congress was communicated by the General Editor W. W. Greg.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Darauf sprach Privatdozent Dr. H. Hecht (Bern) über **Shenstone und T. Percys Reliques of Ancient English Poetry.**

Die Entstehungsgeschichte der unter dem Namen Percys in den Besitz der Weltliteratur eingegangenen *Reliques of Ancient English Poetry* ist noch in vielen Punkten der Aufhellung und Ergänzung bedürftig. Vor allem sind die Akten über das Zustandekommen der Sammlung selbst zu vervollständigen und zu untersuchen, und im Zusammenhang damit muß die eigentümliche Zeitstimmung, die solche Pläne zur Reife bringen konnte, genauer als bisher klargelegt werden. An Material herrscht Überfluß. Allein die *Percy-* und die *Shenstone-Papers* des Britischen Museums, besonders die *Mss. Additional 28221* und *28222* und *32323—39*, verbreiten eine kaum erwartete Fülle von Licht und zuverlässiger Belehrung über schwer zu entwirrende literarische Beziehungen. Der Vortragende beschränkt sich auf die Darstellung des Einflusses Shenstones auf die *Reliques* unter Zugrundelegung der Percy-Shenstone-Korrespondenz (*Ms. Add. 28221*), die ein in der Vorrede Percys nur angedeutetes Verhältnis zeitlich und inhaltlich vollkommen einwandsfrei feststellt. Der Briefwechsel beginnt, nach vorhergegangener persönlicher Bekanntschaft, im Spätherbst 1757 und findet durch den Tod Shenstones im Februar 1763 seinen Abschluß. Auf seiner frühesten Stufe begegnet uns Shenstone als eifriger Anreger zur Veröffentlichung von ausgewählten und zurechtredigierten Stücken der großen Percyschen Balladen- und Romanzenhandschrift. Die doppelte Rolle des Ermutigers und des Revisors geht schon zu dieser Zeit von Sam. Johnson ungeteilt auf ihn über, während Johnsons anders gerichtete Tätigkeit und allmählich erkaltendes Interesse ihn seinem Versprechen persönlichen Mitwirkens bei der Gestaltung der Sammlung untreu werden ließ. Wir erfahren, daß Shenstone in einem Falle eine andere Fassung einer Ballade (*Gil Morrice*) aus Eigenem mitzuteilen vermochte, sonst aber Percysche Abschriften mit oder ohne Veränderungen zur Begutachtung und Bearbeitung zugestellt erhielt (z. B. *Gentle Herdsman, Edom of Gordon, Boy and Mantle, John de Reeve*). — Die zweite Periode des Briefwechsels erscheint als Übergangszeit. Auf beiden Seiten

macht sich ein Nachlassen des Interesses an dem Unternehmen bemerkbar, dessen Ursachen z. T. persönliche Erlebnisse, — die Verehelichung Percys, eine heftige Erkrankung Shenstones — z. T. das ablenkende Hervortreten neuer literarischer Pläne sind, so besonders Percys Übersetzung der heroischen Episteln Ovids und seine Runischen Fragmente (erschienen 1761). — Erst eine Aussprache der beiden Freunde, veranlaßt durch einen Besuch Percys bei Shenstone im Sommer 1760, führt zu einer energischen Wiederaufnahme der zurückgestellten Arbeit an den *Reliques*, die von nun an entschieden in den Mittelpunkt des Briefwechsels drängen. Percy durchbricht jetzt die durch sein Folio-Ms. gezogenen Schranken und beginnt seine Sammeltätigkeit in weitestem Umfange. Bei aller Förderung dieses unermüdlichen Tatendranges spielt hier Shenstone die Rolle des Warners, nicht selten mit übertriebener Vorsicht. Er verliert über der Freude an der Materie nie den Geschmack des literarischen Publikums aus den Augen; die Veröffentlichung soll nicht auf Philologen und Altertumsforscher, sondern auf die anspruchsvolle Leserwelt der Hauptstadt zugeschnitten werden: Qualität, nicht Quantität! Unter diesen Voraussetzungen bewahrt er sich und Percy einen festen Glauben an den Erfolg der Sammlung, deren Erscheinen er nicht mehr erlebte. — Die *Reliques* tragen in vielem die Spuren Shenstonescher Mitarbeiterschaft und verdanken seinem treuen und klugen Rate einen Teil ihres großen Einflusses, der nicht aus dem Kampf gegen den Zeitgeschmack, sondern aus der Beugung unter ihn zu erklären ist. Darum bleibe neben Percys Namen der Shenstones mit dem epochemachenden Werke aufs engste verbunden. Durch seinen Briefwechsel mit Percy lernen wir seine geistige Potenz höher bewerten, die literarhistorische Linie, die an ihm vorüberführt, kann in mehreren wesentlichen Punkten berichtigt, der Geschichte der volkstümlichen Bestrebungen in der englischen Literatur reiches neues Material zugeführt werden.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Al. Brandl (Berlin) und W. Wetz (Freiburg i. Br.).

Prof. Dr. Th. Vetter (Zürich) trug dann vor über **Shakespeare und die deutsche Schweiz.**

Von den Reisenden aus der deutschen Schweiz, die nach England zogen, um dort Bildung und Gesichtskreis zu erweitern, und die uns Berichte über ihre Fahrten hinterlassen haben, vernehmen wir über Shakespeare nahezu nichts. Beat Ludwig v. Muralt weiß nur, daß *„Sh., un de leurs meilleurs anciens poëtes, a mis une grande partie de leur histoire en tragédies“* (Ausgabe von O. v. Greyerz 1897, S. 35). Haller erwähnt ihn nicht. Bodmer trat Shakespeare zum

ersten Male näher durch den *Spectator*; er besaß die Dramen im Original seit 1724, erwähnte sie von da ab, wenn auch selten, ja er machte den verunglückten Versuch, den Namen den Dichters phonetisch wiederzugeben. Bis um die Mitte des Jahrhunderts war Haller ebenfalls in die Reihe der Shakespearekenner vorgerückt.

Die erste Übersetzung eines Shakespeareschen Stückes auf Schweizerboden erschien in Basel 1758, eine verhältnismäßig recht gute Wiedergabe von Romeo und Julia in fünffüßigen Jamben. Der Übersetzer ist unbekannt. — Ziemlich klar dagegen liegt vor uns die Tätigkeit, die der junge Wieland Shakespeare widmete und die Neuausgabe seiner Werke durch die Berliner Akademie wird wohl alle Lücken unseres Wissens in dieser Hinsicht ausfüllen. Seine Wiedergabe von 22 Dramen Shakespeares wurde von Orell, Geßner & Komp., Zürich 1762—66, gedruckt und in Verlag genommen, was sich die Schweiz auch als Verdienst um Shakespeare anrechnen darf. Die harte Beurteilung der Wielandschen Übersetzung durch Gerstenberg wurde wesentlich gemildert durch Lessing (Hamb. Dramat., 19. Juni 1767). — Salomon Geßner hat insbesondere die drei ersten Bände mit sehr feinen Titelvignetten geschmückt.

Eine zweite Auflage der Wielandschen Shakespeareübersetzung wurde schon 1773 notwendig, doch wollte Wieland deren Besorgung nicht übernehmen; für ihn trat Joh. Joach. Eschenburg, Professor am Carolinum in Braunschweig, ein, der seine Aufgabe vortrefflich löste und auch die fehlenden Dramen — *Richard III.* in Versen — beifügte. So hat die Schweiz die erste vollständige deutsche Shakespeareausgabe (1775—77 in 12 Bänden, mit einem Nachtragsbande pseudoshakespearescher Dramen 1782) auf den Büchermarkt gebracht. Gierig stürzten sich die deutschen Nachdrucker auf die Beute, welche Orell, Geßner, Füßlin & Komp. zu verteidigen suchten (1778).

Auch das literarhistorische Werk Eschenburgs über Shakespeare ist in Zürich (1787) herausgegeben worden.

Zum letzten Male war die Schweiz Druckort für Shakespeares Werke 1798—1806, als Eschenburgs „neue, ganz umgearbeitete Ausgabe“ erschien mit Titelbild und Vignetten von Joh. Heinr. Lips.

Wie Shakespeare auf den „Dichter“ Bodmer gewirkt, hat Bächtold in seiner Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz und Gust. Tobler im Bodmergedenkbuche nachgewiesen. Es erscheint fast unbegreiflich, auf wie blöde Art der Zürcher Diktator den größten Dramatiker ausplündern konnte.

Einen eigenartigen Versuch, Shakespeares Cymbeline auf die Höhe des Gesetzes der drei Einheiten zu korrigieren, machte Joh. Georg Sulzer 1771, den es schmerzte, „daß ein so fürtreffliches Genie

so gar nichts von der Kunst und dem Geschmack der Alten, die Handlung auf die einfachste, natürlichste Art vorzustellen, besessen hat". Der Mißerfolg ist vollkommen.

Aus aufrichtiger Begeisterung für Shakespeare sind die Bilder hervorgegangen, die der Züricher Joh. Heinrich Füßli (1741—1825) geschaffen und die in England, seiner zweiten Heimat, so viel Anklang gefunden haben, während die Skizzen, die der junge Joh. Martin Usteri (ca. 1783) zu Shakespeare gezeichnet, nicht an die größere Öffentlichkeit getreten sind.

Auf keinen Schweizer dürfte Shakespeare je eine tiefere Wirkung ausgeübt haben als auf den armen Toggenburger Weber Ulrich Bräker (1735—98), dessen Shakespearebüchlein Ernst Götzinger im 12. Bande des Shakespearejahrbuches veröffentlicht hat.

Im 19. Jahrhundert haben der St. Galler Rietmann und der Berner Professor Hebler sich mit Shakespeare beschäftigt; in Zürich wurden von Friedr. Theod. Vischer die anregenden Vorlesungen über Shakespeare gehalten.

K. F. Meyers Shakespearelektüre verdanken wir das schöne Gedicht „Tag, schein' herein! und Leben, flieh hinaus!" Gottfr. Keller hat sich früh und beharrlich in Shakespeare versenkt, wie sich namentlich aus seiner Korrespondenz mit Hettner ersehen läßt; noch deutlicher erkennen wir seinen Zusammenhang mit Shakespeare in dem dramatischen Bruchstück *Therese* und vor allem in seiner Erzählerkunst, die ihm von Paul Heyse das Lob eines „Shakespeare der Novelle" eingetragen hat.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Al. Brandl (Berlin) und W. Wetz (Freiburg i. B.).

Nachdem der Vorsitzende den Vortragenden seinen Dank und Herr Prof. Brandl den Obmännern den Dank der Versammlung ausgesprochen hat, schließt die Sitzung um 12 Uhr 30 Min.

Indogermanische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 24. September 1907,
nachmittags 2 Uhr 30 Min.

Zu Vorsitzenden werden gewählt: Prof. Dr. F. Sommer (Basel) und Dr. E. Schwyzer (Zürich); zu Schriftführern Gymnasialprofessor Dr. H. Meltzer (Stuttgart) und Dr. A. Debrunner (Basel).

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907,
vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. F. Sommer.

Dr. M. Niedermann (Zug) hält seinen Vortrag über **Ein rhythmisches Gesetz des Lateinischen.**[1])

Das vom Vortragenden begründete rhythmische Gesetz bezieht sich auf die Verteilung der Suffixstufen *-ĭ-* und *-ī-* in der Präsensflexion der primären lateinischen Verba auf *-io*. Es erhebt den Anspruch, das Prinzip zu formulieren, nach dem diese Verba teils der dritten und teils der vierten Konjugationsklasse zufallen. Weder die Thurneysen-Berneker-Meilletsche Theorie, noch diejenige Skutschs hat das verwickelte Problem befriedigend gelöst, wie im einzelnen durch Hervorhebung der gegen beide geltend zu machenden Bedenken gezeigt wird.

---

1) Der Vortrag wird erweitert in einer im Laufe des Jahres 1908 erscheinenden Festschrift zum Abdruck gelangen. Der Vortragende hat seitdem erkannt, daß das hier in das Sonderleben des Lateinischen verlegte rhythmische Gesetz in leicht modifizierter Form als proethnisch in Anspruch genommen werden kann, was in jener Festschrift im einzelnen begründet werden soll.

Der Vortragende nimmt mit der Mehrzahl der Forscher, die in die Diskussion eingegriffen haben, an, daß der indogermanische Zustand durch die gotische Doppelheit *nasjis: sōkeis* widergespiegelt werde, d. h. daß ursprünglich auf kurze Silbe kurzvokalisches, auf lange langvokalisches Suffix folgte. Dieser proethnische Zustand erscheint im Italischen in der Weise modifiziert, daß hier das Suffix -ī- eine kräftige Tendenz zeigt, auf Kosten von -ĭ- über sein ererbtes Gebiet hinauszuwuchern. Im Oskisch-Umbrischen, wo diese Tendenz keinem Hindernis begegnete, hat sie zur fast völligen Verdrängung der kurzvokalischen Suffixstufe geführt. Im Lateinischen liegen Spuren davon vor in plautinischen Messungen wie *cupīs*, *facīs*, *percipīt.* Im übrigen konnte sich hier der Verallgemeinerungsprozeß der langvokalischen Suffixstufe nicht bis zu Ende ungestört vollziehen, sondern er geriet mit einem rhythmischen Gesetz in Konflikt, das etwa im Beginn der literarischen Periode aufgekommen sein mag und dessen Formel folgende zu sein scheint:

Die kurzvokalische Suffixstufe trat ein, wo das präsuffixale Wortstück eine ungerade Anzahl von Moren umfaßte, die langvokalische, wo dem Suffix eine gerade Anzahl von Moren voranging.

Beispiele:

A. *cap-ĕ-re*[1]), *cup-ĕ-re, fac-ĕ-re, jac-ĕ-re, rap-ĕ-re, sap-ĕ-re*
cōnspic-ĕ-re, dēpuv-ĕ-re, dēsip-ĕ-re, illic-ĕ-re, porric-ĕ-re

B. *aud-ī-re, fulc-ī-re, glōc-ī-re, sōp-ī-re, vinc-ī-re* und *amic-ī-re, aper-ī-re, reper-ī-re, resip-ī-re, sepel-ī-re.*

Man werfe nicht ein, daß Beispiele wie *cōnspicĕre, dēsipĕre, illicĕre, porricĕre* nicht beweiskräftig seien, da diese Komposita im Suffix einfach den entsprechenden Verba simplicia angeglichen sein könnten. In der Tat wurde *porricio* gewiß ebensowenig als Kompositum von *jacio* empfunden wie *amicio.* Die Simplicia von *cōnspicĕre* und *illicĕre*, nämlich *specĕre* und *lacĕre*, waren so gut wie ganz ungebräuchlich. *dēsipĕre* könnte ja allerdings an und für sich als im Suffix durch *sapĕre* beeinflußt gehalten werden, aber diese Annahme verbietet das durch bestimmt lautende Grammatikerzeugnisse gesicherte *resipīre.* Die bisher nicht beachtete Dreiheit *sap-ĕ-re, resip-ī-re, dēsip-ĕ-re* ist sehr charakteristisch und bildet ein Argument, das der Vortragende für die Würdigung seiner Theorie ganz besonderer Beachtung empfiehlt.

Für die Erklärung der Ausnahmen *fer-ī-re, sal-ī-re, pol-ī-re, ven-ī-re, pav-ī-re,* ferner *fod-ī-ri* bei Cato, *mor-ī-mur* bei Ennius und *mor-ī-ri* bei Plautus, *or-ī-retur* neben *or-ĕ-retur* und *or-ī-ri* gibt die ex-

[1]) *ĭ* ging vor *r* in offener Mittelsilbe lautgesetzlich in *ĕ* über.

perimentalphonetische Forschung der letzten Jahre einige schätzbare Fingerzeige, insbesondere die 1903 in Upsala erschienene Studie von Ernst A. Meyer über „Englische Lautdauer", deren Verfasser experimentell folgendes festgestellt hat. Im heutigen Englisch ist ein Vokal vor einem stimmhaften Konsonanten bedeutend länger als vor einem stimmlosen und innerhalb dieser beiden Kategorien wiederum vor einem Engenlaut bedeutend länger als vor einem Verschlußlaut. Vor Liquidae und Nasalen, für die keine stimmlose Entsprechung existiert, ergibt sich ungefähr dieselbe Länge wie vor stimmhaftem Verschlußlaut. Diese Beobachtung nun stimmt vortrefflich zu der abweichenden Behandlung von *ferīre, salīre, venīre, fodīri* usf. im Lateinischen, denn in all diesen Beispielen ist der Vokal der Wurzelsilbe von einem solchen Konsonanten gefolgt, vor dem seine Sprechdauer im heutigen Englisch um rund 40% größer ist als vor stimmlosem Verschlußlaut, wie er in *capĕre, cupĕre, facĕre, jacĕre* usf. vorliegt. War aber die Wurzelsilbe von *salio* länger als die von *facio*, so bekam der Typus *salio* eine Mittelstellung zwischen dem Typus *facio* und dem Typus *sōpio;* es traten somit die kurzvokalische und die langvokalische Suffixstufe hier in Konkurrenz, wobei der letzteren dank ihrer eingangs erwähnten expansiven Tendenz der Sieg von vornherein sicher war. *parĕre*, das lautgesetzliches *parīre* verdrängt hat, läßt sich ungezwungen als Analogiebildung deuten, etwa nach der Formel *cecidi, cecini, pepuli : cadĕre, canĕre, pellĕre = peperi : x.* Reduplizierende Perfecta von Verben der vierten Konjugation gab es ja sonst nicht. Schwierigkeiten scheint *fugĕre* zu bereiten, für das, da stimmhafter Verschlußlaut den vorangehenden Vokal im gleichem Maße längte wie Nasal oder Liquida, **fugīre* zu erwarten stünde. Indessen verhelfen auch hier wieder die instrumentell gewonnenen Ergebnisse der Untersuchung von E. A. Meyer zu einer befriedigenden Erklärung. Als Hauptgesetz der englischen Lautdauer hat dieser nämlich ermittelt, daß unter sonst gleichen Verhältnissen ein Vokal um so kürzer ist, je höhere Zungenstellung er erfordert. *u* und *i* sind also die kürzesten Vokale und zwar ist der für jenes sich ergebende Durchschnittswert ganz besonders niedrig. Im Hinblick darauf wird man das Auftreten des kurzvokalischen Suffixes in *fugĕre* damit rechtfertigen, daß in diesem Verbum die längende Wirkung des stimmhaften Verschlußlautes kompensiert wurde durch die unternormale Kürze des *u*. *fodĕre* endlich statt des zu erwartenden und ja tatsächlich z. B. bei Cato überlieferten *fodīre* wäre wiederum Analogiebildung, etwa nach der Proportion *fūgi : fugĕre = fōdi : x.*

Was das Schwanken von *morior* und besonders von *orior* zwischen

der dritten und der vierten Konjugation anlangt, so ist zu beachten, daß bei den Deponentia das auf die Wurzel folgende Wortstück vielfach länger war als bei den Verben aktiver Flexion. Nun ist es eine schon vor längerer Zeit von Sweet, Sievers, Jespersen u. a. an verschiedenen lebenden Sprachen gemachte und durch Vietor, Rousselot und Grégoire experimentell erhärtete Beobachtung, daß die Sprechdauer eines Vokales um so kürzer ist, je mehr Laute darauf folgen, indem der Redende das Tempo um so mehr beschleunigt, eine je längere Lautreihe er sprechen soll. So ist nach Rousselot *a* in frz. *habituellement* ungefähr viermal kürzer als einzeln gesprochenes *a*. Die schwankende Flexion von *morior* und *orior* beruht also wohl auf der partiellen Kompensation der längenden Wirkung ihres *r* durch den einen Teil der Formen des Deponens von denen des Aktivums unterscheidenden größeren Umfang des postradikalen Wortstückes. Schließlich ist noch folgendem Einwand zu begegnen. Da in *ferīre, salīre, venīre, pavīre* die Wurzel als zweimorig behandelt erscheint, so müßte man a priori meinen, daß in *haurīre, reperīre, sepelīre* u. ä. das präsuffixale Wortstück als dreimorig und in *dēpuvĕre* als viermorig empfunden worden wäre, und daß es somit **haurĕre*, **reperĕre*, **sepelĕre* und **dēpuvīre* heißen müßte. Demgegenüber muß nochmals auf die schon erwähnte starke Tendenz des Suffixes -ī-, sich zu verallgemeinern, hingewiesen werden. Das Suffix -ĭ- hielt sich gewissermaßen auf der Defensive, während -ī- überall die Offensive zu ergreifen bereit war. So kam es, daß, wo immer das präsuffixale Wortstück zwischen einer ungeraden und einer geraden Morenzahl die Mitte hielt, dieses, d. h. das langvokalische Suffix die Oberhand gewann. Dies gilt für *haurīre, aperīre, operīre, reperīre, sepelīre* u. ä. In *dēpuvĕre* liegt wiederum ein ganz ähnlicher Fall vor wie in *fugĕre; v* längte den vorangehenden Vokal, aber da *u* von Natur bedeutend kürzer war als *a*, so machte in *dēpuvĕre* die Wurzel nicht wie in *pavīre* mehr als eine More aus und demnach das präsuffixale Wortstück nicht mehr als drei Moren, weshalb hier das langvokalische Suffix keinen Angriffspunkt fand.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren R. Thurneysen (Freiburg i. B.) und F. Sommer. Letzterer vermißt genauere Parallelen zu dem aufgestellten Lautgesetz aus anderen Wortkategorien. Herr Niedermann führt zwei Parallelen aus dem Lateinischen an und betont, daß sein rhythmisches Gesetz sich dem Rahmen einer so streng quantitierenden Sprache, wie das Latein ist, sehr gut einfüge.

Gymn.-Prof. Dr. H. Meltzer (Stuttgart) spricht über **Rasse und Sprache in der griechischen Urgeschichte.**

Trotz mannigfachen Auseinandergehens stehen Rasse und Sprache doch in einem inneren Zusammenhang und beide müssen berücksichtigt werden bei der Lösung der für die gesamte menschliche Kulturgeschichte überaus bedeutsamen Frage nach der Entstehung des Hellenentums. Von den drei Hauptrassen Europas, der mittelmeerischen, der nordischen und der alpinen, kommt zunächst in Betracht die erste. Schädelfunde, Abbildungen (in Knossos), alte Nachrichten, Überreste in Lebensweise und Religion, die besonders von Engländern wie Ridgeway, Hall, J. E. Harrison, Evans gesammelt und gedeutet worden sind, weisen ebenso nach dieser Richtung wie vor allem die Sprache, die vorzüglich P. Kretschmer und A. Fick behandelt haben. Nach ihnen haben wir einen vorarischen Grundstock von Wörtern, in erster Linie Ortsnamen, anzuerkennen, der sich über Kleinasien und die ägäischen Inseln mitsamt dem Festlande hinerstreckt und einer Vorrasse zuzuschreiben ist, in welcher vielleicht mehrere Abteilungen wie Eteokreter, Karer, Leleger, Pelasger-Tyrsener unterschieden werden dürfen. Kennzeichnend für dieses Bevölkerungselement sind nicht bloß manche Einzelwörter, besonders für Pflanzen, Tiere und Gebrauchsgegenstände, sowie zahlreiche Eigennamen wie *Ἀθῆναι, Θῆβαι, Ὄλυμπος* usw., sondern auch ganze Gruppen von solchen, die gebildet sind mit den Suffixen *νθ*, *σσ(ττ)*, *ηνος* wie *Ἐρύμανθος, Κόρινθος, Τίρυνς, Λάρῑσ(σ)α, Ἰλισ(σ)ός, Ὑμηττός, Τυρσηνοί* u. a. m., deren zahlreiches Vorkommen in Attika besonders merkwürdig ist. Eigentlich Phönikisches dürfte sehr wenig vorhanden sein, was zu den archäologischen Ergebnissen stimmt, nach denen dieser Einfluß erst nach der mykenischen Zeit erheblichere Bedeutung erlangt. Von großer Tragweite wäre es, wenn sich Ficks bestechende Ansicht bestätigte, daß mit *Φοίνῑκες* ursprünglich überhaupt nicht die Phöniker im engeren Sinn, sondern die brünette Rasse überhaupt bezeichnet worden sei (Kurzform *φοινός* rötlich, vgl. Poeni).

Dagegen scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß sich zu diesem Bestandteil, der wohl immer den Zettel der griechischen Bevölkerung gebildet hat, im Laufe des zweiten vorchristlichen Jahrtausends als ein nicht allzu schwacher Einschlag Einwanderer von nordischer Abstammung hinzugesellten, mag man nun ihr Ausstrahlungsgebiet mit O. Schrader in Südrußland oder mit E. de Michelis an der Donau oder vielleicht am besten mit M. Much, Hoops, Hirt u. a. an der Ostsee suchen. Dafür sprechen zwar keine Erinnerungen der Griechen, wohl aber das so ziemlich für alle achaiischen Helden außer etwa Hektor und Odysseus gebrauchte Beiwort *ξανθός*, blond, und wiederum eine ganze Reihe von Spuren

in Wohnung, Kleidung, Nahrung, Bewaffnung, Leichenbestattung, Religion, Geistesrichtung und Sprache. Diese ist in Lautgestalt und Flexion überwiegend arisch, im Wortvorrat, was besonders Modestov betont hat, z. T. nichtindogermanisch, ihrem ganzen Geiste nach auch für eine nüchternere Betrachtung, als sie einstmals W. Roscher geübt hat, von hoher Vollkommenheit, zumal in künstlerischer Hinsicht. Ein solches Ergebnis weist uns ebenfalls auf Rassenmischung hin und es entsteht für uns die Aufgabe, eine lebendige Anschauung von den Vorgängen zu gewinnen, die sich dabei abgespielt haben mögen. Durch die großenteils an Sprachen und Zuständen der unmittelbar zugänglichen Gegenwart angestellten Beobachtungen von Forschern wie Sarasin, Schuchardt, Windisch, Morf, Hempl und Finck sind wir in die glückliche Lage versetzt, uns ein auf die Vergangenheit übertragbares Bild davon zu machen, welche Kräfte hier wirksam auftreten und in welcher Weise. Danach wird die Überlegenheit einer Sprachgemeinschaft über die andern nicht etwa entschieden durch innere Vorzüge der einen Sprache vor der anderen, und auch die höhere Kultur ist in der Regel weit weniger, als man gemeinhin annimmt, der ausschlaggebende Faktor, sondern da wir es hierbei ja stets genau genommen mit einem Kampfe von sprechenden Menschen gegen sprechende Menschen zu tun haben, so spielen die entscheidende Rolle weit realere und härtere Gesichtspunkte: Zahl, staatliche Macht, Wille zur Herrschaft, Rassenstolz, wirtschaftliche Unabhängigkeit auf der einen, Menschenmangel, Kraftlosigkeit, Nachahmungssucht, Notwendigkeit demütigenden Broterwerbes auf der anderen Seite. Auch ist es nicht dasselbe, ob Erwachsene zu ihrer alten Sprache hinzu eine andere lernen müssen oder ob Kinder mühelos die fremde von Anfang an wie eine eigene annehmen: dort erfolgt nur teilweise Bewältigung durch Lautsubstitution, hier völlige Nachbildung. Im allgemeinen gilt das Gesetz, daß die aufnehmende Sprache stärker verändert wird als die abgebende; dabei verhalten sich die verschiedenen Bestandteile verschieden: am stärksten pflegt das einheimische Idiom einzuwirken auf die Lautgestalt und die sogenannte innere Sprachform, schwächer auf die Flexion und den Wortschatz. Legt man diese Maßstäbe an die Sprache der Griechen an, so gelangt man zu dem Schlusse, daß sie wohl sicherlich weniger durch einmalige Überflutung, als durch langdauernde Einsickerung allmählich die Oberhand gewonnen haben, bis es am Ende zu einer völligen Rassen- und Sprachenverschmelzung kam, deren in der gesamten Menschheitsgeschichte einzigartig dastehendes Ergebnis eben das Hellenentum ist; neuerdings glaubt man drei arische Zuströmungen unterscheiden zu können, die ionische, achäische und

dorische. Der Vortragende wies noch darauf hin, daß die enge Verbindung von Sach- und Sprachforschung die schönsten Früchte erwarten lasse und daß künftighin die griechische Etymologie in erhöhtem Maße auf die vorindogermanische Unterschicht werde Rücksicht nehmen müssen, wie dies auf einem verwandten Gebiete jüngst J. E. Harrison in den „Prolegomena to the study of greek religion" mit beachtenswertem Erfolge durchgeführt hat.

In der Diskussion bemerkt Herr H. Osthoff (Heidelberg), man müsse nach wie vor bei Etymologien griechischer Wörter zunächst vom indogermanischen Sprachgut ausgehen als vom Bekannteren. Herr J. Wackernagel (Göttingen) macht auf das Geständnis Ficks aufmerksam, daß er sprachliche Verschiedenheiten innerhalb der Autochthonen nicht nachgewiesen habe und seine Unterscheidung verschiedener Stämme sich nur auf die Nachrichten der Alten stütze. Redner betont dann die Wichtigkeit der Zigeunersprachen für die Frage der Sprachmischung und verweist auf Finckhs Darstellung der Sprachen der armenischen Zigeuner. Herr Schwyzer weist auf die Möglichkeit hin, daß die kleinasiatischen Ortsnamensuffixe -*νϑος*, -*ττος*, -*σσος* im Griechischen produktiv wurden, also auch an echt griechische Stämme getreten sein können. Nicht jeder Ortsname auf -*νϑος*, -*σσος* ist also auch in seinem stammhaften Teile ohne weiteres als nichtgriechisch zu betrachten. Redner greift dann noch das Homerische Epitheton *ξανϑός* heraus und stellt fest, daß nicht zu viel daraus geschlossen werden dürfe; auch in neugriechischen Volksliedern und -sagen erscheine die blonde Haarfarbe als besonders schön. Herr Meltzer betont in seiner Antwort, daß durch die modernen Funde in und auf dem Boden der Mittelmeerländer der frühere einseitig philologisch begründete Skeptizismus eingeschränkt worden sei; die Frage nach der zeitlichen Bestimmung der verschiedenen Schichten beantwortete er dahin, daß man sich die nordischen Zuwanderungen wohl etwa zwischen 2000 und 1500 v. Chr. denken müsse. Endlich räumte er ein, daß die Neigung, den Ariern eine überfetischistische Religionsform zuzusprechen, bis zu einem gewissen Grade gefühlsmäßig beeinflußt sei, meint jedoch, daß insbesondere die Achaier mit ihrem Zeuskult geradezu den Eindruck der Gegensätzlichkeit gegenüber jener niedrigeren Kultstufe machen.

Prof. Dr. R. Thurneysen (Freiburg i. B.) liefert **Beiträge aus der keltischen Philologie zur indogermanischen Grammatik.**

1. Der Wechsel von *p* und *b* in ind. *pibati* 'trinkt' (= ir. *ibid*) hat seine Parallele im altirischen reduplizierten Futurum **ebraid* 'er wird geben' zum Konjunktivstamm *era*- (Sarauw, Irske Studier § 153), vgl. gr. *πορεῖν*. Es weist auf einen Stamm *pibrā*-. Diese eigentüm-

liche Reduplikationsweise, zusammen mit der Seltenheit von anlautendem *b* in altindogermanischen Wortstämmen (abgesehen von onomatopoetischen Bildungen), läßt die Vermutung entstehen, daß in einer früheren Periode anlautendes *b* sich zu *p* verschoben hatte, während es im Wortinnern, z. B. nach der Reduplikationssilbe, seinen ursprünglichen Klang bewahrte. Die Wurzeln von *potare* und von *πορεῖν* hätten also ursprünglich mit *b* angelautet. Vielleicht ist auch *uinibuas* = *uinolentas* bei Lucilius so zu verstehen, daß es im älteren Latein Komposita auf *-buus* aus **biu̯os* oder eher **bau̯os* gab; die antike Erklärung aus dem Substantiv *bua* (Nonius 81) ist äußerst bedenklich. Dann hätte die Wurzel auch als zweites Glied der Komposita ihr *b* bewahrt. Zu unsicher zur Verwendung ist dagegen die Glosse Paul Fest. 79: *exbures exinteratas sive exburae quae exbiberunt, quasi epotae.*

Ähnlich ließe sich verstehen *de-bilis* neben *pollere;* ind. *balám* und aksl. *bolij* hätten ihr *b-* aus den Komposita verallgemeinert.

Auf dieselbe Weise ließe sich *b* neben *p* erklären in: lat. *pasco* gr. *βόσκω*; lat. *palus* ahd. *pfuol* ags. *pól* lit. *balà* aksl. *blato*; lat. *pinguis* gr. *παχύς* ai. *bahuḥ* lit. *bingùs.*

2. Eine genaue Parallele zur epischen Zerdehnung (nach der Wackernagelschen Erklärung) bietet die Tradition altirischer Gedichte in einigen mittelirischen Handschriften (s. Kuno Meyer, Eriu II 85; Stokes, Félire p. XXX). In Wörtern, die nach der älteren Aussprache zweisilbig, nach der späteren einsilbig waren, wird im Vers der Vokal doppelt gesetzt; z. B. für altir. *coïr coair,* mittelir. *coir* (einsilbig) wird *cooir* geschrieben, für *triar siur* ähnlich *triaar siuur.*

3. Eine gewisse Parallele zum historischen Infinitiv des Lateinischen und mancher romanischer Sprachen findet sich in keltischen Sprachen des Mittelalters.

Im Mittelkymrischen steht in koordinierten Sätzen oft nur im ersten ein Verbum finitum, weitererzählt wird im Infinitiv, z. B. 'Peredur stand auf und gehen zu spielen mit dem braunen Burschen und die Hand erheben gegen ihn und ihm einen gewaltigen Streich hauen' (Peredur § 17) Ausgangspunkt waren die häufigen Sätze, in denen der Ausdruck für die Verbalhandlung zerlegt wird in das Verbum 'tun' als Träger der Beziehungen und Bezeichnung der Zeitstufe und in den Infinitiv des bedeutungsvollen Verbs, z. B. 'Aufstehen tat Peredur und sein Pferd nehmen und mit Erlaubnis seines Onkels aufbrechen' (ebd. § 18), vgl. Gr. Celt.[2] 934.

Im Kornischen tritt ein ähnlicher Infinitiv in konjunktionellen Nebensätzen auf (Gr. Celt.[2], ib.), z. B. 'Als seine Mutter ihn auf-

gezogen hatte und sein zu Jahren gekommen sein' für 'und er zu Jahren gekommen war', Pass. 10a. Er scheint von präpositionalen Ausdrucksweisen ausgegangen zu sein, wie 'nach seiner Erziehung durch seine Mutter und seinem zu Jahren gekommen sein'.

Ferner ab liegen mittelirische Beispiele des Verbalabstraktums mit *do* wie: 'Wenn dieses Tor (des Auges) geöffnet wird und der Teufel dort hineinzulassen' (für 'und zwar so, daß der Teufel dort hineingelassen wird') Atkinson, Passions a. Homilies, p. 656. Der Brauch hängt mit der mannigfaltigen Verwendung dieser Verbalform als Infinitivus explicativus zusammen (vgl. Windisch, Ir. Texte p. 488).

Der Unterschied der britannischen Infinitivsätze von den lateinisch-romanischen besteht darin, daß ihnen immer Parallelsätze mit einem Verbum finitum vorangehen. Sie beruhen auf einer gewissen Bequemlichkeit, die es unterläßt, scharf bestimmte Wörter zu gebrauchen, wenn auch unbestimmtere genügen. Dagegen die lateinisch-romanischen entspringen der Hast, in die auch der Erzähler gerät, wenn er eilige Ereignisse schildern will.

In der Diskussion spricht Herr Osthoff (Heidelberg) seine freudige Zustimmung zu der Hypothese von der urindogermanischen Verwandlung von anlautendem *b* in *p* aus. Herr Sommer vermutet satzphonetische Einflüsse (*b* zu *p* im absoluten Satzanlaut). Herr Meltzer (Stuttgart) fragt an, ob die keltische Neigung zu infinitivischer Ausdrucksweise an Stelle der finiten in Zusammenhang zu bringen sei mit der Vorliebe vieler Völker für die gegenständliche Ausdrucksweise gegenüber der zuständlichen. Herr Sütterlin (Heidelberg) verweist auf das Notkersche Gesetz als auf ein wirkliches Beispiel der von Sommer für *pibati* vermuteten Konsonantenverhärtung im absoluten Anlaut. Gegenüber Meltzer warnt er davor, dem Unterschied zwischen nominalem und verbalem Prädikat zuviel Gewicht beizulegen. Jedenfalls müsse man auch bei den nominalen Gebilden unterscheiden zwischen der vorliegenden Form und der in einer gegebenen Zeit ihr innewohnenden Bedeutung. Lateinisch *ferimini* habe wohl kein Römer als unterschieden empfunden von *fertur*, *feruntur*. Russisch *čitał* 'ich las' stehe ebenso gleich neben *čitaju* 'ich lese'. Am allerwenigsten dürfe man in solchen Formen ohne weiteres bewußte Überbleibsel aus einer früheren Zeit oder von einer früher getrennt vorhandenen Rasse erkennen, wie es Meltzer auch in seinem vorhergegangenen Vortrage habe tun wollen. Herr Thurneysen erwidert Herrn Meltzer, daß die große Verschiedenheit in der Anwendung dieser Infinitive in den verschiedenen keltischen Sprachzweigen es unwahrscheinlich mache, daß hier etwas gewissermaßen Proëthnisches sich erhalten habe.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, vormittags 10 Uhr 30 Min.,

War kombiniert mit der philologischen Sektion.

Vorsitzender: Dr. Ed. Schwyzer (Zürich).

Prof. W. G. Hale (Chicago) spricht über **Indoeuropäische Modus-Syntax: eine Kritik und ein System.**

Um die Entstehung der verschiedenen heutzutage vorherrschenden Ansichten über Modus-Syntax klarzulegen, müßte man über bedeutenderen Raum verfügen können, als für diesen kurzen Umriß zu Gebote steht. Es kann hier nur gesagt werden, daß die Erklärungen, welche dem Konjunktiv oder Optativ Kräfte wie Zufälligkeit, Vorstellung, Subjektivität, Bedingtsein, Unbestimmtheit und Abhängigkeit zuschreiben, alle auf der Anwendung des Wolffschen oder des Kantschen Systems beruhen, unter Einwirkung des alten griechischen Irrtums, daß der Konjunktiv ein abhängiger Modus sei. Die Anwendung und Entwicklung wurde besonders von Hermann, Matthiä, Dissen und Thiersch in den Jahren 1801—1812 durchgeführt. Das System wurde zuerst nach Kantscher Auffassung auf das Griechische angewandt, dann auf das Lateinische, hauptsächlich in Form der Lehre, daß der Konjunktiv Vorstellung ausdrücke. Diese Lehre wurde dann auch auf das Deutsche und Englische übertragen, z. B. von Jakob Grimm und Mätzner. Sie ist heutzutage die vorherrschende. Selbst Delbrück erklärt in seinem epochemachenden Buch von 1871 (Gebrauch des Konjunktivs und Optativs im Sanskrit und Griechischen) einen großen Teil der abhängigen Satzbildung des griechischen Optativs durch den Begriff der Vorstellung, obwohl er dafür eine andere Ursprungserklärung gibt. In seiner kürzlich erschienenen Monographie „Der germanische Optativ im Satzgefüge" findet er sogar in diesem Begriff fast ständig die Erklärung des Modus, indem er ihn offenbar als eine Einheit betrachtet, trotz seiner früheren Befürwortung der vergleichenden Methode. Seine Behandlung des germanischen Optativs und des germanischen Dativs sind demnach einander direkt entgegengesetzt: denn den letzteren behandelt er nicht als Einheit.

Wir sind genötigt, die Modi als Ausdrücke von Geistesdispositionen zu betrachten, wie dies Delbrück größtenteils in dem obengenannten Buche auch tut. Wir sind ferner genötigt, die Satzgebilde des Konjunktivs oder des Optativs in den Sprachen, welche nur eine

Serie entsprechender Formen besitzen, als aus konjunktivem und optativem Gebrauch hervorgehend zu betrachten. Demnach müssen wir bei unseren Forschungen von denjenigen Sprachen ausgehen, welche zwei getrennte Modi darbieten, nämlich Griechisch, Sanskrit, Altpersisch und Avestisch. Unter diesen ist Griechisch am geeignetsten, weil es jeden der beiden Modi tatsächlich wieder in zwei Gebrauchsgruppen einteilt, je nach der An- oder Abwesenheit der Partikel. Delbrück gebrauchte diese Partikel im allgemeinen, wenn auch nicht immer richtig, für unabhängige Satzbildungen, leider aber gab er dieselbe als Unterscheidungsmittel irrtümlicherweise für abhängige Satzgefüge auf. Außerdem hat weder er noch sonst jemand daran gedacht, die sich aus dem Verhalten der Negation ergebenden aufklärenden Schlüsse zu ziehen.

Ein Beispiel von der Wichtigkeit des Gebrauches oder Nichtgebrauches von ἄν oder κε liefert der Fall des griechischen Optativs der Modusverschiebung, des Optativs der unbestimmten Wiederholung in der Vergangenheit und des Optativs in der Oratio obliqua in Gemeinschaft mit dem Modus der Oratio obliqua im Lateinischen und Deutschen. Der vorherrschenden Ansicht nach, die Brugmann, Behaghel und Delbrück vertreten, sind diese Konstruktionen potentialen Ursprungs. Aber die Erklärung ist unmöglich für das Griechische und wird dadurch um so unwahrscheinlicher für Lateinisch und Germanisch. Der griechische potentiale Optativ hat gewöhnlich ἄν oder κε bei sich, während dies bei den in Rede stehenden Satzbildungen gewöhnlich nicht der Fall ist.

Das Studium der griechischen Modi bringt uns bei einer natürlichen Interpretation der Literatur und nicht beeinflußt von ererbten Vorurteilen zur Annahme folgender leitenden Kräfte für die Modi: für den Konjunktiv, Wille und Erwartung, wie bereits Thiersch eingesehen hat, trotz seiner sonstigen Urteilsweise a priori, und wie es Delbrück in seinem Buch von 1871 dartut; für den Optativ, Wunsch, Verpflichtung oder Angemessenheit, natürliche Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit und ideale Sicherheit (d. h. Sicherheit in einem gedachten Falle, wie in der gewöhnlichen optativen Schlußfolgerung).[1])

Eine Diskussion fand nicht statt.

Prof. Dr. H. Osthoff (Heidelberg) spricht über **Regenbogen und Götterbotin.**[2])

1) Die Rechtfertigung dieses neuen mit gleichzeitiger Prüfung des bedeutendsten bisher aufgestellten Schemas, des Delbrückschen, wird in den „Neuen Jahrbüchern für das klass. Altert." erscheinen.

2) Der Vortrag ist in seinem ausführlichen Wortlaut in Dieterichs Archiv für Religionsgeschichte 11, 44 ff. erschienen.

Der Vortrag versucht es wahrscheinlich zu machen, daß die griechische Bezeichnung des Regenbogens ἶρις aus *ϝῖρις als 'Streifen' oder auch 'Weg, Pfad' etymologisch zu deuten sei, indem sie wurzelhaft zu lat. *via* 'Weg' sowie weiterhin zu gr. *οἶμος* 'Streifen', 'Strich, Landstrich', 'Weg, Pfad, Bahn' aus *ϝοῖ-μο-ς und zu den Sanskritwörtern *vītā* 'Reihe nebeneinanderliegender Gegenstände', *vītáḥ* Adj. 'gerade, schlicht, geradlinig', *vīthi-ḥ* und *vīthī* 'Reihe', 'Straße, Weg' zu stellen sei. Es werden viele Zeugnisse dafür angeführt, daß in den verschiedensten Sprachen sowohl der Regenbogen wie die Milchstraße und andere streifenartig sich hinerstreckende Lichtglanzerscheinungen am Himmel und im Luftraum eben als 'Streifen' oder auch 'Straße, Weg' aufgefaßt und sprachlich benannt werden. Der Name der Götterbotin in der Ilias Ἶρις ist dieselbe Wortstammbildung, es hat aber bei ihm metonymische Übertragung des Begriffes 'Gang, Weg, *via*' stattgefunden, wodurch das alte Wort zu der abgeleiteten Bedeutung 'wer einen Gang oder Weg macht, Botengängerin, *viātrix*' kam.

Von E. Maaß, Indog-Forsch. 1, 157 ff. ist dem Nomen proprium Ἶρις mit Anknüpfung an das Verbum homer. *ἵεμαι* 'ich eile, strebe eifrig' die Erklärung gegeben worden, daß es eigentlich 'die eilende, flinke, hurtige, schnelle' bedeutet habe; diese Etymologie rückt jetzt nur in ein etwas anderes Licht der semasiologischen Betrachtungsweise, wird in ihrem Grundkern nicht angetastet, insofern als *ἵεμαι* aus *ϝί(i̯)εμαι nebst homer. *ἐ-είσατο εἴσατο* Aor. 'ging geradewegs, fuhr los, drang durch' und dem altindischen Verbum ved. *véti* 'geht gerade aus, geht darauf zu, strebt hin' derselben Wurzel mit den Substantiven lat. *via*, gr. *οἶμος*, aind. *vītā* usw. angehören.

In nachhomerischer Zeit hat infolge des alten Zusammenfalls in der Wortform die mythenschaffende Volksphantasie zwischen dem Namen der göttlichen Botengängerin und dem gleichlautenden Appellativum ἶρις ein neues Band geschlungen, wodurch die homerische Götterbotin zu einer Personifikation des Regenbogens geworden ist.

In der Diskussion bekämpft Rektor Finsler die Auslegung einer Homerstelle; der Vortragende verteidigt sie.

Nach der Mittagspause wird die Sitzung um 3 Uhr fortgesetzt.

Prof. Dr. J. Wackernagel (Göttingen) bespricht **Probleme der griechischen Syntax.**

1. Werden beim Futurum Passivi durch die Ausgänge *-σομαι* einerseits, *-θήσομαι, -ήσομαι* anderseits durative (imperfektische) und aoristische Aktionsart unterschieden? Nach älterem Vorgang behauptet dies namentlich Blaß in seinen Demosthenischen Studien (Rhein. Museum 47, 269 ff.) und in seiner Neubearbeitung der

Kühnerschen Grammatik. Ausdrücklich widersprochen hat ihm bloß Stahl; dagegen Streitberg, Indog. Forsch. 21, 195, an einen scheinbaren Beleg des N. T. (*ἀρτύσεται: ἀρτυθήσεται*) die Vermutung angeschlossen, Ulfilas habe den Unterschied noch empfunden und mit Hilfe des Präfixes ga- wiederzugeben versucht. Doch ist *ἀρτύσεται* falsche Lesart für aktivisches *ἀρτύσετε*. Seit zirka 300 a. Chr. ist -*θήσομαι* (und -*ήσομαι*) so gut wie ausschließliche Endung, das passivische -*σομαι* der Kaiserzeit attizistische Künstelei. Umgekehrt gab es vor Äschylus noch kein -*θήσομαι* und war -*σομαι* die normale Endung für das Passivfuturum, entsprechend dem sonstigen Passivgebrauch der medialen Formen. Um 500 a. Ch. trat -*θήσομαι* daneben und wurde dann immer häufiger, so daß es schließlich allein üblich wurde. Vom Passivfuturum auf -*σομαι*, solange dieses daneben gebraucht wurde, unterschied sich das auf -*θήσομαι* nicht durch aoristische Bedeutung, sondern einfach als die modernere Form, die bei einigen Formkategorien früher eindrang. — *φανοῦμαι* vereinigte in sich ursprünglich beide Aktionsarten. Im 5. Jahrhundert trat *φανήσομαι* daneben, überwiegend, doch nicht ausschließlich, im Sinne von „ich werde sichtbar werden" gebraucht, was Bevorzugung der durativen Bedeutung „ich werde scheinen" bei *φανοῦμαι* nach sich zog. Hier ist Einfluß von *ἐφάνην* auf die Funktion des ihm formal nächst stehenden Futurums anzuerkennen.

2. Warum hat im Griechischen durch eine im N. T. fast schon zum Abschluß gelangte Entwicklung der Optativ vor dem Konjunktiv weichen müssen, während in allen verwandten Sprachen der Optativ den Konjunktiv überlebt? Das Attische begünstigt den Optativ; die entgegengesetzte hellenistische Tendenz nach dessen Beseitigung stammt wohl aus dem Ionischen, ebendaher der spätgriechische Gebrauch des Konjunktivs. Aber die letzten Gründe der Erscheinung sind noch unklar.

3. Der vokativische Gebrauch von *deus*, der durch die Christen aufgekommen ist, stammt aus dem *ὁ θεός* der griechischen Bibel, das selbst Hebraismus ist wie *λαός μου* (ebenda) als Anrede. Andere Fälle von Nominativus pro vocativo sind ihrer Wurzel nach uralt; die Adjektiva scheinen zum Teil besonderer Vokativform unfähig gewesen zu sein: *φίλος ὦ Μενέλαε*. Durchaus gilt dies von gewissen Possessiven: *γαμβρὸς ἐμός* und *oculus meus* als Anreden gehören zusammen.

4. Daß die Dativ- und Lokativfunktion in der zweiten Deklination durch eine ursprüngliche Dativform, in der dritten durch eine ursprüngliche Lokativform gegeben werden, ist nicht ganz griechische Neuerung. Gerade so wird im Armenischen *ənd* „mit" zwar im ganzen

mit dem Lokativ konstruiert; aber die *o*-Stämme haben dabei die Dativform. Vielleicht sind auch im Latein die Formen auf *-ō* von *-o*-Stämmen, wenn mit Präpositionen verbunden, zum Teil dem Dativ, nicht dem Ablativ zuzuweisen.

In der Diskussion ergreift zuerst Herr Thumb (Marburg) das Wort. Er sieht in der Entwicklung der beiden subjektiven Modi wie in der der beiden Futurformen einen weiteren Beweis dafür, daß zwischen Attisch und Hellenistisch ein Bruch zu konstatieren ist, der wahrscheinlich auf das Ionische zurückgeht. Herr Sütterlin (Heidelberg) vermutet, daß die von Wackernagel erwähnte vokativische Verwendung des Nominativs auch in älterer Zeit schon häufiger war, als die Belege verraten. Die neuere Sprache weist darauf hin, daß der Vokativ überhaupt verschiedene Gestalten annehmen kann: schriftsprachlichem: Kárl, kómm steht gegenüber: kómm, Kàrl (mit nachfolgendem Karl) und mundartlich, (alem. niederd.) heißt es: Ihr Herren, Guten Abend, aber daneben Guten Abend, die Herren. Der von Wackernagel erwähnte Nominativ könnte die nachgestellte, halb appositionell gedachte, vielleicht auch minder stark betonte Nebenform des Vokativs überhaupt darstellen. Herr Osthoff bringt Parallelen zum vokativisch gebrauchten Nominativ aus dem Keltischen bei. Herr Diehl (Jena) wirft die Frage nach der eventuell zu erwartenden Form des Vokativs von *deus* auf. Der Vortragende verweist auch noch auf den Gegensatz zwischen *λύῃ* und *λύει* im Ionischen gegenüber *λύει* (Indikativ und Konjunktiv) im Attischen des 4. Jahrhunderts oder auf *la nuit, la mère* als französische Anredeform seit Molière.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. F. Sommer.

Prof. Dr. Ed. Hoffmann-Krayer (Basel) hält seinen Vortrag über **Ursprung und Wirkungen der Akzentuation.**

Eine abschließende Behandlung des Gegenstandes ist heutzutage noch unmöglich. Im folgenden sollen nur einige Ideen ausgesprochen sein, wie die Akzentforschung psychologisch und physiologisch etwa in Angriff zu nehmen wäre.

Um den Ursprung des Akzents zu ergründen, dürfen wir zunächst nicht bei dem traditionellen Akzent der Kultursprachen anfragen. Das, was wir gewöhnlich als Akzent einer Sprache bezeichnen, ist nur eine seelenlose Starrform des ursprünglich psychologisch freien

Akzents. Die spontan aus einer seelischen Stimmung entspringenden Akzente müssen wir beobachten.

Wir unterscheiden drei Arten von Akzenten: den dynamischen (Stärke), den musikalischen (Höhe), den quantitativen (Länge), je nachdem eine Silbe durch den Exspirationsdruck, durch die relative Tonhöhe oder durch die relative Dehnung akzentuiert wird.

Von diesen drei Akzentarten kamen in den Verhandlungen wegen der knapp zugemessenen Zeit nur die beiden ersten zur Sprache.

Der dynamische Akzent verdankt seine Entstehung dem Bedürfnis, einen Redeteil deutlich hörbar zu machen. Das geschieht am besten durch Verstärkung der Stimme. Der musikalische Akzent dagegen will einen bestimmten seelischen Affekt zum Ausdruck bringen. (Beispiel: Der Imperativsatz „so geh doch!" läßt sich in aufforderndem, höhnischem, bittendem Sinne usw. modulieren).

Diese Akzentarten müssen ursprünglich völlig uneingeschränkt gewaltet haben. Die Ursprache bedurfte ihrer um so eher, als ihr die reichen flexivischen, syntaktischen und stilistischen Mittel der Kultursprachen noch nicht zur Verfügung standen. Das Kind spricht heute noch die beiden Wörter „Papa fort" je nach Bedürfnis in behauptendem, fragendem, aufforderndem, bedauerndem Tone aus, während die ausgebildete Sprache diese seelische Stimmung durch die Syntax und den Stil wiedergibt („Papa ist fort"; „ist Papa fort?" „Papa, geh fort"; „schade, daß Papa fort ist" usw.). So suchte man in der Ursprache durch den Akzent das auszudrücken, was man später durch Flexion, Syntax und Stil ausdrückte. Durch die Entwicklung der Sprache aber wurde der Akzent mehr oder weniger überflüssig und erstarrte.

I. Es wird daher zunächst beim dynamischen Akzent die Betonung eine um so energischere sein, je primitiver die Ausdrucksmittel sind. (Beispiele aus der lebenden Sprache.)

Als Wirkung des dynamischen Akzentes kann 1. Verkürzung des Satzes, des Wortes, ja der betonten Silbe eintreten. (Satzverkürzungen wie nhd. behüte! Gnade! frz. gare! Wortverkürzungen bei Vokativen, Imperativen und Interjektionen. Vielleicht gehören hierher auch die verkürzten Eigennamen und die Rufformen von Appellativen).

2. Verschärfung des Anlautskonsonanten bei starkem Exspirationsdruck (T^honnerwetter! Llausbube!) Von bleibenden Wirkungen vielleicht die ahd. Lautverschiebung der Anlautskonsonanten $k > k\chi$, $p > pf$, $t > z$, die nhd. anlautenden Aspiraten und die Glottisexplosiva; möglicherweise ist auch die Alliteration hierher zu stellen.

II. Auch der musikalische Akzent muß, da er ursprünglich eine seelische Stimmung zum Ausdruck brachte, in der Ursprache völlig frei gewesen sein. Da es nun physiologisch feststeht, daß eine hohe Tonlage nach einem geschlossenen, eine tiefe nach einem offenen Vokal hinneigt, so müssen daher entsprechende Wirkungen auf den Vokalismus zu erwarten sein. Ebenso ist beim steigenden und beim fallenden Ton eine Differenzierung bis Diphthongierung der alten Monophthonge zu erwarten. (Akzidentielle Beispiele aus den lebenden Sprachen. Von bleibenden Wirkungen werden angeführt: der idg. *e*—*o*-Ablaut und die nhd. Diphthongierung der mhd. Monophthonge).

In der Diskussion macht Herr Thurneysen (Freiburg i. Br.) darauf aufmerksam, daß die Erstarrung des ursprünglich lebhaften musikalischen Akzentes unerklärlich ist. Herr Sütterlin (Heidelberg) nennt Parallelen aus dem Französischen und Englischen. Herr Maas (München) weist auf eine Parallele aus dem Neugriechischen hin und führt die vokativischen Verkürzungen auf die Unwichtigkeit der unbetonten Silben zurück. Herr Sommer vermutet, daß die Gemination der Eigennamen überhaupt vom Anruf ausgegangen ist. Herr Thumb (Marburg) berichtigt die Angaben von Herrn Maas über das Neugriechische. Herr Reisch (Frankfurt a. M.) versucht die von Herrn Thurneysen konstatierte Kluft zu überbrücken. Herr Wackernagel (Göttingen) erklärt einige emphatische Diphthongierungen des Baseldeutschen aus der Schriftsprache.

Prof. Dr. A. Thumb (Marburg) spricht zum Thema **Zur Psychologie der Analogiebildungen.**[1])

Wenn ein lateinisches *reddere* zu einem französischen *rendre* italienisch *rendere* geworden ist, so liegt hier eine sogenannte „Analogiebildung“ nach dem begriffsverwandten *prendere* (*prendre*) vor: sie beruht auf der Assoziation der Begriffe geben und nehmen. Welche Eigenschaften besitzen nun die Assoziationen, die sprachliche Analogiebildungen hervorzurufen imstande sind? Die Antwort vermag durch die experimentelle Psychologie gegeben zu werden. Frühere Versuche des Vortragenden zeigten, daß den betreffenden Assoziationen eine gewisse „Geläufigkeit“ (Auftreten bei den verschiedensten Individuen) und Stärke zukommen: letztere ist zu bestimmen durch die Schnelligkeit, mit welcher eine Assoziation wie geben — nehmen auftritt. Neuere Versuche ergeben fernerhin,

1) Der Vortrag ist ein Auszug eines in den Indogermanischen Forschungen, Bd. 22, erscheinenden Aufsatzes. Ein kürzerer Bericht ist in den Sitzungsberichten der Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften zu Marburg 1907, Nr. 2, veröffentlicht.

daß die sprachlich wirksamen (d. h. Analogiebildung hervorrufenden) Assoziationen durchaus spontan eintreten, d. h. daß sich zwischen den assoziierten Worten keinerlei Bewußtseinsvorgang einschiebt.

Es ist bemerkenswert, daß sich spontane und geläufige Wortassoziationen wie geben — nehmen bei Versuchen um so häufiger einstellen, je mehr die Versuchsperson von der Tätigkeit des Assoziierens abgelenkt ist (wie das ja beim natürlichen Sprechen der Fall ist). Jedoch zeigen Kinder nur teilweise in ihrer Assoziationstätigdas Verhalten der Erwachsenen, so daß sich hier die Möglichkeit bietet, den Einfluß der Kindersprache auf die Sprachentwicklung überhaupt mit Hilfe des psychologischen Experiments zu untersuchen. So gibt also die experimentelle Psychologie Mittel und Wege an die Hand, Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft in dem Sinne einmal zu lösen, wie dies W. Wundt für die verschiedenen Gebiete der „Völkerpsychologie“ angebahnt hat.

In der Diskussion stellen Herr Sütterlin und Herr Reisch Fragen über Einzelheiten der vom Vortragenden vorgelegten Tabellen. Herr Bohnenblust (Zürich) reproduziert eine Beobachtung, die den Einfluß allgemeiner Erregung auf die Bildung kompliziert motivierter Assoziationen speziell bei Kindern beweist.

Prof. Dr. H. Osthoff (Heidelberg) unterbreitet in seinem Vortrag **Zur Technik des Sprachforschungsbetriebes** eine Reihe von Vorschlägen, die sich auf verschiedene im Laufe der Zeit eingerissene Mißbräuche bei sprachwissenschaftlichen Darstellungen beziehen und auf Herbeiführung eines gemeinsamen korrekteren Verfahrens der Fachgenossen abzielen. Es werden vornehmlich folgende sieben Punkte, welche teils die Schreibung von Sprachformen, teils die grammatische Terminologie sowie Stil und sprachlichen Ausdruck in linguistischen Publikationen betreffen, zur Erörterung gebracht:

1. Die besonders durch Brugmann (vgl. Indog. Forsch. 7, 174 Anm. und Brugmanns Grundriß 1^2 Vorw. S. XV) herrschend gewordene graphische Unterscheidung der drei indogermanischen Gutturalreihen durch die Schreibungen $\hat{k}$ $\hat{g}$, q g und q^{u} g^{u} ist dahin abzuändern, daß hinfort für die mittleren oder reinvelaren *k*- und *g*-Laute schlechthin *k g*, für die labiovelaren aber einfach *q g* gegeschrieben wird; für die verhältnismäßig selten eintretenden Fälle, daß es darauf ankommt, die Unbestimmbarkeit der grundsprachlichen Artikulation eines *k*- oder *g*-Lautes zum Ausdruck zu bringen, mag dann zu den Zeichen k^x g^x gegriffen werden. Es ist unrationell, in der Brugmannschen Weise einen *k*-Laut, den der reinvelaren Reihe, durch *q* zu bezeichnen, der einzelsprachlich nirgends lautgesetzmäßig durch *q* vertreten wird.

2. Die Anführung von einzelnen Sanskritwörtern hat, wie es schon von Bartholomae Indog. Forsch. Anz. 20, 171 nachdrücklich gefordert wird, durchweg in der Setzung der Pausaform oder „Form des absoluten Auslauts" zu geschehen, also daß hinsichtlich des konsonantischen Wortauslauts gilt, daß *-ḥ* (Visarga) für etymologisches *-s* und *-r*, die Tenues *-t*, *-k*, *-p* auch für etymologische Mediae und Mediae aspiratae sowie Tenues aspiratae zu erscheinen haben. Zu verwerfen ist insbesondere nicht nur die früher allgemein übliche Setzung von *-s* für jedes wortschließende indogermanische *-s*, sondern auch die Schreibung des Zeichens des zerebralen Zischlauts *-š* oder *-ṣ* hinter Nicht-*ă*-Vokalen, der letztere Schreibgebrauch darum, weil er, von ganz wenigen vedischen Fällen abgesehen, die Verwendung historisch unbezeugter, nur grammatisch erschlossener Wortformen mit sich bringt, beispielsweise bei der altindischen Entsprechung des lit. *mirtis* 'das Sterben, Tod' und des lat. *mors*, wenn man das erst nachvedisch belegte Wort als *mr̥tiš* oder *mr̥tiṣ*, anstatt *mr̥tiḥ*, schreiben zu dürfen meint.

3. Als Vertreter altindischer Verbal- und Nominalsysteme hat man für die Verba nicht die nackte Wurzel, sondern in der Regel die 3. Sing. praes. ind. act., also z. B. nicht *budh*(-), sondern *bódhati*, für die Nomina nicht die Stammform, sondern den Nom. sing., z. B. nicht *vŕ̥ka*(-), sondern *vŕ̥kaḥ*, zu schreiben, letzteres in Übereinstimmung mit dem entsprechenden Verfahren, das man bei Anführung von Nominan der übrigen indogermanischen Sprachen allgemein innehält.

4. Im Griechischen ist davon abzugehen, daß man die sogenannten Verba contracta in der offenen Form anführt, vielmehr für *τιμάω*, *φιλέω*, *δουλόω* hinfort, was auch für den griechischen Schulunterricht zu gelten hätte, *τιμῶ* usw. zu setzen, da es ja sonst das übliche ist, den Wortformen dieser Sprache die attische Lautgestalt zu geben; um die Klassenzugehörigkeit in dem besonderen Falle, daß dies erforderlich erscheint, zu markieren, könnte man bei schriftlichen Darstellungen den Verbalcharakter in Parenthese hinzufügen, mithin *τιμῶ*(*ᾰ*), *φιλῶ*(*η*), *δουλῶ*(*ω*) schreiben.

5. Der von Brugmann (Indog. Forsch. 14, 1 Anm. und Kurze vergl. Gramm. 285) in Umlauf gesetzte Ausdruck *Formans* als zusammenfassende Bezeichnung für die Unterbegriffe Suffix, Präfix, Infix und Wurzeldeterminativ ist entschieden verwerflich, da dieser Ausdruck nebst dem zugehörigen Adjektiv *formantisch* eine sprachliche Mißbildung ist, die des genügenden oder breiteren analogischen Rückhalts entbehrt; vorzuziehen ist der von Brugmann früher (Grundriß 1², 39 f.) vorgeschlagene, darnach bereits von Wackernagel (Alt-

ind. Gramm. 2, 1, 10) aufgenommene Terminus *Formativ(um)* mit dem hieraus zwanglos abzuleitenden Adjektiv *formativisch*.

6. Ein weiteres Desiderium, das der Vortragende aussprach, war an die Syntaktiker gerichtet, des Sinnes, daß diese bald dazu gelangen möchten, die sogenannten Aktionsarten der Verba einheitlich zu benennen, damit die verwirrende Buntheit der Termini, wobei der eine *momentan* nenne, was bei dem andern *perfektiv*, bei einem dritten *punktuell* heiße u. dgl., aufhöre.

7. Als eine stilistische Unart, ein Solözismus, wird es gerügt, daß in sprachwissenschaftlichen Darstellungen öfters die Präposition *mit* in Verbindung mit einem Eigennamen bei passivischem Verb fälschlich gesetzt wird, z. B. nach einem „man kann dies griechische Wort *mit* Fick zu jenem altindischen *stellen*", auch „das griechische Wort kann *mit* Fick . . . *gestellt werden*" gesagt wird, ferner selbst derartiges vorkommt, wie Indog. Forsch. 21, 193 Fußnote: „Die . . . Namen . . . machen . . . *mit* Prellwitz . . . Entlehnung . . . nicht sehr wahrscheinlich", oder vollends das groteske Bild eines „für jeden auf der Hand liegenden" Gelehrten bei Hirt, Indog. Forsch. 22, 81: „Daß das kein Zufall sein kann, dürfte *mit* Delbrück für jeden außer Schrader auf der Hand liegen".

In der Diskussion spricht sich Herr Wackernagel zu den Vorschlägen, betreffend Auslautschreibung im Altindischen zustimmend aus, er protestiert gegen die Verwerfung der Stamm- und Wurzelschreibung im Altindischen, er empfiehlt für die griechischen Verba contracta Setzung des Infinitivs. Ferner stimmt er etlichen Äußerungen des Vortragenden über die Terminologie bei und macht einige Bemerkungen zur Transskription. Herr Osthoff bleibt bei der Bekämpfung der Wurzelschreibung im Altindischen. Herr Sütterlin macht verschiedene Einzelbemerkungen. Herr Thurneysen spricht über die Schreibung der Gutturale, über die Bezeichnungen der Aktionsarten, über den Ausdruck „Formans". Herr Osthoff repliziert auf die Voten. Herr Meltzer gibt als Grund für das Schwanken der Bezeichnungen der Aktionsarten die Unsicherheit der Anschauungen von den Aktionsarten sowie deren eigene Mehrdeutigkeit an. Herr Thumb schlägt vor, griechische inschriftliche Formen möglichst nach der Orthographie der Inschriften selbst zu schreiben. Herr Wackernagel schlägt vor, ein Protokoll des Vortrags und der Diskussion an Herrn Brugmann zu schicken. Herr Osthoff möchte nur die Aufzeichnung und Übersendung der für Brugmann besonders wichtigen Punkte vorschlagen.

Bei der an den Vortrag sich anknüpfenden Diskussion kommt es auch zu Abstimmungen über die einzelnen Osthoffschen Vor-

schläge. Dabei werden die Punkte 1, 2 und 5 einstimmig angenommen und zu Beschlüssen erhoben, von denen Brugmann brieflich Kenntnis gegeben werden soll mit dem Ersuchen, sich den von der Sektion gutgeheißenen Änderungen des technischen Verfahrens anzuschließen.[1]) Über Punkt 3 gelangte man nicht zu einer Einigung der Ansichten. Bei Punkt 4 stellte man sich zwar einhellig auf den Standpunkt, daß man mit Osthoff sich gegen die Beibehaltung des bisherigen Brauches, griech., d. ist att.-griech., *τιμάω*, *φιλέω*, *δουλόω* zu schreiben, aussprach, im übrigen aber gingen die Meinungen dahin auseinander, daß ein Teil der Sektionsmitglieder dafür war, vielmehr die Infinitive auf *-ᾶν*, *-εῖν*, *-οῦν* zu Vertretern der betreffenden Verbalsysteme zu machen, in Konsequenz davon aber dann überhaupt nicht mehr die 1. Sing. praes. ind. act. oder med., sondern allgemein die Infinitivformen, auch bei den nichtkontrahierenden griechischen Verben, an die Spitze der Paradigmata zu stellen. Zu Punkt 6 wurde vereinbart, daß man dafür eintreten wolle, die beiden Hauptaktionsarten der Verba künftighin einfach als *imperfektische* und *aoristische Aktion* zu unterscheiden.

Der Vorschlag Herrn Osthoffs, daß sich die Sektion das Recht des Nichtbestätigung der vom wissenschaftlichen Ausschuß jeweilen vor dem Kongreß provisorisch gewählten Obmänner ausdrücklich vorbehalten solle, findet allgemeine Zustimmung.

Herr Kuno Meyer (Liverpool) teilt den kürzlich erfolgten Tod der Keltisten Strachan (Manchester) mit; die Anwesenden erheben sich zu Ehren des Verstorbenen.

1) Herr Brugmann wünscht dazu die Anmerkung: Brugmann wird laut Mitteilung vom 11. Oktober 1907 zu diesen Vorschlägen im nächsten Hefte des „Anzeigers der Indogermanischen Forschungen“ Stellung nehmen.

Orientalische Sektion.

Festversammlung des Deutschen Palästinavereins.

Mittwoch, den 25. September 1907, abends 8 Uhr.

Prof. *D.* E. Kautzsch (Halle) eröffnete die Versammlung mit einem geschichtlichen Rückblick auf die literarische und Ausgrabungstätigkeit des Vereins seit seiner Gründung in Basel im Jahre 1870 und erinnerte auch an die Verdienste von Prof. Dr. Alb. Socin und Rektor Zimmermann.

Prof. Dr. K. Furrer (Zürich) behandelte den **Wert der Palästinakunde für das Verständnis der Bibel.** Die Bibel weist in ihren geschichtlichen Bestandteilen sehr oft auf ihre Heimat hin, bietet eine Menge topographischer Aussagen und erwähnt Hunderte von Ortsnamen. Ihre poetischen und didaktischen Schriften lassen in ihren Gleichnissen eine reiche Fülle von Bildern an uns vorbeiziehen, die alle aus der Heimat der Bibel stammen. Aus dieser Tatsache ergibt sich, daß die Bibelwissenschaft von einer genauen Kunde der Bibelheimat wertvolle Dienste erwarten darf. Wir fragen zuerst: Wie stellt sich die gegenwärtige Kenntnis der biblischen Länder zu den geographischen Angaben der Bibel? Die Antwort lautet, daß die biblischen Erzähler eine konkrete Auschauung des Bodens gehabt haben müssen, auf dem sich die von ihnen berichtete Geschichte vollzog; denn ihre diesbezüglichen Angaben werden von der modernen Forschung bestätigt. Hierfür wird an Hand von Beispielen in geschichtlicher Reihenfolge der Beweis geleistet. Die biblischen Bilder, die teils der Natur, teils den Lebensgewohnheiten des einfachen Volkes entlehnt sind, kann man heute noch an Ort und Stelle wiederschauen. Sie zeigen, daß die Israeliten fein und scharf beobachtet und ein zartes, eigenartiges Naturgefühl besessen haben. Kennen wir die Wirklichkeit, die in diesen Bildern sich abspiegelt, dann gewinnen sie für uns eine neue Frische, dann verstehen wir erst recht ihre Sinnigkeit, dann zieht

für uns ein neuer Hauch des Lebens durch die biblische Poesie. Einzelne Beispiele sollen auch diese Tatsache illustrieren.

Prof. Dr. Steuernagel (Halle) berichtete über die **Ausgrabungen des Deutschen Palästinavereins an der Ruinenstätte des alten Megiddo, dem heutigen Tell el-Mutesellim.** Es finden sich hier übereinanderliegend die Ruinen der Städte verschiedener Zeiten von dem 4. Jahrtausend an bis etwa 500 v. Chr.; der Bauschutt bedeckt den Felsen in einer Höhe von 10—27 m. Nur ein Teil dieser Ruinenmassen konnte untersucht werden. Der Vortragende hob aus der großen Fülle der Funde eine Anzahl hervor, die aus irgendeinem Grunde allgemeines Interesse beanspruchen konnten, schilderte ihre Beschaffenheit und erörterte kurz ihre kultur- oder religionsgeschichtliche Bedeutung. Er schloß mit dem Wunsche, daß dem Verein bald reichlichere Geldmittel zufließen möchten, die ihm eine Fortsetzung seiner Arbeiten ermöglichen würden.

Dr. G. Hölscher (Halle) sprach **über die englischen Grabungen auf dem Tell Dschezer.** Der aus sieben Schichten aufgebaute Schutthügel zeigt in seinen zwei untersten, der neolithischen Zeit angehörenden, als Urbewohnerschaft eine vorsemitische, höhlenbewohnende, Ackerbau und Viehzucht treibende Rasse mit Glauben an ein Fortleben der Seele. Die Kultur der Kananäer (dritte und vierte Schicht) zeigt einen bedeutenden Fortschritt, während die spätere hebräische Zeit in mancher Hinsicht eher einen Rückschritt bildet. Die griechische Zeit (oberste Schicht) kennt die Totenspeisung nicht mehr in der der früheren völlig realistischen Art. Das wichtigste Ereignis für die Kulturgeschichte des Ostens war die Eroberung des Orients durch Alexander den Großen. Palästina war in ältester Zeit viel eher eine Domäne griechischer als babylonischer Kultur.

Erste Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, morgens 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. A. Mez,
nachher Dr. H. Keller.

Der erste Vortragende, Pfarrer L. E. Iselin (Riehen bei Basel), sprach über **Syrische Aufschlüsse über den Ursprung der Gral-legende.**

Die verschiedenen Fassungen der Gralsage, die wir kennen, sind alle schon ein Gewebe von verschiedenen Sagenmotiven. Der Vorstellung vom Gral als dem Behälter von Christi Wundenblut oder der Hostie liegt ohne Zweifel die mittelalterliche Vorstellung vom

Mysterium des eucharistischen Mahles zugrunde. Aber die Ausprägung derselben in Form einer Legende von einer wunderbaren, geistliche und leibliche Speise bietenden, auch Recht und Gericht schaffenden Gralschale oder Graltafel hängt zusammen mit einer alten, in der morgenländischen Christenheit verbreiteten legendenhaften Erzählung vom Grabe Christi und dessen Wunderstein. Auch hinter der Schilderung des geheimnisvollen Gralwächters und der paradiesischen Gralburg liegt die Sage von einem wunderbaren Wächter eines heiligen Grabes am fernen, halbwegs überirdischen Orte. Einzelheiten („Wunschgefäß vom Paradies", „Obst aus dem Paradiese", „Holz des Lebens", „Eden") der Gralsage beweisen, daß sie von einer Paradiesessage inspiriert worden ist. Die Literatur der syrischen „Schatzhöhle", die seit dem sechsten Jahrhundert sich entfaltet hatte, vermittelt uns die Einsicht in jene christliche Legendenbildung, die sich vollzogen hat auf Grund des Bestrebens, für alle Gestalten und Einrichtungen des christlichen Glaubens Typen und Vorbilder in ältester Zeit zu suchen. Dem Abendlande sind diese Gedankenkreise wahrscheinlich weniger durch schriftliche als durch mündliche Mitteilung bei Anlaß der Kreuzzüge bekannt geworden. In einem Fall kann man zur Zeit des fünften Kreuzzuges an einem Beispiel kontrollieren, wie die morgenländische Legende im Kreuzheer bekannt wurde. Gerade das fremdartige, exotische Wesen derselben mochte der dichterischen Phantasie Anlaß und Anregung zur Umformung im Geiste der Romantik darbieten.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Prof. Dr. E. Littmann (Straßburg) sprach zum Thema **Sagen und Märchen aus Nord-Abessinien.**

Der Vortragende hat im Jahre 1905/1906 zuerst in amerikanischem, dann in deutschem Auftrage Nord-Abessinien bereist in der Absicht, archäologische, epigraphische und linguistische Studien zu machen, sowie Handschriften zu sammeln. Vorläufige Berichte über die erzielten Resultate sind: „Preliminary Report of the Princeton University Expedition to Abyssinia", in Zeitschrift für Assyriologie, Bd. XX, S. 151—182; Vorbericht der Deutschen Aksum-Expedition, aus dem Anhang zu den Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1906.

Die linguistischen Studien erstreckten sich auf die traditionelle Aussprache des Geʿez oder der altäthiopischen Literatursprache und auf die beiden semitischen Sprachen Nord-Abessiniens, d. i. Tigrē und Tigriña. Das Tigrē, die altertümlichste der beiden Sprachen, ist von Wichtigkeit für die Erforschung des älteren Äthiopisch und für das Studium der Beziehungen zwischen den afrikanischen und

den asiatischen semitischen Sprachen. Grammatisch und lexikalisch ergeben sich aus ihm mancherlei neue Aufschlüsse; es sei hier nur auf die Deminutiva, die Pauzitäts- und Intensiv-Plurale, die maskulinen und femininen Nomina unitatis u. dergl. hingewiesen. Um zuverlässiges Material zum Studium der Grammatik und des Wortschatzes, aber auch der Kultur und Literatur zu haben, wurde eine große Anzahl von prosaischen und poetischen Texten gesammelt. Die prosaischen Texte sind: Tierfabeln und Tierlegenden, Erzählungen und Anekdoten aus dem Leben der Menschen, Rätsel-Erzählungen, Legenden über Maria, heilige Bäume, Berge, Quellen, Steine, über die Riesen, die früher im Lande geherrscht haben, und über ihren Untergang, über das Tun und Treiben der Sterne, Überlieferungen aus dem Leben der Stämme, Beschreibungen der Sitten und Gebräuche bei Geburt, Namengebung, Hochzeit und Tod, Berechnungen der Konstellationen usw.

Das Gesamtmaterial in der Ursprache sowie englischer Übersetzung soll erscheinen in den „Publications of the Princeton University Expedition to Abyssinia“, die Sternensagen in deutscher Übersetzung in einem der nächsten Hefte des Archivs für Religionswissenschaft.

Zur Illustration dieser Literatur werden in dem Vortrage mitgeteilt:

1. Die Geschichte von all den wilden Tieren, den eßbaren und nichteßbaren.

2. Die Geschichte vom Löwen, der Hyäne und dem Schakal.

Der Schakal spielt in Abessinien die Rolle des Reineke Fuchs. Die in diesen Fabeln vorkommenden Tiere sind natürlich nur die im Lande bekannten, namentlich Elefant, Löwe, Leopard, Rind, Ziege, Schaf, Affe, Esel, Wildschwein, Schlange, Hund, Katze, Maus, Huhn, Rabe usw. Eine Anzahl von Erzählungen weisen auf Totemismus hin: Affe, Mistkäfer, Wespe, Fliege, Eidechse, Frosch, Schakal, Hyäne, Weißgeier sollen früher Menschen gewesen sein und werden noch jetzt als zu bestimmten Stämmen gehörig gerechnet. Die Eule ist der Seelenvogel.

3. Die Geschichte der beiden Eseltreiber.

Diese sei hier in extenso mitgeteilt:

„Zwei Leute trafen sich unterwegs, und jeder von ihnen hatte einen Esel. Da begrüßten die beiden Leute einander; die Esel aber steckten ihre Nasen zusammen und beschnupperten sich. Und der eine Mann fragte seinen Gefährten, indem er sprach: „Wir haben einander begrüßt. Aber warum haben die Esel ihre Nasen zusammengesteckt?“ Jener aber antwortete ihm und sprach: „Weißt du das

nicht? Die Esel haben einen tapferen Esel zu Gott geschickt, damit er ihm ihr Leid klage, das heißt, damit Gott sie von der Tyrannei der Menschen befreie. Nun fragen die Esel einander, indem sie sprechen: 'Ist der abgesandte Esel schon zurückgekehrt?'" Und es heißt, daß alle Esel, wenn sie ihre Nasen zusammenstecken, einander über diese Sache befragen. — Aus dieser Geschichte sieht man, daß alle Kreatur sich nach Freiheit sehnt."

4. Die Geschichte vom Ehrlichen und Unehrlichen.

5. Die Geschichte vom Propheten Moses und Propheten Mohammed.

6. Von dem „Großen Stern" (auch „Herz" genannt, d. i. Antares, α Scorpionis).

7. Von Kēmā (d. i. Plejaden) und ihrem Sohne 'Alî (d. i. Aldebaran, α Tauri) und ihren Ziegen (d. i. Hyaden).

8. Von den Sieben (d. i. der Große Bär) und Ǵah (d. i. Polarstern) und Qerēn (d. i. zwei Sterne im Schwanz des Drachen, zwischen dem Großen Bären und dem Polarstern).

9. Ein Lied des Polarsterns.

10 u. 11. Lieder des 'Alī Ǵāngē, von den Ḥabāb, über die „Sieben" und die anderen Sterne.

12. Über die vom Himmel gefallenen Sterne.

13. Was beim Aufgange des Neumonds geschieht.

14. Was man vom Tode des Mondes glaubt.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Proff. A. Mez (Basel) und A. Fischer (Leipzig).

Der dritte Redner, Prof. *D.* K. Marti (Bern), trug vor über

Jahwe und seine Auffassung in der ältesten Zeit.[1])

Die Ansichten über die Bedeutung Jahwes in der ältesten Zeit gehen weit auseinander: greifen die einen auf die primitivsten Vorstellungen zurück, so verknüpfen andere mit dem Namen Jahwe von Anfang an sehr hohe, ja selbst die höchsten Anschauungen. Der Lösung des Problems kommt man näher durch genaue Sichtung und Beurteilung des vorhandenen Materials.

Der Jahwename ist nicht der ureigenste und ausschließliche Besitz der Israeliten. Man findet ihn am Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. in Babylonien: Die Eigennamen auf Geschäftsurkunden der Hammurabizeit *Ja-u-um-ilu* und *Ja-'-PI-ilu* (gelesen *Jaawe-ilu*) erinnern mit dem ersten Element an Jahwe; Jahwe

1) Der Vortrag erscheint in extenso in Theol. Studien und Kritiken 1908.

scheint zwar, weil ihm das Götterdeterminativ fehlt, noch kein Gottesname zu sein, bildet aber doch eine Aussage über einen Gott (*ilu*), aus der leicht ein Gottesname werden konnte. Bereits in der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. jedoch ist Jahwe als Gottesname zu belegen: Mag die Erklärung des in Kanaan (bei den Grabungen in Taʿannek) auf einer Keilschrifttafel gefundenen *Achijami* = *Achijahwe* (entsprechend hebräischem *Achijjahu*, d. h. Jahwe ist Bruder) fraglich sein, so ist für dieselbe Zeit auf Tafeln aus der Kassitenperiode im Tempelarchiv von Nippur (Babylonien) *Ja-u* als Gottesname nachgewiesen, was um so weniger zu bezweifeln ist, als daneben sich auch die ganz entsprechende weibliche Gottheit *Ja-ūt[um]* ebendort findet. Sicher ist ferner der Name in den aus dem achten Jahrhundert stammenden Namen: *Azri-ja-a-u* und *Ja-u-bi-'-di* (mit der bedeutsamen Variante *Ilu-bi-'-di*) für Nordsyrien belegt.

Dazu kommt noch, daß die nie recht ansässig gewordene, sondern meist nomadisierende Völkerschaft der Keniter zu den Jahweverehrern gehörte. Das Jahwezeichen, das sie trugen (vgl. Gen. 4, 15 mit V. 1: Kain = ein Träger des Jahwezeichens, l. V. 1 *'īsch 'ōt Jahwe* statt *'ī. 'et J.*), wies sie als solche aus und schützte sie trotz ihrem Nomadisieren bei den Israeliten. Dagegen darf, obschon Bileam als Prophet Jahwes gilt, das Volk seiner Heimat (sei diese in Aram, Ammon, Edom, Kedem oder Midian zu suchen) nicht zu den Jahweverehrern gezählt werden; denn die naive fromme Auffassung konnte gar nicht anders als dem Volke Israel günstige Erscheinungen und besonders zum Heile Israels wirkende Persönlichkeiten auch außerhalb Israels mit Jahwe in Beziehung setzen, eben weil Jahwe der Spezialgott Israels war.

Nach der Spärlichkeit der vorhandenen Notizen über das Vorkommen des Jahwenamens außerhalb Israels und schon vor der Entstehung des Volkes Israel ist zu schließen, daß Jahwe nirgends einer der Hauptgötter gewesen ist; näheres über seine Art läßt sich leider nicht feststellen. Vielleicht ist aber doch der Ausgangspunkt des Jahwenamens zu bestimmen. Die Keniter haben ihre Heimat im nordwestlichen Arabien in der Nähe des Sinai, und dort will doch auch Israel mit Jahwe in engste Beziehung getreten sein. Dort wird daher der Ausgangspunkt des Jahwenamens zu suchen sein, von dort haben ihn aus Arabien auswandernde Stämme oder einzelne Angehörige derselben in ihre neuen festen Wohnsitze, die die einen in Babylonien, andere in Kanaan und wieder andere in Syrien fanden, mitgenommen.

Eine hohe Bedeutung hat Jahwe nur bei den Israeliten be-

kommen. Welches war aber die Auffassung, die sie von ihm in der ältesten Zeit besaßen? Die herrschende Meinung geht dahin, daß man dieser frühesten Auffassung näher komme, wenn man in den ältesten alttestamentlichen Erzählungen auf Elemente und Züge achte, die deutlich einer niederen Stufe der Gottesvorstellung angehören. Aber diese Methode ist abzulehnen:

Denn sie führt erstens zu den allerverschiedensten Resultaten, je nachdem diese oder jene Darstellung vorgezogen wird (Jahwe soll ursprünglich ein Nachtdämon, ein Wettergott, ein Vulkangott, eine Pestgottheit, eine Schlangen- oder sonstige chthonische Gottheit usw. gewesen sein).

Zweitens verkennt sie den Ursprung dieser alttestamentlichen Darstellungen. Denn die niederen Züge und Elemente in denselben stammen nicht aus einer Periode einer niedereren Auffassung Jahwes in früherer Zeit. Es handelt sich vielmehr um Übertragungen von Erzählungen über andere göttliche Mächte auf Jahwe. Ein Wandel des Subjekts liegt in diesen Erzählungen vor, nicht ein Überbleibsel einer früheren Auffassung von demselben Subjekte. Jahwe hat alle die niederen Gottheiten (Dämonen, Lokalnumina usw.) verdrängt, ihre Funktionen und auch ihre Züge übernommen. Diese Erzählungen sind also Dokumente der Absorptionskraft Jahwes einerseits und der religiösen Anschauungen, die vor der Verehrung des israelitischen Jahwes herrschten, andrerseits.

Die Richtigkeit dieser Beurteilung der alttestamentlichen Erzählungen wird durch die Analogie bestätigt, welche sowohl die Religionsgeschichte überhaupt als auch die spätere Geschichte der israelitischen Religion aufweist. So haben die olympischen Götter Griechenlands im Kampf gegen die vorgriechischen lokalen Götter, die zum großen Teil chthonisch waren, den Kult und die Funktionen der verdrängten Götter absorbiert; Zeus, der höchste der Olympier, hat die Züge eines finsteren Unterweltgottes angenommen, und Zeus μειλίχιος wird sogar als Schlange dargestellt (vgl. *Sam. Wide*, *Chthonische und himmlische Götter* im *Archiv für Religionswissenschaft*, 1907, S. 257 ff.). Und bei Jahwe ist dieser Prozeß der Absorption der anderen Gottheiten ganz bis zum Ende durchgeführt. Längst ist erkannt, wie er Baal aus dem Felde geschlagen und aufgesogen und wie er schließlich dank der religiös-ethischen Gotteserkenntnis der Propheten den universalen und definitiven Sieg über alle Götter der Heiden davongetragen hat.

Dieser Sieg Jahwes auf der ganzen Linie berechtigt zu der Annahme, daß im Glauben der Israeliten von Anfang an Jahwe nicht nur eine besondere Macht und Energie, sondern eine besondere Art

innewohnte. Läßt sich diese auch nicht genau definieren, so kann doch gesagt werden: Jahwe ist von Anfang an bei den Israeliten als etwas Höheres aufgefaßt worden als ein gewöhnlicher Dämon, oder eine chthonische Gottheit, oder ein bloß lokales Numen, auch als Baal und Astarte, die Spender des Segens in Natur und Familie. Es dürfte auch nicht so verfehlt sein, wenn man als altes israelitisches Bekenntnis betrachtet: Jahwe der Gott Israels und Israel das Volk Jahwes, und wenn man dasselbe dahin interpretiert: Jahwe galt den Israeliten von Anfang an als eine geistige Gottheit, die daher auch die sozialen Ordnungen und die politischen Schicksale seiner Verehrer bestimmte. Was Jahwe vorher war, ehe er der Gott Israels wurde, läßt sich vom Alten Testament aus nicht ermitteln. Wie Jahwe zu seiner überragenden Bedeutung kam, ist der Tatsache gegenüber, daß er sie bei den Israeliten von Anfang an, von dem Zeitpunkt an, da sie ein Volk waren, hatte, eine untergeordnete Frage. Jedenfalls trägt zur Beantwortung derselben der imaginäre altorientalische Monotheismus nichts bei, von dem man im nordwestlichen Arabien und im Süden Palästinas zur Zeit, da das Volk Israel sich bildete, keine Ahnung hatte. Zudem ist auch der Gott Israels, so sehr er die Dämonen und andere Gottheiten überragte, am Anfang noch lange nicht der eine Gott gewesen.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren E. Kautzsch (Halle), E. Littmannn (Straßburg), A. Mez (Basel), C. v. Orelli (Basel), A. Fischer (Leipzig) und der Vortragende.

Derselbe Redner sprach ferner Vermutungen aus über **Eine rätselhafte hebräische Inschrift auf einer Fahne vom Jahre 1540.**

Das Berner historische Museum besitzt eine Fahne aus einfachem Stoffe, über deren Herkunft sich bis jetzt keine urkundlichen Nachrichten gefunden haben, deren genaues Abbild aber die Schuhmacherzunft in ihrem jüngeren Wappen führt. Die Fahne fällt besonders deshalb auf, weil sie neben dem Bilde eines Schuhes und der Jahrzahl 1540 eine Inschrift in hebräischen Buchstaben aufweist. Die Bemalung auf der Rückseite stimmt mit der Vorderseite aufs genaueste überein, und zwar so, daß man auf derselben nur die Rückansicht der Bemalung erhält, also z. B. die hebräischen Buchstaben der Inschrift nun von links nach rechts gerichtet sieht. Die Farbe der Bemalung für den Schuh ist schwarz, für Jahrzahl und Inschrift rot.

Ein Zweifel, daß die Inschrift wirklich hebräische Buchstaben enthält, ist unmöglich; die Buchstabenformen stimmen durchaus zu der Jahrzahl 1540, da sie dem damals in deutschen Landen

üblichen hebräischen Typus entsprechen. Auch kann man im ganzen über die Lesung der einzelnen Buchstaben nicht streiten; sie sind zu lesen: פר בגד אש כריין תלֹכבמ. Nur sind dem Maler das erste י, das bald darauffolgende ן und das ת übel geraten, so daß man bei letzterem gar wohl auch an die Lesung als ח denken kann. Gleichfalls ist nicht sicher, ob bei dem zweitletzten Buchstaben nicht vielleicht ein כ gemeint sei.

Trotz dieser großen Sicherheit in der Lesung der einzelnen Buchstaben bleibt die Deutung der Inschrift schwierig, vor allem deshalb, weil mit der Möglichkeit zu rechnen ist, daß sich hinter den hebräischen Buchstaben eine Inschrift in anderer, vielleicht deutscher Sprache verbirgt. Ferner können Abkürzungen vorliegen, auf welche Punkte zwischen einzelnen Buchstaben hinzuweisen scheinen.

Herr A. L. Frankenthal, Konsul der Vereinigten Staaten in Bern, der sich für die Fahne lebhaft interessierte und an eine Menge von Philologen die Bitte um Lösung des Rätsels richtete, hat daher auch die allerverschiedensten Antworten erhalten. Sie lassen sich in drei Gattungen gruppieren:

die erste deutet die Fahne als Jahrmarkts- oder überhaupt als Geschäftsschild eines jüdischen Schuhmachers mit entsprechender Aufschrift;

die zweite sieht darin die Fahne einer Schuhmacherzunft und sucht demgemäß auch die Inschrift zu deuten; und

die dritte legt der Fahne eine historische Bedeutung bei.

Meiner Ansicht nach sind die beiden ersten Erklärungsversuche unbegründet und darum aufzugeben. Gegen die erste Gattung spricht schon das Vorhandensein einer Jahrzahl; dann aber ist auch nicht einzusehen, wie ein Kaufmann oder Schuhmacher außerhalb eines jüdischen Ghettos dazu kommen sollte, einen Schild in hebräischen Lettern zu wünschen. Für die zweite Gattung spricht nichts als die späte Tradition der Schuhmacherzunft in Bern, dagegen aber alles, sowohl die Form des Schuhes als auch die hebräische Inschrift. Die Lösung wird nur auf dem Wege, auf dem die dritte Gattung sich bewegt, zu finden sein. Denn das Bild des Schuhes zeigt deutlich den Bundschuh, und es ist bekannt, daß die Bauern in den Aufständen am Anfang des 16. Jahrhunderts auf ihren Fahnen neben dem Bundschuh bisweilen hebräische Inschriften anbringen ließen, wohl in dem Glauben, daß von den geheimnisvollen Buchstaben eine besondere Kraft ausgehe und den um die Fahne sich Scharenden zum Siege verhelfe. Die Jahrzahl scheint allerdings dieser Annahme nicht günstig; doch sind für das Jahr 1540 größere täuferische

Unruhen im bernischen Münstertal nachgewiesen, mit denen vielleicht die Fahne in Verbindung gebracht werden kann. Aber auch so ist eine allseitig befriedigende Lösung noch nicht gelungen. Ich habe in Analogie zu einer Fahneninschrift aus den Bauernkriegen, welche in hebräischen Lettern und Worten „Käse und Brot" lautet, die Lesung vorgeschlagen: פר בגד אש כיין חלב מ[ים], d. h. „Rind, Kleid, Feuer wie Wein, Milch, Wasser". Aber den Sinn dieser Worte, der irgendwie die Forderungen der Aufständischen angeben sollte, kann ich nicht sicher enträtseln, und ich gebe zu, daß meine Lesung den Punkten zwischen einigen Buchstaben keine Rechnung trägt; auch halte ich es natürlich nicht für ausgeschlossen, daß vielleicht einer deutschen, eventuell lateinischen Lesung der Buchstaben PRBGD.A.S (ev. Sch). KIINT (oder Ch) LB (oder K) M. die glückliche Lösung des Rätsels gelingt.

Die Diskussion über das vorgelegte Thema wurde wegen vorgerückter Zeit auf die folgende Sitzung verschoben.

Zweite Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, morgens 9 Uhr.

Vorsitzender: Dr. H. Keller.

An der Diskussion zu Herrn Prof. Martis Vortrag über Eine rätselhafte Inschrift auf einer Fahne vom Jahre 1540, beteiligten sich die Herren C. v. Orelli (Basel), Ed. Mahler (Budapest), C. Steuernagel (Halle a. S.), L. E. Iselin (Riehen), A. Fischer (Leipzig), K. Marti (Bern).

Prof. Dr. A. Fischer (Leipzig) spricht über den **Plan eines zeitgemäßen Wörterbuchs des älteren Arabisch.**[1]) Er zeigt, daß die vorhandenen abendländischen Wörterbücher des Arabischen, besonders auch die der älteren Sprache, berechtigten Ansprüchen in keiner Weise genügen, schon deshalb nicht, weil sie nicht auf der vorhandenen Literatur selbst, sondern auf den, an sich allerdings sehr wertvollen, einheimischen Wörterbüchern aufgebaut sind. Unter „älterem" Arabisch versteht er im wesentlichen die Sprache der Poesie bis zum Untergang der Omaijaden, die des Korans, des Hadith (der Überlieferung über den Propheten und die vier ältesten Kalifen) und die der ältesten Historiographie. Er verlangt ein bloßes Wörterbuch und keinen erschöpfenden Thesaurus, weil für einen solchen weder die

1) Der Vortrag wird in ausführlicher Gestalt in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erscheinen.

nötigen Kräfte noch die nötigen Geldmittel vorhanden sein würden. Zeitgemäß würde ein solches Wörterbuch nur sein, wenn es, abgesehen von anderen, die folgenden Erfordernisse berücksichtigt: 1. jedes Wort und jede Bedeutung muß aus der Literatur belegt sein; 2. gleichlautende Etyma müssen sorgfältig unterschieden werden und die Anordnung der verschiedenen Bedeutungen eines und desselben Etymons muß nach genetisch-historischem Prinzip erfolgen; 3. der Ursprung der Fremdwörter muß nach Möglichkeit festgestellt werden. Prof. Fischer denkt das Wörterbuch nicht allein, sondern in Verbindung mit anderen Gelehrten ins Leben zu rufen, und zwar unter Verwertung der von früheren Arabisten (in erster Linie Fleischer und Thorbecke) hinterlassenen lexikalischen Sammlungen.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren E. Kautzsch (Halle a. S.), E. Littmann (Straßburg), H. Keller (Basel).

Den folgenden Vortrag hielt Prof. *D.* C. von Orelli (Basel) über das Thema **Zur Metrik der hebräischen Prophetenschriften.**[1])

Der Schlüssel zur Metrik der alttestamentlichen Gesänge und Gedichte ist seit Jahrhunderten gesucht worden. Aber erst in den letzten Jahrzehnten kam man der Wahrheit näher durch die Erkenntnis, daß der hebräische Sänger zwar nicht eine sorgfältig abgezählte Reihe von langen und kurzen Silben zur Verszeile zusammengestellt hat, wie der arabische oder griechische oder lateinische Dichter, wohl aber einen regelmäßigen Wechsel von Hebungen und Senkungen, betonten und unbetonten Silben, beabsichtigte. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß nicht die Zahl der Silben überhaupt, sondern nur die der Hebungen ins Gewicht fällt, indem beim Singen wie beim Lesen eine kleine oder größere Zahl von Silben und Wörtern in der Schwebe bleiben, bzw. zur Senkung gehören kann. Gerade diese Fähigkeit der Zeilen, sich zu dehnen oder zusammenzuziehen, bewahrt den Vortrag vor einer ermüdenden Eintönigkeit.

Noch anders verhält es sich bei den Sprüchen und Reden der Propheten. Auch diese zeigen mehr oder weniger lyrischen Charakter. Von alters her waren Prophetie und Poesie verwachsen, die alten Gottes- und Schicksalssprüche hatten meist poetische Fassung. Auch in den eigentlichen Prophetenreden begegnet uns poetisch gehobene Sprache, es erscheint das Wahrzeichen hebräischer Lyrik: der „Parallelismus membrorum", es herrscht ein melodischer Tonfall. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß diese Volksredner sich freier bewegten als

1) Der Vortrag ist ausführlicher gedruckt als Anhang zum Kommentar des Genannten zu den Zwölf Kleinen Propheten, 3. Aufl., München 1908.

die an eine Melodie gebundenen Sänger oder die Kunstdichter wie die Verfasser des Hiob oder der Klagelieder oder des Hohenliedes. Eine Parallele bietet in dieser Hinsicht Mohammed. Seine Koransprüche, namentlich die aus der ältesten Zeit, sind auch in einem gewissen Rhythmus geschrieben, d. h. die Sätze bewegen sich in einer feierlichen Gemessenheit und klingen oft sogar in Reim aus. Mohammed selbst wie seine Verehrer haben auf die poetische Schönheit dieser Sprüche das größte Gewicht gelegt und darin ein Kennzeichen höherer Inspiration erblickt. Allein an die komplizierten Metren der damaligen arabischen Dichter hat er sich nicht gehalten. Selbst wenn er es gekonnt hätte, würde er es unterlassen haben. Er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, ein Dichter zu sein, da sonst seine Aussprüche als Kunstprodukt erschienen wären.

Abzuweisen sind daher die neueren Versuche, den israelitischen Prophetenreden ein strenges Metrum aufzunötigen. Dadurch wird man genötigt, zusammenhängende Reden in lauter kleine Segmente zu zerschneiden (so Giesebrecht, Jeremias Metrik 1905) und überdies sonst unmotivierte Textänderungen vorzunehmen. Läßt man vollends dem Jeremia nur ein Metrum wie Prof. Duhm (Komm. zu Jeremia 1901, Übersetzung 1903), so fallen oft die wichtigsten und wuchtigsten Worte der kritischen Schere zum Opfer und es bleibt statt des Propheten nur ein Elegiendichter. Aber auch das neuerdings beliebte metrische System von Prof. Sievers ist bei aller Anerkennung der Anregungen, die dieser geniale Metriker durch seine ausdauernde Arbeit auf dem ihm von Haus aus fremden hebräischen Sprachgebiete gegeben hat, nicht imstande, eine befriedigende Lösung zu geben.

Dies weist der Vortragende speziell an dem Beispiel der metrischen Konstruktion des Amos nach, welche Sievers und Guthe 1907 gegeben haben. Nicht nur entsteht nach dieser Theorie keine einleuchtende metrische Harmonie, sondern es wird auch die unverkennbare hebräische Rhythmik (Parallelismus membrorum u. dergl.) durch ein fremdartiges System zerstört, die Texte werden willkürlich geändert, die Silben und Wörter unnatürlich betont, die zusammengehörigen Satzglieder unerträglich auseinandergesprengt usf., wie es bei einem ernsthaften Vortrag ganz unstatthaft war. Die Propheten sind nicht in erster Linie Schriftsteller, sondern Volksredner, welche frei vor der Menge ihre Sache ausfochten; da darf ihnen eine solche Zwangsjacke nicht angelegt werden. Jede Theorie, die ihnen verböte, von einem Tonfall in den andern, von Poesie zu Prosa überzugehen und umgekehrt, ist unbrauchbar. Daß Sievers (wie übrigens auch Giesebrecht) ganz prosaische Sätze und Abschnitte in seinem Metrum

zu lesen vermag, erweckt zu diesem wenig Vertrauen. Seltsam wäre auch, daß nicht erst die Masorethen von dieser Betonung keine Ahnung gehabt hätten, sondern schon die Schriftkundigen, die im Text Erweiterungen angebracht haben sollen, nichts davon wußten. Denn diese Zerstörung der Gedichte müßte schon lange vor der alexandrinischen Übersetzung begonnen haben, also zu einer Zeit, wo die hebräische Poesie noch in Blüte stand.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren K. Marti (Bern), E. Kautzsch (Halle), A. Fischer (Leipzig).

Der letzte Vortrag, von Pfarrer J. Wirz (Benken b. Basel gehalten, galt **Ṭāhirs Tod.**[1])

Der Perser Ṭāhir b. al Ḥusain war von dem ʿAbbāsidenchalifen Ma'mūn, dem er seinerzeit durch Besiegung und Tötung seines Bruders und Gegenchalifen Emīn auf den Thron geholfen, zum Statthalter über Chorasan gesetzt worden, und zwar auf die Fürsprache des von ihm bestochenen Wesirs hin, der dem mißtrauenden Chalifen für ihn garantierte. Aber wenig über ein Jahr in seinem Amte in Merw, kündete Ṭāhir dem Chalifen den Gehorsam, indem er an einem Freitag in der Moschee das Chalifengebet ausließ. Er wurde aber an seinem Vorhaben, Persien unabhängig zu machen, durch plötzlichen Tod verhindert, im Alter von kaum 47 Jahren, i. J. 207/822.

Die gewöhnliche Darstellung seines Todes ist die Erzählung des Postmeisters Kulṯūm b. Ṯābit, der, nachdem er jenem Gottesdienst beigewohnt, sich auf seinen Tod durch Ṭāhir vorbereitet und sodann den Bericht von der Auslassung des Gebets an den Hof nach Bagdad abschickt. Nach dem Nachmittagsgebet wird er von Ṭāhir gerufen, sieht aber, wie er eintritt, diesen tot umfallen, und meldet dann in einem zweiten Schreiben seinen Tod. Diese Darstellung, in den meisten der größeren arabischen Geschichtswerke enthalten, stammt aus dem Kitāb Baġdād des Aḥmad b. abī Ṭāhir Ṭaifūr (wird eben herausgeg. von Hans Keller, Basel).

Sie ist nicht zu halten — ein unwahrscheinliches, theatralisch aufgeputztes Sensationsstück. Wäre Ṭāhir in dieser auffälligen Weise gestorben, so wäre es undenkbar, daß alle die anderen Berichte rein nichts davon wissen. Und warum soll Ṭāhir, der leidenschaftslose, kalt berechnende Realpolitiker, den Postmeister töten, nachdem dieser seinen Bericht abgeschickt? Wenn er einen solchen hätte verhindern wollen, so hätten ihm gescheitere Mittel zu Gebote gestanden.

1) Der Vortrag ist ein Stück aus einer Dissertation: „Zur Geschichte der Ṭāhiriden", die demnächst der philos. Fakultät der Universität von Basel eingereicht werden soll.

Das Kitāb Baġdād selbst bietet noch drei andere Darstellungen über den Tod Ṭāhirs: Zunächst eine zweite vom selben Postmeister, wonach dieser seine Meldung an Ma'mūn genau im Moment des Todes Ṭāhirs will geschrieben haben — im Widerspruch mit seiner ersten Darstellung. Aus der zweiten geht auch hervor, daß der Postmeister oder seine Familie sich durch ihre Erzählung den spätern ʿAbbāsiden einfach als treue Anhänger und Märtyrer empfehlen wollten, um ein Amt zu bekommen. Dann noch zwei sehr glaubwürdige Berichte aus der ṭāhiridischen Familientradition, wonach Ṭāhir an einem Morgen unerwartet tot auf seinem Bette gefunden wurde. Dadurch wird die ganze Darstellung des Postmeisters widerlegt. Aber selbst dessen Persönlichkeit ist sehr fraglich. Im Kitāb al Aġānī hat er einen ganz anderen Namen und wird auch die Sache ganz anders erzählt, obschon dessen Verfasser das Kitāb Baġdād gekannt und benutzt hat, und zwar viel natürlicher.

Höchst beachtenswert sind die zwei Umstände, daß — auch nach dem Bericht des Kitāb Baġdād — der Wesir, als der erste Brief des Postmeisters mit der Nachricht von der Rebellion Ṭāhirs an den Hof kommt: 1. sofort von Ma'mūn nach Chorasan geschickt wird, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen, und 2. den Chalifen inständig und lange bittet, die Abreise noch ein wenig aufschieben zu dürfen — bis dann die Todesnachricht kam. Er muß also auf baldigen Tod Ṭāhirs haben hoffen können, d. h. er muß dafür vorgesorgt haben für den Fall der Empörung. Überhaupt, wenn man am Hofe den Tod Ṭāhirs nicht sicher hätte erwarten können, so hätte es keinen Sinn gehabt, nach erfolgter Empörung den einzigen Wesir — und nicht etwa ein Heer — nach Chorasan abzuschicken. Die genannten beiden Angaben sind deshalb so bedeutsam, weil sie in diese Darstellung, die nichts von einem vereinbarten gewaltsamen Tod Ṭāhirs sagt, gar nicht passen. Sie sind also festgebliebene Überbleibsel des wahren Sachverhalts. Schon aus dieser Darstellung ergibt sich darum der zwingende Schluß, daß der Tod Ṭāhirs vom Wesir, im stillschweigenden Einverständnis des Chalifen, vorbereitet war und dann wohl durch seine Werkzeuge in Chorasan bewerkstelligt wurde.

Zum Überfluß haben wir dafür aber noch direkte Zeugnisse. Vor allem das des bei den Ṭāhiriden in Chorasan lebenden und mit deren Geschichte sehr vertrauten Ibn Wāḍiḥ al Jaʿkūbī, dessen Geschichtswerk noch etwas älter ist als das Kitāb Baġdād. Nach ihm ist Ṭāhir vergiftet worden auf Veranlassung des Wesirs. Und ähnlich, aber aus anderen Quellen, dann alle Geschichtsschreiber aus der Zeit, wo die ʿAbbāsiden nicht mehr zu fürchten waren. Sämtliche Nach-

richten über die Art des Todes Ṭāhirs haben die Vergiftung, mit der einzigen Ausnahme des Kitab Baġdād, dessen Darstellung dann allerdings — durch den Hofhistoriographen Ṭabarī — die größte Verbreitung erlangt hat.

Die Motive, die Vergiftung zu verschweigen, liegen auf der Hand. Die Darstellung ist einfach die offizielle. Die ʿAbbāsiden und die Ṭāhiriden hatten später einander bitter nötig, und so mußte beiden alles daran gelegen sein, jenen bösen Fleck in dem Verhältnis ihrer Vorfahren zu vertuschen. So bemüht sich denn der ebenso ʿabbāsiden- wie ṭāhiridenfreundliche Verfasser des Kitāb Baġdād auch noch in anderen Partien, das Verhältnis Ma'mūns zu Ṭāhir, gegen alle verbürgten Tatsachen, als ein freundliches und vertrauensvolles darzustellen, und noch mehr Ṭabarī. In Wahrheit war aber schon lange, bevor Ṭāhir durch List Chorasan erhielt, das Verhältnis zwischen ihm und Ma'mūn das gegenseitigen Mißtrauens und völliger Entfremdung (dies gegen M. J. de Goeje in einem Vortrag über die „Geschichte der ʿAbbāsiden von al Jaʿkūbī" am Internat. Orientalistenkongreß in St. Petersburg 1876), so daß es von vornherein höchst unwahrscheinlich wäre, daß Ma'mūn dem Ṭāhir den wichtigen Posten sollte anvertraut haben, ohne zugleich Maßnahmen zu seiner eventuellen Unschädlichmachung zu treffen.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907, vormittags 9 Uhr.

Prof. Dr. H. Veillon (Basel) eröffnete die Sitzung. Zu Vorsitzenden wurden gewählt: Prof. Dr. H. Veillon, Priv.-Dozent Dr. O. Spieß; zu Schriftführern: Dr. O. Mautz, M. Knapp (sämtlich aus Basel).

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. F. Klein (Göttingen) machte einige Mitteilungen über die Vorschläge der Unterrichtskommission deutscher Naturforscher und Ärzte für die wissenschaftliche Ausbildung der Lehramtskandidaten der Mathematik und Naturwissenschaften.

Darauf hielt Prof. Dr. F. Rudio (Zürich) einen **Nachruf auf Friedr. Hultsch.**[1])

Er gab darin eine kurze Übersicht über den Lebenslauf dieses um die Geschichte der griechischen Mathematik so hochverdienten Gelehrten, der von 1833—1906 in Dresden gelebt und gewirkt hat und 1868—1889 Rektor der altehrwürdigen Kreuzschule gewesen war. Bei der erstaunlichen Vielseitigkeit von Hultsch und der Fülle seiner Arbeiten auf dem Gebiete der Philologie, der Metrologie und der Geschichte der Mathematik beschränkte sich der Vortragende auf eine eingehende Würdigung der klassischen von Hultsch besorgten Ausgabe des Alexandriners Pappus. Der Vortragende schloß seinen Nachruf mit folgenden Worten: „Das Urteil, in das einst Moritz Cantor seine Besprechung der Pappusausgabe zusammengefaßt hat, darf auch heute wiederholt werden: Hultsch hat uns mit einer klassischen Ausgabe eines klassischen Schriftstellers beschenkt. Und so glaube ich auch keinem Vorwurfe zu begegnen, wenn ich mich so lange bei diesem Meisterwerke aufgehalten habe.

Es geschah übrigens auch nicht ohne eine gewisse Nebenabsicht: Wir leben, meine Herren, in einer Zeit des pädagogischen Kampfes. „Hie klassische Sprachen!“ tönt es auf der einen, „hie Mathematik

---

1) Der Vortrag bildet nur einen Bestandteil einer ausführlichen Biographie, die im 8. Bande der Bibliotheca mathematica erscheinen wird.

und Naturwissenschaften!" auf der andern Seite. Aber wir leben nicht nur in einer Zeit des Kampfes, sondern auch in einer Zeit des Ausgleiches und der Verständigung. Und der Verständigung sollen namentlich auch die großen wissenschaftlichen Kongresse dienen und ganz besonders vielleicht die diesjährige Basler Versammlung. Es ist nun kein geringes Verdienst von Friedrich Hultsch, ein großes und schönes Gebiet erschlossen zu haben, auf dem sich Philologen und Mathematiker zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden können, zur Arbeit auch im Dienste der Schule. Die Gegensätze zwischen humanistischer und realistischer Bildung werden in dem Maße schwinden, in dem die Erkenntnis wächst, wie sehr einerseits die Kultur der Griechen in den Realien begründet war und wie andererseits unsere mathematische Wissenschaft, und zwar nicht nur die sogenannten Elemente, griechischem Geiste entsprungen ist. Daß diese Erkenntnis sich immer mehr Bahn bricht, dafür darf ich vielleicht als Beispiel auf das Lesebuch von Ulrich v. Wilamowitz hinweisen. Aber die Gegensätze müssen von beiden Seiten her ausgeglichen werden. Und die Mathematiker werden das können, wenn sie in erhöhtem Maße nicht nur der Geschichte ihrer Wissenschaft, sondern auch der Sprache, die sie darin reden, ihr Interesse zuwenden. Die Wege hierfür geebnet zu haben, das ist auch ein Vermächtnis, das uns Friedrich Hultsch in seinem Lebenswerke hinterlassen hat."

Oberlehrer E. Brocke (Zabern) besprach sodann **Die neue Schulmathematik in methodischer Hinsicht.**

Der Vortragende begann mit einer kurzen Darstellung des bisherigen Verlaufs und des gegenwärtigen Standes der Diskussion über die Vorschläge der Breslauer Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. Er hob insbesondere die Wendung hervor, welche diese Diskussion durch das Eingreifen von Professor Dr. Max Simon genommen hat. Dann überreichte er den von ihm verfaßten Artikel: „Die Frage der Neugestaltung des mathematischen Unterrichts und die Straßburger Vorschläge von 1895" (*Zeitschr. f. math. u. nat. Unterr., 38. Jahrg. 1907,* S. 375—384), worin die genannte Wendung festgestellt, auf die Bedeutung der Straßburger Vorschläge von 1895 als Vorläufer der Meraner Vorschläge hingewiesen und zugleich der Versuch gemacht wird, für die Weiterentwicklung der Reformbewegung eine gewisse Orientierung zu gewinnen. Als Straßburger Vorschläge von 1895 werden vom Verfasser die Vorschläge von Max Simon bezeichnet, welche in dessen „Didaktik und Methodik des Rechnen- und Mathematikunterrichts" enthalten sind. Dieselbe erschien als Sonderausgabe aus Dr. A. Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und

Unterrichtslehre für höhere Schulen", München 1895. Es sei hinzugefügt, daß von diesem Werke Simons inzwischen die zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage herausgekommen ist (München 1908).

Auf Grund des Ertrags der bisherigen Diskussion formulierte der Vortragende sodann das Problem eines einheitlich gestalteten Aufbaues des mathematischen Unterrichts und bezeichnete als das Ziel der methodischen Arbeiten die Aufstellung eines Systems der Schulmathematik. In diesem Sinne kann man sagen: Die neue Schulmathematik besitzen wir noch keineswegs.

Eine genauere Betrachtung der Lösbarkeit des aufgestellten Problems ergibt die Notwendigkeit einer Neugestaltung von Grund aus. Die allgemeinen Prinzipien der Meraner Vorschläge der genannten Breslauer Unterrichtskommission bedürfen, wie näher ausgeführt wurde, noch weiterer Ausgestaltung, insbesondere in grundlegender Hinsicht. Der Vortragende empfiehlt hierfür das funktionserzeugende Prinzip der Abbildung oder des Entsprechens. Dieses Prinzip umfaßt, ebenso wie das Funktionsprinzip selbst, Geometrie und Arithmetik; für die Geometrie spezialisiert es sich als das der Benutzung symmetrischer Beziehungen, in der Arithmetik als das der Benutzung der Beziehungen zwischen Größen (Mengen) und Zahlen. Das Symmetrieprinzip hat der Vortragende vor kurzem im Zusammenhange mit den aktuellen Unterrichtsfragen und den Untersuchungen über die Grundlagen der Geometrie hinsichtlich seiner Bedeutung für den genetischen Aufbau, insbesondere dessen Grundlegung, einer eingehenden Untersuchung und Würdigung unterzogen. Diese Abhandlung „Über die Benutzung symmetrischer Beziehungen im geometrischen Unterricht", welche als Programmbeilage erschien (Münster i. Els. 1907), wurde ebenfalls vorgelegt. Was den arithmetisch-algebraischen Unterricht betrifft, so ist der Vortragende den Fachgenossen eine nähere Darlegung des angeführten Prinzips vorderhand noch schuldig.

Nach einigen Bemerkungen über den weiteren Aufbau der Schulmathematik faßte der Vortragende das Ergebnis in einem Ausblick auf die Arbeiten der nächsten Zukunft zusammen.

„Hatte bei der Abfassung der Meraner Vorschläge die Hochschule die Führung — und, ich will es ausdrücklich hervorheben, ihrer Initiative bleiben wir Schulmänner stets aufrichtigen Dank schuldig —, so heißt es nunmehr für die Schule, Herr im eigenen neuen Hause zu werden."

Die Diskussion wurde benutzt von den Herren: F. Klein (Göttingen), P. Bode (Frankfurt a. M.), Weill (Gebweiler), M. Groß-

mann (Zürich), K. Von der Mühll (Basel), K. Geißler (Ebikon b. Luzern).

Dann sprach Dr. R. Huber (Bern) über **Mathematische Behandlung der Elektronentheorie im Gymnasialunterricht.**

Noch vor etwa zehn Jahren mußte die Einführung der magnetischen Kraftlinien in den physikalischen Unterricht eigentlich erkämpft[1]) werden. Heute dürfte die Erklärung z. B. der Dynamomaschine mit Ringanker ohne Zuhilfenahme der magnetischen Kraftlinien kaum mehr vorkommen, wenigstens auf der Stufe des Gymnasiums. Ich meine nun durchaus nicht, daß für die Behandlung der Elektronentheorie in der Schule auch schon, geschweige denn so zwingende, Gründe vorhanden seien, wie es für die Lehre von den Kraftlinien der Fall ist. Im Gegenteil, diese neue Theorie gehört noch nicht in das Pensum des Gymnasiums. Aber bei dem Interesse, das viele junge Leute heute der Elektrizitätslehre entgegenbringen, ist es für den Physiklehrer wünschenswert, gelegentlich, etwa als Beantwortung einer Frage, auf Grund der neuen Anschauungen eine plausible Antwort mit Hilfe der in der Schule zur Verfügung stehenden mathematischen Mittel geben zu können.

Daß eine solche Behandlung auch dieses Gebietes möglich ist, hat der geniale Förderer der Elektronentheorie, Herr Professor H. A. Lorentz in Leiden, selbst gezeigt in seinem Vortrag[2]) vor dem elektrotechnischen Verein in Berlin (20. Dez. 1904) „Ergebnisse und Probleme der Elektronentheorie" und nun auch in dem kürzlich deutsch erschienenen zweiten Band seines Lehrbuches der Physik.

Die Wirkung eines elektrischen Feldes auf ein Elektron; die Erklärung der Induktionswirkung in einem Draht, der sich durch ein magnetisches Feld bewegt; die Ladung und Masse eines negativen Elektrons; die verschiedenen Strahlenarten; die Zeemannsche Erscheinung. Diese Kapitel behandelt Herr Lorentz in dem Lehrbuch, wenn auch nur kurz skizzierend, so doch recht anschaulich. In seinem erwähnten Vortrage hatte er auch die Formel für die Leitung der Elektrizität in Metallen elementar abgeleitet, nicht jedoch die Formel von Drude[3]) für die Wärmeleitung.

Nun gehört aber gerade das Verhältnis dieser Leitfähigkeiten in Metallen zum Wunderbarsten, was die Elektronentheorie, im Gegensatz zu den bisherigen Theorien, abzuleiten vermag.

---

1) Zeitschrift für den phys. u. chem. Unterr. VIII, S. 233.
2) Elektrotechn. Zeitschrift 1905, S. 555 ff. und S. 584 ff.
3) Annalen der Physik, IV. Folge I, S. 574.

Ich möchte mir daher den Versuch erlauben, die Drudesche Formel mit einfachen Mitteln abzuleiten:

$ABCD$ stelle ein Metallstück dar von der Länge $AB = \lambda$, und dem Querschnitt $OO = 1$ cm^2.

In A herrsche die Temperatur T_1, in B die Temperatur T_2, so daß das Temperaturgefälle auf der Strecke λ den Wert $T_1 - T_2$ hat.

Wir nehmen nun an, daß die Wärmeleitung in dem Metalldraht nur durch die Stöße der Elektronen vermittelt werde, daß die ponderablen Atome bei ihrer Bewegung um ihre Gleichgewichtslagen sich nicht stoßen, also keine Energie übertragen. Dagegen die Elektronen werden mit großen Geschwindigkeiten zwischen den Metallatomen hin- und herfliegen und zwar in zickzackförmigen Linien, da sie immer wieder von den Metallatomen angehalten, nach einer anderen Richtung getrieben werden: und so geben sie nach und nach Energie ab, wegen des Temperaturgefälles von A nach B mehr als von B nach A. Sie sind also die Veranlassung zur Wärmeleitung. Zur Vereinfachung werde angenommen: die Stöße erfolgen in gleicher Zahl parallel den drei Hauptrichtungen der X-, der Y- und der Z-Achse. Dann entfallen normal auf den Querschnitt OO nur $\frac{1}{3}$ der ganzen Zahl Elektronenstöße in dem betrachteten Metallstück $ABCD$.

N sei die Anzahl der Elektronen in 1 cm^3, also entfallen auf $ABCD$ total $N\lambda$ Elektronen.

Setzt man die in der Zeit τ zurückgelegte mittlere freie Weglänge der Elektronen $(AB) = \lambda$, so trägt noch folgende (mir von Herrn Dr. A. Einstein in Bern empfohlene) Annahme sehr zur Vereinfachung bei, nämlich: die Elektronenstöße sollen nur zu den Zeiten $0, \tau, 2\tau, 3\tau, \ldots$ erfolgen.

Danach gehen in der Zeit τ durch den Querschnitt OO, von links und von rechts gleich viel, im ganzen $\frac{N\lambda}{3}$ Elektronen hindurch. Die Anzahl der in einer Richtung in der Zeit τ durch den Querschnitt transportierten Elektronen ist also $\frac{N\lambda}{6}$.

Dabei besitze jedes Elektron im Raum $AOOD$ die mittlere Energie L_1, im Raum $BOOC$ die mittlere Energie L_2, wobei $L_1 > L_2$ (wegen des Temperaturgefälles).

Es ist also die lebendige Kraft wirksam nach rechts $+\frac{N\lambda \cdot L_1}{6}$, nach links $-\frac{N\lambda L_2}{6}$.

Die in der Zeit τ zur Wärmeleitung dienende Energie durch den Einheitsquerschnitt OO geführt ist folglich $\frac{1}{6} N\lambda (L_1 - L_2)$.

In der Zeiteinheit (1 Sek.) ist diese Energie

$$\mathfrak{E} = \frac{1}{6} N(L_1 - L_2) \cdot \frac{\lambda}{\tau} \cdot \tag{1}$$

Hierbei ist die für die Wärmeleitung im Gegensatz zur Elektrizitätsleitung notwendige Voraussetzung[1]) innegehalten, daß die in dem betrachteten Metallstück ($ABCD$) überhaupt vorhandene Anzahl der Elektronen durch die Erwärmung nicht geändert wird, und also die Wärmeleitung nach den Grundsätzen der kinetischen Gastheorie berechnet werden kann. Diese Grundsätze lauten:

In jedem Gas ist die mittlere kinetische Energie eines Moleküls der absoluten Temperatur proportional.

Bei einer bestimmten Temperatur T hat diese mittlere Molekularenergie[2]) für alle Gase denselben Wert αT.

Bezeichnet man das Temperaturgefälle für 1 cm mit T', so ist offenbar $T_1 - T_2 = \lambda \cdot T'$ und

$$L_1 - L_2 = \alpha \cdot \lambda \cdot T'. \tag{2}$$

Aus (1) und (2) folgt

$$\mathfrak{E} = \frac{1}{6} N \cdot \alpha \lambda T' \cdot \frac{\lambda}{\tau}. \tag{3}$$

$\frac{\lambda}{\tau}$, die mittlere Geschwindigkeit der Elektronen, wird mit u bezeichnet, also kommt

$$\mathfrak{E} = \frac{1}{6} N \cdot \alpha \lambda T' \cdot u. \tag{4}$$

Nun ist die Wärmeleitfähigkeit ($\varkappa$) diejenige Wärmemenge (in Erg), welche pro Sekunde durch 1 cm² durchfließt, falls in der Richtung senkrecht zu dem betrachteten Flächenelement ein Temperaturgefälle von 1° C pro 1 cm besteht.

Es ist also

$$\varkappa = \tfrac{1}{6} \cdot N \lambda \alpha u \tag{5}$$

(Wärmeleitfähigkeit).

Nach der Ableitung[3]) des Herrn Lorentz ist die elektrische Leitfähigkeit

$$s = \frac{e^2 \cdot \lambda N \cdot u}{4 \alpha T}. \tag{6}$$

wenn s = Elektrizitätsmenge, welche in 1 Sekunde 1 cm² durchfließt, wenn in der Richtung der Normalen eine elektrische Kraft 1 wirkt.

---

1) Annalen der Physik, IV. Folge I, S. 573.
2) L. Boltzmann, Gastheorie I, S. 77.
3) Elektrotechn. Zeitschr. 1905, S. 586 (wurde mündlich vorgetragen).

e Ladung eines Elektrons,
N Anzahl der Elektronen in 1 cm³

Aus (5) und (6) folgt:

$$\frac{\varkappa}{s} = \frac{2}{3} \cdot \left(\frac{\alpha}{e}\right)^2 \cdot T. \tag{7}$$

Diese Formel enthält nur noch von den speziellen Eigenschaften des Metalles unabhängige Größen, und sie besagt:

Das Verhältnis der thermischen und elektrischen Leitfähigkeiten für verschiedene Metalle ist stets gleich.

In der Formel (5) ist $\varkappa = \frac{1}{6} N \alpha \lambda u$ anstatt wie bei Drude $\varkappa = \frac{1}{3} N \alpha \lambda u$. Dieser Fehler im Koeffizienten rührt von der nicht einwandfreien Annahme her, daß $\frac{1}{3}$ der Elektronenstöße normal durch den Querschnitt gehen.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Die Diskussion über Fragen des mathematischen Unterrichts und der Ausbildung der Lehramtskandidaten wird auf eine Abendsitzung im Anschluß an die Tagung der Mathematiklehrer-Vereinigung an schweizerischen Mittelschulen verlegt.

Referate über diese Diskussion sollen in: „L'enseignement mathématique" und „Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht" erscheinen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. H. Veillon.

Es wird folgende Resolution gefaßt:

I. Die math.-naturwissenschaftliche Sektion begrüßt lebhaft die in den vier Parallelvorträgen der Herren Proff. Klein, Wendland, Brandl und Harnack begründete Forderung einer Ergänzung des Hochschulunterrichts im Sinne einer vermehrten Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule. Sie hält aber auch für dringend wünschenswert, daß den bereits im Amte stehenden Lehrern vermehrte Gelegenheit zur Weiterbildung geboten wird. Als ein wirksames Mittel zur Erreichung dieses Zieles erachtet sie die Einrichtung periodischer Ferienkurse.

II. Den Behörden wird der Wunsch ausgesprochen, den Lehrern den Besuch von Ferienkursen zu erleichtern:

durch Bewilligung von Urlaub,

durch Gewährung angemessener finanzieller Unterstützung zur Bestreitung der Kosten der Reise, des Aufenthaltes und der Kursteilnahme,

durch prinzipielle Durchführung und Übernahme bezahlter Stellvertretung.

III. Den Behörden, die schon jetzt den Lehrern in diesem Sinne ihr Entgegenkommen erweisen, wird der beste Dank ausgesprochen.

IV. Die math.-naturwissenschaftliche Sektion unterbreitet die vorstehende Resolution dem Plenum der Philologenversammlung mit dem Wunsche, es möchte diese Versammlung sich der Resolution anschließen und dieselbe zu der ihrigen erheben.

Prof. E. Grimsehl (Hamburg) spricht dann über **Die Behandlung der elektrischen Wellen im Unterricht.**[1])

Die praktische Wichtigkeit der sogenannten drahtlosen Telegraphie zwingt die Schule dazu, im physikalischen Unterricht auch die elektrischen Wellen zu behandeln. Dazu genügt aber nicht die mündliche Besprechung, auch nicht die Vorführung einer Station für drahtlose Telegraphie; vielmehr muß auf die Grundlagen für die Entstehung der elektrischen Wellen experimentell und theoretisch eingegangen werden. Der Unterricht muß davon ausgehen, daß die Funkenentladung eines Kondensators oszillatorisch erfolgt. Es muß auch die oszillatorische Entladung selbst vorgeführt werden.

Es wird ein vom Vortragenden konstruierter einfacher Apparat demonstriert, bestehend aus einem einfachen Schwingungskreise von der Art, wie er in der 'Physikalischen Zeitschrift', Jahrg. 8, Seite 483, Fg. 6 schon veröffentlicht ist. Dieser Apparat hat als Zusatz eine Konvexlinse zur Projektion des Funkenbildes und einen rotierenden Spiegel erhalten, durch den das Funkenbild in eine Serie von Oszillationen aufgelöst wird. Auf diese Weise ist sowohl die objektive Projektion der Teilentladungen, wie der elektrischen Schwingungen mit solchen Mitteln möglich, wie sie im Schulunterricht gebraucht werden können. Der Apparat erfordert so gut wie gar keine Vorbereitung zur Ausführung des Versuchs (Demonstration). Ferner gestattet der Apparat sofort eine photographische Aufnahme des Funkenbildes, aus dem die Schwingungsnatur der Funkenentladung noch klarer hervorgeht, als aus der direkten Projektion. Es werden einige Photographien, die mit dem Apparate während des Unterrichts angefertigt sind, vorgezeigt.

---

1) Der Vortrag ist veröffentlicht in „Monatshefte f. d. naturwissenschaftlichen Unterricht" 1908, Heft 2.

Aus der Schwingungsnatur der Funkenentladung folgt unmittelbar die Entstehung eines Wechselstromes in der im Schwingungskreise vorhandenen Spule, die auf eine in die Spule gesteckte Sekundärspule induzierend einwirkt und hier Wechselströme hoher Spannung und hoher Frequenz erzeugt (Demonstration der Teslaströme).

Auf einer langen sogenannten Seibtschen Spule bilden sich stehende Wellen aus, die in einer mit der Seibtschen Spule parallelen evakuierten Glasröhre durch Aufleuchten sichtbar gemacht werden. Jetzt kann durch Änderung der Kapazität und der Selbstinduktion die Lage der Knoten und Bäuche geändert werden. Es wird nachgewiesen, daß für die Wellenlänge das Produkt aus Kapazität und Selbstinduktion maßgebend ist, und daß eine Vervierfachung und eine Verneunfachung der Kapazität eine Verdoppelung und Verdreifachung der Wellenlänge zur Folge hat (Demonstration). Hierdurch wird experimentell nachgewiesen, daß die Wellenlänge, also auch die Schwingungszeit der Quadratwurzel aus der Kapazität und Selbstinduktion proportional ist.

Endlich ist noch nachzuweisen, daß sich die Wirkungen der elektrischen Schwingungen durch den Raum fortpflanzen und daß die elektrischen Wellen im Raum imstande sind, Resonanz zu erzeugen, wenn zwei Schwingungskreise aufeinander abgestimmt sind. Das geschieht mit Hilfe der a. a. O. Fg. 5 abgebildeten Versuchsanordnung (Demonstration). Nur dann tritt volle Resonanz ein, wenn sowohl die Kapazität, wie auch die Selbstinduktion beider Schwingungskreise übereinstimmen.

Nach diesen grundlegenden Versuchen erst sind die Schüler imstande, das Wesen der drahtlosen Telegraphie zu erfassen. Wenn man jetzt noch zwei vollständige Stationen für Funkentelegraphie vorführen kann und will, so ist in wenigen Stunden das wichtige Gebiet der elektrischen Wellen, einschließlich ihrer Anwendungen, so weit durchgearbeitet, daß die Schüler die Funkentelegraphie nicht bloß anstaunen, sondern ihr mit Verständnis gegenübertreten und die stetigen Fortschritte auf diesem Gebiete verfolgen und begreifen können.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Prof. Dr. P. Gruner (Bern) erörterte die Frage **Über Verwertung von Theorien und Hypothesen im physikalischen Unterricht.**[1])

---

1) Dieser Vortrag ist erschienen in den „Monatsheften für den naturwissenschaftlichen Unterricht“, Dezember 1907, und ist außerdem als Separatabdruck bei B. G. Teubner, Leipzig, erhältlich.

Der Referent geht aus von der Erfahrung, daß sogar bei naturwissenschaftlich Gebildeten oft eine ziemliche Unklarheit in bezug auf die Begriffe von Theorie, Hypothese und Tatsache bestehe. Da diese Begriffsverwirrung zum Teil durch den Unterricht selber hervorgerufen wird, so spricht er den Wunsch aus, es möchte im Physikunterricht, anfangs oder zu Ende, stets eine kurze Darlegung über Ziel, Grundlagen und Methoden der physikalischen Forschung gegeben werden.

In bezug auf die Grundlagen sind die Schüler darauf aufmerksam zu machen, daß alle naturwissenschaftliche Erkenntnis auf gewissen Voraussetzungen beruht. Die Naturforschung hat als einzig sicheres Wissen die Resultate sinnlicher Wahrnehmung. Dieselben geben keinen Aufschluß über das Wesen der Wirklichkeit an sich, sondern können nur in Form eines Weltbildes in Zusammenhang gebracht werden. Dieses Weltbild muß sich stets in den Rahmen von Raum, Zeit und Substanz einpassen lassen und unseren Denkgesetzen entsprechend aufgebaut sein. Zu letzteren gehört insbesondere auch das Kausalgesetz, das demnach nicht als Aufschluß über den tiefsten inneren Zusammenhang der Dinge angesehen werden darf. Der willkürliche und zum Teil hypothetische Charakter der Begriffe Materie, Atom, Äther, Kraft und die rein utilitaristische Bedeutung des Bestrebens, alle Erscheinungen auf mechanische Prinzipe zurückführen zu wollen, wird kurz berührt.

Als ausschließliche Methode wirklicher Naturforschung wird die Empirie hingestellt. Dieselbe bedarf aber unbedingt der Theorien und Hypothesen. Während die Empirie das tatsächliche Erfahrungsmaterial liefert und die Hypothesen die ihnen untergeschobenen Annahmen bilden, sorgt die Theorie für den logisch korrekten Ausbau beider. Als „reine Theorie" ist jedes richtige System zu betrachten, das sich auf Grund bestimmter Annahmen ableiten läßt. Der „allgemeinen Theorie" ist die wichtige Aufgabe gestellt, zunächst aus den empirischen Daten eine Hypothese, ein sogenanntes physikalisches Gesetz, herauszuarbeiten, sodann die darin befindlichen Begriffe scharf zu definieren und endlich die darin enthaltenen Annahmen in Form einer „reinen Theorie" in allen ihren Konsequenzen auszubeuten.

An dem einfachen Beispiele des Reflexionsgesetzes werden diese Gedanken erörtert und die Schwierigkeiten ihrer Durchführung berührt. Zum Schluß wird betont, daß nun wiederum die Empirie die gezogenen Konsequenzen zu prüfen hat und daß erst dadurch der Theorie ihr richtiger Wert gegeben wird.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren: E. Brocke (Zabern), A. Witting (Dresden-Strehlen), E. Hagenbach-Bischoff

(Basel), P. Epstein (Straßburg), K. Geißler (Ebikon, Luzern), E. Lippmann (Wien), O. Spieß (Basel), R. Flatt (Basel), A. Maurer (St. Johann-Saarbrücken).

Dr. K. Geißler (Ebikon, Luzern) lieferte **Beiträge zur Vertiefung und Verbindung des exakten Unterrichtes durch Unendlichkeit und Kontinuität.**

Das ideale Ziel des höheren Schulunterrichts ist die harmonische Verbindung aller Schulfächer anstatt der Zersplitterung. Nachträgliche Verbindung großer Wissensmengen ist nur hochstehenden Geistern möglich. Die Schule kann nach einer Verbindung streben, die schon in den Anfängen, in den Grundbegriffen liegt, und auf sie zurückkommen, soll nicht etwa solche Grundbegriffe formal erstarren lassen. Solche Verbindung und Vertiefung ist zwar philosophisch, kann und soll aber nicht als Philosophie bestimmter Art betrieben werden. Ist auch der Lehrer möglichst philosophisch gebildet, so will er doch den jungen Schüler nicht zum Philosophen machen. Aber er will seinen Geist für tiefe Bildung vorbereiten.

Die exakte Wissenschaft zeigt, daß überall Beschränkung vorliegt; sie arbeitet mit Begriffen und Grundanschauungen, aber in ihnen liegen Rätsel, schwere Probleme. Das Kind fühlt dies von vornherein, fragt allgemeiner als der fachmännisch Gebildete; es soll bewahrt werden vor zu frühzeitigen, einseitigen Schlüssen. Die Grenzen, welche sich überall bei der Bildung von Begriffen zeigen, sollen nicht chinesische Mauern sein; sie bieten Berührungen; ein Überschauen ermöglicht die harmonische Verbindung der Wissensgebiete, eine Art von Kontinuität.

Ich kann hier nur einige Beispiele andeuten, zunächst aus dem Gebiete der Mathematik, aber möglichst mit Beziehung zu anderen Schulfächern, und muß im einzelnen auf meine Bücher und Spezialaufsätze verweisen, in denen die Lehre von den Weitenbehaftungen entwickelt ist. Der Begriff der Einheit ist nicht bloß in der Mathematik[1]) von grundlegender Wichtigkeit, sondern in allen Wissenschaften. Darum soll man ihn schon im Anfange nicht zu einseitig fassen. Zur Einheit gehört Begrenzung. Man muß immer fragen: Was gehört zu dem betreffenden Einheitsbegriffe z. B. Haus, Mensch, Ich[2]), Wald, Atmosphäre, Erde, Welt? Aus dem anfänglichen zu engen oder zu allgemeinen Erfassen des Begriffs wie Ich entstehen oft verkehrte Fragen wie: „Entstehe ich?“ „Sterbe ich?“ und daraus

---

1) Vgl. Pädagog. Rücks. beim math. Studium und die Frage der phil. Propädeut. Neue Jahrb. 18. H. 5. 1906, Abt. II.

2) Bewegung und Geschehen, Werden und Vergehen, Philos. Wochenschrift V. N. 7—11, 1907.

einseitige Antworten. Unter Welt versteht man oft die sinnlich kennengelernte und sinnlich vorgestellte, oft auch etwas Unsinnliches, etwas aus Sinnlichem und Übersinnlichem Gemischtes. Besonders wichtig ist es zu fragen, ob gewisse Kleinigkeiten zu dem Inhalte eines Begriffes gehören. Der alte Satz, daß das Einzelne nichts sei vor dem All, wird jedem Kinde bekannt; ähnliche Gedanken entstehen in der Seele jedes Kindes, obwohl sie die größten Schwierigkeiten enthalten. Ist es ein wirkliches Nichts? Gibt es ein wirkliches Nichts?

Besonders in der Größenlehre spielt die Beziehung des sogenannten verschwindend Kleinen zum Endlichen eine wichtige Rolle; oder wie ich sagen würde: des sinnlich Vorstellbaren, des unter- und übersinnlich Vorstellbaren. Es sei mir erlaubt aus dieser Lehre[1]) einiges hierher Gehörige anzudeuten. Die Streckeneinheit wie jede Strecke bedarf der Begrenzung. Was ist diese Begrenzung? Sie ist nicht dasselbe wie die vorher vorgestellte Strecke endlicher oder sinnlicher Ausdehnung. Ist der Punkt nicht räumlich? Ist die endliche Strecke, die gegenüber der unendlichen verschwindet, nicht räumlich? Jedes Kind muß der Gedanke befremden, daß der Punkt eine so große Rolle in der Raumlehre spielen soll und doch nicht räumlich ausgedehnt sein soll. Nach meiner Lehre ist der Punkt immer nur für ein bestimmtes Gebiet zu definieren, z. B. für das Endliche, besser sinnlich Vorstellbare als etwas Räumliches, aber grenzenlos Kleines. Eine endliche Strecke AB ist für die unendlich lange Linie wie ein Punkt, ist geradezu ein Anfangspunkt für dies Übersinnlichgroße, natürlich wenn man die bestimmte endliche Ausdehnung, die ja für das Unendliche verschwindet, nicht mitberücksichtigt. Sie hat nur Sinn im Vergleich zu anderen endlichen Größen. Ebenso hat eine unendlich kleine Größe eine bestimmte Länge nur im Verhältnis zu anderen untersinnlich vorstellbaren Größen. Für ein Kind hat die Beschäftigung mit solchen unendlich kleinen Strecken weniger Fremdes wie für den älteren, dies nicht gewohnten Mathematiker.

Die Erweiterung der Zahlen zu Null, negativen, irrationalen usw., macht den Schülern Kopfzerbrechen und befremdet sie sehr. Wenn man den Einheitsbegriff von vornherein allgemeiner faßt, die Begrenzung nur für ein bestimmtes Gebiet, z. B. das sinnlich Vorstellbare gelten läßt, so verschwindet das Sonderbare und formal Abstoßende. Man sage dann nicht: $a - a$ sei eigentlich nichts und solle nur definiert werden als eine Zahl. Die Gleichheit von a

1) Die Grundsätze und das Wesen des Unendlichen, B. G. Teubner 1902.

und a gilt ebenfalls nicht absolut oder allgemein,[1]) sondern z. B. zuerst nur für sinnlich vorgestellte Größen, die bei Heranziehung des Untersinnlichgroßen auch verschieden sein können. Minister und Bauer sind gleich als Menschen und doch sehr verschieden; die bei A beginnende unendliche Linie ist um AB verschieden von der ein endliches Stückchen weiter, bei B beginnenden und doch für das bloß Unendliche gleich. Das eine a kann um unendlichwenig größer vorgestellt werden als das andere a, ihre Differenz ist Null für das Endliche, aber eine unendlich kleine Größe für Berücksichtigung des Untersinnlichen. Ähnlich steckt in der Bildung einer einfachen Zahl schon eine Ordnung, die man umkehren kann. Berücksichtigt man dies nur gleich zur rechten Zeit, so hat die Einführung der negativen Zahlen nicht mehr das Befremdende und es ist keine Definitionsschaffung nötig. Ebenso ist die Vorstellung der Reihe schon bei der ersten Zahlenbildung vorhanden. 0,9999 ... aufzufassen als $1 - \delta$, was für das Endliche 1 ist, hat dann nichts Sonderbares mehr. Daß $(1 + \delta)^\infty$, falls $\delta = 1 : \infty$, die irrationale Zahl e geben soll, hat für den Schüler etwas höchst Befremdendes an sich, falls er die Weitenbehaftungen nicht kennt; es ist nach dieser Lehre, welche den Grenzbegriff[1]) überflüssig macht, $1 \cdot 1 \cdot 1 \cdot 1 \cdots$ oder $1^\infty = 1$, hat aber ganz andere Werte, sobald man die δ-Größen mitberücksichtigt.

Führt so die Vorstellung der Begrenzung zu Verbindungen zwischen den Zahlen, so vermag auch das Unendlichgroße Verbindungen zwischen solchen endlichen Figuren zu liefern, welche in das Unendliche weisen. Es ist z. B. möglich gewesen,[2]) die Ellipse, Parabel und Hyperbel, deren Verschiedenheit infolge des Unterschiedes vom Endlichen und Unendlichen (zwei Zweige der Hyperbel!)

1) Kritik des Grenzbegriffes; Philos. Wochenschrift Bd. 2, Heft 11—13, Neue Darstellung des Grenzüberganges und Grenzbegriffes durch Weitenbeh. Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaft 1907, Nr. 1. Über Notwendigkeit, Wirklichkeit, Möglichkeit und die Grundlagen der Mathem. Archiv für system. Philos. XI, 1. 1905. Über Begriffe, Definition und mathem. Phantasie, ebenda XII, 1906, Heft 1. Identität und Gleichheit, Zeitschrift für philol. und philos. Kritik, 126, 1905; Gleichh. nach Behaft. Saccheri, Gauß und nichteuklid. Geometrie, ebenda, Bd. 128. Ist die Annahme von Absolutem in der Anschauung und dem Denken möglich? Archiv 1908.

2) Die Kegelschnitte und ihr Zusammenhang durch Kontinuität der Weitenbeh. H. W. Schmidt, Jena 1905. Aufsuchen von Punkten geradliniger Kegelschnitte, Zeitschrift für lateinl. höh. Schulen, 18, Heft 1, Oktober 1906. Projektiv. Schnittkurven auf unendlicher Kegelschnittkugel, ebenda 16, Heft 2. Asymptote der Parabel und unendliche Ellipse, Pädagog. Archiv 47, 3, 1905.

den Schüler sehr wundert, auf dasselbe Gesetz zurückzuführen, z. B. die Ellipsenpunkte durch Differenz, die Hyperbelpunkte durch Summe der Radien zu definieren, je nachdem man den einen Radius durch das Endliche oder nach der anderen Seite durch das Unendliche zum Brennpunkte hinzieht. Die Kontinuität erhält dadurch eine Erweiterung oder einen viel allgemeineren Charakter. Anfänge im Endlichen (der Zeit nach), Unterbrechungen und Aufhören für endliche Zeiten spielen nun aber auch in der Biologie, überhaupt in der sich schon jedem Kinde aufdrängenden Betrachtung des Lebens eine große Rolle. Die Entstehung des lebenden Wesens, die eigentümliche Unterbrechung durch Schlaf und Ohnmacht, der Tod sind rätselhafte Fragen, von denen wir vergebens suchen würden, die Kinder zurückzuhalten. Tun wir es zu sehr, indem wir uns z. B. der Neugierde der Kinder in sexueller Beziehung zu sehr verschließen, halten wir überhaupt die Jugend zu sehr fern vom Rätselhaften, Philosophischen, so verlieren wir das Zutrauen und treiben die Schüler dahin, sich anderweit Kenntnis zu holen. Zwar kommen in gewissen Unterrichtsfächern, in der Religion, Fragen wie die vom Unendlichen, vom ewigen Leben, von Gott vor, und in der Biologie die Fragen von Seele und Leib, Leben und Tod, Kampf ums Dasein, von der Lebensgemeinschaft; wenn wir aber de einzelnen Fächer zu sehr voneinander abschließen, treten wir einer Grundlage für eine tiefere Weltauffassung hindernd entgegen. Der Zusammenhang z. B. zwischen der Biologie und jenen allgemeinen Fragen ist da. Wenn wir aber stets absichtlich nur das durchnehmen, was „sonnenklar erscheint", so macht der Schüler im Innern doch nicht Halt, er bildet sich auf eigene Faust eine verfrühte Weltanschauung, eine flache Philosophie. Er möge lernen, daß nicht bloß bei diesen Fragen Rätsel vorhanden sind, sondern für den tiefer Denkenden überall, daß wir immer nur vorläufig Halt machen durch Wortbildung, daß wir stets auf die einfachsten Begriffe zurückkommen müssen. Nicht durch die Masse des einzelnen Wissens wird man klug, sondern trotz der einzelnen Fächer, trotz der vielen Einzelheiten der Schule — hoffentlich heißt es einmal: dank auch der Einzelheiten der Schule!

Eine Diskussion findet nicht statt.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, vormitt. 10 Uhr 30 Min.

Vorsitzender: Prof. Dr. H. Veillon.

Prof. Dr. E. Lippmann (Wien) gab einen Überblick über die **Geschichte der Chemie bis Lavoisier mit besonderer Berück-**

sichtigung des Paracelsus. Der Begriff und die Aufgaben der Chemie haben im Laufe der Jahrhunderte vielfache Wandlungen durchgemacht. Aristoteles meinte, daß seine fünf Elemente, Erde, Wasser, Feuer, Luft und Äther, das Weltganze bilden und ineinander überführt werden können. Hieraus entwickelte sich die spätere Alchemie, welche die Transmutation der Metalle bezweckte, also aus unedelm Metall Gold machen wollte. Bereits den alten Ägyptern, beziehungsweise den ägyptischen Priestern, war schon die Alchemie bekannt und wurde deshalb vom Volke als heilige Kunst verehrt. Die alchemistische Zeit erstreckt sich vom 4. bis 16. Jahrhundert, dieselbe war nicht allein auf die Goldgewinnung gerichtet, sondern bezweckte auch die Herstellung einer Wunderarznei (Panacee), um das menschliche Leben zu verlängern.

Aus den Mitteilungen des Plinius, Homer und anderer Klassiker wissen wir, daß die Alten das Quecksilber, Silber usw. kannten, das Glas war bereits den Phöniziern bekannt.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts beginnt eine neue Richtung der Wissenschaft, indem dieselbe sich mit der Herstellung wirksamer Heilmittel beschäftigte, welche der Medizin als Grundlage dienten, die Iatrochemie. Die Krankheiten wurden von Paracelsus, einem der wichtigsten Vertreter dieser Richtung, auf chemische Vorgänge im Organismus zurückgeführt, so daß durch Einwirkung chemischer Präparate der normale Gesundheitszustand hergestellt werden konnte.

Die Geschichte der reinen, selbständigen Chemie beginnt im 17. Jahrhundert durch Robert Boyle, der als ihre Hauptaufgabe die Kenntnis der Zusammensetzung der Körper bezeichnete. Derselbe bringt die Chemie durch das nach ihm genannte Gesetz in nahen Zusammenhang mit der Physik, und jetzt erst kann man die Chemie als selbständige Wissenschaft bezeichnen, welche von nun an ideale Ziele ohne Rücksicht auf praktische Zwecke verfolgt.

Stahl stellt im 17. Jahrhundert seine Phlogistontheorie auf, der zufolge alle Substanzen einen gemeinsamen Bestandteil, das Phlogiston, enthielten. Nach dieser Hypothese würde bei der Verbrennung und Verkalkung das Phlogiston entweichen. Je leichter eine Substanz verbrennt, desto reicher ist dieselbe an Phlogiston, so daß Kohle als reines Phlogiston zu betrachten wäre. Die Anhänger dieser Theorie bezeichnete man als Phlogistiker. Unter diesen müssen Priestley und Scheele besonders genannt werden, da dieselben ungeachtet dieser irreführenden Theorie die Chemie um hochbedeutende Entdeckungen bereicherten.

Beide Forscher entdeckten unabhängig voneinander den Sauerstoff; daß derselbe in der organischen Welt durch den Stoffwechsel

der Tiere und Pflanzen einem Kreislauf unterliegt, die Kenntnis dieser für die pflanzenphysiologische Chemie so fundamentalen Tatsache verdanken wir Priestley. Sein Zeitgenosse Scheele (1742—1786) zeichnete sich durch seine wunderbare Gabe der Beobachtung aus. Demselben verdankt man die Auffindung manch analytischer Methoden. Seine grundlegende Arbeit über den Braunstein führte zur Entdeckung der wichtigen Elemente: Sauerstoff, Chlor, Mangan und Baryum. Erst Lavoisier war es 1772 vorbehalten, durch seine die Verbrennung aufklärenden Versuche die phlogistische Theorie zu stürzen. Indem er Schwefel, Phosphor, Kohle im Sauerstoff verbrannte, beobachtete er mit Hilfe der von ihm angewandten Wage eine Gewichtzunahme von Sauerstoff, indem sich Kohlensäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure bildeten. Beim Erhitzen von Zinn in einem verschlossenen Gefäße beobachtete er eine Zunahme des Gewichtes des Zinns, die ihren Ursprung in der Verkalkung des Metalls findet und einer Gewichtabnahme der Luft entspricht. Durch solche und ähnliche Beobachtungen wurde Lavoisier der Reformator der Chemie, indem er dem antiphlogistischen System zum Siege verhalf, so daß er noch heute als der Schöpfer der modernen Chemie bezeichnet werden muß.

Doch kehren wir zu dem Begründer der Iatrochemie, dem großen Paracelsus, zurück. Derselbe, Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim, wurde zu Einsiedeln in der Schweiz geboren. Frühzeitig lernte er als Arzt die damaligen scholastischen Theorien eines Galenus und Avicenna kennen. Dieselben beruhten nicht auf Beobachtung, sondern auf scharfsinniger Spekulation, so daß die erstere durch aprioristische Konstruktionen zurückgedrängt wurde, die man wie Kirchendogmen lehrte. Durch die Entdeckung von neuen Heilmitteln wie: Kupfervitriol, Sublimat, Bleizucker, Antimonverbindungen, Laudanum, Eisentinkturen usw., sowie durch glückliche Heilerfolge gewinnt er bald ein großes ärztliches Ansehen. Auf Anraten von Erasmus von Rotterdam folgte er einem Rufe des Rates der Stadt Basel als Stadtarzt und Universitätsprofessor. 1526 erscheint seine polemische Streitschrift gegen die galenische Schule und das damalige Apothekerwesen. Die von ihm entdeckten neuen Heilmittel zwangen die Apotheker, diese kennen zu lernen, so daß Paracelsus als Begründer der Pharmazie bezeichnet werden muß.

Mit mutvoller Begeisterung kämpft er für alle seine reformatorischen Ideen, die ihn in Gegensatz zu allen Kreisen der Stadt Basel bringen, so daß er bei Nacht aus Basel flüchten muß, um in Salzburg bald nach kurzer Krankheit zu sterben, wo heute noch sein

Bildnis an einem alten Gebäude am Platz neben der Salzachbrücke angebracht ist. Die Erinnerung an diese Lichtgestalt, diesen wissenschaftlichen Winkelried, welcher die Befreiung der Medizin von scholastischen alten Grundsätzen siegreich durchführte, regt den Wanderer zum Nachdenken an über die Wandelbarkeit wissenschaftlicher Doktrinen.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Dr. med. Th. Beck (Basel) behandelte **Das wissenschaftliche Experiment in der Hippokratischen Büchersammlung** in folgender Weise:

Die Geschichtschreibung über die Experimentierkunst behandelt das Corpus Hippocraticum, dessen Entstehungszeit in das fünfte und vierte vorchristliche Jahrhundert bis zum Beginne der Aristotelischen Zeit zu verlegen ist, mit Unrecht in stiefmütterlicher Weise und versetzt die Anfänge der Experimentierkunst in viel spätere Zeiten; folgende Experimente, die dieser Büchersammlung[1]) von verschiedenen Autoren — den „Hippokratikern" — entnommen sind, beweisen, daß eben schon im vorhin genannten Zeitalter das methodisch ausgebildete Experiment mit teilweise daran anknüpfenden theoretischen Betrachtungen der Forschung gedient hat: Die Verdunstung des Wassers aus dem festen Aggregatzustande, dem Eise, wird folgendermaßen behandelt:

Εἰ γὰρ βούλει ὅταν ᾖ χειμών, ἐς ἀγγεῖον μέτρῳ ἐγχέας ὕδωρ θεῖναι ἐς τὴν αἰθρίην, ἵνα πήξεται μάλιστα, ἔπειτα τῇ ὑστεραίῃ ἐσενεγκὼν ἐς ἀλέην, ὅκου χαλάσει μάλιστα ὁ παγετός, ὁκόταν δὲ λυθῇ, ἀναμετρεῖν τὸ ὕδωρ, εὑρήσεις ἔλασσον συχνῷ.[2])

Wenn man zur Winterszeit in ein Gefäß Wasser eingießt vermittels eines Meßinstruments und dasselbe unter freien Himmel setzt, an einen Ort, an welchem es am ehesten zum Gefrieren gelangt, dann aber am folgenden Tag das Eis an einen warmen Ort bringt, wo es möglichst leicht auftauen kann, und es dann nach erfolgter Verflüssigung wieder nachmißt, so wird man finden, daß es bedeutend weniger ist.

---

1) Über die sog. Echtheitsfrage, welche diese Büchersammlung betrifft, siehe meine „Hippokrates-Erkenntnisse", Verlag von E. Diederichs, Jena 1907.

2) *Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων*, Kap. 8; Beck, Erkenntnisse des Hippokrates, S. 63, Verlag von E. Diederichs, Jena. Im folgenden wird „Beck. Erkenntnisse des Hippokrates" abgekürzt durch B. E. bezeichnet. —

Ferner die Verdunstung des Wassers aus dem flüssigen Aggregatzustande. Diesem Versuche schließt sich die Beobachtung an, daß ein und dieselbe Stoffmenge verschiedene Verdichtungskapazität besitzt, je nachdem dieselbe eine größere oder eine kleinere Gesamtoberfläche darbietet:

Εἴ τις ὑπὲρ ὕδατος — δύο ἡμέρας καὶ δύο εὐφρόνας θείη εἴρια καθαρὰ καὶ εἷμα καθαρὸν καὶ βεβυσμένον εὐστάθμως ἴσον τοῖσι εἰρίοισιν, ἀνελὼν εὑρήσει στήσας πολλῷ βαρύτερα τὰ εἴρια ἢ τὸ εἷμα — τὰ μὲν εἴρια — ἀναδέξεται τοῦ ἀποχωρέοντος (ὕδατος) πλέον.[1])

Wenn man während zweier Tage und Nächte über Wasser reine Wolle einerseits und andererseits ein reines dichtes Gewebe von genau gleichem Gewichte wie die Wolle bringt, dann beim Wegnehmen abwägt, so wird man finden, daß die Wolle viel schwerer ist als das Gewebe, denn die Wolle nimmt viel mehr von dem verdunstenden Wasser auf.

Ein weiterer Versuch beschäftigt sich mit der Hydrostatik, und zwar mit dem Gesetze über kommunizierende Röhren oder Gefäße, so daß also Vitruvius Pollio, der Baumeister des Kaisers Augustus, sein Gesetz über kommunizierende Röhren schon in seinem „Hippokrates" hätte lesen können:

Εἴ τις ἐς χαλκεῖα τρία καὶ πλείονα — αὐλοὺς ἐναρμόσας — καὶ ἐγχέοι ἡσυχῇ ἐς ἓν τῶν χαλκείων ὕδωρ — ῥεύσεται ἐς τὰ ἕτερα χαλκεῖα μέχρις ὅτου καὶ τὰ ἄλλα ἐμπλησθῇ.[2])

Wenn man in drei oder mehr Kessel (verbindende) Röhren anbringt und langsam in einen der Kessel Wasser eingießt, so wird dasselbe auch in die andern Kessel fließen, bis auch die übrigen angefüllt sind.

Ein weiterer Versuch betrifft das spezifische Gewicht im ersten Buche über die fötale Konstitution.[3]) Es wird dieser Versuch durch folgenden Satz aus der Schrift *περὶ ἀέρων*[4]) ins richtige Licht gesetzt:

ὥσπερ γὰρ ἐν τῷ στόματι διαφέρουσι (τὰ ὕδατα) καὶ ἐν τῷ σταθμῷ . . .

denn wie dieselben (die Wässer) Unterschiede im Geschmacke zeigen und im Gewichte . . .

1) *Γυναικείων πρῶτον*, Kap. 1, B. E., S. 283.
2) *Περὶ νούσων τὸ τέταρτον*, Kap. 34, B. E., S. 281.
3) *Περὶ φύσιος παιδίου τόπων*, Kap. 17, B. E., S. 277.
4) *Περὶ ἀέρων ὑδάτων*, Kap. 1, B. E., S. 61.

Die Hippokratiker kannten somit verschiedene Gewichte verschiedener Wassersorten, somit spezifische Gewichte.

Aber auch das Verhältnis der Dichte eines Körpers zu seiner Temperatur glaubten die Hippokratiker durch die ihnen bekannte Selbstentzündung folgendermaßen erklären zu können:

Καὶ ἱμάτια συνδεδεμένα καὶ κατεσφηνομένα ἰσχυρῶς δορὶ κατακαίεται ὑπὸ σφέων αὐτῶν ὥσπερ ὑπὸ πυρὸς ἐκκαέντα· καὶ τἄλλα εἴ τις θέλοι ἐνθυμηθῆναι, πάντα ὅσα πεπίεσται ὑπὸ σφῶν αὐτῶν, θερμότερα εὑρήσει ἢ τὰ ἀραιῶς κείμενα.[1])

Fest zusammengebundene und mit einem Stocke (als Hebel) festgeknebelte Stoffe entzünden sich von selbst, als ob sie durch Feuer angezündet wären; und im übrigen, wenn jemand der Sache auf den Grund gehen will, wird er finden, daß alles, was durch sich selbst einen Druck erleidet, wärmer sei als locker gelagerte Substanzen.

Allen diesen Versuchen ist nicht viel beizufügen, sie sprechen durch sich selbst; so ergeht es auch dem folgenden, der an sich interessant und wichtig genug ist, der aber meines Wissens nie mehr besonders erwähnt worden ist:

Εἴ τις λήκυθον — στενόστομον ἐμπλήσας ἀλείφατος καταστρέψειεν ἐπὶ τὸ στόμα καθ' ἰθὺ — οὐ δυνήσεται ἐξ αὐτῆς χωρέειν τὸ ἔλαιον — ἢν δὲ ἐπικλίνῃ — ῥεύσεται ἐξ αὐτῆς τὸ ἄλειφα· τὸ αὐτὸ ποιήσειε καὶ ἐπὶ τραπέζης ὕδωρ.[2])

Wenn man ein Ölfläschchen mit engem Halse mit Öl anfüllt und dann senkrecht auf seine Mündung umstülpt, so wird das Öl aus demselben nicht herausfließen können; wenn man es hingegen neigt, so wird das Öl aus demselben herausfließen. Den gleichen Vorgang bietet jeweilen ein auf einen Tisch (umgestülpter Becher) Wasser dar (welcher auch nicht ausläuft wegen des Luftdruckes).

Dieses embryonale Stadium des Toricellischen Versuches scheint zu damaliger Zeit recht bekannt und beliebt gewesen zu sein, sonst würde es nicht seinen Terminus technicus mit „*ὕδωρ ἐπὶ τραπέζης*“ erhalten und geführt haben. — Diesen physikalischen Ver-

1) *Περὶ φύσιος παιδίου*, Kap. 24, B. E., S. 277.
2) *Περὶ νούσων τὸ τέταρτον*, Kap. 51, B. E., S. 283.

suchen verwandt ist folgendes Verfahren zur Sterilisation des Wassers durch Kochen:

(τὸ ὕδωρ) δεῖται ἀφέψεσθαι καὶ ἀποσήπεσθαι· εἰ δὲ μή, ὀδμὴν ἴσχει πονερήν.[1])

(das Wasser) muß abgekocht und (entfault) sterilisiert werden; geschieht dies nicht, so behält es einen schlechten Geruch.

Ebenso die Sterilisation des Honigs durch Kochen:

ἀφέλοιτο ἂν γὰρ ἡ ἕψησις τῶν κακοτήτων αὐτοῦ (τοῦ μέλιτος) τὸ πλεῖον τοῦ αἴσχεος.[2])

Das Kochen dürfte wohl das hauptsächlichste Verdorbensein (des Honigs) aufheben.

Aber auch auf anderem Felde, z. B. auf dem physiologischen Gebiete, finden sich Experimente im Corpus Hippocraticum, so der bekannte Versuch, welcher fälschlicherweise das Eindringen des getrunkenen Wassers in die Lunge beweisen soll.[3]) Ferner das physiologische Experiment, das den Verschluß der Semilunarklappen der Aorta und der Arteria pulmonalis betrifft; der Verschluß der Semilunarklappen wird hier durch Eingießen von Wasser oder Einblasen von Luft von der Seite der Sinus Valsalvae aus demonstriert:

Ἔστι δὲ ζεῦγος, ᾧ θύραισι μεμηχάνηνται τρεῖς ὑμένες ἑκάστῃ, περιφερέες ἐξ ἄκρου περ ὁκόσον ἡμίτομα κύκλου, οἵ τε ξυνιόντες θαυμάσιον ὡς κλείουσι τὰ στόματα, τῶν ἀορτέων πέρας· — οὔτε ὕδωρ ἂν διέλθοι εἰς τὴν καρδίην οὔτε φῦσα ἐμβαλλομένη.[4])

Es besteht ein Paar (Aorten) (Arteria pulmonalis und Aorta), an deren Ostien jederseits drei häutige Klappen angebracht sind, deren freier Rand halbkreisförmig ausgerundet ist; beim Verschluß dieser ist es wunderbar anzusehen, wie (genau) sie die Ostien, das Ende der Aorten, verschließen; denn weder Wasser, das man (in das Arterienrohr) hineingießt, wird in das Herz eindringen können, noch Luft, die man hineinbläst.

Zu bemerken ist, daß sich dieses physiologische Experiment direkt an eine Beobachtung am lebenden Tiere anschließt, nämlich an den Satz:

---

1) *Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων*, Kap. 8, B. E., S. 61.
2) *Περὶ διαίτης ὀξέων*, Kap. 57, B. E., S. 73.
3) *Περὶ καρδίης*, Kap. 2, B. E., S. 323.
4) *Περὶ καρδίης*, Kap. 10. B. E., S. 327. — Littré IX, p. 88.

Τὴν μὲν γὰρ καρδίην ἴδοις ἂν ῥιπταζομένην οὐλομελῆ, τὰ δὲ οὔατα κατ' ἰδίην ἀναφυσώμενά τε καὶ ξυμπίπτοντα.[1])

Denn man kann sehen, wie sich einerseits das Herz in seiner Totalität kontrahiert (pulsiert), die Herzohren dagegen (die Vorhöfe) sich gesondert aufblähen und wieder zusammenfallen.

Eine sehr richtige physiologische Beobachtung, gewonnen durch einen Tierversuch über den Modus der Herzkontraktion.

Solcher Versuche ließen sich noch weitere anführen; die beigebrachten mögen jedoch genügen, um zu beweisen, daß schon in dem Corpus Hippocraticum das methodisch ausgebildete Experiment teilweise mit daran anknüpfenden theoretischen Betrachtungen der Forschung gedient hat.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren: H. Veillon (Basel), F. Rudio (Zürich), O. Spieß (Basel), Th. Beck (Basel), M. Roth (Basel).

---

1) *Περὶ καρδίης*, Kap. 8, B. E., S. 325.

Festbericht.

An der im Jahre 1847 in Basel abgehaltenen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wurde den Veranstaltern das schmeichelhafte Lob zuteil, die Versammlung stehe hinter keiner der bisher abgehaltenen zurück. Als es nun galt, die Vorbereitungen für die Tagung von 1907 zu treffen, war es kein Wunder, daß es, wenn auch mit ungeteiltem Eifer, so doch mit geteilten Gefühlen geschah. Würde unsere Stadt ihre Anziehungskraft wie 1847 ausüben, und würden wir unsere freudig erwarteten Gäste auch diesmal befriedigen können? Diese beiden Fragen, vorab die erste, welche namentlich bei der Bestimmung des Termins von größter Bedeutung war, dürfen wir jetzt nachträglich zuversichtlich bejahen. Die stattliche Zahl von 468 von auswärts erschienenen Teilnehmern und der oft kundgegebene Ausdruck ihrer Befriedigung sind uns dessen Zeugen. Und befriedigt waren auch wir darüber, daß die Bemühungen der Geschäftsausschüsse um eine gute Organisation und der Sektionsobmänner um hervorragende Kräfte für die Vorträge von so gutem Erfolge gekrönt waren. Mit besonderem Dank sei auch des bis zum letzten Tage anhaltenden prächtigen Festwetters gedacht.

Nachdem schon im Laufe des 23. September die 16. Generalversammlung des deutschen Gymnasialvereins in der Aula des Museums stattgefunden hatte,[1] trafen sich, wie gewohnt, die Gäste mit den Einheimischen zum Begrüßungsabend, diesmal in den oberen Sälen des Stadtkasinos; belebte und wechselnde Gruppen bildeten sich, die Stimmung war sehr gehoben. Besonders bemerkt und geschätzt wurde die Anwesenheit Pfarrer *D.* S. Preiswerks, des einzigen hier lebenden Veteranen der ersten Basler Versammlung. Doch leerten sich schon bald nach 11 Uhr die Räume; man wollte sich nach langer Fahrt durch langen Schlaf für die Verhandlungen stärken.

Dienstag, den 24. September eröffnete der erste Vorsitzende, Prof. Dr. F. Münzer, den Kongreß. Der Nachmittag wurde

---

1) Vgl. darüber: Das humanistische Gymnasium, 1907, 18. Jahrg. 5. Heft.

teils zur Konstituierung der Sektionen, teils zur Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebung verwendet. In der Öffentlichen Kunstsammlung und im Historischen Museum waren die Konservatoren zur Führung der Besucher bereit, auf der Universitätsbibliothek hatte der Oberbibliothekar eine sehr interessante Ausstellung alter Handschriften und Drucke veranstaltet. Abends 7 Uhr fand das vom Ortsausschuß dargebotene Festessen im Musiksaal des Stadtkasinos mit gegen 700 Gedecken statt. Die Reihe der Toaste eröffnete der 1. Vorsitzende mit den Worten:

Wie es Brauch ist bei den Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner, gilt das erste Glas dem Vaterlande und dem Haupte des Vaterlandes. Die Oberhäupter der Staaten, deren Angehörige hier vornehmlich vereinigt sind, die oberste Behörde und Vertretung unseres Landes, der Hohe Schweizerische Bundesrat, Seine Majestät der Deutsche Kaiser, Seine Majestät der Kaiser von Österreich und König von Ungarn, sie leben hoch!

Bald nachdem der freudige Widerhall dieser Worte verklungen war, erhob sich der Präsident der Festkommission, Herr Dr. E. Köchlin, zum offiziellen Willkommgruß in folgender Ansprache:

Hochverehrte Anwesende!

Vom Ortsausschuß ist mir, dem nicht zu Ihrer Zunft Gehörenden, der höchst ehrenvolle Auftrag geworden, Sie, werte Ehrengäste und Gäste, willkommen zu heißen.

Ich danke unserer hohen Regierung für die Ehre, die sie uns durch Entsendung ihrer Vertreter erwiesen hat, und begrüße ihre Delegierten in unserer Mitte.

Ich begrüße den Herrn Rector magnificus unserer Alma mater Basiliensis und den Vertreter unserer Akademischen Gesellschaft, der Gehilfin unserer Universität. Mit Genugtuung begrüße ich unter uns die Vertreter der Schulbehörden des nachbarlichen Badens und Elsaß-Lothringens, und freue mich, Vertreter des Kantons Zürich, wo Ihre Versammlung in der Schweiz zuletzt getagt hat, bei uns zu sehen.

Ihr alle aber, die Ihr zu uns nach unserm lieben Basel gekommen seid, „seid uns gegrüßt!"

60 Jahre sind vergangen, seit Ihre illustre Versammlung der alten Konzilstadt die hohe Ehre ihres Besuches geschenkt hat. 60 Jahre, eine kurze Spanne Zeit in der Erscheinungen Flucht, und doch, wer möchte es unternehmen, von all dem zu reden, was seit dem Jahre 1847 erstrebt und errungen worden ist! Tausend begnadete Geister haben auf allen Gebieten menschlicher Bestrebungen neue Wege gesucht und gefunden, auf denen ein neues Geschlecht neuen Zielen zu-

strebt. Die engen Mauern sprengend, haben die Städte selbstbewußt ihre Grenzen gedehnt. Zersplitterte Staatengebilde sind unter dem ehernen Hammer der drängenden Zeit zu machtvollen Einheitsstaaten geschmiedet worden. Männer der Praxis haben dem Körper Flügel gegeben und der menschlichen Stimme ihre Grenzen genommen. Helden des Geistes haben der freien wissenschaftlichen Forschung die Bahn gebrochen und ihre helle Leuchte in die Welt getragen. Die Sprachforschung hat die Schätze des klassischen Altertums gesichtet und vergleichend gewertet. Unerbittlich und wohltuend trennt der Historiker Sage und Geschichte. — Was die Minnesänger sangen, ist Samtgut geworden, und des Volkes Lieder klingen wieder. Die Blüten der Literatur aller Völker finden ihre kundigen Bewunderer. Die alten Städte, die mit ihren Tempeln und ihren Toten längst versunken waren, sind wieder ins Licht des Tages gerückt worden, und aus den Gräbern seit Jahrhunderten schlafender Fürsten liest man ihre Geschichte. Wo Ströme des Wissens fließen, da sind geisteskühne Forscher an der Arbeit, den Ursprung und die Quelle zu finden. Und was auch auf den reichen Gefilden der Wissenschaft aufblüht, das alles soll einer lernbegierigen glücklichen Jugend zu bleibendem Besitze dargebracht werden. Und wahrlich, die Gewebe, die Sie, hochverehrte Gäste, am Webstuhl der Zeit gewoben haben, sind von den besten. Es war ein Adlerflug, den die vergangenen 60 Jahre uns zeigen. Wird es so bleiben? Das Firmament ist weit und des Adlers Auge verträgt die Sonne. Der Flug wird lichtwärts führen!

Basels Bürger sind stolz, Sie bei sich aufnehmen zu dürfen. Der Geist, der je und je in Basel lebte, der ehrfurchtsvoll der Wissenschaft und der Kunst huldigte, der durch alle Zeiten von berufenen und vorbildlichen Lehrern gelehrt und gepflegt worden ist, er ist auch heute noch wach und versucht seine Flügel zu regen, Ihnen entgegen. Mit Freuden haben wir den Kampfplatz gerüstet, auf dem Sie, die edle Garde der Wissenschaft, sich mit den blanken Waffen des Geistes messen wollen in einem Kampfe, in dem es keine Besiegten gibt. Und mit Freuden trachten wir, Ihnen die Kampfespausen zu erquickenden Ruhestunden zu gestalten, von denen wir, die nicht zur Garde gehören, hoffen, daß uns aus dem Zusammensein, das Sie uns mit Ihnen gestatten, reiche Anregung erwachse. Offen ist das Haus der Gastfreundschaft und offen sind die Herzen, Sie zu empfangen. Und wenn Sie auch rauschende Feste nicht finden werden, so nehmen Sie, bitte, das Dargebotene mit warmem Herzen, wie es mit warmem Herzen dargeboten wird.

Wenn aber, wie wir hoffen, unter Ihnen die rechte festliche

Stimmung Platz greift, so wollen wir nicht vergessen, daß heute viele unter uns in Sorge sind und bangen, ob unserem Nachbarland der edle Fürst erhalten bleibt. Sie seien versichert, daß wir mit ihnen fühlen; ist doch der königliche Herr von Baden unserm Land und insbesondere unserm Basel allezeit ein guter und lieber Nachbar gewesen.

Möge Ihre Versammlung von hohem wissenschaftlichen Wert für Sie alle sein, möge es uns aber auch gelingen, Ihren Aufenthalt bei uns in Basel so zu gestalten, daß Sie Sich stets mit Freuden an diese Tage erinnern mögen.

Verehrte Ehrengäste und Gäste! Mein Auftrag, Sie zu begrüßen, hätte sich in drei Worte, die alles umschließen, fassen lassen: „Seid herzlich willkommen!" Meine werten Hiesigen, die Ihr diese drei Worte mit mir fühlt, erheben Sie Ihr Glas und lassen Sie unsere verehrten Ehrengäste und Gäste dreimal hoch leben. Sie leben hoch!

Im Namen der Gäste antwortete Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat Prof. Dr. *D.* Harnack (Berlin) mit einer glänzenden, geistsprühenden Rede auf unser Basel. Nach einem Rückblick auf die Geschichte und Kultur der baslerischen Vergangenheit, in die der vor wenigen Stunden gemachte Fund einer Bischofsleiche des 12. Jahrhunderts im Münster unmittelbar zurückversetzte, kam er auf die Gegenwart zu sprechen. Alle Gebildeten verbinden mit dem Wort „Jena" einen bestimmten gleichen Begriff, ebenso mit dem Worte „Bonn" oder irgendeinem Städtenamen. Mit dem Worte „Basel" verbinden wir einen Begriff wie: Matrone mit jugendfrischem Gesicht. Man darf Ehrfurcht haben, nicht nur vor Basels Vergangenheit, sondern auch vor seiner Gegenwart; diese Ehrfurcht ist noch schöner. Basel ist klein unter den Großstädten. Aber auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst tut es das Seine. Seine Universität hat es trotz aller erforderlichen Opfer erhalten und wird sie auch in Zukunft erhalten. Auf sozialem und charitativem Gebiet leistet es Außerordentliches. Möge ihm unter allen Zwängen der Zukunft — Zwänge, die wir nötig haben — Luft, Kraft und Spielraum bleiben zur Hervorbringung von Menschen eigenen Wesens. Mit Hilfe der Universität, der Bürgerschaft und aller guten Geister der Vergangenheit möge es seine Ideale erhalten und bleiben, was es war: eine Vorstadt deutschen Wesens, vorbildlich für andere!

Für die Basler Regierung sprach der Vorsteher des Erziehungsdepartements Reg.-Rat Prof. Dr. Albert Burckhardt. Er sprach im Namen der Basler Zuhörer seine wärmste Freude darüber aus, daß wir von solcher Seite solche Worte haben hören dürfen, wie sie der Vorredner sprach, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß wir der

guten Worte uns werden würdig erweisen können mit Gottes Hilfe und unterstützt vom Mitstreben großer Männer, wie sie jetzt als Gäste unter uns weilen. Die Herren Philologen haben eine gewisse Seelenverwandtschaft mit den Baslern: die Philologen und die Basler sind Kritiker und lieben auch manchmal die subjektive Kritik mehr als die objektive. Möge es ihnen gut unter uns gefallen dank den Bemühungen der vorbereitenden Kommissionen, und mögen sie den Eindruck behalten, daß unter dem Basler Krummstab gut wohnen sei. Das Hoch des Redners gilt der gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit.

Mit feinen, launigen Worten toastierte Prof. Dr. Ed. Schwartz (Göttingen) auf die Damen, indem er namentlich ihre philologische Befähigung, d. h. ihre Kunst im Reden und Rechtbehalten pries.

Schließlich ergriff noch Hofrat Prof. Dr. Bormann (Wien) das Wort, um zur nächsten Philologenversammlung nach Graz einzuladen. Seine Rede ging indes in der animierten Stimmung den ferner Sitzenden leider teilweise verloren.

Zwischen den einzelnen Ansprachen ließ sich die Basler Liedertafel mit einem ausgewählten Programm schwieriger Männerchöre hören, die sie, fein nuanciert, zum Ausdruck brachte; besonders sei der Zugabe, einer Komposition des Kapellmeisters Suter, rühmend gedacht. Womöglich noch wärmeren Applaus errangen die Schülereliten des Gymnasiums; sie trugen mit ihren frischen Stimmen guteingeübte Chöre vor, unter anderm ein von Dr. Jenny gedichtetes und vom Dirigenten Dr. Löw komponiertes „Wanderlied des Gymnasiasten“; man hörte nur eine Stimme des Lobes über diese ausgezeichneten Leistungen und mehr als ein Festteilnehmer sprach mit Tränen im Auge seinen Dank für diesen seltenen Genuß aus.

Der übrige Verlauf des Abends war ein sehr gelungener und gemütlicher; viel trugen dazu das vom Wirt gut arrangierte und flink servierte Mahl und der allseitig wohlgewürdigte Ehrenwein bei, der eine immer kleiner werdende Schar bis $^1/_2$ 2 Uhr zusammenhielt. Die künstlerisch ausgestattete Tischkarte wird mancher Teilnehmer als Andenken bewahren.

Der Mittwochabend war nach den Sektionssitzungen des Vormittags und der zweiten allgemeinen Versammlung des Nachmittags dem ungezwungenen Beisammensein zur Pflege der persönlichen Beziehungen in den Stammlokalen gewidmet. Auch hatten die Obmänner mehrerer Sektionen manche Mitglieder in ihren Häusern versammelt.

Nachdem der Donnerstagmorgen eine ungewöhnlich große Zahl Festteilnehmer mit der archäologischen und historisch-epigraphischen

Sektion nach Windisch (Vindonissa) zur kombinierten Sitzung entführt hatte und für den Nachmittag die Damen vom Damenkomitee zu einem hübsch arrangierten Kaffee im St. Margarethengut eingeladen waren, trafen sich um $^1/_2$ 7 Uhr die Gäste und ein zahlreiches Publikum im herrlichen Münster, um Berlioz' Requiem, vom Basler Gesangverein dargeboten, anzuhören und auf sich wirken zu lassen. Die Münchener Neuesten Nachrichten melden darüber unter dem 12. Oktober: „Vor allem war die musterhafte Aufführung von Berlioz' Requiem in dem prachtvollen Münster ein Genuß höchsten Ranges. Das mächtige Werk kam unter Kapellmeister Suters Leitung mit der ganzen Wucht seiner Tonsprache und, trotz aller Kompliziertheit seines Baues, in voller Klarheit der Grundlinien zur Erscheinung." Und der Musikreferent der „Basler Nachrichten", Priv.-Doz. Dr. K. Nef, schreibt in seinem Referat u. a.: „Doch es soll hier nicht noch einmal das Requiem im einzelnen besprochen werden, sondern nur die schöne Aufführung durch den Gesangverein dankend quittiert sein. Es schien, daß die Philologen und Schulmänner in großer Zahl der Aufführung beiwohnten und man darf wohl daraus schließen, daß auch heute noch ein Fünkchen Musikliebe in ihnen glimmt. Im Mittelalter und bis zur Zeit des Rationalismus waren alle Schulen, hoch und niedrig, der Musik in herzlicher Liebe zugetan; im 19. Jahrhundert haben sie ihr diese Neigung leider vielfach entzogen. Man darf wohl bei dieser Gelegenheit den Wunsch aussprechen, sie möchte in früherer Stärke wiederkehren und die modernen Philologen möchten auch in diesem Punkte, wie die musikbegeisterten Humanisten, ihrem Vorbild, den Griechen, nachahmen. Den Idealismus zu fördern, woran es uns heute so not tut, ist die Tonkunst ein starkes Hilfsmittel."

Nach dem Konzert folgten verschiedene Teilnehmer einer Einladung des Rector magnificus zum Nachtessen im Sommerkasino.

Für den Freitag war ein Bierabend vom Ortsausschuß angeboten. Noch einmal füllte sich der Musiksaal bis zum letzten Plätzchen. Ein gemütliches Leben an kleinen Tischen, beim Trunk und kalten Imbiß, entwickelte sich schnell, ernsthafte Fachgespräche mischten sich mit heiteren Scherzworten, die Befriedigung über das Geleistete und Gehörte klang aus allem heraus. Allgemeine Heiterkeit aber erregte ein von Dr. W. Vischer gedichtetes Festspiel. Es versetzte uns zuerst in eine Beratung der olympischen Götter über die Frage, wie der Basler Philologentag unterstützt werden könnte. Nachdem sich gezeigt hatte, daß weder ein Gott noch Geld zu diesem Behufe verfügbar sei, wird der Entschluß gefaßt, die Basler Humanisten Erasmus, Amerbach, Platter und Froben aus der Unter-

welt zu berufen und zu entsenden, die dann ziemlich scharfe Kritik an Ausstattung und Gehalt der Festschriften üben. In launiger Bierrede stattete Prof. Dr. Wolters (Würzburg) dem Dichter den Dank der Versammlung ab. Einige gemeinsame Studentenlieder vermochten auf kurze Zeit noch den Zusammenhang der Corona aufrecht zu erhalten, dann wurden die Lücken größer und größer, galt es doch am folgenden Morgen $^1/_2$8 Uhr im Eisenbahnwagen zu sitzen. Eine kleine, größtenteils von Studenten gebildete Bierrepublik hielt zusammen, bis um $^1/_2$2 Uhr der Wirt unerbittlich Schluß erklärte.

Zum Ausflug an den Vierwaldstättersee stellten sich rund 200 Personen ein, die, von einem Extrazug gegen $^1/_2$10 Uhr nach Luzern gebracht, dort den unter Dampf liegenden prächtigen „Schiller" betraten. Ein zeitgemäßer Imbiß versetzte die Gesellschaft alsbald in die richtige Stimmung, der sich sogar das Wetter anzupassen verstand; denn mehr und mehr umzogen sich Himmel und Berge mit Wolken und kräuselte sich der See mit schaumgekrönten Wellen, und kaum waren wir auf der Höhe von Brunnen am Eingang des Urnersees angekommen, da setzte mit einemmal ein kräftiger Föhn ein, der im Nu seine Opfer in Gestalt mehrerer Hüte wirbelnd davontrug. Nach kurzem Aufenthalt an der Tellskapelle und Besichtigung der Stückelbergschen Fresken landeten wir an der Notbrücke in Brunnen, wo unser im Waldstätterhof ein treffliches Mittagessen wartete. Unter den vielen ausgebrachten Toasten, die die Damen, die akademische Freiheit, die Schweiz leben ließen, aber leider großenteils nur von den Nächstsitzenden verstanden wurden, sei die humorvolle Rede Prof. *D.* Kautzschs (Halle) erwähnt, der der Organisation seinen Dank aussprach und seiner früheren vorübergehenden Heimat Basel gedenkend feststellte, daß der Basler Charakter auch diesmal wieder sich dadurch gezeigt habe, daß Basel mehr gehalten habe, als es versprochen hatte. Einen ernsten Ton schlug Prof. Dr. Münzer an, dessen Rede in die Bitte an die Vertreter deutscher Universitäten ausklang, dem steten Streben der Basler Alma mater, nicht hinter den deutschen Kolleginnen zurückzustehen, Anerkennung und Unterstützung zu leihen. So verging die Zeit im Fluge, und bald rief uns die Schiffsglocke wieder an Bord. Zunächst wurde dem Rütli noch ein Besuch abgestattet. Mit kurzen und kernigen Worten wies Dr. Köchlin darauf hin, daß man hier auf einem jedem Schweizer heiligen Boden stehe; wie auf Verabredung entblößten sich alle Häupter, und mit Ergriffenheit hörten die Gäste aus dem Munde der jungen und alten Schweizer Studenten Gottfried Kellers Lied: „O mein Heimatland, o mein Vaterland, wie so innig, feurig lieb' ich dich!" In ein Hoch auf die Schweizer Brüder klang das Ganze aus.

Dann führte uns der „Schiller“ nach Luzern. Manche Teilnehmer folgten gern der Einladung von Herrn Oberst Bircher zum Besuch des Kriegs- und Friedensmuseums, die übrigen durchkreuzten die Stadt oder taten sich gütlich. Zum letztenmal vereinigte der Bahnzug die ganze Schar und brachte sie gegen 9 Uhr wohlbehalten nach Basel zurück.

Der wissenschaftliche Ausschuß (d. h. die provisorischen Obmänner der Sektionen und einige andere Herren) besorgte die Vorbereitung der Versammlung im allgemeinen. Daneben bestand

Die Wohnungs- und Empfangskommission aus den Herren: Dr. H. Burckhardt-Passavant, Präsident, Dr. M. K. Forcart, Dr. E. Preiswerk, Dr. A. Silbernagel, Dr. F. Vischer, Dr. F. Vonder Mühll.

Die Festkommission setzte sich zusammen aus den Herren: Dr. E. Köchlin, Präsident, Dr. C. Chr. Bernoulli, Dr. M. Böniger, Dr. A. Burckhardt, E. Fischer-Eschmann, Dr. F. Holzach, Prof. Dr. H. Rupe, Dr. H. Stumm.

Die Finanzkommission wurde gebildet von den Herren: A. Sarasin-Iselin, Präsident, M. Ehinger, Kassierer, W. Christ-Iselin, Dr. A. Fischer-Nienhaus, E. Müry-Dietschy.

Dem Preßausschuß gehörten an: Als Vertreter der Presse: Red. Dr. A. Oeri, Präsident, Red. F. Brändlin, Red. H. Schulz, G. Reiner, Lehrer. Als Vertreter im Zentralbureau: Dr. G. Ryhiner. Als weitere Mitglieder: G. Helbing, Buchhändler, Dr. G. Steiner. Als Vertreter in den Sektionen: Dr. G. Walter, Dr. H. Frei, Dr. A. v. Salis, Dr. E. Jenny, Dr. A. Barth, Dr. P. Roches, cand. phil. K. Jost, Dr. Th. Gubler, S. Flury, V. D. M., Dr. O. Mautz.

Außerdem hatten eine Anzahl hiesiger Damen, sowie viele Studenten und Schüler der obersten Klassen ihre Dienste angeboten; sie wurden vornehmlich der Empfangskommission und dem Zentralbureau zugeteilt.

Während der Versammlung wurden vom Preßausschuß, hauptsächlich von dessen Präsidenten, vier Nummern eines „Tageblatts“ herausgegeben, das vor allem das Festprogramm jedes Tages, geschäftliche Mitteilungen und die Mitgliederliste enthielt. Dem Zentralbureau war die Aufgabe zugewiesen, Anmeldungen entgegenzunehmen, Festschriften und Ausweise abzugeben, Auskünfte zu erteilen und die Mitgliederliste zusammenzustellen; außer einer kurzen Mittagspause stand es den ganzen Tag offen und wurde vielfach benutzt.

Festschriften und Festgaben.

a) für alle Teilnehmer.

1. Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel im Jahre 1907 (Basel).

Inhalt:

Barth, Albert: Le fabliau du Buffet.
Binz, Gustav: Untersuchungen zum altenglischen sogen. Crist.
Bruckner, Wilhelm: Über den Barditus.
De Roche, Charles: Une Source des Tragiques.
Geßler, Albert: Franz Krutters Bernauerdrama.
Hoffmann-Krayer, Eduard: Ferndissimilation von r und l im Deutschen.
Joël, Karl: Zur Entstehung von Platons „Staat".
Körte, Alfred: Der Kothurn im 5. Jahrhundert.
Luginbühl, Rudolf: Die Anfänge der Kartographie in der Schweiz.
Meier, John: Wolfram von Eschenbach und einige seiner Zeitgenossen.
Münzer, Friedrich: Zur Komposition des Velleius.
Oeri, Jakob: Die ΜΕΡΗ ΤΗΣ ΤΡΑΓΩΙΔΙΑΣ in der Tragödie des 5. Jahrhunderts.
Plüß, Theodor: Das Gleichnis in erzählender Dichtung.
Rabel, Ernst: Elterliche Teilung.
Rossat, Arthur: La poésie religieuse patoise dans le Jura bernois catholique.
Schöne, Hermann: Markellinos' Pulslehre.
Sommer, Ferdinand: Zum inschriftlichen ΝΥ ΕΦΕΛΚΥΣΤΙΚΟΝ.
Spieß, Otto: Die Mathematik auf dem Gymnasium.
Stähelin, Felix: Zu Ciceros Briefwechsel mit Plancus.
Tappolet, Ernst: Zur Agglutination in den französischen Mundarten.
Thommen, Emil: Aus Seb. Fäschs Reisebeschreibung (1669).
Thommen, Rudolf: Die Einführung des gregorianischen Kalenders in der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

2. Das Schulwesen des Kantons Basel-Stadt, von Rektor Dr. J. Werder, überreicht vom Erziehungsdepartement.
3. Die Entstehung des Amerbachschen Kunstkabinets und der Amerbachschen Inventare, von Prof. Dr. P. Ganz und Dr. E. Major, überreicht von der Öffentlichen Kunstsammlung.
4. Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Jahrg. 11, Heft 3, überreicht von der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1907.
5. Führer durch Basel und Umgebung, herausgegeben vom Verkehrsverein Basel und dem Verein Basler Gastwirte.
6. Verlagsverzeichnis B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1907, überreicht von der Verlagsbuchhandlung.

7 Deutsche Geschichtsblätter, Bd. 9, Heft 1, überreicht vom Herausgeber Dr. A. Tille. Gotha 1907.

8. Handbuch für Lehrer höherer Schulen, Auszug aus der Besprechung von G. Siefert. Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Jahrgang 1907, Abteilung II, Heft 8, überreicht von der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner.

9. Proben aus der Zeitschrift „Glotta“, Bd. 1, Heft 1, 1907, überreicht von der Verlagsbuchhandlung Vandenhoek u. Ruprecht, Göttingen.

b) für bestimmte Sektionen und Teilnehmergruppen.

10. Die deutschen Handschriften der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel, beschrieben von Bibliothekar Prof. Dr. G. Binz. Bd. 1, Abteilung A. Basel 1907.

11. Iuvenes dum sumus. Aufsätze zur klass. Altertumswissenschaft, von Mitgliedern des Basler klassisch-philologischen Seminars 1901—1907. Helbing u. Lichtenhahn, Basel 1907.

Inhalt:

A. Rüegg: Das Verhältnis Plutarchs und Arrians zur ungünstigen Auffassung Alexanders des Großen in der Geschichtsschreibung des Altertums.
A. Hartmann: Lucian und Juvenal.
R. Preiswerk: Griechische Gemeinplätze in Ciceros Reden.
M. Gelzer: Zwei Einteilungsprinzipien der antiken Traumdeutung.
W. Altwegg: Zum Aias und Odysseus des Antisthenes.
A. v. Salis: Studien zu den attischen Lekythen.
F. Vonder Mühll: Zur Lebensgeschichte des A. Gabinius cos. 58.
A. Debrunner: ΡΩΤΑΚΙΖΩ.
P. Vonder Mühll: Zum ersten Buch der Nikomachischen Ethik.
Diogenis Laertii vita Platonis recensebant H. Breitenbach, F. Buddenhagen, A. Debrunner, F. Vonder Mühll.

12. Die Statuten der philosophischen Fakultät der Universität Basel, herausgegeben von Oberbibliothekar Dr. C. Chr. Bernoulli, dargebracht von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel 1907.

13. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Bd. 7, Heft 1, 1907, überreicht von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel.

14. Die Gipsabgüsse in der Skulpturhalle zu Basel, beschrieben von Prof. Dr. J. J. Bernoulli und Dr. Rud. Burckhardt. Helbing u. Lichtenhahn, Basel 1907, überreicht von Prof. Dr. J. J. Bernoulli.

Druck von B. G Teubner in Leipzig.

Alphabetische Liste der Mitglieder und Ehrengäste

der

49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Adami, Dr., Oberlehrer, Frankfurt a. M.
Alt, C., Privatdoz. Dr., Darmstadt.
Aly, Fr., Prof. Dr., Gymnasialdir., Marburg i. H.
Aly, Frau Prof., Marburg i. H.
Aly, W., Privatdoz. Dr., Freiburg i. B.
Aly, Frau Dr., Freiburg i. B.
Andler, Ch., Prof., Paris.
Ankel, P., Oberlehrer, Frankfurt a. M.
Anstein, H., Pfarrer, Basel.
Anthes, E., Prof. Dr., Darmstadt.
Arx, O. v., Prof. Dr., Winterthur.
Atorf, Dr. Oberlehrer, Gebweiler.

Bachmann, A., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Bachmann, E., Frau Prof., Zürich.
Baier, Dr., Reg.- u. Schulrat, Colmar i. E.
Baier, Frau Reg.-Rat, Colmar i. E.
Baist, G., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.
Barth, A., Hilfslehrer, Zürich.
Barth, A., Dr., Lehrer, Basel.
Barth-Burckhardt, Frau Pfr., Basel.
Barth, H., Dr., Bibliothekar, Winterthur.
Barthel, W., Dr., Ass. bei d. Reichslimeskommission, Freiburg i. B.
Bauer, St., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Baumgartner, A., Univ.-Prof. Dr., St. Jakob b. Basel.
Baumgartner, M., Fräulein, St. Jakob b. Basel.
Beck, B., Rektor, Zürich.
Beck, C. F., Buchhändler, Leipzig.
Beck, Th., Dr. med., Basel.
Beckurts, Dr., Gymn.-Dir., Holzminden a. d. Weser.
Belart, C., Reallehrer, Basel.
Below, G. v., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofr., Freiburg i. B.
Benz, G., Pfr., Basel.
van Berchem, M., Dr., Crans b. Genf.
Berger, A. E., Prof. Dr., Darmstadt.
Berger, A. E., Frau Professor, Darmstadt.
Berger, K., Prof. Dr., Darmstadt.
Bernays, Dr., Lörrach.
Bernoulli, C. Chr., Dr., Oberbibliothekar, Basel.
Bernoulli, E., Dr., Zürich.
Bernoulli, J. J., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Bertholet, A., Univ.-Prof. *D.*, Basel.
Bertoni, G., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. S.
Bethe, E., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofr., Leipzig.
Bethe, M., Frau Geheimrat, Leipzig.
Bieber, E., Dr., Oberlehrer, Frankfurt a. M.
Biedermann, A., Dr., Lehrer, Basel.
Binz, G., Univ.-Prof. Dr., Bibl., Basel.
Binz, E., Frau Professor, Basel.
Bissegger, J., Fräulein, Zürich.
Bissing, F. W. v., Univ.-Prof. Dr., München.
Björkman, E., Univ.-Prof. Dr., Göteborg.
Blaum, R., Prof. Dr., Straßburg.
Blocher, W., Lehrer, Basel.
Blümner, H., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Blum, Fr., Dr., Realschuldirektor, Mannheim.
Bode, P., Dr., Oberrealschuldirektor, Frankfurt a. M.
Boeckel, E., Dr., Heidelberg.
Boehm, M., Prof., Oberlehrer, Gebweiler.
Boelte, F., Prof. Dr., Frankfurt a. M.

Doehle, Prof. Dr., Straßburg.
Dohmann, Th., Prof., Schopfheim.
Dorfeld, K., Dr., Realschuldirektor, Oppenheim a. Rh.
Dragendorff, H., Prof. Dr., Direktor der röm.-germ. Kommission des archäol. Instituts, Frankfurt a. M.
Dreyfus-Brodski, J., Bankier, Basel.
Dreyfus-Brodski, Frau, Basel.
Dreyfuß, Oberlehrer, Mülhausen i. E.
Dürr, E., cand. phil., Basel.
Duhn, F. v., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofr., Heidelberg.
Dworski, E., Landesschulinspektor. Lemberg.

Ecklin, W., Pfarrer, Basel.
Egen, Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Warendorf.
Eglinger, R., Fräulein, Basel.
Ehrismann, G., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.
Ehrismann, Frau Professor, Heidelberg.
Engelhardt, O., Dr., Saalfeld.
Engeli, A., Prof. Dr., Winterthur.
Epstein, P., Privatdoz. Dr., Straßburg.
Ermatinger, E., Prof. Dr., Winterthur.
Euting, J., Univ.-Prof. Dr., Direktor der Kais. Univ.- u. Landesbibliothek, Straßburg.
Ewig, M., Fräulein, Basel.

Fehr, B., Prof. Dr., St. Gallen.
Fehr, H., Prof. Dr., Genf.
Fimmen, D., stud. phil., Hüningen.
Fink, P., Dr., Lehrer, Winterthur.
Finsler, G., Dr., Rektor, Bern.
Finsler, G., Dr., Lehrer, Basel.
Fischer, A., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Fischer-Eschmann, E., Kaufmann, Basel.
Fischer, H. v., Univ.-Prof. Dr., Tübingen.
Flatt, R., Dr., Rektor, Basel.
Flury, S., V. D. M., Lehrer, Basel.
Forcart, C., Dr. med., Basel.
Frankfurter, S., Dr., Kustos a. d. Univ.-Bibl., Wien.
Frei, H., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Freivogel, L., Dr., Lehrer, Basel.
Frey, E., Prof., Winterthur.
Frey, J., Dr., Geh. Reg.-Rat, Münster i. W.
Fricke, K., Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Bremen.
Friedmann, A., Prof., Lörrach.
Friedrich, F., Prof., Waldshut.
Fritz, F., cand. theol., Basel.
Fritz, J., Prof. Dr., Straßburg.
Froeling, J., Prof., Homburg v. d. Höhe.

Ganz, P., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Gauchat, L., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Gautier, L., Univ.-Prof. Dr., Genf.
Gautier, L., stud. phil., Genf.
Gebhardt, A., Privatdoz. Dr., Erlangen
Geiger, E., Dr., Lehrer, Wohlen.
Geißler, K., Dr., Ebikon (Luzern).
Geißler, Frau, Institutsvorsteherin, Ebikon (Luzern).
Gerig, W., Bern.
Geßler, A., Univ.-Prof. Dr., Arlesheim.
Geßner, Dr., Lehrer, Aarau.
Giesecke, A., Dr., Verlagsbuchhändler, Leipzig.
Gisi, J., Fräulein Dr., Basel.
Goeßler, P., Dr., Direktorialassistent, Stuttgart.
Goeßler, Frau Dr., Stuttgart.
Goez, Prof., Frankfurt a. M.
Gonser, P., Dr., Basel.
Gonser, Frau Dr., Basel.
Grimsehl, E., Prof., Hamburg.
Gropengießer, G., Dr., Heidelberg.
Gropius, R., Prof. Dr., Weilburg a. Lahn.
Gropius, H., Fräulein, Weilburg a. Lahn.
Gropius, M., Fräulein, Weilburg a. Lahn.
Großmann, M., Prof. am Polytechn. Dr., Zürich.
Grube, Prof. Dr., Lübeck.
Grube, Frau Professor, Lübeck.
Grüninger, A., Dr., Lehrer, St. Croix (Waadt).
Grüninger, K., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Grünwald, E., Prof. Dr., Oberlehrer, Berlin.
Gruner, P., Univ.-Prof. Dr., Bern.
Grunsky, Prof., Göppingen.
Gschwind, Dr., Basel.
Gubler, Th., Dr., Sek.-Lehrer, Basel.
Gudeman, A., Univ.-Prof. Dr., München.

Gunning, J. H., Privatdoz. Dr., Reg.- u. Schulrat, Amsterdam.
Guyer, S., Dr., V. D. M., Bern.
Gysel, J., Dr., Kantonsschuldirektor, Schaffhausen.

Haas, J., Prof., Freiburg i. Br.
Hadorn, W., Dr., Gymn.-Lehrer, Zürich.
Häfliger, E., Bezirkslehrer, Olten.
Hägler-à Wengen, A., Dr. med., Basel.
Hägler-à Wengen, Frau Dr., Basel.
Hägler-Gutzwiller, A., Dr. med., Basel.
Hagenbach, A., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Hagenbach, Frau Prof., Basel.
Hagenbach-Berri, F., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Hagenbach-Bischoff, E., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Hagenbach-Burckhardt, J., Frau Dr., Basel.
Hagenbach, M., Fräulein, Basel.
Hale, W. G., Univ.-Prof., Chicago.
Harnack, A., Univ.-Prof. *D.* Dr., Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, Berlin.
Hasse, Th., Dr., Oberlehrer, Markirch.
Haug, E., Prof., Schaffhausen.
Hausrath, A., Prof. Dr., Karlsruhe.
Hecht, H., Privatdoz. Dr., Bern.
Hecht, Frau Dr., Bern.
Hediger, St., Dr., Basel.
Heege, Prof. Dr., Blaubeuren.
Heinze, R., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Helbing, A., Dr., Bezirkslehrer, Aarau.
Helbing, G., Buchhändler, Basel.
Helbing, R., Prof. Dr., Karlsruhe.
Helm, K., Univ.-Prof. Dr., Gießen.
Heman, F., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Henze, Prof. Dr., Blaubeuren.
Hepding, H., Dr., Hilfsbibl., Gießen.
Hermann, J., Luzern.
Hessen, J., Hauptmann a. D., Basel.
Heusler, A., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Heusler, A., Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Hirzel, A., Dr., Rektor, Aarau.
Hirzel, C., Dr., Oberstudienrat, Rektor, Ulm.
His, E., stud. jur., Basel.
Hitzig, H., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Hoefer, U., Prof. Dr., Saarbrücken.
Hoelder, K., Gymn.-Oberpräzeptor, Stuttgart.
Hölscher, G., Privatdoz. Dr. Lic., Halle.
Hoffmann-Krayer, E., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Hoffmann, E., Dr., Oberlehrer, Breslau.
Hoffmann, W., Lehramtspraktikant, Lörrach.
Holzach, F., Dr., Schulinspektor, Basel.
Homberger, R., Frau, Florenz.
Hotz, R., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Huber, R., Dr., Lehrer, Bern.
Hünerwadel, W., Dr., Winterthur.
Hug, J., Prof., Zug.
Hultzsch, E., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Hultzsch, Frau Professor, Halle.

Ilberg, J., Prof. Dr., Leipzig.
Imelmann, J., Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Charlottenburg.
Imelmann, S., Frau Geh.-Rat, Charlottenburg.
Imelmann, R., Privatdoz. Dr., Bonn.
Imelmann, M., Frau Dr., Bonn.
Imhof, G., Dr., Lehrer, Basel.
Imhoof-Blumer, F., Dr., Winterthur.
Iseli, G., Sek.-Lehrer, cand. phil., Bern.
Iselin, L. E., Pfr., Riehen.
Iselin, Th., S. M. C., Basel.

Jacobsthal, H., Dr., Straßburg.
Jantzen, H., Dr., Schuldirektor, Königsberg i. Pr.
Jeanjaquet, J., Prof. Dr., Neuchâtel.
Jenny, E., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Jenny, Frau Dr., Basel.
Jordan, R., Privatdoz. Dr., Heidelberg.
Jost, K., cand. phil., Basel.
Jud, J., Prof. Dr., Zürich.
Juret, K., Prof. Dr., Altdorf (Uri).

Kägi, F., Dr., Reallehrer, Basel.
Kahle, Dr., Mülhausen i. E.
Kaibel, J., stud. phil., Göttingen.
Kapp, Lic., Oberlehrer, Mülhausen i. E.
Karo, G., Sekr. d. deutschen arch. Inst., Athen.
Karo, H., Frau, Florenz.
Kaufmann, Prof. Dr., Mülhausen i. E.
Kautzsch, E., Univ.-Prof. *D.*, Halle.
Keil, B., Univ.-Prof. Dr., Straßburg.
Keil, Prof. Dr., Stolp.
Keller, A., Lehrerin, Basel.
Keller-Hürlimann, W., Dr., Zürich.
Keller-Hürlimann, C., Frau Dr., Zürich.

Keller, H., Dr., Sek.-Lehrer, Basel.
Keller, W., cand. phil., Basel.
Keller, W., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Kern, J. H., Univ.-Prof. Dr., Groningen.
Keser, J., Prof., Freiburg i. B.
Kinzler, G. A., Pfr., Lehrer a. Missionshaus, Basel.
Kirchhofer, K., Prof., Schaffhausen.
Klein, F., Univ.-Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Göttingen.
Klepl, G., Dr., Oberlehrer, Dresden.
Klotz, A., Privatdoz. Dr., Straßburg.
Klnge, F., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Freiburg i. B.
Kluge, Frau Geheimrat. Freiburg i. B.
Klußmann, R., Prof. Dr., München.
Knapp, M., Ingenieur, Basel.
Koch, K., Dr., Oberlehrer, Eisenach.
Köchlin, A., stud. theol., Basel.
Köchlin, E., Dr. jur., Basel.
Koepp, F., Univ.-Prof. Dr., Münster i. W.
Koepp, Frau Professor, Münster i. W.
Körbler, G., Univ.-Prof. Dr., Agram.
Körner, W., Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Gr.-Lichterfelde.
Körner, Fräulein, Gr.-Lichterfelde.
Körte, A., Univ.-Prof. Dr., Gießen.
Körte, F., Frau Professor, Gießen.
Koldewey, F., Lic. Dr., Progymn.-Direktor, Bad Harzburg.
Koldewey, Frau Direktor, Bad Harzburg.
Kollmann, J., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Krebs, A., Dr., Bern.
Kroll, W., Univ.-Prof. Dr., Münster i. W.
Kropatschek, G., Dr., Assistent der röm.-germ. Komm., Trier.
Krüger, E., Dr., Museumsdirektor, Trier.
Kubli, L., Dr., Lehrer, Basel.
Kümpel, E., Prof. Dr., Hamburg.
Kündig, G., Lehrerin, Basel.

Laemmel, R., Dr., Zürich.
Lambel, H., Univ.-Prof. Dr., Prag.
Lamprecht, K., Univ.-Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Leipzig.
Landmann, Dr., Oberlehrer, Zillisheim.
Lange, A., Dr., Gymn.-Direktor, Solingen.
Langkavel, Fräulein Dr., Zürich.
Laqueur, R., Privatdoz. Dr., Göttingen.
Lasson, A., Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Leau, Prof., Freiburg i. B.
Leman, Prof., Mülhausen i. E.
Leo, F., Univ.-Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Göttingen.
Leuze, O., Dr., Tübingen.
Lewy, Prof. Dr., Mülhausen i. E.
Lietzmann, H., Univ.-Prof. Lic., Jena.
Lietzmann, E., Frau Professor, Jena.
Linden, E., Prof. Dr., Lörrach.
Linder, H., Fräulein, Basel.
Lindsay, W. M., Univ.-Prof., St. Andrews (Schottland).
Lippmann, E., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Lippmann, Frau Professor, Wien.
Lisco, Dr., Oberlehrer, Frankfurt a. M.
Littmann, E., Univ.-Prof. Dr., Straßburg.
Loeschcke, G., Univ.-Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Bonn.
Loew, R., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Loew, Frau Dr., Basel.
Lohr, Prof. Dr., Wiesbaden.
Lorentz, P., Dr., Gymn.-Direktor, Friedeberg (Neumark).
Lück, R., Dr., Gymn.-Direktor, Steglitz-Berlin.
Lüning, O., Prof. Dr., St. Gallen.
Luginbühl, R., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Luthmer, Dr., Oberschulrat, Vertreter des Oberschulrats von Elsaß-Lothringen, Straßburg.
Lutz, A., Lehrer, Basel.
Lutz, J., Pfr., Illzach.
Lyall, C., K. C. S. I., London.

Maas, P., Dr., München.
Maehly, C., Fräulein, Basel.
Mahler, E., Prof. Dr., Delegierter des Ungar. National-Museums, Budapest.
Maier, G., Frau, Basel.
Mangoldt, H. v., Prof. d. techn. Hochschule Dr., Geh. Reg.-Rat, Langfuhr-Danzig.
Marold, K., Prof. Dr., Oberlehrer, Königsberg i. P.
Marti, K., Univ.-Prof. *D.*, Bern.
Marti, L., Lehrerin, Bern.
Marti, M., stud. phil., Bern.
Martin, E., Univ.-Prof. Dr., Straßburg.
Marx, A., Prof. Dr., Karlsruhe.
Masberg, J., Prof. Dr., Direktor, Düsseldorf.
Masberg, Frau Direktor, Düsseldorf.
Mathé, Probekandidat, Mülhausen i. E.

Mathy, L., Dr., Oberschulrat, Hofrat, Karlsruhe.
Maurer, A., Dr., Oberrealschuldirektor, St. Johann-Saarbrücken.
Maurer, Frau Direktor, St. Johann-Saarbrücken.
Mautz, O., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Meier, J., Univ.-Prof. Dr., Rektor d. Univ., Basel.
Meier, S., Frau Professor, Basel.
Meier, O., Prof., Solothurn.
Meinecke, F., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.
Meisinger, Prof. Dr., Lörrach.
Meißner, R., Univ.-Prof. Dr., Königsberg i. P.
Meltzer, H., Prof. Dr., Stuttgart.
Merian, J., Fräulein, Basel.
Merian-Preiswerk, Frau, Basel.
Merian, W., Kaufmann, Basel.
Merk, C., Rektor, Basel.
Metzner, R., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Meyer, C., Univ.-Prof. Dr., Bibl., Basel.
Meyer, C., Prof., Liverpool.
Meyer, P., Dr., Rektor a. Gymn., Bern.
Meyer, R., Bezirkslehrer, Therwil.
Meyer, R. M., Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Meyer, Frau Professor, Berlin.
Meylan, H., Prof. Dr., Lausanne.
Mez, A., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Miescher, E., Pfr., Basel.
Möller, A., Dr., Oberlehrer, Hamburg.
Molin, A. de, Univ.-Prof. Dr., Lausanne.
Morf, H., Prof. Dr., Frankfurt a. M.
Morf, Frau Professor, Frankfurt a. M.
Mücke, R., Dr., Gymn.-Direktor, Ilfeld.
Müller, A., stud. phil., Basel.
Müller, C. H., Dr., Göttingen.
Müller, H. F., Prof. Dr., Gymn.-Direkt., Blankenburg a. Harz.
Müller, H., Rektor, Basel.
Müller, H., Prof. Dr., Darmstadt.
Münzer, F., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Münzer, C., Frau Professor, Basel.

Nägeli, Th., Dr., Gymnas.-Lehrer, Schiers.
Naville, E., Univ.-Prof. Dr., Genf.
Neefe, F., stud. phil., Basel.
Nef, K., Privatdoz., Dr., Basel.
Nef, W., Dr., St. Gallen.
Nestle, W., Prof. Dr., Schöntal (Württemb.).
Neubauer, F., Dr., Gymn.-Direktor, Frankfurt a. M.
Nicolai, W., Prof. Dr., Eisenach.
Niedermann, M., Dr., Zug.
Nienhaus, K., Privatdoz. Dr., Apotheker, Basel.
Noetzlin-Werthemann, R., Basel.
Nufer, Fräulein, Basel.

Oeri, A., Dr., Redakteur, Basel.
Oeri, G., Fräulein, Basel.
Oeri, J., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Oeri, Frau Dr., Basel.
Oeri, S., Fräulein, Basel.
Oldfather, W. A., Evanston (Illinois).
Oltramare, P., Univ.-Prof. Dr., Genf.
Orelli, C. v., Univ.-Prof. *D.*, Basel.
Orelli, C. v., V. D. M., Basel.
Osse, Verwalter, Basel.
Osthoff, H., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg.
Osthoff, Frau Geheimrat, Heidelberg.
Ott, W., cand. theol. et phil., Basel.

Pagenstecher, R., cand. phil., Hamburg.
Pekrun, R., cand. phil., Freiburg i. B.
Pekrun, Frau, Freiburg i. B.
Perdrizet, P., Univ.-Prof. Dr., Nancy.
Pestalozzi, R., Dr., Gymn.-Lehrer, Zürich.
Pfaff, F., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.
Planck, H., Prof. Dr., Stuttgart.
Pohl, M., Oberlehrer, Steglitz (Berlin).
Pohlenz, M., Univ.-Prof. Dr., Göttingen.
Poppen, H., cand. phil., Karlsruhe.
Poulain, L., Dr., Basel.
Poult, C., Gymn.-Lehrer, Zuoz (Graubünden).
Pörtner, Dr., Mülhausen i. E.
Preiswerk, E., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Preiswerk, R., Dr., Bezirkslehrer, Waldenburg.
Preiswerk, S., Pfr. *D.*, Basel.
Preuschen, E., Prof. *D.* Dr., Darmstadt.
Priebsch, R., Univ.-Prof., London.
Priebsch, Frau Professor, London.
Probst, A., Fräulein, Basel.
Probst, E., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Probst, Frau Dr., Basel.

Rabel, E., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Räber, S., Dr., Reallehrer, Basel.
Räder, H., Dr., Kopenhagen.
Raillard, R., Prof., Aarau.
Rebmann, Oberschulrat, Vertreter des badischen Oberschulrats, Karlsruhe.

Reichenberger, Prof. Dr., Karlsruhe.
Reimers, J. W. F., Hamburg.
Reinle, E., Dr., Reallehrer, Basel.
Reinle, Frau Dr., Basel.
Reisch, F., Dr., Frankfurt a. M.
Reiter, S., Privatdoz. Prof. Dr., Prag.
Reitzenstein, R., Univ.-Prof. Dr., Straßburg.
Reitzenstein, Frau Professor, Straßburg.
Renfer, A., Gymn.-Lehrer, Bern.
Richter, H., Prof. Dr., Stuttgart.
Ries, J., Prof. Dr., Colmar i. E.
Riggenbach, E., Univ.-Prof. *D.*, Basel.
Riggenbach, R., Dr., Basel.
Ritter, K., Prof. Dr., Tübingen.
Robert, K., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Roche, C. de, Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Roches, P., Dr., Lehrer, Basel.
Römer, cand. theol., Basel.
Rosenhagen, G., Dr., Oberlehrer, Hamburg.
Rossat, A., Dr., Reallehrer, Basel.
Roth, K., Dr., Basel.
Roth, M., Univ.-Prof. Dr., Riehen.
Rudio, F., Prof. a. Polyt., Dr., Zürich.
Rudolf, F., V. D. M., Zürich.
Rüegg, A., Dr., Lehrer, Basel.
Rühl, F., Univ.-Prof. Dr., Staatsrat, Königsberg i. P.
Rümpler, F., Direktor, Hofrat, Gotha.
Rüsch, E., cand. phil., Mülhausen i. E.
Rupe, H., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Ruprecht, W., Dr., Verlagsbuchhdl., Göttingen.
Ruska, J., Prof. Dr., Heidelberg.
Ryhiner, G., Dr., Bibl., Basel.
Ryhiner, H., Fräulein, Basel.
Rzepiński, St., Gymn.-Direktor, Neu-Sandez (Galizien).

Sailer, Direktor, Gera.
Salis, A. v., Antistes, Basel.
Salis, A. v., Dr., Basel.
Salis, R. v., Fräulein, Basel.
Sander, F., Schulrat, Bremen.
Sander, Frau Schulrat, Bremen.
Sarasin-Iselin, A., Bankier, Basel.
Sarasin-Iselin, Frau, Basel.
Sarasin-Iselin, W., Kaufmann, Basel.
Sarasin, W., Dr., Basel.
Sarasin-Warnery, R., Kaufm., Basel.
Sarasin-Warnery, Frau, Basel.
Saxer, A., cand. theol., Basel.
Schaer-Krause, A., Privatdoz. Dr., Zürich.
Schaer-Krause, Frau Dr., Zürich.
Schaller, W., Dr., Oberlehrer, Freiberg (Sachsen).
Schaub, S., Dr., Basel.
Schäublin, F., Dr., Gymn.-Rektor, Basel.
Scheindler, A., Landesschulinspekt., Wien.
Schenkl, H., Univ.-Prof. Dr., Graz.
Scherrer, J., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.
Schiff, A., Dr., Berlin.
Schild, P., Dr., Lehrer, Basel.
Schlachter, L., Dr., Bern.
Schmid, J., Prof., St. Gallen.
Schmidt, A., Dr., Gymn.-Direktor, Wiesbaden.
Schmidt, Frau Direktor, Wiesbaden.
Schmidt, E., stud. phil., Heidelberg.
Schmidt, H., Privatdoz. Dr., Berlin.
Schmidt, O., Dr., Kantonsschullehrer, Solothurn.
Schmidt, P. W., Univ.-Prof. *D.*, Riehen.
Schmidt, Frau Prof., Riehen.
Schneegans, F., Univers.-Prof. Dr., Heidelberg.
Schneegans, H., Univers.-Prof. Dr., Würzburg.
Schneider, G., Dr., Gymn.-Direktor, Frankfurt a. O.
Schneider, J., Univ.-Prof. Dr., Bibl., Basel.
Schneider, R., Prof. Dr., Heidelberg.
Schönauer, H., Dr. jur., Basel.
Schöne, H., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Schöne, O., Frau Professor, Basel.
Schönemann, J., Dr., Oberlehrer, Frankfurt a. M.
Schönemann, Frau Dr., Frankfurt a. M.
Schuchhardt, C., Prof. Dr., Museumsdirektor, Hannover.
Schütz, E., Fräul., Homburg v. d. Höhe.
Schultheß, C. v., Kaufmann, Basel.
Schultheß, O., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Schultz, H., Dr., Hilfsarbeiter a. Deutschen archäol. Institut, Rom.
Schulz, W., Pfr., Lörrach.
Schumacher, A., Prof., Stetten.
Schumacher, H., Fräulein, Stetten.
Schwabe, B., Buchhändler, Basel.
Schwartz, E., Univ.-Prof. Dr., Göttingen.
Schwartz, Frau Professor, Göttingen.
Schwyzer, E., Privatdoz. Dr., Zürich.
Schwyzer, H., Frau Dr., Zürich.
Seelmann, E., Dr., Oberbibl., Bonn.
Seith, K., Oberrealschuldirektor, Freiburg i. B.

Senn, H., Pfr., Sissach.
Senn, Frau Pfarrer, Sissach.
Siebeck, H., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Gießen.
Silbernagel, A., Dr. jur., Gerichtspräsident, Basel.
Simons, W., Fabrikant, Elberfeld.
Sitzler, J., Dr., Gymn.-Direktor, Freiburg i. B.
Socin-His, R., Frau Professor, Basel.
Soltau, W., Prof. Dr., Zabern.
Sommer, F., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Sommer, Frau Prof., Basel.
Speiser, A., stud. math., Basel.
Speiser-Strohl, W., Kaufmann, Basel.
Speiser-Strohl, Frau, Basel.
Spieß, O., Privatdoz. Dr., Basel.
Sprengel, J. G., Prof. Dr., Frankfurt a. M.
Stähelin, F., Privatdoz. Dr., Basel.
Stähelin, H., Fräulein, Basel.
Stähelin, M., Fräulein, Basel.
Stähelin-Merian, E., Pfr., Basel.
Stählin, O., Prof. Dr., München.
Steinberg, H., Prediger, Basel.
Steiner, G., Dr., Sek.-Lehrer, Basel.
Steiner, P., Dr., Frankfurt a. M.
Stengel, E., Univ.-Prof. Dr., Reichstagsabgeordneter, Greifswald.
Stern, J., Fräulein, Lörrach.
Stern, W., Gymn.-Direktor, Lörrach.
Steuernagel, C., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Steuernagel, Frau Professor, Halle.
Stöcklin, A., Fräulein, cand. phil., Basel.
Strack, M. L., Univ.-Prof. Dr., Gießen.
Strack, L., Frau Professor, Gießen.
Stromboli, Frau Professor, Florenz.
Stückelberg, E. A., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Stulz, F., Prof., Freiburg i. B.
Stumm, H., Dr. jur., Basel.
Stumm, L., Frau Dr., Basel.
Suchier, F., Prof. Dr., Höchst a. M.
Sütterlin, L., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.

Tappolet, E., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Tappolet, Frau Professor, Basel.
Thiersch, B., Fräulein, cand. phil., Basel.
Thiersch, H., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.
This, C., Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Markirch.
Thommen, E., Dr., Reallehrer, Basel.
Thommen, A., Frau Dr. med., Basel.
Thumb, A., Univ.-Prof. Dr., Marburg.
Thumser, V., Dr., Gymn.-Direktor, Reg.-Rat, Wien.
Thüring, Prof., Luzern.
Thurneysen, R., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Freiburg i. B.
Tobler, C., Fräulein, Zürich.
Trott, J., stud. phil., Basel.

Uhlig, G., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg.
Unbehaun, J., Dr., Oberlehrer, Dillenburg i. H.
Usteri, P., Dr., Gymn.-Lehrer, Burgdorf.
Veil, H., Dr., Gymn.-Direktor, Straßburg.
Veillon, H., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Vetter, Th., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Vischer-Bachofen, F., Bürgerratspräsident, Basel.
Vischer, B., Kaufmann, Basel.
Vischer, E., Univ.-Prof. *D.*, Basel.
Vischer, F., Dr., Bibl., Basel.
Vischer-Heußler, S., Frau, Basel.
Vischer-Iselin, W., Dr. jur., Basel.
Vischer-Iselin, H., Frau Dr., Basel.
Vischer-Sarasin, E., Architekt, Basel.
Vischer-Sarasin, Frau, Basel.
Vischer-Speiser, C. E., Fabrikant. Basel.
Vischer-Speiser, E., Frau, Basel.
Vodoz, J., Prof. Dr., Zürich.
Voellmy, stud. phil., Basel.
Vogelbach, H., Dr. med., Basel.
Vollgraff, W., Privatdoz. Dr., Utrecht.
Vonder Mühll, F., Dr., Basel.
Vonder Mühll, K., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Vonder Mühll, K., Frau Professor, Basel.
Vonder Mühll, P., stud. phil., Basel.
Voretzsch, C., Univ.-Prof. Dr., Tübingen.

Wacker-Waldmeier, O., Frau, Basel.
Wackernagel, J., Univ.-Prof. Dr., Göttingen.
Wackernagel, M., Frau Professor, Göttingen.
Wagner, R., Prof. Dr., Eßlingen.
Walleser, Prof. Dr., Säckingen.
Walter, G., Dr., Lehrer, Zürich.
Walter, Frau Dr., Zürich.
Wartensleben, Gräfin G., Dr., Frankfurt a. M.
Waser, O., Privatdoz. Dr., Zürich.

Waßmer, J., Prof., Luzern.
Weber, W., Dr., Heidelberg.
Wechßler, E., Univ.-Prof. Dr., Marburg.
Wechßler, A., Frau Prof., Marburg.
Wedemann, Prof., Frankfurt a. M.
Weill, Dr., Gebweiler.
Weise, P., Dr., Oberlehrer, Hamburg.
Weizenecker, H., Gymn.-Lehramtspraktikant, Lörrach.
Weizsäcker, P., Dr., Realprogymn.-Rektor, Calw.
Wendland, J, Univ.-Prof., Lic., Basel.
Wendland, Frau Professor, Basel.
Wendland, P., Univ.-Prof. *D.* Dr., Breslau.
Wendt, G., Dr., Gymn.-Direktor, Geh.-Rat, Oberschulrat, Karlsruhe.
Wenger, L, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Wenger, Frau Professor, Graz.
Werner, M., Dr., Oberlehrer, Frankfurt a. M.
Wernle, P., Univ.-Prof. *D.*, Basel.
Weth, R., Dr., Reallehrer, Basel.
Wetterwald, X., Dr., Schulinspektor, Basel.
Wetz, W., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.
Wiesmann, Frau Dr., Herisau.
Wilcken, U., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Wild, Prof., Konrektor, St. Gallen.
Wilhelm, A., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Wilhelm, F., Privatdoz. Dr., München.
Winneberger, O., Dr., Realschuldirektor, Frankfurt a. M.
Winter, O., Verlagsbuchhändler, Heidelberg.
Wirz, H., Prof. Dr., Zürich.
Wirz, J., Pfr., Biel-Benken b. Basel.
Wissowa, G., Univ.-Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Halle.
Wissowa, Frau Geh.-Rat, Halle.
Wittig, H., stud. phil., Basel.
Witting, A., Prof. Dr., Dresden-Strehlen.
Wolters, P., Univ.-Prof. Dr., Würzburg.
Wolters, A., Frau Prof., Würzburg.
Wunderlich, H., Dr., Bibl., Berlin.
Wyß, B., Dr., Kantonsschullehrer, Solothurn.
Wyß, Frau Dr., Solothurn.

Zähringer, Prof., Gebweiler.
Zamponi, H., Bürgerschul-Vorstand, Schönau i. W.
Zellweger, C., Fräulein, Basel.
Zellweger, H., stud. med., Basel.
Zellweger, O., Redaktor, Basel.
Zellweger, L., Frau, Basel.
Zellweger, U., Bankier, Basel.
Zellweger, M., Frau, Basel.
Zickendraht, Dr., Basel.
Ziesenitz, Dr., Oberlehrer, Hamburg.
Zimmerli, J., stud. phil., Schiers.
Zimmermann, M., Pfr., Basel.
Zingg, F., Fräulein, Basel.
Zinkernagel, Privatdz. Dr., Tübingen.
Zutt, R., Dr. jur., Reg.-Rat, Vertreter d. Regierung von Basel-Stadt, Basel.

Druck von B. G Teubner in Leipzig.

VERHANDLUNGEN
DER FÜNFZIGSTEN VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN GRAZ VOM 28. SEPT. BIS 1. OKT. 1909

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES ZUSAMMENGESTELLT VOM ERSTEN PRÄSIDENTEN

UNIV.-PROF. DR. HEINRICH SCHENKL



1910

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG

Inhaltsverzeichnis.

III. Archäologische Sektion.

IV. Germanistische Sektion.

V. Historisch-epigraphische Sektion.

Vorstandsliste.

Präsidium:

Univ.-Prof. Dr. H. Schenkl.
Gymn.-Dir. Reg.-Rat Dr. O. Adamek.

Sektionsobmänner:

I. Philologische Sektion.

Univ.-Prof. Dr. R. C. Kukula.
Gymn.-Dir. Dr. A. Nager.

II. Pädagogische Sektion.

Landesschulinspektor Dr. K. Tumlirz.
Univ.-Prof Dr. E. Martinak.
Gymn.-Prof. Dr. J. Ranftl.

III. Archäologische Sektion.

Univ.-Prof. Dr. F. Winter (Straßburg i. E.).
Gymn.-Dir. Dr. H. Gutscher (Leoben).
Gymn.-Prof. Dr. R. Wimmerer.

IV. Germanistische Sektion.

Univ.-Prof. Dr. K. Zwierzina (Innsbruck).
Reg.-Rat Dir. i. R. Dr. K. Reißenberger.

V. Historisch-epigraphische Sektion.

Univ.-Prof. Dr. A. Bauer.
Univ.-Prof. Dr. O. Cuntz.
Gymn.-Prof. Dr A. Ledl.

VI. Romanistische Sektion.

Univ.-Prof. Dr. M. Friedwagner (Czernowitz).
Realsch.-Prof. G. Weitzenböck.

VII. Englische Sektion.

Univ.-Prof. Dr. A. Pogatscher.
Realsch.-Prof. F. Kroier.

VIII. Indogermanische Sektion.

Univ.-Prof. Dr. R. Meringer.
Gymn.-Prof. A. Lantschner.

IX. Orientalische Sektion.

Univ.-Prof. Dr. J. Kirste.
Univ.-Prof. Dr. N. Rhodokanakis.

X. Geographische Sektion.

Univ.-Prof. Dr. R. Sieger.
Handelsakad.-Prof. Dr. R. Marek.

XI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

a) Math.-phys. Abteilung.

Landesschulinspektor Dr. K. Rosenberg.
Realsch.-Dir. J. Frank.

b) Biol.-chem. Abteilung.

Realsch.-Dir. Dr. A. Schwaighofer.
Univ.-Prof. Dr. F. Hemmelmayr v. Augustenfeld.

XII. Sektion für Bibliothekswesen.

Univ.-Bibliothekar kais. Rat Dr. A. Schlossar.
Bibl.-Kustos Dr. F. Eichler.

XIII. Sektion für Volkskunde.

Univ.-Prof. Dr. M. Murko.

Allgemeine Sitzungen.

Erste allgemeine Sitzung

im großen Stephaniensaale.

Dienstag, den 28. September 1909, vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Der 1. Präsident Universitätsprofessor Dr. Heinrich Schenkl.

Die Sitzung wurde durch ein Orgelvorspiel des Chordirektors Kofler eingeleitet. Hierauf ergriff der Vorsitzende das Wort zu folgender Eröffnungsansprache[1]):

Hochansehnliche Versammlung!

Weit zahlreicher und glanzvoller, als wir es bei der dem großen Weltverkehr entrückten Lage unserer Stadt erwarten durften, hat sich der Besuch der fünfzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gestaltet. Aus den Ländern, die unter dem Szepter Habsburgs vereint sind, aus allen Gauen des Deutschen Reiches und aus dem Auslande hat sich eine große Zahl von Teilnehmern zusammengefunden. Das spricht wohl laut und deutlich dafür, daß unsere Versammlung trotz ihres ehrwürdigen Alters von einundsiebzig Jahren von ihrer Anziehungskraft nichts eingebüßt hat, und legt zugleich ein erfreuliches Zeugnis für die Sache ab, in deren Dienst wir uns stellen. So treten wir heute in die Verhandlungen der fünfzigsten Versammlung mit der unerschütterten und unerschütterlichen Zuversicht ein, daß unserem Verein und seinen Tagungen noch lange Dauer und fruchtbringende Wirksamkeit beschieden sein wird. In jedem einzelnen unserer Gäste, die ohne Zwang, aus freiem Willen in so großer Zahl unserem Rufe gefolgt sind, begrüßen

---

1) Unvorhergesehene Verschiebungen des Vortragsprogramms der ersten allgemeinen Sitzung zwangen den Redner, die ursprünglich weiter ausgreifend gedachte und vorbereitete Ansprache in letzter Stunde zu kürzen. Was damals leider ungesagt bleiben mußte, bei der Drucklegung der Verhandlungen einzufügen, hielt sich der Vorsitzende als Herausgeber nicht für berechtigt. Einen Ersatz dafür mögen an anderer Stelle von ihm veröffentlichte Äußerungen, die im Festberichte mitgeteilt sind, bieten.

wir freudig einen Mitarbeiter an dem großen Werke, das uns eint. Seien Sie uns daher herzlich willkommen, verehrte Teilnehmer, die Sie aus Ländern fremder Zunge den Weg hierher gefunden haben! Mögen Sie überzeugt sein, daß wir Deutsche den Wert der Ehrung, die Sie damit der deutschen Wissenschaft erweisen, voll zu empfinden wissen. Und seien Sie uns doppelt und dreifach willkommen, liebe Stammesgenossen aus allen Gegenden, in denen man in deutscher Zunge lernt und lehrt! Da so viele Deutsche sich hier vereinigt haben, um das starke geistige Band, das uns alle verbindet, noch fester zu knoten: wen möchte da das Gefühl, ein Deutscher zu sein, nicht erheben und begeistern? Das sei gehalten und geglaubt, wahrlich nicht in eitler Selbstbespiegelung, sondern in dem Bewußtsein, daß wir zum Wohle der ganzen Menschheit tätig sind mit den Kräften, die uns der Boden unseres Volkstums zuführt. Indem Sie, liebe Volksgenossen von jenseits der Grenzen Österreichs, uns Deutschösterreichern die Hand zu gemeinsamer Geistesarbeit reichen, stärken und kräftigen Sie unseren Glauben an uns selbst, fördern und ermutigen uns in der Erfüllung unserer Pflichten, denen wir unser Leben zu weihen gelobt haben, treu unserem Kaiser und unserem Lande, als gute Österreicher und gute Deutsche.

Heute, da wir das fünfzigste Geburtstagsfest der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner feierlich begehen, wendet sich naturgemäß die Erinnerung der Zeit zu, da das neugeborene Kind in der Wiege lag. Kaum vermögen wir uns noch in jene Zeiten zurück zu versetzen. Als im Jahre 1838 am 1. Oktober die erste Versammlung zu Nürnberg eröffnet wurde, bestand erst seit drei Jahren die Eisenbahnstrecke Nürnberg-Fürth, während das große Preußen erst ein Jahr später seine erste Eisenbahn erhielt. Die auswärtigen Gäste fuhren mit dem Postwagen nach Nürnberg und mancher von ihnen mag die Anschauung des damaligen bayerischen Ober-Medizinal-Kollegiums geteilt haben, das allen Ernstes die Einfassung der Bahnstrecke mit einem hohen dichten Bretterzaune forderte, um die Zuschauer vor einer sonst unfehlbar eintretenden Gehirnkrankheit, einer besonderen Art des Delirium furiosum zu schützen. Es dauerte noch zehn Jahre, bis der erste deutsche Philologe oder Schulmann ein polizeilich erlaubtes Streichhölzchen anrieb, und siebzehn Jahre, bis zum ersten Male eine Petroleumlampe auf seinem Arbeitstische leuchtete. Eine Photographie der Teilnehmer der Nürnberger Versammlung wäre uns heute ein kostbares Andenken; aber leider gelang Daguerre seine große Erfindung erst ein Jahr später. Wir lächeln über jene Zeiten, verwöhnt durch die reißend schnellen Fortschritte der Technik auf allen Gebieten. Die große Menge, die nur einen

äußerlichen Maßstab anzulegen gewohnt ist, innere Entwicklungsvorgänge jedoch nicht zu beurteilen vermag, ist nur zu leicht geneigt, die geistige Arbeit nach dem materiellen Erfolg einzuschätzen. So findet man vielfach die Ansicht verbreitet, daß die historischen Wissenszweige und insbesondere die Sprach- und Altertumswissenschaft, hinter der ängstlich verschlossenen Türe der Studierstube oder des Schulraums ein weltentrücktes Dasein führend, gegenüber dem raschen Gange der praktischen Lebensforderungen zurückgeblieben seien. In Wahrheit sind die Fortschritte auf diesem Gebiete um nichts geringer als auf irgend einem anderen; nirgends reißt der Faden der Entwicklung ab; nirgends zeigt sich Stillstand oder gar Rückschritt. Wer die Geschichte der klassischen Altertumswissenschaft und ihres Verhältnisses zur Schule mit Sachkenntnis und ohne Voreingenommenheit erforscht, muß zu diesem Ergebnis kommen, und dieses Ergebnis gerade am heutigen Tage und an diesem Orte nachdrücklichst zu betonen, empfinde ich nicht bloß als Herzensbedürfnis, sondern als unabweisbare Pflicht.

Allerdings läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die zünftige klassische Philologie im zweiten und dritten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts jene bequeme und anspruchslose Fühlung mit der allgemeinen Volksbildung, die sie während unserer großen klassischen Literaturperiode gehabt hatte, einigermaßen einbüßte. Sie war inne geworden, daß die Ausbreitung ihrer Wirksamkeit zum großen Teile auf Kosten der Vertiefung gewonnen war, und zog sich in sich selbst zurück. Das führte dann freilich zu übertriebener Abschließung, wie z. B. die großartigen Anregungen, die ein Jakob Grimm der deutschen Altertumskunde gegeben hatte, bei der Mehrzahl der Vertreter der klassischen Philologie jener Zeit nicht das gebührende Verständnis fanden. Wer will, mag hier von Verknöcherung sprechen. Aber diese Jahre stiller innerlicher Arbeit waren nicht verloren und waren notwendig. Der gewaltige Aufschwung, der durch die Ausgrabungen und Papyrusfunde, durch die Erforschung der Denkmäler und Inschriften, durch die Sprachwissenschaft und die vergleichende Religionswissenschaft der klassischen Philologie zu teil wurde, kam gerade zurecht, als die Methode der formalen Behandlung abgeschlossen und festgestellt war. Heutzutage steht Hellenentum und Römertum unserer allgemeinen Bildung wieder weit näher, als vor fünfzig Jahren, aber in ganz anderer Weise, als vor hundert Jahren.

Auch die Schule hat, vom rein pädagogischen Standpunkte aus betrachtet, während dieser Zeit eine in mancher Hinsicht ähnliche Entwicklung durchgemacht. Als die althergebrachten Formen

des Unterrichts, wie er seit dem Jahrhundert des Humanismus geübt worden war, zu veralten und zu zerfallen anfingen, da wirkte die humanistische Schule im stillen weiter, dem äußeren Anschein nach auf demselben Fleck stehen bleibend, in der Tat aber unablässig mit ihrem inneren Ausbau beschäftigt. Es kam die Zeit, da zuerst die Umwälzung und späterhin die ruhigere Entfaltung der staatlichen Verhältnisse die Schule in das helle Licht der Öffentlichkeit rückte. Da fand es sich denn freilich, daß in mancher Schulstube der Staub fingerdick lag; und herbe Verurteilung wurde laut, die in vielen Fällen berechtigt war, aber auch die öffentliche Meinung dazu verleitete, vereinzelte Mißstände als Fehler des gesamten Systems und Folgen einer in verkehrter Weise festgehaltenen Richtung anzusehen. Der Austausch der Meinungen entwickelte sich allmählich zu einem lebhaften Kampfe, in dem wiederum der Streit um das humanistische Gymnasium in den Vordergrund trat. Die Geschichte dieses Streites hier aufzurollen ist nicht nötig; wir alle stehen ja selbst mitten darin. Nur das eine sei hier mit Nachdruck hervorgehoben, daß dieser Streit sehr bald nach zwei ganz verschiedenen Richtungen auseinanderging, an denen wir Vertreter des humanistischen Gymnasiums uns naturgemäß auch in verschiedener Weise beteiligen. Soweit es sich darum handelt, die auf das Ideal des klassischen Altertums gegründete Bildung und die Methode ihrer Vermittelung zu verbessern und den Forderungen der Neuzeit anzupassen, betrachten wir uns als eifrige Mitarbeiter an der Erreichung eines großen und würdigen Zieles. Wir sind weit davon entfernt, zu leugnen, daß durch die Änderungen der Gymnasiallehrpläne, die die neue und neueste Zeit gebracht hat, viel Gutes geschaffen worden ist, wenn auch dadurch manches fortgefegt worden ist, dem man Zeit zu ruhiger Entwicklung hätte gönnen können. Anders stehen wir denjenigen gegenüber, die das humanistische Gymnasium als ein unnützes, ja schädliches Überbleibsel längst vergangener Zeiten beseitigen wollen. Hier sind wir Partei, hier wollen wir bis zum äußersten kämpfen, unbekümmert darum, ob die Gegner uns, die wir dem humanistischen Gymnasium das Recht zu selbsttätiger Weiterentwickelung nicht nehmen lassen, als Fortschrittsfeinde verschreien.

Alle diese Strömungen und Kämpfe spiegeln sich in den Verhandlungen der Philologenversammlung in der lebendigsten Weise wider. Es gibt keine Phase in der Geschichte der klassischen Altertumswissenschaft wie der humanistischen Schule, die dort nicht einen Widerhall gefunden hätte. Und nicht bloße Begleiter dieser Vorgänge sind unsere Versammlungen gewesen; sie haben auch selbst

mitgewirkt und vielfältige Anregung gegeben. Was seit der zweiten Hamburger Versammlung als Hauptaufgabe der Philologenversammlungen hingestellt wird, der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Schule und die akademische Heranbildung der Lehrer an den höheren Schulen, das hat von allem Anfang an stillschweigend den Hauptpunkt ihres Programms gebildet und ist auf allen Versammlungen von jeher in die Tat umgesetzt worden. Mit berechtigtem Stolz dürfen wir es sagen: dem Fortschritt ist die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner niemals feind gewesen; sie hat stets auch den Gegnern Raum und Gelegenheit zu freier, mitunter sogar recht stürmischer Meinungsäußerung geboten. Eines freilich wird sie sich niemals rauben lassen: den festen Glauben daran, daß die klassisch-humanistische Bildung in richtiger Weise vermittelt und zu den übrigen Bildungsfaktoren in richtige Beziehung gesetzt, an erziehlichem Werte von wenigen anderen Mitteln der Geistesbildung erreicht und von keinem übertroffen wird.

Unter diesem Zeichen wollen wir an die Erfüllung der Aufgaben, die wir uns gestellt haben, herantreten. Wir werden den Kampf, wo er unvermeidlich ist, nicht scheuen; aber wir wollen ehrlich und mit offenem Visier kämpfen und der Verlauf unserer Beratungen wird, wie ich zuversichtlich hoffe, zeigen, daß es unser ernstes Bestreben ist, den Streit der Meinungen zu einer wahren ἀγαθὴ ἔρις zu erheben, zu einem Wettstreite im Bemühen, die höchsten und edelsten Güter unseres Volkes zu fördern und zu schützen. Dieser feste Vorsatz sei der Leitstern unserer Tätigkeit. Zu seiner Durchführung können wir uns nicht wirksamer stärken, als indem wir den Blick zu den Lenkern unserer Staaten erheben, die uns ein leuchtendes Vorbild unablässiger strenger Pflichterfüllung bieten. Ich fordere Sie, hochverehrte Anwesende, auf, mit mir in den Ruf einzustimmen: Die erhabenen Herrscher, Seine Kaiserliche und Königliche Majestät Franz Josef der Erste, Seine Kaiserliche und Königliche Majestät Wilhelm der Zweite leben hoch!

Die Versammlung erhob sich von den Sitzen und brachte ein dreimaliges Hoch aus. Hierauf fuhr der Vorsitzende fort:

Ich erkläre hiermit die 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet.

Zu Schriftführern schlage ich vor:

Gymnasialprofessor und Privatdozent Dr. Eduard Castle, Wien;
Gymnasialoberlehrer Dr. Richard Günther, Dresden;
Privatdozent Dr. Karl Meister, Leipzig;
Gymnasialprofessor Dr. Josef Mesk, Wien.

Da kein Widerspruch seitens der Versammlung erhoben wird, betrachte ich die Wahl als vollzogen und bitte die Herren Schriftführer, ihre Plätze einzunehmen.

Ich ersuche nunmehr Seine Exzellenz den Herrn Minister für Kultus und Unterricht, das Wort zu ergreifen.

Seine Exzellenz Graf Stürgkh, k. k. Minister für Kultus und Unterricht:

Verehrte Versammlung! Sehr geehrte Damen! Den schweren Amtspflichten leider nur auf eine kurze Spanne Zeit entrinnend, bin ich mit ganz besonderer Freude hierher geeilt, um der Eröffnungsfeier und zugleich Jubelfeier anzuwohnen. Mit ganz besonderer Freude, weil ich es als Schicksalsgunst betrachten darf, daß es mir gestattet ist, diese hohe Versammlung in dreifacher Eigenschaft zu begrüßen.

Zum ersten begrüße ich Sie auf heimatlicher Scholle, als Sohn des Landes, als Sohn der Stadt, die Sie durch Ihre Wahl zur Versammlungsstadt gemacht haben, jener Stadt, in der ideale geisteswissenschaftliche Bestrebungen von jeher eine pflegetreue Stätte gefunden haben, der Stadt, die vielleicht vor allen anderen für die unverwischbaren Wechselbeziehungen zwischen österreichischer und deutscher Wissenschaft die vollste und reichste Empfänglichkeit hat.

Zum zweiten darf ich Sie vielleicht, ohne unbescheiden zu erscheinen, begrüßen als mehrjähriger Präsident, als Mitglied und Mitbegründer jenes humanistischen Gymnasialvereins von Wien, von welchem so viele Teilnehmer hier anwesend sind, jenes Vereins, der in zeitlicher Bedrängung und im Kampfe begründet, als Reformverein begründet, die Erhaltung des humanistischen Grundcharakters des Gymnasiums sich zu Ziel und Aufgabe gesetzt, bisher schöne Erfolge gezeitigt hat und weitere Hauptaufgaben für die Zukunft vor hat.

Zum dritten und nicht vielleicht zum letzten darf ich mir erlauben, Sie in meiner Eigenschaft als derzeitiger Chef der staatlichen Unterrichtsverwaltung auf das herzlichste und wärmste zu begrüßen. Durch die Gnade des Kaisers auf einen Platz gestellt, wo die Förderung Ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen zur beschworenen Amtspflicht wird, möchte ich Sie gerne versichern, daß die Erfüllung dieser Amtspflicht gleichzeitig zu einer freudig übernommenen Herzenssache wird, wenn sich mit der Erfüllung dieser Pflicht die Überzeugung paart, daß die Pflege humanistischer Bildungsideale gleichzeitig die Hebung des kulturellen Wertes der Nation und damit eine ethische Aufgabe der verlockendsten Art bildet.

Mitten im entfesselten Kampfe um die materiellen Güter übernommene ideale, geistige Güter zu pflegen, mitten in der weitgehenden Zerklüftung unseres öffentlichen Lebens in der Anlehnung an eine schönere Vergangenheit das einigende Band zu suchen aus diesen Wirrnissen, ich möchte sagen, das gemeinsame Menschliche herauszuschälen und zu finden, das ist eine ideale Aufgabe, eine Aufgabe, die einerseits dem deutschen Ingenium angepaßt ist, anderseits in den Verhältnissen des modernen Staatswesens ein unerläßliches Bedürfnis erscheint. Und so darf ich glauben, daß die Herren, die sich diesen Bestrebungen hingegeben, daß diese der Sympathie der besten, sittlich höchststehenden Teile unseres Volkes unter allen Umständen sicher sind. (Beifall.)

Geehrte Versammlung! Die heutige Feier ist nicht nur eine einfache Eröffnungsfeier, sie ist auch eine Jubelfeier. Die fünfzigste Versammlung blickt auf eine stolze Ahnenreihe zurück, auf eine Vergangenheit, die in ihren Verhandlungen, Publikationen, in Kongressen und Versammlungen ein reiches kulturelles Gut aufgespeichert hat. Dieser Rückblick ist einerseits danach angetan, das Gefühl der Verpflichtung zu wecken, dieses reiche Erbe zu sichern und zu mehren, anderseits zeugt sie auch Mut und Kraft zu neuer Arbeit für die Zukunft. Indem ich Sie am Beginn Ihrer Arbeiten namens der Regierung herzlichst willkommen heiße, möchte ich hoffen, daß den Verhandlungen, in die Sie nun eingehen, ein vollster und edler Erfolg gesichert sei und ich möchte meine Worte nicht schließen, ohne Ihnen bestimmtestens zu versichern, daß Ihren Beratungen und Beschlüssen die sorgfältigste Würdigung seitens der staatlichen Unterrichtsverwaltung im voraus verbürgt ist.

Langanhaltender Beifall folgte den Worten des Herrn Ministers. Als er verrauscht war, dankte der Vorsitzende mit folgenden Worten:

Eure Exzellenz! Den innigen Dank, den wir Eurer Exzellenz für Ihre Worte schulden, hat der laute Beifall der Versammlung weit besser zum Ausdrucke gebracht, als ich es vermöchte. Die wohlwollende Teilnahme, welche die k. k. österreichische Unterrichtsverwaltung und ihr oberster Leiter unserem Unternehmen entgegenbringen, wird für uns der mächtigste Ansporn sein, uns dieses Vertrauens würdig zu beweisen. Davon wollen Eure Exzellenz überzeugt sein.

Ich bitte Seine Magnifizenz, den Herrn Rektor der Universität, das Wort zu ergreifen.

Herr Universitätsprofessor Dr. med. Julius Kratter hielt folgende Ansprache:

Hochansehnliche Festversammlung! Vor wenigen Tagen ist in einer anderen Stadt Deutschösterreichs, in unserer lieben alpenländischen Schwesterstadt Salzburg, die 81. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte glanzvoll durchgeführt und ergebnisreich beendet worden. Und heute begrüßen wir hier, in der Hauptstadt unserer grünen Mark, eine andere hochangesehene Gelehrtenversammlung bei ihrer 50. Tagung, die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Gleich jener für alle Gelehrtenversammlungen vorbildlich gewordenen Veranstaltung, die schon bald ihren hundertjährigen Bestand feiern wird, ist auch diese eine altbewährte Einrichtung von glanzvoller Vergangenheit und bedeutungsvoller Gegenwart; ihre Geschichte beginnt schon mit dem Jahre 1838. Was in diesen sieben Jahrzehnten des Bestandes der deutschen Philologentage an wissenschaftlicher Arbeit vollbracht und an organisatorischen Anregungen für die Gestaltung des Schulwesens geleistet wurde, auch nur annähernd zu würdigen, bin ich ganz und gar außerstande. Aber aus Ihren Kreisen wird einstens der Mann erstehen, der die Geschichte Ihrer Versammlungen und Ihrer vollbrachten Arbeitsleistung darzustellen vermag in gleicher Art, wie bereits mit der Materialiensammlung für die Bearbeitung einer Geschichte der deutschen Naturforscherversammlung, die zugleich eine Geschichte der Entwickelung der Naturwissenschaften und der Heilkunde des 19. Jahrhunderts sein wird, begonnen wurde.

Aber einer großen Allgemeinwirkung solcher Forschertagungen, der Naturforscher wie der Sprachforscher, bin ich mir voll bewußt. Sie sind der sinnliche Ausdruck der untrennbaren geistigen und kulturellen Einheit des deutschen Volkes. Wie unsere Dichter und Denker, unsere Künstler und Schriftsteller, so schmieden und hämmern auch die stillen Forscher in ihrer einsamen Kammer unbewußt und unbeabsichtigt gleichwohl ein stahlhartes Band um die Gesamtheit der Volksgenossen auf dem ganzen Erdenrunde. Das lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die Tagesordnung Ihrer Versammlung. Von Straßburg bis Czernowitz und Posen, von Freiburg in der Schweiz, wo die Firnenwand die südlichen Siedlungsgrenzen des deutschen Volkes bildet und von Pola, von den sonnigen Gestaden der blauen Adria, bis hinauf nach der alten und so herrlich verjüngten Hansastadt Hamburg und nach Kiel, wo an alten Buchenhainen die Ostsee brandet, haben Sprachforscher und Schulmänner Vorträge angekündigt. Ja, noch mehr. Von Athen, wo deutsche Forscher als wissenschaftliche Schatzgräber so erfolgreich bemüht sind, uns immer neue Blüten und Perlen der antiken Schönheitswelt zu erschließen, von Amsterdam, Barcelona und Petersburg, von Schottland, ja selbst von

jenseits des großen Wassers, wo deutscher Volksüberschuß eine neue Kulturwelt miterbauen half, von Amerika, sind Glieder der großen Gelehrtenrepublik herbeigekommen, mitzuwirken an der wissenschaftlichen Arbeit dieser Tagung von Sprachforschern und Schulmännern.

Ihnen allen, Nahen und Fernen, entbieten wir herzlichen Willkommgruß! Wir begrüßen Sie mit der ganzen Gefühlswärme süddeutscher Gemütsart!

Sie werden — es ist dies fast selbstverständlich — tagen in den Räumen der Universität. Wir freuen uns, dank der zielbewußten ständigen Fürsorge der hohen Unterrichtsverwaltung um die Ausgestaltung unserer Hochschule, in der Lage zu sein, Ihnen würdige Räume und Anstalten für Ihre Beratungen zur Verfügung stellen zu können. Die Universität Graz fühlt sich im hohen Maße geehrt, Sie, die hochangesehenen Vertreter der Sprachwissenschaften, in ihrem schönen und stolzen Heim zu Gaste zu sehen. Ihr Rektor wünscht der 50. Tagung deutscher Sprachforscher und Schulmänner einen vollen Erfolg. Er wünscht vor allem, daß sich auch das weitere Ziel Ihrer Bestrebungen festige und im Bewußtsein immer größerer Bevölkerungskreise tief verankere, das Ziel, eine möglichst innige Verbindung der Universität mit der Schule durch das gemeinsame Band der Wissenschaft herzustellen, Ihnen selbst zur Freude, dem Vaterlande zur Ehre, dem deutschen Volke zum Heile! (Lauter Beifall.)

Der Vorsitzende antwortete:

Eure Magnifizenz haben in Ihrer Ansprache die engen Beziehungen, die unsere Versammlung mit der Universität verbinden, in treffendster und für uns höchst ehrenvoller Weise zum Ausdruck gebracht. Wollen Eure Magnifizenz dafür durch mich den ergebensten Dank der Versammlung entgegennehmen.

Ich bitte den Herrn Bürgermeister der Landeshauptstadt Graz, das Wort zu ergreifen.

Herr Bürgermeister Dr. Franz Graf dankte zunächst dafür, daß unsere Stadt zur Kongreßstadt erwählt wurde. Nach einer kurzen Würdigung der Philologie und der Werte, die durch die humanistischen Bestrebungen geschaffen werden und die durch keine Gegenströmung gänzlich oder dauernd aus der Mittelschule verdrängt werden können, führte der Redner aus: Wir Deutschösterreicher erblicken in der heutigen Versammlung, die ja von so vielen Deutschen aus dem uns befreundeten Reiche beschickt ist, auch ein Ereignis von nationaler Bedeutung, denn die deutsche Wissenschaft schließt ein inniges Band um die Stammesgenossen und die Kongresse, die abwechselnd in den Städten im Reiche und bei uns ab-

gehalten werden, stärken das Gefühl und das Bewußtsein völkischer Zusammengehörigkeit mit den Deutschen im Mutterlande. Mögen daher die Gäste sich bei uns wohl und heimisch fühlen und von dem kurzen Aufenthalte recht angenehme Eindrücke empfangen. Die Beratungen aber mögen von schönstem Erfolge begleitet sein zum Ruhme der philologischen Wissenschaft und des deutschen Schulwesens. (Beifall.)

Der Vorsitzende antwortete:

Hochverehrter Herr Bürgermeister! Die Stadt Graz hat unserer Versammlung ein so herzliches Entgegenkommen bewiesen, daß dadurch allein schon ein erfreulicher Verlauf unserer Tagung gewährleistet erscheint; und Sie, hochverehrter Herr Bürgermeister, haben uns die freundliche Gesinnung, die uns Graz und seine Bürger entgegenbringen, aufs neue bekräftigt. Gestatten Sie mir, im Namen der Versammlung Ihnen und durch Sie der gastfreundlichen Stadt Graz den aufrichtigsten und herzlichsten Dank zu sagen.

Hierauf legte Herr Universitätsprofessor Dr. Emil Reisch aus Wien als Vizepräsident des k. k. österreichischen archäologischen Institutes in Vertretung des erkrankten Präsidenten, Universitätsprofessor Hofrat Dr. Robert Ritter von Schneider, die vom k. k. österreichischen archäologischen Institute der Versammlung gewidmete Festschrift vor; desgleichen der Dekan der philosophischen Fakultät, Universitätsprofessor Dr. Rudolf Meringer das soeben erschienene zweite Heft des ersten Bandes der neugegründeten Zeitschrift „Wörter und Sachen".

Nachdem der Vorsitzende beiden Rednern im Namen der Versammlung gedankt hatte, teilte er mit, daß die Weidmannsche Buchhandlung wie schon mehreren vorhergehenden Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner auch der diesjährigen Grazer die Summe von 1000 Mark für die Unterstützung eines wissenschaftlichen Unternehmens gewidmet habe. Nachdem der Vorsitzende unter lautem Beifalle der Versammlung der Weidmannschen Buchhandlung den gebührenden Dank zum Ausdrucke gebracht hatte, wurde auf seinen Vorschlag zur Beratung über die Verwendung dieses Betrages ein Ausschuß, bestehend aus den Herren Geheimrat Prof. Dr. Diels (Berlin), Schulrat Dr. Brütt (Hamburg) und den beiden Präsidenten der Versammlung eingesetzt.

Ferner erstattete der Vorsitzende über die seinerzeit vom ständigen Ausschuß ins Leben gerufene Jubiläumsstiftung, deren Ertrag sich damals auf etwas über 5000 Mark belief[1]), Bericht und beantragte,

---

1) Jetzt 7700 Mark.

denselben Ausschuß mit der Erstattung eines Vorschlages zur Verwendung der Stiftung zu beauftragen. Der Antrag wurde, nachdem einer aus der Mitte der Versammlung gegebenen Anregung zufolge noch die Herren Gymnasialdirektoren Dr. Aly (Marburg) und Dr. Lück (Steglitz) in den Ausschuß gewählt worden waren, angenommen.

Hierauf ergriff der Vorsitzende nochmals das Wort zu folgender Ansprache:

Hochverehrte Versammlung! Je dankbarer wir die warme Teilnahme empfinden, die uns von allen Seiten entgegengebracht wird und unser Fest verschönert, um so schmerzlicher berührt uns der Gedanke, daß so viele unserer Berufs- und Arbeitsgenossen, die zur Zeit der letzten Versammlung noch lebten und wirkten, seither von uns für immer geschieden sind. Schier unübersehbar ist der Zug der Schatten, der an uns vorüberwallt; lang die Reihe auch dann, wenn wir nur die hervorragendsten Namen auswählen. Es starben seit den Tagen der Basler Versammlung von Altertumsforschern im weiteren Sinne des Wortes: Adolf Furtwängler, Konrad Zacher, Gustav Hertzberg, Julius Asbach, Elard Hugo Meyer, Ludwig v. Schwabe, Adolf Kirchhoff, Johannes Fastenrath, Franz Bücheler, Albrecht Dieterich, Eduard v. Wöfflin, Gustav Droysen, Thomas Achelis, Max Ihm, August Mau; ferner die Sprachvergleicher und Orientalisten: Heinrich Hübschmann, Julius Oppert, Franz Kielhorn, Eberhard Schrader, Hermann Osthoff, Paul Horn; die Germanisten: Johann v. Kelle, Alexander Reifferscheid, Karl Marold, Karl Sachs; der Anglist Albrecht Wagner; der Romanist Karl v. Reinhardtstöttner; von Schulmännern und Pädagogen: Josef v. Egger-Möllwald, Ernst Hinzpeter, Paul v. Gizycki, Georg Ellendt, Friedrich Paulsen, Otto Hunziker; von Vertretern des Museal- und Bibliothekswesens: Adolf Seyboth, Karl Aldenhoven, Karl Roland, Hermann Rau, Julius Lessing, Ernst aus'm Weerth, Georg v. Laubmann. Viele von ihnen waren eifrige Besucher unserer Versammlungen, wenige sind darunter, deren Namen in den Mitgliederlisten nicht zu finden sind; alle waren treue Mitarbeiter und Helfer. Wir ehren uns selbst, indem wir ihr Gedächtnis in Ehren halten, und ich ersuche die Versammlung, zum Zeichen des treuen Gedenkens an die Entschlafenen sich von den Sitzen zu erheben. (Geschieht.)

Sei es uns nun aber auch unverwehrt, der Lebenden zu gedenken, an deren tatkräftiger Mitwirkung wir uns noch erfreuen. Es ist ein altes verbrieftes, wenn auch selten ausgeübtes Recht der Philologenversammlungen, Ehrenmitglieder zu ernennen und dadurch dem Gefühl der aufrichtigen Ehrerbietung gegenüber hervorragenden

Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Unterrichts einen bescheidenen aber von Herzen kommenden Ausdruck zu verleihen. Wann sollten wir diese Befugnis mit besserem Rechte ausüben, als heute, da wir auf eine lange Reihe von Tagungen zurückblicken? So schlage ich denn vor, daß wir folgende Herren zu Ehrenmitgliedern der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ernennen, deren Namen ich nur zu nennen brauche, um in jedem der Anwesenden, ohne daß es eingehender Begründung bedürfte, die Erinnerung an die großen Verdienste wachzurufen, die sich ihre Träger erworben haben. Es sind dies:

Herr Prof. Dr. Alexander Conze;
Herr Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Hermann Diels;
Herr Hofrat Prof. Dr. Theodor Gomperz;
Herr Geheimer Regierungsrat Direktor Dr. Oskar Jäger;
Herr Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Münch;
Herr Hofrat Prof. Dr. Anton Schönbach;
Herr Hofrat Prof. Dr. Hugo Schuchardt;
Herr Geheimer Hofrat Prof. Dr. Gustav Uhlig;
Herr Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Johannes Vahlen;
Herr Geheimrat Dr. Gustav Wendt.

Lauter Beifall bekundete die einmütige Zustimmung der Versammlung.

Der Vorsitzende machte hierauf noch die Mitteilung, daß von seiten des Magistrates der Stadt Posen die Einladung eingetroffen sei, die 51. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Jahre 1911 in Posen abzuhalten, und daß die Entscheidung über die Annahme dieser Einladung in der letzten allgemeinen Sitzung über Antrag des ständigen Ausschusses der Versammlung erfolgen werde.

Nach einer kurzen Pause eröffnete die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge Geh.-Rat Un.-Prof. Dr. Hermann Diels (Berlin). Er sprach über **die Anfänge der Philologie bei den Griechen.**[1])

Wie alle Wissenschaften, so ist auch die Sprachwissenschaft und was sich daran anschließt, in Griechenland erwachsen. Ihre erste Ausbildung hat die Philologie dort freilich erst nach Alexander dem Großen erhalten, allein die Anfänge reichen in das sechste Jahrhundert zurück, in dem in Ionien zuerst die Naturforschung, dann aber auch die Kulturwissenschaft, die sich mit dem Menschen, seiner Seele

---

1) Der Vortrag ist mittlerweile in unverkürzter Gestalt in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und Literatur, 1910, I. Abteilung, XXV. Band, S. 1ff. erschienen.

und seiner Unsterblichkeit zu beschäftigen anfing, Pflege fand. Das fünfte Jahrhundert hat diese geistigen Probleme mit Bewußtsein erforscht. An der Spitze steht Heraklit, der das moderne Wort sprach: „Ich habe mich selbst erforscht", der dem Urgrund der Seele nachging und aus dem Mikrokosmos den Makrokosmos zu erkennen strebte. Das alles lenkende „Wort" der Gottheit steht an der Spitze seiner Weltanschauung und so ist ihm auch das Wort der Menschen wertvoll als Zeugnis der göttlichen Wahrheit, die sich geheimnisvoll in Gleichklängen und Anklängen ausspricht. Die Etymologie ist ihm ein Weg zu dieser Wahrheit. Die Sprache ist ein Ausfluß der „Natur". Diese naive Anschauung teilt Heraklit mit den Mystikern des orphischen Kreises wie mit dem etymologischen Rationalismus des Hekataios, der in der Mythologie bis zu Gottfried Hermann, Max Müller und Hermann Usener nachgewirkt hat. Diese Methode ist schon bald nach Heraklit durch den Eleaten Parmenides bekämpft worden. Nicht die Worte bedeuten die Wahrheit, sondern der durch das Denken erschlossene einheitliche Weltbegriff, das Universum. Die Sprache ist schuld an dem vielgestaltigen Irrtum der Menschheit, die Wörter sind der Ausdruck der empirischen und darum halb oder ganz unrichtigen vulgären Vorstellungen. So stehen sich jetzt „Naturgesetz" und „Menschenwillkür" (*Physis* und *Nomos*) als die Schlagworte des Kampfes um den Wert der Sprache während des ganzen fünften Jahrhunderts gegenüber, bis Platon die Einseitigkeit der beiden Standpunkte im Dialoge Kratylus nachweist und durch seine Ideenlehre zu überwinden sucht. Die Mehrzahl der vorplatonischen Philosophen sieht mit Parmenides in den Spracherscheinungen nur Willkür und Konvention der Menschen, so namentlich Demokrit, der unter allen diesen Philosophen am eingehendsten die elementaren wie höheren Fragen der Philologie behandelt hat. Die Sophisten, die den höheren Jugendunterricht damals zuerst organisierten, haben ebenfalls einiges Verdienst um die Förderung der Philologie, namentlich auch der Dichter-Interpretation, die freilich schon vom 6. Jahrhundert an in den Irrgarten der Allegorie sich verlocken ließ. Allein von dieser ganzen Literatur sind uns nur kümmerliche Reste geblieben. Daher halten wir uns lieber an das größte Monument jener Werdezeit, an Herodots erhaltenes Geschichtswerk, das eine unerwartete Fülle philologischer Beobachtung in sich schließt. Alle Teile der niederen, wie der höheren Sprachbetrachtung sind vor dem Auge dieses vielseitig begabten Mannes aufgetaucht. Und auf dem höchsten Standpunkt, wo es sich um die Echtheit und Unechtheit ganzer Literaturwerke handelt, hat Herodot den Ruhm, als erster die Widersprüche

der homerischen Überlieferung aufgedeckt und zwei Gedichte, die „Kyprien" und die „Epigonen", aus dem damals noch allumfassenden Kranze der homerischen Dichtung endgültig ausgemerzt zu haben. So ist Herodots Buch für uns die wertvollste Incunabel der beginnenden philologischen Wissenschaft.

Der Vorsitzende dankte dem Redner für seinen durch lauten Beifall der Versammlung ausgezeichneten Vortrag.

Sodann sprach Gymn.-Dir. Dr. Friedrich Aly (Marburg i. H.) über **das Gymnasium und die neue Zeit.**[1]) Der Redner wandte sich nachdrücklich gegen den oft erhobenen Vorwurf, als ob das Gymnasium in schroffem Gegensatz zur Jetztzeit stände. Das Gegenteil ist der Fall. Die Lehrer wie die Freunde des Gymnasiums nehmen für sich das gute Recht in Anspruch, mit allen Fasern ihres Herzens an dem Gedeihen ihres Volkes und seiner Entwicklung in Staat und Kirche, Literatur und Kunst teilzunehmen. Sie sind freilich zugleich der Ansicht, daß man die Jetztzeit nur verstehen kann, wenn man die Wurzeln ihrer Bildung kennt. Nichts erscheint kläglicher als die Selbsttäuschung der modernen „Wagner", die da glauben, als ob wir es so herrlich weit gebracht hätten, ohne zu ahnen, wieviel wir der Tradition schulden. Und diese Tradition ist die durch die Hellenen begründete, von den Römern überlieferte und bereicherte Kultur. Es ist die Aufgabe des Gymnasialunterrichts, sorgsam und taktvoll die Fäden nachzuweisen, die sich aus dem griechisch-römischen Altertum zu unserer Zeit hinüberspinnen. Der Vortragende wies diese Behauptung an einer trotz der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit überraschenden Fülle von Einzelbeispielen nach. Auf dem Gebiete der politisch-wirtschaftlichen Entwicklung zeigte er, daß die von vielen Seiten geforderte Bürgerkunde sich am leichtesten im Anschluß an die Geschichte der Hellenen und Römer behandeln läßt. Die politischen Begriffe sind stets, die wirtschaftlichen vielfach dieselben gewesen, und an den Typen vergangener Zeiten werden diese besser nachgewiesen, als in Verbindung mit den Parteikämpfen moderner Geschichte. Dasselbe gilt für Kunst und Literatur, wo die Beziehungen unserer Blütezeit eine fortwährende Bezugnahme geradezu herausfordern. Wallenstein wie Iphigenie sind ohne solche Erläuterungen nicht zu vollem Verständnis zu bringen. Und nicht minder ist auf dem Gebiete sittlich-religiöser Interessen das Altertum die unbedingte Voraussetzung eines geschichtlichen Verständnisses. So wird die Jugend

1) Der Vortrag erschien in Nr. 5/6 des „Humanistischen Gymnasiums", Jahrg. 1909 (Heidelberg, Winter).



angeleitet, die moderne Kultur aus ihren Wurzeln heraus zu verstehen. Am Schluß erörterte der Redner das Verhältnis von Historismus und Humanismus. Jener ist die berechtigte Betrachtungsweise der reinen Wissenschaft, dieser die der Schule. Der Lehrer ist verpflichtet, nach beiden Seiten sich volle Klarheit zu verschaffen. Die historische Betrachtungsweise ist der Jungbrunnen, aus dem er die geistige Kraft schöpft, um das Altertum durch die humanistische Auffassung der Erziehung unserer Jugend dienstbar zu machen. Historismus und Humanismus widersprechen nicht einander, sondern ergänzen sich.

Die Versammlung stimmte durch reichen Beifall den Ausführungen des Vortragenden zu.

Hierauf begann Un.-Prof. Dr. Moritz Trautmann (Bonn) seinen Vortrag **Über altgermanischen Versbau.**

Redner bemerkte einleitend, nur dreißig Minuten seien ihm eben gesetzt worden; das nötige ihn, seinen Vortrag umzutaufen in „**Über angelsächsischen (altenglischen) Versbau**". Es werde durch die Verengung des Themas nicht zu viel verloren gehen von dem, was er zu sagen beabsichtigt habe; denn nicht nur die ältesten, sondern auch die meisten altgermanischen Gedichte seien angelsächsische.

Der gewöhnliche angelsächsische Vers, fuhr der Vortragende dann fort, sei eine Langzeile, die aus zwei Hälften, einem Anvers und einem Abvers, bestehe. Man pflege diese Langzeile, oft auch bloß ihre Hälfte, den „germanischen Vers" zu nennen, oder auch den „Stabvers". Der zweite Name komme davon, daß unser Vers stabe, oder wie die meisten lieber sagen, alliteriere. Eine stabende Langzeile sei z. B.

monegum **m**ǣgþum **m**eodo-setla oftēah.

Über Wesen und Verwendung der Stäbe oder Stabreime bestehe kaum noch Streit; dagegen sei man über Bau und Rhythmus des Stabverses bis auf den heutigen Tag nicht einig geworden. Der Grund davon liege darin, daß der angelsächsische Versbau auf der einen Seite vom griechischen und lateinischen, auf der anderen von dem der heutigen germanischen Sprachen in wesentlichen Punkten verschieden sei. Nur über den Bau und Rhythmus des angelsächsischen Verses wolle er sprechen; und er werde, wenn er im folgenden vom Stabverse oder vom Verse schlichthin spreche, immer die Hälfte der Langzeile meinen.

Der Vortragende führte hierauf die wichtigsten Ansichten vor, die bisher über den Bau und Rhythmus des Stabverses geäußert worden sind; er besprach insonderheit George Hickes, den ersten

Gelehrten, der sich Gedanken über unseren Vers gemacht hat; den Dänen Erasmus Rask und die von ihm abhängigen Engländer J. J. Conybeare und Edwin Guest, die so wenig wie Hickes hinter den Rhythmus des Stabverses kommen; Karl Lachmann, der 1832 in Otfrids Reimvers einen Viertakter erkennt und das Jahr darauf den Stabvers des Hildebrandliedes als einen eben solchen Viertakter zu erweisen sucht; Karl Bartsch, Karl Müllenhoff, Moritz Heyne, Hermann Schubert, die in den Jahren 1858—1870 sämtliche stabende Gedichte des Altgermanischen als in Viertaktern geschrieben in Anspruch nehmen; Ferdinand Vetter und Max Rieger, die im altgermanischen Stabverse nicht einen Viertakter, sondern einen zweimal gehobenen Vers sehen; Eduard Sievers, der ihn weder für einen Viertakter noch für einen zweimal gehobenen Vers hält, sondern für einen Vers ohne Takt und festes Zeitmaß, einen „Sprechvers", erklärt, der aber mit seiner Lehre nicht Metrik, sondern bloß Silbenhaufenstatistik treibt; Hermann Möller, der wieder auf den Boden der wirklichen Metrik zurücktritt und unsern Vers richtig für einen Viertakter hält, der aber, weil er zwei falsche Ausgänge nimmt (erstens, daß der altgermanische Vers eine Dipodie sei, zweitens, daß alles vor dem ersten Stabe Stehende Auftakt bilde), doch nicht mit ihm fertig wird; Andreas Heusler, der den Schild „Sprechvers", hinter den Sievers sich stellt, zertrümmert und treffend zeigt, daß zwischen gesungenen und gesprochenen Versen kein grundsätzlicher Unterschied bestehe, der jedoch auch nicht mit dem Stabverse zurecht kommt, weil er dieselben zwei falschen Ausgänge nimmt wie Möller; Hermann Hirt und Karl Fuhr, die jeder Richtiges erkennen, aber Falsches voraussetzen und dadurch die stabenden Gedichte zu einem wilden Gemisch von Drei- und Viertaktern machen; Bernhard ten Brink, dessen Lehre mit ihren vollständigen und unvollständigen Versen und mit ihren Pausen gekünstelt und unfolgerichtig ist; Max Kaluza, der den Stabvers richtig viertaktig macht, aber ganz grund- und zwecklos 90 „Typen" aufstellt und mit Treffigungen wie *ín gĕar-dắgúm* und *þǽt wæs gṓd cỷníng (dắgúm! cỷníng!)* gegen den heiligen Geist des altgermanischen Versbaues sündigt.

Nach dieser Übersicht ging Redner an die Darstellung seiner eigenen Auffassung und führte[1]) etwa folgendes aus: Der Stabvers (= die halbe Langzeile) hat vier Takte. Jeder Takt besteht aus zwei Weilen, von denen die erste die Hebung, die zweite die Senkung

1) In Anlehnung an seine in manchen Punkten eingehendere Darstellung in Heft 17 der Bonner Beiträge zur Anglistik (Bonn, Hanstein).

heißt. Jede Weile hat die Dauer einer kurzen Silbe. Nur die erste Weile (die Hebung) des ersten Taktes darf eine Länge oder eine Kürze sein, was durch das Zeichen × ausgedrückt wird. Die Grundform des Stabverses ist hiernach

×́ ⏑ | ⏑́ ⏑ | ⏑́ ⏑ | ⏑́ ⏑.

In jedem der vier Takte kann statt der zwei kurzen Silben eine lange eintreten, so daß in einem Verse e i n Takt, oder zweie, oder dreie, ja alle vier Takte einsilbig sein können. Aus dieser Freiheit ergeben sich 15, mit der Grundgestalt 16 Gestalten des angelsächsischen Verses, und zwar 8 zweisilbig und 8 einsilbig endende.

Die 8 zweisilbig ausgehenden sind:

1. ×́ ⏑ | ⏑́ ⏑ | ⏑́ ⏑ | ⏑́ ⏑ *sume hyder sume þyder,*
2. –́ | ⏑́ ⏑ | ⏑́ ⏑ | ⏑́ ⏑ *þurh heofona gehleodu,*
3. ×́ ⏑ | –́ | ⏑́ ⏑ | ⏑́ ⏑ *searo-þoncum besmiþod,*
4. ×́ ⏑ | ⏑́ ⏑ | –́ | ⏑́ ⏑ *ēac ic sume gedyde,*
5. –́ | –́ | ⏑́ ⏑ | ⏑́ ⏑ *wið fēonda gehwone,*
6. –́ | ⏑́ ⏑ | –́ | ⏑́ ⏑ *bōc-stafum awriten,*
7. ×́ ⏑ | –́ | –́ | ⏑́ ⏑ *sele-weard aseted,*
8. –́ | –́ | –́ | ⏑́ ⏑ *wōp ūp ahafen,*

Die 8 einsilbig endenden sind:

9. ×́ ⏑ | ⏑́ ⏑ | ⏑́ ⏑ | –́ *hæleð under heofenum,*
10. –́ | ⏑́ ⏑ | ⏑́ ⏑ | –́ *to brimes faroðe,*
11. ×́ ⏑ | –́ | ⏑́ ⏑ | –́ *he þæs frōfre gebād,*
12. ×́ ⏑ | ⏑́ ⏑ | –́ | –́ *ne me here-strǣte,*
13. –́ | –́ | ⏑́ ⏑ | –́ *eft gewunigen,*
14. –́ | ⏑́ ⏑ | –́ | –́ *ðæm eafera wæs,*
15. ×́ ⏑ | –́ | –́ | –́ *sceaþena þrēatum,*
16. –́ | –́ | –́ | –́ *þrym gefrūnon.*

Außer diesen 16 gewöhnlichen Gestalten gibt es 12 scheinbar dreitaktige, derer jede jedoch eine der gewöhnlichen wird, wenn man statt der überlieferten eine ältere Sprachform, z. B. *hēahan* statt *hēan* oder *hearm[a]-cwide* statt *hearm-cwide* einsetzt, und zwar 4 zweisilbig und 8 einsilbig ausgehende.

Die 4 zweisilbig endenden sind:

1. –́ ‿| –́ | ⏑́ ⏑ | ⏑́ ⏑ *Healfdenes sunu,*
2. ×́ ⏑ | –́ ‿| –́ | ⏑́ ⏑ *swa þa dryht-guman,*
3. –́ ‿| –́ | –́ | ⏑́ ⏑ *ēam his nefan,*
4. –́ | –́ ‿| –́ | ⏑́ ⏑ *in gēar-dagum.*

Die 8 einsilbig endenden sind:

5. ×́ ∪ | ∪́ ∪ | –́ | –́ *egesan geþrēad,*
6. –́ | –́ | ∪́ ∪ | –̀ *þēod-cyninga,*
7. –́ | ∪́ ∪ | –́ | –́ *feorran ond nēan,*
8. ×́ ∪ | –́ | –́ | –̀ *to beflēonne,*
9. ×́ ∪ | –́ | –̀ | –́ *ond on bǣl dōn,*
10. –́ | –́ | –́ | –́ *hēan hūses,*
11. –́ | –́ | –́ | –̀ *syn-fā men,*
12. –̀ | –́ | –̀ | –̀ *on flet tēon.*

Redner führte dann erläuternd aus: Der Stabvers beruhe auf dem Worttreff (Wortakzent), sofern eine starktreffige Silbe nie Senkung werden könne; doch auch die schwächste Silbe könne unter gewissen Bedingungen im Angelsächsischen so gut in die Hebung kommen, wie z. B. im Neuhochdeutschen in dem Verse *wírd der Héiligé veréhrt* das untreffige *e* von *Heilige* Hebung werde. Außerdem beruhe der Stabvers auf der Silbendauer, für welche die folgenden Regeln gültig seien: Hauptsilben, d. h. die Stammsilben sinnstarker Worte, können im Verse nur nach ihrer natürlichen Dauer verwendet werden, also z. B. die erste von *sŭnu* oder *þolode* nur als Kürze und die erste von *līfes* oder *þancigan* nur als Länge. Nebensilben dagegen, d. h. Vor- und Endsilben jeder Art, sowie Stammsilben sinnschwacher Worte (z. B. die von *under, sindon, hæfde*) können vom Dichter nach Belieben lang oder kurz gebraucht werden. Das Altgermanische nehme somit in der Behandlung der Silbendauer eine Mittelstellung ein zwischen den klassischen und den heutigen germanischen Sprachen: während im Griechischen und Lateinischen jede Silbe gemessen werde und in den neueren germanischen Sprachen von Silbenmessung überhaupt nicht die Rede sein könne, werde im Altgermanischen die natürliche Silbendauer der Hauptsilben so genau beobachtet wie im Griechischen und Lateinischen und sei die der Nebensilben frei.

Am Schlusse seines Vortrages wies Redner hin auf zwei Regeln, die für den Ausgang des Verses gelten und die sich so ausdrücken lassen: A, endet ein Vers auf ein Gebind (*compositum*), dessen zweites Glied die Gestalt ∪̀ × hat, so muß das erste Glied ein Langstamm sein, und B, endet ein Vers auf ein Gebind, dessen zweites Glied die Gestalt –̀ × hat, so muß das erste ein Kurzstamm sein. Die Beispiele aus den ersten hundert Versen des Beowulf sind für A: *hwæt we Gār-Dena* 1[1], *in gēar-dagum* 1[2], *lēof land-fruma* 31[1], *of feor-wegum* 37[1], *lēof lēod-cyning* 54[1], *hēah Healfdene* 57[1], *þæt heal-reced* 68[1], *būton folc-scare* 73[1], *þæt se ecg-hete* 84[1], *swā þa dryht-guman* 99[1]; für

B finden wir: *ofer hron-rāde* 10[1], *fromum feoh-giftum* 21[1], *to gescæp-hwīle* 26[2], *ond heaðo-wǣdum* 39[2], *þe hine æt frum-sceafte* 45[1], *þæt him his wine-māgas* 65[2], *æfter wæl-nīðe* 85[1], *cwæð þæt se æl-mihtiga* 92[1], *gesette sige-hrēþig* 94[1]. Ein ähnliches Verhältnis besteht durch den ganzen Beowulf, durch sämtliche vier Gedichte Cynewulfs und überhaupt durch alle älteren angelsächsischen Gedichte; und Ausnahmen von der ersten Regel gibt es fast gar nicht und von der zweiten nicht zu viele. Nun beobachten doch die Dichter solche Regeln nicht aus Angst oder zum Scherz oder aus Bosheit, sondern um den Erfordernissen des Verses zu genügen. So ist es auch hier: die auf ◡́ × ausgehenden Verse wären falsch, wenn das erste Glied des Gebindes ein Kurzstamm wäre, denn sie hätten dann nur drei Takte; und die auf –́ × ausgehenden Verse wären falsch, wenn das erste Glied des Gebindes ein Langstamm wäre, denn sie hätten dann fünf Takte. Aus dem Dasein der beiden Regeln, schloss der Vortragende, ergebe sich mit besonderer Deutlichkeit, daß der altgermanische Vers (die halbe Stabzeile) nicht ein „Sprechvers", ein Vers ohne Takt und festes Zeitmaß sei, sondern eben ein genau gemessener Viertakter.

An letzter Stelle sprach Univ.-Prof. Dr. Theodor Siebs (Breslau) über eine vielumstrittene Frage der allgemeinen Syntax, über die sogenannten **subjektlosen Sätze**, die durch Impersonalia wie lateinisch *pluit*, *ningit*, *tŏnat*, griechisch *ὕει*, *νίφει*, deutsch *„es regnet, es schneit"* ausgedrückt werden.

Redner wies zunächst nach, daß diese von Aristoteles Zeit an vielbehandelten Sätze, die jedem Philosophen, Sprachforscher, Lehrer und Schüler Schwierigkeiten bereitet haben, nicht von der deduktiven Philosophie, von der Logik aus erklärt werden können, sondern daß zunächst die Sprachwissenschaft die ältesten Formen feststellen müsse und man dann erst Deutungsversuche machen könne. Tatsache ist ja — so führte der Redner aus —, daß für das Indogermanische eine unserer dritten Person des Verbum finitum entsprechende Form anzunehmen ist, also **pleueti* „es regnet", *sneigheti* oder *snigheti* „es schneit". Das deutsche „es" ist etwas Junges, ist erst in althochdeutscher Zeit entstanden und ist auch im Romanischen (*il plut*) etwas verhältnismäßig Neues — zur Erklärung spielt es keine Rolle. Man hat versucht, die Formen *pluit*, *ningit* dadurch zu erklären, daß entweder das Subjekt etwas Unbestimmtes gewesen sei, oder aber daß ursprünglich ein Bestimmtes (eine Person wie *Ζεύς*, *deus* oder dergl.) angenommen werden müsse. Redner wies nach, daß demgegenüber die natürlichste und primitivste Bezeichnung für solche Naturvorgänge ein Verbalabstraktum (auf *-ti*)

sei, wie wir sie reichlich bezeugt finden. Wie man heute sagen könne: „immer Wetterleuchten und Blitzen", so habe man dereinst den Vorgang mit solchem Verbalsubstantiv benannt, und diese Formen, wie sie in der Erzählung reichlich verwendet würden, seien dann als dritte Personen (wohl im Gegensatze zur ersten und zweiten Person) aufgefaßt worden. Aus vielen Sprachen nichtindogermanischer Herkunft wies der Redner nach, wie diese substantivische Ausdrucksweise für die dritte Person die ursprüngliche sei, und wie wir in diesen Formen auf *-ti-* alte indogermanische Verbalabstraktstämme hätten, wie sie im griechischen Kompositum (*μαντι-πόλος* „mit Weissagen beschäftigt") noch erhalten sind. Diese alte unpersönliche Ausdrucksweise sei in den Impersonalia (*pluit* „es regnet", *ningit* „es schneit") noch bewahrt, während man bei den meisten anderen Verben diese Formen (*emit* „er, sie, es kauft", *fert* „er, sie, es trägt") in die persönliche Auffassung übergeführt habe. — So also entwickelte der Vortragende eine ganz neue Auffassung der Konjugationsform der dritten Person Singularis aller indogermanischen Sprachen, die eigentlich ein substantivisches Verbalabstraktum und dann erst ins verbale Personensystem eingezwängt sei.

Schluß der Sitzung 1 Uhr.

Zweite allgemeine Sitzung

(im Festsaale der Universität).

Mittwoch, den 29. September 1909, vormittags 10 Uhr.

Vorsitzender: Der zweite Präsident, Gymnasialdirektor Regierungsrat Dr. Otto Adamek.

Der Vorsitzende machte zu Beginn der Sitzung Mitteilung von dem erschütternden jähen Tode des Versammlungsmitgliedes Prof. Dr. Richard Engelmann, der am Nachmittage des 28. September in der Universität einem Schlaganfalle erlegen war, und widmete ihm einen warm empfundenen Nachruf. Die Versammlung erhob sich zum Zeichen des Beileides von den Sitzen.

Auf Antrag des ersten Präsidenten beschloß hierauf die Versammlung die Absendung von Huldigungstelegrammen an Ihre Majestäten die Kaiser von Österreich und Deutschland. Die Telegramme hatten folgenden Wortlaut:

An Seine kaiserliche und königliche Majestät Franz Josef I.

Die in Graz tagende 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner bittet Euere Majestät die ehrfurchtsvollste Huldigung der aus der österreich-ungarischen Monarchie wie

aus dem Deutschen Reiche und anderen Ländern zahlreich versammelten Teilnehmer darbringen zu dürfen.

In tiefster Ehrerbietung
Das Präsidium:
Schenkl mp. Adamek mp.

An Seine kaiserliche und königliche Majestät Wilhelm II.

Geruhen Eure kaiserliche und königliche Majestät die dankbare und ehrfurchtsvollste Huldigung allergnädigst entgegenzunehmen, welche die in Graz tagende 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Eurer kaiserlichen und königlichen Majestät, dem erhabenen Beschützer der deutschen Wissenschaft und der deutschen Schule, darbringt.

In tiefster Ehrerbietung
Das Präsidium:
Schenkl mp. Adamek mp.

Das Telegramm an Seine Majestät den Kaiser von Österreich wurde durch das folgende am 30. September eingetroffene Telegramm der k. und k. Kabinettskanzlei beantwortet:

Schönbrunn, den 29. September 1909.

Herrn Universitätsprofessor Dr. Heinrich Schenkl Graz.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben die ehrfurchtsvollste Huldigung der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner mit Dank allergnädigst entgegenzunehmen geruht.

Kabinettskanzlei.

Das Telegramm an Seine Majestät den Kaiser von Deutschland wurde durch folgendes an das Präsidium gerichtete Schreiben der kaiserlich deutschen Botschaft in Wien beantwortet:

Wien, den 4. Oktober 1909.

Das von der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz an Seine Majestät den Kaiser und König, meinen Allergnädigsten Herrn, abgesandte Huldigungstelegramm hat an Allerhöchster Stelle vorgelegen.

Erhaltenem Auftrage zufolge beehre ich mich dem Präsidium den Dank Seiner Majestät des Kaisers und Königs für diese freundliche Kundgebung mit der Bitte ganz ergebenst auszusprechen, hiervon auch den anderen Teilnehmern der Versammlung gefälligst Kenntnis geben zu wollen.

Der Kaiserlich Deutsche Botschafter.
In Vertretung:
Graf Brocksdorff-Rantzau.

Ferner verlas der erste Präsident ein Schreiben von Dr. Rosegger, in dem er sein Fernbleiben von der Versammlung entschuldigt. Auf Antrag des Univ.-Prof. Dr. Friedwagner wurde die Absendung des folgenden Begrüßungstelegrammes an den gefeierten Dichter beschlossen:

Herrn Dr. Peter Rosegger,

Krieglach.

Noch erfüllt von dem tiefen Eindrucke der gestrigen Festvorstellung sendet die 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dem Dichter des Stückes, dem großen Sohne der Steiermark, den Ausdruck des herzlichsten Dankes.

Das Präsidium:

Schenkl mp. Adamek mp.

Die Reihe der Parallelvorträge über Wissenschaft und Schule sowie über die akademische Heranbildung der Kandidaten des höheren Schulamtes eröffnete hierauf Univ.-Prof. Dr. Ernst Elster (Marburg i. H.) mit seinem Vortrage über den **Betrieb der deutschen Philologie an unseren Universitäten.**[1])

Er ging dabei aus von dem Gedanken, daß, so vieles Gemeinsame auch die philologischen Disziplinen aufweisen, doch ihre Methodik ganz verschieden gestaltet werden müsse; die Arbeitsweise der klassischen, der romanischen, der englischen Philologie usw. darf nicht ohne weiteres auf unsere heimische Sprache und unser heimisches Schrifttum übertragen werden. Auch für die deutsche Philologie selber läßt sich keine für alle Gegenstände maßgebende Methodik aufstellen: aber so sehr sich selbstverständlich auf dem Gebiete der Germanistik der Betrieb der Sprachwissenschaft und der Literaturwissenschaft, so sehr sich der des Altdeutschen und des Neudeutschen voneinander abheben müssen, so unbedingt müssen wir doch darauf halten, daß das Deutsche ein einheitlicher Gegenstand des Unterrichts bleibe. Die Erfolge der beiden Zweige der Germanistik sind nun freilich außerordentlich verschieden: die germanistische Sprachforschung, die in engster Verbindung mit der vergleichenden Sprachwissenschaft aufgewachsen ist, hat köstliche Früchte geerntet; auf dem Gebiete der Laut- und Formenlehre, der Wortkunde und Etymologie, auch auf dem der Dialektforschung ist man zu bedeutenden Einsichten gelangt; nur die Syntax ist noch wenig gepflegt, und die neuhochdeutsche Grammatik muß im akademischen Unterricht vielfach noch als Stiefkind zurück-

1) Der Wortlaut des Vortrages ist in Ilbergs „Neuen Jahrbüchern“, Jahrg. 1909, 2. Abt., 24. Band, 10. Heft, S. 540—548, abgedruckt.

stehen. Gegenüber diesem alles in allem günstigen Stande der linguistischen Studien läßt der Betrieb der deutschen Literaturwissenschaft noch manches zu wünschen übrig. Hier handelt es sich noch um die Methodik des gesamten Betriebes. Gewiß ist in sorgfältiger philologischer Interpretation der kritisch gesäuberten Texte auch bei uns in der Regel alles Wünschenswerte geleistet; sonst hießen wir nicht Philologen. Und auch für die Entstehungsgeschichte der Werke, für die Erforschung der Quellen und Anlässe hat man das uns besonders ergiebig zuströmende Material gründlich ausgenutzt. Aber zur vollständigen Sichtung und Ausdeutung dieses Materials fehlt noch viel. Einen großen Fortschritt würden wir in dieser Hinsicht machen, wenn wir uns, wie ich seit vielen Jahren befürworte, die gesicherten Ergebnisse der modernen wissenschaftlichen Psychologie derart aneigneten, daß wir alle Tatsachen unserer Beobachtung psychologisch zu interpretieren lernten. Wie viel Eigenartiges weisen die Dichter schon in ihrer sehr verschiedenen Empfänglichkeit für die Sinnesempfindungen, die Grundlage des Vorstellungslebens, auf! So ist z. B. die Begabung zur Aufnahme von Gesichts- und von Gehörseindrücken sehr verschieden verteilt. Noch weit wichtiger sind die zahllosen Vorgänge der Vorstellungstätigkeit, die Sprünge und Übergänge der kombinatorischen Phantasie, die glücklichen Einfälle, die zielweisenden Ideen usw. und vollends die herrschenden Züge des Gefühls- und Willenslebens in ihren unabsehbaren Mischungen. Aber freilich, man muß gelernt haben, worauf es ankommt, und mit der Vulgärpsychologie, die ein jeder aus den Tiefen seines Gemütes glaubt schöpfen zu können, ist es nicht getan.

Hand in Hand mit der psychologischen Interpretation der poetischen Erzeugnisse muß die ästhetische Würdigung gehen. Gewiß erheben wir den entschiedensten Widerspruch dagegen, daß sie in unserer Wissenschaft die Herrschaft an sich reiße; aber kein Kundiger wird ihrer ganz entraten wollen. Nur auf eines werden wir halten müssen: das ästhetische Rüstzeug zu schmieden, die Wissenschaft der Poetik auszubauen, ist unsere Sache, und nicht die der Philosophen, so gerne wir auch bereit sind, uns von ihnen beraten zu lassen. Für die Poetik hat es als oberster Grundsatz zu gelten, daß das Gefühl (das Gefühl im prägnantesten psychologischen Sinne) der ausschlaggebende Faktor in den poetischen Kundgebungen sein muß, so selbstverständlich es auch ist, daß in sie Vorstellungen und auch Willensregungen in unabsehbarer Mischung und Abfolge mit eingehen. Nur ausschlaggebend ist das Gefühl. Aber auch hier gilt es, noch Einschränkungen zu machen: es können in der Seele

eines Menschen sehr starke Gefühle lebendig sein, ohne daß wir diese als poetisch bezeichnen dürften; es müssen vielmehr gewisse Bedingungen erfüllt sein, wenn der Faktor des Gefühls in ästhetisch befriedigender Weise in die Erscheinung treten soll. Diese Bedingungen sind im wesentlichen folgende: die Bedeutsamkeit, die Neuheit, die Abwechselung und Kontraststeigerung, die Harmonie der Teile (besonders auch die Harmonie von Inhalt und Form), die Abtönung, die konkrete Lebensfülle, die Lebenswahrheit, der national, zeitgemäß und volkstümlich aufgefaßte Gehalt, die Einheitlichkeit und die ethisch gerichtete Weltanschauung. Hieran würde sich eine Erörterung der bekannten ästhetischen Hauptbegriffe des Schönen und Häßlichen, des Erhabenen und Niedrigen, des Tragischen und Komischen, des Pathetischen, Satirischen, Elegischen usw. sowie eine solche über die „Elemente" und Gattungen der Poesie anzuschließen haben, und es würde sich bald zeigen, daß die unendliche Fülle von Maßstäben, die wir zu nennen hätten, eine mechanische Anwendung ganz unmöglich macht, und daß sie nur dem wahrhaft nützlich werden können, der zu dem Studium der Literaturwissenschaft die Gabe verständnisvoller Anempfindung mitbringt.

Eine erfolgreiche Neubegründung der noch sehr im argen liegenden Wissenschaft der Stilistik kann nur auf dem Grunde der zuvor erörterten psychologischen und ästhetischen Erwägungen erwartet werden. Die verworrene Masse der zu beobachtenden Tatsachen in logische Ordnung zu bringen, dürfte am ehesten gelingen, wenn man die sprachlich, die psychologisch und die ästhetisch bemerkenswerten Erscheinungen des Stils in gesonderten Abschnitten nacheinander behandelt.

Dagegen treten wir wieder auf sichreren Boden, wenn wir weiterhin auf die Aufgaben der deutschen Metrik verweisen. Denn hier liegen treffliche Arbeiten vor; die mechanische Betrachtung früherer Jahrzehnte liegt hinter uns; den vielfach wechselnden monopodischen, dipodischen und tripodischen Bau metrischer Gebilde von Schritt zu Schritt zu unterscheiden, die Bedeutung sprachmelodischer Wirkungen zu berücksichtigen haben wir gelernt. Nichtsdestoweniger sind metrische Einzeluntersuchungen, die höheren Anforderungen genügten, noch nicht in größerer Anzahl hervorgetreten.

Alle die Aufgaben, auf die wir hier nur andeutend aufmerksam machen, werden aber nur dann in gewinnbringender Weise durchgeführt werden können, wenn wir sie in den Dienst der historischen Betrachtung stellen. Auf Grund der vergleichenden Methode werden wir die Fäden hinüber und herüber spinnen und die geschichtliche

Entwickelung der literarischen Erscheinungen teilnehmend verfolgen. Denn es wäre ein großer Irrtum, anzunehmen, daß die vergleichende Literaturgeschichte fortgesetzt die Grenzen unseres nationalen Schrifttums durchbrechen und wie der ewige Jude von Land zu Land wandern müsse. Auch diejenigen, die sich allein die Pflege unserer deutschen Literaturgeschichte angelegen sein lassen, werden ohne die vergleichende Methode nicht wissenschaftlich arbeiten können. Alles hängt mit allem zusammen, und nur der, der sich den geschichtlichen Wandel der Dinge klar zu vergegenwärtigen gelernt hat, wird auch die Charakterbilder der einzelnen literarischen Persönlichkeiten in lebensvoller Anschaulichkeit zu erschauen vermögen. Und ihm wird sich so ein Höchstes ergeben: die Erkenntnis unserer nationalen Eigenart. Die wissenschaftliche Arbeit, der wir uns widmen, dient mittelbar zugleich der Ausbildung unserer ethisch-nationalen Persönlichkeit, und sie wird uns die Kraft geben, gegenüber manchen verworrenen und undeutschen Bestrebungen des Tages die rechte Stellung zu gewinnen.

Es folgte der Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. Robert Lück (Steglitz): **die wissenschaftliche Vorbildung der Kandidaten des höheren Lehramts für den deutschen Unterricht.**[1])

Der Vortragende will nur Wünsche und Vorschläge an die Universitäten richten, wie sie ihm langjährige Erfahrung ergeben hat.

Der deutsche Unterricht auf den höheren Schulen wird heute viel angegriffen und Männer aller Kreise erheben laute und bittere Klage über seine Mißerfolge. Der Vortragende hält diese Klagen für übertrieben. Der deutsche Unterricht ist eben eine ungemein schwierige Sache. Auf keinem anderen Gebiete werden so große Ansprüche an die Persönlichkeit des Lehrers, an seine allgemeine und wissenschaftliche Bildung, seine Arbeitskraft und sein didaktisches Können gestellt. Das alles findet sich naturgemäß selten in einer Person vereinigt. Ein weiteres Hemmnis für das Gedeihen des deutschen Unterrichtes liegt darin, daß die Schüler heute vielfach nicht unberührt sind von dem modernen Geiste, der Großes und Hohes nur widerwillig anerkennt.

Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Muttersprache auf Grund der Kenntnis ihrer Gesetze und ihrer Geschichte, Lektüre der klassischen Werke und damit verbunden ein Überblick über den Hauptentwicklungsgang unserer Literatur, das ist das Doppelziel, das alle höheren Schulen im Deutschen zu erreichen

---

1) Der Vortrag ist veröffentlicht im „Pädagogischen Archiv“, 1909, 12. Heft, S. 593—604.

streben. Dem entsprechen auch die Prüfungsbestimmungen der Universitäten. Die heutige Universität leistet bei der Vorbildung der Deutschlehrer, ihrer dringenden nationalen Pflicht, für diese beiden Aufgaben vieles nicht, was das Bedürfnis der Schule erfordert.

Das zeigt sich schon im grammatischen Unterricht der Unter- und Mittelstufe. Es ist ein längst überwundener Standpunkt, daß man die grammatischen und sprachgeschichtlichen Belehrungen in der Muttersprache entbehren könne. Darum werden sie auch in den Lehrplänen allgemein verlangt. Leider fehlen den Lehrern oft die nötigen wissenschaftlichen Vorkenntnisse. Redner hält es für dringend notwendig, daß überall eine regelmäßige Vorlesung über die neuhochdeutsche Schriftsprache und ihre Geschichte eingerichtet werde, die ein Pflichtkolleg für alle Kandidaten des höheren Lehramtes ohne Ausnahme werden müßte.

Ebenso wünschte man den Vorlesungen über deutsche Stilistik, sowohl die historische wie die normative, eine weitere Verbreitung. Nach den Klagen über grobe Sprach- und Stilfehler in wissenschaftlichen Prüfungsarbeiten zu urteilen, ist es notwendig, der studierenden Jugend mehr den Blick für die richtige Verwendung der Sprachmittel zu schärfen und ihr einen festen Maßstab für die Beurteilung sprachlicher Darstellung, eigener wie fremder, zu geben.

In der Lektüre, die den beherrschenden Mittelpunkt des deutschen Unterrichts bildet, vermißt die Schule die Hilfe der Universität besonders schmerzlich. Weniger bei der Behandlung der mittelhochdeutschen Zeit. Hier kann der Lehrer auf der vortrefflichen Grundlage fußen, die ihm die germanische Philologie mit ihrer strengen und gründlichen Methode, mit der großzügigen Auffassung ihrer Aufgabe mitgegeben hat. Es ist unerläßlich, daß die germanistische Bildung allezeit ein wesentliches Stück der deutschen Fakultas aller Stufen sei und bleibe. Hingegen stellt uns für die Lektüre der neuzeitlichen Klassiker die Universität nicht die gleiche Vorbildung zur Verfügung. Nach dieser Richtung gehen unsere Hauptwünsche. Es muß mehr dafür gesorgt werden, daß die künftigen Deutschlehrer während der Studienzeit zu ausgiebiger und systematischer deutscher Lektüre kommen, es müssen mehr Vorlesungen und Übungen stattfinden, die sich mit der Erklärung der Schulklassiker befassen. Unsere Klassiker bieten für die wissenschaftliche Interpretation und die ästhetische Betrachtung Aufgaben und Probleme in ebenso großer Fülle, wie die altklassischen und altdeutschen Texte. Wie dankbar würden wir es empfinden, wenn die Universität unsere Lehrer einführen wollte in das nähere Verständnis der Hauptwerke Klopstocks, Lessings, Schillers,

Goethes! Besonders Schiller müßte einen besseren Platz an der Sonne der Universitätsgunst einnehmen, als dies bis jetzt der Fall ist. Doch wünscht Redner keineswegs etwa Musterlektionen für den Schulunterricht. Die Erklärung soll durchaus den streng wissenschaftlichen Charakter wahren, aber dabei die Bedürfnisse der Schule nicht unbeachtet lassen.

Die Literaturgeschichte soll dabei in der Ausbildung der Kandidaten ihr volles Recht behalten. Einen besonderen Vorteil sähen wir darin, wenn aus dem großen Gesamtbilde der kulturellen und literarischen Entwickelung einzelne für die Klassikererklärung wichtige Züge, wie die Einwirkung der Antike auf die deutsche Literatur, ferner der Einfluß der Engländer, besonders Shakespeares und Miltons u. a. herausgenommen und durch eingehende wissenschaftliche Erforschung in ein helleres Licht gerückt würden.

Ein großes Gewicht ist darauf zu legen, daß die Deutschlehrer auf der Universität Gelegenheit haben, eine mustergültige Aussprache zu erwerben. Wir Deutschen behandeln unsere Muttersprache beim Sprechen nicht mit der Achtung und Sorgfalt wie andere Kulturnationen. Wenn aber die Schule der Jugend reine Aussprache und guten Vortrag beibringen soll, so ist es nötig, daß der Lehrer seinen Schülern darin ein Vorbild sein kann. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß an manchen Universitäten Lehrer der Vortragskunst als Lektoren wirken. Könnte nicht auch beim Staatsexamen eine kleine Lese- oder Vortragsprobe von den Kandidaten verlangt werden?

Ganz notwendig ist für den künftigen Deutschlehrer eine allgemeine philosophische Vorbildung. Er kann auf der Oberstufe den Anforderungen des deutschen Unterrichts nicht voll genügen, wenn er sich nicht mit den Grundfragen des philosophischen Denkens, mit den philosophischen Hauptdisziplinen und mit den Anschauungen der großen Philosophen vertraut gemacht hat, die auf unser deutsches Geistesleben und insbesondere auf unsere klassischen Dichter so bestimmend eingewirkt haben. Die Prüfungsansprüche könnten nach dieser Richtung eine Erhöhung vertragen.

Alle diese neuen Pflichten sollen nicht dem Vertreter der deutschen Philologie allein aufgelegt werden. Es wäre besonders schön, wenn ihm der klassische Philologe, der Philosoph, der Historiker, auf manchen Gebieten auch der Theologe hilfreiche Handreichung leisteten. Dadurch bekäme das Deutsche auch im Universitätsbetrieb eine Art Mittelpunktsstellung. Dagegen lehnt der Redner entschieden den Vorschlag ab, besondere „Schulwissenschaften“ auf der Universität zu lehren. Die Hauptsache ist uns eine tüchtige gelehrte

Ausbildung des Lehrers, die ihn wissenschaftlich denken und wissenschaftlich arbeiten lehrt, nicht eine Abrichtung für die spätere Schultätigkeit.

Der Vortragende faßt seine Ausführungen in die Bitte an die Universitätslehrer zusammen, „die Bedürfnisse des Schulunterrichts nicht außer acht zu lassen und den Ansprüchen eines allgemeinen wissenschaftlichen Unterrichts im weiteren Maße entgegenzukommen".

Als dritter sprach Univ.-Prof. Dr. Eduard Brückner (Wien) über **die Heranbildung der Geographielehrer an der Universität**.[1])

An mich ist die Aufforderung ergangen, über die Heranbildung der Geographielehrer an der Universität Bericht zu erstatten und gegebenenfalls Anträge zu Reformen zu formulieren. Nicht leicht ist diese Aufgabe. Denn die Geographie ist als akademisches Fach verhältnismäßig jung und die Methoden des geographischen Hochschulunterrichts sind noch nicht so durchgearbeitet wie bei alten akademischen Fächern. Wenn ich mich der gestellten Aufgabe unterziehe, so geschieht es, weil ich mich dabei zum Teil auf Beschlüsse stützen kann, die einerseits im Schoße des deutschen Geographentages, anderseits vorher schon im Vereine „Mittelschule" zu Wien gefaßt worden sind.

Ich kann selbstverständlich nur in allgemeinen Umrissen darstellen, wo Reformen wünschenswert sind. Ich verhehle mir dabei nicht, daß viele der Postulate an der einen oder anderen Hochschule erfüllt sein mögen. Aber an der Mehrzahl der Hochschulen ist es nicht der Fall, weil hierzu die Zahl der Lehrkräfte zu gering ist. Die Durchführung der Reformvorschläge wird eine Vermehrung der akademischen Lehrkräfte zur Folge haben müssen. Die nachfolgenden Anregungen richten sich daher nicht sowohl an die akademischen Kreise als vielmehr an die Behörden, in deren Hand die Vermehrung der Lehrkräfte liegt.

Als obersten Grundsatz möchte ich hinstellen, daß die Ausbildung der Lehramtskandidaten der Geographie an der Universität durchaus eine streng wissenschaftliche sein soll. Das ist schon der Schule wegen wichtig, wird doch nur dadurch der Lehrer in den Stand gesetzt, seinen Schülern nicht nur enzyklopädisches Wissen anzulernen, sondern sie auch zu selbständigem Denken anzuregen. Es ist aber auch vom Standpunkte der Wissenschaft von Bedeutung: wir an der Universität wirkenden Gelehrten wollen in der Wissenschaft

---

1) Der Vortrag erschien in extenso in der Geographischen Zeitschrift XV (1909), S. 665—674.



die Mitarbeit der Mittelschullehrer in keinem Falle entbehren. Aus diesen Gründen sollte ein Unterschied zwischen solchen Studierenden, die sich vor allem zu Forschern ausbilden wollen, und Lehramtskandidaten im akademischen Unterricht überhaupt nur insofern zum Ausdrucke kommen, als den Lehramtskandidaten neben der rein wissenschaftlichen Ausbildung auch alle jene Fertigkeiten vermittelt werden, deren sie später in der Schule bedürfen. Da könnte nun in der Tat in manchem mehr geschehen, als heute an den meisten Hochschulen mit den wenigen Lehrkräften erreichbar ist.

Um mit den Vorlesungen zu beginnen, so ist selbstverständlich, daß bei der Ausbildung der Geographielehrer der Hauptnachdruck auf der Länderkunde zu liegen hat. Wer aber in wissenschaftlicher Weise Länderkunde treiben will, muß mit den Grundzügen der allgemeinen Geographie vertraut sein. Hier besteht eine Lücke in den Vorlesungen unserer Universitäten. Während die grundlegenden Vorlesungen in anderen Fächern jedes Jahr gelesen werden, werden die einzelnen Abschnitte der allgemeinen Geographie nur etwa alle drei Jahre vorgetragen. Wenn nun ein Lehramtskandidat in einem Jahre die Universität bezieht, in dem keine allgemeine Geographie gelesen wird, so muß er sofort länderkundliche Vorlesungen hören, denen er nicht mehr folgen kann. Es sollte daher in solchen Jahren eine knappe propädeutische Vorlesung das Notwendige aus der allgemeinen Geographie vermitteln.

Noch wichtiger als eine Ergänzung der Vorlesungen ist der Ausbau der Übungen. Geographische Übungen verschiedener Art werden heute wohl an allen Universitäten abgehalten. In den seminaristischen Übungen hat der Studierende auf Grund der vorhandenen Literatur eine wissenschaftliche Darstellung eines Gebietes oder eines Problems zu geben. Dabei sollte besonders Gewicht auf freien Vortrag und auf Zeichnen an der Tafel gelegt werden. Neben diesen Übungen bestehen meist Praktika anderer Art, die eine mehr individuelle Unterweisung der Studierenden gestatten. Hier werden erstens die Studierenden in den Gebrauch der geographischen Hilfsmittel eingeführt, und zweitens werden die Vorgeschrittenen unter ihnen zu wissenschaftlichen Arbeiten angeleitet. Diese Übungen, so wie sie heute bestehen, leisten meist nicht, was sie sollten, weil in der Regel nur ein kleiner Teil der Geographiestudierenden sich daran beteiligt. Meines Erachtens sollten systematische Übungen dreierlei Art abgehalten werden, deren Besuch allerwenigstens während je eines Semesters für Studierende der Geographie obligatorisch sein sollte:

Erstens ein Proseminar, in dem die Studierenden in den Gebrauch von Globus und Tellurium eingeführt und im geographischen Zeichnen, vor allem im Gebrauch der Karte unterwiesen werden.

Zweitens (für Vorgeschrittene) praktische Übungen in der Interpretation von Reliefs, Bildern und vor allem von Karten. Der Studierende hat aus der Karte die morphologischen, hydrographischen und anthropogeographischen Verhältnisse herauszulesen und zu beschreiben und die Wechselbeziehungen zu verfolgen.

Drittens würden daneben die Übungen zur Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten und die Seminarvorträge weiterbestehen.

Sollten ferner diese Übungen obligatorisch gemacht werden, so müßten die Lehrkräfte oder zum mindesten die Assistenten vermehrt werden.

Ein ferneres Desideratum wäre ein Ausbau der geographischen Exkursionen. Der Wert der Exkursionen ist nicht hoch genug anzuschlagen. Sie üben im Beobachten und befähigen durch den Vergleich der Wirklichkeit mit der topographischen Karte, die jeder der Teilnehmer an der Exkursion in der Hand haben sollte, die Studierenden, an der Hand der Karte eines fremden Landes sich dieses Land genau vorzustellen. Ein unbedingtes Erfordernis ist, daß jede Exkursion durch Vorträge sorgfältig vorbereitet wird. Ebenso empfiehlt sich nach der Exkursion eine Zusammenfassung des Gesehenen.

Schwierig ist gerade bei der Geographie die Frage der Hilfswissenschaften, weil der Geograph sowohl naturwissenschaftlicher als auch geisteswissenschaftlicher Vorkenntnisse bedarf. Sie ist aber auch besonders wichtig, weil sich mit ihr die Frage der Kombination der Geographie mit anderen Fächern bei der Lehramtsprüfung verquickt. Früher wurde in erster Reihe die enge Beziehung zwischen Geographie und Geschichte betont; heute überschätzt man vielfach die Beziehungen zu den Naturwissenschaften. Man vergißt, daß die Geographie weder Naturwissenschaft noch Geisteswissenschaft, sondern eine Raumeswissenschaft ist.

Nun sind die geographischen Erscheinungen alle etwas Gewordenes. Das Verständnis des heutigen Zustandes verlangt die Heranziehung der zeitlichen Entwicklung desselben. Über die letztere unterrichten uns die historischen Wissenschaften, d. h. die Zeitwissenschaften. Deshalb ergibt es sich von selbst, daß die wichtigsten Hilfswissenschaften für den Geographen Geologie, vor allem die allgemeine Geologie, und Geschichte sind. Jeder Geograph sollte ferner zugleich auch in der Volkswirtschaftslehre zu Hause sein. Die übrigen Hilfswissenschaften kommen hauptsächlich für die spezielle Ausbildung des Forschers in

Betracht; vor zu hochgespannten Forderungen in dieser Hinsicht an die Lehramtskandidaten ist zu warnen.

Lehrerstellen ausschließlich für Geographie gibt es nur in ganz vereinzelten Fällen. So besteht ein direkter Zwang, in der Lehramtsprüfung Geographie als Hauptfach mit einem anderen wichtigen Fach als zweitem Hauptfach zu verbinden. Während in Österreich Geographie und Geschichte obligatorisch als zwei Hauptfächer miteinander verknüpft sind — nur als Nebenfach kann ein Naturforscher Geographie wählen —, besteht in Preußen absolute Freiheit der Wahl. Beide Prinzipien haben ihre Vorteile, beide ihre Nachteile. Doch sollte die vollkommene Freiheit der Wahl, wie sie in Preußen üblich ist, im Interesse einer Geschlossenheit der wissenschaftlichen Ausbildung und der zukünftigen Verwendbarkeit des Lehramtskandidaten in der Schule eine erhebliche Einschränkung erfahren. Das hat auch der deutsche Geographentag in Lübeck 1909 ausgesprochen. Derselbe empfiehlt, das Studium der Geographie vor allem mit dem Studium der biologischen Naturwissenschaften einschließlich der Geologie oder mit Physik und Mathematik oder endlich mit Geschichte zu kombinieren.

Daß die obligatorische Verknüpfung von Geographie und Geschichte sachlich durchaus gerechtfertigt ist, geht aus unseren Ausführungen klar hervor. Nur die Geologie steht in dieser Hinsicht der Geographie ebenso nah wie die Geschichte. Allein die Verknüpfung mit Geologie ist nicht von Nutzen, denn die Geologie wird in der Mittelschule niemals eine größere Rolle spielen. Für die Verbindung der Geographie gerade mit der Geschichte in der Lehramtsprüfung spricht noch, daß in der Mittelschule besonders die politische Geographie, die Siedlungskunde, die Wirtschaftsgeographie betrieben werden müssen. Wer besonders die physische Geographie pflegt, wird sich mehr der Kombination mit den biologischen Wissenschaften, einschließlich der Geologie, zuneigen. Weit lockerer sind die Beziehungen zur Mathematik, während die Physik für gewisse Teile der Geographie eine wichtige Hilfswissenschaft ist.

Alle drei Kombinationen hat der Lübecker Geographentag empfohlen; sie können als natürliche gelten, während Kombinationen mit Sprachen als wenig natürlich zu vermeiden sind. Ich selbst habe mich seinerzeit für Österreich für die Beibehaltung der obligatorischen Kombination mit Geschichte ausgesprochen, möchte aber für das Deutsche Reich hier die drei besprochenen Kombinationen befürworten.

Die Veranlassung, für Österreich am Bestehenden festzuhalten, boten mir seinerzeit die Resultate der Statistik über den Geographie-

unterricht im einzelnen Gebieten des Deutschen Reiches. Diese haben gezeigt, daß hier die Hälfte der Geographiestunden von fachmännisch hierfür nicht vorgebildeten Lehrern erteilt wird. Die Ursachen dafür liegen teils in Mißachtung und willkürlicher Behandlung des Faches der Geographie von seiten der Direktoren, teils in der vollkommenen Freiheit in den Kombinationen der Fächer bei der Lehramtsprüfung. Es kommt eben doch nicht selten vor, daß in einer Schule keiner der Lehrer die Fakultas für Geographie erworben hat.

Ganz anders in Österreich. Eine Schätzung für Wien ergab, daß hier noch nicht 10 %, wahrscheinlich kaum 5 % der Geographiestunden von Nichtgeographen gegeben werden. Für Lehrer mit der Fächerkombination Geographie und Geschichte, wie sie die Prüfungsvorschriften verlangen, findet sich eben an jeder Mittelschule in Österreich eine volle Lehrerstelle. Da entfällt die Willkür der Direktoren bei der Zuteilung der Geographiestunden. Im Deutschen Reich wird eine Beschränkung in der Freiheit der Wahl der Fächer, welche in der Lehramtsprüfung mit Geographie kombiniert werden können, sicher sanierend wirken, besonders dann, wenn einem Grundsatz, der für alle Fächer in gleicher Weise Geltung haben sollte, allgemein nachgelebt wird: der Unterricht darf nur in die Hände fachmännisch ausgebildeter und geprüfter Lehrer gelegt werden. Wird dieser Grundsatz mißachtet, dann sind alle Reformen an der Universität, die eine bessere Heranbildung der Lehrer anstreben, nur ein Schlag ins Wasser.

Der Vortragende hatte seine Anschauungen in folgende Thesen zusammengefaßt.

Im Interesse der Heranbildung der Geographielehrer an der Universität wird empfohlen:

1. Einführung einer propädeutischen Vorlesung über allgemeine Geographie, welche jedes Jahr den Studierenden, die das große Kolleg über allgemeine Geographie noch nicht hören konnten, die zum Verständnis der Vorlesungen über Länderkunde nötigen Vorkenntnisse vermitteln soll.

2. Ausbau der geographischen Übungen, und zwar durch:

a) Einführung (Erweiterung) eines Proseminars, das in den Gebrauch der geographischen Hilfsmittel, vor allem der Karte, einzuführen hat;

b) Einführung (Erweiterung) praktischer Übungen für Vorgerückte, in denen in Ergänzung der überall üblichen Seminarvorträge die Studierenden an Reliefs und durch Karteninter-

pretation im geographischen Erfassen und Denken geschult werden;

c) Vermehrung der geographischen Exkursionen.

3. Grundlegende Vorlesungen über Geologie, Weltgeschichts- und Volkswirtschaftslehre sollen von allen Lehramtskandidaten der Geographie gehört werden.

4. Im Interesse einer geschlossenen wissenschaftlichen Ausbildung wird eine Beschränkung in der Freiheit der Wahl der Fächer für das Staatsexamen empfohlen. Die Fächer, die sich zur Kombination mit Geographie eignen, sind Geschichte, Biologie und Geologie, Mathematik und Physik.

Das von Oberlehrer Dr. Felix Lampe (Berlin) vorbereitete Referat konnte nicht zum Vortrage gelangen, da der Verfasser am Erscheinen verhindert war, sondern kam in der 2. Sitzung der geographischen Sektion zur Verlesung. Es folgt hier in vollständigem Umfange:

Die Ausbildung von Lehrern der Erdkunde an den Universitäten.

Der Erfolg jedes wissenschaftlichen Unterrichts hängt von dem Geschick ab, mit dem der Lehrer die Ansprüche des Lehrstoffs und die Fähigkeiten der Lernenden auszugleichen weiß. Auch im erdkundlichen Schulunterricht besteht die Aufgabe des Lehrers nicht in der einfachen Mitteilung der geographischen Wissenschaft an sich in irgendeiner quantitativen oder qualitativen Vereinfachung, sondern es gilt, mit geographischem Lehrstoff so auf jugendliche Seelen einzuwirken, daß ihre Kenntnisse von erdkundlichen Tatsachen, die Beweglichkeit ihrer Anschauungen, die Klarheit ihrer Begriffswelt und die Sicherheit ihres Urteilsvermögens das Maß erreicht, das billigerweise bei einem Menschen von reifer Allgemeinbildung vorauszusetzen sein sollte. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, muß der Lehrer seinerseits offenbar dreierlei besitzen:

1. Volle Herrschaft über den Lehrstoff selbst, der in seiner Hand Erziehungsmittel werden soll.

2. Genaues Verständnis für die Gedanken- und Empfindungswelt, für das Seelenleben seiner Schüler, auf die er mit dem Lehrstoff einwirken wird.

3. Klarheit über die methodischen Kunstgriffe, über die pädagogischen Hilfsmittel und Wege, die frei stehen, wenn es sich um diese Übertragung wissenschaftlichen Lernstoffs an Schüler handelt.

Der auf der Universität studierende künftige Lehrer der Erdkunde wird jenes erste, Kenntnis der geographischen Wissenschaft, sich ebenso vom geographischen Hochschullehrer zu holen trachten, wie jenes zweite, Einblick in die Regungen der

Kinderseele, vom Studium der Pädagogik und der Psychologie erhoffen. Wieweit dies ihm bei seinen Wünschen Befriedigung verschafft und verschaffen kann, wieweit erst eigene praktische Erfahrung im Lehramt ihm darüber Aufklärung zu bringen vermag, muß heute und hier unbeantwortet bleiben. Während aber das geographische Studium ihm den Lehrstoff zur Verfügung stellt, während pädagogisch-psychologische Theoreme oder Eigenerfahrungen ihm zum Verständnis für die Fähigkeiten der Schüler verhelfen müssen, teilt sich erdkundliches Studium und Pädagogik in die Aufgabe, dem künftigen Lehrer die Methodik seines Unterrichtsfachs zum Bewußtsein zu bringen und ihn in der Anwendung der methodischen Hilfsmittel geschickt zu machen. Die Erwägung, wie Lehrer der Erdkunde an unseren Universitäten zweckmäßig ausgebildet werden sollen, um dereinst ihr Lehrfach in der Jugendbildung zu der rechten Geltung zu bringen, wird mithin auf zwei Punkte sich zu beziehen haben:

a) Welche Umstände sind bei dem Erwerb des vollen wissenschaftlichen Rüstzeuges seitens des künftigen Lehrers besonders zu berücksichtigen?

b) Welche Maßnahmen sind zu treffen, um den Studierenden schon auf der Universität für die Aufgabe vorzubereiten, dieses wissenschaftliche Rüstzeug im Schulunterricht zweckmäßig zu handhaben?

a) Die wissenschaftliche Durchbildung.

Der Lehrer der Erdkunde an den Schulen muß in seiner Fachbildung durchaus über jeden Zweifel erhaben sein. So selbstverständlich diese Forderung an sich klingt, besonders wenn man daran denkt, daß sie in jedem anderen Lehrfach mit gleichem Recht erhoben wird, sie auszusprechen ist leider dringend notwendig. Bei uns in Preußen, doch auch in anderen Bundesstaaten und im Reichsland wird trotz entgegenstehender behördlicher Anordnungen gerade geographischer Unterricht in erschreckend hohem Prozentsatz von Lehrern ohne wissenschaftliche Vorbildung in der Erdkunde erteilt. Nach einer Statistik von Langenbeck waren während des Jahres 1908 von den in Elsaß-Lothringen geographische Lehrstunden erteilenden Oberlehrern und Professoren nur 43,5 % Geographen, nach einer ähnlichen Statistik von Paul Wagner im Königreich Sachsen nur 42 %, nach einer anderen von Fox in Berlin mit Vororten nur 47,5 %. Man hält also eine wissenschaftliche Durchbildung gerade des Lehrers der Erdkunde bei uns durchaus nicht überall für eine Vorbedingung, die erfüllt sein muß, wenn der Unterricht gute Früchte zeitigen soll, und das kann nur daran liegen, daß weder bei den Schulleitungen

noch bei den Herren, die erdkundlichen Unterricht ihrerseits zu übernehmen willens sind, ohne daß ihre Vorbildung sie dazu berechtigt, eine ausreichend klare Vorstellung vom wissenschaftlichen Gehalt der Geographie herrscht. Nur Achtung vor der geographischen Wissenschaft, wie sie allein der freie geistige Besitz reichen erdkundlichen Wissens bei fachmännisch wohl durchgebildeten Lehrern den Amtsgenossen und Direktoren der Schulen einflößen kann, wird hier einen Wandel der Anschauungen erwirken, nicht einfache Vorschriften vorgesetzter Behörden, die sich umgehen lassen. Der Lehrer, der erdkundlichen Unterricht erteilt, muß mit den Bewegungen auf dem Gebiet der Wissenschaft so vertraut sein, daß er fähig wäre, jederzeit helfend und fördernd mit in sie einzugreifen, wie denn ganz im allgemeinen das geistige Stahlbad wissenschaftlichen Mit- und Weiterarbeitens den Lehrer auch für seinen Beruf selbst frisch hält, wie weiterhin Fülle seines Wissens eins der besten Mittel ist, auch den Schülern Lust am Wissen einzuimpfen. Wohl haben an der äußeren Entschleierung des Antlitzes der Erde Kauffahrer und Kriegsleute, Abenteurer, Zeitungsschreiber, kurz Menschen jeglichen Schlages ihren Anteil und Verdienst gehabt und haben ihn noch jetzt, wohl ist das Reisen als ein ganz allgemeines Bildungsmittel anerkannt; aber wer viel gewandert ist und gesehen hat, ist noch längst nicht Geograph, und die wissenschaftliche Durchdringung des äußerlich erforschten Tatbestandes von topographischen Entdeckungen, jene Vertiefung in den Wissensstoff, aus der das Verständnis für das innerste Wesen der Erdräume sich erst gewinnen läßt, ist noch nie von einem Laien in der Geographie geleistet worden. Deswegen muß auch laienhaft erteilter Erdkundeunterricht abgelehnt werden, weil er in Äußerlichkeiten stecken bleibt. Es muß von der rechten Ausbildung des Geographielehrers in erster Linie gefordert werden, daß sie wissenschaftlich auf voller Höhe der Erkenntnis stehe.

Einige Schwierigkeiten bietet die Durchführung dieser Forderung. Der Hochschullehrer hat mit der Belehrung Studierender vor allem eigene Forschung zu vereinigen und wird schon deshalb die unter seinen Schülern, die ihrerseits in die Forschung tätig mit eingreifen wollen, die auch die akademische Laufbahn betreten möchten, mit stärkerer Anteilnahme begleiten, als jene anderen, die in die Wissenschaft nur soweit eindringen wollen, wie die Prüfungsvorschriften es verlangen, wenn sie später in den Schuldienst treten möchten. Das ist in jedem Lehrfach so, tritt im geographischen aber besonders stark hervor. Geographische Forscher, weithin durch die Welt gereist, dann auf Lehrstühle an Universitäten berufen, die sie zu län-

geren Forschungsfahrten wieder öfters verlassen müssen, sie stehen den Sorgen und Hoffnungen des erdkundlichen Schulunterrichts leicht fremder noch gegenüber, als Hochschulprofessoren anderer Lehrfächer. Selbstverständlich nehmen sie sich pflichtgemäß auch aller der Seiten ihres Amtes an, die sie mit dem Schulwesen, vor allem mit der Lehrerausbildung in Berührung bringen; aber während ihre studentischen Schüler, die selbst Akademiker werden, frühzeitig sich einer ähnlichen Spezialisierung in ihren Studien ergeben, wie sie naturgemäß ihr Universitätslehrer bei seinen Forschungen ausübt, ist breiteste Grundlage geographischen Lernens allen denen not, die später Kinder unterrichten wollen, und dabei geologisches und klimatologisches, tier-, pflanzen- und anthropogeographisches Wissen besitzen müssen, über alle Landstriche auf dem weiten Erdball gleich gut unterrichtet sein sollen. Für jene Gruppe Studierender scheint ein intensiver, für diese ein mehr extensiver Betrieb des Hochschulunterrichts nötig. Während für die meisten großen Lehrfächer an den Universitäten mehrere Vertreter zur Verfügung stehen, der Historiker des Altertums neben dem des Mittelalters und der Neuzeit, der Paläontolog neben dem Petrographen usw., gibt es an unseren Universitäten im allgemeinen nur einen Lehrstuhl der Geographie, und die von ihm aus gelehrte Betrachtungsweise erdkundlicher Dinge, hier Geomorphologisches, dort Siedelungsgeographisches, dort Kartometrisches besonders hervorhebend, kann leicht Einseitigkeiten bei der Ausbildung der Studierenden hervorrufen, wie sie bei der gebotenen Extensität geographischer Vorbildung beim künftigen Lehrer der Schuljugend zu vermeiden sind. Wir Geographen freuen uns der lebensvollen Vielseitigkeit erdkundlicher Auffassungs- und Betrachtungsweisen, wie sie auf unseren Universitäten von den berufenen Führern unserer Wissenschaft angewendet werden, um die zwischen den geographischen Tatsachen bestehenden Wechselbeziehungen auszudeuten; denn gerade in der Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte, unter denen die Gegebenheiten aufgefaßt und beurteilt werden können, zeigt sich der Reichtum der geographischen Wissenschaft. Gerade weil dieser Reichtum künftigen Schullehrern zugute kommen muß, gilt es, sie während ihres Studiums in ihn einzuführen. Das ist in den Vorlesungen, wo der Hochschulprofessor mit vollem Recht seine Richtung, den Umkreis seiner Forschungen, Muster aufstellend für seine Universitätsschüler, zur Geltung bringen wird, nicht so umfassend möglich wie in den Übungen, Kolloquien, Seminarien. In ihrem Ausbau liegt für die Ausbildung künftiger Lehrer das Schwergewicht. Hier wird der jugendliche Student in anfänglichem Anhören von Arbeiten

älterer Semester aus allen Einzelgebieten der Geographie, die auch mit Hilfe der verschiedenen Arbeitsmethoden behandelt werden, Anregung zu breitem Studium der auseinanderstrebenden Richtungen erdkundlicher Wissenschaft gewinnen müssen, vornehmlich an der Hand der Literatur, und — was weit wichtiger ist — hier wird er schon in jungen Semestern mit eigenen, zunächst kleinen, dann größeren Arbeiten von wachsender, planmäßig gesteigerter Schwierigkeit nachweisen, daß er geographisch anzuschauen, zu denken, zu urteilen, erdkundliche Forschungsmethoden zu handhaben versteht. Meister in jeglichem Fach wird nicht, wer alles zu meistern unternimmt, der sicherste Weg, der zur Oberflächlichkeit führt! —, sondern der, der es in dem einen oder andern weise eingeschränkten Bezirk zur Meisterschaft bringt und, weil er weiß, wie viel dazu gehört, auch anderer Forscher Arbeitsfelder zu würdigen versteht. Deshalb muß auch der Student, der nicht auf die akademische Laufbahn hinaus will, sondern auf den Lehrerberuf, es lernen sich zu vertiefen, und gerade, um ihm jene für ihn wünschenswerte Breite der wissenschaftlichen Grundlage zu gewähren, muß er zur Vertiefung in beschränkte Aufgaben angehalten werden, aber nie auf Gefahr der Einseitigkeit hin. Wie diese Wünsche im einzelnen durchführbar sind, dafür lassen sich bei der ungeheuren Verschiedenheit unserer Universitäten Regeln nicht aufstellen. Nur das läßt sich sagen, daß eine bedachte Einteilung der Seminarübungen in solche für Anfänger und für Fortgeschrittene, vielleicht sogar in drei Gruppen, nottut, daß diese Übungen nur Zweck haben, wenn sie nicht überfüllt sind, und daß Sorge zu tragen ist dafür, daß der junge Student von vornherein zu zweckmäßigem, verständnisvollem Lesen recht mannigfaltiger Literatur angehalten wird, damit er dereinst seine Lehrer- und Staatsprüfung wirklich über das Lehrfach der Geographie, nicht aber über die Vorlesungen seines Professors abzulegen imstande ist.

Man hat darüber gestritten, inwieweit die Geographie Geisteswissenschaft sei, inwieweit Naturwissenschaft. Die Erwägungen darüber fördern im Grunde wenig. Der Geograph betrachtet das räumlich auf der Erdoberfläche Zusammengehörige unter dem Gesichtswinkel, inwiefern es in seiner Eigenart durch diese Raumlage und durch die Nachbarschaft beeinflußt ist. Ursächliche Wechselwirkungen ergeben sich, immer neue Einblicke eröffnen sich, je tiefer man nach den Erklärungen für das Wesen dieser oder jener geographischen Erscheinungen, für die Besonderheit und Individualität dieses oder jenes Erdraumes forscht. Die Beobachtung, vielleicht das Experiment führt das eine Mal bei den Untersuchungen zum Ziel, ganz wie in den exakten Naturwissenschaften, das andere Mal sind

quellenkritische Forschungen in alten oder neuen Berichten von Reisenden, Gelehrten oder Laien vonnöten, wie sie sonst der Historiker anzustellen geübt sein muß. Nicht der gesamte Umfang der Geologie oder der Geschichte, der beschreibenden Naturwissenschaften oder der Volkswirtschaftslehre wird vom Arbeitsfeld des Geographen umfaßt, wohl aber steht die Erdkunde inmitten aller dieser Wissenschaften, findet mit allen Berührungen, kann viele Ergebnisse aus ihnen mit benutzen, manches aus ihrer Forschungs- und Arbeitsweise selbst anwenden. Nicht auf Fragen säuberlicher Abgrenzung kommt es heut und hier an, wohl aber darauf, daß der Student, zum mindesten der, welcher auf den Lehrerberuf zustrebt, mehrere Fächer vereint. Bei uns in Preußen wird ihm, weil die Erdkunde eine so nachbarreiche Wissenschaft ist, jegliche Vereinigung von Fächern gestattet. Alt- und Neuphilologen, Historiker, Naturwissenschafter, Mathematiker, Theologen, Nationalökonomen mögen nebenher Geographie studieren und in der Staatsprüfung ihr Wissen nachweisen. Es läßt sich an der Berührung einer jeden Wissenschaft mit der Erdkunde ein Ernte versprechendes Arbeitsfeld ausfindig machen und bestellen. Für die Heranbildung der Studierenden bedeutet diese Freiheit der Fachverbindungen Vorteil zugleich und Nachteil: Vorteil, weil in den Übungen, wo sich Geographiestudenten von solcher Mannigfaltigkeit der Studienarten zusammenfinden, leichter der volle Reichtum aufdecken läßt, der im geographischen Studium liegt, Nachteil aber, weil in noch ungleich größerem Maße, als an sich schon erforderlich ist, individuelle Behandlung des einzelnen Studenten nottut, damit er von seiner Seite her auch den rechten Weg durch das Gesamtgefilde der erdkundlichen Wissenschaft finde und nicht nur den Bezirk durcharbeite, der an sein anderes Lehrfach grenzt, und damit zur Einseitigkeit gelangt. Hier liegt der Grund, weshalb man bei uns in Preußen und anderen deutschen Bundesstaaten allzu leicht dem Irrwahn begegnet, Geographie sei eine geradezu zerfließende Wissenschaft. Anders hier im Österreichischen, wo die Erdkunde in fester Verbindung mit der Geschichte steht. Ruhig darf, ja muß hier der stark naturwissenschaftliche Gehalt der Geographie dem Studenten gegenüber betont werden, weil die Methoden historischer Kritik, deren die Erdkunde nun und nimmer entraten kann, dem Studierenden schon bei seinem zweiten Lehrfach nahegebracht werden. Der Gesamtstudienplan kann auf die feste Verbindung Geschichte und Erdkunde eingestellt werden, während in reichsdeutschen Landen der naturwissenschaftliche Geograph auf seiten der historischen Methoden, der historische auf denen der Naturwissenschaften eifriger Nachhilfe und Erziehung

bedarf. Immer jedoch muß dem Studierenden das klar sein, daß Erdkunde keine Summe von geologischen und klimatologischen, botanischen, zoologischen, historischen, nationalökonomischen, ja selbst astronomischen und mathematischen Bestandteilen sei, die man trotz aller geographischen Gesichtspunkte einzeln noch sämtlich herauserkennt aus dem zusammengerührten Brei. Niemals würde das Studium von allen diesen Einzelbestandteilen Geographen erziehen, sondern der geographische Hochschulprofessor wird in seinen Vorlesungen, mehr noch in Übungen und im Kolloquium die Einheit Erdkunde, in der manches aus diesen Grenzwissenschaften zu untrennbarer Amalgamierung verbunden ist, seinerseits behandeln. Kurz, immer wieder: Nur keine Häufung von Einseitigkeiten im geographischen Hochschulunterricht; der künftige Oberlehrer muß das Ganze überschauen, gleichgültig von welchem Seitenlehrfach er der Geographie genaht ist. Der deutsche Geographentag hat sich nicht entschließen können, starre Regeln für zu empfehlende, gewisse empfehlenswerte Warnungen gegen zu vermeidende Verbindungen des geographischen Studiums mit anderen Wissenschaften auszusprechen, immerhin jedoch betont, daß der geologische Einschlag in der Geographie nie vernachlässigt werden darf und daß anderseits auch die historisch-volkskundlichen Studien den erdkundlichen geschwisterlich verwandt seien. Klare Raumvorstellungen werden jedoch immer die Grundlage erdkundlicher Bildung ausmachen, und Verständnis für die Zusammenhänge zwischen den räumlich zusammengefaßten natürlichen Verhältnissen der Länder und ihrer wirtschaftlichen und geistigen Kultur ist besonders zu pflegen. Daß dazu Kenntnis der waltenden Naturkräfte ebenso gehört wie Einblick in die wirtschaftlichen Kräfte und Bedürfnisse der Völker, in das geistige Klima, das über den Ländern ausgespannt erscheint, in die Ursachen und Wirkungen von Volksverdichtung wie Volksarmut, politischer Straffheit in der staatlichen Zusammenfassung der auf gegebenem Raum vorhandenen Volks- wie Naturkräfte, — das alles ist ebenso selbstverständlich wie das Erfordernis einer klaren Erkenntnis der mathematischen Grundlagen, ohne die eine astronomische Erdkunde, ein Verständnis für die Kartographie undenkbar ist. Geographische Bildung muß im modernen Leben die wertvolle und willkommene Rolle des Vermittlers zwischen Geistes- und Naturwissenschaften übernehmen.

b) Die methodische Schulung.

Das Studium der Erdkunde erstreckt sich ebenso auf die Erkenntnis der Methodik wissenschaftlicher geographi-

scher Arbeit wie auf das Einleben in die Methodik des geographischen Unterrichts.

Gleich zum Anfang des Studiums tut gerade dem geographischen Studenten ein Überblick über Umfang und Eigenart des Arbeitsfeldes erdkundlicher Forschung wohl, damit er innerhalb dieser schillernd vielseitigen Wissenschaft bei jedem Sonderteil seines anhebenden Studiums sich den Blick fürs Ganze offen halte, bei dem Streben nach Umfassung des Ganzen sich nicht allzuweit verirre und zur Oberflächlichkeit gelange. Schon bei diesem Überblick, der sowohl in Form einer Vorlesung wie — besser noch! — in Form von Anfängerübungen dem jungen Studenten gewährt werden kann, wird es darauf ankommen, ihm leitende Gesichtspunkte zu eröffnen, mit deren Hilfe er erfolgreicher den Eintritt in das Verständnis für die gerade zur Behandlung stehenden Sondergebiete gewinnt; hauptsächlich kommt es auf die Einführung in die literarischen und anderen Hilfsmittel an, deren er zum gedeihlichen Verfolgen gleich der ersten Vorlesungen bedarf. Je reichhaltiger das erdkundliche Studium ist, um so weniger darf Zeit verloren werden bei nur halb verstandenen ersten Versuchen, in den Gehalt der wissenschaftlichen Geographie einzudringen. Vor allem hat die recht frühzeitige Einführung in das Kartenverständnis und die Schulung der Beobachtungsgabe auf Exkursionen Wert, damit der junge Student der Erdkunde schon früh mit Erfolg draußen zu wandern und zu sehen erlernt. Keins unter allen Werkzeugen des Geographen ist so wichtig, wie sein Auge. Es wird nur auf wohlgeleiteten Exkursionen geübt.

Hier berührt sich schon die Methodik des erdkundlichen Schulunterrichts mit der der wissenschaftlichen Forschung. Es ist einer der wenigen allseitig anerkannten Grundsätze der Schulgeographie, daß das Kind an der Hand eigener Anschauungen, die im heimatkundlichen Unterricht zu gewinnen sind, in das Verständnis für Raummaße, Entfernungen, geographische Grundbegriffe, Kartendarstellung einzuführen sei. Der Lehrer, der diesen schwierigen Unterricht erteilt, wird selten bei ausreichenden Lehrmitteln — abgesehen von der Karte — Unterstützung finden, sondern sich seinen Lehrstoff wie die mit und an ihm zu entwickelnden allgemeinen Einführungen in die Erdkunde nach örtlichen Verhältnissen selbst formen müssen, während ihm für späteren länderkundlichen Unterricht Lehrbücher von allerlei Art Anregung bieten. Er muß also auf der Universität gelernt haben, sozusagen eine Heimatkunde sich selbst zurecht zu machen und die in ihr gegebenen Tatsachen im Dienst einer ersten Einführung jugendlicher Schüler in die Geographie auszukaufen. Zu der Schulung der Beobachtung kommt

hier offenbar noch ein zweites: Der Studierende muß lernen, das Gesehene in volkstümliche, klar faßliche Form zu gießen und alle beobachteten Einzelheiten auf das Typische zurückzuführen, hinter dem scheinbar Zufälligen das begrifflich klar Auszudeutende zu erkennen und denkungeübten Kindern zur Erkenntnis zu bringen.

Ähnlich hinsichtlich der Karten, bildlichen Darstellungen, des Globus und des Lichtbilderapparates! Was der Student im Dienst der Forschung, an Karten messend und aus ihnen die Natur fremder Länder beurteilend, gelernt hat, ist doch erheblich wesensverschieden von dem, was er vor einer Klasse munterer Schulbuben braucht an rascher Gewandtheit mit der Kreide, wenn er seinen 40 und mehr Zöglingen den Rücken wenden muß, um selbst zu skizzieren, die mitskizzierenden Schüler gleichzeitig beaufsichtigen soll, damit sie nichts sachlich verkehrt zeichnen, gar den Bleistift statt an Bergen und Flüssen an Männchen und pfeildurchbohrten Herzen üben. Die von der Universität zu rühmlicher Prüfung entlassenen Kandidaten finden beim Eintritt in die Schule die schwere Aufgabe vor, sich zur Auffassungsgabe von Schülern erst herabzumindern, die ihnen selbst geläufige Begriffswelt bei den Schülern als nicht vorhanden anzusehen. Jeder Philologe oder Historiker, jeder Mathematiker, der in der untersten Gymnasialklasse beginnt, weiß doch wenigstens, daß seine Zöglinge lesen und schreiben können; aber der Geograph muß ihnen geographisches Lesen, nämlich Kartenbenutzung, und geographisches Schreiben, nämlich Skizzieren, erst beibringen. Wie beim Anfang des erdkundlichen Studiums eine Einführung in wissenschaftliche Methodik wünschenswert ist, so beim Abschluß ein Ausblick auf die Weisen, wie man die Wissenschaft sozusagen ins Elementare zurückübersetzen muß. Bei uns in Preußen gibt es die Einrichtung eines Seminar- und Probejahres, in dem nach vollendeter Staatsprüfung der Kandidat an Schulen und von dort amtierenden Lehrern in die Methoden des Unterrichts teils hospitierend, teils praktisch sich selbst versuchend, eingeführt wird. Wäre in Preußen an den Schulen viel guter erdkundlicher Unterricht mit anzusehen und würde in diesem Seminarjahr nicht aller Nachdruck auf die Hauptfächer an den Schulen gelegt, zu denen Geographie nicht gehört, dann ließe sich wohl manches Gute davon erwarten, und getrost könnte diese Aufgabe der Einführung in die Unterrichtsmethodik dem Hochschulprofessor entzogen werden. Der bereits erfahrene, langjährig tätige Lehrer an den Schulen ist an sich entschieden ein guter Führer für die angehenden jungen Amtsgenossen. Allein es gebricht, wie die früher mitgeteilte Statistik des geographischen Schulunterrichts bei uns zeigt, so sehr an ge-

eigneten Vorbildern für die in den Schuldienst frisch eintretenden Kandidaten, daß bei uns wenigstens der Universität die Aufgabe zugewiesen werden muß, die große und tiefe Kluft zu überbrücken, die zwischen dem Abschluß rein wissenschaftlicher geographischer Bildung an der Hochschule und ihrer Verwertung im Schulunterricht unleugbar klafft. Es ist nicht damit abgetan, daß der Student schließlich zu ausreichender Beherrschung eines nicht geringen Wissensstoffes, auch zu äußerer Kenntnis der im Schulunterricht verwendbaren Bücher und Atlanten, Globen und Bilder, Anschauungsmittel aller Art, vor allem zu beweglicher Geschicklichkeit in der Handhabung der Kreide gelangt ist, er muß bei Vorträgen in den Übungen und Kolloquien auch eine gewisse formale Gewandtheit mit dem freien Wort sich angeeignet haben. Noch liegt die Kunst erdkundlicher Schilderung fast ununtersucht brach, gewissermaßen der zufälligen Begabung des Lehrers überlassen, und doch wird im geographischen wie im geschichtlichen Unterricht erst durch packenden Vortrag Wärme verbreitet, Lernfreude, Begeisterung für die Sache selbst bei den Schülern erweckt. Der Universitätsprofessor findet ein Auditorium von Leuten, die willens sind, ihm zu folgen; der Lehrer an der Schule muß bei seiner jugendlichen Zuhörerschar diesen Willen erst hervorrufen. Das ist nur möglich, wenn er sich genau vergegenwärtigt, wie der Boden ist, auf den er seine Saat streuen will, also wie die jugendlichen Seelen organisiert sind, und zu zweit, welche Keimfähigkeit seiner Saat, d. h. dem von ihm vorzutragenden Lehrstoff, zu eigen ist. Da gilt es zuvörderst, die Anschauungsfähigkeit der Schüler zu steigern, also planvoll mit eignen Beobachtungen im Freien und bildlichen Vorführungen vorzugehen. Dann müssen, damit die Einzelanschauungen bei ihnen zu Allgemeinvorstellungen werden, geeignete geographische Typen aus der Fülle der Einzeltatsachen ausgesondert und den Schülern nahegebracht werden. Mit den aus Vorstellungen zu Begriffen erhobenen Grundwerten wird weiterhin in diskursivem Denken Ursache und Wirkung herausgefunden, in untersten Klassen bereits, wenn auch elementar, in höheren Klassen mit Hilfe schwieriger, logisch straffer Denkübungen. Wieder gilt es dabei genau zu erkunden, welche Teile des erdkundlichen Lehrstoffs dazu brauchbar sind. Klare Vorstellungen über Entfernungen, Raummaße, Volksgrößen sind mit Hilfe durchdachter Vergleichungen zwischen bereits Bekanntem und noch Unbekanntem zu gewinnen und zu schulen. Die Erziehung der Phantasie, ohne die ein einigermaßen plastisches Bild von Ländern und Meeren, Völkern und Siedelungen undenkbar ist, auf Grund der gesicherten Anschauungswelt ist eine weitere Hauptsache. Freude

an der Natur und die weite Gefühlswelt, die sich auftut, vom Erkenntnisfrohgefühl an bis zum gemütvollen Mitschwingen der Seele bei der Betrachtung der Erhabenheit und des unendlichen Reichtums am Formenschatz der Erde, an Daseinsbedingungen für Menschen und Staaten und bis zum verständnisvollen Heimats- und Vaterlandsgefühl, wie das alles im erdkundlichen Wissensstoff keimhaft verborgen liegt und bei gutem Schulunterricht in dem Geistesleben der Kinder trefflichen Nährboden findet, das muß theoretisch dem Studenten der Geographie, der Lehrer wird, am Ende seines Studiums zu Bewußtsein kommen, wenn anders er mit all seinem reichen Wissen nicht doch ganz fremd den Schulen gegenüberstehen und erst lange Jahre halber Unterrichtserfolge über sich ergehen lassen soll, während deren er mühsam selbst die Erfahrungen sammeln muß, die andere schon vor ihm für sich verarbeitet haben. Eine durchdachte Theorie aller dieser Dinge gibt es bisher nur in Anfängen; denn die Stätten wissenschaftlicher Forschung, von wo aus Lehren und Unterweisungen am weitesten Gehör haben, sind der Durcharbeitung dieser Gedankenreihen bisher ziemlich fern geblieben und haben sie, nicht ohne Recht, der Behandlung der Lehrerschaft überlassen. Was aber von dieser in die Welt hinausgesandt wird, findet nur in kleinem Ausmaß das Ohr der Studierenden. Hier ist der Punkt, wo Hochschule und Schule zu gemeinsamer Arbeit an der Ausbildung künftiger Lehrer der Erdkunde sich die Hände reichen müßten, sei es, indem die Universitätsprofessoren in den geographischen Seminarien oder in Vorlesungen das System der Hilfsmittel des erdkundlichen Unterrichts und die im Lehrfach der Erdkunde enthaltenen Bildungs- und Erziehungselemente behandeln, oder sei es, daß sie Wert darauf legen, ihren Studenten die mit diesen Gegenständen sich beschäftigende Literatur aus Kreisen der Lehrer nahe zu bringen, oder sei es schließlich — was ja auch denkbar wäre —, daß für diesen Teil der Ausbildung künftiger Lehrer der Erdkunde geradezu geeignete Lehrer herangezogen werden, entweder an die Universität selbst oder an eigene Stätten der Fortbildung von angehenden Geographielehrern. Jedenfalls genügt volle Ausbildung der Studierenden in der Wissenschaft noch nicht, um tief und weit wirkende Lehrer der Erdkunde an Schulen aus ihnen zu machen. Erst wenn sie selbst des Vollgefühls der ungeheuren Bildungskraft teilgeworden sind, die im erdkundlichen Lehrstoff liegt und wenn sie mit bewußter Klarheit sich die Beherrschung aller Hilfsmittel angeeignet haben, die ihnen die Methodik des geographischen Unterrichts darbietet, werden sie die Ausbildung zum Lehrer der Erdkunde vollendet haben.

Bei der Mannigfaltigkeit der an den deutschen Hochschulen und Schulen vorwaltenden Verhältnisse, dem Reichtum an Verschiedenheiten behördlicher Maßnahmen in deutschen Landen wäre es ungemein schwer, ganz feste Pläne aufzustellen, wie im einzelnen diese methodische Ausbildung der Studenten der Geographie zu erwirken sei. Es gilt ja heut aber zunächst auch nur Anregungen zu geben, zu denen festgefügte Untersuchungen über alle die bereits bestehenden Einzeleinrichtungen und ihre Erfolge oder Übelstände sich gesellen müßten, ehe genauere Vorschläge zu Verbesserungen gemacht werden können. Es gilt nicht zum mindesten, in dieser hochansehnlichen Versammlung Aufmerksamkeit für die Bildungswerte des erdkundlichen Unterrichts zu erregen, Beachtung dafür zu wecken, daß wenigstens in vielen reichsdeutschen Gebieten diesem reichhaltigen Unterricht, der für die Erziehung moderner Menschen im Zeitalter erdumspannenden Verkehrs, überseeischer Machtpolitik, kolonialer Nöte und Freuden überaus große praktische Bedeutung besitzt, vielfach in den Schullehrplänen wie in den Schulorganisationen noch eine Aschenbrödelrolle zugeteilt wird, es gilt hier unter Ihnen Mithelfer und Freunde zu gewinnen, die bereit sind, die hier gegebenen Anregungen fortzuspinnen, zu berichtigen, zu bereichern. So sehr wir aber noch im Anfange stehen mit der Besserung der Zustände im erdkundlichen Unterricht, der bei uns im Reich nur an wenigen und gerade den am wenigsten verbreiteten Schulgattungen bis in die oberen Klassen hineinreicht, an Gymnasien schon in den Mittelklassen verkümmert, das eine steht fest, keine Methodik kann dem erdkundlichen Unterricht so aufhelfen, wie eine tüchtige Lehrerschaft; denn im lebensvollen Schulunterricht macht die lebensprühende Lehrpersönlichkeit alles. Deshalb erbitten und erhoffen wir von unseren Universitäten, daß sie nicht bloß tüchtige Männer erdkundlicher Wissenschaft uns an die Schulen senden, sondern Leute, die für den schönen, doch auch schweren Beruf eines Lehrers der Erdkunde methodisch wohl vorbereitet sind. Schon jetzt lassen sich zu diesem Zweck einige Thesen aufstellen:

1. Lehrer der Erdkunde bedürfen einer gediegenen wissenschaftlichen Ausbildung, die frei von Einseitigkeiten das ganze Anschauungsfeld geographischer Wissenschaft umfaßt.

2. Bei der Erzielung dieser Ausbildung spielt die Beteiligung der Studierenden an den sorgfältig auszubauenden, vor Überfüllung zu schützenden Seminarübungen mit eigenen Arbeiten eine Hauptrolle.

3. Besonderer Pflege bedürfen die wissenschaftlichen Exkursionen, auf denen der Student selbst zu beobachten lernen muß,

aber auch Erfahrungen sammeln muß, wie er als Lehrer später Schülerausflüge zu Freiluftunterricht zweckmäßig leiten kann.

4. Zu Anfang des geographischen Studiums ist eine Einführung in die Methodik geographischer Forschung, zum Schluß eine Behandlung der Methodik des erdkundlichen Schulunterrichts notwendig.

Die Beratung über die in den Parallelvorträgen aufgestellten Grundsätze und Thesen fand am 30. September nachmittags statt (s. unten S. 58 ff.).

Zum Schluß hielt Univ.-Prof. Dr. Georg Körbler (Agram) seinen Vortrag: **Drei Jahrhunderte lateinischer Dichtung in Ragusa.**

Der Vortragende gedachte zunächst der einheimischen Geschichtschreiber der ragusanischen Literatur Ignatius Georgi (Gjorgjić 1675—1737), Seraphinus Cerva (1686—1759), Sebastianus Dolci (1699—1777), und des in Ragusa lebenden Italieners Franciscus Maria Appendini (1769—1837); und schilderte die ungünstigen Umstände, unter denen die neulateinische Dichtung auf dem ragusäischen Boden zu leiden hatte, vor allem den Mangel jeder Druckerei vor 1783, die zerstörenden Wirkungen des Erdbebens von 1667 und das Absterben des literarischen Interesses in Ragusa während des 17. Jahrhunderts, wie z. B. Cerva selbst gesteht, viele alte poetische Manuskripte als Makulatur verwendet zu haben; endlich die Besetzung durch die Franzosen 1806, wobei besonders die reiche Bibliothek der Dominikaner zerstört wurde. Erst im 19. Jahrhundert begann man wieder der neulateinischen Dichtung Ragusas einige Aufmerksamkeit zuzuwenden, wobei sich besonders die Agramer Professoren F. Maixner und M. Šrepel hervortaten.

Die lateinische Dichtung verdankt Ragusa wie die Anfänge der Bildung überhaupt Italien, mit dem es während der Jahre der Venezianischen Oberhoheit (1203—1358) in enge Verbindung trat. Seit dem 14. Jahrhundert bestand in Ragusa eine Schule für die Patriziersöhne, deren Besuch durch ein Gesetz vom Jahre 1455 allen, die ein Staatsamt bekleiden wollten, vorgeschrieben war. Als Lehrer (wie auch als Kanzler) wirkten humanistisch gebildete Italiener, so Philippus de Diversis aus Lucca (1434—1440), Daniel Clari aus Parma (1485—1505), der Albanese Marinus Becichemus Scodrensis (1494—1496 und 1508—1510) und Nascimbene da Nascimbeni aus Ferrara (1560—1570). Der erste lateinische Dichter Ragusas — denn von Petrus Marini de Menze (Menčetić; 1451—1508) ist nichts erhalten — ist Aelius Lampridius Cervinus (Elias Lampridii de Crieua, auch Cerva oder Crijević 1463—1520); weit berühmter jedoch wurde Jacobus Heliae de Bona (Bunić, 1469—1534), der erste, der seine Werke selbst gedruckt herausgab, darunter ein episches Gedicht

'De raptu Cerberi' in drei Gesängen (gedruckt vermutlich in Bologna vor 1500). Vom Papste Leo X. erhielt er den Auftrag, das Leben und Wirken Christi in einem Gedicht darzustellen, was er in dem großen Epos 'De vita et gestis Christi' (über 10 000 Verse in XVI Gesängen; gedruckt in Rom 1526) tat. Gleichzeitig arbeitete er sein erstes Epos in religiös-allegorischem Sinne um. Sein Vorgang wurde für die späteren Dichter typisch. So beschrieb Damianus de Benessa (Benešić, 1477—1539) den Tod Christi in 10 weitläufigen Gesängen; Marinus de Luccari (Lukarević, 1500—1564) paraphrasierte in seinem Epos 'De mundi creatione' die Genesis. Alle diese Dichter gehörten dem Patrizierstande an, da die Stadtschule den Bürgern nicht zugänglich war.

Als im Jahre 1560 die Jesuiten unter der Führung des Spaniers Nikolaus Alfons aus Bobadilla sich in Ragusa niederließen, übten sie, wie überall, auch hier auf das geistige Leben einen bedeutenden Einfluß aus; viele Ragusäer fanden im Collegium Romanum Aufnahme, wie der als Epigrammendichter bekannte Petrus Palikuća († 1649), der aber als Lehrer an der Patrizierschule mehr für den Aufschwung der kroatischen Literaturbewegung tätig war. Die meisten der von den Jesuiten in Rom ausgebildeten Ragusaner jedoch kehrten nicht heim, sondern blieben als Mitglieder der Gesellschaft Jesu im Auslande. Unter ihnen befinden sich nicht wenige lateinische Dichter, wie Ioannes Luccari (1621—1709), Benedictus Rogacci (1646—1719), Rugierus Josephus Bošković (1711—1787) usw.; alle werden übertroffen durch Raymundus Kunić (1719—1794), dessen Übersetzungen von Epigrammen der griechischen Anthologie, der Ilias und einiger Idyllen Theokrits mit Recht berühmt sind, und Bernardus Zamagna (Gjamanjić, 1735—1820), der die Odyssee und Hesiod übertrug und die Übersetzung des Theokrit vervollständigte. Eine merkwürdige Erscheinung ist Nicolaus Brautius (Brautić 1566—1632), der 1602 Bischof von Sarsina wurde, aber 1622 von Gregor XV. abgesetzt und in den Kerker der Engelsburg geworfen wurde, wo er sich die Zeit der Haft durch die Bearbeitung des Martyrologiums in etwa 5000 Distichen kürzte (gedruckt Venedig 1630). Als Kustos an der vatikanischen Bibliothek wirkte der Dichter und Diplomat Stephanus Gradi (Gradić, 1613—1683); Benedictus Stay (Stojković, 1714—1800), der es bis zum datarius poenitentiariae brachte, schrieb poetische Bearbeitungen der Philosophie Cartesius' (1744) und Newtons (1755—1792), die er in eigentümlicher Weise mit katholischen Lehren vermengte.

In Ragusa selbst lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts der bekannte Spanier Flavius Jacobus Eborensis (Pyrrhus Didacus),

der 'ewige Jude' der damaligen Zeit, dessen zahlreiche Gedichte sich vielfach mit der Vergangenheit Ragusas berührten. Die gegen Ende des 17. Jahrhunderts gegründete Accademia degli Oziosi machte sich zwar die gleichmäßige Pflege der lateinischen, kroatischen und italienischen Dichtung zur Aufgabe, hielt aber, namentlich unter der Führung des geistreichen Vincentius Petrović (1677—1754), der selbst ein witziger Epigrammendichter war, noch immer das Interesse an der lateinischen Versifikation wach. Joannes Carolus de Angelis (Angjelić, 1690—1755) hat formvollendete Oden in der Art des Horaz, Didacus (Diego) Arboscelli (1726—1788) scharfe Epigramme hinterlassen; bis ins 19. Jahrhundert reichen Georgius Ferrić (Gvozdenica, 1739—1824), ein fruchtbarer und vielseitiger Literat, Junius de Restiis (Resti, Rastić, 1755—1815), ein Nachahmer des Juvenal und der meist in Italien lebende Marcus Faustinus Gagliuffi (1765—1834). Die Unruhen der Franzosenkriege und die Einverleibung in Österreich machten der lateinischen Dichtung in Ragusa ein Ende.

Schluß der Sitzung 1 Uhr 25 Minuten.

Dritte allgemeine Sitzung

Donnerstag, den 30. September 1909, 10 Uhr.

Vorsitzender: Der 1. Präsident Univ.-Prof. Heinrich Schenkl.

Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen, welche die geplanten Ausflüge und die auf den 2. Oktober angesetzte Festversammlung des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Wien betrafen, brachte der Vorsitzende die Anträge des Ausschusses hinsichtlich der Verwendung der Widmung der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin im Betrage von 1000 Mark und der Jubiläumsstiftung zur Kenntnis. Sie lauten:

Die 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner beschließt a) den von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin zur Förderung eines wissenschaftlichen Zweckes gespendeten Betrag von 1000 Mark zur Herstellung einer Karte Griechenlands im Anschlusse an Pausanias zu widmen, deren Bearbeitung Herrn Univ.-Prof. Dr. Hugo Blümner in Zürich übertragen werden soll und die im Weidmannschen Verlage als Supplement zur Hitzig-Blümnerschen Pausanias-Ausgabe erscheinen soll;

b) das Erträgnis der Jubiläumsstiftung (das am 1. Januar rund 7700 Mark beträgt) für die Herstellung einer ausführlichen und in

würdiger Weise ausgestatteten Geschichte der ersten fünfzig Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner zu verwenden, die im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erscheinen soll.

Beide Anträge wurden von der Versammlung ohne Debatte einstimmig angenommen.

Hierauf erhielt Univ.-Prof. Dr. Hans v. Arnim (Wien) das Wort zu seinem Vortrage: **Kunst und Weisheit in den Komödien Menanders.**[1])

Goethe hat in den „Gesprächen mit Eckermann" Menander als den einzigen Komödiendichter bezeichnet, der seiner Meinung nach mit Molière verglichen werden könnte. Er hatte seine Hochschätzung des Dichters aus den dürftigen damals bekannten Resten geschöpft. Uns stehen durch die neuen Funde, namentlich durch den großen Fund von Aphroditopolis, reichlichere Materialien zu Gebote. Wir besitzen aber noch immer nicht ein ganzes Stück im Original. Darum ruht unsere Beurteilung der Kunst Menanders immer noch auf unsicheren Grundlagen. Ein vollständiges Stück im Originaltext würde uns ein zuverlässigeres Urteil über dieselbe ermöglichen als vier halbe und als noch so viele lateinische Bearbeitungen, bei denen man immer mit der Möglichkeit rechnen muß, daß gerade das Schönste und Beste der Originale verloren gegangen ist. Aber wenn auch eine gerechte Würdigung Menanders auf Grund des Erhaltenen uns nicht möglich ist, so zeigen uns doch die Urteile der Alten, daß er im Altertum als der Klassiker der Komödie gegolten hat und zu den Hauptautoren der antiken Bildung gerechnet werden muß. Er ist der einzige Dichter der neuen Komödie, ja sogar der attischen Komödie überhaupt, der in der Schule, beim Gastmahl, im Theater die Stellung eines Klassikers der Nation behauptet hat und dessen Werke, neben den Erzeugnissen der ernsten Muse, zu dem Schönsten gerechnet wurden, was die hellenische Literatur hervorgebracht hat. Daraus geht hervor, daß Menander ein großer Dichter gewesen ist, der als schöpferische Individualität gewürdigt werden müßte. Man hat noch nicht Menander geschildert, wenn man den Gattungscharakter der νέα κωμῳδία geschildert hat. Diesen Gattungscharakter kennen wir genugsam. Er bildet nur den Hintergrund, von dem sich die Gestalt Menanders, als des einzigen großen Dichters dieser Gattung, wirksam abheben müßte. Dieser Gattungscharakter enthält als solcher gar nichts, was zu hohen künstlerischen Ansprüchen berechtigte; er konnte, wie wir wissen, in ödeste Banalität versinken. Was

1) Der Vortrag erscheint vollständig in Ilbergs „Neuen Jahrbüchern f. d. Klass. Altertum, Geschichte u. d. Literatur u. Pädagogik" 1910.



den Menander so hoch über die andern Dichter der *νέα* erhob, daß er zu den Großen der Weltliteratur gerechnet werden muß, ist die literarhistorisch interessante Frage. Wir müssen bei der Beantwortung dieser Frage von den Urteilen der Alten ausgehen und prüfen, ob wir diese durch die uns erhaltenen Reste bestätigt finden. Die Schilderung Menanders in Plutarchs *σύγκρισις Ἀριστοφάνους καὶ Μενάνδρου* ist nicht als der Ausdruck einer bloß persönlichen Vorliebe dieses Schriftstellers für den großen Komiker anzusehen, sondern als die von der maßgebenden peripatetischen und alexandrinischen Kritik festgestellte und den folgenden Generationen überlieferte Wertung des Dichters. Das zeigt die genaue Übereinstimmung mit den Äußerungen Quintilians. In dieser Schilderung werden Menanders Dichtungen vor allem als Redekunstwerke, wegen ihrer sprachlichen und stilistischen Vollkommenheit gerühmt. Als größter Vorzug der menandrischen Sprache erscheint hier, daß sie die Anpassung an die verschiedensten Charaktere und Leidenschaften mit der Einheitlichkeit des Stils zu verbinden weiß und dabei nie die Grenzen der gebildeten Umgangssprache Athens und der allgemein üblichen Ausdrücke überschreitet. Ferner würdigt diese Kritik das attische Salz, mit dem die Dichtungen Menanders gewürzt waren. Was die antike Theorie als *ἅλες*, als *χάριτες*, als *ἀστεϊσμοί* bezeichnet, ist ganz verschieden von dem *γελοῖον*. Es handelt sich um die geistreichen Pointen in der Formung der Gedanken. Menanders Komödien wollten nicht nur Dramen, sondern auch Redekunstwerke sein. Der Dialogvers Menanders wollte diesem Kunstwerk, ohne die freie Beweglichkeit und Natürlichkeit der Sprache zu behindern, Schönheit und Anmut verleihen und die ganze Darstellung aus der Sphäre der platten Alltäglichkeit in die der poetischen Wahrheit erheben. Der Sentenzenreichtum des Dichters machte ihn den Alten besonders lieb, obgleich dieses Element seiner Komödien der naturalistischen Abbildung der Wirklichkeit abträglich ist. Für das Redekunstwerk sind diese Sentenzen ein passender Schmuck. Sie ermöglichen auch dem Dichter, den geistigen Gehalt seiner Dichtung und seine eigene Auffassung und Beurteilung der dargestellten menschlichen Handlungen und Zustände klarer auszudrücken als es mit rein dramatischen Mitteln möglich wäre. Auch Menander, wie sein bewundertes Vorbild Euripides, will durch seine Stücke lehren und erziehen und seine Kunst mit seiner Weisheit verschmelzen. Zweifellos stand Menander in dieser Beziehung hoch über seinen Kunstgenossen. Am schwierigsten ist es, die eigentümlichen Vorzüge Menanders hinsichtlich der dramatischen Erfindung, der Führung der Handlung, der Schilderung der Charaktere und Leidenschaften zu erkennen, da uns

hier die antike Kritik im Stich läßt und wir die andern Komiker zu wenig kennen, um eine Vergleichung durchführen zu können. Daß in den uns erhaltenen Resten gewisse Lieblingsmotive der Fabel so häufig wiederkehren und überhaupt der Stoffkreis so eng erscheint, darf uns nicht verleiten, die Erfindungsgabe Menanders zu unterschätzen. In den neugefundenen Resten tritt uns die Wahrheit und Lebendigkeit des Gefühlsausdruckes als besonders charakteristischer Zug entgegen. Besonders wichtig ist es, die Komik Menanders auf ihre Bestandteile zu analysieren. Sie verwendet das niedrig und derb Komische nur sparsam als Würze. Träger des burlesken Elementes sind bei ihm namentlich Nebenfiguren niederen Standes, Sklaven, Köche, Bordellwirte usw. Nach der andern Seite greift Menanders Komik oft in die an das Tragische grenzende Sphäre des Rührenden und Ergreifenden über, ohne daß dadurch die heitere Gesamtwirkung der Komödie aufgehoben würde. Das Bindeglied zwischen diesen Gegensätzen, auf dem die Grundstimmung von Menanders Dichtungen beruht, ist ein genialer Humor, der uns die menschlichen Schwächen begreiflich und verzeihlich erscheinen und, indem wir über fremde Schwächen lachen, unserer eigenen gedenken läßt. Dieser Humor wurzelt in der aufgeklärten und echt humanen Lebensanschauung Menanders, die er zum Teil durch seine Sprüche, bisweilen aber auch, echt dramatisch, durch den Verlauf der Handlung selbst zum Ausdruck zu bringen weiß. Er wäre nicht zu einem Klassiker des Griechentums geworden, wenn er nur ein geschickter Theaterdichter gewesen wäre und nicht seine Kunst mit seiner Weisheit durchdrungen hätte, die einen Hauptfaktor der antiken Humanität gebildet hat. Neben der Erkenntnis der menschlichen Schwäche predigt er vor allem Menschenliebe und soziale Gesinnung.

Der Vorsitzende dankte dem Vortragenden für seinen mit lautem Beifall aufgenommenen Vortrag. Sodann sprach Univ.-Prof. Dr. theol. Adolf Deissmann (Berlin) über **Die Urgeschichte des Christentums im Lichte der Sprachforschung.** [1])

Je mehr wir die Geschichte als ein Mittel der Sprachforschung erkannt haben, um so mehr haben wir auch gelernt, die Sprache als ein Mittel der Geschichtsforschung zu betrachten.

Wenn irgendwo, dann ist dieser Satz an den klassischen Texten der Weltreligionen zu erhärten, und hier wieder ganz besonders an den im Neuen Testament geretteten Fragmenten von Selbst-

1) In erweiterter Form und durch Anmerkungen bereichert erschien der Vortrag bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1910.

zeugnissen des Urchristentums. Die Tatsachen der urchristlichen Religionsgeschichte haben ungewöhnlich tiefe Spuren in der Sprache des Neuen Testaments zurückgelassen.

Die historische Methode der neutestamentlichen Philologie gibt uns die Werkzeuge zur Herstellung dieses Längsdurchschnittes in die Hand, schärft uns den Blick für Linien und Schichtung und läßt uns, selbst aus scheinbar trivialen wörterstatistischen Beobachtungen, Rückschlüsse wagen auf die Urgeschichte des Christentums.

Nach Skizzierung des gegenwärtigen Standes dieser sprachlichen Erforschung des Neuen Testaments wurde folgendes ausgeführt.

Semitismus und Hellenismus, diese beiden Linien sind bei einem Längsdurchschnitt durch die Sprache des Neuen Testaments für uns die markantesten. Alles, was wir sonst sehen, etwa an spärlichen Latinismen und Parsismen, weist weniger auf religionsgeschichtliche Tatsachen zurück, als auf die kulturhistorische Tatsache des geistigen Völkeraustauschs im Zeitalter der Religionswende.

Semitismus und Hellenismus, als die sprachlichen Grundelemente des Urchristentums auffallend, weisen aber zugleich auch auf die religionsgeschichtlichen Grundlagen des Urchristentums zurück: im Semitismus liegt seine Heimat, im Hellenismus liegt seine erste große Entfaltung und seine welthistorische Zukunft. Innerhalb des Semitismus ist das Evangelium Jesu von Nazareth geboren; innerhalb des Hellenismus hauptsächlich wirkt sich die als Jesuskult lebendige Frömmigkeit der apostolischen Gemeinden aus.

Werfen wir nun zunächst einen raschen Blick auf die Linie des Semitismus. Sie wird sprachlich nicht etwa vorwiegend aus Semitismen im engeren Sinne konstituiert; völlig ungriechische Wendungen sind, wenn man den unhistorischen attizistischen Maßstab grundsätzlich ausschließt, nicht eben sehr häufig. Vielmehr sind es besonders die zahlreichen semitischen Nomina propria, die hebräischen und aramäischen Orts- und Personennamen des Neuen Testaments, die uns den starken Eindruck des Semitismus vermitteln. Ihre Bedeutung für das religionsgeschichtliche Verständnis des Urchristentums kann gar nicht hoch genug bemessen werden: man könnte bloß mit Hilfe der Eigennamen die Grundlinien der Urgeschichte unserer Religion rekonstruieren.

Dies wurde im einzelnen gezeigt insbesondere an den alttestamentlichen Namen des Neuen Testaments und am Namen Jesus. Es gibt wohl keinen einzigen religiösen „Begriff" im gesamten Wortschatze des Urchristentums, der statistisch mit dem Persönlichkeitsnamen Jesus wetteifern könnte; nur das Wort *Theos*, das aber nicht als Träger eines doktrinären Gottes„begriffes", sondern als Bekennt-

nis zur Persönlichkeit Gottes gebraucht ist, übertrifft den Jesus-Namen an Häufigkeit des Gebrauches in den urchristlichen Dokumenten. Wir können aus dieser bloßen statistischen Tatsache lernen, daß das Urchristentum in den beiden Brennpunkten seines Wesens nicht als Weltanschauungsbewegung, auch nicht als dogmatisierende Bewegung begriffen werden kann, sondern daß es vorwiegend eine religiöse Bewegung war, deren kraftvoll naiver Realismus seine Energie aus der engen Verbindung mit Jesus und Gott empfängt. Das Urchristentum ist nicht Theologie und nicht Christologie, sondern Theolatrie und Christolatrie.

Mit dem Blick auf den Namen Jesus haben wir uns von der semitischen Vorzeit des Christentums schon zu einer eigentlichen Entstehungszeit gewandt, zur Gegenwart des galiläischen Urevangeliums. Sie ist durch das Fortleben zahlreicher alter Namen zwar auch noch stark hebräisch getönt, hat aber ihr entscheidendes Kolorit durch das Aramäische. Jesus jedenfalls hat aramäisch gesprochen. Nicht nur schimmert an vielen Stellen seiner später in ein gutes Volksgriechisch übersetzten Worte die aramäische Grundlage durch, sondern wir haben auch unmittelbare Reste des Aramaismus im griechischen Neuen Testament selbst. Aus dem aramäischen Untergrunde des Evangeliums lernen wir, wie sehr Jesus in der lebendigen Gegenwart seiner Heimat wurzelte, und wie stark volkstümlich seine Prophetie vom Gottesreich schon durch ihre äußere Gewandung gewesen ist.

Nicht so plastisch wie der Semitismus und insbesondere der Aramaismus, aber doch auch schon recht deutlich erhebt sich im Hintergrunde der palästinensischen Urzeit des Christentums nun aber auch der Hellenismus. Auch hier sind wieder die Eigennamen von allerhöchstem Wert. Ein Bruder des Heilandes hieß Simon, und im engsten Kreis der Jünger und Sendboten Jesu begegnen uns ebenfalls Männer mit griechischen Namen: Andreas, Philippos und zwei Träger des bereits eben genannten echt griechischen Namens Simon, Simon der Zelot und Simon Kepha.

Ebenso charakteristisch für das Eindringen des Hellenismus in Palästina sind die griechischen Ortsnamen, die durch die Evangelien und die Apostelgeschichte klingen, und deren Zahl durch viele andere aus Josephus und sonstigen Quellen bekannte ergänzt werden könnte.

Alle diese Spuren des Eindringens des Hellenismus in die semitische Heimat des Evangeliums haben uns nun auf den zweiten großen Tatsachenkomplex der Urgeschichte des Christentums vorvereitet: die Wanderung des Evangeliums über die Grenzen seines palästinischen Mutterlandes in die weite Welt der hellenistisch-römischen Großstädte. In diesen hatte die jüdische Diaspora schon

in der Diadochenzeit Fuß gefaßt und das gewaltige westöstliche Weltbuch der Septuagintabibel geschaffen. Auf den von der jüdischen Diaspora gebahnten Wegen dringt nun auch das semitische Evangelium mit dem ganzen Reichtum seiner religiösen und sittlichen Überzeugungen in die griechische Welt: Antiochien am Orontes, Cypern, Asien, Makedonien, Achaia, Rom sind die wichtigsten Etappen und die zahlreichen griechischen und lateinischen Ortsnamen der Paulus-Briefe und der Apostelgeschichte ergeben das große Itinerar der apostolischen Weltmission, während die massenhaften Personennamen uns fast ausschließlich vor Großstadtmenschen der unteren Klassen, ja oft vor Sklaven, als die Propagandaschicht des Urchristentums stellen.

In die griechische Sprache und Kultur hinein hat nun das Christentum zunächst einen Schatz semitischer Namen mitgenommen, Orts- und Personennamen, die nunmehr in Ephesus, Korinth, Rom das Gemüt und die Phantasie der neuen Christusgläubigen dauernd nach dem Morgenlande lenken. Unmittelbar und tief wirken besonders die Personennamen, die zuletzt durch Adoption im eigenen Gebrauch der Familien alles Fremdartige verlieren und nationale Namen oft stark zurückdrängen sollten, wobei sie teils unverändert ins Griechische und später in andere Sprachen transskribiert, teils durch griechische Endungen oder sonstige Mittel der neuen Umgebung angepaßt wurden. Die Beobachtung solcher Hellenisierung und Amalgamierung von semitischen Eigennamen ist wieder besonders lehrreich auch für die Religionsgeschichte: der Hellenismus besaß das Vermögen, das Östliche in sich aufzunehmen.

Nur der klassische Gottesname des Alten Testaments, Jahve, ist nicht mitgewandert in die Welt. Als einziger nichthellenisierter Rest altsemitischer Gottesbezeichnung ist das durch die Septuaginta bereits eingebürgerte Wort Sabaoth mitgewandert. Um so wuchtiger wirkt dagegen jener ungeheure Reichtum des Vorkommens des Gottesnamens *Theos* und des Jesusnamens im Neuen Testament: dieser Reichtum spiegelt, wie schon angedeutet, die große Tatsache des monotheistischen Jesuskultus in der apostolischen Zeit aufs deutlichste wieder. Der Name Jesus wird dabei immer mehr als ein spezifisches Nomen sacrum zu einem Reservat des Heilandes. Neben den Namen erscheinen als semitisches Wandergut jene Reste des aramäischen Urlautes der Worte Jesu in den Evangelien und die noch heute angewendeten festlichen Rufe und Responsorien des Gottesdienstes *Alleluja*, *Hosanna* und *Amen*.

Die religionsgeschichtlich bedeutsamste sprachliche Tatsache aber scheint mir, je mehr ich darüber nachdenke, die Konservierung von

zwei aramäischen Reliquien im griechischen Texte des Neuen Testaments zu sein: die Worte *Abba* (Vater) und *Marana tha* (Unser Herr, komm!). Indem Paulus die Zentralgewißheit, daß Gott unser Vater ist, die er sonst gern durch den aus den Inschriften der Inseln des ägäischen Meeres bekannt gewordenen hellenistischen Rechtsausdruck **υἱοθεσία** (Adoption) illustriert, hellenistischen Christen gegenüber aramäisch durch *Abba* ausdrückt, deutet er, ohne es zu beabsichtigen, mit einem einzigen leisen, aber unverwischbaren Striche den unauflöslichen Zusammenhang seines Evangeliums mit dem Evangelium Jesu selbst an. Und das heute in den Bibeln aller Kulturvölker stehende aramäische Wort *Abba* ist für immer die vornehmste Ursprungsmarke des Christentums.

Indem Paulus ferner auch die spezifische Kultformel *Marana tha* aramäisch zitiert und aramäisch den griechisch redenden Korinthern weitergibt, weist er, ebenso unbeabsichtigt, wieder auf einen engen religionsgeschichtlichen Zusammenhang mit der palästinensischen aramäischen Urgemeinde hin. Die blendende These, Paulus sei der eigentliche Stifter des Christentums, zerschellt an dem Granit der aramäischen Hieroglyphe *Marana tha*.

Hingegen kann man an der Geschichte zweier anderen Zentralbegriffe deutlich sehen, wie sich die junge Weltreligion doch auch von der galiläischen Erde allmählich ablöst.

In den ältesten, das ursprüngliche galiläische Evangelium widerspiegelnden Evangelienbüchern ist Menschensohn ein spezifisch jüdischer Titel für den vom Himmel her erwarteten Messias; das Wort, an mehreren Stellen wohl Selbstbezeichnung Jesu, ist, weil bloß aus jüdischen Prämissen verständlich, eine Generation später draußen in der hellenistischen Welt aus dem christlichen Gebrauche so gut wie verschwunden. Statt seiner steht der Titel Gottessohn in den Texten des in die Welt getretenen Christentums recht eigentlich im Zentrum, denn er ist nicht bloß altbiblisch-semitisch, sondern auch modern-weltlich: schon im Cäsarenkult ganz volkstümlich, ist er dem Hellenisten ebenso verständlich, wie ihm der Titel Menschensohn dunkel ist. Ganz ähnliche Schicksale hat das Wort Messias erlebt. Am Anfang steht der palästinensische Gebrauch des nationalen Feldgeschreis Messias (der Gesalbte) im religiös-technischen Sinn. Das hellenistisch redende apostolische Christentum übersetzt ihn wörtlich, wie schon die Septuagintabibel, durch ὁ χριστός (der Gesalbte). Aber draußen in der Welt wird dieser die Griechen vielleicht mehr an den zum Agon gerüsteten Athleten erinnernde Titel überall da nicht mehr recht verstanden, wo die jüdischen messianischen Hoffnungen unbekannt sind, und so

wird der jüdische Messiastitel in der Welt zu einem Nomen proprium: aus Jesus dem Christus wird Jesus Christus. Und an Stelle des Messiastitels tritt immer mehr das allerdings auch schon aramäische, aber viel internationalere und intertemporalere Kultwort Herr. Schon Paulus hat das Wort Christos oft als Eigennamen gebraucht. Auch der im hellenistischen Antiochien aufgekommene Christenname, χριστιανοί, konnte wohl bloß von Menschen gebildet sein, die das Wort Christos als Eigennamen empfunden hatten.

Aber wir können mit sprachhistorischen Mitteln auch zeigen, nicht bloß, wie das hellenistische Christentum sich von dem galiläisch-jüdischen Boden loslöst, sondern auch, wie es sich dem Weltjudentum der hellenistischen Diaspora gegenüber abgrenzt. Die Geschichte des Gebrauches der beiden Begriffe Synagoge und Ekklesia ist hier höchst lehrreich. Wir wissen, daß die organisierte hellenistische Judengemeinde der frühen Kaiserzeit sich Synagoge nannte. Auch im altchristlichen Sprachgebrauch begegnet uns dieser Ausdruck zur Bezeichnung der Christengemeinde; aber nur ganz sporadisch. Die paar Stellen werden erdrückt durch die zahllosen Fälle, in denen das auch in das Latein und viele andere Sprachen siegreich eingedrungene Wort Ekklesia gebraucht ist, ein Wort, das viel weitgehender und insbesondere den Menschen der antiken Großstädte des hellenistischen Ostens viel verständlicher war.

Damit sind wir zum letzten Teil unserer Betrachtung gekommen: wir haben noch die Frage aufzuwerfen, was der Historiker des Urchristentums aus dem Studium der hellenistischen Sprachelemente des Neuen Testaments lernen kann.

Erstens: unser heiliges Buch ist so, wie es jetzt vor uns liegt, im großen und ganzen ein hellenistisches Buch. Aber freilich kein griechisches Buch, das vor den Augen der in seinem Zeitalter herrschenden griechischen Literaten Gnade gefunden hätte. Das Griechisch des Neuen Testaments steht, von geringen Ausnahmen abgesehen, in einem starken Kontrast zum Attizismus. Das bedeutet kultur- und religionsgeschichtlich, daß das hellenistische Christentum in der Hauptsache zunächst noch nicht als ein Teil der antiken Bildungsgeschichte betrachtet werden darf, sondern als eine von unten her nach Expansion strebende religiöse Bewegung unliterarischer Schichten. Daraus ergibt sich uns nun eine zweite wichtige historische Erkenntnis: der Kontakt des hellenistischen Urchristentums mit der Antike muß an einem anderen Punkte gesucht werden, und dieser Punkt ist eben die hauptsächlich von der Sprachforschung nachgewiesene starke Volkstümlichkiet der apostolischen Mission. Das

sprache der Kaiserzeit an Tausenden von Originaltexten studieren können, zum Greifen deutlich geworden. Und es ist ein großartiger Anblick, wenn wir sehen, wie das Urchristentum Wörtern, die bloß in den Tiefen der gesprochenen Volkssprache lebten, zum Aufstieg verhalf und ungeahnten Schicksalen entgegenführte. Der Rückschluß von diesem sprachlichen Kontakt auf den seelischen Kontakt liegt nahe genug: so fremdartig die neue Religion der dünnen klassisch gebildeten Oberschicht vorkommen mußte, die Psyche der Massen schloß sich ihr leichter auf, nicht nur weil sie eine vertraute Sprache hörte, sondern auch, weil sie vernahm, was ihr nottat und was ihr Kraft und Befreiung verbürgte.

Die sprachliche Erforschung des Neuen Testaments gewährt uns aber drittens die Möglichkeit, die Eigenart der urchristlichen Begriffswelt und damit ein gut Teil der treibenden Kräfte der neuen Religion schärfer zu erfassen.

Solange man die neuen Dokumente der Volkssprache nicht hatte, hat man zahlreiche bis dahin bloß im Neuen Testament gefundene Wörter, im ganzen wohl oft zehn bis zwölf Prozent des gesamten neutestamentlichen Wortschatzes, für Neubildungen gehalten. Dadurch entstand ein sonderbar unnatürliches Bild: daß religiöse und ethische Begriffe neu geschaffen seien, konnte man begreifen, aber daß das Christentum neue Farbenbezeichnungen nötig gehabt hätte, war rätselhaft. Wir haben inzwischen gelernt, daß der größte Teil jener angeblichen (darunter vieler ethischen und religiösen) Neubildungen dem Begriffsschatz des Hellenismus zuzuweisen ist. Unter den rund 5000 Wörtern des Neuen Testaments wird es kaum 50 spezifisch „christliche" oder „biblische" geben, also nicht zehn bis zwölf Prozent, sondern nur etwa ein Prozent. Insbesondere haben die technischen Wendungen der Volksreligion, der Volksmoral und des Volksrechtes den Aposteln starke Anregungen für die Schaffung ihrer eigenen religiösen Bildersprache gegeben.

Gerade weil wir aber den Vergleich zwischen Urchristentum und Hellenismus nicht mehr an falschen Punkten versuchen, erkennen wir das wirklich Urwüchsige und Schöpferische der neutestamentlichen Sprache um so deutlicher. Weniger wortbildend als begriffsumbildend hat die neue Religion gewirkt. Es wäre eine Aufgabe großen Stils, zu zeigen, wie das Christentum den Begriffen *Gott* und *Geist*, oder den Begriffen *Glaube*, *Liebe*, *Hoffnung*, *Offenbarung* den Stempel seines schöpferischen Geistes aufgedrückt hat. Dasselbe wäre der Fall auch bei der Erforschung scheinbarer Kleinigkeiten der Syntax.

Dazu kommt endlich der große Gesamteindruck des neutestamentlichen Griechisch, das als eine aus dem Leben selbst hervorquellende Sprache alle Tiefen und Weiten des menschlichen Lebens trotz volkstümlicher Schlichtheit zu umspannen weiß.

Mit alledem sehen wir in der Sprache des Neuen Testaments den Geist vibrieren, der, von Jesus ausstrahlend, die Apostel als Kraft erfüllt und durch die Mittelmeerwelt getrieben hat. Der Evangelist Johannes nennt in der ersten Zeile seines gewaltigen Buches diesen Geist und diese Kraft mit dem alten, den Griechen und Juden gleichermaßen verständlichen, inhaltsschweren Urnamen den Logos, das Wort. Die wissenschaftliche Erforschung der Sprache des Neuen Testaments darf den Anspruch erheben, daß sie, obwohl mit den Wörtern sich befassend, doch auch der Erkenntnis des Wortes dient, und sie steht damit auf dem Boden eines Ausspruches des deutschen Bibelübersetzers in seiner Schrift an die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollen: „Und laßt uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheiden, darin dies Messer des Geistes steckt". (Allgemeiner Beifall.)

Nach einem kurzen Dankesworte des Vorsitzenden an den Vortragenden sprach Univ.-Prof. Dr. Eugen Oberhummer (Wien):

Über den Plan eines geographischen Thesaurus der antiken Welt.

Eine möglichst vollständige, lexikalisch geordnete Inventarisierung unseres geographischen Wissens von der antiken Welt entspricht einem Bedürfnis der Altertumsforschung, der Geschichte und der Geographie. Die Forderung eines solchen Werkes wurde bereits vor mehreren Jahren durch den französischen Altertumsforscher Camille Jullian aufgestellt. Die bisherigen Arbeiten in dieser Richtung genügen nicht. Den immer mehr anwachsenden Stoff in die Form eines Handbuches zu kleiden nach dem Beispiele der älteren Werke von Mannert, Forbiger u. a., ist heute nicht mehr angängig. Auch die lexikalischen Werke von Will. Smith und Pauly-Wissowa entsprechen dem Bedürfnisse nicht, was Redner an verschiedenen Beispielen belegt. Nur eine planmäßig organisierte, einheitlich geleitete Vorarbeit mit möglichster Berücksichtigung der neueren geographischen und archäologischen Forschungen kann zum Ziele führen. Zu diesem Zwecke muß nicht nur die antike Literatur, sondern auch das inschriftliche und numismatische Material systematisch durchforscht werden. Die Sammlung der Quellen ist auch über das frühere Mittelalter etwa bis zur karolingischen Zeit, in der byzantinischen Literatur eventuell bis zum Fall von Konstantinopel

rische Denkmäler, iranische und altindische Literatur, sind insoweit heranzuziehen, als diese zur Erläuterung der anderweitig überlieferten Ortsnamen erforderlich ist; dagegen ist die Mehrzahl der dort nur in einheimischer Sprache und Schrift bezeugten Namen besser Spezialwerken vorzubehalten. Die historische Bedeutung jedes Ortes usw. ist entsprechend zu würdigen; wie weit hier gegangen werden kann, ohne die größeren Artikel zu historischen Monographien auswachsen zu lassen, müßte wie andere redaktionelle Fragen, durch eine besondere Kommission festgestellt werden. Als Beispiele für das nicht allzu umfangreich gedachte, auf wenige Bände zu beschränkende Werk könnten Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, die Prosopographie der römischen Kaiserzeit, die Realenzyklopädie des Islam, das Topographische Wörterbuch des Großherzogtums Baden u. a. gelten. Die Ausführung würde am besten durch das Kartell der deutschen Akademien oder die Internationale Assoziation der Akademien in die Hand genommen werden. Redner will damit nur eine Anregung geben, die von Fachmännern weiter diskutiert werden möge.

Nach Beendigung des durch reichen Beifall ausgezeichneten Vortrages wurde auf Antrag des Univ.-Prof. Dr. W. Sieglin (Berlin) folgende Entschließung einstimmig angenommen:

> Die 50. Philologenversammlung zu Graz erklärt die Herstellung eines die sämtlichen Länder des Altertums umfassenden geographischen Thesaurus für ein dringendes Bedürfnis.
>
> Sie ernennt eine Kommission von drei Mitgliedern, die die Aufgabe erhält, dem nächsten Philologentage zu Posen Vorschläge darüber zu machen, in welcher Weise die Ausführung des geplanten Unternehmens ins Werk gesetzt werden soll. Wenn das Bedürfnis sich herausstellen sollte, hat die Kommission das Recht, die Zahl ihrer Mitglieder durch Kooptation auf fünf zu erhöhen.

Zu Mitgliedern der Kommission wurden die Univ.-Professoren Oberhummer (Wien), Partsch (Leipzig) und Sieglin (Berlin) gewählt.

Schluß der Sitzung 1 Uhr 15 Minuten.

Am Nachmittag desselben Tages fanden von 3 Uhr an, unter dem Vorsitze des Geh. Hofrates Univ.-Prof. Dr. G. Uhlig (Heidelberg), die Beratungen über die in den Parallelvorträgen der zweiten allgemeinen Sitzung aufgestellten Anregungen, Gesichtspunkte und Thesen statt.

Für den Geographieunterricht lagen bereits die in der 3. Sitzung der geographischen Sektion durchberatenen und in Druck gelegten Thesen vor (s. die Verhandlungen der X. Sektion). Die Wechselrede, an der sich u. a. Geh. Rat Uhlig (Heidelberg), die Univ.-Professoren Brückner und Sieger, Direktor Schwarz (Bochum) und Prof. Herold (Halle) beteiligten, ergab, daß manchem die Erzielung zeichnerischer Fertigkeit, als notwendiges Bestandstück des Hochschulstudiums eines geographischen Lehramtskandidaten, in den Thesen zu wenig hervorgehoben sei. Um diesbezüglichen Wünschen gerecht zu werden, wurden von zwei Seiten Ergänzungen beantragt, von denen schließlich bei der Abstimmung der von Brückner vorgeschlagene Zusatz mit Stimmenmehrheit durchdrang. Demgemäß bekam der Punkt 2 a den Nachsatz: „und auch zu geographischem Zeichnen anzuleiten hat." Ebenso erhielt die These 4 einerseits eine prägnantere Fassung durch Hinzufügung der Worte: „bei der Lehramtsprüfung", anderseits eine Abschwächung durch das Wörtchen: „besonders", so daß der letzte Satz lautet: Die Fächer, die sich bei der Lehramtsprüfung zur Verbindung mit Geographie eignen, sind besonders: a) Geschichte, b) Biologie und Geologie, c) Mathematik und Physik. Dies Zugeständnis, das im Worte „besonders" liegt, mußte gemacht werden, um einer Niederlage der Erdkunde bei der Abstimmung vorzubeugen. Aber wo solche Stimmen laut werden, wie die eines reichsdeutschen Direktors: Die Verbindung Geographie und Geschichte sei untunlich, weil dann dieser „Lehrer ohne Korrekturen" den Neid seiner Kollegen erregen müsse, ist Vorsicht geboten. Sie führte auch zum Erfolge; die Anträge der Geographischen Sektion wurden von der Vollversammlung mit großer Stimmenmehrheit zum Beschlusse erhoben.

Die endgültige Fassung der Thesen lautet demnach: **Thesen über die Ausbildung der Lehrer der Erdkunde (Geographie) auf der Universität.**

A.

1. Lehrer der Erdkunde bedürfen einer gediegenen wissenschaftlichen Ausbildung, die frei von Einseitigkeiten das ganze Anschauungsfeld geographischer Wissenschaft umfaßt.

2. Bei der Erzielung dieser Ausbildung spielt die Beteiligung der Studierenden an den sorgfältig auszubauenden, vor Überfüllung zu schützenden Seminarübungen mit eigenen Arbeiten eine Hauptrolle. Besonderer Pflege bedürfen die wissenschaftlichen Exkursionen.

B.

Im Interesse der Heranbildung der Geographielehrer an der Universität wird daher empfohlen:

1. Einführung
   a) einer propädeutischen Vorlesung über allgemeine Geographie, welche jedes Jahr den Studierenden, die das große Kolleg über allgemeine Geographie noch nicht hören konnten, die zum Verständnis der Vorlesungen über Länderkunde nötigen Vorkenntnisse vermitteln soll;
   b) einer Vorlesung über Methodik des geographischen Schulunterrichtes am Schluß der Studienzeit.
2. Ausbau der geographischen Übungen, und zwar durch:
   a) Einführung (Erweiterung) eines Proseminars, das in den Gebrauch der geographischen Hilfsmittel, vor allem der Karte, einzuführen und auch zum geographischen Zeichnen anzuleiten hat.
   b) Einführung (Erweiterung) praktischer Übungen für Vorgerückte, in denen die Ergänzung der überall üblichen Seminarvorträge die Studierenden, u. a. an Reliefs und Bildern und durch Karteninterpretation im geographischen Erfassen und Denken geschult werden;
   c) Ausgestaltung der geographischen Exkursionen, auf denen der Student selbst beobachten lernen soll, aber auch Erfahrungen sammeln kann, wie er später Schülerausflüge zweckmäßig zu leiten hat.

3. Grundlegende Vorlesungen über Geologie, Weltgeschichte und Volkswirtschaftslehre sollten von allen Lehramtskandidaten der Geographie gehört werden.

4. Im Interesse einer geschlossenen wissenschaftlichen Ausbildung wird eine Beschränkung in der Freiheit der Wahl der Fächer für die Lehramtsprüfung empfohlen. Die Fächer, die sich bei der Lehramtsprüfung besonders zur Verbindung mit Geographie eignen, sind a) Geschichte, b) Biologie und Geologie, c) Mathematik und Physik.

Nun folgte die Verhandlung über die Art der Ausbildung jener Kandidaten, welche sich dem deutschen Sprachfache widmen. Der Vorsitzende faßte zunächst dasjenige zusammen, was als Wunsch in den Vorträgen ausgesprochen worden war:

1. Von beiden Referenten ist gewünscht worden, daß an den deutschen Universitäten regelmäßig ein Kolleg über die neuhoch-

deutsche Schriftsprache, insbesondere über ihre Entstehung und ihren gegenwärtigen Stand, gelesen werde.

2. Es wird von Prof. Elster ein Kolleg über deutsche Stilistik gewünscht.

3. Prof. Elster wünscht regelmäßig wiederkehrende Vorlesungen, in denen die Werke unserer großen Klassiker interpretiert werden sollen.

4. ist darauf hingewiesen worden, es sei wünschenswert, daß die Lehramtskandidaten für den Deutschunterricht an Übungen in Orthoepie teilnehmen und sich im Vortrage üben; ebenso

5. auf den Wert philosophischer Vorbildung;

6. eignet sich nach Meinung des Redners für die Debatte das, was Prof. Elster über die psychologische Interpretation der deutschen Klassiker bemerkt hat.

Herr Prof. Castle (Wien) wünschte die Aufnahme eines 7. Punktes, nämlich, daß (was für die österreichischen Verhältnisse von Bedeutung sei) auch ein Kolleg über die deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts gelesen werden solle, sofern ein solches noch nicht bestehe; die Lehrer hätten jetzt die deutsche Literaturgeschichte bis nahe an die Gegenwart zu führen und es sei eine billige Forderung, daß die Kandidaten an der Universität eine entsprechende Belehrung fänden; die in den Punkten 3 und 6 erwähnten Interpretationsübungen sollten sich auch auf Werke des 19. Jahrhunderts erstrecken. Auch das sei (als ein 8. Punkt) zu erörtern, ob es nicht erwünscht sei, daß die Lehramtskandidaten für Deutsch eine Übersicht über die Geschichte des Deutschunterrichtes erhalten, sowie über die Richtungen, die sich auf diesem Gebiete im Laufe des 19. Jahrhunderts geltend gemacht haben. Freilich würden die Herren aus dem Reiche sagen, das gehöre in das Seminarjahr; Redner wisse nicht, ob dort dieser Stoff durchgenommen werde; die Probekandidaten in Österreich hätten im Laufe des Probejahres diese Gelegenheit nicht.

Prof. Elster: „Der Lehrer muß viel mehr wissen und können, als er seine Schüler lehren darf. Für mich ist der akademische Unterricht die Hauptsache und nicht die Verwendung des Gelernten in der Schule. Die prinzipielle Frage, wie weit der akademische Unterricht vertieft werden soll, sollten wir zuerst ins Auge fassen und dann auf jene Punkte, die gegen Ende genannt wurden, eingehen."

Direktor Lück legte dar, warum keine Thesen aufgestellt wurden, sondern nur eine Art Disposition. Der Wunsch der Lehrer gehe aber

dahin, die Resultate der Vorträge und der Diskussion in eine Anzahl von Sätzen zusammenzufassen.

Der Vorsitzende bat die Herren Elster und Lück, nach der Debatte die Thesen zu formulieren; Prof. Castle beantragte, daß zu den einzelnen Punkten Resolutionen gefaßt werden. Der Vorsitzende wünschte außerdem eine Aussprache über einen 9. Punkt, in dem die Notwendigkeit einer vollen humanistischen Vorbildung für die Kandidaten des Deutschunterrichtes, mindestens für die an Gymnasien zum Wirken bestimmten Kandidaten ausgesprochen werden solle. Prof. Elster verlas folgende These: Der akademische Unterricht in der deutschen Literaturwissenschaft soll sich auf die psychologisch begründeten Hilfsdisziplinen der Poetik, Stilistik und Metrik aufbauen.

Auf den Einwurf eines Herrn in der Versammlung, wo man die Anleitung zur Verfassung von Aufsätzen erhalte, erwiderte Ak.-Prof. Lehmann (Posen): „In der Tat verlangen wir vom akademischen Unterricht nicht eine spezielle Anleitung für den Deutschunterricht an Gymnasien; wir wollen keinen Auftrag für den akademischen Lehrer, eine Anleitung für den Deutschunterricht zu bieten." Es sehe aus, als ob Prof. Elster den Standpunkt einnähme, daß die Wissenschaft gar nicht zu fragen hätte, was das Gymnasium brauche. Wenn Elster auf die Vertiefung der Literaturgeschichte nach der Philosophie hin Gewicht lege, so sei das eine sehr wertvolle Seite der akademischen Lehrtätigkeit, aber das andere dürfe nicht zurücktreten; es handle sich darum, den akademischen Unterricht so zu gestalten, daß den wissenschaftlichen Ansprüchen genügt werde, daß er aber auch eine pädagogische Vorbereitung gebe. Herr Prof. Elster betonte, daß für ihn dieser Gegensatz nicht bestehe; „der akademische Unterricht dient auch der Schule, wenn er richtig gehandhabt wird. Wir sind verpflichtet, unser akademisches Lehramt für unsere Kandidaten auszuüben und nicht für unseren augenblicklichen speziellen wissenschaftlichen Interessenkreis".

Landesschulinspektor Scheindler (Wien) wünschte, daß kurz erklärt werde: Wir sind mit den Ausführungen des Herrn Referenten und Herrn Korreferenten im ganzen und großen einverstanden; besondere Vorschriften können wir der Universität nicht geben. Dagegen wendete Landesschulinspektor Tumlirz (Graz) ein, daß mit einer solchen Erklärung den Referenten nicht gedient sei. Univ.-Prof. Elster dankte Herrn Landesschulinspektor Scheindler wegen des in dem Antrage hervortretenden Vertrauens; sein Vortrag und der Lücks werden gedruckt werden; aber Redner möchte Stellung nehmen zu den Ausführungen Lücks. Auch Dir. Lück erklärte,

dankbar zu sein, wünschte aber auch eine Diskussion; hierauf zog Landesschulinspektor Scheindler seinen Antrag zurück.

Die Wechselrede wendete sich der These zu. Univ.-Prof. Martinak (Graz) sprach gegen die Koordination der genannten Disziplinen. Prof. Elster legte Gewicht auf den Ausdruck „psychologisch begründete Hilfsdisziplinen". Nach weiterer kurzer Debatte wurde die erste These mit Majorität angenommen.

Der Vorsitzende fragte, ob eine Resolution des Inhaltes gewünscht werde, daß der akademische Germanist auf die Vorbereitung der Hörer für das Lehramt Rücksicht nehme. Nach einer Darlegung Dir. Lücks wurde dieser Punkt jetzt nicht erörtert und der Vorsitzende verlas die zweite These „a) An allen Universitäten sollen regelmäßig Vorlesungen über die neuhochdeutsche Schriftsprache abgehalten werden, die auch die Wortkunde mit zu umfassen haben; b) im allgemeinen soll allen Kandidaten der Nachweis der Kenntnis vom Wesen und von der Geschichte der neuhochdeutschen Sprache zur Pflicht gemacht werden."

Direktor Aly (Marburg i. H.) fragte Prof. Elster, ob es sich nicht empfehle, jedes Jahr ein etwa einstündiges Kolleg über die Prinzipien der deutschen Sprachgeschichte zu lesen. Prof. Elster: „Ich möchte wegen der großen Schwierigkeiten im Augenblicke nicht zusagen." Hierauf wurde der erste Teil der zweiten These (a) angenommen, dagegen sprach sich Prof. Martinak für die Streichung des zweiten Teiles der These aus; ebenso Direktor Schwarz (Bochum). In der darauf folgenden Wechselrede, in der mehrere Teilnehmer zu meist ganz kurzen Bemerkungen das Wort ergriffen, wurde der zweite Teil der These in folgender Fassung angenommen: „In der allgemeinen Prüfung soll allen Kandidaten der Nachweis der Kenntnis der Hauptpunkte der deutschen Grammatik und Wortkunde zur Pflicht gemacht werden."

Hierauf wurde die Forderung nach Interpretationsübungen besprochen, die sich auf Werke der großen neudeutschen Klassiker beziehen.

Rektor Rausch (Halle) trat für die Abhaltung solcher Interpretationsübungen ein. Oberlehrer Lohre (Pankow-Berlin) wünschte den akademischen Lehrern keinen Zwang aufzuerlegen, sondern schlug die Fassung vor: „Die exegetische Behandlung der Literaturwerke soll an den Universitäten mehr geübt werden".

Univ.-Prof. Elster klärte über die Vorlesungen an der Universität auf; in den Forderungen der Schulmänner liege ein neuer Ansporn, vieles sei schon geschehen. Prof. Castle empfahl die Abhaltung



von Interpretationskollegien und Interpretationsübungen über die Werke der großen deutschen Klassiker. Darauf wurde die vierte These in folgender Fassung angenommen: „Es ist wünschenswert, daß Interpretationskollegien und Interpretationsübungen über Werke unserer großen neudeutschen Klassiker regelmäßig stattfinden".

Die Debatte beschäftigte sich nun mit der Forderung, die Studierenden in der Vortragskunst auszubilden. Prof. Castle und Prof. Elster traten für die Bestellung von Vortragsmeistern ein, welche bei den Studierenden die Vortragskunst — Orthoepie und Rezitation prosaischer und poetischer Werke — ausbilden sollen. Die Versammlung stimmte zu, sie erhob folgende fünfte These zum Beschlusse:

„Es ist zu verlangen, daß an allen Universitäten Vortragsmeister bestellt werden, welche die Vortragskunst — Orthoepie und Rezitation prosaischer und poetischer Werke — bei den Studierenden ausbilden".

Der Vorsitzende stellte zur Debatte den Antrag, die Versammlung möge beschließen, daß die Lehrer des Deutschen an Gymnasien volle humanistische Vorbildung besitzen müssen. Mehrere Redner wiesen auf die Schwierigkeiten hin, die sich der Erfüllung dieser Forderung in den Weg stellen; man wisse nicht, an welcher Anstalt man einmal wirken werde; sodann seien in Preußen alle drei Schulgattungen gleichgestellt, und jeder könne in Prima den Deutschunterricht erteilen, der die facultas erworben habe; ferner spiele der Lehrermangel eine Rolle; tiefgehendes Interesse, besondere Befähigung kämen auch in Betracht. Der Vorsitzende zog hierauf seinen Antrag zurück und warf die Frage auf, was die Anwesenden über den Wert einer allgemeinen philosophischen Vorbildung meinen; er denke an die allgemeine Kenntnis philosophischer Fragen, an die Bekanntschaft mit Spinoza, Kant; mit den großen Systemen des Altertums, mit den Disziplinen der Ethik, Logik, Psychologie.

Prof. Anthes (Darmstadt) meinte, daß es zuviel sei, eine Prüfung aus Philosophie zu verlangen und fragt, ob man sich nicht mit dem begnügen könne, was in den österreichischen Klassen VII und VIII gelehrt werde.

Lyz.-Direktor Bamberger (Graz) verwies auf den in der germanistischen Sektion gehaltenen Vortrag des Prof. O. Walzel; jeder, der diesem Vortrage gefolgt sei, müsse die Notwendigkeit einer philosophischen Vorbildung erkennen.

Oberlehrer Klatt (Berlin) erklärte, er wisse nicht, was in dem Unterrichte aus philosophischer Propädeutik geleistet werde; aber auch bei guten Leistungen dürfte das hier erlangte Wissen für den Lehrer des Deutschen nicht ausreichen; dieser sollte eine umfassende Kenntnis der Philosophie besitzen.

Prof. Martinak (Graz) legte dar, daß nach der österreichischen Prüfungsvorschrift alle Kandidaten Kolloquienzeugnisse über ein mindestens dreistündiges philosophisches und pädagogisches Kolleg oder Zeugnisse darüber vorlegen müssen, daß sie sich an einem philosophischen oder pädagogischen Seminare tätig beteiligt haben; zur Erlangung des philosophischen Doktorgrades müsse jeder Kandidat eine einstündige Prüfung aus Philosophie ablegen.

Univ.-Prof. Elster bezeichnete sich als einen Freund philosophischer Studien; er sprach über die in dieser Beziehung in Deutschland bestehenden Einrichtungen und vertrat die Ansicht, daß die akademischen Lehrer der Literaturgeschichte in ihren Vorlesungen die Philosophie in ausreichender Weise heranzuziehen pflegen.

Direktor Aly trat ebenfalls für eine gründliche philosophische Vorbildung ein, da doch auch die klassischen Philologen ihrer bei Behandlung von Schriftstellern wie Cicero und Platon bedürfen. Der Vorsitzende brachte in Erinnerung, daß viel von den Vertretern der Philosophie an den Universitäten abhängt.

Die Versammlung sprach sich (sechste These) für die Pflege philosophischer Studien durch die Lehramtskandidaten aus.

Der Vorsitzende Prof. Uhlig verlas die übrigen Forderungen, worauf Landesschulinspektor Tumlirz die en bloc-Annahme beantragte. Univ.-Prof. Elster wünschte die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts betont zu sehen.

Prof. Castle wünschte, daß die österreichische Regierung überall dort, wo Vorlesungen über die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts nicht gehalten werden, einen Vertreter der Literaturgeschichte an der Universität mit der Abhaltung solcher Vorlesungen beauftrage. Auf die Frage eines Teilnehmers, worin die Schwierigkeit der regelmäßigen Abhaltung solcher Vorlesungen bestehe, erwiderte Prof. Elster: Die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts müsse in Einzelvorlesungen zerlegt werden; wenn man auf die Schule Rücksicht nehme, dann müßten eben über bestimmte Dichter besondere Vorlesungen gehalten werden. Vorlesungen über die Romantiker und das junge Deutschland, über das Drama im 19. Jahrhundert, über das Drama der Gegenwart, über die Lyrik der Gegenwart ließen sich halten, aber bei der Fülle des Stoffes sei es ungemein schwer, alles in einem Kollegium zusammenzufassen.

Direktor Aly befürwortete Vorlesungen über einzelne Ausschnitte aus der Literatur des 19. Jahrhunderts.

Gymn.-Prof. Fleischmann (Tetschen) wies auf das Lesebuch von Bauer, Jelinek, Pollak und Streintz hin, in dem die Literatur des 19. Jahrhunderts stark vertreten sei.

die Aufnahme der Forderung in die These, daß Kollegien über die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts gelesen werden.

Die (siebente) These „Es ist wünschenswert, daß an allen Universitäten über Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts — womöglich eine Übersicht — gelesen werde", wurde einstimmig angenommen.

In bezug auf die Forderung „Kenntnis der Geschichte des Deutschunterrichtes" verwies Direktor Lück darauf, daß sie im Seminarjahre behandelt werde im Anschluß an die Behandlung des Unterrichtsfaches selbst.

Hierauf wurde folgende These angenommen: „Die Kenntnis der Geschichte des Deutschunterrichtes ist entweder an der Universität oder während des Seminarjahres zu erwerben".

Das Ergebnis der Beratung kam demnach in den folgenden acht Thesen zum Ausdruck:

1. Der akademische Unterricht in der deutschen Literaturwissenschaft soll sich auf den psychologisch begründeten Hilfsdisziplinen der Poetik, Stilistik und Metrik aufbauen.

2. An allen Universitäten sollen regelmäßig Vorlesungen über die neuhochdeutsche Schriftsprache abgehalten werden, die auch die Wortkunde mitumfassen.

3. In der allgemeinen Prüfung soll allen Kandidaten der Nachweis genügender Kenntnis der Hauptpunkte der deutschen Grammatik und Wortkunde zur Pflicht gemacht werden.

4. Es ist wünschenswert, daß Interpretationskollegien und Interpretationsübungen über Werke unserer großen neudeutschen Klassiker regelmäßig stattfinden.

5. Es ist zu verlangen, daß an allen Universitäten Vortragsmeister bestellt werden, welche die Vortragskunst — Orthoepie und Rezitation prosaischer und poetischer Werke — bei den Studierenden ausbilden.

6. Den Kandidaten ist eindringende Pflege philosophischer Studien sehr zu empfehlen.

7. Es ist wünschenswert, daß an allen Universitäten über Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts — womöglich eine Übersicht — gelesen werde.

8. Die Kenntnis der Geschichte des Deutsch-Unterrichts ist entweder an der Universität oder während des Seminarjahres zu erwerben.

Nach fast vierstündiger Dauer der Sitzung schloß der Vorsitzende die Beratung.

Vierte allgemeine Sitzung.

Freitag, den 1. Oktober 1909, vormittags 10 Uhr.

Vorsitzender: Der 2. Präsident, Reg.-Rat. Gymn.-Dir. Dr. Otto Adamek.

Die Sitzung begann im Hörsaale XXI mit dem von Lichtbildern begleiteten Vortrage des Prof. Dr. Alfred Brueckner (Friedenau-Berlin): **Der Friedhof beim Dipylon zu Athen.**

Anknüpfend an Alexander Conzes im Auftrage der Wiener Akademie der Wissenschaften geschehende Herausgabe der Sammlung der attischen Grabreliefs berichtete der Vortragende über die ergänzende Untersuchung, welche er, von der Berliner Akademie der Wissenschaften und der Ἀρχαιολογικὴ Ἑταιρεία ἐν Ἀθήναις unterstützt, auf dem Friedhofe beim Dipylon i. J. 1907 vorgenommen hat, die hauptsächlichen Ergebnisse aus seinem unter Mitwirkung von Ad. Struck so eben bei G. Reimer, Berlin, erschienenen Buche („Der Friedhof am Eridanos bei der Hagia Triada zu Athen") zusammenfassend.

Er zeigte die Ehrengräber, welche die Stadtgemeinde dicht vor dem Tore für Würdenträger bundesgenössischer Gemeinden angelegt hat, bis auf den alten Weggrund ausgegraben. Er ließ weiterhin an dem Hauptwege auf Grund neuer Grabung und unter Verwertung älterer Fundangaben eine Reihe von Familiengrabstätten in einer Kette von Lichtbildern wieder erstehen: die Bezirke des 394 gefallenen Ritters Dexileos, des Koroibos von Melite und seiner Frau Hegeso, der aus Herakleia flüchtigen Brüder Agathon und Sosikrates und des Vetters des Redners Hypereides, Dionysios von Kollytos. Der Vortragende zeigt, wie in der hohen Stele, welche die Mitte der Schaufronten überragend dem Hausvater bestimmt ist, dessen die Familie einigende Macht verkörpert wurde und die Frau daneben ihr figürliches Grab- und Kultmal erhielt; wie aber in anderen Fällen auch gern der Tod eines früh verstorbenen Mitgliedes der Familie benutzt worden ist, den, welchen in seiner Jugend die Götter sich als ihren Liebling erkoren, als den Familienheiligen beim Schmucke der Grabstätte herauszuheben. Auf das Ganze des Gottesackers übergehend legte er die Planmäßigkeit der Anlage dar, die auf einen privaten Kultverein zurückgehen wird, dessen Mitglieder ihre Mittel daransetzten, die von der Heiligen Straße aus sich stufenförmig aufbauende Terrassenanlage würdig des Eintritts in das Stadttor zu gestalten.

Ein wichtiges Ergebnis der Untersuchungen ist, daß hier die Grabreliefs über hohen Unterbauten aufgestellt waren. Daraufhin bei

tieferem Augenpunkte gemachte Aufnahmen lassen die Gestalten der Hochreliefs des IV. Jahrhunderts idealer als in den bisherigen Ansichten, in der Lösung der Figuren von ihrem Grunde freier und im Zusammenschluß der Gruppen inniger erscheinen.

Zum Schluß teilte der Vortragende mit, daß die *Ἀρχαιολογικὴ Ἑταιρεία ἐν Ἀθήναις* eben jetzt die völlige und gründliche Aufdeckung des Friedhofes ins Werk setze und er selbst, von seinen vorgesetzten Behörden auf den Wunsch der Gesellschaft beurlaubt, sich für ein Jahr in ihre Dienste begebe.

(Der Vortrag ist ausführlich in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum XXV, 1910, S. 26—39 erschienen.)

Hierauf wurde die Sitzung wieder in den Festsaal der Universität verlegt, wo Dir. Dr. S. Feist (Berlin) seinen Vortrag über **Europa im Lichte der Vorgeschichte und die vergleichende indogermanische Sprachforschung** hielt.

Die Geschichte des Menschen in Europa ist durch glückliche Funde der letzten Jahre bis in das Diluvium zurückverlegt worden, und der Fund des Unterkiefers in der Sandgrube von Mauer bei Heidelberg eröffnet für die somatische Anthropologie sogar den Ausblick in das Tertiär. Die Skelettfunde von Le Moustier im Dép. Dordogne, von La Chapelle-aux-Saints im Dép. Corrèze, die im Jahre 1908 gemacht wurden und beide der sogenannten Neandertalrasse angehören, ferner die Skelettreste von Krapina in Kroatien, die Schädel von Spy in Belgien und Gibraltar beweisen, daß diese primitive Rasse mit fliehender Stirn, starken Augenbrauenwülsten und vorspringendem Kinn zur Diluvialzeit weite Verbreitung in Europa besaß. Dazu kommen als höher stehende Rassen das am 12. September 1909 zu Combe-Capelle (Périgord) gehobene Skelett, das Klaatsch der sogenannten Aurignac-Rasse zuschreibt, die langköpfige Rasse von Crô-Magnon, Laugeriebasse, Engis, die rundköpfige von Grenelle, Furfooz, Galley-Hill usw. Der paläolithische Mensch besaß auch schon gewisse kulturelle Errungenschaften: er bestattete seine Toten, bearbeitete Feuerstein zu Geräten und verfertigte primitiven Schmuck; ja sogar künstlerische Triebe wies er schon auf, wie die Felszeichnungen und Figuren aus Stein und Horn in den Höhlen Südfrankreichs und Spaniens beweisen. Freilich war Europa in der Diluvialzeit nur in den eisfreien Gebieten bewohnbar, aber hier finden sich allenthalben die Spuren des Menschen: in Nord- und Südfrankreich, in West-, Mittel- und Süddeutschland, in der Nordschweiz, in Mähren usw. Unbekannt ist uns bis jetzt, wohin manche diluvialen Menschenrassen, besonders die Neandertalrasse gekommen sind;

denn in neolithischer Zeit ist die Rassenverteilung in Europa im großen Ganzen dieselbe wie auch heute noch. Nordeuropa wird vornehmlich von einem dolichokephalen, hochgewachsenen und hellfarbigen Menschenschlag eingenommen; in Mitteleuropa überwiegt eine rundköpfige, mittelgroße Rasse, während das Alpengebiet von einem kurzköpfigen, untermittelgroßen und dunkelhaarigen Stamm, der sogenannten alpinen Rasse, bewohnt wird. In Südeuropa, besonders in Süditalien und auf der iberischen Halbinsel, gehört die Bevölkerung einer dolichokephalen, aber kleinen und dunkelfarbigen Rasse an, der sogenannten Mittelmeerrasse, die auch in Nordafrika verbreitet ist. Im Verlaufe der jüngeren Steinzeit, besonders zur Bronzezeit, erleidet die geschilderte Verteilung der Rassen in Mittel- und Südeuropa mancherlei Veränderungen, die durch das Vordringen eines hochgewachsenen, dolichokephalen Elementes, wie man annimmt, der Indogermanen, bedingt wurden, ein Vorgang, der sich in der Völkerwanderungszeit wiederholt. Die Schicht der Eroberer kann nur dünn gewesen sein; sie wird nach und nach durch die Kriege ausgerottet oder von den bodenständigen Rassen absorbiert. Diese Erkenntnis ist wichtig für die Beurteilung des Eindringens der Indogermanen in ihre historischen Wohnsitze und für die Veränderung der von ihnen mitgebrachten Sprache. Die indogermanische Grundsprache war wohl schon dialektisch gespalten, wie der durchgreifende Unterschied zwischen den Sprachen der Kentum- und Satem-Völker beweist; aber die großen Veränderungen, die die verschiedenen indogermanischen Mundarten im Laufe ihrer Entwickelung erlitten, sind doch nur dadurch zu erklären, daß der erobernde Stamm seine Sprache den Unterworfenen aufzwang. Im Munde der autochthonen Elemente gewannen die indogermanischen Mundarten ihr so ganz verschiedenes Aussehen.

Hinsichtlich der Urheimat des Stammvolkes kommt die Vorgeschichte über Vermutungen und sich widersprechende Ansichten nicht hinaus. Zwischen Skandinavien, Norddeutschland und dem Donaugebiet schwanken die Prähistoriker in ihren Ansätzen. Zwar besteht jetzt allgemeine Übereinstimmung darüber, daß das indogermanische Urvolk in der Periode der ausgehenden jüngeren Steinzeit im Übergang zur Kupfer-Bronzezeit noch in der Urheimat vereint saß. Ob aber die sogenannte Megalithgräberkeramik, die Schnur- oder Winkelbandkeramik, die Spiral-, Mäander- oder polychrome Keramik den Indogermanen zuzuschreiben sei, ist strittig.

Verschiedene Forscher haben versucht, mit Hilfe der vergleichenden Sprachwissenschaft aus den Namen der Waldbäume z. B. einen Schluß auf die Lage der Urheimat zu ziehen. Besonders spielt hier

die „Buche“: lateinisch fāgus, griechisch φηγός „Speiseeiche“, eine Rolle, womit von einigen das etymologisch vieldeutige und isolierte kurdische būz „Ulme“ verknüpft wird. Die Buchengrenze verläuft in Europa auf einer östlichen Scheidelinie Königsberg-Odessa etwa; darüber hinaus hätten also in der Urzeit keine Indogermanen gesessen. Dieser Schluß ist aber in vieler Beziehung anfechtbar: 1. ist das indogermanische Alter des Namens der Buche nicht erwiesen, da er allen Satem-Völkern fehlt, oder diese müßten außerhalb der Buchengrenze gesessen haben; 2. wechselt die Bedeutung der Baumnamen in den einzelnen indogermanischen Sprachen so sehr, daß es überhaupt zweifelhaft erscheint, ob das Urvolk außer dem allgemeinen Begriff „Baum“, für den es freilich verschiedene sprachliche Ausdrücke gab, schon spezielle Namen für die einzelnen Baumarten besessen habe. Nur der Name „Birke“ (altind. bhūrǰas, ossetisch bärz, altslav. brěza, litauisch béržas geht fast durch das ganze indogermanische Sprachgebiet hindurch, bedeutet aber nur „weißer, glänzender Baum“ (nach der hellen Rinde). Sie ist nur im Norden anzutreffen.

Einen einigermaßen sicheren Schluß auf die nördliche Lage der Urheimat zieht man aus dem Umstand, daß die Begriffe: Winter, Eis, Schnee indogermanisch sind, während Ausdrücke für Tiere der warmen Länder: Löwe, Tiger usw. der Ursprache fehlten. Zu bemerken ist ferner, daß das Wort für „Meer“ (indg. mari) nur in den europäischen Sprachen vertreten ist, ebenso wie die Termini des Ackerbaus: Wzl. ar- „pflügen“, Wzl. mol- „mahlen“, die den arischen Sprachen wie auch das Wort „Salz“ (indg. sāli, sāld) fehlen. Die Westindogermanen waren also bereits Ackerbauer, die Ostindogermanen eher Jäger und Viehzüchter. Aus allem dem ergibt sich aber noch nicht mit Sicherheit, ob wir die Ursitze im nördlichen Europa oder Asien zu suchen haben. Die weitaus größte Anzahl der Forscher, Prähistoriker wie Sprachvergleicher, neigt zu Europa hin. In der Tat entspricht dieser Erdteil am besten allen Voraussetzungen: nördliches Klima, Nähe des Meeres, Entwickelung der steinzeitlichen Kultur zur Metallkultur gegen 2500 v. Chr. Die Westindogermanen könnten wir uns an den Gestaden der Nord- und Ostsee und südlich bis zum deutschen Mittelgebirge und den Karpaten angesiedelt denken. Die Ostindogermanen hätten die weiten Steppen des südlichen Rußlands bewohnt. Die südlicher wohnenden Stämme mögen bereits in eine Kupferzeit eingetreten sein, während die im Norden wohnenden noch in einer reinen Steinzeit verharrten. Natürlich würde sich diese Lokalisierung nur auf die Zeit unmittelbar vor der (sukzessive erfolgenden) Trennung

in einzelne Völker beziehen. Ob die bezeichneten Gegenden aber das Ursprungsland der indogermanischen Rasse, sofern eine solche überhaupt bestanden hat, darstellen, ist eine Frage, die außerhalb des Gebietes der Sprachforschung liegt.

In der jüngsten Zeit hat die Entdeckung einer neuen indogermanischen Sprache, des Tocharischen, in Ostturkestan am Fuße des Tianschan, die Frage aufs neue ins Rollen gebracht. Diese Sprache stellt sich nämlich zu den westindogermanischen Sprachen, nicht zum Arischen, ja nicht einmal zu den Satemsprachen, da sie die ursprachlichen Palatale nicht in Spiranten wandelt. Wie kommt es, daß ein westindogermanischer Dialekt so weit nach Asien verschlagen wurde? Oder blieb er in der Nähe der Ursitze, während die andern sich von ihnen weit entfernten?

Was die Zeit des ersten Auftretens der Indogermanen in Asien betrifft, so ergibt sich aus dem Vorkommen der arischen Götternamen Indra, Varuna, Mitra, Nāsatyā auf hettitischen Inschriften und aus arischen Fürstennamen aus Syrien in den Amarnabriefen, daß wir 2000—1500 v. Chr. dafür anzusetzen haben. Um dieselbe Zeit dürfte auch die Einwanderung der Achäer in Griechenland erfolgt sein. Andere indogermanische Völker treten erst weit später in den Kreis der Geschichte ein. Die Kelten werden zuerst um 500 v. Chr. bei griechischen Schriftstellern erwähnt; die Germanen werden den Römern kurz vor 100 v. Chr. bekannt; viel später erst treten die Slaven in die Weltgeschichte ein. Wenn wir also annehmen, daß die Ausbreitung der Indogermanen zwischen 2500 und 2000 v. Chr. begann, so werden wir von der Wahrheit wohl nicht zu sehr abweichen. Mehr als 2000 Jahre liegen zwischen der Zeit, wo die Arier in den Kreis der Weltgeschichte eintreten, und der ersten sichern Kunde von slavischen Völkern, die in die von den Germanen verlassenen Gebiete eingerückt waren. Wenn aber die Frage nach den Ursitzen der Indogermanen noch als ungelöst zu betrachten ist, so dürfen wir doch die Hoffnung auf ein sicheres Ergebnis nicht aufgeben. Ignoramus, sed non ignorabimus.

Der erste Präsident verlas hierauf die mittlerweile von der k. und k. Kabinettskanzlei eingetroffene Antwort auf das Huldigungstelegramm an S. Majestät den Kaiser von Österreich (s. oben S. 21).

Sodann wurden die Beschlüsse der Beratung über die Parallelvorträge mitgeteilt.[1])

---

1) Da Geh. Rat Univ.-Prof. Dr. Klein, der von der Baseler Versammlung d. J. 1907 zum ständigen Mitgliede der vorberatenden Kommission für die Durchführung des Hamburger Programms gewählt worden war, am Besuche der Grazer Versammlung verhindert war, konnte ein Beschluß hin-

Nach einigen weiteren geschäftlichen Mitteilungen verkündete der Vorsitzende, daß der ständige Ausschuß der Versammlung empfehle, als Ort der nächsten (51.) Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Jahre 1911 Posen zu bestimmen und als Präsidenten derselben Akademie-Prof. Rudolf Lehmann und Gymn.-Direktor Prof. Dr. Friedrich Thümen zu nominieren. Die Bestimmung der Zeit der Versammlung möge dem Posener Ausschusse überlassen bleiben. Prof. Lehmann trug hierauf in warmen Worten die Einladung der Stadt Posen vor, worauf die Versammlung durch lauten Beifall ihre Zustimmung zu den Anträgen des Ausschusses kundgab.

Hierauf ergriff Hofrat Prof. Dr. Schipper (Wien) das Wort und wies darauf hin, daß von verschiedenen Seiten bereits in diesen Tagen der Stadt Graz, dem Lande, der Universität für die der 50. Allgemeinen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erwiesene glänzende Gastfreundschaft gedankt worden sei. Nicht minder aber sei es Pflicht, auch der gastlichen Aufnahme zu gedenken, die von dieser Versammlung selber, die ursprünglich nur aus altklassischen Philologen und Schulmännern bestand, den verschiedenen ihr nun angehörigen Sektionen erwiesen werde. Diese Sektionen seien allmählich zu einer so großen Zahl angewachsen, daß ihre gleichzeitige Tätigkeit im Rahmen der großen allgemeinen Philologenversammlung kaum noch übersehen und entsprechend gewürdigt werden könne. Manche dieser Sektionen hätten sich auch im Laufe der Zeit zu großen, besonderen Vereinen und Verbänden entwickelt[1]), die alljährlich oder in bestimmten Zeiträumen ihre eigenen Versammlungen abhalten. Aber wie erwachsene Söhne, auch nachdem sie längst selbständig geworden seien, das Elternhaus gern wieder aufsuchen, so kehren auch die Angehörigen der verschiedenen wissenschaftlichen Vereine und Verbände von Zeit zu Zeit gern wieder zu besonderen Sektionsberatungen in den Schoß der allgemeinen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zurück. Und ebenso wie jene als wohlerzogene Kinder an dem elterlichen Hause, dessen Gastfreundschaft sie für kurze Zeit wieder genießen, das was ihnen darin veraltet und unzweckmäßig vorkommt, nicht allzu scharf zu bemängeln lieben und der elterlichen Autorität sich willig wieder unterordnen, so lassen sich auch die verschiedenen Sektionen auf den Philologen-Versammlungen das dominierende Hervortreten der alt-

sichtlich der nächsten Versammlung nicht gefaßt werden. Die Angelegenheit wird von der Kommission geordnet werden.

1) Der Allgemeine deutsche Neuphilologen-Verband z. B. umfaßte im Jahre 1908 bereits 2098 Mitglieder.

klassischen Philologie in den hier gehaltenen allgemeinen Ansprachen und Kundgebungen[1]) mit guter Manier gefallen und unterlassen es, an einzelnen Punkten eine so lebhafte Kritik zu üben, wie sie dies in ihren besonderen Versammlungen öfters zu tun sich bemüßigt sehen.

Redner verglich dann noch weiter die einzelnen Sektionen und Zweigvereine mit den verschiedenen Truppenteilen zweier Heerhaufen einer gemeinsamen Armee, die sich in den großen Herbstmanövern, wie sie vor wenigen Wochen in Österreich und im Deutschen Reiche stattfanden, scheinbar feindlich gegenüberstehen und mit kriegerischem Grimm aufeinander losstürmen, die aber doch keineswegs die Absicht haben, sich gegenseitig zu schädigen, sondern nur bezwecken, die Waffen tüchtig und brauchbar zu erhalten zum Schutz des Vaterlandes. Er schloß mit dem Wunsche, daß so auch die Bestrebungen der wissenschaftlichen Vereine und Verbände, die hier durch besondere Sektionen vertreten seien, so verschiedene Wege sie auch zu gehen scheinen, dennoch dazu dienen mögen, unser deutsches Volk viribus unitis den hohen Zielen der Kultur, die uns allen vorschweben, immer näher zu bringen (Lauter Beifall).

Hierauf hielt Prof. Dr. Joh. Ilberg (Leipzig) folgende Ansprache:

Meine hochgeehrten Herren! Ich meine im Sinn Ihrer aller zu sprechen, wenn ich in dieser Abschiedsstunde dem Gefühle herzlichsten Dankes Ausdruck verleihe. Es gilt in erster Linie unserm Präsidium, Herrn Univ.-Prof. Schenkl und Herrn Gymn.-Direktor Reg.-Rat Adamek, die durch monatelange, mühevolle Vorbereitungen das Gelingen der 50. Philologenversammlung ermöglicht und während der Tagung selbst mit unermüdlicher Energie und Liebenswürdigkeit fördernd und lenkend, ratend und helfend an ihrer Spitze gestanden haben. (Lebhafter Beifall.) Wir danken ebenso den Herren Obmännern der Sektionen und den Mitgliedern der verschiedenen vorbereitenden Ausschüsse für ihre hingebende Tätigkeit, wie auch dem verehrten Damenkomitee, das unsern Damen den Aufenthalt in dieser Stadt trotz zeitweiliger Ungunst des Wetters so genußreich zu gestalten gewußt hat, wie wir täglich rühmen hörten.

---

1) Der Herausgeber erlaubt sich, zur Aufklärung der Umstände, auf die diese Äußerung des Redners abzielt, auf die seiner Eröffnungsrede beigegebene Anmerkung (oben S. 1) zu verweisen. Daß es gerade ihm, einem aufrichtigen Freunde des neusprachlichen Unterrichtes, ferne lag, die Verdienste, welche sich die Vertreter der modernen Philologie in Wissenschaft und Schule um die Entwicklung der Philologenversammlungen erworben haben, zu ignorieren, wird der Abdruck seines Zeitungsartikels im „Festbericht" wohl zur Genüge beweisen.



Wer von uns allen gedenkt nicht mit Genugtuung des lebhaften Interesses, das von seiten des hohen Ministeriums für Kultus und Unterricht dieser Jubiläumsversammlung deutscher Philologen und Schulmänner geschenkt worden ist. In treuem Gedächtnis werden wir die bedeutsamen Worte bewahren, die wir am Eröffnungstage aus dem Munde Sr. Exzellenz des Herrn Ministers Grafen Stürgkh vernommen haben. Wir danken Sr. Exzellenz auch in dieser Stunde, daß er trotz dringender Geschäfte die Reise von Wien nicht gescheut hat, um die Versammlung persönlich zu begrüßen, und daß auf seinen Wunsch eine Anzahl von Vertretern der Unterrichtsverwaltung nach Graz delegiert worden ist, um unsere Verhandlungen durch ihre Teilnahme zu beehren. Unser Dank gebührt ferner dem Entgegenkommen Sr. Exzellenz des Herrn Statthalters Grafen Clary, des Herrn Landeshauptmanns Grafen Attems und der aufrichtigen und tatkräftigen Sympathie des Oberhauptes dieser kerndeutschen Stadt, Herrn Bürgermeister Dr. Graf, dessen trefflichem Einvernehmen mit seinem „alten Freunde", dem Schöckel, wir es ohne Zweifel zu verdanken haben, daß der Berg in den letzten Tagen die schweren Regenwolken von seinem Scheitel verscheuchte und sich die Landschaft der Steiermark in schönster Herbstespracht vor uns auftat.

Es ist unmöglich, jetzt im einzelnen auszuführen, wie vielen Männern und Korporationen wir uns aufrichtig verpflichtet fühlen, und wodurch uns diese Verpflichtungen erwachsen sind. Stattliche und inhaltreiche Gaben literarischer Art tragen wir heimwärts, die der Versammlung nicht nur von den hiesigen Stätten der Wissenschaft und des Unterrichts gewidmet worden sind, sondern auch aus der Kaiserstadt und aus andern österreichischen Ländern. Wir werden bei deren Studium noch oft an die freundlichen Spender zurückdenken, besonders wenn wir hier in Graz mit ihnen in persönliche Berührung getreten sind oder alte Freundschaft erneuern durften.

Meine Herren! Mitunter lassen sich Stimmen vernehmen, die den Wert wissenschaftlicher Kongresse wie des unsern herabsetzen möchten. Der nicht nur angeregte und glänzende, sondern auch fruchtbringende Verlauf dieser Grazer Tage beweist das Gegenteil. Er ist geeignet, uns neue Zuversicht zu geben für die Lösung unserer mannigfaltigen Aufgaben. Wir Philologen und Schulmänner sind nicht weltfremd, wie man uns wohl zum Vorwurf macht. Wenn wir uns fragen, worin wohl das Charakteristische der 50. Versammlung bestanden habe, so denken wir zuerst, wie mir scheint, an zweierlei: sie stand unter dem Zeichen des Zusammenschlusses

zu gemeinsamer Arbeit und dann in beachtenswerter Weise unter dem recht deutlich hervortretenden Zeichen des Volkstums. Vereinigung vieler zum großen Ziele, das der Kraft des einzelnen unerreichbar sein würde, ist eine wichtige Tendenz des wissenschaftlichen Lebens unserer Zeit; so sind auch hier Pläne gemeinsam entworfen worden, die in dieser Richtung liegen. Solches gemeinsames Vorgehen erfordert ebenso die Praxis; wir dürfen mit Freude bezeugen, daß das Hamburger Programm über Universität und Schule durch Aussprache von beiden Seiten sich wiederum als nutzbringend erwiesen hat. Und wie anschaulich uns hier das Volkstümliche entgegengetreten ist, daran wird uns dauernde Erinnerung bleiben. Nicht allein in den gelehrten Darbietungen, die es mehrfach historisch behandelten, auch im Drama des liebenswerten steirischen Dichters Peter Rosegger und vor allem in den Gesängen, Jodlern und dramatischen Bildern des wundervollen „Deutschen Volkslieder-Abends" von gestern, für den besonders wir Reichsdeutsche gar nicht dankbar genug sein können.

Meine hochgeehrten Herren! Wir stehen am Ende des goldenen Jubiläums des Vereins deutscher Philologen und Schulmänner. Wenn nun bald, nach dem Beschlusse über die Jubiläumsstiftung, eine lehrreiche und schön ausgestattete Geschichte unserer Versammlungen zur Ausführung kommt, so wird diese jüngste Tagung an Bedeutung gewiß nicht die letzte Stelle einnehmen; ihrem Verlauf und ihren Ergebnissen nach darf sie sich den schönsten und erfolgreichsten an die Seite stellen. Allen den Leitern, Spendern und Gönnern rufen wir zu: „Haben Sie Dank, wärmsten Dank für diese wahrhaft goldenen Tage!" (Allseitige Zustimmung und Beifall.)

Der Vorsitzende schloß die Sitzung mit folgender Ansprache:

Hochansehnliche Versammlung!

Nicht leugnen kann ich, daß die Bedeutung dieses Augenblickes mir die Brust belastet. Fünfzig Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner sind nun wirklich vorübergezogen; rückwärts schweift der Blick und die Forderung macht sich geltend, festzustellen, was an Wertvollem die Vergangenheit gebracht hat. Ich vermag das nicht. Aber vielleicht darf ich das aussprechen, was ich ganz persönlich der kommenden Versammlungsreihe mitgeben möchte, als einen Wunsch und einen Reisesegen, wie man beides denen mitgibt, die einem nahe stehen.

Vor allem möge die Einrichtung der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ihre Entwickelungsfähigkeit bewahren. Sie zeigt sich darin, daß Sektionen zuwachsen; so hat diese Versamm-

lung die Schaffung einer solchen gesehen; sie zeigt sich darin, daß eine oder die andere Sektion zeitweilig schwand, und auch dadurch äußert sich diese Anschmiegsamkeit an gewordene oder werdende Tatsachengruppen, daß auf unseren Versammlungen in der Gegenwart die naturwissenschaftlichen Disziplinen zurücktreten. Niemand kann das wundern. Seit dem Jahre, in dem der erste deutsche Philologentag stattfand, haben die Naturwissenschaften eine staunenswerte blendende Entwickelung erfahren, und der Gewinn einer starken Vertretung im Unterrichte bildet für die Lehrer der Naturwissenschaften den Gegenstand heißer Bemühung. So tritt vielleicht im Augenblicke das Trennende schärfer als das Einigende hervor. Aber — und dieser Überzeugung hat Prof. Wendland in der Hamburger Schlußrede erhebenden Ausdruck gegeben — schon sind Anzeichen da, daß die beiden mächtigen Schößlinge am Erkenntnisbaume sich ineinander flechten; und wenn dieses Entwickelungsziel einmal erreicht ist, dann werden auch die Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner davon Zeugnis geben, Zeugnis von einem 'studium generale' in einem neuen, höheren Sinne.

Diese Versammlungen werden dann um so besser die Funktion erfüllen, die sie bisher immer erfüllt haben, die Verbindung zwischen der Hochschule und den Anstalten, welche wir Österreicher Mittelschulen nennen, aufrechtzuerhalten. Die von Sachkundigen immer wieder hoch eingeschätzte Verbindung scheint mir in doppelter Weise wichtig, nach der stofflich-theoretischen und nach der formal-praktischen Seite hin. Denn wenn ich auch glaube, daß die Zeiten vorüber sind, in denen Anfang, Mitte und Ende der Schätzung des Lehrers dessen rein wissenschaftliche gelehrte Tätigkeit gewesen ist, so ist es ebenso eine nicht minder tiefe Überzeugung von mir, daß es ein unsagbar großer Segen für einen Mittelschullehrer ist, wenn er auch nur ein kleines Fleckchen wissenschaftlicher Erde besitzt und es bearbeitet. Nicht minder wichtig für die bloß aufnehmende Tätigkeit des Lehrers ist die Verbindung mit der Arbeit der Hochschule. Ein Nacharbeiten in einem wenn auch noch so bescheidenen Umfang ist nötig, und zwar nicht bloß um des mitzuteilenden Stoffes willen, sondern auch wegen der Vertiefungsarbeit, wegen der Mitarbeit an der Bildung der Lebensauffassung.

Aber die enge Verbindung zwischen den sogenannten höheren Schulen und der Hochschule ist auch für die formal-praktische Seite der Unterrichtstätigkeit von Wert. Ich gehöre zu jenen, welche da meinen, daß auf der Hochschule die für den praktischen Schuldienst sich heranbildende Jugend auf ihn planmäßig vorbereitet werden muß. Mit einer Reihe von Disziplinen, welche erst in den

letzten Jahrzehnten aufgekommen sind, muß der junge Mann bekanntgemacht werden und eine Vertiefung seiner philosophischen Bildung kann für ihn nur von Wert sein. Nicht um Abrichtung und um Vorbereitung auf abzulegende Prüfungen handelt es sich mir, sondern um Vertrautwerden mit den Problemen. Aber eben wegen der Menge der Fragen und wegen der ungemein lebhaften Tätigkeit muß eine weise Beschränkung eintreten. Hier sollte die Hochschule mit klugem Bedacht feststellen, worüber und in welchem Umfange gelesen werde, worüber Übungen stattfinden müssen, damit im Laufe der verständigerweise etwa in Betracht kommenden zehn Semester die für den Unterrichtsberuf wichtigsten Hauptsachen erwähnt und beurteilt werden. Diese Angelegenheit des weiteren zu erörtern, müßte nach meiner Ansicht Sache der Philologenversammlungen sein, vereinigen sich doch hier Vertreter der Hochschule und Vertreter der zum Besuche dieser vorbereitenden Schulen. Ebenso glaube ich, daß in Weiterführung des Hamburger Programmes die Fragen nach der Verbindung der Gegenstände zu Fachgruppen, die Gestaltung des Studiums im einzelnen, die Form der Staatsprüfungen hier auf diesen Versammlungen behandelt werden sollten.

Und des weiteren wünschte ich, später auch die Frage der Heranbildung von Anstaltsleitern und Aufsichtsbeamten auf den Philologenversammlungen erörtert zu hören. Ich denke von diesen Ämtern nicht gering, und eben deswegen möchte ich nicht allzuviel bloß dem Zufall und der Persönlichkeit überlassen. Die Erweiterung des Gebietes der Wissenschaft, auf denen die Kunstlehren der Pädagogik und Didaktik ruhen; die großen Veränderungen, welche in dem Schulwesen der verschiedenen Staaten vor sich gehen, die Mannigfaltigkeit der Schultypen, die Arbeiten an der Ausgestaltung der Didaktik, die Fülle von Menschen, die je in ihrer Eigenart in jedem Augenblick an der Arbeit sind; all das verlangt lebendige Anschauung. Soll der Leitungs- und Aufsichtsdienst nicht bloß Aktenerledigung und so dem Träger des Amtes leicht zur Qual werden, dann sollte dafür gesorgt sein, daß jedes Jahr eine Anzahl von Lehrern, die bereits eine tüchtige Unterrichtserfahrung hinter sich haben, bald an Anstalten unserer Reiche, bald auf fremde Erde entsendet werden, um Personen an der Arbeit zu sehen, Einrichtungen in ihrer Wirkung zu beobachten. Wie solche Reisen am besten vorzubereiten und einzurichten wären, könnte hier verhandelt werden, sowie auch die Vorbereitung nach der verwaltungstechnischen Seite hin nicht unerörtert bleiben sollte.

Mein letzter Wunsch gilt der Philologie, vor allem der klassischen. Nicht hege ich feindselige Gesinnung gegen irgendeine Schulkategorie,

von ihrem Werte innerlich überzeugte Lehrer schaffe. In deren Händen liegt auch nach meiner Meinung die Zukunft der Philologie an der höheren Schule und damit auch die Zukunft der von der Philologie ausgehenden Wirkung. Die große Schule für die Ausbildung der Empfänglichkeit in Erfassung des Menschlichen zu sein, die Steigerung der Biegsamkeit zum Verstehen von Leben, die Einführung in die Welt der Imponderabilien, die Erweckung des Glaubens, daß auch diese etwas sehr Praktisches im Leben bedeuten: das ist der unvergängliche und unersetzbare Wert der humanistischen Wissenschaften für die Schule, und daß diese humanistischen Disziplinen wissenschaftlich nur auf dem Boden strenger philologischer Forschung gedeihen können, glaube ich mit vielen. Unsere jungen Historiker und Philologen müssen belehrt werden, daß Religion, Recht, Philosophie, Kunst, das, was man Politik nennt, Technikentwickelung als eine die Gesellschaft beeinflussende Macht, und was sonst noch hierher gehören mag, sich Strahlen vergleichen lassen, in welche die Forschung den Lebenslichtstrahl zerlegt, und daß niemand eine Zeitperiode bei deren Rekonstruktion miterlebt, der nicht, soweit es dem einzelnen und dem Menschen überhaupt möglich ist, es vermag, die Teilstrahlen wieder zum weißen Lichte zusammenfließen zu lassen. Unsere Jugend an die denkende Erfassung des ganzen Lebens zu gewöhnen, sie die Gegenwart gleichsam sub specie aeternitatis betrachten zu lehren, das vermag nur die Philologie im weitesten Sinne des Wortes; um Murrays Worte zu verwenden: der Buchstabe ist der Weg zum Geiste und nur durch die genaue Erklärung des Buchstabens kann der Geist sichtbar gemacht werden.

In diesem Sinne seien die kommenden Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner die schöne Stätte, auf der diejenigen sich zusammenfinden, die an die Bedeutung der Schule, an die Bedeutung der Wissenschaft und an die der Philologie glauben, die Gläubigen von der Hochschule, die Gläubigen von der Mittelschule.

Und so bitte ich Sie, mit mir in den Ruf einzustimmen: Heil den zukünftigen Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner! Heil, Heil, Heil! (Allgemeine Zustimmung.)

Hiermit erkläre ich die 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen.

Schluß der Sitzung 12 Uhr 30 Minuten.

I. Philologische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 28. September, nachmittags $^1/_2$3 Uhr.

Univ.-Prof. Dr. R. C. Kukula (Graz) begrüßte die Mitglieder und Gäste im Namen des geschäftsführenden Präsidiums und nahm die Konstituierung der Sektion vor. Unter dem Beifalle der Versammlung beantragte er, Herrn Geh. Rat H. Diels um die Übernahme des Vorsitzes zu bitten. Da Diels dankend ablehnte, wurden auf dessen Antrag die geschäftsführenden Obmänner Univ.-Prof. Dr. R. C. Kukula (Graz) und Gymn.-Dir. A. Nager (Graz) auch mit der Leitung der Verhandlungen betraut; der erstere übernahm den Vorsitz. Zu Schriftführern der Sektion wurden bestellt: Dr. J. Sölch (Graz) und Dr. Fr. Lorger (Graz).

Univ.-Prof. Dr. Hermann Schöne (Greifswald) sprach über **Echte Hippokratesschriften im Corpus der ionischen Ärzte.**[1])

Die Frage, welche Schriften des überlieferten Corpus der ionischen Ärzte dem berühmtesten Vertreter der koischen Schule, Hippokrates, Herakleidas' Sohn, zugewiesen werden dürfen, ist bisher noch ungelöst. Menon, der Verfasser der ältesten doxographischen Übersicht über die alte Medizin, hat entweder die Schrift *περὶ φυσῶν* oder eine vom Verfasser dieser Schrift benutzte Vorlage ähnlicher Doktrin dem großen Arzt zugeschrieben; aber seine Ansicht ist, wie allgemein zugegeben wird, irrig gewesen. So urteilte denn U. von Wilamowitz: „Hippokrates ist zurzeit ein großer Name ohne den Hintergrund irgendeiner Schrift.“ Und M. Wellmann warf sogar die Frage auf: „Hat Hippokrates überhaupt seine Lehre schriftlich niedergelegt, oder hat er nicht vielmehr, wie sein großer Zeitgenosse Sokrates, nur durch das Wort gelehrt?“ Doch ist von vornherein, da durchs ganze Altertum hindurch nie ein Zweifel daran auftaucht, daß Hippokrates geschriftstellert hat, das Wahrscheinliche, daß einige echte Werke seiner Hand in der Sammlung stehen, andere Schriften anderer Verfasser aber später ebenfalls

1) Der Vortrag erschien in ausführlicher Fassung in der Deutschen medizinischen Wochenschrift, 1910, Nr. 9 u. 10.



auf seinen Namen gesetzt worden sind. Angesichts dieser Sachlage scheint es geboten, von den Aussagen der beiden ältesten Zeugen über Hippokrates, Platon und Ktesias, auszugehen.

In Platons Phaidros wird dargelegt, daß alle hohen Künste der *ἀδολεσχία καὶ μετεωρολογία φύσεως πέρι* bedürfen; für die Heilkunst gelte dieser Grundsatz schon, den Hippokrates aufgestellt habe; von ihr habe die Redekunst zu lernen. Wissenschaftliche Methode ohne dieses Verfahren gleiche dem Gang eines Blinden.

Im Corpus der ionischen Ärzte findet sich nun anerkanntermaßen eine solche Schrift über die Methode der Medizin nicht, die Platon im Auge gehabt haben könnte; wohl aber scheint in der pseudogalenischen Schrift *περὶ κατακλίσεως νοσούντων προγνωστικά* (XIX, 530 Kühn) ein Fragment daraus erhalten zu sein. Dort wird im Eingang dargelegt, die hervorragendsten Ärzte hätten der Astrologie für die Prognose große Bedeutung zugeschrieben. „Hippokrates wenigstens", so heißt es dann, „sagt folgendes: „„Die da Heilkunde treiben und mangeln der Naturerkenntnis, deren Geisteskraft wälzt sich durch Finsternis dahin und wird in Stumpfsinn alt."" . . . Der Naturerkenntnisteil ist aber der wichtigste Teil der Astrologie; wer nun schon den Teil gepriesen, würde gewiß noch vielmehr das Ganze preisen. Diokles von Karystos aber sagt noch ausdrücklicher ... nicht nur dasselbe, sondern berichtet auch, daß die Alten aus den wechselnden Lichtgestalten und dem Laufe des Mondes die Prognosen der Krankheiten zu geben pflegten."

Der Gedanke dieses Hippokratesfragments, das sich in den überlieferten Schriften nicht nachweisen läßt und einer verlorenen Schrift entstammt, deckt sich genau mit Platons Angaben. Durch die Hippokrateische Wendung aber *ἀνὰ σκότος καλινδεομένη* scheint Platon das Bild vom „Gang des Blinden" nahegelegt worden zu sein. Vermutlich ist das Zitat dem Autor der pseudogalenischen Schrift durch Diokles vermittelt worden; und da der Hippokrateische Gedanke dem Autor der astrologischen Schrift nicht vollständig und restlos in seine eigene Darstellung hineinpaßt, sondern von ihm erst gedeutet und erweitert werden muß, um daraus für seine These Kapital schlagen zu können, so wird er das Zitat schwerlich gefälscht haben.

Eine andere Betrachtung führt vielleicht weiter.

In der ionischen Schrift über Luxationen wird c. 70 gelehrt: „Wenn der Oberschenkel in der Hüfte aus dem Gelenk herausgetreten ist, muß man ihn auf folgende Art wieder einrichten" — folgt detaillierte Anweisung. Nun berichtet Galen XVIII A 731 Kühn: „Wegen seines Versuchs, das ausgerenkte Hüftgelenk nachträglich wieder

müsse, verschiedene über Hippokrates ein wissenschaftliches Verdammungsurteil ausgesprochen, als erster Ktesias von Knidos, sein Verwandter — denn er war nämlich auch selbst von Abstammung ein Asklepiade —; im Anschluß an Ktesias aber auch einige andere." Danach scheint die Schrift *περὶ ἄρθρων* durch einen zeitgenössischen, etwas jüngeren Arzt als ein echtes Hippokrateswerk bezeugt zu sein. Und da *περὶ ἀγμῶν* und *περὶ ἄρθρων* ursprünglich eng zusammengehangen haben und sicher von einem und demselben Schriftsteller herrühren, wie sich aus der Art der darin vorkommenden Verweisungen ergibt, so werden beide Werke Hippokrates, Herakleidas' S., zugewiesen werden dürfen.

Weiterhin wird dann aber auf Grund eines Selbstzitats des Autors von *περὶ ἄρθρων* c. 11 auch die erhaltene ionische Schrift *περὶ ἀδένων οὐλομελίης* (VIII 556ff. Littré) mit großer Wahrscheinlichkeit auf denselben Verfasser zurückgeführt werden können, zumal da sie im Gebrauch seltener Worte (z. B. *καταναισιμοῦται*) und eigenartiger Wendnngen (z. B. *ἀλλ' οὐ γὰρ βούλομαι ἀποπλανᾶν τὸν λόγον*) mit dem Buche *περὶ ἄρθρων* überraschend übereinstimmt. Das Verdammungsurteil, das Galen ohne Anführung von Gründen über dieses Schriftchen ausgesprochen hat, wird man nicht aufrechterhalten können.

Priv.-Doz. Dr. Karl Meister (Leipzig) sprach über **das Vulgärlatein.**[1])

Schon die italienischen Humanisten haben die Frage behandelt, ob die Sprache des vulgus vom Schriftlatein erheblich verschieden gewesen sei. In der Wissenschaft ist diese Frage häufig von Latinisten und Romanisten verneint worden. Manche Latinisten haben in der Sprache wenig gebildeter Autoren oder in den Gesprächen der Freigelassenen bei Petronius ein Abbild der Vulgärsprache zu finden geglaubt und daraus auf deren Ähnlichkeit mit dem Kunstlatein geschlossen. Aber sowohl jene Autoren wie die Genossen der cena Trimalchionis bemühen sich, gebildetes Latein zu geben, wie die häufigen „umgekehrten Schreibungen" zeigen; ihre Sprache enthält daher Vulgarismen, ist aber kein treues Abbild der Volkssprache. Überdies werden in den Literaturwerken die für Dialekte besonders charakteristischen lautlichen Verhältnisse durch die konventionelle Aussprache verdeckt.

Manche Romanisten vertreten das Axiom, daß die romanischen Sprachen aus einem im wesentlichen einheitlichen Vulgärlatein

1) Der Vortrag wird demnächst in den „Neuen Jahrbüchern" erscheinen.

entstanden seien, das noch zu Beginn der Kaiserzeit mit dem Schriftlatein im großen und ganzen übereinstimmte. Aber dies Axiom entspricht nicht den Tatsachen. Schon in republikanischer Zeit lassen sich verschiedene stark voneinander abweichende Mundarten, z. B. ein oskisierendes, ein etruskisierendes Latein erkennen, und in Rom selbst ist in einer gewissen Bevölkerungsschicht ein Vulgärlatein gesprochen worden, das nicht in allen Beziehungen Urquell des Romanischen ist, sondern manche Neubildungen aufweist, die nicht in alle romanischen Sprachen übergegangen sind. Das Vulgärlatein erscheint also, so hoch unser sprachliches Material hinaufreicht, nicht als eine Einheit, sondern als eine Vielheit stark von einander und vom Schriftlatein abweichender Idiome.

Die Sektion sprach den beiden Vortragenden den Dank für ihre wertvollen Darlegungen aus.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 29. September, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. R. C. Kukula.

Gymn.-Prof. Dr. Otto Schroeder (Berlin) sprach über **Altgriechische Volksliedstrophen.**[1])

Unter „Volksliedstrophen" sind zu verstehen die von den Dichtern im wesentlichen fertig übernommenen und weitergegebenen, durchweg kleine musikalische Einheiten darstellenden Versgebilde. Dahin gehören sicher die meisten Strophen des Archilochos, der Lesbier und des Anakreon. Eine Durchmusterung dieser Strophen führt auf den Gedanken, daß die sogenannten katalektischen Versglieder, zweihebig verklingenden Ausgangs (⏓–́–́), älter seien als die vollsilbigen, stumpfen oder fallenden Ausgangs (⏓–́⏑–́, –́⏑⏑–́ oder –́⏑–́⏑). Eine besondere Betrachtung erheischt die sogenannte sapphische Strophe, deren Elfer, namentlich im Hinblick auf die in Pindars Keerpäan zutage getretenen Variationen des alkaischen Elfers, sich erweist als zusammengesetzt aus viersilbigem Aeolikervortritt und vierhebigem, unvorsilbig gebildetem Enoplierparoimiakon. Schwieriger ist das Adoneion, über dessen wahre Natur man sich bisher so gut wie gar keine Gedanken gemacht hat, weil man es unbesehens mit der zweihebigen Daktylenklausel des sogenannten daktylischen Hexameters gleichstellte. Nun ist *ὢ τὸν Ἄδωνιν* zweifellos ein uralter Refrain, wie denn noch in der sapphischen

1) Der Vortrag ist unverkürzt erschienen in Ilbergs „Neuen Jahrbüchern", 1910, I, S. 169—184.

Strophe das Adoneion die stichische Folge der Trimeter refrainartig zu unterbrechen bestimmt ist. Zweiheber sind indes in alten Zwischenrufen kaum nachweisbar, an alten Dreiheberrufen aber fehlt es keineswegs: am bekanntesten ist der uralte Weh- und Heilruf *ἰήιε Παιάν*, jetzt, in Pindars Keerpäan, auch in der Form des Adonisrufes vorhanden, *ὢ ἰὲ Παιάν*. Diese Dreiheberrufe, die sich ja auf keine Weise aus Vierhebern ableiten lassen, müssen selbständige Gebilde sein; in ihrer standfesten Dreiheit erscheinen sie wie geschaffen zu einem energischen Abschluß längerer Reihen.

Die umfangreichen Konzertstücke der jüngeren Dithyrambik, die den konservativeren Zeitgenossen als wüste Revolution erschienen, der historischen Metrik sind sie nichts als eine organische Ausgestaltung der primitiven Zwei- und Vierzeiler von Lesbos und Paros.

Univ.-Prof. Elmer Truesdell Merrill (Chicago) sprach **Zur Überlieferungsgeschichte des Briefwechsels zwischen Trajan und dem jüngeren Plinius.**[1])

Mag Plinius in seiner Provinz Bithynien oder bald nach seiner Rückkehr in die Heimat gestorben sein, jedenfalls wurde sein Briefwechsel mit Trajan ziemlich spät nach seinem Tode veröffentlicht und wenig gelesen. Keiner der christlichen Apologeten des zweiten Jahrhunderts wußte vom Dasein solcher Briefe, auch nicht von einer Verfolgung der Christen in Bithynien. Erst Tertullian spielt auf die Christenbriefe an. Aber selbst er hat allem Anscheine nach die Briefe nicht gelesen, sondern seine Kenntnis von einem Dritten entlehnt, der den Bericht des Plinius in Übereinstimmung mit seiner eigenen (falschen) Kenntnis des möglichen Rechtsverfahrens schon umgearbeitet und umgestaltet hatte. Die späteren christlichen Schriftsteller sprechen nur dem Tertullian nach. Auch die heidnischen Schriftsteller, selbst ein Bewunderer und Nachahmer des Plinius wie Sidonius Apollinaris, wußten gar nichts von der Existenz eines Briefwechsels mit Trajan.

Schon im frühen Mittelalter hatte sich die Überlieferung der größeren Briefsammlung in zwei Äste gesondert. Die eigentliche Heimat des einen Astes wurde Nordfrankreich oder Deutschland. Später hat sich der andere Ast in zwei Teile gespalten. Die eine Handschriftengruppe entwickelte sich vielleicht in Spanien und verlor alsbald das achte Buch. Die andere blieb in Italien noch eine Zeitlang vollständig, und mit ihr allein vereinigte sich, wahrscheinlich zwischen dem siebenten und dem zehnten Jahrhundert, der Briefwechsel mit Trajan als zehntes Buch.

1) Der vollständige Vortrag wird in den „Wiener Studien" erscheinen.

Von dieser Zehnbuchform ist uns nur eine Handschrift bekannt geworden, der später verlorene cod. Parisinus, der bekanntlich von Fra Giocondo entdeckt und von Aldus benutzt wurde. Noch ein kleines Überbleibsel der Tradition ist in der Überschrift des verstümmelten cod. Riccardianus (jetzt Ashburnhamensis) erhalten, die C. PLINI SECVNDI EPISTVLARVM LIBRI NVMERO DECEM lautet.

Aber kurz nach der Ausgabe des Briefwechsels mit Trajan, die Avantius im Jahre 1502 veröffentlichte, hat Guilielmus Budaeus ein Exemplar dieser Ausgabe zusammen mit der Edition des Beroaldus aus dem Jahre 1498 einbinden lassen und das ganze aus dem cod. Parisinus handschriftlich ergänzt: einerseits durch eine genaue Abschrift jener Briefe, die in den erwähnten zwei Ausgaben fehlten, andrerseits durch etwa sechshundert von ihm selbst in das Buch eingezeichnete Lesarten. Dieses Handexemplar des Budaeus liegt jetzt in der Bodleianischen Bibliothek vor. Weder Beroaldus noch Catanaeus hatten jemals eine vollständige oder partielle Abschrift des Parisinus oder überhaupt eine selbständige Handschrift des trajanischen Briefwechsels zur Verfügung. Catanaeus war leider, wie ihn Sabbadini höflicherweise nicht nennen wollte, in der Tat „un grande imbroglione“.

Zur Textesrezension des Briefwechsels mit Trajan besitzen wir nur die budaeische Handschrift für ep. 1—40 (*I*) mit seinen Excerpten aus ep. 41—121 (*i*) und die Ausgaben des Avantius und Aldus. Nur für ep. 1—40 ist Budaeus (*I*) der bessere Zeuge; Aldus muß ihm den Platz räumen, da er oft willkürlich geändert hat. Für ep. 41—121 ist Avantius, durch die aus dem Parisinus entliehenen Marginalien des Budaeus verbessert, die wertvollere Grundlage, weil Aldus offenbar auch hier unbegründete Vermutungen in den Text eingeschoben hat.

Univ.-Prof. Dr. E. Hauler (Wien) sprach über **Neues aus dem Frontopalimpsest.**[1])

In einer Einleitung legte der Vortragende die Umstände dar, welche den Abschluß der Arbeiten an den zahlreichen Palimpsestblättern in Rom und Mailand und damit das Erscheinen der an Stelle des ursprünglich geplanten Faksimiles in Aussicht genommenen kritischen Ausgabe bis jetzt noch unmöglich gemacht haben. Wie die auf den Philologenversammlungen in Cöln und Hamburg gemachten Mitteilungen beweisen, sind diese Verzögerungen dem Texte sehr

1) Vollständiger Abdruck in den Wiener Studien XXXI 259—270; eingehendere Behandlung der Stelle S. 19 (bei Nabev) in den *Mélanges Chatelain*, Paris 1910.

zugute gekommen. Ein neuer, nicht hoch genug anzuschlagender Gewinn ergab sich, als nach dem Tode des greisen Ceriani der neue Bibliothekar Mons. Ratti die längst sehnlichst erwartete Erlaubnis gab, das von Mons. Ehrle mit so durchschlagendem Erfolg bei den römischen Blättern angewendete Verfahren der Reinigung und Glättung auch bei den Mailänder Blättern durchzuführen. Es gelang nicht nur, einige neue, für die ursprüngliche Anordnung wichtige Quaternionensignaturen zu eruieren, sondern auch viele Stellen des Textes, insbesondere die Korrekturen der zweiten und dritten Hand, richtiger und vollständiger zu lesen; vor allem wurde erst jetzt die Nachprüfung der Angaben Mais in vielen Fällen möglich. Einige Ergebnisse hat der Vortragende in der Festschrift des Wiener Eranos zur Grazer Philologenversammlung sowie in den Miscellanea Ceriani mitgeteilt; jetzt gab er weitere Proben.

„Vorerst eine Kleinigkeit. Auf Seite 231 bietet Naber nach Du Rieus Angabe am Schlusse des letzten Briefes De feriis Alsiensibus noch die rätselhafte Abkürzung Litt. Al. In der Handschrift sehe ich nun deutlich das, was ich schon früher vermutet hatte: Legi, den regelmäßigen Vermerk des Korrektors in Kursive. Vielleicht hatte Du Rieu auch schon *legi* gelesen und nur zur Bezeichnung der veränderten Schriftart: Litt. Al. hinzugefügt. Naber nahm aber mißverständlich Litt. Al. als Inhalt des Gelesenen."

„Bemerkenswerter ist die Förderung einer für die ältesten und wertvollsten Abschriften lateinischer Klassiker bedeutsamen Stelle auf Seite 62 des Palimpsestes, Seite 19 bei Naber. Hier lautet der Text nach Mais und Du Rieus Lesung also: Contigisse quid tale M. Porcio aut Quinto Ennio <aut hinzugefügt> C. Graccho aut Titio poetae? quid Scipioni aut Numidico? quid M. Tullio tale usuvenit? quorum libri pretiosiores habentur et summam gloriam retinent, si sunt <a eingefügt> Lampadione aut Staberio aut (angeblich fehlen vier Buchstaben); aus dem folgenden vi aut und dem zweifelhaften Tirone konjiziert Naber aut Servio Claudio; nach einer Lücke von 2½ Zeilen setzt er dann aut Attico aut Nepote an. Folgen wir dem, was ich auf dieser durch Risse und alte Korrekturen sehr beschädigten Stelle gelesen habe, und zwar den Verbesserungen der m², so lauten die fraglichen Worte so: contigisse. Quid tale M. Porcio aut Quinto Ennio, C. Graccho aut Titio poetae, quid Scipioni aut Numidico, quid M. Tullio tale usu venit? quorum libri pretiosiores habentur et summam gloriam retinent, si sunt Lampadionis aut Staberii, Plautii aut D. Aurelii, Autriconis aut Aelii manu scripta exempla, (aut?) a Tirone

aut Nepote. Diese Fassung empfiehlt sich auch durch die Symmetrie, welche dann zwischen den Gliedern des Vorder- und Nachsatzes herrscht und wie sie bei Fronto zu erwarten ist; es entspricht dann dem Schriftstellerpaare M. Porcius aut Quintus Ennius das Gelehrtenpaar Lampadio aut Staberius, dem C. Gracchus und dem Dichter Titius anderseits Plautius und D. Aurelius, (mit jenem ist wohl der demokratische lateinische Rhetor L. Plotius Gallus gemeint, mit diesem, der gegenüber M. Aurel allein genauer mit dem Vornamen bezeichnet wird, wahrscheinlich der um 100 v. Chr. wirkende Grammatiker Aurelius Opilius). Ferner stehen dem Scipio (minor) und dem Metellus Numidicus die Namen des unbekannten Grammatikers Autrico (oder Autfiso) aus Spanien (nach einer Glosse der m²: ex Baecola, d. h. Baecula, stammend) und des berühmten Aelius (Stilo) entgegen. Das selbständigere Schlußglied des ersten Teiles: quid M. Tullio tale usu venit? findet sein Gegengewicht in dem vollständiger ausgeführten für uns besonders wichtigen Schlusse. Daraus lernen wir, daß der uns schon in einer Suskription von Cicero-Handschriften Statilius Maximus .. emendavi ad Tyronem et Laetanianum et Dom. et alios veteres allerdings nur in der Abkürzung Dom. begegnende Domitius nicht ein Späterer, sondern ein Zeitgenosse des Nepos und Atticus war; auch finden wir durch Fronto bestätigt, daß Tiros[1]) Tätigkeit für die Verbesserung und Herausgabe des schriftlichen Nachlasses seines Herrn höchst wichtig gewesen ist."

An letzter Stelle behandelte er von der zweiten Spalte der siebartig durchlöcherten Seite 408 des Ambrosianus (Naber Seite 126) die Worte: vel quod Sohaemo potius quam Vologaeso regnum Armeniae dedisset aut quod Pacorum regno privasset; nonne oratione ⟨hu⟩iusmodi explicarent? Et dedere num .. minore .. bello in .. de re .. operam gestantes ..

Aus dem Vorhergehenden will ich für das Verständnis des eben zitierten Satzes nur soviel erwähnen, daß Fronto erklärt, er habe in seinem Entwurfe zur Erzählung des Partherkrieges (161—164 n. Chr.) diese leidigen Vorfälle absichtlich nicht darlegen wollen, um nicht noch einmal Verbitterung zu erregen (nolui ... aperire acerbareque iterum). Zu diesen Ereignissen, die er nicht geschichtsmäßig beschreiben will, gehören auch die mit den obigen

1) Auch hier sind offenbar paarweise Tiro und Domitius als Verbesserer, Atticus und Nepos als Abschreiber Ciceronischer Reden (und wohl auch anderer Schriften) zusammengestellt.

Worten bezeichneten. An oratione <hu>ius modi schließt sich nun nach meiner Lesung folgendes: explicari bis atq(ue) Nepos de re Numantina id epistula eo minure (von m^2 in-ore verbessert) bi: Bello insupra undiq(ue) viri e nationib(us) adductat (von m^2 in adducti korrigiert) Hispaniae aderant. Die kleineren Lücken in oratione huius modi, atque und viri lassen sich durch die noch vorhandenen Buchstabenreste und den Gedankenzusammenhang sicher ergänzen. Bis und bi stehen natürlich für vis und vi. Wichtig ist, daß der Name Nepos gesichert ist, auch n ist mir höchst wahrscheinlich. Fronto richtet danach an L. Verus die Frage, ob er nicht wünsche, daß die schlimme Vorgeschichte des Partherkrieges von ihm in Form einer Rede entwickelt werde, wie dies Nepos mit um so geringerer Wirkung in dem Briefe über die Numantinische Affäre getan habe. Mit Bello insupra beginnt das Zitat aus Nepos. Es endigt nicht mit aderant, sondern läuft auf der schwerer zu entziffernden Rückseite weiter. Meine Lesung ist hier noch nicht ganz abgeschlossen; aber das Entzifferte lehrt, daß es sich um die Schilderung verschiedener spanischer Völkerschaften mit ihren eigenartigen Bewaffnungen handelt. Zuerst erhebt sich die Frage, aus welcher Schrift des Nepos dieses Zitat stammt. Ich glaube, es liegt am nächsten, dabei an die Biographie Scipios des Jüngeren aus der uns verlorenen Abteilung De ducibus excellentibus Romanorum in dem großen Werke De viris illustribus zu denken. Erst der weitere Text wird hinsichtlich einer anderen Vermutung mehr Klarheit schaffen, ob hier ein von Nepos selbst verfaßtes Schriftstück vorliegt oder ob vielleicht der Brief aus dem Geschichtswerk des Sempronius Asellio, der als Militärtribun vor Numantia diente, entnommen ist. Sprachlich interessant ist insupra; bisher meines Wissens unbelegt, die Bildung aber ganz durchsichtig . ."

Der Vortragende sprach am Schlusse die Hoffnung aus, daß der teilweise mit Hilfe des Studemundschen Nachlasses neu erstandene Fronto nicht nur von der Gestalt bei Mai und Naber, sondern auch von der früher geplanten Form, die heute bereits völlig überholt wäre, sich vorteilhaft abheben und die Auftraggeberin, die Königl. preußische Akademie, befriedigen werde.

Die Sektion gab den drei Vortragenden ihren Dank durch lebhaften Beifall kund. Mit besonderer Freude hob der Vorsitzende hervor, daß die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz zum ersten Male neben französischen, italienischen und englischen Gästen auch amerikanische Philologen in ihrer Mitte begrüßen durfte. Unter warmer Zustimmung der Ver-

sammelten übernahm Elmer Truesdell Merrill die Grüße der deutschen Philologen an ihre amerikanischen Berufsgenossen und antwortete mit herzlichen Wünschen für eine kräftige Entwicklung wissenschaftlichen Verkehrs zwischen der alten und neuen Welt.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 30. September, vormittags 8 Uhr.

Kombiniert mit der archäologischen und historisch-epigraphischen Sektion.

(Unter Vorführung von Lichtbildern.)

Vorsitzende: Univ.-Prof. Dr. A. Bauer (Graz), dann Univ.-Prof. Dr. Fr. Winter (Straßburg).

E. Bormann (Wien) überreichte die von der Limeskommission der Akademie dargebotenen Exemplare des XI. Heftes der österreichischen Limespublikation mit dem Bericht des Obersten v. Groller über die Grabungen in Lauriacum im Jahre 1908 und dem besonders reichen numismatischen Anhang des Hofrats v. Kenner.

Hierauf sprach Univ.-Prof. Dr. Johannes Kromayer (Czernowitz) über **die Schlacht am Trasimenischen See und die Methode der Schlachtfelderforschung.**

Der Vortragende stellte im ersten Teile seiner Erörterungen die Örtlichkeit der Schlacht am Trasimenischen See fest, wie sie sich ihm an der Hand seiner Forschungen an Ort und Stelle ergeben hat. Die bisher fast allgemein angenommene Hypothese, daß die Schlacht am Nordufer des Sees in der Ebene des Dorfes Tuoro stattgefunden habe, ist unrichtig. Das Schlachtfeld lag vielmehr am Nordostufer des Sees in dem langen Defilee zwischen den Dörfern Montigeto und Monte-Colognola. Hannibals Zentrum stand auf der Passhöhe bei diesem letzteren Dorfe. Der *αὐλὼν* des Polybios ist der Talkessel von Torricella. Diese Lokalisierung entspricht einerseits allen Anforderungen, welche an dieses Schlachtfeld zu stellen sind und erklärt zugleich in befriedigender Weise die scheinbaren Widersprüche zwischen der Darstellung des Livius und Polybios. Sie ist geeignet, neues Material zur Lösung der schwierigen Frage über die Quellen des Livius in der dritten Dekade herbeizubringen.

Im zweiten Teile seiner Ausführungen schloß der Vortragende an dieses Resultat eine Erörterung über die Methode an, nach der solche Lokalforschungen überhaupt anzustellen seien. Er unterschied dabei eine positive und eine negative Seite der Forschung.

Die positive habe sich überall die zwei Fragen vorzulegen, ob ein als mögliches Schlachtfeld ins Auge gefaßtes Gelände den militärischen Anforderungen dieser bestimmten Aktion im allgemeinen genüge, und zweitens, ob es auch im einzelnen den Beschreibungen unserer Quellenberichte entspreche. Ihr Ziel müsse sein, das Bild, welches man sich nach diesen Forderungen von dem Gelände machen müsse, mit dem in der Natur gefundenen zu vollkommener Deckung zu bringen.

Sei dies gelungen, so sei aber der Nachweis der Notwendigkeit damit noch keineswegs geliefert, sondern nur der Nachweis der Möglichkeit, da es ja noch ein zweites Gelände geben könne, das gleichfalls allen Bedingungen entspräche.

Der Nachweis der Notwendigkeit könne nur durch die negative Seite der Forschung erbracht werden, nämlich durch Ausscheidung aller anderen möglichen Örtlichkeiten. Diesen Nachweis zu führen sei man aber nur dann imstande, wenn von Anfang an ein verhältnismäßig kleines Gebiet für die Untersuchung in Betracht käme. Deshalb seien diese Untersuchungen für Deutschland, z. B. für die Ariovistschlacht und die Teutoburger Schlacht, vielfach so unfruchtbar geblieben. In Italien und Griechenland lägen dagegen die Verhältnisse viel günstiger. Besonders auch bei der vorliegenden Bestimmung sei es, wie zum Schlusse gezeigt wurde, durchführbar, alle anderen Örtlichkeiten in der Nähe des Sees eine nach der anderen als unmöglich nachzuweisen, so daß zum Schlusse durch diesen Ausscheidungsprozeß nur das einzige im Anfange bezeichnete Schlachtfeld als das notwendig richtige übrig bleibt.

Auf Antrag Prof. Bauers wurde beschlossen, die Diskussion über diesen Vortrag erst nach Anhörung des zweiten Vortrages einzuleiten.

Univ.-Prof. Dr. Adolf Schulten (Erlangen) sprach über **Ausgrabungen in Numantia.**

Einleitend wurde die Geschichte der Unternehmung erzählt. Nachdem das unter Augustus auf der Stätte der zerstörten Itererstadt erbaute Municipium in den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen war, blieb die berühmte Stätte, die man im Mittelalter in Zamorra (am unteren Duero) suchte (der Bischof von Zamorra heißt 'episcopus Numantinus'), bis ins 16. Jahrhundert unbekannt. Damals wurden Appians Iberika, ins Lateinische übersetzt, in Spanien bekannt und auf Grund seiner topographischen Angaben, Numantia an richtiger Stelle, auf dem Hügel von Garray, vermutet. Eine Bestätigung brachte die von dem Ingenieur E. Saavedra 1860 angestellte Untersuchung der Via von Augustobriga nach Vxama,

an der Numantia liegt, aber dieses Ergebnis wurde durch den negativen Erfolg der damals veranstalteten Ausgrabungen in Frage gestellt, die nach dem vorliegenden Bericht auf dem Hügel von Garray nur römische, keine iberischen Reste ergeben haben sollen. Zum zweiten Male hat dann wiederum Appian zur Auffindung von Numantia geführt, diesmal zur definitiven. Der Vortragende konnte i. J. 1902 auf seiner ersten Reise die Übereinstimmung seiner Beschreibung mit der Topographie des Hügels von Garray feststellen; und brachte in seiner ersten 1905 erschienenen Schrift (Abhandl. der Göttinger Ges. d. Wiss. 1905) auf Grund eigener Anschauung und der ihm zur Verfügung gestellten, noch unedierten spanischen Pläne von 1860 1. eine Topographie der iberischen Stadt und der scipionischen Belagerung, 2. den Nachweis, daß uns in Appian ein Auszug aus Polybius' Schrift über den numantinischen Krieg erhalten ist. Im selben Jahre ging er an das Grabungswerk. Das Ergebnis der ersten Kampagne war 1., daß auf dem Hügel von Garray unter der römischen Stadt beträchtliche Reste der Ibererstadt erhalten sind, 2. daß auf den Numantia umgebenden Hügeln Spuren des scipionischen Lagers vorhanden seien. In den nächsten vier Kampagnen (1906—09) gelang es in der Tat, die 7 von Appian bezeugten scipionischen Lager und die sie verbindende Mauer aufzufinden. Die letzte Kampagne (1909) ergab außerdem 6 km östlich von Numantia beim Dorfe Renieblas auf dem Hügel „La gran Atalaya" das ausgezeichnet erhaltene stark befestigte Lager, das Konsul Fulvius Nobilior vom Jahre 153 v. Chr. und ein zweites jüngeres Lager, in dem sich die berühmte Katastrophe des Mancinus abspielte. Überall stellte sich die Vortrefflichkeit des appianischen Berichts heraus.

Redner erläuterte diese Ergebnisse an der Hand zahlreicher Lichtbilder. Numantia besteht aus der auf dem Plateau des Hügels von Garray gelegenen stark befestigten Altstadt und den auf den terrassierten Abhängen und in der östl. Ebene erbauten unbefestigten Vorstädten. Die Bilder zeigten die bis 6 m dicke Stadtmauer, eine sie begleitende Ringstraße, das regelmäßige Straßennetz des Inneren, die kleinen aus Lehmziegeln erbauten Häuser mit tiefen, zugleich als Wohnräume dienenden Kellern, Straßen mit Schrittsteinen, alles sehr primitiv und arm. Um so mehr fallen unter den Fundstücken auf reich mit geometrischen Ornamenten archaischen griechischen Stils, seltener mit figürlichen Darstellungen (Tieren, Menschen) bemalte Vasen aus gelbrotem Ton von guter Technik, großer Mannigfaltigkeit der Formen. Der Vortragende sprach die Vermutung aus, daß die iberische Keramik auf die von den Phokäern

und Tartessosfahrern importierte altjonische zurückgehe, hebt ihre Übereinstimmung mit der an anderen Punkten des NO. der Halbinsel (z. B. Ampurias) und in Südgallien (Narbonne, Marseille) gefundenen, ihre Abweichungen von der durch P. Paris bekannt gemachten naturalistischen Keramik des SO. (Elche etc.) hervor, die von älteren Vorbildern abzustammen scheine, und betont die Bedeutung dieser iberisch-griechischen Keramik als eines ganz neuen Kapitels der griechischen Vasenkunde. Mehrere Bilder veranschaulichten die Lage der iberischen unter der römischen Stadt.

Der Vortragende erläutert sodann an der Hand einer neu aufgenommenen Karte die Topographie der Umgebung von Numantia und bespricht die hier aufgefundenen Einschließungswerke des Scipio: die 2 bis 4 m dicke, 9 km lange Zirkumvallationsmauer mit ihren Türmen für Geschütze und Signale und die sieben teils auf den Höhen, teils in der östlichen Ebene liegenden Kastelle oder Lager. Die Erhaltung dieser Reste erklärt sich teils aus der Festigkeit des Steinbaues, teils aus der geringen Beackerung des unfruchtbaren Terrains. Lichtbilder zeigten die einzelnen Lager, vor allem die beiden Legionslager: das auf dem Hügel Castillejo im N. von Numantia gefundene Hauptquartier des Scipio und das Lager Peña Redonda, in dem Fabius Maximus, Scipios Bruder, befehligte. Vom Lager des Scipio ist das Praetorium des Scipio, ein großer Teil der Legionskasernen, ein Getreidemagazin erhalten, das Lager P. Redonda zeigt die vollständigen Kasernen der anderen Legion und der zugehörigen Reiterei. Auf Castillejo sind außerdem Reste zweier älterer Lager vorhanden, von denen mit Hilfe der Angaben Appians das eine dem Marcellus (152 v. Chr.), das andere dem Pompeius (141 v. Chr.) zugeschrieben werden kann. Selbst der von Appian berichtete Versuch, den Duero zu überbrücken, hat in zwei mächtigen Dämmen von genau gleicher Höhe, den Brückenköpfen, Spuren hinterlassen. Auch eines der beiden Uferkastelle zu beiden Seiten der von Appian beschriebenen Flußsperre ist aufgefunden worden. Unter den in den Lagern gemachten Funden sind besonders die Waffen (u. a. Pila, Dolche, Projektile von Katapulten und Ballisten) sowie die Münzen hervorzuheben. Die zahlreiche Lagerkeramik ist wegen ihrer Datierung für die Geschichte der römischen Gefäßkunde von großer Bedeutung. Zum Schluß berichtete Redner über die in diesem Jahre aufgefundenen Lager von Renieblas. Das Lager des Nobilior ist noch besser erhalten als die scipionischen und wegen seines abweichenden, dem polybianischen Feldlager entsprechenden Planes sowie der kunstvollen Befestigungen bemerkenswert.

Der Vorsitzende gab dem Danke der Versammlung an die beiden Vortragenden Ausdruck.

Infolge des am 28. September nachmittags in Graz erfolgten jähen Todes von Prof. Dr. R. Engelmann (Berlin) entfiel der von dem Dahingeschiedenen angekündigte Vortrag über die „Neue Welt“ des Ghezzi, Karikaturen aus dem 18. Jahrhundert. Univ.-Prof. W. Kubitschek (Wien) verzichtete in Anbetracht der vorgerückten Zeit auf die seinerseits in Aussicht gestellten Mitteilungen über Pettau.

An der sodann beginnenden Diskussion über den Vortrag Prof. Kromayers beteiligten sich insbesondere Reg.-Rat Gymn.-Dir. Dr. Fuchs, der das Schlachtfeld im Norden des Sees in der Ebene von Tuoro, nordwestlich von Passignano sucht, Hauptmann Veith, der einige Bemerkungen vom militärischen Gesichtspunkt aus macht, Prof. Öhler (Berlin), der auf die seit dem Altertum im Gelände eingetretenen Veränderungen hinwies. Zuletzt erwiderte der Vortragende in aller Kürze, wobei er hauptsächlich Gesichtspunkte allgemeiner Natur geltend machte.

Vierte Sitzung

Freitag, den 1. Oktober 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. R. C. Kukula (Graz).

Geh.-Rat Univ.-Prof. Dr. Otto Crusius (München) sprach über **das Phantastische im Mimus.**[1])

Der Vortragende, der als „Vikar“ für verhinderte bayrische Kollegen Grüße aus dem Nachbarlande brachte, knüpfte an das Festspiel des Vorabends an. Das war ein Mimus, ‘der Archäologe vor dem Löwentor in Mykenae’, mit phantastischer Einlage. Hat das Wunderbare, die Phantastik auch im antiken Mimus eine Rolle gespielt? Vor einem Menschenalter hätte man das auf Grund der bekannten Definitionen wie der Mimenreste und Mimennachbildungen verneint. Auch Herondas hatte sich als „Realist“ erwiesen. H. Reich dagegen ist der Meinung, daß der antike Mimus eine starke Hinneigung zum Wunderbaren, Märchenhaften und Mythischen gehabt habe. Das von ihm verwendete Material ist aber meist nicht brauchbar und bedarf der Nachprüfung und Sich-

1) Hier wird nur eine knappe Übersicht des Gedankenganges gegeben, zumal der Vortrag formell im wesentlichen improvisiert werden mußte. Er ist inzwischen in ausführlicherer Gestalt in Ilbergs Neuen Jahrbüchern 1910 I, S. 81—102 veröffentlicht worden.



tung. Diogenes *ὁ τὰ ἄπιστα γράψας* ist kein Mimograph, sondern Antonius Diogenes, der die Wunder jenseits Thule schrieb. Der Eselmimus des Sophron ist lediglich eine Hypothese, dessen Voraussetzung eine falsche oder doch unsichere Interpretation bildet; schon Ahrens hat die Worte *ἀεὶ φύλλα ῥάμνου κραστιζόμεθα*, die man dem Distelfresser in den Mund legte, einem abergläubischen Weibe zugewiesen. Ebenso unsicher ist der Inhalt des Mimus Angelos. Wenn Sophron, worauf Wilamowitz ein großes Gewicht legt, ein *προμύθιον* geschrieben hat und auch einen *μῦθος* im Sinne einer phantastischen Erzählung, so wäre das ein neues *γένος*, was er kultivierte; der *μιμολόγος* wäre zugleich *μυθολόγος* oder *λογοποιός* gewesen. Aber jener singuläre Titel kann auch anders gedeutet werden. So schmilzt das Zeugnismaterial auf griechischer Seite sehr zusammen. Etwas anders scheint die Sache bei den Römern zu liegen, wo schon Ribbeck und andre Gelehrte ein Auftreten von Göttern und phantastische Szenerien für den Mimus angenommen haben. Untersucht man jedoch die einzelnen Fälle genauer, so zeigt sich, daß es sich entweder um Traumerzählungen oder um Schilderung der Deisidaimonie handelte, wenn sich das scheinbar Wunderbare nicht (wie im Anubis adulter) einfach als Priestertrug enthüllte. Die problematischen mythologischen Mimen sind jedenfalls Ausnahmefälle gewesen, etwa wie der Amphitruo in der Komödie.

Auf solche Vorgänge hin, denen er die mit großem Eifer gesammelten Nachrichten aus der Kaiserzeit zur Seite stellte, suchte Reich die These durchzuführen, daß der Haupttypus des Mimus in der Kaiserzeit ein phantastisch-humoristisches „großes Drama" gewesen sei. Da kam ein Fund, in dem er eine Bestätigung sah: die Posse von Oxyrhynchos (in der ich entwicklungsgeschichtlich eine Vorstufe des römischen Mimus zur Zeit des Laberius zu erkennen meinte). Und hier ist wirklich eine Art Phantastik, auch abgesehn von der Rolle der *κυρία πορδή*: wir bleiben zwar auf dem Boden der Wirklichkeit, aber es spielt sich alles ganz unglaublich schnell und nach Wunsch ab; es ist die Phantastik des Kasperletheaters oder der Marionettenbühne (der man diese libretti aber kaum wird zuweisen dürfen, schon wegen des echt mimischen zweiten Stücks, der *Μοιχεύτρια*). Haben wir uns nach diesem seltsamen Produkt eine Vorstellung von den Mimen der Kaiserzeit zu machen, so wissen wir, weshalb sie so spurlos verschwunden sind: sie waren Verbrauchsware für die „Saison"; ihre Verfasser hatten durchaus keinen künstlerischen, geschweige denn literarischen Ehrgeiz. Diese Stücke mögen merkwürdige kulturhistorische Dokumente aus der Dekadenzzeit der

zu gebrauchen, „der Mimus in seiner höchsten Vollendung".

Überblickt man das ganze Material bis herunter zur *μοιχεύτρια* mit ihren nur angedeuteten Götterepiphanien, gewinnt man den Eindruck, daß das Wunderbare und Phantastische vor allem durch zwei Tore in den antiken Mimus einzog: durch das Tor des Traums und der religiösen Vision. Genau so haben es die modernen Realisten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gehalten.

Prof. A. Gudeman (München) sprach über **Inkonsequenzen in den Reden der antiken Historiker.**

Zu den eklatantesten Unterschieden zwischen antiker und moderner Historiographie gehört bekanntlich die allgemeine Sitte der alten Geschichtsschreiber, ihren dramatis personae bei den verschiedensten Anlässen kürzere oder längere Reden in den Mund zu legen. Die Absicht des Vortragenden ist, durch genaue Analysen festzustellen, wie weit es dem betreffenden Historiker gelungen ist oder vielmehr nicht gelungen ist, die innere Wahrscheinlichkeit und historische Treue zu bewahren, und zwar in bezug auf die ganze gegebene Situation wie auf den Charakter der Rede und die Individualität des Sprechers. Das Beobachtungsmaterial umfaßt die Reden bei Herodot, Thukydides, Xenophon, Polybius, Dionysius, Diodor, Josephus, Arrian, Dio Cassius, Herodian — Caesar mit corpus Caesarianum, Sallust, Livius, Trogus, Curtius, Tacitus, Ammianus, in summa zirka 1300 Reden.

Was die Art der Inkonsequenzen, Entgleisungen, Widersprüche u. dgl. anbelangt, so sind diese entweder sachlicher oder psychologischer Natur, was der Vortragende im einzelnen ausführt.

Um eine genauere Perspektive über die vorhandenen Reden zu gewinnen, wird folgende Klassifikation als die zweckdienlichste empfohlen und genauer erläutert:

I. Historische Reden oder solche, gegen deren Authentizität keine zwingenden Gründe vorliegen:
   a) Redner und Verfasser sind identisch.
   b) Der Historiker hat die betreffende Rede selbst mit angehört.
   c) Die Rede war dem Historiker aus mündlichen Berichten von Zuhörern bekannt.
   d) Die Rede war veröffentlicht und dem Historiker zugänglich.
   e) Der Historiker fand eine Rede bereits in seiner schriftlichen Quelle vor.

II. Unhistorische Reden.
   a) Aus äußeren Gründen nicht als authentisch zu betrachten.
   b) Aus inneren Gründen unhistorisch.



Der Vorsitzende bat die beiden Vortragenden, für ihre inhaltreichen Darlegungen den Dank der Sektion entgegenzunehmen, der sich ja schon in warmer Beifallsäußerung kundgegeben habe. Zu besonderer Ehre gereiche es dem Grazer Festausschusse, aus dem Nachbarlande Bayern, von dessen Schulmännern und Philologen leider eine große Zahl durch Berufspflichten zurückgehalten worden sei, Geh. Rat O. Crusius begrüßen zu dürfen.

Als letzter Redner sprach Dr. Wolfgang Schultz (Wien) **über die Bedeutung der Zahlen und Buchstaben für die Altertumsforschung.**

Der Vortragende gab zunächst eine übersichtliche Darstellung über die bisherigen Forschungen auf dem Gebiete der Zahlenkunde, wobei er insbesondere die Arbeiten W. H. Roschers über die Sieben- und Neunzahl und die Vierzig eingehend würdigte. Einen Schritt weiter tat H. Lessmann, der auf dieser Grundlage zwei kalendarische Systeme unterschied: das babylonische (der Monat zu 4 Wochen von je 7 Tagen nebst 2 Tagen, den sogenannten Monatsepagomenen, das Jahr zu 12 Monaten nebst 5 Jahresepagomenen) und das arische (nach G. Hüsings Vorgange), bei den Germanen und Iraniern am reinsten ausgeprägte (der Monat zu 3 Wochen von je 9 Tagen mit 3 Monatsepagomenen). In dem letzteren Systeme ist das Jahr noch keine selbständige Periode, sondern bloß eine chronologische Einheit höherer Ordnung. Einige Gesetzmäßigkeiten der Zahlenverschiebung, unter denen sich die Verdrängung des arischen Systems durch das babylonische vollzog, sind neuerdings von G. Hüsing erkannt und dargestellt worden und sollen zusammen mit anderen vom Vortragenden demnächst in den Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft[1]) beleuchtet werden. Es handelt sich hierbei um die Grundlegung der vergleichenden Zahlenkunde, welche sich mit einem Stoffe von ganz ähnlich umfassender Bedeutung zu beschäftigen hat wie die vergleichende Sprachforschung. Doch hat sie vor dieser und der vergleichenden Mythenforschung den Vorzug, daß Übereinstimmungen in Zahlenangaben ungleich bessere Vergleichspunkte an die Hand geben als lautliche Übereinstimmungen oder solche in mythischen Motiven.

Ein besonders wichtiges Gebiet der Zahlenkunde ist die Untersuchung der Systeme der Zahlzeichen. Die alten attischen Zahlzeichen folgen der Gliederung der Sprache und stellen ein rein deka-

1) Heft 3 des XXXIX. Bandes (1910): Gesetze der Zahlenverschiebung im Mythos und in mythenhaltiger Überlieferung.



disches System dar, dem nur das Positionsprinzip noch fehlt. Auch die ägyptischen Zahlzeichen sind dekadisch. Dagegen hatten die Babylonier ein hexagesimales System der Zahlzeichen, die Römer eines, das dem hettitischen verwandt und aus einer Kreisviertelung entstanden zu sein scheint. Den Ursprung unserer sogenannten arabischen, richtiger indischen Zeichen kennen wir nicht. Vielleicht ist nur die 0 an ihnen indische Erfindung. Die Neunzahl der übrigen Zeichen deutet wieder auf das arische System. Die allerwichtigste Stellung unter diesen Systemen von Zahlzeichen nimmt aber die geordnete Buchstabenreihe ein, das Alphabet.

Der Vortragende wies sodann darauf hin: daß A. Dieterich durch seine Sammlung der Alphabetdenkmäler darauf geführt wurde, daß das Alphabet überhaupt nicht ursprünglich zum Zwecke des Schreibens gedient habe. Vielmehr hielt es Dieterich für eine Wunschreihe. In Sachen des westsemitischen Alphabetes, von dem auch das hellenische sich herleitet, hat ferner Fritz Hommel gefunden, daß es, auch was die Anordnung seiner Zeichen betrifft, astrologische, nur in die Zeit um 2000 v. Chr. passende und nur aus dem westsemitischen Mondkulte heraus verständliche Prinzipien voraussetzt. Hommels Nachweisungen und Dieterichs religionsgeschichtliche Ergebnisse scheinen sich gegenseitig in willkommener Weise zu begegnen. Ist nämlich die Buchstabenreihe, wie Dieterich fand, die incantatio magica *κατ' ἐξοχήν*, so liegt die Vermutung nahe, daß die Buchstaben des Alphabetes ursprünglich Zeichen für voces mysticae waren und ihren grammatischen Sinn erst im Verlaufe einer besonderen Entwicklung erhalten haben, auf die spätere Forschungen hoffentlich bald Licht werfen werden[1]).

Die Zahlenwerte der Buchstaben, namentlich der hellenischen, haben schon in den frühesten uns historisch noch zugänglichen Epochen die Grundlage einer Zahlen- und Buchstabenmystik gebildet, von der man bis vor kurzem nur ganz unzureichende Vorstellungen haben konnte. Zwar war die Teilung des durch drei Hilfsbuchstaben erweiterten Alphabets in drei Enneaden zu Zählzwecken (*Α* — *Θ* = 1 — 9, *Ι* — ϙ = 10 — 90, *Ρ* — ϡ = 100 — 900) längst bekannt; ebenso die zahlenmystische Deutung der Buchstabensummen einzelner Worte durch die jüngeren Pythagoreer und sonst (*ΑΒΡΑΞΑΣ* = *ΜΕΙΘΡΑΣ* = *ΝΕΙΛΟΣ* = 365; *ΙΗΣΟΥΣ* = 888), die Anwendung des Prinzips der Isopsephie beim Traumdeuter Artemidoros, in pergamenischen Künstlerinschriften, in der Anthologie,

1) Vgl. W. Schultz, Das Hakenkreuz als Grundzeichen des westsemitischen Alphabetes in Memnon (1901) III 3 S. 176—199.



in Rätseln usw. Aber all diese Zahlenspielereien hielt man für Auswüchse später Künstelei und unwürdig einer zusammenfassenden, tiefer dringenden Betrachtung. Der Vortragende hingegen hob hervor, daß sie sich heute, nachdem er auch noch ältere Formen antiker Zahlensymbolik, von denen er sogleich sprechen werde, gefunden habe, ihm bloß als Ausläufer sehr alter Überlieferungsketten darstellen.

Das erste, gesicherte Ergebnis auf diesem Gebiete gewann der Vortragende, unter Benützung einiger Ergebnisse Roschers aus den sogenannten *Ἐφέσια γράμματα*, die sich, wie der Vortragende im letzterschienenen Hefte des Philologus S. 210—228 erwies, auf das Sonnenjahr beziehen und deren Hexameter, wenn man jedem Buchstaben seinen Stellenwert im Alphabete zuordnet, den Psephos 360 ergibt. Eine naturgemäße Fortbildung dieses schon auf Orakeltäfelchen verwendeten Zählers[1]) gebrauchten die Steinmetzen, welche die Blöcke des pergamenischen Altares numerierten. Den 1.—24. Stein bezeichneten sie mit den Buchstaben *Α—Ω*, den 25.—48. mit *ΑΑ—ΑΩ*, den 49.—72. mit *ΒΑ—ΒΩ* usw. Hieraus ergab sich ein Zahlensystem auf der Basis 24. Obgleich es uns in Pergamon zuerst inschriftlich entgegen tritt, ist es natürlich weitaus älter.

Nach einem Hinweise auf die von ihm im XXI. Bande des Archivs für Geschichte der Philosophie veröffentlichten Darlegungen über die Zahlenmystik der altpythagoreischen Lehre und des Namens *ΠΥΘΑΓΟΡΑΣ* und auf die von ihm im XXII. Bande derselben Zeitschrift nachgewiesene zahlensymbolische, metrische und kosmologische Gliederung der acht paarweise gegensätzlichen Begriffe in Heraklits fr. 67, teilte er mit, daß er in seinem soeben im Erscheinen begriffenen Buche über die Rätselüberlieferung bei den Hellenen (Leipzig 1910 bei J. C. Hinrichs, Bd. III 1 der Mythologischen Bibliothek), in dem er auch zahlreiche, bloß rätselähnliche Gebilde behandelte, neuerlich eine ganze Schar alter Zahlensymbole nachweisen konnte. Wenn z. B. die Pythagoreer anordneten, man solle Salz auf den Tisch stellen, um das Gerechte in Erinnerung zu rufen, so ist Wahl und Beiordnung beider Worte verständlich, wenn man weiß, daß *ΑΛΣ* und *ΔΙΚΗ* den nämlichen Zahlenwert haben. Sodann ging er daran, an einigen Beispielen den Zuhörern die Bedeutung dieser Buchstabenmystik für die Altertumsforschung vor Augen zu führen.

1) Vgl. nunmehr über $Y = 20$ auch W. Schultz: „Herakles am Scheidewege“ in Philologus LXVIII, 488—499.

In Hesiods „Werken und Tagen" stoßen wir auf den Vers:

νήπιοι, οὐδὲ ἴσασιν, ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός
οὐδ' ὅσον ἐν μαλάχῃ τε καὶ ἀσφοδέλῳ μέγ' ὄνειαρ.

Wir befinden uns im Kreise epimenideischer Kathartik; denn Malve und Asphodill wurden zur Zubereitung der sogenannten ἄλιμος ἐδωδή verwendet. Bisher hat noch niemand die Verse befriedigend erklären können. Nun hat *ΑΣΦΟΔΕΛΟΣ* den Psephos 108, *ΜΑΛΑΧΗ* den Psephos 54. Also ist der Asphodill das Ganze, die Malve die Hälfte. Den Namen des ersteren pflegte man etymologastrisch von ἀσφόνδυλος, d. h. gewichtslos, wesenlos, abzuleiten. Ist er wesenlos, wertlos, dann ist er eben wirklich weniger als die Hälfte, die Malve. Eine unteritalische Vase hat die Aufschrift:

νώτῳ μὲν μολάχην τε καὶ ἀσφόδελον πολύριζον,
κόλπῳ δ' Οἰδιπόδαν Λαΐου υἱὸν ἔχω.

Hierin ist *ΜΑΛΑΧΗΑΣΦΟΔΕΛΟΣ* isopseph mit *ΟΙΔΙΠΟΥΣΛΑΙΟΥ*.

Ein anderer Fall! Ein pythagoreisches Symbol lautet: *ΠΛΑΝΗΤΕΣ ΚΥΝΕΣ ΠΕΡΣΕΦΟΝΗΣ* und gibt in dieser überlieferten Form wider Erwarten keinen irgend bedeutsamen Zahlenwert. Nun gehören aber die Hunde weit eigentlicher als der Persephone der Hekate zu. Der Name Hekate wurde von den Theologumena arithmetices zahlenmystisch als ἕκτη gedeutet. Er empfiehlt sich also an Stelle der Persephone auch hierdurch. Aber man wird in diesem Falle verlangen müssen, daß die traditionell mit Hekate verknüpfte Sechszahl nunmehr auch dem Zahlenwerte des emendierten Symboles zugrunde liege. In der Tat stellt er sich als $6^3 = 216$ heraus. Hier dient also die Zahlensymbolik zur Verifikation einer Textesänderung.

Als drittes Beispiel führe ich das pythagoreische Symbol an: *ΠΛΕΙΑΣ ΜΟΥΣΩΝ ΛΥΡΑ*. Die Pleiaden haben 7 Sterne, die Pythagoreer zählen 7 Musen, ferner bezeugt Aristoteles, daß nach pythagoreischer Lehre den 7 Sternen der Pleiaden die 7 Saiten der Lyra entsprachen. Mithin muß das Symbol vollständig gelautet haben: *ΠΛΕΙΑΣ ΜΟΥΣΩΝ ΛΥΡΑ ΕΠΤΑΧΟΡΔΟΣ*. Der Zahlenwert ist nun 7^3 und bestätigt also in überraschender Weise die Richtigkeit der durch die Tradition nahegelegten Ergänzung.

Nachdem der Vortragende noch auf verwandte Erscheinungen hingewiesen hatte, wie sie z. B. A. Ludwichs Forschungen über die zahlensymbolische Strophen- und Perikopengliederung der homerischen Hymnen und anderer griechischer Dichtungen und die Erscheinungen, welche die höchst komplizierten zum Zwecke der

Wortmystik verwendeten Buchstabensysteme der Inder und die Gematrioth der Juden darbieten, sprach er zum Schlusse die Zuversicht aus, daß fortgesetzte, insbesondere vergleichende Bearbeitung dieses Gebietes zu höchst wichtigen kulturhistorischen Ergebnissen führen werde.

Der Vorsitzende dankte dem Vortragenden für die in überraschender und fast erdrückender Menge dargebotenen Beobachtungen und Folgerungen; jedenfalls glaube er einem Wunsche der Sektion entgegenzukommen, wenn er zunächst Geh.-Rat Otto Crusius bitte, die Diskussion über den eben gehörten Vortrag eröffnen zu wollen.

O. Crusius (München): Der Herr Vorsitzende erwies mir die Ehre, eben meinen Namen zu nennen, obgleich ich keinerlei Entdeckungen oder Beobachtungen in der von Dr. Schultz vertretenen Disziplin gemacht habe — ich habe nur als Herausgeber des Philologus von diesen Dingen Kenntnis genommen. Ob wirklich ein neuer Zweig der Altertumswissenschaft heranwächst, wie Dr. Schultz anzunehmen scheint, das kann nur die Zukunft lehren. Sicher ist es, daß Zahlenmystik im Sinne des Dr. Schultz im Altertum existiert hat; es fragt sich nur, wann und in welchen Grenzen.

Herr Dr. Schultz hat in einem wahren Prestissimo eine Fülle von Stoff an unsern Augen vorbeiführen müssen: ich fürchte, daß mir seine An- und Absichten nicht immer klar geworden sind, und manchem andern wird es ebenso gehn. Es wird gut sein, wenn wir uns an einem Einzelfall genauer zu orientieren suchen. Hab ich den Vortragenden recht verstanden, hat er die Zusammenspannung der Begriffe *ἅλς* und *τράπεζα* —

Dr. Schultz berichtigt, daß es sich bei den Pythagoreern um die Wörter *ἅλς* und *δίκη* handle —

also die Zusammenspannung der Wörter *ἅλς* und *δίκη* hat er, wenn ich mich recht erinnere, aus zahlensymbolischen oder zahlenmystischen Absichten erklären wollen. Das ist aber nicht angängig. Es steckt darin ein alter Rechtsbrauch. Archilochos sagt von Lykambes:

ὅρκον δ' ἐνοσφίσθης μέγαν
ἅλας τε καὶ τράπεζαν.

„Du hast den großen Eid beiseite gesetzt, Salz und Tisch". In Schwarzach wird der Tisch gezeigt, wo die Bauern, die sich der evangelischen Lehre verschworen und in die Ferne wanderten, zur Bekräftigung ihres Bundes „Salz geschleckt haben", und noch heute sagt man wohl mit einem schon im Altertum nachweisbaren (Aristot.

Eth. Nicom. VIII, 3, 8) Sprichwort: „Traue niemand, ehe du nicht einen Scheffel Salz mit ihm gegessen hast". Wer mit mir am Tische gesessen und das Brot mit Salz bestreut hat, mit dem bin ich in ein gastrechtliches Verhältnis getreten; ἁλῶν κοινωνεῖν war dafür der technische Ausdruck. Hier bot sich das erste und lange Zeit das einzige Mittel, durch das die Idee des Rechts über die Sphäre der Sippe und der Polis hinaus ins allgemein Menschliche gehoben wurde. Also im Leben selbst wurzelt die Gemeinschaft der Begriffe Recht und Salz, und die Wörter sind nicht einmal in jener Pythagoreerformel Gespenster der Zahlen — ich fürchte, daß umgekehrt die mystischen Zahlen oft Gespenster sind, die nur der einsame Arithmologe sieht. Jedenfalls ist hier zu fragen: wie verhält sich das sinnvolle durch einen alten Rechtsbrauch zusammengehaltene Begriffspaar zu dem Isopsephon? Absicht oder Zufall? Darüber wäre weitere Auskunft erwünscht.

Ausgeschlossen ist der Zufall bei einem Wortpaar gewiß nicht. Alle Buchstaben und Buchstabengruppen können in Zahlen übersetzt werden: das gibt unübersehbare Kombinationen und Möglichkeiten: also muß es Zufallstreffer geben. Die Grenzen zwischen Absicht und Zufall zu bestimmen, wie das Hilberg bei einer verwandten Spielerei, dem Akrostichon, versucht hat: das wird eine Hauptaufgabe bei diesen Untersuchungen sein, sonst laufen wir Gefahr, Kreise und Persönlichkeiten in dies seltsame Treiben hineinzuziehen, die ihm ganz fern standen. Man sollte die Mittel und Methoden der neueren Disziplin auf einen sicher neutralen Stoff, etwa moderne Namen und Dichtungen, anwenden — vielleicht wäre so am bequemsten der rechte Maßstab zu gewinnen.[1])

---

1) [Mein Freund Deißmann teilte mir schon von der Rückreise nach Berlin aus einige arithmologische Funde der Art mit; am merkwürdigsten ist der Psephos von GRAZ: G = 7, R = 17, A = 1, Z = 25, Summe 50 — daher Graz der Sitz der fünzigsten Philologenversammlung. O. Cr.]

[Diese Bemerkung stimmt zahlenmäßig nur, wenn man den durch ein besonderes Zeichen vertretenen Konsonanten J vernachlässigt; aber hiervon abgesehen ist in diesem Falle auch eine sachliche Bedingung nicht erfüllt, welche hingegen für das Altertum gegeben ist. Denn im Altertume berechnete man eben aus Zahlenwerten Vorbedeutungen (Artemidoros!), während man dies heute belächelt. Das Vorliegen von Absicht war nur damals in solchen Fällen an sich schon „wahrscheinlich". Über die methodologische Frage, wann Absicht erwiesen und Zufall ausgeschlossen sei, sprach ich bereits Memnon II 3 S. 243 f., wo ich auch das Studium eines Handbuches der Geheimschrift empfahl. Jeder Dechiffreur sieht sich wiederholt vor ähnlichen Aufgaben und hat bereits ganz feste, auf die vorliegende Frage unmittelbar übertragbare und durch Erfahrung bewährte Ansichten. W. Sch.]



W. Schultz erwiderte, daß er das Entstehen jenes uralten, von O. Crusius erwähnten Rechtsbrauches nicht aus der Isopsephie habe ableiten wollen. Er setze den Brauch voraus und meine nur, das pythagoreische Symbol habe mit Rücksicht auf die Isopsephie seine Fassung erhalten.

A. Kappelmacher (Wien) warf mit besonderem Nachdruck ein, der Vortragende sei von der aprioristischen, also unwissenschaftlichen Voraussetzung ausgegangen, daß die Zahl eine mystische Wirksamkeit besitze, durch die sie das Geschehen bestimme.

Fritz Hommel (München) wunderte sich, daß Mißverständnisse wie das Kappelmachers möglich sind. Weshalb die Untersuchung der Zahlensymbolik des Altertumes unwissenschaftlich sein solle, könne er nicht begreifen. Dann müßte man nach gleichen Gesichtspunkten auch das historische Studium der astrologischen Theorie und Praxis der Alten als unwissenschaftlich bezeichnen, obgleich doch heute eine ganze Anzahl hervorragender Forscher sich damit beschäftige. Wer von der Gedankenwelt des alten Orients, vor allem aber von der babylonischen Kultur, Kenntnis habe, könne nicht erstaunt sein, wenn sich auf hellenischem Gebiete Verwandtes finde. Auch O. Crusius wies gegen Kappelmacher darauf hin, daß die Veröffentlichungen von Schultz manche überraschende Ergebnisse enthalten.

In der folgenden sehr lebhaft geführten Wechselrede, in der A. Elter (Bonn) und E. Kalinka (Innsbruck) gegen Schultz und teilweise auch gegen Dieterich polemisierten, erklärte A. Deißmann (Berlin), daß man sich freuen dürfe, die namentlich für die frühchristliche Zeit so bedeutsame Zahlensymbolik nunmehr zum Gegenstande weit ausgreifender Untersuchungen gemacht zu sehen.

H. v. Arnim (Wien) betonte die Notwendigkeit, derlei Untersuchungen auf eine sichere philologische Grundlage zu stellen. So müsse z. B. das Isopsephon *ΛΑΣ* = 30 = *ΔΙΚΗ* entweder ganz außer Betracht fallen oder doch sehr jung sein, da die alten Pythagoreer dorisch *ΔΙΚΑ* sprachen.

W. Schultz erwiderte, daß er die Frage, inwieweit auf Dialektformen in der Zahlensymbolik der Alten Rücksicht zu nehmen sei, gleichfalls schon erwogen habe und hierbei allerdings insofern auf gewisse Schwierigkeiten gestoßen sei, als es von Fall zu Fall sich schwer beurteilen läßt, welchen Dialekt man bei der Abfassung von Zahlensymbolen zugrunde legte, bzw. ob man überhaupt solche Symbole gerade nur im epichorischen Dialekte abzufassen genötigt war. So stamme der Pythagoreismus ja wie Pythagoras selbst aus Ionien, so daß gerade in der konservativen geheimen

seits habe er nur in wenigen Fällen jünger pythagoreischer Symbolik die Benutzung solcher Dialektformen beobachten können. Genauere Forschungen dürften zeigen, daß auch die Frage nach der Entstehung der hellenischen Schriftsprache künftighin nicht ohne Berücksichtigung der zahlensymbolischen Schriftdenkmäler werde entschieden werden können.

Die vorgerückte Stunde nötigte den Vorsitzenden zum vorzeitigen Abbruche der Diskussion, die nach dem Wunsche aller Teilnehmer ihre baldige Fortsetzung in Fachzeitschriften und anderen Veröffentlichungen finden soll. Mit dem Wunsche glücklicher Heimkehr und fröhlichen Wiedersehens in zwei Jahren wurden die Verhandlungen der Sektion geschlossen.

II. Pädagogische Sektion.

Erste Sitzung

Dienstag, den 28. September 1909, nachmittags ½3 Uhr.

Im Namen des vorbereitenden Ausschusses eröffnete Universitätsprofessor Dr. Ed. Martinak die Verhandlungen der Sektion, begrüßte vor allem die vielfach aus recht weiter Ferne herbeigekommenen Gäste auf das herzlichste und wünschte, daß die in den Satzungen der Philologen- und Schulmänner-Versammlung zum Ausdruck gebrachte enge Vereinigung von Wissenschaft und Schule auch fernerhin zum Segen beider erhalten bleiben möge.

Da die Fragen des sogenannten Hamburger Programms laut Beschlusses der früheren Philologentage Sache der allgemeinen Sitzungen sind, hatte die Sektion selbst vollkommen freie Hand in der Feststellung ihrer Tagesordnung. Der vorbereitende Ausschuß hatte denn nur die eine Absicht, die mannigfaltigsten Richtungen und Strömungen innerhalb des großen, weiten Gebietes pädagogischer Fragen zum Worte kommen zu lassen. Dabei sollte aber die in den letzten Jahren gewiß vielfach schon zuviel erörterte Frage von der Schulreform sich nicht in den Vordergrund drängen. Es sei dank dem Entgegenkommen der vortragenden Herren gelungen, mannigfach wichtige Fragen hier zur Erörterung kommen zu lassen. Leider aber müsse bemerkt werden, daß in letzter Stunde wertvolle Vorträge infolge persönlicher Verhinderung der Vortragenden abgesagt wurden. So sei es insbesondere zu bedauern, daß der bekannte Moralpädagoge Fr. W. Foerster durch Erkrankung in seiner Familie, wie er gestern mitteilte, am Kommen verhindert wurde; ebenso hat Prof. W. Rein mit dem Ausdruck des lebhaftesten Bedauerns sich entschuldigt; ferner Prof. Heubaum (Berlin-Friedenau), Prof. Höfler (Wien) und Dir. Zange (Erfurt). Der bekannte Psychologe und Experimentalpädagoge Prof. Meumann hat sein Fernbleiben durch eine Reise nach Amerika entschuldigt. Geheimrat Münch, Geheimrat Matthias und Hofrat Willmann haben mit dem Bedauern, nicht kommen zu können, die besten Wünsche für das Ge-

ausgesprochen.

Hierauf wurde zur Konstituierung der Sektion geschritten. Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Uhlig (Heidelberg) wurde unter allgemeinem lebhaftem Zurufe zum ersten Vorsitzenden gewählt; zu dessen Stellvertretern die Obmänner des vorbereitenden Ausschusses Univ.-Prof. Dr. Martinak und Landesschulinspektor Dr. Tumlirz, zu Schriftführern Prof. Dr. Ranftl und Prof. Dr. Mörtl (sämtlich Graz). Die Zahl der eingezeichneten Mitglieder betrug 159.

Hierauf hielt Prof. Dr. Eugen Grünwald (Berlin) den angekündigten Vortrag über **die höhere Schule und die Presse.**

Der Redner ging aus von der Bedeutung der Presse für die Gegenwart, ihrem Kulturwert und ihren Nachteilen und Gefahren. Auch die von ihr an der Schule geübte Kritik ist nicht ohne Verdienste, aber doch, zumal in neuester Zeit, in mancher Beziehung zu beanstanden. So operiert sie gern und leicht mit Schlagwörtern, über deren Tragweite sie sich nicht immer klar ist, wie der Redner an Beispielen nachweist, huldigt aber sehr der Zeitströmung, statt ihr gelegentlich kräftig entgegenzutreten, und macht sich endlich oft zum Sprachrohr unberechtigter und kurzsichtiger Klagen und Anklagen des Elternhauses. Der Redner verlangt von der Presse mehr Rücksicht im Ton, mehr Nachsicht mit dem in beständiger zermürbender Kleinarbeit stehenden Lehrer, Vorsicht in der Beurteilung pädagogischer Fragen. Er hält zu diesem Zwecke die Beteiligung von Fachleuten an der Abwehr- und Aufklärungsarbeit der Presse für geboten und ladet in erster Linie die Kollegen ein, sich in Schulangelegenheiten fleißiger in den Zeitungen hören zu lassen.

Als der Vortragende seine Ausführungen unter lebhaftem Beifalle beendet hatte, eröffnete der Vorsitzende, Geh. Hofrat Prof. Dr. Uhlig, die Debatte, die sich so lebhaft gestaltete und zu der sich so viele Teilnehmer meldeten, daß sie auf zwei Nachmittage verteilt werden mußten. Am ersten sprachen: Oberlehrer Dr. W. Klatt (Berlin), Prof. Dr. Rudolf Lehmann (Posen), Gymnasial-Direktor Dr. R. Lück (Steglitz-Berlin), Gymnasial-Direktor Dr. Müller (Blankenburg a. H.) und Gymnasial-Direktor Dr. Schneider (Frankfurt a. O.). Am zweiten: Regierungsrat A. Bechtel (Wien), Bibliothekskustos Dr. S. Frankfurter (Wien), Oberlehrer Dr. W. Klatt (Berlin), Gymnasialprofessor Dr. H. Lewy (Mühlhausen i. E.), Gymnasial-Direktor Dr. R. Lück (Steglitz-Berlin), Gymnasial-Direktor Dr. A. Polaschek (Wien) und Privat-Dozent Dr. Ude (Graz).



Zweite Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Geh.-Rat Univ.-Prof. Dr. G. Uhlig.

Landesschulinspektor Dr. Josef Loos (Linz) sprach über das Thema: **Studenten im Dienste der Volksbildung.**

Er führte u. A. folgendes aus: Zwei Auffassungsweisen treten heutzutage bei der Behandlung pädagogischer Probleme auffallend hervor, die vom Standpunkte der Gesellschaft und, als Gegengewicht hierzu schärfer als je zuvor, die vom Standpunkte des Individuums. Die Dringlichkeit der Aufgabe, die Bildung auch in die verschiedenen Kreise der Gesellschaft hinein zu verzweigen, wird immer größer, je mehr auch von jenen Kreisen das Bedürfnis gefühlt wird, an der Bildung anderer teilzunehmen, die bisher in dieser Richtung seitwärts oder, besser gesagt, rückwärts gestanden sind. Dieses Bildungsbedürfnis hat zur Errichtung von Arbeiterbildungskursen in Deutschland geführt, in welchen Universitätsstudenten als Lehrer herangezogen werden. Die Idee der Volksbildung ist übrigens von England ausgegangen. In Dänemark hat sich schon seit 1882 der Studentenbund (Studentersamfundet) mit dem Abendunterricht für Arbeiter, Rechtshilfe für Unbemittelte und Veröffentlichung volkstümlicher Schriften und Aufsätze beschäftigt. Die Lehrer bilden ein freiwilliges Korps, das ohne jede Bezahlung arbeitet und sich jährlich aus den Studenten neu ergänzt. Im Winterhalbjahr 1895/96 betrug die Zahl der Schüler 1940, darunter 580 Frauen. In Norwegen haben sich die Studentenvereine Verdandi (radikal) seit 1888 und Heimdal (konservativ) seit 1891 eifrig im Dienste der Volksbildung hervorgetan, und zwar zunächst durch Herausgabe von populär-wissenschaftlichen Büchern und Gründung von Volksbibliotheken, auch seit 1893 durch unentgeltliche Vorlesungen für Arbeiter, von Studenten gehalten. Eine ähnliche Bewegung ist in dieser Zeit auch in Schweden zu beobachten. In Frankreich haben sich Studentenvereine zu dem Zwecke gebildet, in den Orten der Umgebung ihrer Universitätsstädte vor Arbeitern Abendvorträge zu halten.

In Deutschland richtete die Komenius-Gesellschaft im Winter 1897/98 an die deutsche akademische Jugend einen Aufruf zur Beteiligung an den Volksbildungsarbeiten. 1901 erklärte sich der Verband für volkstümliche Kurse von Hochschullehrern des Deutschen Reiches mit der Anteilnahme der akademischen Jugend an der Volkserziehung vollständig einverstanden, 1903 erklärte er sie für

höchst wünschenswert. Die ersten in Deutschland von Studenten geleiteten Kurse sind die von der Abteilung für Sozialwissenschaft der Wildenschaft der kgl. technischen Hochschule zu Berlin (Charlottenburg) im Jahre 1901 unter der Leitung des verdienstvollen Ingenieurs Wilh. Wagner veranstalteten „Freien Fortbildungskurse für Arbeiter". Diesem Beispiele folgten die Studenten fast aller übrigen Universitäten. Man hat sich fast überall auf die Lehrgegenstände der Volksschule, besonders auf Deutsch und Rechnen, beschränkt. Der Kursleiter bespricht den Stoff jeder einzelnen Lehrstunde und erklärt ihn in großen Zügen; die Übungsleiter, von denen jedem eine Gruppe von acht bis zehn Hörern zugeteilt ist, sprechen Einzelheiten durch, beantworten Zwischenfragen, korrigieren usw. Allen Kursen gemeinsam ist auch die Mitarbeit der teilnehmenden Arbeiter an der Verwaltung und Leitung.

Es ist gar keine Frage, daß sich eine solche tiefgehende Bewegung von selbst über kurz oder lang auch auf die österreichischen Universitäten übertragen wird. Der rührige und verdiente Leiter des Sekretariats sozialer Studentenzirkel in München-Gladbach, Dr. Sonnenschein, hat mit einem Anfang März dieses Jahres im „Akadem. Rede- und Leseverein christlicher Studenten" in Wien gehaltenen Vortrage „Der Student von heute und das Volk" den größten Beifall gefunden.

Daß die Studierenden zeitig genug den Wert der Arbeit für andere schätzen lernen, daß sie in die Lage kommen, intellektuell Hilflosen oder doch unter ihnen Stehenden beizustehen, muß für sie erhebend sein und in ihnen ein gewisses Kraftbewußtsein schaffen. Zu diesen ethischen Werten kommen aber noch solche realer Natur. Würde die Berührung mit Arbeiterkreisen schon an der Universität hergestellt, so stünde mancher Student nach Absolvierung seiner Examina den Aufgaben, die ihn erwarten, nicht gar so hilflos und einseitig gegenüber. Damit ist aber zugleich angedeutet, daß die Studenten aller Fakultäten an allen Hochschulen sich in den Dienst der Volksbildung zu stellen hätten. Für die Studierenden der philosophischen Fakultät, welche sich dem Lehramt widmen wollen, könnte der Unterricht in den Arbeiterkursen für die künftige Unterrichtserteilung eine nicht zu unterschätzende Vorbereitung bieten, besonders da die allerwenigsten Anwärter des Lehramtes an höheren Schulen sonst Gelegenheit haben, den Elementarunterricht kennen zu lernen. In den Arbeiterkursen sollte in folgenden Gegenständen unterrichtet werden: Deutsch und Rechnen in je 3 Stufen, Schönschreiben, Technisches Zeichnen, Chemie des täglichen Lebens und Allgemeine Übungen in der Anwendung des Lehr-

stoffes der verschiedenen Kurse; später sollten auch Einzelvorträge über Geographisches, Geschichtliches, Hygienisches usw. hinzutreten. Die Kurse können eine Erweiterung durch Diskussionsabende, Exkursionen, Museumsführungen, Theaterbesuche u. dgl. m. erfahren. Die Kursteilnehmer müßten zunächst richtig lesen, sprechen, schreiben und rechnen lernen. Die Behandlung politischer und religiöser Fragen müßte gänzlich ausgeschlossen bleiben. Sehr zweckmäßig wäre es, die Studenten, bevor sie sich als Lehrer und Übungsleiter betätigen, einige Stunden zuvor beim elementaren Unterrichte an einer Volks- oder Übungsschule hospitieren zu lassen. Für die Beschaffung der Lehrräume und der wenigen Lehrmittel könnten die Gemeindeschulen und andere Lehranstalten gewonnen werden. Die Arbeiter hätten nur etwa den minimalen Betrag von 1 Krone für den ganzen Kurs zu bezahlen.

An der darauffolgenden Debatte beteiligten sich: Gymnasial-Prof. J. Bittner (Graz), Gymnasial-Prof. H. Fleischmann (Teschen), Provinzial-Schulrat Prof. Dr. G. Gräber (Hannover), Prof. Dr. E. Grünwald (Berlin), Landesschulinspektor Dr. R. Kauer (Triest), Prof. Dr. R. Lehmann (Posen), Gymnasial-Prof. Dr. E. Löw (Wien), Univ.-Prof. Dr. E. Martinak (Graz), Rektor Dr. Alfred Rausch (Halle), Gymnasial-Direktor Dr. Schneider (Frankfurt a. O.), Landesschulinspektor Dr. K. Tumlirz (Graz) und Geh. Hofrat Prof. Dr. Uhlig (Heidelberg). Die Wünsche des Vortragenden und der Versammlung wurden in folgender Resolution zusammengefaßt: Die pädagogische Sektion begrüßt die Anregung des Vortragenden als sehr förderlich, auch im Interesse der künftigen Lehrer liegend und wünscht insbesondere, daß die Vertreter der Pädagogik an der Universität ihre Aufmerksamkeit der Sache zuwenden.[1])

Dritte Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, nachmittags 3 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. E. Martinak.

Nach der Fortsetzung der Debatte über Grünwalds Vortrag (s. S. 104) sprach Prof. Dr. Rudolf Lehmann (Posen) über **die Bewegungsfreiheit auf der Oberstufe der höheren Schulen.**

Die Forderung nach Bewegungsfreiheit im Unterricht der oberen Gymnasialklassen entspricht dem freiheitlichen Geist, der seit etwa

1) Mittlerweile hat Dr. Loos den Vortrag ungekürzt im Druck erscheinen lassen (Linz, Selbstverlag, 1901).

einem Jahrzehnt in Preußen und den verwandten Staaten und besonders deutlich auch in dem jüngsten Normallehrplan für die österreichischen Gymnasien zur Geltung gekommen ist. Will man zur Klarheit darüber gelangen, was diese Forderung bedeutet, so hat man zunächst zu scheiden zwischen dem, was man Bewegungsfreiheit des Schulleiters und Lehrers nennen kann, und zwischen der Arbeitsfreiheit des Schülers. Die erstere, die Bewegungsfreiheit des Lehrers, besteht im wesentlichen darin, daß dem Direktor und dem Lehrerkollegium in der Gestaltung des Stundenplans wie in der Begrenzung der Pensen ein gewisser Spielraum gelassen wird, der nur in den unerläßlichen allgemeinen Grundzügen des Lehrplans und der Eigenart der Anstalten seine Schranken findet. Nicht nur, daß die Pensen der Oberklassen und besonders die Auswahl der Lektüre im Gegensatz zu der früheren einheitlichen Reglementierung nicht mehr vorgezeichnet, sondern nur vorgeschlagen werden, sondern auch für die Gestaltung des Stundenplans erhält der Direktor gewisse Freiheiten, die von besonderem Werte da werden, wo sie dahin führen, Fachgebiete, die sonst aus dem Lehrplan ausgeschlossen sind, in denselben einzuführen (wie z. B. die philosophische Propädeutik in Düsseldorf und Halle, Biologie in Essen.)

Über die Berechtigung und die Vorzüge dieses freiheitlichen Systems herrscht wohl allgemeine Übereinstimmung. Der eigentliche Gegenstand des Zweifels und Streites aber ist die Bewegungsfreiheit der Schüler. Es ist immer problematisch, wie weit man im öffentlichen Unterricht die Individualität der Schüler berücksichtigen kann und soll, und zweifellos ist es ein wesentliches Ziel der Schulerziehung, daß der einzelne sich allgemeinen Normen zu fügen lernt. Es ist eine falsche Lehre, wiewohl sie in den letzten Jahren vielfach und laut verkündet wird, daß man die Jugend nur ihren Neigungen nach zu beschäftigen brauche, um sie für das Leben zu erziehen. Trotzdem hat der Gedanke, den individuellen Anlagen und Neigungen der einzelnen Schüler auf der Oberstufe mehr entgegenzukommen, als bisher geschah, seine Berechtigung. Denn bei der Fülle von verschiedenem Wissen und Arbeitsstoff, den die heutige Schule übermittelt, ist die Forderung, daß jeder Schüler in jedem Fache gleich normierten Ansprüchen genügen soll, nicht entfernt durchführbar. Sie führt nur zur Zersplitterung der Kräfte und zu allgemeiner Unzufriedenheit. Daher ist es ein berechtigter Gedanke, das Gleichgewicht der Leistungen des einzelnen gleichsam labil zu gestalten und dem Schüler auf der einen Seite nachzulassen, was er auf der anderen etwa mehr leistet, als die Norm verlangt. Das Prinzip der Kompensation, das ja tatsächlich in unseren

Schulprüfungen und Versetzungen überall anerkannt ist, führt konsequenter Weise zu dem verwandten Grundsatz, der es dem Schüler ermöglicht, auf einem Gebiet oder einer Gruppe von solchen ein intensiveres Studium zu betätigen und dafür anderen Fächern weniger Arbeit zuzuwenden. Freilich dürfen die Ansprüche an die Leistungen auf dem Vorzugsgebiet nicht zu niedrig gestellt, ja sie müssen gegenüber den bisherigen Normen erhöht werden, denn nicht der Schwäche, sondern der Kraftentfaltung und der Konzentration, die einzig zu einer solchen führen kann, soll es dienen, wenn auf den Gebieten, die ihnen ferner liegen, die Ansprüche ermäßigt werden.

Man hat nun diesen Gedanken bisher hauptsächlich durch Veränderungen und Verschiebungen des Stundenplans zu verwirklichen gesucht: man hat an einer Anzahl von Anstalten zwei Wochenstunden frei gemacht, die zur Verstärkung der von den einzelnen Schülergruppen bevorzugten Fächer herangezogen werden, entweder als fakultative Stunden außerhalb der Schulzeit oder innerhalb derselben, in welchem letzteren Falle dann zum Ersatz ein paar andere Stunden ausfallen, die dem Vorzugsfach einer anderen Gruppe zugeschoben werden. Diese Stunden, die mithin einer kleineren Gruppe interessierter Schüler erteilt werden, bieten vielfach ein recht freundliches Bild, wovon der Verfasser sich unter anderen im Lyceum von Hannover überzeugt hat. Trotzdem ist zu fürchten, daß sie mehr Verwaltungsschwierigkeiten verursachen, als sie Vorteile bringen, und daß die Einrichtung sich daher schwerlich allgemein durchsetzen wird. Macht man mit der Verstärkung der Fächer auf der einen, der Abschwächung der Normen auf der anderen Seite Ernst, so treibt die Einrichtung notwendig auf wahlfreie Fachkurse, statt des bisherigen Klassensystems zu, und es ist dann auch kein Grund mehr einzusehen, warum die Schüler nicht ganz und gar freie Wahl zwischen verschiedenen Fächern erhalten sollten. Damit aber wäre eine tief eingreifende Veränderung in der Gesamtorganisation unseres Schulwesens angebahnt, für oder gegen die noch sehr wesentlich andere Faktoren in Betracht kämen als der Wunsch einer größeren Freiheit der Bewegung. Beschränkt man sich aber tatsächlich auf die Verschiebung von 2 Wochenstunden gegenüber 28 anderen, so ist damit für die Selbständigkeit und Arbeitsfreiheit des Schülers nicht eben viel gewonnen.

Hieraus scheint zu folgen, daß die Bewegungsfreiheit nicht sowohl auf organisatorischen wie auf pädagogischen Wegen verwirklicht werden muß. Es handelt sich nicht um ein bloßes Mehr oder Weniger an Stoff und Übung, sondern um eine verschiedene Art die Dinge

anzufassen. Worauf es ankommt, ist offenbar dies: die Vielheit der Lehrfächer und Stoffe macht an sich noch keine Zersplitterung des Schülers notwendig, denn ein junges Gehirn faßt viel. Aber die Gefahr liegt darin, daß unsere heutigen Schulen dem Schüler kein einheitliches Zentrum für sein Interesse, für seine aktive Kraftentfaltung darbieten. Die Jünglinge werden hin und her gerissen und leiden eben darunter. Deshalb erscheint der Gedanke berechtigt, dieses Zentrum den einzelnen nach seiner Neigung und Anlage sich selbst bilden zu lassen, dem Schüler zwar teilnehmendes Folgen und gedächtnismäßige Aneignung in allen Fächern zur Pflicht zu machen, eine eigentliche Aktivität aber, ein verhältnismäßig selbständiges Studium nur auf ein engeres Gebiet zu verlegen und dieses Gebiet von der freien Wahl des Schülers abhängig zu machen.

Diese Forderung ist nun offenbar nicht durch 2 Wochenstunden, ja überhaupt nicht oder doch nicht bloß in den Schulstunden zu verwirklichen, sondern vielmehr dadurch, daß man den jungen Leuten Raum für eine zusammenhängende und ausgedehnte häusliche Beschäftigung schafft und ihnen das Gebiet dieser Beschäftigung frei stellt. Auch Studientage in der Schule reichen nicht aus, um diese häusliche Tätigkeit zu ersetzen. Man beschränke also die laufende häusliche Aufgabe auf die notwendigste Gedächtnisarbeit, verzichte vor allem auf die zeitraubenden Präparationen für die fremdsprachliche Lektüre, deren Wert durch die vielen gedruckten Hilfsmittel längst illusorisch gemacht ist. Man verzichte auf alle schriftlichen häuslichen Übersetzungsarbeiten, und man verlege endlich die größeren monatlichen deutschen und mathematischen Arbeiten ganz und gar in die Schule, wo eine Reihe von Klausurtagen an die Stelle der mehrfach vorgeschlagenen Studientage treten möge. Dafür aber verlange man ausgedehnte Privatlektüre, deren Gebiet der Wahl des Schülers frei stehe, und größere zusammenhängende Ausarbeitungen, eine, höchstens zwei im Semester, die aus dieser Lektüre hervorgehen. Mit einem Worte: man gebe die häusliche Arbeit der selbständigen Betätigung der Schüler frei. Damit wird man den berechtigten Klagen über Einengung und Zersplitterung besser abhelfen als durch kleine Verschiebungen des Stundenplans. Ansätze zu diesem Verfahren finden sich mehrfach in der Praxis, besonders auch in dem österreichischen Normallehrplan. Aber es handelt sich darum, sie konsequent auszubilden und damit eine wirkliche Bewegungsfreiheit zu schaffen.

Dem Vortrage, der lebhaftes Interesse erweckte, folgte eine längere Diskussion, an der sich beteiligten: Gymnasial-Direktor Dr. F. Aly (Marburg i. Hessen), Gymnasial-Prof. H. Fleischmann (Teschen),

Provinzial-Schulrat Prof. Dr. Gräber (Hannover), Prof. Dr. R. Lehmann (Posen), Universitäts-Prof. Dr. E. Martinak (Graz) und Gymnasial-Direktor Dr. Schwarz (Bochum).

Hierauf berichtete Gymnasial-Prof. Dr. Karl Prodinger (Pola) über die mit der **Schulgemeinde (school-city)** am Staatsgymnasium zu Pola gemachten Erfahrungen.

Er legt zuerst das Wesen der Schulgemeinde dar. Dieses besteht darin, daß die Schüler — gleichgiltig, ob Volks- oder Mittelschüler — unter Leitung ihrer Lehrer auf Grundlage einer ihnen vom Lehrkörper verliehenen Verfassung ihre Schule selbst verwalten; die Schulgemeinde ersetzt also das bisherige absolutistische Regiment in der Schule durch ein konstitutionelles. In ihrer Schulgemeinde wählen sich die Schüler ihren Obmann (Bürgermeister) und einen Gemeinderat, der aus beliebig vielen Mitgliedern bestehen kann, und einen Gerichtshof, dessen Zusammensetzung sich nach den Bedürfnissen der Schule regelt. Der Rat schafft die für den Verwaltungsdienst nötigen Abteilungen, z. B. für den Ordnungsdienst, Bibliotheksdienst, das Gesundheitswesen, die künstlerische Ausschmückung der Schulräume usw. Ins Leben gerufen wurde die Schulgemeinde (School City) 1897 durch Mr. Wilson L. Gill und zuerst an einer Vorstadtschule New Yorks mit bestem Erfolge erprobt. Als der Vortragende die Schulgemeinde im verflossenen Semester am Gymnasium in Pola einrichtete, wurde von den Schülern zuerst ein aus 24 Mitgliedern bestehender vorbereitender Ausschuß gewählt, der in erster Linie für die Anstalt die Nationalitätenfrage zu lösen hatte; dies gelang ihm, wie die Folge lehrte, in vortrefflicher Weise. Hierauf wurden die verfassungsmäßigen Wahlen vorgenommen. Zuerst regelte der neue Rat den Ordnungsdienst, indem er verschiedene Vorschriften über ihn herausgab und einen Ordnermeister ernannte, welchem die von 14 zu 14 Tagen in alphabetischer Reihenfolge wechselnden Ordner unterstanden. Durch deren Tätigkeit verringerte sich der Lärm merklich, und die Ordnung wuchs allenthalben. Die Ordner zeigten sich auch fähig, allein die Ordnung aufrechtzuerhalten unter der Oberleitung eines Mitgliedes des Lehrkörpers. Der Gerichtshof entfaltete gleichfalls eine rege Tätigkeit. Es gelang ihm, obwohl er von allen Freiheitsstrafen — wie Hausarresten und Einschließungen — grundsätzlich absah, bessernd auf die Schüler einzuwirken, so daß schwerere Disziplinarvergehen fast vollständig verschwanden. Zum Schlusse richtete der Vortragende an die Versammelten die Bitte, für den Schulgemeindegedanken tatkräftigst zu wirken, da die Schulgemeinde wie kaum eine zweite Einrichtung der Natur der Jugend entspreche

und da sie, indem sie die Charaktere bilde, dadurch in hervorragendem Maße zum Glücke der Jugend beitrage.

Die darauffolgende Wechselrede, an der sich Gymnasial-Direktor Dr. Luckenbach (Heidelberg) und Gymnasial-Direktor Dr. Schwarz (Bochum) beteiligten, erregte besonders dadurch lebhaftes Interesse, daß der dem Vortragenden übergeordnete Landesschulinspektor Dr. R. Kauer (Triest) sich sehr günstig über den unternommenen Versuch aussprach.

Vierte Sitzung

Donnerstag, den 30. September, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Geh. Rat Prof. Dr. G. Uhlig.

Hofrat Univ.-Prof. Dr. Josef Strzygowski (Wien) hielt seinen Vortrag über **Methode und System der Kunstwissenschaft (in Übungsform).**

Der Vortragende bot eine Fülle nützlicher und lehrreicher Anregungen, indem er nach der Methode, die sich bei ihm während einer 20jährigen akademischen Lehrtätigkeit herausgebildet hat, an der Hand einer Betrachtung des berühmten Grabreliefs der Hegeso zeigte, wie man Schüler in das Verständnis einer Kunstschöpfung einführt. Um letzteres deutlich nach jeder Richtung zu zeigen, übernahm einer der Teilnehmer die Rolle des Schülers, und da ergab sich alsbald ein lebhaftes Zwiegespräch zwischen Lehrer und Schüler über das genannte Werk, und spontan mischten sich immer mehr der Anwesenden in jenes Zwiegespräch, so daß dabei jedermann diese vielen ganz neue Art von Kunstbetrachtung praktisch miterleben konnte. Auf eine genaue Beschreibung des Werkes folgte die Behandlung der Probleme von Material und Technik, Raumgliederung, Komposition und Masse, Licht und Schatten, von Gestalt, Gegenstand und geistigem Gehalt. Die lebendige Demonstration an dem einen Musterbeispiel wirkte so belehrend und überzeugend, daß der Vorsitzende und die Versammelten dem Vortragenden begeistert dankten. Dieser verwies zur Ergänzung des hier Gebotenen auf seine Abhandlung über den gleichen Gegenstand in der „Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung“ 1903, auf sein Buch „Die bildende Kunst der Gegenwart“ (Quelle u. Meyer, Leipzig) und versprach überdies, die methodische Betrachtung, an mehreren Kunstwerken nach seinem System durchgeführt, in Druck zu geben. Wegen Zeitmangel unterblieb der beabsichtigte empfehlende Hinweis auf

die für Mittelschulen sehr brauchbare Publikation Dr. Alfred Möllers: „Die bedeutendsten Kunstwerke, bildweise erläutert", Laibach, 1906—1907, 2 Teile.

Fünfte Sitzung

Freitag, den 1. Oktober, vormittags 8—½10 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. E. Martinak.

Vortrag des Universitäts-Dozenten Herrn Med. Dr. Hans Spitzy (Graz) über **Moderne ärztliche Forderungen auf dem Gebiete der körperlichen Erziehung.**

Der Vortragende besprach eindringlich die Notwendigkeit, mehr Aufmerksamkeit auf die körperliche Erziehung der studierenden Jugend zu richten.

Nur ein gesunder Körper ist den geistigen Anforderungen unserer Kultur gewachsen.

Die Schule hat die Verpflichtung, auch die körperliche Ausbildung in viel höherem Maße als bis jetzt in ihr Erziehungsprogramm aufzunehmen.

„Der Vormittag dem Geist, der Nachmittag dem Körper!" müßte trotz aller sich entgegenstellenden allerdings erheblichen Schwierigkeiten das anzustrebende Ideal sein.

Dem Turnen, besonders den Übungen in freier Luft ist eine höhere Pflege als bisher sowohl in der Systemisierung wie in der praktischen Ausführung zuzuwenden. 2 wöchentliche Turnstunden sind absolut ungenügend.

Das Jugendspiel, dessen begeisterter Anhänger der Vortragende ist, bietet uns reiche Erziehungswerte und verdient die weitestgehende Würdigung. Es läßt uns Interesse an der Körperstählung in weiteren Kreisen erstehen. Es führt die Jugend in Spiel und Freude zu dem ernstem Ziel körperlicher Vollkommenheit.

(Projektion von Bildern des bereits Erreichten und Erreichbaren.)

Schaffung von Spielplätzen und Ausbildung von Spielleitern sind die nächsten Wünsche und Forderungen, die wir an die leitenden Kreise zu stellen haben.

An den Hochschulen sollen Vorlesungen über körperliche Erziehung dem werdenden Lehrer die nötigen physiologischen und biologischen Kenntnisse vermitteln.

Nach dem Danke des Vorsitzenden entwickelte sich eine lebhafte Debatte über das Gehörte, an der sich die Herren Rektor Dr. A. Rausch

Dr. J. Loos (Linz), Direktor Dr. Schwarz (Bochum), Direktor Dr. Schneider (Frankfurt a. O.), Hofrat Dr. J. Huemer (Wien), Hofrat E. Dworski (Lemberg), Prof. Dr. E. Martinak (Graz), Prof. Dr. H. Fleischmann (Teschen) beteiligten. Bei lebhafter Zustimmung den grundsätzlichen Ausführungen Dr. Spitzys gegenüber wurde einerseits auf die praktischen Schwierigkeiten, die sich der Erreichung einer idealen körperlichen Erziehung entgegenstellen, hingewiesen und andererseits die Kritik des Bestehenden, die manches bereits Erfüllte übersah, auf das richtige Maß zurückgeführt.

Nach einem kurzen Schlußwort des Referenten erklärte der Vorsitzende die Verhandlungen der pädagogischen Sektion für geschlossen.



III. Archäologische Sektion.

Erste Sitzung

Dienstag, den 28. September 1909, nachmittags $^3/_4$3 Uhr.

Univ.-Prof. Dr. Fr. Winter (Straßburg) eröffnete an Stelle des erkrankten Obmannes Prof. Dr. H. Schrader die Sektion mit einem Hinweise auf die Tätigkeit W. Gurlitts an der Grazer Universität. Zum stellvertretenden Vorsitzenden wurde Herr Gymnasial-Direktor Dr. Gutscher (Graz), zum Schriftführer Herr Dr. Kurt Müller (Athen) gewählt.

Darauf erteilte der Vorsitzende Univ.-Prof. Dr. Fr. W. Freiherrn von Bissing das Wort zu einem Vortrage über **die Anfänge der Plastik in Ägypten.**[1])

Der Vortragende suchte in einer Reihe von Lichtbildern die Entwicklung der altägyptischen Plastik von den rohen kegelförmigen Statuetten der archaischen Zeit bis zu den prächtigen Schöpfungen der IV. Dynastie darzustellen. Anfangs sind die Beine ungeteilt, die Ohren fehlen, Nase und Kinn liegen in einer Flucht, die Arme gleichen Stümpfen. Die Elfenbeinschnitzerei übernimmt in der ältesten „archaischen" Periode die Führung, um zu Beginn der „Thinitischen" Periode (I. und II. Dynastie) den folgenschwersten Schritt zu tun: das rechte Bein hinter das linke zu setzen, bald auch das linke vorzusetzen. Damit war das bis in die Zeit Hadrians für männliche Figuren festgehaltene „Schrittmotiv" entdeckt. Etwa gleichzeitig wandelt sich der hohe spitzige Schädel der ältesten Figuren zu einer mehr rundlichen, breiten Form. Noch zeigen manche Werke den großen auf die Brust fallenden Bart, die eng am Körper anliegenden Arme, wie etwa die Steinfiguren von Koptos; dieser älteste Versuch, Kolossalstatuen zu bilden, gehört schon in die zweite Hälfte der I. Dynastie. Die Muster auf dem Gewande der Steinfiguren setzen reiche Bemalung voraus, ebenso wohl auch das leider sehr zerstörte Gesicht. Petries Gedanke, es habe vor dem Kalksteingesicht eine Holzmaske gesessen, ist nach genauer Untersuchung des Originals, bei der sich an den Augen

1) Der Vortrag wird in extenso in der Revue archéologique 1910 erscheinen.

Gravierung und Andeutung des Schminkstriches fand, abzulehnen. Ein Kalksteinkopf aus Hierakonpolis, den Steinstatuen ungefähr gleichzeitig, leitet in den Gesamtformen wie der Haarbehandlung schon zur Kunst des alten Reiches über. Diese wird für uns durch eine Reihe von Granit- und Diorit-Statuetten vertreten, die infolge des schlecht zu bearbeitenden Materials zunächst gebundener erscheinen als die Werke der Thinitischen Zeit (die bereits Gruppen, wie die von Mutter und Kind, Kinder mit der Hand am Munde im Harpokrates-Schema usw. hervorbrachte). Allein man hat von je bei ihnen die Merkmale hervorgehoben, die sie als Vorläufer der Kunst der Pyramidenzeit erkennen lassen. In den memphitischen Ateliers der III. Dynastie hat sich dann jene feste Tradition entwickelt, die die Plastik des alten Reiches, der Pyramidenzeit bestimmt. Alle jene für den Toten gearbeiteten Statuen entstammen den königlichen Bildhauerwerkstätten, die wohl zum Ptahtempel in Memphis gehörten.

Allein zuweilen wurde von genialen Künstlern auch die Tradition durchbrochen. In Thinitischer Zeit ist dies einmal bei der Elfenbeinstatuette eines unbekannten Königs geschehen, die Petrie in Abydos fand. Hier ist klärlich der Versuch gemacht, eine Individualität zu schildern. Glücklicher noch fielen die beiden in größerem Maßstab gehaltenen Statuetten des Königs Chasechen aus Hierakonpolis aus, die mit der persönlichen Auffassung auch Hoheit und Würde verbinden. Diese Statuetten aus dem Ende der II. Dynastie darf man als die innerliche Überwindung des archaisch-thinitischen Stils bezeichnen. Ihre Formen sind freilich malerisch, von außen nach innen gesehen, erscheinen dadurch so weich. Sie machen uns Schöpfungen wie den Chefren mit dem Falken von Gize verständlich, sind auch die Vorläufer für die herrlichen alten Herrscherköpfe der XII. Dynastie und verwandte Werke der späteren Zeit.

Eine Debatte fand nicht statt.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, vormittags 8¼ Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. F. Winter (Straßburg).

Der Vorsitzende eröffnete die Sitzung mit einem Nekrolog auf den in Graz plötzlich verschiedenen Prof. R. Engelmann. Die Versammlung ehrte sein Andenken durch Erheben von den Sitzen.

Univ.-Prof. Dr. Winter gab den Vorsitz an Gymnasial-Direktor Dr. Gutscher ab und erhielt von ihm das Wort zu seinem Vortrage über **die bemalten Grabstelen von Pagasai.**

Nachdem der Vortragende kurz die Datierung der Stelen in die beiden ersten Jahrhunderte des Hellenismus begründet hatte, besprach er ausführlicher das Hauptstück des Fundes, die Stele mit dem Bilde der Wöchnerin. Diese zeigt die natürliche Farbengebung im Lokalkolorit und die Darstellung des Raumzusammenhanges vollständig durchgeführt. Also schon im 3.—2. Jahrhundert war diese Behandlungsweise der von den großen Kunstzentren weitab in der Provinz geübten Malerei geläufig. Die auf Polemons Beschreibung des Peirithoosbildes des Hippys (Athen. XI, 474 D.) gestützte Annahme von Wickhoff (Wiener Genesis S. 51), daß zur Zeit Polemons die Ausführung im Lokalkolorit etwas ganz Neues gewesen, demnach die Tätigkeit des Hippys in die Zeit Polemons selbst anzusetzen sei, traf daher nicht das Richtige. Nach Wickhoff wäre die griechische Malerei bis in die Alexanderepoche in einer konventionellen Buntfarbigkeit befangen geblieben, und nur in ersten Ansätzen hätte eine beschränkte Anwendung des Lokalkolorits auf der Stufe des Apelles begonnen sich auszubilden. Diese Annahme hat sich nur dadurch bilden können, daß die Vorstellung von dem Umfang des zu Apelles' Zeit erreichten Könnens allzu ausschließlich auf die damals gerade durch den Fund des sog. Alexandersarkophags bereicherte Überlieferung der Marmorpolychromie sich gründete, während das wichtigste Zeugnis, das Alexandermosaik, ganz unbenutzt geblieben war. Die im Zusammenhang mit der farbigen Aufnahme des Mosaiks angestellten neuen Untersuchungen (F. Winter, Das Alexandermosaik aus Pompeji 1909) haben ergeben, daß das Mosaik als in Zeichnung und Farbe durchaus treue Kopie ein in der Alexanderzeit selbst geschaffenes Gemälde, wahrscheinlich des Philoxenos, wiedergibt, das in der Vierfarbentechnik ausgeführt war und dessen Maler das Lokalkolorit und alle Mittel der Farbenmischung mit vollendeter Meisterschaft beherrschte. Durch das Mosaik hat sich die Richtigkeit der Pliniusangabe (XXXV 50) über das Fortbestehen der Vierfarbenmalerei mit Schwarz, Weiß, Gelb, Rot bis in die Alexanderzeit hinein nachweisen lassen, dadurch zusammen mit den erhaltenen Resten von Marmormalereien ist die Feststellung zweier großer Hauptrichtungen in der Malerei des 4. Jahrhunderts möglich geworden, der auf einheitliche Wirkung ausgehenden Vierfarbenmalerei, mit Schwarz als Grundfarbe, und der Buntmalerei mit Blau als Grundfarbe. Innerhalb dieser Richtungen ist mit den Fortschritten der Anwendung und Ausbildung der Mischtöne die Entwicklung der Wiedergabe der Wirklichkeit in ihren natürlichen Farben, in den Lokaltönen erfolgt, die wir in dem dem Alexandermosaik zugrunde liegenden Gemälde bereits

Hier verbindet sich aber mit der Anwendung des Lokalkolorits noch eine zweite Neuerung, die Darstellung des Raumes. Diese steht an sich mit dem Lokalkolorit in natürlichem Zusammenhange. Wickhoff meinte aus allgemeinen Erwägungen heraus in ihr „die Ursache der Umwandlung der Malerei von einer willkürlich schönfarbigen in eine naturnachahmende Malerei mit Beobachtung der Lokalfarben" sehen zu dürfen. Die nun verwertbaren Denkmäler lassen das Verhältnis eher umgekehrt erscheinen. Ist auf der Stele von Pagasai ein Innenraum, der Thalamos, architektonisch und farbig voll durchgeführt, so stehen auf dem Alexandermosaik die in Lokalfarben gemalten Figuren allerdings vor einem oben wie unten gleichmäßig gelblich-weißen Grunde. Es ist aber doch ein Raumzusammenhang zum Ausdruck gebracht, weniger durch die spärlichen über die ältere Kunstübung nicht hinausgehenden landschaftlichen Motive, als durch die Komposition der Figuren, die in Massen hintereinandergeschoben über die Bodenfläche hin gestellt sind und auf sie ihre Schatten werfen. So gewinnt man den Eindruck, wenn auch nicht einer bestimmten Lokalität, so doch einer räumlichen Fläche mit Tiefenausdehnung, in der das Getümmel der Schlacht sich bewegt. Der Unterschied gegenüber der Stele von Pagasai ist der, daß diese räumliche Fläche nicht in demselben Maße wie die Figuren selbst durch natürliche Farbengebung ausgeführt ist. Wenn der Unterschied, wie vermutlich anzunehmen, ebenso bei Bildern mit Darstellungen von Szenen im Innenraum bestanden hat, so wird man sich beispielsweise die Alexanderhochzeit des Aetion in der koloristischen Behandlung des Thalamos mehr als nach Analogie des Stelenbildes in der noch einfacheren Art des Alexandermosaiks durchgeführt denken dürfen, dessen Vorbild es der Stufe nach und, da Aetion gleichfalls zu den Vierfarbenmalern gehörte, auch der Richtung nach nächstverwandt war.

Es folgte ein Vortrag von Dr. Kurt Müller über **neue Ausgrabungen in Tiryns.**

Die Grabungen, die das Deutsche archäologische Institut in den Jahren 1905, 1907 und 1909 in Tiryns unternommen hat[1]), und die noch fortgesetzt werden sollen, haben das Bild der von Schliemann und Dörpfeld ausgegrabenen spätmykenischen Burg in mehreren Beziehungen vervollständigt. Neugefunden ist besonders der südliche Abschluß des äußeren Vorhofes und ein Komplex von leider im

1) Vgl. Athen. Mitteil. XXX 1905, 151; Arch. Anzeiger 1908, 126; 1909, 121.

Oberbau zerstörten Räumen im Süden der Burg, bei der byzantinischen Kirche. Eine sorgfältige Reinigung der stark versinterten Stuckfußböden in den beiden Megara ließ das System ihrer Bemalung erkennen: die einzelnen Quadrate zeigen z. T. ein ornamentales Muster (wie Schliemann, Tiryns Taf. XI), z. T. flott, aber sicher gemalte Delphinpaare und Tintenfische auf hellblauem Grunde. In beiden Megara ist an der östlichen Längswand ein Platz für den Thron besonders ausgezeichnet.

Die Burg stammt aus spätmykenischer Zeit, benutzt aber teilweise die Mauern einer älteren Burg, die in frühmykenische Zeit zu setzen ist. Diese Anlage war wesentlich kleiner als die spätere; ihre Umgrenzung ließ sich vorläufig nur in der Südhälfte feststellen. Unter dem großen Propylon der jüngeren Burg liegt der Zugang der alten, von zwei Türmen flankiert, die dem Propylon als Fundament dienen; die alte Südmauer zieht sich unter der byzantinischen Kirche hin und biegt unmittelbar nördlich des großen Südwestturmes nach Norden um. Der Grundriß des alten Palastes ist unbekannt.

Älter als diese Anlage sind eine Anzahl kleiner Hockergräber ohne Beigaben und mehrere Wohnschichten, deren Keramik durch einen primitiven Firnis charakterisiert wird und mit der „Urfirnisware" von Orchomenos wie der Inselkeramik in engster Beziehung steht. Bemerkenswert ist ein Magazin mit ovalem Grundriß in der tiefsten Schicht, den Bauten der zweiten Siedelung von Orchomenos vergleichbar.

Die Burg war in spätmykenischer Zeit von einer ausgedehnten Unterstadt umgeben. In ihrem Gebiet sind später zahlreiche Gräber angelegt worden; durch die beigegebenen geometrischen Vasen erhalten wir zum ersten Male ein Bild der argivischen Keramik dieser Periode. Aus der Folgezeit stammt ein großer Depotfund von Terrakotten, die uns von dem alten Herakult in Tiryns eine Vorstellung geben und in lückenloser Reihe die Entwicklung der argivischen Kunst bis ins fünfte Jahrhundert spiegeln.

In Anschluß an den Vortrag des Herrn Dr. Müller sprach Herr Prof. A. Brückner den Wunsch aus, daß die ganze Burg von Tiryns bald freigelegt werden möge.

An den Vortrag des Herrn Prof. Winter knüpfte sich nachträglich eine Debatte, in der außer dem Vortragenden die Herren Univ.-Prof. Heberdey (Innsbruck) und Univ.-Prof. Reisch (Graz) das Wort nahmen. Herr Gymn.-Dir. Prof. Dr. Luckenbach (Heidelberg) regte die Herstellung von Farbenphotographien nach Fundstücken wie die Grabstelen von Pagasai an.

Dritte Sitzung

Donnerstag, den 30. September 1909, nachmittags 3 Uhr 10 Minuten.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. Fr. Winter.

Der Vorsitzende erteilte das Wort Herrn Univ.-Prof. Dr. R. Heberdey (Innsbruck) zu einem Vortrage über **Neue Untersuchungen an der Nikebalustrade.**[1])

Eingehenderes Studium, veranlaßt durch P. Kabbadias' mittlerweile durchgeführte Absicht einer Neuaufstellung, ermöglichte mir in den beiden Akropolismuseen eine Anzahl bisher unerkannt gebliebener Fragmente ausfindig zu machen, sowie eine Reihe neuer Zusammensetzungen vorzunehmen und schließlich in der Südmauer des Pyrgos eine 0,80 m breite und hohe neue Platte zu entdecken und herausziehen zu lassen. Schon als Bereicherung des leider so spärlichen Bestandes wertvoll, wurde sie es doppelt dadurch, daß sie meine aus anderen Erwägungen schon vorher aufgestellten Vermutungen über das Kompositionsprinzip des Ganzen in erfreulichster Weise bestätigte.

Ältere (vgl. Yorke J. H. St. XIII., 272f.) und neue Zusammensetzungen erlauben nämlich sicherer und in größerer Zahl, als dies Kekulé möglich gewesen, einzelne Platten einer bestimmten Stelle oder doch Seite zuzuweisen.

Weiter zeigt eine Durchmusterung der vorhandenen Fragmente, daß sie sämtlich in vier bzw. fünf Hauptmotiven unterzubringen sind: 1. Athena als Zuschauerin sitzend, 2. Niken, durchgängig stehend oder schreitend, beschäftigt mit Schmückung griechischer und 3. persischer Tropaeen oder 4. der Darbringung eines Rinder- und 5. Räucher(?)opfers.

Jede dieser Handlungen läßt sich dreimal, im einzelnen fein variiert, in den Grundzügen identisch dargestellt nachweisen — das anfänglich fehlende dritte Rinderopfer hat die neugefundene Platte nachgeliefert.

Athena sitzt und blickt je einmal nach rechts und links, das dritte Mal sitzt sie nach rechts, wendet aber den Oberkörper nach links zurück. Dem entspricht, daß das Rinderopfer zweimal in Vorbereitung begriffen nach rechts bzw. links bewegt dargestellt ist, das dritte Mal im Vollzuge und ohne bestimmte Bewegungsrichtung. Die nach rechts schauende Athena bildet den Ostabschluß der Nord-

---

1) Ein mit Abbildungen ausgestaltetes Referat wird in den Jahresheften des österr. archäol. Instituts erscheinen.

seite, die nach zwei Seiten orientierte hat auf den Stufen der Westseite vor der Tempelmitte gestanden, die nach links sitzende darf also zuversichtlich an das Ostende der Südseite verwiesen werden.

Danach kann kein Zweifel sein, daß die neue, nach links bewegte Darstellung des Rinderopfers (nebenbei sei bemerkt, daß das Opfertier deutlich als Stier gekennzeichnet ist) auf die Nordseite, das längst bekannte Gegenstück auf die Südseite zu setzen ist, so daß sich der Zug jedesmal auf die Göttin zu bewegt. Die schöne, durch Anpassen des Oberkörpers (Kek. S. 12, Nr. 4) vervollständigte opfernde Nike DD muß somit auf der Westseite gestanden haben, zeigt auch die Einarbeitung für die Stufen auf der Rückseite.

Diese Tatsachen berechtigen, auch die übrigen Motive so auf die drei Pyrgosseiten (das kurze einspringende Stück an der kleinen Treppe kann füglich außer acht bleiben) zu verteilen, daß jede Seite aus denselben Elementen zusammengesetzt erscheint. Da zahlreiche Einzelmotive in gleicher Orientierung oder im Spiegelbilde sich wiederholen, dürfte die zeichnerische Wiederherstellung für die Nord- und Westseite ziemlich vollständig zu erreichen sein.

Besonders sei hier noch darauf hingewiesen, daß der Balustrade ein analoges Problem, wie dem Parthenonfriese, gestellt und auch in ganz verwandter Weise gelöst war. Wie dort auf zwei, sah hier der Beschauer auf drei Seiten jedesmal das Ganze vor sich. Die Verschiedenheiten erklären sich aus der topographischen Situation; der Orientierung des Tempels entsprechend sitzt Athena im Norden und Süden am Ostende nahe dem Tempeleingange und sieht dem Opferzuge entgegen, im Westen dagegen vor der Tempelmitte, ihre Aufmerksamkeit auf die zu ihren beiden Seiten sich vollziehenden Vorgänge verteilend.

In der Debatte wendete sich Univ.-Prof. Dr. H. Blümner (Zürich) gegen den Vergleich der von Prof. Heberdey festgestellten Komposition mit der des Parthenonfrieses.

Darauf erhielt Prof. Dr. A. Gnirs (Pola) das Wort zu seinem Vortrage: **Istrische Forschungsergebnisse auf dem Gebiet des römischen Villenbaus.**

Seit einer Reihe von Jahren wird in Istrien über Auftrag der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale und des österr. archäologischen Institutes an der topographischen Landesdurchforschung gearbeitet, die unter anderem Material bereits eine größere Anzahl antik-römischer Einzelsiedelungen aus der ersten Kaiserzeit festgestellt und der Untersuchung zugeführt hat. Unter ihnen werden die einfachen Formen des Wirtschafts-

Herrschaftsvilla in ausgebildeten Typen unterscheiden.

Nach den Ausgrabungsergebnissen, die auf der Insel Brioni, im Bosco Siana, auf der Pianura di Altura vom Vortragenden während der letzten Jahre erzielt wurden, erscheint der in Istrien vertretenen Form der villa rustica folgendes Schema zugrunde gelegt: Ein geräumiger Hof bildet den zentralen Teil des Objektes. Er wird von drei, selten von vier den Hofseiten entsprechenden Bauflügeln umschlossen, in denen Wohnungen, Ställe, Arbeitsräume und Depots für die erzeugten Produkte wie Getreide, Öl oder Wein untergebracht sind. Zwischen den Bauflügeln und der cors schieben sich zuweilen Portiken ein, die der Anlage einen peristylen Charakter geben können. Nach der besonderen Ausstattung und technischen Einrichtung waren die einzelnen villae für spezielle landwirtschaftliche Betriebe bestimmt.

Der Grundrißentwurf, die Materialbereitung und Bauausführung zeigen überall in den villae die Arbeit des geschulten Bautechnikers.

Dem das Land seit dem ersten Jahrhundert kolonisierenden Großgrundbesitz gehören ferner die reich ausgestatteten Luxusvillen, die innerhalb einer Gruppe von Wirtschaftshöfen gelegen, fast ausschließlich an der Küste, an den Buchten oder auf Halbinseln, auftreten. Infolge ihrer geschützten und von größeren Ansiedelungen des Mittelalters und der Neuzeit entfernten Lage haben sich von einzelnen Villen nicht allein die Grundrisse in einer seltenen Vollständigkeit, sondern auch der musivische Schmuck der Böden und erhebliche Teile des Aufgehenden erhalten. Für die weitere Ergänzung der erkannten Bauformen lassen sich die zerstreuten Notizen der antiken Überlieferung, vor allem die Villenbeschreibung des Plinius mit Erfolg heranziehen. Dazu kommen noch als ein wertvollstes Illustrationsmaterial die uns erhaltenen Proben kampanischer Wandmalerei mit ihren treuen Bildern der römisch-hellenistischen Typen antiker Herrschaftsvillen. In völliger Übereinstimmung mit den kampanischen Villenbildern lassen sich drei Hauptformen antiker Villenanlagen in Istrien auseinanderhalten:

1. Zentripetaler Typus. Um das Gestade einer Bucht herum entwickelt sich die Villenanlage, in zahlreiche Objekte aufgelöst, die aber durch Uferbauten und besonders durch Verbindungsbauten, wie Hallen und geöffnete Peristyle zu monumentalen Einheiten verbunden sind. Diesem Typus gehören die Villen von Val Bandon und Val Catena auf der Insel Brioni grande an. Auf die Schilderung des baulichen Arrangements der letzteren Anlage, die eine Frontentwickelung von fast 1 km besitzt, ging der Vortrag an der Hand

von Plänen und Bildern eingehender ein: an eine im Halbkreis geführte Halle (größte Öffnung 150 m), die einen heiligen Bezirk umschließt, mit drei Tempelchen schließen sich am Nordufer an: ein Wohnhaus als Flankierungsbau des heiligen Bezirkes, eine Portikus von 125 m Länge und 10 m Breite, eine Diaeta, ein geräumiger peristyler Hof, der gegen die Bucht mit ganzer Fassade geöffnet ist, der palastähnliche Hauptbau, abermals eine Portikus, die in ein größeres Objekt als Schlußbau mündet. Viel einheitlicher ist das Arrangement am Südufer entwickelt: Der Abhang des Hügels ist mit einer umfangreichen Terrassenanlage überbaut, deren äußerster Teil vom Wirtschaftstrakt der Villa okkupiert wird, während in dem Flügel nächst dem Tempelbezirk ein vornehmes, peristyles Wohnhaus eingebaut ist. Außerdem ein reichgegliederter Hafenbau, Portiken und kleine, isolierte Bauten.

2. Der zentrifugale Typus. Baugrund eine kleine Halbinsel oder ein Kap, die Villa in einzelne Objekte aufgelöst, die am Rande der Landfeste gruppiert sind, und irgendein höher entwickeltes Objekt in ihrer Mitte als zentrales Glied. Anlage auf der Halbinsel Cadoro und auf der isola di vescovo in der Bucht von Medolino.

3. Typus der einfachen Strandvilla. Auf erhöhter Basis villae liegt gegen See geöffnet ein gestreckter Bau mit vorspringenden Seitenflügeln und Portiken an seinen Fassaden. Beiderseits schließen sich an diesen Hauptbau, dem Strandverlauf entsprechend, Hallen und Diaetae an. Auch landwärts lassen sich Annexe der Villenanlage verfolgen. Römische Villa in Barbariga bei Pola.

Der hellenistische Charakter dieser Luxusanlagen, die sich auf italischem Boden, vor allem an den Küsten Campaniens weiterentwickelt und ausgebildet haben, ist unverkennbar; immerhin treten aber in den Einzelobjekten der Villenkomplexe auch italische Formen auf. So läßt sich an dem Wirtschaftshof der Herrschaftsvilla von Val Catena die Weiterbildung der italischen villa rustica zu der in Istrien häufig vorkommenden Luxusform des dreiflügeligen Hauses mit dem geöffneten Peristyl verfolgen.

Der Vorsitzende schloß die Verhandlungen der Sektion mit einer kurzen Ansprache.

Über die kombinierte Sitzung der philologischen, archäologischen und der historisch-epigraphischen Sektion s. S. 88.

IV. Germanistische Sektion.

Erste Sitzung

Dienstag, den 28. September 1909, nachmittags 3 Uhr.

Vom Präsidium mit den vorbereitenden Geschäften beauftragt, begrüßte Univ.-Prof. Dr. Konrad Zwierzina (Innsbruck) die versammelten Fachgenossen und bat sie, sich in das goldene Buch der Sektion einzutragen. Dieses weist die Namen von 67 Teilnehmern der Grazer Tagung auf. Hierauf teilte der Vorsitzende mit, daß Prof. Dr. August Sauer (Prag), der mit ihm und Regierungsrat Dr. Reißenberger (Graz) für die Vorbereitung der Sektionsarbeiten tätig war, der Versammlung fern bleiben mußte. An Stelle Prof. Sauers wurde Prof. Dr. Oskar F. Walzel (Dresden) von der Versammlung ins Präsidium gewählt. Prof. Zwierzina gedachte dann der Fachgenossen, die seit dem letzten Philologentage in Basel im Herbst 1907 aus dem Leben geschieden sind: er nannte die Namen Joh. Heinr. Gallée in Utrecht, Elard Hugo Meyer in Freiburg i. B., Adalbert Jeitteles in Graz, Albert Gombert in Breslau, Johann von Kelle in Prag, Alexander Reifferscheid in Greifswald, Albert Wagner in Halle a. S., Karl Marold in Königsberg, Wenzel Ulrich Hammershaimb in Kopenhagen, Georg von Laubmann in München.

Hierauf berichtete der Vorsitzende kurz über den Stand der Arbeiten am Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm. Ein ausführlicherer Bericht im Sinne des Beschlusses der Basler Sektion habe sich als nicht wünschenswert erwiesen, da sich, nicht zum mindesten infolge der Eingaben der verschiedenen Philologenversammlungen, das Reichsamt des Innern und von diesem beauftragt die Deutsche Kommission bei der Königl. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin der Sache des Wörterbuchs angenommen haben. Er legte die diesbezüglichen Berichte der Deutschen Kommission vor und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Mißhelligkeiten, die zwischen einigen alten Mitarbeitern und den von der Deutschen Kommission beauftragten neuen Leitern der

Arbeit am Wörterbuch in jüngster Zeit zutage getreten sind, bald behoben sein werden. Zum Schriftführer der Sektion wurde Herr D. K. Polheim (Graz) gewählt.

Hierauf folgte als erster Vortrag der des Univ.-Prof. Dr. Th. Siebs (Breslau) **über die neue Ausgabe seines Buches „Die deutsche Bühnenaussprache“.**

Nach einem kurzen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des Buches (s. die Verhandlungen der 45. Versammlung in Bremen) besprach der Vortragende zwei Umstände, durch die die Wirksamkeit desselben beeinträchtigt wurde. Er bekämpfte zunächst die vielfach verbreitete irrige Meinung, daß die Sprache des Theaters kurzweg in die Schule verpflanzt werden solle; auch Luick hat in einer ausgezeichneten Arbeit für Deutsch-Österreich, wie Leumann für die Schweiz, Scheiner für Siebenbürgen in diesem Sinne gewirkt. Sodann fanden die Bestimmungen der „Deutschen Bühnensprache“ bei den Schauspielern nicht die entsprechende Aufnahme; vielleicht auch deshalb, weil sie zur Mitwirkung nicht herangezogen worden waren. Dieses Verhältnis änderte sich, als im Herbst 1907 die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger an den Vortragenden mit der Bitte herantrat, in gemeinsamer Beratung das Werk einer Durchsicht zu unterwerfen. Diese Beratung fand am 28. und 29. März 1908 in Berlin statt; an ihr nahmen außer Sievers und dem Vortragenden (Luick gab schriftlich seine Äußerungen ab) eine Reihe hervorragender Schauspieler und Sänger Deutschlands und Österreichs teil; auch Geh. Rat Prof. Dr. Friedländer spendete für die den Gesang betreffenden Fragen (die jetzt auch in den Rahmen des Buches aufgenommen wurden) seinen Rat.

Die Umgestaltung, die das Buch auf Grund der Beschlüsse dieser Beratung erfahren hat, in allen Einzelheiten zu schildern, würde viel zu weit führen.

Ein wichtiger Grundsatz aber ist, daß bei Schwanken zwischen fremdländischer und deutscher Lautgebung in Fremdwörtern durchgehends die deutsche bevorzugt werden soll: so ist z. B. Rheims nicht wie bisher als ręs, sondern als raęms anzusetzen.

Eine weitere wichtige Bestimmung sucht den sehr empfindlichen Unterschied der Aussprache des silbeschließenden *b*, *d*, *g*, *s* vor stimmhaft anlautenden Endungen wie *-lich*, *-lein*, *-ling*, *-nis* usw. dahin auszugleichen, daß das *b*, *d*, *g* mäßig zu verhärten, aber keineswegs behaucht (wie sonst im Auslaute) zu sprechen ist; besonders aber ist darauf zu achten, daß der Anlaut der Folgesilbe tunlichst stimmhaft gesprochen werde: also *lieblich* ist nicht etwa mit Behauchung als *lī̆pʿ-lic'h* zu sprechen, aber auch nicht mit stimmhaftem b als *lī̆-blic'h*,

sondern wie *lib-lic'h* (wobei auf den Stimmton des zweiten *l* geachtet werden muß); ähnliches gilt von Wörtern wie *glaublich*, *sterblich*, *Knäblein*, *Betrübnis*, *möglich* usw., vgl. S. 78 der neuen Ausgabe. Es gereicht Ed. Sievers zum Verdienste, hier die richtige Form gefunden zu haben.

Ferner: wenn auslautende Verschlußlaute mit gleichartigen Verschlußlauten im Anlaut der folgenden Silbe oder des folgenden Wortes zusammentreffen, so ist nicht etwa in der Mitte zu explodieren und zu behauchen, sondern die Verschlußstellung ist für die Gesamtdauer der beiden Laute einzuhalten, und zwar ist die erste Hälfte im Atem zur vorausgehenden, die zweite Hälfte im Atem zur folgenden Silbe zu ziehen (also nicht *er ist' t'ōt*, sondern *er ist̄'ōt*; *wegkommt* nicht wie *wek' k'omt*, sondern *wek̄'omt*). Ist der zweite, anlautende Konsonant stimmhaft, so ist die Stimme zu Beginn der zweiten Silbe einzusetzen: *bist du* nicht wie *bist' d'ū*, *abbitten* nicht wie *ap'-b'itən*. Auch wenn auslautende Verschlußlaute mit sonstigen anlautenden Konsonanten zusammentreffen, wird der Luftstrom erst ausgeatmet, nachdem die Stellung des anlautenden Konsonanten eingenommen ist. Besonders stark macht sich das beim Zusammentreffen homorganer Laute geltend, z. B. *áp-fārən*, *fórt-šafən*; aber auch sonst unterbleibt oft die Behauchung des ersten, und seine Explosion erscheint geschwächt, z. B. *Schleppnetz* nicht wie *šlep'nets*, vgl. S. 76ff.

Besonders wichtig für die neue Ausgabe ward, daß man in den Kreisen der Künstler durchaus ein Aussprachewörterbuch sowohl der deutschen als auch der fremden Wörter einschließlich der Eigennamen in phonetischer Schreibweise wünschte. Ich habe mich dazu erst verstanden, als wir nach langer Überlegung eine, wie wir glauben, allen begreifliche Schreibweise festgelegt hatten. Wie schwierig sich manchmal die Überlegung bei dem einzelnen Worte oder Namen gestaltete, davon mögen ein paar Beispiele einen oberflächlichen Begriff geben. Den Namen *Don Juan* pflegt man als Appellativ (er ist ein Don Juan) gewöhnlich *dṓ žuã* zu sprechen; für den Namen aber kann das nicht gelten. Die neuspanische Aussprache *don chuán* würde geziert klingen und gegen den Bühnengebrauch verstoßen; zudem würde sie für die Musik wegen der Lage des Akzentes unbrauchbar sein, z. B. in Mozarts Oper. Es bleibt nur die Aussprache *don júan*, die übrigens auch dem älteren spanischen Brauche entspricht, als die allen Anforderungen genügende, und daher wurde sie angenommen. Bei Macbeth (der Ton liegt bei Shakespeare auf der zweiten Silbe) mußte aus ähnlichen Gründen die Aussprache der deutschen Übersetzer (auch Schillers) mákbet, angenommen

werden. Und solche und ähnliche schwierige Erwägungen sind bei einer Unzahl von Wörtern und Namen notwendig geworden. Niemals glaube ich leichtfertig verfahren zu sein, und ich darf wohl der Hoffnung Raum geben, daß man nun nicht ohne Not nach Laune und Willkür um einiger kleinen Abweichungen willen die großen Ziele verkenne, wie es früher bisweilen geschehen ist.

Besonders noch möchte ich die Bitte äußern, daß mir in den verschiedenen Provinzen Helfer erstehen, die nach den erörterten Grundsätzen erwägen, was für die einzelnen Sprachgebiete als erlaubt zu gelten habe und was nicht. Besonders dankbar wäre ich für Mitarbeit aus Schleswig und Holstein, Ostfriesland, Oldenburg, den Ostseeprovinzen, Bayern, Franken, Elsaß und Lothringen, Hannover, Braunschweig und Hessen. Aus anderen Sprachgebieten ist mir schon die freundlichste Unterstützung zuteil geworden, z. B. Württemberg, Sachsen, Thüringen, der Mark Brandenburg, Westpreußen, Mecklenburg, Hessen, der Rheinprovinz.

An den Vortrag schloß sich eine kurze Diskussion, an der sich Dr. Rosenhagen (Hamburg), Prof. Dr. Lessiak (Freiburg i. Schw.), Dr. F. Bronner (Wien) beteiligten. Am Schluß beantragte Prof. Dr. Siebs folgende Resolution: „Die germanistische Sektion der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz nimmt im Anschluß an die auf der 44. und 45. Versammlung gegebenen Berichte Kenntnis von dem Fortgang der Arbeiten und der neuen Ausgabe des Buches, die um ein Aussprachewörterbuch vermehrt ist. Die Sektion empfiehlt, die Ergebnisse auch weiterhin durch die Schule nutzbar zu machen, soweit in Leben und Verkehr eine Annäherung an die Aussprache der Kunst möglich und zweckmäßig ist.“ Diese Resolution wurde einstimmig angenommen.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1910, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. O. F. Walzel (Dresden).

Vortrag des Univ.-Prof. Dr. K. Helm (Gießen): **Synkretismus im germanischen Heidentum.**[1])

Nachdem der Vortragende den Begriff des religiösen Synkretismus festgestellt hatte, führte er folgendes aus:

1) Der Vortrag wird erweitert an anderer Stelle im Druck erscheinen.

Bei den Germanen sind sehr verschiedenartige synkretistische Erscheinungen anzutreffen. 1. die christlich-heidnische Mischung, bei welcher wieder mehrere Abarten begegnen, nämlich a) das Nachleben heidnischer Elemente im Christentum bis auf den heutigen Tag, wobei aber zu betonen ist, daß nicht nur germanisches Heidentum in unserem Volksglauben weiter lebt. b) die Vermengung heidnischer und christlicher Anschauungen bei allen Germanen im Zeitalter der Bekehrung; sie ist nicht wie die erstgenannte unbewußt, sondern beruht großenteils auf einem bewußten Kompromiß zwischen altem und neuem. c) Eindringen christlicher Elemente ins Heidnische, die mehr oder weniger assimiliert wurden (z. B. im Ragnarökmythus).

2. Vermengung des germanischen Heidentums mit andern heidnischen Religionen. Wir unterscheiden dabei a) römische Einflüsse, besonders deutlich greifbar im Eindringen der römischen Heeresreligion bei den Soldaten germanischer Abkunft. Der Höhepunkt dieser Erscheinung liegt im 3. und 4. Jahrhundert. b) Keltische Einflüsse sind für Deutschland schwer festzustellen, die Annahme des früh romanisierten Matronenkultes wird besser römischen Einflüssen zugeschrieben, im Norden hat der Verkehr mit Irland noch in später Zeit keltische Beeinflussung zur Folge gehabt. c) Finnisch-germanische Mischung zeigt sich außer im nordischen Zauberwesen in einigen nordischen Göttergestalten. d) Slavische Beeinflussung ist nicht festzustellen.[1])

Während diese Erscheinungen großenteils Einzelheiten betreffen, die an der Peripherie des germanischen Heidentums liegen, zum Teil auch nur dessen letzte Stadien berühren und infolge davon für die germanische Religionsgeschichte keine grundlegende Bedeutung haben, ist für die innere Struktur und die Entwickelung der germanischen Religion die dritte Gruppe, die innergermanischen Mischungen von hervorragender Wichtigkeit. Hierher gehört die Verschiebung des Geltungsbereichs einzelner Kulte, wie sie unter anderem in der Vermengung von Asen- und Vanenkult in Erscheinung tritt. Wichtiger aber ist, daß bei allen germanischen Völkern religiöse Anschauungen von verschiedenem Alter dauernd nebeneinander bestehen. So läßt sich z. B. zeigen, daß gewisse Bestattungsbräuche auch dann fortdauerten, als die ihnen zugrunde liegenden Vorstellungen längst durch neue ersetzt waren, eine Erscheinung synkretistischer Natur, die wir an der Hand der Ausgrabungen ver-

1) Von dem umgekehrten Einfluß der Germanen auf fremde Völker: Kelten, Slawen, Finnen war nicht die Rede.

aus einem in historischer Zeit vorliegenden Endresultat auf das verschiedene Alter der einzelnen Bestandteile einer religiösen Erscheinung, etwa einer Göttergestalt, schließen müssen. Unter Odins Beinamen ist ein Teil wenigstens von hohem Alter und läßt uns ältere göttliche Gestalten erkennen, die in Odin aufgegangen oder von ihm abgelöst sind. Den Namen „Ari" führt so Odin nicht als poetische Bezeichnung, sondern deshalb, weil er als Sturmgott an die Stelle eines älteren adlergestaltigen Sturmgottes getreten ist; deutlich zeigt sich dies in der Geschichte vom Raub des Odrerir. Auch die tiermenschliche Übergangsform, wie sie für griechische Götter reichlich bezeugt ist, läßt sich für Odin erweisen aus dem Namen Arnhøfði. Sein Pferd Sleipnir ist als Sturmroß durch seine Schnelligkeit charakterisiert, als Todesroß, das die Toten ins Jenseits trägt, zeigen es noch einige Grabsteine. Der Sturm- und Totengott als Besitzer dieses Pferdes scheint nur dessen menschengestaltige Hypostase zu sein. In der Gautrekssaga erscheint Odin als Hrossharsgrani, d. h. als „der mit dem Roßhaarbart". Auch hier handelt es sich nicht um eine zufällige Verwandlung Odins, sondern es liegt eine alte, wie der Name zeigt, tiermenschliche Göttergestalt vor, die durch Odin abgelöst wurde. Was wir weiter von der Gestalt des nordischen Odin wissen, bestätigt nur, was diese beiden Beispiele lehren: mit seinen Beinamen und Attributen ist er ein richtiges Produkt des Synkretismusses religiöser Vorstellungen weit auseinander liegender Epochen. Für andere germanische Götter gilt cum grano salis das gleiche. Auch die germanische Religionsgeschichte ist zum guten Teil Geschichte des religiösen Synkretismusses, und gerade dies gibt uns Hoffnung, daß wir die germanische Religion immer klarer in ihrer historischen Entwicklung werden erkennen können.

Vortrag des Univ.-Prof. Dr. P. Lessiak (Freiburg i. Schw.): **Alpendeutsche und Alpenslawen in ihren sprachlichen Beziehungen.**[1]

Im 8. Jahrhundert kamen die Slowenen unter bayerische Botmäßigkeit. Das Gebiet, das sie bewohnten, von der Krems, von Aussee, von den beiden Windisch-Scharten im Lungau und bei Heiligenblut, von Defreggen und der Lienzer Klause an östlich und südlich bis nach Kroatien und Ungarn wird mit deutschen Siedlungen überzogen. Es entsteht ein bayerisch-windisches Durcheinanderwohnen, das uns Urkunden und Ortsnamen bezeugen, die

1) Der Vortrag wird in der Germanisch-romanischen Monatschrift W. H. Schröder unverkürzt zum Ausdruck kommen.

zum Teil auf Doppelsiedelung hinweisen. Dabei mußte die kulturelle und Sprachvermischung weit gedeihen, am weitesten in ausgedehnten Berührungszonen wie in Kärnten. Zum Beispiel ist von Ausdrücken für Berufe, wie sie im Rosental in Kärnten im Slowenischen gebraucht werden, nur ein kleiner Bruchteil slawisch, die meisten sind dem Deutschen entnommen. Die entlehnten Kulturwörter gehören zum größten Teil der ältesten deutschen Sprachschicht an und manches lebt im Slowenischen weiter, das im Deutschen schon verschwunden ist. Ins Slowenische wurden sogar Bildungssilben, Flexionsendungen und der Gebrauch des Umlauts übernommen.

Schwächer, aber nicht unbedeutend ist der Einfluß, den umgekehrt das Slowenische auf die deutschen Mundarten ausgeübt hat. Ziemlich stark ist der Anteil jener Lehnwörter, die mit Ackerbau und Feldwirtschaft, mit der Gemarkung zusammenhängen oder Fuhrwerk und Feldgeräte bezeichnen. Dagegen fehlen Lehnwörter völlig unter den Ausdrücken der Viehzucht. Dieses Verhältnis weist auf die Überlegenheit der Alpendeutschen in der Viehzucht; im Feldbau war das Verhältnis anders. Aus dem Slowenischen sind ferner eine Reihe von Ausdrücken entlehnt, so von Speisen und Mahlzeit („jause"), von Räumen und Gefäßen, Krankheit und Unreinlichkeit, endlich Windnamen, Wörter der Kindersprache, des Brauches und der Sitte, der intimen Lebensgewohnheit, der Schiffersprache und Winzerterminologie.

Geringen Einfluß übte das Slowenische auf Formenlehre und Syntax aus. Oftmals können wir die Lehnwörter absolut datieren und daraus die Aussprache im Mittelalter erschließen. Eine wichtige Aufgabe ist die Erforschung der slowenischen Ortsnamen, die häufig eine ältere Lautstufe darstellen. Aber nicht nur über lautliche Fragen geben sie uns Auskunft, sie sind auch für die Sprach- und Siedelungsgeschichte wichtig.

Vortrag des Prof. Dr. C. Borchling (Posen): **Die niederdeutschen Elemente in den deutschen Lehnwörtern des Polnischen.**

In breitem Streifen grenzt jetzt das Sprachgebiet des Polnischen an niederdeutsche Volksmundarten. Man hat deshalb gerne niederdeutsche Einflüsse in den deutschen Lehnwörtern des Polnischen finden wollen, so die einzige bisher vorhandene wissenschaftliche Bearbeitung der deutschen Lehnwörter des Polnischen von G. Korbut (Warschau 1893, passim), so ganz entschieden auch Johannes Schmidt (Beitr. z. vgl. Sprachforschung Bd. 6, 1870, S. 295 u. 299). Allein bei näherer Untersuchung läßt sich fast alles derartige auch aus dem schlesischen Zweige der mitteldeutschen Mundarten herleiten. Es kommt hinzu, daß die heutige ausgedehnte Grenzberührung

zwischen Niederdeutsch und Polnisch sich erst in einer verhältnismäßig späten Zeit herausgebildet hat. Als Germanen und Slawen zum ersten Male zusammenstießen, schob sich noch der breite Gürtel der ostgermanischen Völker zwischen Westgermanen und Slawen ein. So ist die nicht unbeträchtliche Schicht der altslawischen, allen slawischen Sprachen gemeinsamen Lehnwörter aus dem Germanischen ausschließlich ostgermanischer (gotischer) Herkunft. Der Versuch Peiskers, die soziologisch wichtigsten Lehnwörter im Slawischen, wie *plug*, *mlěko*, *nuta*, *skot*, aus dem Westgermanischen, und zwar aus einer niederdeutschen Mundart, abzuleiten, läßt sich von der sprachlichen Seite aus nicht aufrechterhalten.

Erst nach der gewaltigen Völkerverschiebung, die Osteuropa völlig umgestaltete, werden die Niedersachsen an der unteren und mittleren Elbe direkte Nachbarn der Slawen, und zwar der Sorben, Pomoranen und der wilden heidnischen Polaben. Erst hinter diesen letzteren sitzen die polnischen Stämme, die mitteldeutsche Kultureinflüsse mittelbar viel früher und intensiver durch Böhmen empfangen konnten, während die deutschen Kolonisten über die Lausitzen und Schlesien schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts Groß- und Kleinpolen erreichten. Damals und auf diesem Wege ist die Hauptmasse der deutschen Lehnwörter in das Polnische eingedrungen, deshalb auch in mitteldeutscher, nicht niederdeutscher Sprachform. Erst seit dem 17. Jahrhundert bildet sich durch die Einwanderung der sogenannten Holländer und infolge der Ansiedelung meist niederdeutscher Kolonisten durch Friedrich den Großen (seit 1772) im Netzedistrikt in einigen Teilen der Provinz Posen ein niederdeutsches Dialektgebiet heraus. In die polnische Schriftsprache aber ist von diesen niederdeutschen Eindringlingen fast nichts mehr gelangt. Nur die nordwestlichen Grenzmundarten, das Kassubische, das Masurische und Teile des Großpolnischen sind etwas dadurch beeinflußt worden.

Der Vortragende erläuterte dann an einigen charakteristischen Lauterscheinungen der deutschen Lehnwörter des Polnischen seine These, daß wir fast nirgends gezwungen sind, auf niederdeutsche Einflüsse zu rekurrieren, weil alle diese angeblichen niederdeutschen Lautveränderungen sich entweder richtiger oder wenigstens ebensogut aus dem Schlesisch-Mitteldeutschen erklären lassen. Nicht selten kommt auch das Böhmische, das doch sicher keine niederdeutschen Lehnwörter enthält, zu Hilfe und entscheidet durch seine Übereinstimmung für ältere mitteldeutsche Herkunft auch des polnischen Wortes.

Dritte Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, nachmittags 3 Uhr.

Vorsitzender: Reg.-Rat. Dr. Dr. A. Reißenberger.

Für den ersten Vortrag dieser Sitzung traten die germanistische und die anglistische Sektion zu gemeinsamer Tagung zusammen.

Vortrag des Univ.-Prof. Dr. K. Luick (Wien): **Über Sprachmelodisches in deutscher und englischer Dichtung.**[1])

An die Lehren Sievers' von dem Vorhandensein musikalischer Konstanten in der literarisch geformten Rede anknüpfend, berichtete der Vortragende über Beobachtungen, auf die ihn ein Zufall geführt hat. Beim Vortrag deutscher und englischer Dichtungen treten zwei Färbungen der Stimme auf, welche den Klangabstufungen, die in der Musik als Dur und Moll bezeichnet werden, entsprechen. Dies ist — wenigstens nach einiger Übung — dem Ohr unmittelbar wahrnehmbar, läßt sich aber auch exakt nachweisen: eine aus Dur- oder Mollakkorden bestehende Begleitung klingt immer nur bei der einen Färbung harmonisch, bei der anderen unharmonisch: manchmal wirkt der Gegensatz geradezu grotesk. In Dur-Versen ist die Stimme klarer, heller, manchmal scharf, schneidend, schmetternd, in Moll-Versen gedämpft, verschleiert, zuweilen dumpf und hohl. Dieser Gegensatz tritt zutage bei Schiller z. B. zwischen „Wallensteins Tod“ I, 4, 1ff. und „Verschleiertes Bild zu Sais“ 50—58; bei Goethe, „Iphigenie“ I, 1, 22—29 und eb. 1—17. Anschaulich wirkt die willkürliche Umlegung der Stimmqualitäten: sie klingen ausgesprochen sinnwidrig. Lehrreich sind ferner die Stellen, in denen ein Übergang von der einen Färbung zur anderen sich vollzieht; so ist im Eingangsmonolog der Iphigenie V. 1—22 in Moll, 23—32 in Dur, 33, 34 wieder in Moll und das folgende in Dur. Jede Färbung kann deutlich oder weniger deutlich ausgeprägt sein (so Moll in der 5. Strophe des Goetheschen „Meine Ruh ist hin“). Auch kommen Texte mit gemischtem Charakter vor (z. B. die ersten zwei Strophen von Uhlands Ver Sacrum), namentlich, wenn der Dichter nachträglich geändert hat (wie z. B. Iph. I, 1, 5 als Dur-Vers stört). Dur ist das vorwiegende, Moll das seltenere. An Mollstellen hat der Vortragende bisher festgestellt: Goethe: Iphig. I, 1, 1—22, 33—34. — Faust, Eingangsmonolog 33—38; „Meine Ruh ist hin“ 1—20 (17—20 weniger ausgeprägt), 29—34; „Ach neige“; „Erhabner Geist“ 1—5 (bis „genießen“). — Braut von Corinth 22—24, 29—32, 50—53a,

1) Der Vortrag ist dem vollen Wortlaut nach zum Abdruck gebracht in der „Germanisch-romanischen Monatsschrift“ II S. 14ff.

56—61, 64—65, 71—74a, 89—90a, 92, 94—95, 99, 108—109a, 121, 152—155, 161—165, 169—171 (bis „Mutter"), 171b—172, 176—188, 190—193. — Prometheus 21—27 (weniger ausgeprägt). — Der Gott und die Bajadere 75—77 und 86—88. — Erlkönig: Erzählung tiefes Moll; Reden des Vaters: 2, 1 tiefes Moll (in Dur endend), die anderen tiefes Dur; Reden des Kindes: hohes Moll; Reden des Erlkönigs: hohes Dur (nur 7, 1 und 2 anfangs Moll). — Schiller: Glocke 213—223, 237—243, 246—267. — Des Mädchens Klage („Der Eichwald brauset"). — Der Jüngling am Bache 5—16, das übrige weniger ausgeprägt. — Das verschleierte Bild zu Sais 27—32 (bis „Gottheit"), 38—41, 50—58, 75—85; weniger ausgesprochen: 1—7a, 17—22a, 42—44 (bis „Schlaf"). — Uhland: Bertrand de Born 1—4, 17—64 (doch 41—48 weniger ausgeprägt). — Bidassoabrücke 1—8, 45—56; weniger ausgeprägt und gemischt: 9—32. — Die sterbenden Helden: 1. 3. 5. und 7. Strophe (zum Teil gemischt). — Platen: Grab im Busento. — Kerner: Die vier wahnsinnigen Brüder 1—12, 23—24, 45—66; schwankend 25—30. — Grillparzer: Traum ein Leben I, 37—61, 68; „Schatten sind des Lebens Güter" 1, 2, 8; V. Akt: Worte der Ahnfrau. — (Englisch:) Byron: Prisoner of Chillon (mit einzelnen Dur-Stellen, namentlich I, 11—16. — Manfred, Eingangsmonolog (mit einzelnen Dur-Stellen: 9—14, 21b—23) und „Rise! Appear!" V. 26, 40, 49; Geisterreden V. 60—75, 100—103, 106, 110—123. — Shakespeare: Hamlet, „To be or not to be". — Longfellow: Excelsior; Psalm of Life 13—18.

Der Unterschied in der Artikulation der Einzellaute ist deutlich wahrnehmbar und wurde des näheren besprochen. Die weiteren akustischen Fragen nach dem eigentlichen Wesen der beiden Stimmqualitäten bleiben noch offen: ihr Vorhandensein ist jedenfalls durch die erwähnte Begleitprobe erwiesen.

Der Vortragende sprach die Ansicht aus, daß bei unbefangenem sinngemäßen Vortrag sich der Dur- oder Mollklang mit Notwendigkeit einstellt. Endgültige Entscheidung kann aber erst durch übereinstimmende Erfahrungen vieler gebracht werden: er lud daher die Versammelten ein, seine Beobachtungen nachzuprüfen. Dabei ist zu beachten, daß es sich um eine unbefangene Versenkung in den Text handelt und alles Klügeln auszuschließen ist.

Weiter ergibt sich die Frage, was im Text die eine oder die andere Färbung veranlasse. Darüber konnte der Vortragende erst eine vorläufige Meinung äußern. Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen Dur oder Moll und anderen am Wortlaut haftenden melodisch-rhythmischen Eigentümlichkeiten : Moll geht Hand in Hand mit kleinen Tonschritten von Silbe zu Silbe; mit Legato-Charakter

des Verses und zumeist mit tieferer Stimmlage (obwohl auch Moll in hoher Stimmlage vorkommt), Dur zeigt das Gegenteil. Mit diesen Zügen hängen auch stilistische Eigentümlichkeiten zusammen: die Moll-Stellen zeigen einfacheren Satzbau und häufigeren Gebrauch von attributiven Adjektiven, während stärkere Antithesen (die größere Intervalle zur Folge haben) sowie überhaupt alle Rhetorik, ferner Reflexion (bei der die Nova gern durch höhere Akzente ausgezeichnet werden) zu Dur drängen.

Der Vorgang bei der Entstehung des Textes ist wohl so, daß zunächst aus der Stimmung heraus, vielleicht zusammen mit gewissen Worten, die den Keim des Ganzen bilden, dem Dichter gewisse melodische Vorstellungen erwachsen, die ihn weiterhin beherrschen und Satzbildung wie Wortwahl regeln.

An den Vortrag Prof. Luicks schloß sich eine kurze Diskussion, an der sich Univ.-Prof. Dr. Lessiak, Prof. Dr. Walzel, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Schipper und der Vortragende beteiligten.

Vortrag des Univ.-Prof. Dr. A. Hauffen (Prag): **Geschichte der deutschen Volkskunde.**

Nachdem der Vortragende Tacitus' Germania als die erste abgerundete Charakteristik der germanischen Stämme charakterisiert hatte, betonte er, daß das Mittelalter reiche, noch zu wenig ausgeschöpfte Quellen zur deutschen Volkskunde bietet, so die kirchlichen Verzeichnisse verbotener heidnischer Bräuche, Dichtungen, Chroniken, Predigten (besonders Berthold von Regensburg) und lateinische Beispielsammlungen (Caesarius von Heisterbach).

Der Humanismus liefert nicht nur Beschreibungen einzelner Landschaften und Städte, sondern auch innerhalb größerer Ethnographien Charakteristiken deutscher Stämme. Doch erst Joh. Bohemus (1520) gibt eine zusammenfassende Darstellung deutscher Volksüberlieferungen. Von ihm geht Sebastian Franck aus, der besonders die täglichen Lebensgewohnheiten des Landvolkes schildert. Ungemein wertvoll sind die Aufzeichnungen über Schweizer Volksleben von Renwart Cysat (1545—1614).

Auch im 16. und 17. Jahrhundert bringen Dichtungen, so die Schwänke und Fastnachtspiele von Hans Sachs, Fischarts Geschichtklitterung, Predigten (Geiler von Kaisersperg), die Sprichwörter-, Schwänke-, Rätsel- und Liedersammlungen, Kräuter- und Arzneibücher, Schriften über Dämonen und Teufel, Hexenprozesse eine bunte Fülle von Volksüberlieferungen. Luther gewährt besonders eine Ausbeute auf dem lehrhaften Gebiete der Fabeln und Sprichwörter. Grimmelshausen erweist sich als Sammler und Systematiker auf dem Felde der Volkskunde.

erscheinenden Darstellungen des Aberglaubens (Prätorius u. a.) sind Erzeugnisse dünkelhafter Stubengelehrsamkeit. Dagegen erwacht in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im jungen Dichtergeschlechte das Gefühl für das Echte und Frische in der Volksdichtung. Percys Reliques (1765) regten die Göttinger Dichter, besonders Bürger zur Balladendichtung, Herdern zu theoretischer Betrachtung und Sammlung von Volksliedern an. Seinem Aufsatze „Über die Lieder alter Völker" (1773), worin zum erstenmal das von ihm geprägte Wort Volkslied auftaucht, folgt seine Ausgabe „Volkslieder" (1778/79). Nicolais Persiflage „Feyner kleyner Almanach" konnte die Freunde des Volksliedes nicht wegfegen. Justus Möser trat für die alten Sitten und Anschauungen des Bauernstandes, für die Aufzeichnung von Liedern und Märchen ein. Goethe, dessen Lyrik wesensverwandt mit dem Volkslied war, an dem er bis zu seinem Lebensabend Anteil nahm, wandte sich auch den übrigen Äußerungen des Volkslebens aufmerksam zu, schilderte Bräuche und Feste, charakterisierte treffend die Eigenart verschiedener deutscher Stämme und nahm in seine Spruchsammlungen auch Reime des Volkes auf.

Besonders wirkten die Romantiker fördernd und bahnbrechend. August Wilhelm Schlegel begründete die Literaturgeschichte. Tiecks Ausgabe der Minnelieder (1803), seine Bearbeitungen von Märchen und Volksbüchern, Josef Görres gehaltvolle Würdigung der „Teutschen Volksbücher" (1807), bereiteten den Boden für gelehrte, germanistische Ausgaben und Forschungen. Arnim und Brentano erzielten durch ihre Ausgabe „Des Knaben Wunderhorn" (1805/08) eine ungemein tiefgehende Wirkung auf die Erforschung des Volksliedes sowie auf die Lyrik des 19. Jahrhunderts. Durch diese Erscheinungen wurden die Brüder Grimm zur Abfassung der „Kinder- und Hausmärchen" (1812—1814) und der „Deutschen Sagen" (1816) angeregt. An Jakob Grimms „Deutsche Grammatik" (1819 ff.) schloß sich die Erforschung und Sammlung des mundartlichen Wortschatzes, die eigentlich mit Joh. A. Schmellers „Bayrischem Wörterbuch" (1827—37) beginnt. J. Grimms aus dem vollen geschöpfte „Deutsche Mythologie" (1835) hat die Mythenforschung in Deutschland angebahnt. J. W. Wolf, der Begründer der ersten Zeitschrift für Mythologie, wies zuerst auf die große Bedeutung der Bräuche für die Mythenkunde hin; auf breitere Grundlage stellte W. Mannhardt seine Wald- und Feldkulte. A. Kuhn und W. Schwartz erschlossen aus norddeutschen Sagen und Märchen den im Volke erhaltenen reichen Grundstock uralter Anschauungen von niederen



mythischen Wesen, Elben. Ludwig Uhland eröffnete mit seinen Volksliedern (1844/45) die Reihe der wissenschaftlichen Volkslied-Ausgaben.

Das Verdienst, zuerst für diese Bestrebungen Zusammenschluß und einen einheitlichen Namen gefunden zu haben, gebührt England: durch den Aufruf Folklore von W. J. Thoms im Athenäum (1846). Dafür dürfen wir Deutsche auf die segensreiche Wirksamkeit W. H. Riehls hinweisen, der neben anderen Schriften durch seinen in die Zukunft weisenden Vortrag „Die Volkskunde als Wissenschaft" (1859) auch diesen von ihm geschaffenen Begriff eingeführt hat. Durch Karl Weinholds Begründung des Vereins und der Zeitschrift für Volkskunde in Berlin (1890) wurde der Dilettantismus auf diesem Gebiete vertrieben, Programm und Methode der neuen Wissenschaft festgestellt und zahlreiche arbeitsfreudige Jünger gewonnen. Seit 1893 entstanden in den meisten deutschen Landschaften besondere Vereine und Zeitschriften für stammheitliche Volkskunde, die den lange angestrebten Zusammenschluß zu gemeinsamer Arbeit durch die 1904 erfolgte Gründung des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde gefunden haben.[1])

Vierte Sitzung

Donnerstag, den 30. September 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. K. Zwierzina.

Vortrag des Priv.-Doz. Dr. W. Brecht (Göttingen): **Heinse und der ästhetische Immoralismus.**

Schon vor seiner italienischen Reise huldigt Wilhelm Heinse, nachdem er die Fesseln der Anakreontik und des französierenden Klassizismus abgestreift, einer freien, ästhetisch gestimmten Kraftmoral; das geht aus den gleichzeitigen, noch unedierten Aufzeichnungen im Nachlaß deutlich hervor. In Italien (1780—83), wo er in jeder Hinsicht auf die Höhe seines Lebens gelangt, vertieft er sich nicht nur in die bildende Kunst alter und neuer Zeit, sondern auch, wahrscheinlich als der erste Deutsche, in die Literatur der italienischen Renaissance, Lateiner und Italiener, Historiker, Poeten und Novellisten. Aus ihnen gewinnt er zum erstenmal den spezifischen anschaulichen Begriff der Renaissance, vor allem den Begriff der Renaissancemoral.

---

1) Der Vortrag ist in bedeutend erweitertem Umfang in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde im 20. Jahrgang, 1910, erschienen.

Aus diesen intensiven Studien erwächst langsam der Roman „Ardinghello" (1787). Das Tagebuch der italienischen Reise und spätere Aufzeichnungen beweisen, daß seine Quellen in erster Linie genuesische und florentinische Historiker sind; vor allem aber eine handschriftliche Version der populär weitverbreiteten „Fatti tragici della casa Medici", die er in Florenz kennen gelernt hat, die „gleichzeitige florentinische Handschrift" des Romans. Ihr entnimmt er die Geschichte der Bianca Cappello, wie sie sich im Tagebuch der italienischen Reise (Schüddekopfs Ausgabe Bd. VII) und im Ardinghello findet. Als Parallelfall zu der in den Fatti tragici erzählten Malatesta-Geschichte erfindet er Vorgeschichte und Fabel des ersten Teils seines Romans.

Was Heinse aus den Historikern nicht gewinnen konnte, Atmosphäre des täglichen Lebens, erotische Auffassungen, Kenntnis der Frau, boten ihm die Novellisten, deren Studium sein Nachlaß und seine Briefe bezeugen. Gleich das erste Kapitel des Ardinghello ist eine echte Rachenovelle der Renaissance, die Geschichte einer bella vendetta.

Wie diese Renaissancewelt mit ihrer Moral Heinse angesteckt hat, das zeigen frappant seine Aphorismen in den Tagebüchern der nächsten Jahre, das zeigt vor allem „Ardinghello" selbst, der nicht sowohl ein „veredelter Abenteurerroman", als vielmehr ein historisch sein sollender Renaissanceroman ist. Die Hauptperson Ardinghello ist nicht ein Avanturier, der notgedrungen, als echter Nachfolger des picaro, seine Fähigkeiten ausbildet, er ist der uomo universale der Renaissance, der seinen „ganzen Menschen" kultiviert, um seine denkbar höchste Existenzform zu erreichen, den uomo singolare. Neben ihn tritt Fiordimona, das Renaissanceideal des freien Weibes der Gesellschaft. Die Beziehungen zum Roman des 18. Jahrhunderts sind verschwindend gering. Von Heinse geht die Auffassung der „Renaissancemoral" in großem Strom bis in unsere Tage. Vor allem aber sind es zwei nova, die Heinse aus der Renaissance heraufbringt: das eigentlich Erklärende, *die Idee des amoralischen Menschen*, und zum Ersatz der Moral, als neue Möglichkeit, der Gedanke seiner *nur ästhetischen Orientierung*. In ihnen liegt der Fortschritt über den Sturm und Drang hinaus zu den ethischen Neuauffassungen der jungen Romantik.

Die erstaunlich ausgebreitete Weiterwirkung Heinses verfolgt man am besten, wenn man die Umwandlung des weiblichen und des männlichen Ideals im Roman ins Auge faßt. Die Fiordimonengestalt erzeugt bei Tieck, bei Fr. Schlegel, Brentano, Arnim und Eichendorff, (vielleicht auch bei Jean Paul), zum Unterschied

von den früheren „Machtweibern" rein auf das Erotische basierte neue Frauenfiguren. Weniger, aber auch stark spürbar, wirkt die Ardinghellogestalt nach. In bezug auf die Kunstanschauung zeigt sich zunächst Tieck im II. Teil des Sternbald, in bezug auf den Stil Hölderlin beeinflußt. Bewußt als Vorkämpfer der „neuen" Emanzipation des Fleisches verherrlichen Heinse die Dichter des jungen Deutschland: Gutzkow und namentlich Laube. Ob Heine und die Gräfin Hahn-Hahn mit Heinse zusammenhängen, steht noch dahin.

Auch bei Nietzsche ist weitgehende Übereinstimmung, ja eine gewisse geistige Verwandtschaft zweifellos. Naturalistische Ethik, ästhetisch gefärbt, auch die Grausamkeiten des Weltlaufes rechtfertigend, unbedingt bejahend, aristokratisch gestimmt, womöglich naturwissenschaftlich begründet: das suchen beide. Fäden von Nietzsche zu Heinse sind denkbar, aber einstweilen wenig wahrscheinlich. Und auch nicht notwendig: Nietzsche ist wohl nur der Erstling einer großen gegenwärtigen Bewegung, und unser erneutes Interesse für Heinse ist selbst großenteils eine Folge von Nietzsches Lehre.

Jedenfalls wird man sagen können: der denkwürdige Vermittler der extremen Moralideen der Renaissance, des Sturmes und Dranges, der Romantik und der neuesten Zeit, die sämtlich im Ideal des souveränen Individuums gipfeln, ist Wilhelm Heinse.

Vortrag des Prof. Dr. Oskar F. Walzel (Dresden): **Analytische und synthetische Literaturforschung.**

Die Forschung auf dem Felde der deutschen Literaturgeschichte hat in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr den Weg der Synthese verlassen und sich mit Analyse begnügt, trotz der Warnung J. Minors vor der Spezialisierung und Detaillierung der Wissenschaft (Euphorion 1894 Bd. 1, S. 19) und trotz der Anregungen R. M. Meyers (Prinzipien der wissenschaftlichen Periodenbildung, Euphorion 1901 Bd. 8, 1ff.), der richtig auf die Kernfrage historischer Synthese, auf das Verhältnis des Individuellen und der überindividuellen historischen Kräfte hingewiesen und die Analyse des ersteren hinter die zusammenfassende Erforschung der letzteren zurückgestellt hatte. Diese starke Betonung des Überindividuellen erinnert lebhaft an K. Lamprechts Methode, die sozialpsychischen Voraussetzungen individuellen Wirkens zu ergründen. Sicher findet jeder Literarhistoriker, der dem Problem der Synthese historischer Einzelelemente nachgeht, bei Lamprecht manche Anregung.

Doch die deutsche Literarhistorik lehnte im ganzen und großen bisher Lamprecht ab. Immerhin empfanden A. E. Schönbach (Über Lesen und Bildung, 7. Aufl. 1905 S. 365f.) und vor ihm G. Roethe

(Anzeiger f. deutsches Altertum Bd. 24, 239ff.) ganz richtig etwas Verwandtes in seiner und in W. Scherers Methode. Scherer kam zunächst von der historischen Schule her; diese suchte die einzelne Erscheinung aus dem überindividuellen Begriffe eines Volksgeistes abzuleiten. Dann aber wurde Scherer wahrscheinlich durch Comtes naturwissenschaftliche Geschichtsphilosophie und durch den Versuch der Soziologie, die Naturbedingungen geschichtlichen Werdens zu erforschen, in seiner Neigung bestärkt, die Analogie des Natur- und des Geisteslebens zu beachten. Ja in Scherer näherte sich die deutsche Historik zum erstenmal der soziologischen Geschichtswissenschaft. Lamprecht ging lediglich auf Scherers Wegen weiter, wenn er das geschichtliche Leben auf exakte Gesetze nach Art der Naturwissenschaft zu bringen und bestimmte Stufen des Fortschritts nachzuweisen sich bestrebte. Ihm trat H. Rickert mit einer scharfen Trennung geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Forschung entgegen, hob die Einmaligkeit der Geschichte als eines Ganzen hervor, ja leugnete, daß die reine Tatsächlichkeit der Geschichte ein eigentliches Erklären im naturhistorischem Sinne zulasse. Um den dadurch entfachten geschichtsphilosophischen Streit hat aber die Literaturgeschichte bisher sich so gut wie gar nicht gekümmert.

Sicherlich ist der Philosoph Rickert weniger als der Historiker Lamprecht bereit, das Eigentümliche der menschlichen Geschichte einer Systematik historischen Geschehens aufzuopfern. Doch wäre es verfehlt, sich deshalb auf ihn bei dem Versuche zu berufen, die ganze Geschichtsforschung lediglich auf eine analytische Untersuchung der Individualitäten zu beschränken. Vielmehr zeigt gerade die Philosophie, daß Synthese bei historischer Arbeit möglich und notwendig ist.

W. Dilthey (Kultur der Gegenwart, Teil 1, Bd. 6, S. 3) erkennt in der Begriffsbildung mehr als ein Hilfsmittel, das Singulare darzustellen. Die Geschichte will durch Zusammenfassung des Singularen die Struktureinheit des individuellen und des Gemeinschaftslebens aufdecken und kann darum mehr leisten als ein bloßes Nacherleben. Mag sie immer darauf verzichten, mit Lamprecht einen einzigen Rhythmus historischen Geschehens anzunehmen, so darf sie doch der Rhythmik historischer Vorgänge nachgehen und sich so einer Begriffsbildung nähern.

Die Literaturgeschichte gebietet indes zum Zwecke synthetischer Zusammenfassung noch über weitere begriffliche Momente: das Ideelle, das im Kunstwerk waltet, die Lebensprobleme, die es verwirklicht, die Formen, in denen es sich auslebt. Leider neigt heute die deutsche Literarhistorik viel mehr dazu, bestehende, geschicht-

lich gegebene Synthesen durch fortgesetzte Analyse in nichts aufzulösen. Ursache dieser Erscheinung ist der in Kunst und Wissenschaft augenblicklich waltende Impressionismus. Dieser Impressionismus deckt sich nicht mit Rickerts Absichten. Auch diesem ist das Individuum ein notwendiges Produkt der Vergangenheit. Nur erblickt er auch in der Umwelt und Vorwelt individuelle Voraussetzungen, deren individuelle Wirkungen er erforschen möchte. Wenn er im Gegensatz zu Lamprecht nicht bei einem „Allgemeinen" stehen bleiben will, sobald es sich um die Ursachen historischen Geschehens handelt, so berührt er sich aufs engste mit Praxis und Theorie der Literaturgeschichte. Roethe verlangt, die entscheidende schöpferische Bedeutung des einzelnen zu erkunden, der Anregung also nachzugehen, die sich von Individuum zu Individuum weiterleitet. Freilich kommt dadurch die Literaturgeschichte in Gefahr, den „Einflüssen" einseitig nachzuforschen. Doch eine richtige Verfolgung dieser Einflüsse, die nicht bei der einzelnen Parallele stehen bleibt, ist ein vorzügliches Mittel, vom einzelnen zu größeren Verbindungen sich zu erheben.

Wenn die Literarhistorik, die von Individuum zu Individuum sich spinnenden Ideen, Lebenszüge, Formen weiter beachtet, so werden sich Entwicklungsreihen ergeben, die der Lösung des Problems, die überindividuellen Momente der Literaturgeschichte zu erkennen, uns näher rücken. Unsere Wissenschaft brauchte nur mit Bewußtsein dieses Ziel weiter zu erstreben, um vom einseitig analytischen Betriebe wieder zu synthetischer Zusammenfassung zu gelangen.

An den Vortrag schloß sich eine kurze Diskussion, an der sich Prof. Richard M. Meyer (Berlin) und der Vortragende beteiligten.

Fünfte Sitzung

Freitag, den 1. Oktober 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Reg.-Rat Dir. Dr. A. Reißenberger.

Vortrag des Oberlehrers Dr. G. Rosenhagen (Hamburg): **Aufgeben der Bispelforschung.**

Die als Bispel bezeichneten kleinen Lehrgedichte bedürfen der textlichen und der literarischen Kritik. In der Überlieferung gehen sie mit andern teils lehrhaften, teils unterhaltenden Reimpaargedichten in Sammelhandschriften verschiedener Art zusammen. Inhalt und Ordnung, Entstehung und Vorgeschichte dieser Samm-

lungen bedürfen der Untersuchung. Als Beispiel können die große Heidelberger (P), die Kalocsaer (K) und die Wiener Handschrift 2677 dienen. Alle drei haben als ersten Teil dieselbe Sammlung von Mariengedichten, in verschiedener Ordnung. P und K sind außerdem, wie gerade an diesem ersten Teile zu sehen ist, an einem Ort nach einheitlicher Anordnung entstanden, was der Vortragende näher ausführte.[1]) Was die Aufgaben der literarischen Kritik betrifft, so würde zunächst der (historische) Gattungsbegriff „Bispel" zu bestimmen sein, indem man zeigt, was in den herkömmlich so genannten Gedichten geleistet ist. Irgendein beliebiges traditionelles Motiv verschiedenster Herkunft wird in eine ganz allgemein gehaltene erzählende Form gebracht und dann gedeutet, bald weltlich, bald geistlich, bald allgemein moralisch. Deutung und Erzählung stehen in genauester Beziehung zueinander. Dies gilt auch für die Stücke, welche in dem Verhältnis von Erzählung und Deutung von dem vorherrschenden Typus abweichen. Wert und Reiz liegt durchaus in der Form. Wie man sonst wohl mit Rätseln die unglaublichsten Kunststücke aufstellt, so führt hier der Grundsatz *„die rede mein ich anders war"* zu den mannigfaltigsten Kombinationen. Diese Form ist deutlich von der gleichzeitigen Fabel zu scheiden; daher ist der besondere Name, wie ihn die Hss. für diese Stücke brauchen, ein Bedürfnis. In den Gedichten selber bezeichnet er allerdings nur das zu Deutende. Diese Bispel haben ihr allgemeines Vorbild in den Gleichnissen Jesu und der Predigt: ihre ausgeprägte Form, ihr gleichartiger Stil weist aber auf einen einzelnen hin, der die Gattung eingeführt hat. Es ist das der Stricker, von dem auch die Mehrzahl der erhaltenen Stücke herrühren wird. Daraus ergeben sich die Aufgaben der künftigen Forschung. Auf der einen Seite ist die formelle Eigenart der ganzen Gattung genauer zu beschreiben; Verhältnis des Gedeuteten zur Deutung, Einführung und Art der Erzählung, Einführung und typischer Gang der Deutung, und diese sind mit den angedeuteten Vorbildern, sowie auch verwandten Erscheinungen der mittelalterlichen Nationalliteraturen, auch des Auslands, zu vergleichen; dazu gehört auch die Herleitung der erzählten Stoffe. Andrerseits ist der Anteil des Strickers wie auch seine Leistung als Schöpfer der Gattung näher zu bestimmen. Die Lösung dieser Aufgaben würde wieder ein Licht auf die Höhe der sprachlichen Bildung werfen, auf welcher im 13. Jahrhundert selbst Schriftsteller niederer Ordnung gestanden haben.

---

1) Näheres darüber in der Einleitung zu der inzwischen erschienenen Ausgabe der Heidelberger Hs., Deutsche Texte herausg. von der Kgl. preuß. Ak. XIII.

Vortrag des Privatdozenten Dr. G. Neckel (Breslau): **Grundsätze der Eddakritik.**

Einleitend wies der Vortragende auf die Bedeutung der Interpretation für die Textkritik hin; die Eddainterpretation ist neuerdings besonders durch Heinzels und Detters Kommentar gefördert worden. Er erörterte zuerst die Grundfragen der „niederen" Kritik.

I. Die Lieder sind, soweit möglich, in der Form darzustellen, die sie in der letzten Zeit vor ihrer Aufzeichnung hatten, also so, wie sie um 1200 von Isländern vorgetragen wurden. Wieweit diese Form mit der der Dichter identisch ist, diese Frage ist in ihrem vollen Umfange unlösbar; die Antworten, die wir auf sie haben, sind anderswo zu buchen als in einer Ausgabe. Andrerseits ist die mündliche Gestalt der Eddatexte um 1200 keineswegs ohne Interesse. Man darf die mündliche Tradition nicht ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Entartung und des Unverstandes betrachten.

Bei der Gewinnung dieser Tradition handelt es sich darum, Schreiberkorruptelen auszumerzen, die Sprachformen zu normalisieren, die Metrik zu regeln. Die ältesten isländischen Handschriften haben keinen begründeten Anspruch auf vorbildliche Geltung bei der Normalisierung der Sprachformen. Streichungen aus metrischen Gründen sind, wie im Einklang mit Sievers, Abh. der sächs. Ges. d. Wiss. 1909, 521 ausgeführt wurde, höchstens in beschränktem Maß zulässig. Das metrische Urteil hat sich nicht ausschließlich auf den Vers (Kurzzeile) zu stützen, sondern auf den Helming und die Strophe. An der Hand der Sigurðarkviða skamma und anderer Lieder wurde eine ästhetisch sinnvolle Verwendung des Dreisilblers nachgewiesen und somit seine Ursprünglichkeit an gewissen Stellen wahrscheinlich gemacht.

II. Was die sogenannte höhere Kritik betrifft, so ist zu berücksichtigen die Tatsache des Nachwachsens verschollener Verse und Strophen („Ersatzstücke"), die die stilistisch-metrische Buntscheckigkeit namentlich der ältesten Heldenlieder erklärt; die Urbestandteile dieser Lieder stellen sich als Ruinen dar. In betreff der Interpolationen bemerkte der Vortragende, daß die alte kritische Methode durch Stilanalyse und ästhetische Nachempfindung zu vervollkommnen sei. Einschübe seien in den Eddaliedern in der Tat vorhanden; sie seien am ehesten da zu erwarten, wo der Fluß des Erzählens stockt, also in reflektierenden, gnomischen, lehrhaften Zusammenhängen (Beispiele: 1. Helgilied, Sigrdrífumál, Vǫluspá). Endlich hat die höhere Kritik die Umdichtungen ins Auge zu fassen. Der veränderte Geschmack schafft aus alten Liedern neue

von anderer Anlage (Hauptbeispiel: Guðrúnarhvǫt). Damit zusammen hängen die Anleihen, die sich in den Texten noch zahlreicher würden feststellen lassen, wenn die Überlieferung reicher wäre.

Die dargelegten Grundsätze gedenkt der Vortragende bei einer neuen Ausgabe der Eddalieder ins Praktische zu übersetzen.

Vortrag des Gymn.-Prof. Dr. A. Wallner (Graz): **Zum Frauendienst Ulrichs von Liechtenstein.**

Sein steirisches Thema rechtfertigte W. mit dem Hinweis auf den Ort der Tagung. Die Fragen, die sich an Ulrichs poetische Biographie, den „Frauendienst" knüpfen, haben noch keine einhellige Antwort gefunden. Die einen sehen darin überall erlebte Wirklichkeit, die andern erklären alles für ironische Erfindung, die dritten suchen Dichtung und Wahrheit zu sondern. Sicher ist, daß die Hauptszene, das abenteuerliche Stelldichein, die als Erlebnis unmöglich ist, Motive aus der Tristandichtung nachbildet und sie mit dem Schwank von Virgilius im Korbe kombiniert. Die Anleihe beim Tristanroman erstreckt sich auch noch auf andere Episoden im FD., auf Ulrichs erste Unterredung mit seiner Herrin und auf das heimliche Gespräch mit dem Boten bei Möllersdorf. Diese erweisbaren Entlehnungen berechtigen zum Mißtrauen auch gegen den Wirklichkeitsgehalt der übrigen Erzählungsmotive, sobald sie als Erlebnisse Ulrichs Bedenken erregen. Das ist der Fall bei der Mundoperation und der Übersendung des abgeschlagenen Fingers. Ulrichs Dame ist von edler Abkunft, er aber ist Ministerial. Das ist das typische Verhältnis zwischen Dame und Ritter im Minnedienst. Daß eine adliche Frau sich den Dienst eines Ritters verbeten hätte, bloß weil er Ministerial war, ist nicht wahrscheinlich. Ulrichs Herrin aber begegnet seiner höfischen Werbung mit dem Vorwurf der Unebenbürtigkeit. Sie fügt zu dieser Kränkung seiner Standesehre noch eine persönliche durch den höhnischen Hinweis auf seine gespaltene Lippe. Genau wie Ulrich, wird bei Saxo (VII. Buch) Halfdan von der Königstochter Guritha wegen seiner niedern Herkunft und seiner gespaltenen Lippe abgewiesen, und die Svarfdäla-Sage, in der das Motiv abermals erscheint, stellt außer Zweifel, daß die Lippenspalte symbolisch, als Knechtszeichen, zu verstehen sei. Mißverständnis hat den einen Vorwurf in zwei zerlegt, bei Ulrich von Liechtenstein wie bei Saxo. Bei der Episode, wie Ulrich seiner Herrin den abgehackten Finger mit einem Büchlein übersend[illegible] wurde schon Uhland an eine Anekdote im Leben Guillems von B[illegible] erinnert, der sich den Fingernagel ausziehen ließ und ihn mit [illegible] Liede seiner Dame überreichte. Ulrichs Abhängigkeit ist [illegible]

wahrscheinlicher, als sein Liebesroman sich nicht nur in charakteristischen Einzelheiten mit den Lebensgeschichten der Troubadours berührt, sondern auch den für ihre Liebesverhältnisse typischen Verlauf nimmt. Es scheint, daß die fabulosen Troubadourbiographien Ulrichs Vorbild waren, als er sich selbst zum Helden einer phantastischen Vida machte, um seinen Liedern einen Rahmen zu schaffen.

Direktor Dr. S. Feist (Berlin) begrüßte die Sektionsteilnehmer im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin und in seiner Eigenschaft als Redakteur ihres Organs, des Jahresberichtes über die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Er berichtete sodann über die Zwecke des Jahresberichtes und seine Anlage und bat, die Herausgeber namentlich durch Übersendung von Büchern, Dissertationen, Gelegenheitsschriften, Bücherbesprechungen zu unterstützen.

Der Vorsitzende schloß die letzte Sitzung und dreißigste Tagung der germanistischen Sektion.

V. Historisch-epigraphische Sektion.

Erste Sitzung

Dienstag, den 28. September 1909, nachmittags ½3 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. Adolf Bauer.

Der Vorsitzende eröffnete die Verhandlungen der Sektion mit einer kurzen Begrüßungsansprache und teilte mit, daß sich 63 Mitglieder eingezeichnet haben. Zu Schriftführern wurden gewählt: Gymn.-Oberl. Dr. P. Groebe (Berlin) und Gymn.-Lehrer Dr. R. Egger (Klagenfurt).

Als erster Redner sprach Herr Univ.-Prof. Dr. A. v. Premerstein über **Eine zweite Reise durch Lydien im April-Juni 1908.**

Diese Reise, im Auftrage des österreichischen archäologischen Instituts von Dr. Josef Keil (Smyrna) und dem Vortragenden in den Monaten April bis Juni 1908 durchgeführt, stellt sich als die Fortsetzung einer im Frühsommer 1906 auf Anregung des verewigten Otto Benndorf unternommenen Bereisung Lydiens dar, über welche die Genannten einen ausführlichen Bericht in den Denkschriften der Wiener Akademie (phil.-hist. Klasse, Bd. LIII Abh. 2) veröffentlicht haben. Die beidemal erzielten epigraphischen und topographischen Ergebnisse sollen in erster Reihe der von der Wiener Akademie vorbereiteten Sammlung der Tituli Asiae minoris zugute kommen. Die Ausbeute des Jahres 1908, in welchem Keil und v. Premerstein vor allem den nordwestlichen Winkel Lydiens mit den Stadtgebieten von Apollonis, Thyateira und Attaleia sowie die Landschaft Maionia durchforschten, betrug an die 380 unedierte Texte (darunter auch einige lateinische); außerdem wurden alle erreichbaren bereits edierten Inschriften nachverglichen.

Das älteste Stück ist wohl eine in Maionia gefundene Inschrift im epichorischen Alphabet, welches bisher nur aus drei im Jahre 1906 zum Vorschein gekommenen Denkmälern bekannt war, denen P. Kretschmer in einem Beitrag zu dem oben angeführten Berichte eine sachkundige Untersuchung gewidmet hat. Durch neue Inschriften wurde die bisher strittige Lage der lydischen Städte Hermokapeleia und Bagis festgestellt; auch für die Ansetzung der Städte

Tmolos und Attaleia wurden Anhaltspunkte gewonnen. Außerdem bieten die neuen Urkunden mancherlei Aufschlüsse über die Besiedlung der Gebiete von Thyateira und von Apollonis unter syrischer und pergamenischer Herrschaft, über einen Galatereinfall in Lydien, das reiche städtische und gewerbliche Leben und die führenden Familien Thyateiras im zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr. An der Hand der Denkmäler läßt sich die Geschichte der in dieser blühenden Gemeinde abgehaltenen zahlreichen Agone in vielen Einzelheiten ermitteln. In der nördlichen Umgebung Thyateiras belehren Grabschriften über die sakralen Organisationen in den dort gelegenen Komen und Katoikien und über das auch in Lydien stark verbreitete Institut der Pflegekinder (*θρέμματα*). In einer zahlreichen Gruppe religiöser Denkmäler aus Maionia, unter welchen viele sogenannte Sühneinschriften sind, tritt uns ein zäh festgehaltener Kultus uralter vorhellenischer Gottheiten (meist Meter und Men) mit merkwürdigen, in der Regel lokalen Beinamen entgegen.

Ein eingehender Bericht über die Reise des Jahres 1908 wird voraussichtlich im Laufe des Jahres 1910 in den Wiener Denkschriften erscheinen. In einer dritten Reise, die sobald als möglich stattfinden soll, wird die Aufnahme der antiken Inschriften Lydiens zum Abschluß gebracht werden.

Sodann sprach Univ.-Prof. Dr. O. Schultheß (Bern) über **eine in den Fundamenten der Kastralmauer von Solothurn gefundene Inschrift**[1] und über **die Inschrift auf einer in Münsingen gefundenen Glasperle.**

1. Die nicht gerade häufig vorkommende Familie der Crassicii ist in dem Dutzend römischer Inschriften aus Solothurn (Salodurum) schon dreimal vertreten. T. Cr(assicius) Paettusius (nicht Pattusius) hat nach CIL XIII 5169 (= Mommsen, Inscr. Conf. Helv. 218) dem Apollo einen Tempel gestiftet: templum d(e) s(uo) d(onum) d(edit). Am 17. August 1909 wurde bei Fundamentgrabungen für die neue Handelsbank eine guterhaltene, profilierte römische Ara (0,77 h., 0,425 br., 0,305 d.) gefunden, eingemauert in der Südwestecke der Kastralmauer, die bei der Erbauung der mittelalterlichen und neueren Befestigungen fast bis auf das Fundament zerstört worden war. Oben ist in der Ara eine kreisrunde Ausarbeitung von einigen Zentimetern Breite, bestimmt zur Aufnahme einer Säule oder eines Votivgegenstandes. Auf der Vorderseite steht in 6 cm hohen Buchstaben die Weihinschrift, von der Photographie und

1) Ausführliche Darstellung erscheint im Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1910.

Abklatsch vorgelegt wurden: T CR PAETTVS ·VS | ET CR. MAGI | VS | SVLEIS SVIS | VSLM in ziemlich roher Schrift mit stark eckigem S. Schwierig ist einzig die Lesung der 5. Zeile, deren Buchstaben am Ende zusammengerückt sind. Die vom Vortragenden vermutete, aber vorläufig zurückgehaltene Lesung SVLEIS SV|S wurde u. a. von den Herren Anthes und Bormann unabhängig bestätigt. Damit reiht sich diese Inschrift, die ins 3. Jahrhundert gehören dürfte, als viertes Exemplar den drei aus Germania superior bekannten Weihungen an die Suleviae an, nämlich der Inschrift aus dem Bois de Vaud bei Vidy (Waadt) CIL XIII 5027 (= Mommsen, Inscr. Conf. Helv. 134 = Ihm Bonn. Jahrbüch. 85 n. 155), wo ebenfalls steht SVLEIS SVIS, der Inschrift von der Schweppenburg bei Andernach CIL XIII 7725 (= Brambach CIRh 673 = Ihm n. 194 = Dessau n. 4772) mit dem Dativ SVLEVIABVS, der allein die Nominativform Suleviae verbürgt, während aus Sulevis und Suleis (dieses jetzt im ganzen 6 mal) eher auf Sulevae geschlossen würde, und der Inschrift von Lopodunum (Ladenburg) bei Haug, Mannheimer Geschichtsblätter VII (1906) S. 191 und 225 (= Bericht üb. röm. german. Forschung f. 1906/07, S. 84 Nr. 135) mit dem neuen SVLEVIS SORORIBVS.

2. Eine dunkelgrüne Glasperle, die am 5. Mai 1909 in einem Grabe der II. La-Tène-Periode in dem großen gallischen Gräberfeld von Münsingen bei Bern (über dieses vgl. J. Wiedmer, Das gallische Gräberfeld bei Münsingen, Bern 1908, S.-A. aus dem Archiv d. histor. Ver. d. Kts. Bern, Bd. XVIII, Heft 3) gefunden wurde, trägt eine etwa einen halben Millimeter tief mit scharfen Rändern eingravierte Inschrift, deren Alphabet Etruskologen und Orientalisten bis jetzt umsonst zu bestimmen versucht haben, so daß dem Vortragenden die Annahme bloßer kabalistischer Zeichen zu apotropäischem Zwecke schließlich am einfachsten scheint. Er legt Photographien vor, bittet um Mitteilung von Vermutungen und teilt mit, daß eine vorläufige Publikation in Lidzbarskis „Ephemeris für semit. Epigraphik“ erscheinen werde.

Zweite Sitzung

Dienstag, den 29. September 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. Adolf Bauer.

Priv.-Doz. Dr. A. von Meß (Bonn) sprach über **Die Verfassungsgeschichte der *Ἀϑηναίων πολιτεία* des Aristoteles.**[1])

1) Der Vortrag bot einen Ausschnitt aus einem größeren in Vorbereitung befindlichen Werke.

Der historische Teil der Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles (Kap. 1 bis 41) kann nur im engsten Zusammenhange mit den Resten der attischen Historiographie verstanden werden. Es ist längst erkannt, daß wir hier große Stücke aus einer zeitgenössischen Schrift vor uns haben, die aristokratische, fast oligarchische Tendenz zeigt. Daneben glaubt man, in den rein historischen Partien, die Atthis zu erkennen. Nun hat das Ganze eine deutlich paraenetische Tendenz, die Anschauungen vertragen sich zum Teil nicht mit Aristoteles. Die Lösung liegt in der Quelle. Es ist eine ganz andere Person und Zeit, die hier zu uns spricht: wir haben, wie zuerst O. Seeck bemerkt hat, im wesentlichen eine einheitliche Quelle aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts vor uns. Die Politienschriftstellerei hatte schon lange vor Aristoteles begonnen, auf ihr fußt seine Arbeit, er ist Systematiker, nicht Historiker: sein eigentliches Werk beginnt nicht mit den Politien — sie sind nur Material — sondern mit der Politik.

Der Verfasser dieser Quellenschrift, die — indirekt — auch in Plutarchs Solon vorliegt, ist Aristokrat, Therameneer, aber er schreibt nach 403, nach der Restitution des Demos, daher seine Zurückhaltung, daher die wenigen demosfreundlichen Äußerungen, daher die ganze Tendenz: das Werk ist ein Programm und eine Apologie. Seine sonst ausgezeichnete Geschichte des Staatsstreichs der 400, des Regiments der Dreißig ist durch und durch Tendenzgeschichte. Die Akten, die er gibt, sind echt, sind die Akten der 400, aber eben deshalb fehlt in ihnen die Darstellung der revolutionären Vorgänge, das wahre Bild erhalten wir erst aus Thukydides. In Theramenes und seiner Partei verteidigt er sich selbst, aber nie greift er zu den plumpen Mitteln der Theramenesquelle bei Ephoros-Diodor. Aus dieser Parallele erklärt sich auch das Totschweigen des Alkibiades. Theramenes ist sein Rival, die therameneische Überlieferung bei Ephoros hat es sogar versucht ihn zu einem Kriegshelden, zum größten Feldherrn neben Alkibiades zu machen. Diese Propaganda hat nach dem Tode des Theramenes fortgewirkt, aus der Lokalhistorie ist sie in die spätere Geschichtsschreibung übergegangen. Aus ihr erst verstehen wir die Persönlichkeit und die letzten Absichten des Theramenes.

Person und Kreis des Autors der Verfassungsgeschichte ist noch sehr deutlich erkennbar. Mit rühmender Anerkennung spricht er Kap. 40 von Archinos, dem Führer der gemäßigten Demokraten: aber er lobt ihn als ein Mann der anderen Partei. Sein Herz gehört dem Rhinon und der Kompromißpartei, die — wenn auch halb gezwungen — den Frieden zwischen Demos und Oligarchie zustandegebracht hatte. Seine Schrift ist ihre Apologie und ihr Pro-

gramm, das Programm für eine gedeihliche Entwickelung innerhalb des Rahmens der bestehenden Demokratie.

Diesem Zwecke und der Schilderung der *πάτριος πολιτεία* in seinem Sinn dient die Geschichte der athenischen Verfassung. Einen Hauptraum nimmt die Gesetzgebung des Solon ein, in der glänzenden Schilderung der Tyrannis der Pisistratiden verrät sich das Ideal der denkenden Köpfe jener Zeit, in dem Märchen von der Herrschaft des Areopags die Tendenz, in dieser altehrwürdigen Institution ein Gegengewicht gegen die demokratische *βουλή* zu schaffen, eine Tendenz, die die konservative Partei zäh und Schritt für Schritt seit 403 verfolgt hat, ihr Ideal einer Areopagherrschaft freilich ist erst in der Römerzeit erreicht worden. So läßt uns die Schrift tief in die innere Geschichte ihrer Zeit hineinschauen. Die Oligarchie hatte ein volles Fiasko erlitten, die Demokratie, die abgewirtschaftet zu haben schien, war wiedererstanden, so mancher hochgesinnte Mann wandte der Politik den Rücken. Hier sehen wir einen der konservativen Männer, die anders dachten: zäh haben sie auf ihrem schweren Posten ausgeharrt und sind schon wieder bemüht, ihren Idealen nicht mit Gewalt, sondern in zielbewußter, resignierter Arbeit innerhalb der bestehenden Verfassung Raum zu schaffen und den Staat vor neuer Zersetzung und Anarchie zu bewahren. Aus diesen Kreisen ist die attische Geschichtsschreibung hervorgegangen, und ihre Stärke liegt, auch bei der Atthis, in der Zeitgeschichte. Diese bricht, nachdem Thukydides sie begonnen, in Athen nicht wieder ab, das zeigen uns im Kleinen der Anonymus der *Ἀθηναίων πολιτεία* und im Großen die Hellenika von Oxyrhynchos.

Hofrat Univ.-Prof. Dr. E. Bormann (Wien) berichtete über **Die Beteiligung Österreichs an der Limesforschung.**

Ihr hauptsächliches Denkmal bilden die vom Vortragenden vorgelegten elf Hefte „der römische Limes in Österreich" — das noch nicht ausgegebene Heft 11 mit dem Bericht für das Jahr 1908 war für die Philologenversammlung in einer vorläufigen Ausgabe fertiggestellt worden — und die entsprechenden wissenschaftlichen Teile der Berichte des Vereins Carnuntum. Diese Reihe kann natürlich an Ausdehnung mit den reichsdeutschen Publikationen auf dem gleichen Gebiete nicht wetteifern, aber man darf wohl sagen, daß an Trefflichkeit des Inhalts sie im ganzen hinter keiner der reichsdeutschen zurücksteht. Und doch ist die Leistung zum weitaus größten Teile das Werk eines einzigen Mannes, des Obersten i. R. Max Groller von Mildensee, der seit dem Herbst 1897 den Sommer hindurch und bis in den rauhen Winter hinein im Felde die Arbeiten für die Aufdeckung der Lager und Kastelle und für die Erforschung der

Straßen geleitet hat, der dann fast alle Pläne, Aufnahmen, Abbildungen der Fundstücke persönlich ausgeführt und, abgesehen von den epigraphischen oder numismatischen Anhängen, den gesamten Text abgefaßt hat. Der Vortragende gedachte dabei dankend der nimmermüden Mitwirkung der Gattin Grollers, die vor mehreren Jahren auch durch ihre Ernennung zur Assistentin anerkannt worden ist. Leider hat Groller nach 1907 die Leitung für den östlichen Teil des Arbeitsgebietes zwischen der ungarischen Grenze und dem Weichbilde Wiens, nach 1908 auch für den westlichen Teil, von Wien westwärts bis zur deutschen Reichsgrenze, niedergelegt und die Bemühungen, ihn von seiner Entschließung abzubringen, sind vergeblich gewesen.

Für den östlichen Teil ist an die Stelle v. Grollers der Gymnasialprofessor Dr. Nowotny getreten, der lange Jahre hindurch im Auftrag des Kärntner Geschichtsvereins die Grabungen in Virunum (Zollfeld) geleitet hat. Groller hatte die Erforschung der römischen Straßen und Kastelle, eines bei Höflein und eines nicht weit von Bruck, das wohl mit dem in der antiken Literatur den Namen *Ulmus* tragenden identisch ist, vollendet und von der gewaltigen Aufgabe der Aufdeckung des Legionslagers Carnuntum den auf die *retentura*, südlich von der *via principalis*, der jetzigen Reichsstraße, bezüglichen Teil zu Ende gebracht. Dem Nachfolger blieb die Erforschung der *praetentura*, zwischen Reichsstraße und Abhang zur Donau. Diese Aufgabe hat Prof. Nowotny im Herbst 1908 begonnen und im Sommer 1909 mit gutem Erfolge fortgesetzt. Besonders erfreulich ist der Fund einer größeren Zahl merkwürdiger Soldaten-Grabsteine, die zur Zeit Valentinians als Deckplatten einer Kloake verwendet waren.

Im westlichen Gebiete galt die Haupttätigkeit der letzten Jahre der Aufdeckung des anscheinend gegen das Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. angelegten Legionslagers Lauriacum neben dem heutigen Enns. Hier hat v. Groller im Sommer 1908 die Reste einer großen und prächtigen Anlage aufgedeckt, die er nicht glaubte bestimmen zu können, deren Bedeutung aber vielleicht durch den Vergleich mit entsprechenden, aber vortrefflich erhaltenen Bauten im Legionslager Lambaesis in Afrika sich ermitteln läßt — Bauten, die erst vor kurzem durch treffliche photographische Aufnahmen genauer bekannt geworden sind.

Wegen des Ausscheidens v. Grollers hat im laufenden Jahr 1909 die Arbeit in diesem Lager eine Unterbrechung erlitten und es ist nur auf der Strecke zwischen Enns und Wien die Erforschung eines römischen Kastells bei Mauer-Oehling durch einen Schüler und Gehilfen v. Grollers, Gymnasialprofessor Dr. Nistler fortgesetzt worden. Der Vortragende konnte eine bei diesen Grabungen vor

einigen Wochen gefundene größere, vorzüglich erhaltene und trefflich gearbeitete Bronzestatuette der Minerva im Original vorlegen.

Als einen besonderen Vorzug der österreichischen Limespublikationen der letzten Jahre konnte der Vortragende schließlich die ausführliche Behandlung der numismatischen Funde durch Hofrat v. Kenner hervorheben. Daß die Münzfunde im Lager Lauriacum so massenhaft sind und daß gerade in Wien die Kenntnis der römischen Münzprägung späterer Zeit fein ausgebildet ist, hat es v. Kenner ermöglicht, mittels der gefundenen Münzen für das ganze Lager und die einzelnen Bauten den Versuch einer Geschichte zu entwerfen, in dem die einzelnen Ermittelungen durch die Übereinstimmung untereinander einen hohen Grad der Sicherheit erreichen.

Über die mit der philologischen und archäologischen kombinierte Sitzung s. Verhandlungen der philologischen Sektion S. 88.

Dritte Sitzung

Freitag, den 1. Oktober 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. Adolf Bauer.

Gymn.-Prof. Dr. J. Kirchner (Berlin) sprach **Über den derzeitigen Stand der Bearbeitung der nacheuklidischen Inschriften Attikas.**

Als mir zu Ostern des Jahres 1905 von der Epigr. Kommission der Berliner Akademie der Wissenschaften die Neubearbeitung der nacheuklidischen Inschriften Attikas angetragen wurde, glaubte ich diese Aufgabe übernehmen zu können nur unter der Voraussetzung, daß in der Neuauflage die vor- und nachchristlichen Inschriften vereinigt würden, daß also die von Köhler und Dittenberger bearbeiteten Bände zukünftig nicht mehr gesondert, sondern als einheitliches Ganze erscheinen sollten, wodurch die Mißstände, die sich bei Steinen zweifelhafter Datierung ergeben, vermieden würden. Ist es doch durch die bisherige Scheidung gekommen, daß Inschriften, die Köhler offenbar für nachaugusteisch hielt, Dittenberger dagegen für voraugusteisch, überhaupt nicht im Korpus Aufnahme gefunden haben.

Zuerst wurde das erforderliche Schedenmaterial durch Ausnützung der gesamten neueren Literatur beschafft und durch nochmalige Durchprüfung der alten Scheden im Akademiearchiv ergänzt; hierbei ergab sich sogar eine nicht unbeträchtliche Anzahl bisher unedierter Steine. Aber auch die Tagebücher Velsens sowie die von Köhler nicht immer genügend berücksichtigte ältere Literatur lieferten reichen Ertrag. Auf Grund dieser Vorarbeiten wurden von

April—Oktober 1907 vom Vortragenden mit Hilfe des Herrn Lattermann sämtliche noch in Athen erhaltenen (leider sind nicht mehr alle vorhanden) nacheuklidischen Inschriften in den Tagebüchern kurz skizziert, sodann vermessen, abgeklatscht und auf die varia lectio verglichen, wobei sich die Lesungen Velsens, Köhlers, auch die von Kumanudis als vortrefflich erwiesen haben. Nicht in vollem Maße gilt die eben geschilderte Tätigkeit hinsichtlich der Grabinschriften. Auch diese sind vermessen, aber nur von besonders wichtigen sind Abklatsche angefertigt worden. Hierbei fanden sich nicht nur im Nationalmuseum, sondern auch auf der Akropolis und an anderen Stätten, in den Museen des Piraeus und von Eleusis, sowie in den attischen Dörfern unerwartet viele bisher unbekannte Steine. Die Zahl der noch nicht edierten von uns gesammelten Steine beträgt gegen 1800, von denen etwa die Hälfte Grabinschriften sind.

Von etwa 250 bemerkenswerten Steinen Attikas wurden Photographien angefertigt, teils von Herrn Lattermann, teils vom Institutsphotographen Herrn Rohrer. Ich bin bestrebt gewesen, die Steine so auszusuchen, daß an der Hand derselben die Entwickelung der Schrift vom Jahre des Eukleides bis in das 4. nachchristliche Jahrhundert ersichtlich wird. Die Auswahl war insofern nicht leicht, als zum Photographieren eines Steines dreierlei für unsere Zwecke in Betracht kommt: 1. genaue Datierung des Steines. 2. gute Erhaltung desselben. 3. die Möglichkeit, ihn durch ein Lichtbild überhaupt wiederzugeben, denn bekanntlich können einige sehr wichtige Steine infolge ihrer unglücklichen Stellung, sofern sie nämlich eingemauert sind, überhaupt nicht photographiert werden.

Der Vortragende gedachte sodann in warmen Worten des Entgegenkommens, das ihm seitens des Generalephoros Kavvadias zuteil wurde, und der Unterstützung, die ihm der Ephoros der epigraphischen Sammlung, Herr Leonardos, die Herren Heberdey und v. Premerstein und ganz besonders A. Wilhelm zuteil werden ließen, und fuhr fort: Nach glücklicher Überführung des gesamten Materials nach Berlin habe ich zunächst die Abklatsche gesichtet und zweckmäßig untergebracht.

Zu Anfang des Winters 1907 habe ich mit der Bearbeitung des 1. Bandes, welcher die Dekrete enthält, begonnen. Die Gesichtspunkte, von denen ich dabei geleitet wurde, sind folgende:

Das Lemma enthält nach der laufenden Nummer, der in Klammern die Nummer des CIA beigegeben ist, folgende Angaben: 1. Fundort und jetziger Aufbewahrungsort (mit Musealnummer); 2. Beschreibung mit den genauen (von Köhler nicht angegebenen) Maßen; 3. für die Zeitbestimmung charakteristische Buchstaben in Majuskeln

(nebst Buchstabengröße und Zeilenabstand; 4. maßgebende Abschriften; bezüglich älterer Abschriften wird bloß durch ein vorgesetztes Kreuz auf das CIA verwiesen; 5. etwaige Literaturangaben; 6. „ectypon“, d. h. ein solches ist im Akademiearchiv vorhanden.

Die Wiedergabe der Inschriften selbst erfolgt in Minuskeln. Daß selbst die besten Majuskeln bei nicht *στοιχηδόν* abgefaßten Inschriften uns ein falsches Bild von der Schrift geben, ist allgemein zugestanden. Ein Bild der Buchstaben gewährt lediglich der Abklatsch und die Photographie (beide auf Verlangen vom Archiv erhältlich). Bei *στοιχηδόν*-Inschriften wird man aber in den meisten Fällen den Abklatsch entbehren können. Jede Zeile wird in der Länge gegeben werden, wie sie auf dem Steine steht; also die continua scriptura, wie sie Dittenbergers Sylloge hat und auch vielfach Köhler, ist ausgeschlossen. Das Jota wird adskribiert, nicht subskribiert. Jeder fehlende Buchstabe wird in üblicher Weise durch einen Punkt bezeichnet, über den Punkten ist zudem die Summe der fehlenden Buchstaben durch die betreffende Zahl zum Ausdrucke gebracht. Also hat eine Zeile 26 Buchstaben, von der in der Mitte 12 fehlen, so sind erstlich diese 12 fehlenden Buchstaben durch Punkte bezeichnet, über den Punkten aber befindet sich zur Vereinfachung der Berechnung die Zahl 12.

Eine Zeitangabe scheint bei jeder Inschrift ohne Ausnahme erwünscht. Daher soll sich links von der ersten Zeile stets die Zeitangabe finden, auch dann, wenn sie nur approximativ geboten werden kann. Rechts von der ersten Zeile steht bei *στοιχηδόν*-Inschriften der Vermerk *στοιχηδόν* und die Zahl der Buchstaben, die jede Zeile enthält; Unregelmäßigkeiten in einzelnen Zeilen sind in der adnotatio vermerkt.

Ist die Inschrift nicht *στοιχηδόν* geschrieben, so bekommt sie diesen Vermerk nebst Angabe der ungefähren Zahl der Buchstaben. In der adnotatio wird bemerkt, wem die einzelnen Ergänzungen zukommen, und, wenn es nötig ist, über die varia lectio berichtet. Den Abschluß dieser Bemerkungen unterhalb der Inschrift bildet, wenn erforderlich, der (bei wichtigen Urkunden ausführlichere) Kommentar. Erklärenden Zusätzen von Köhler wird Köhlers abgekürzter Name in Klammern beigefügt. Die kalendarischen Daten werden stets genauer begründet. Als bisherigen Ertrag der Beschäftigung mit den Dekreten des 4. Jahrhunderts kann ich mitteilen, daß die Hypothese Useners von der Rückwärtszählung der Formel *μετ' εἰκάδας* sich nicht als richtig erwiesen hat.

Die Reihenfolge der Dekrete wird naturgemäß die zeitliche sein. Bei den nur annähernd bestimmbaren Steinen soll eine schärfere,

präzisere Scheidung in kleinere Gruppen vorgenommen werden; wie z. B. die Dekrete mit dem *ἀναγραφεύς* (321—319), die mit den *συμπρόεδροι* (318—308) und die mit den Namen des Antigonos und Demetrios (307—301) drei aufeinanderfolgende Gruppen bilden.

Die Photographien sollen nicht dem Texte der einzelnen Inschriften beigegeben werden, sondern sollen aus Zweckmäßigkeitsgründen gesondert auf Tafeln in einer Mappe erscheinen und zwar in demselben Formate wie der Inschriftenband (Format der Inschriften von Priene). Die Beigabe eines Index zum ersten Bande (ohne die Personennamen, die dem großen Schlußindex vorbehalten bleiben), aber mit sämtlichen chronologischen und administrativen Daten wird noch erwogen werden.

An den Vortrag knüpfte sich eine Diskussion, in der zunächst Prof. Schultheß (Bern) den Dank der Sektion an Prof. Kirchner und die Akademie zum Ausdruck brachte. Prof. Frh. Hiller von Gärtringen (Berlin) gedachte in warmen Worten Otto Benndorfs und seiner Bestrebungen, jede Inschrift als Denkmal zu behandeln. Hofrat Prof. Bormann (Wien), Prof. v. Premerstein (Athen) und Prof. Kalinka (Innsbruck) äußerten sich über die Anwendung der Durchreibung und ihre Vorteile, bzw. Nachteile.

Sodann sprach Oberl. Dr. E. Ziebarth (Hamburg) über: **Die dionysischen Künstler in Euboia.**

Auch dieser Vortrag berichtete über die Fortschritte der Arbeit an den Inscriptiones Graecae. Der Vortragende hat die Insel Euboia im Frühjahr 1908 bereist und konnte feststellen, daß die Zahl der Inschriften dieser Insel von 23, die in Boeckhs Korpus vereinigt waren, nunmehr auf etwa 1170 angewachsen ist, von denen bei weitem die Mehrzahl in Chalkis und Eretria zum Vorschein gekommen sind. Er teilte sodann als eine Probe der neuen Funde zwei in Eretria von ihm gefundene Dekrete mit, welche beginnen *ἔδοξε τοῖς ἐκ τῆς συνόδου ἐν ἐννόμωι ἀγορᾶι παροῦσι ὑπὲρ ἡμίσεις*, um daran die Vermutung zu knüpfen, daß diese *σύνοδος*, die im Text der Dekrete nicht näher gekennzeichnet ist, eine Filiale der dionysischen Künstler zu Eretria darstelle. Zur weiteren Begründung dieser Vermutung machte der Redner Mitteilungen über eine vom Ephoros Dr. Kourouniotis beim Tempel des Apollon Daphnephoros in Eretria gefundene große Stele, welche einst im Theater zu Eretria in der Parodos gestanden hat. Sie enthält einen Werkvertrag, abgeschlossen zwischen den *τεχνῖται* und den vier Städten Karystos, Eretria, Chalkis, Histiaia zwecks Lieferung der für die Theateraufführungen nötigen Schauspieler. Die obere Hälfte des Steines ist links weggebrochen, aber von Zeile 42—74 ist der Stein in ganzer

Breite erhalten, wenn auch die Entzifferung ungewöhnliche Schwierigkeiten bereitet, da die Oberfläche durch Sumpfmoos und Sinter arg gelitten hat. Man liest zuerst von einer Kommission, die sich nach Chalkis begibt *διαδώσοντες τὰ ἔργα τοῖς τεχνίταις*, also um die einzelnen Aufführungen (auch *τὸ Εὐβοικὸν ἔργον* genannt) an die *τεχνῖται* zu vergeben. Diese Kommission hat einen Eid zu leisten, daß sie bei dem Zuschlag an die Künstler völlig unparteiisch verfahren wird. Es folgen dann die Bestimmungen über die *ἐργολαβή* mit den Einzelheiten des Werkvertrages. Ausgemacht wird die Stellung von drei *αὐληταί*, drei *τραγῳδοί*, drei *κωμῳδοί* und dem nötigen Personal. Die engagierten Künstler haben Bürgen zu stellen. Die Aufführungen finden an den Dionysia und Demetrieia zu Eretria statt. Auch das Honorar für die Künstler sowie das Kostgeld, *σιτηρέσιον*, wird abgemacht. Es folgt die genaue Angabe der Festzeiten mit Monat und Datum, doch ist es hier leider nicht möglich, die Angaben aus den verschiedenen Kalendern der vier euböischen Städte vollständig nebeneinander zu stellen. Weiter werden Bestimmungen über den Empfang und die Aufnahme der Künstler getroffen. Die Aufzeichnung der Urkunde und die Aufstellung der Stele soll in der Parodos des Theaters erfolgen und die Unkosten durch eine in der Parodos erhobene Gebühr bestritten werden, ein neues Zeugnis für die Erhebung eines Eintrittsgeldes im griechischen Theater. Den umfangreichen Schluß bilden Bestimmungen über die persönlichen und rechtlichen Verhältnisse der Künstler. An Privilegien wird ihnen nur die *ἀσφάλεια* verliehen, die persönliche Sicherheit gegen Rechtsansprüche, allerdings mit dem Zusatz *πλὴν πολιτικῶν ἐγκλημάτων*. Auch eine Art Amnestie für frühere Bestrafungen in euböischen Städten wird erlassen. Dann aber schützte eine Strafformel die Städte gegen den Kontraktbruch durch die Künstler. Auch wird sehr praktisch festgesetzt, daß alle etwa gegen die Künstler verhängten Ordnungsstrafen durch Honorarabzug einkassiert werden sollen. So gibt die neue Urkunde ein Bild vom euböischen Festleben unter der Herrschaft des wiederhergestellten *κοινὸν τῶν Εὐβοιέων* (196—146).

An den Vortrag knüpfte sich eine Diskussion (hauptsächlich über das Wort *σύνοδος*), an der sich Hauptmann Veith (Laibach), Hofrat Univ.-Prof. Bormann (Wien), Univ.-Prof. Kalinka (Innsbruck) und der Vorsitzende beteiligten.

Der Vorsitzende schloß hierauf die Verhandlungen der Sektion mit einer kurzen Ansprache.

VI. Romanistische Sektion.

Erste Sitzung

Dienstag, den 28. September 1909, nachmittags ½3 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. M. Friedwagner.

(Zahl der eingezeichneten Teilnehmer: 26.)

Univ.-Prof. Dr. M. Friedwagner eröffnete die Tagung der Sektion mit der Mitteilung, daß der 1. Obmann, Herr Hofrat J. Cornu, infolge des vor kurzem erfolgten plötzlichen Todes eines hoffnungsvollen Sohnes leider außerstande sei, die Versammlung zu leiten, und erbat sich die Ermächtigung, dem hochverehrten Gelehrten das Beileid der Sektion ausdrücken zu dürfen, worin er einem allgemeinen Bedürfnisse entgegenzukommen glaube. Auf besonderen Wunsch des Präsidiums des 50. allgemeinen Philologentages und des genannten 1. Obmanns des vorbereitenden Ausschusses und nunmehrigen Ehrenpräsidenten der Sektion Hofrat Cornu übernehme er den Vorsitz, nicht aber ohne ihn Berufeneren angeboten zu haben.

Als erster Redner sprach Univ.-Prof. Dr. Karl v. Ettmayer (Freiburg i. d. Schweiz) über: **Ziele und Methoden der Ortsnamenforschung.**

Der Vortragende charakterisierte die Ortsnamen als eine Wortkategorie, die niemals gewandert ist und nie entlehnt wurde und eben deswegen geeignet ist, uns ein unzweifelhaft bodenständiges Sprachmaterial zu liefern, bei dem wir vor Neologismen und täuschenden, späteren Angleichungen halbwegs geschützt wären. Dieses Material zu sichern, müßte eben Aufgabe der Ortsnamenforschung sein. Die Etymologie wäre nicht mehr Selbstzweck, historische Erkenntnisse, die wir aus dieser gewinnen, nur mehr eine angenehme Beigabe.

Methodisch setzt die richtige Deutung eines Ortsnamens voraus, daß wir alle Sprachen, alle Mundarten in ihrer historischen Entwickelung kennen, die am betreffenden Orte jemals üblich waren. Praktisch ist eine Teilung des Stoffes notwendig: Ortsnamen, die

einer untergegangenen Sprache angehörten, und solche, die einer lebenden Sprache entstammen. Im ersten Falle hat W. Schultze, allerdings an römischen Eigennamen, jedermann den methodischen Weg gewiesen, im zweiten ist die Sache keineswegs einfacher. Zur Etymologie möchte ich drei Voraussetzungen postulieren.

1. Kenntnis der ältesten in ihrer Orthographie womöglich eindeutigen Schreibungen eines Ortsnamens.

2. Dessen heutige (phonetische) Aussprache, und zwar nicht nur in der betreffenden Lokalmundart, sondern überall dort, wo der Name gebräuchlich ist; also Unterscheidung der volkstümlichen und „offiziellen" (gelehrten) Namensgebung.

3. Vergleichung der Ortsnamen mit identischen oder sprachlich verwandten Ortsbezeichnungen desselben Sprachgebietes.

Die Rückschlüsse nach der dritten Methode sind die wissenschaftlich gefährlichsten, aber auch die interessantesten. Sie sind nicht zwingend, doch beruhen sie auf der tatsächlichen Einheitlichkeit in der Namengebung eines Landes, namentlich Galliens.

Ein Ortsname kann aber erst dann als wirklich erklärt gelten, wenn alle historischen Schreibungen, in denen er jemals auftauchte, in allen Punkten nach Möglichkeit erklärt sind. Erst dann ist die historische Entwickelung eines lokalisierten Erbwortes gesichert. Vorbedingung dafür ist: die urkundlichen Schreibungen müssen 1. echt sein, 2. richtig datiert sein, 3. richtig lokalisiert sein, 4. müssen wir nach Möglichkeit trachten die gehandhabte Orthographie zu enträtseln. Bei den ersten drei Punkten müssen wir bei den Historikern in die Schule gehen. Namentlich ist für uns wichtig, ob der Ortsname in einer Originalurkunde oder einer Kopie vorliegt. Gut 50 Prozent der Materialien des großen „Dictionnaire topographique de la France" sind unter diesem Gesichtswinkel ungenügend datiert.

Der 4. Punkt läßt uns nach Arbeiten über „Kanzleisprachen" Verlangen tragen, an denen wir Romanisten noch so arm sind (wenn man etwa von M. Keuffers Stadt-Metzer Kanzleien R. F. VIII absieht). Zweck dieser vierfachen Untersuchung wäre durch intensive Forschung auf Grund peinlich genauer Vorarbeiten auch aus wenigen, aber gesicherten Ortsnamen wichtige Rückschlüsse zu gestatten. Daneben ist die extensive Forschungsmethode namentlich dann am Platze, wenn es, wie hier, gilt, ein großes Brachfeld noch zu bestellen. Ein neueres treffliches Beispiel bietet hier P. Skok: Die mit *acum*, *assum*, *ascum* und *uscum* gebildeten südfranzösischen Ortsnamen.

Beleuchtet wurden diese Thesen durch verschiedene Beispiele, namentlich: südtir. *Fersina*, freib. *Arconciel*, frz. *Marseille*, it. *Venezia*,

lothr. *Saxey*, frz. *Charante*, lothr. *Mačkern* sowie die Behandlung von rom. *ca* und die deutsche Lautverschiebung die rom.-deutsche Sprachgrenze entlang.

Hierauf hielt Univ.-Prof. Dr. Paolo Arcari (Freiburg i. d. Schw.) seinen Vortrag: **La classification des contenus de l'œuvre littéraires au point de vue de l'histoire comparée des litteratures.**

Die vergleichende literarische Forschung ist eine Schöpfung der neuesten Zeit; sie tritt überall auf, sobald ein Volk ausgedehntere Kenntnis entfernter Nationen besitzt und in lebhaften Ideenaustausch mit ihnen tritt. Auch zwischen einem Volke und einer schon abgeschlossenen Literaturentwicklung sind solche Beziehungen möglich; so zog man zur Zeit der Renaissance in Italien, als die Kenntnis der zeitgenössischen Kultur des Auslandes sehr gering war, Vergleiche zwischen der altklassischen und der modernen italienischen Literatur. Anfangs ist das Ziel dieser Bestrebungen ausschließlich vergleichende Wertschätzung, durch die zumeist die Überlegenheit der eigenen Zivilisation über andere Völker oder Epochen festgestellt werden soll. Einen Fortschritt gegenüber solchem „nationalen Hochmut" („boria delle nazioni", wie G. B. Vico sagt), führte die Erschließung der orientalischen Sprachen und Literaturen und die sich daran knüpfende vergleichende Untersuchung der verwandten Mythentradition herbei; man begann Stammbäume der Literaturen aufzustellen, die freilich noch meist darauf hinausliefen, für die Hegemonie dieser oder jener Literatur Partei zu ergreifen. Die Linguistik stand dabei stark im Vordergrunde; auch als die Disziplinen der Anthropologie, der Ethnographie, der Soziologie allmählich einbezogen wurden, kam die Literaturforschung noch nicht zu ihrem Rechte, da jene Wissenszweige mit scharf umgrenzten Einheiten arbeiten, während die Beschreibung der Literaturformen, auf die sich die vergleichende Literaturwissenschaft bisher stützte, noch viel zu wenig methodisch ausgebildet ist, um eine sichere Arbeitsbasis abzugeben. Es müssen erst die Grenzen der literarischen Geistestätigkeit genau festgestellt und ihre Formen genügend erforscht werden, bevor man durch fortschreitende Klassifikation zur Vergleichung gelangen kann.

Die Grenzen der Literatur können nur im Bereich des Wortes gesucht werden, das sich uns als bewußte Schöpfung des Geistes darstellt; die Literatur ist eine spontane Äußerung der Geistestätigkeit, vermöge eines psychologischen Prozesses, der uns durch die Schrift äußerlich angezeigt wird, und den wir als „Darstellung" bezeichnen können. In der Darstellung liegt das konstitutive Element der literarischen Tätigkeit; sie ist ein Faktor mit eigener Existenzberechtigung, eine statische und dynamische Einheit. Die Aufgabe

der vergleichenden Literaturforschung ist es, in aufsteigender Reihenfolge den Zusammenschluß einfacherer Aggregate zu reicher gestalteten Komplexen und die Verschmelzung dieser zu einer Einheit nach bestimmten wahlverwandtschaftlichen Beziehungen und Gesetzen zu ergründen. Wenn dieses Verfahren ein deterministisches genannt werden kann, so ist es doch von dem passiven Taineschen Determinismus verschieden. Nicht von der Betrachtung einzelner Werke, einzelner Individualitäten, einzelner Gattungen oder einzelner scheinbarer literarischen Charakterzüge der Völker hat die vergleichende Geschichte der Literatur auszugehen, sondern von der Klassifikation der Inhalte und von der konstruktiven Darstellung des literarischen Werkes.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, abends 5 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. M. Friedwagner.

Vortrag des Prof. Dr. H. Tiktin (Berlin): **Wörterbücher der Zukunft.**

Der Vortragende wies auf die großen Mängel hin, die den neusprachlichen Wörterbüchern, auch den besten und umfangreichsten, noch anhaften. Viele, in weiten Kreisen gebräuchliche Wörter und Redensarten sucht man in ihnen vergebens, und bei zahllosen anderen, die sich in die Nomenklatur aufgenommen finden, ist wiederum die gegebene Erklärung bald nichtssagend, bald falsch, wie an einer Reihe von Beispielen nachgewiesen wird. Der Grund für diese betrübende Tatsache liegt vornehmlich darin, daß die Abfassung von Werken dieser Gattung einzelnen Philologen überlassen wird, deren Kenntnisse sich naturgemäß innerhalb gewisser, enggezogener Grenzen bewegen und die dort, wo jene nicht ausreichen, genötigt sind, Belehrung aus ungeeigneten, meist schriftlichen Quellen, statt aus dem Urquell aller Sprache, der lebendigen Rede, zu schöpfen. Sollen lexikographische Werke geschaffen werden, die den Bedürfnissen der Wissenschaft wie der Praxis besser entsprechen als die bisherigen, so müßte die Bearbeitung der einzelnen Terminologien eben so vielen Mitarbeitern anvertraut werden, die mit entsprechenden theoretischen und praktischen Spezialkenntnissen ausgerüstet und in der Lage wären, die Dinge, zu deren Benennung die Wörter dienen, aus eigenster Anschauung kennen zu lernen. An die Stelle der meist unzulänglichen Definition hätte ferner nach Möglichkeit

die bildliche Illustration zu treten, die bisher in der Lexikographie nur wenig Anwendung gefunden hat. Die Bearbeitung des Sprachstoffes nach Wissensfächern und Begriffskreisen würde aber auch der Herstellung einer Gattung von Wörterbüchern den Weg bahnen, die es bis jetzt, von einigen ganz primitiven Versuchen abgesehen, noch nicht gibt, nämlich solcher, in denen der Wortschatz nicht alphabetisch angeordnet, sondern nach der Bedeutung klassifiziert wäre. Ein solches Werk würde uns in all den Fällen Auskunft erteilen, wo wir wohl das Ding, nicht aber seinen Namen kennen, wo wir uns fragen: wie heißt das? wie sagt man doch? wie drückt man sich in diesem Falle aus?, Fragen, die alltäglich an uns herantreten und deren Beantwortung wir nur in einem sachlich geordneten Wörterbuche finden könnten. Nach einigen Andeutungen über die Gesichtspunkte, nach denen die Einrichtung von Werken dieser Art zu geschehen hätte, schloß der Vortragende, indem er zeigte, welche Fundgrube des Wissens für die Sprachforschung solche „Wörterbücher der Zukunft" sein würden, für die sicherlich früher oder später die Zeit kommen wird.

Sodann trug Priv.-Doz. Frl. Dr. Elise Richter (Wien) vor über

Die Rolle der Semantik in der historischen Grammatik.

Die Vortragende führte aus, daß nur ein kleiner Teil der historischen Grammatik von der Semantik ganz unbeeinflußt ist: der Teil nämlich, der sich mit denjenigen artikulatorischen Veränderungen befaßt, die sich ausschließlich aus der in einer Sprachgemeinschaft zu irgendeiner Zeit auftretenden artikulatorischen Veränderungstendenz erklären lassen. Das sind die rein phonetischen Erscheinungen. Eine Prüfung der einzelnen Kapitel der historischen Grammatik ergibt, daß nur diese, die „lautgesetzlichen" Vorgänge, semantisch nicht bedingt sind; alle anderen sind semantisch bedingt oder rein semantisch. Die bisherige Einteilung der historischen Grammatik in Lautlehre, Formenlehre, Wortbildungslehre, Syntax lehnt sich an die beschreibende Grammatik, für die sie paßt, wie sie ja auch für sie geschaffen wurde. Für die historische Grammatik als Entwickelungsgeschichte der Sprache paßt sie nicht, und es wird der Vorschlag einer Zweiteilung gemacht: Phonetik und Semantik. Die Phonetik wird eingeteilt in: 1. Lehre von den semantisch nicht bedingten Vorgängen (A. Spontane Erhaltung; B. Spontane Veränderung der Laute und Lautgruppen). 2. Lehre von den semantisch bedingten Vorgängen (A. Erhaltung: Wörter über dem Durchschnittsgebrauch, Wörter unter dem Durchschnittsgebrauch d. i. halbgelehrte und gelehrte Wörter usw. B. Veränderung: Analogische Entwickelung, d. i. innerer und äußerer Systemzwang,

Kreuzung usw.). Rhythmisch-semantisches Kapitel (Wortstellung, Satzrhythmus, Wortbildung). Die Semantik zerfällt in: 1. Lehre von den Funktionen der Wortteile, Wörter, Wortgruppen; 2. Lehre von der Bedeutung: a) Bedeutungserhaltung, b) Bedeutungsveränderung.

Die Formenlehre findet als selbständiges Kapitel in dieser Einteilung keinen Platz neben der Phonetik und der Semantik. Denn die Form ist das Ergebnis aus den jeweiligen phonetischen und semantischen Veränderungen und von einer Geschichte der Form kann konsequenterweise nur insofern die Rede sein, als eine Veränderung in der Wahl des Ausdrucksmittels stattfindet; als z. B. eine Wortgruppe an Stelle eines Wortes tritt, ein Wort an Stelle eines Suffixes oder überhaupt ein Wort an Stelle eines anderen. Die Geschichte dieser Vorgänge gehört in die Lehre von den semantisch bedingten Veränderungen der äußeren Form.[1])

Dritte Sitzung

Donnerstag, den 30. September 1909, vormittags 8 Uhr.

Nachdem Hofrat Univ.-Prof. Dr. W. Meyer-Lübke den Vorsitz übernommen hatte, hielt Univ.-Prof. Dr. M. Friedwagner (Czernowitz) einen Vortrag: **Zur Geschichte des vortonigen e im Altfranzösischen.**

Da Assonanz und Reim nur über die Natur der betonten Vokale Auskunft geben, besteht über die vortonigen, besonders die als *e* auftretenden, einige Unsicherheit. Die Sache ist an sich auch schwierig. Es fragt sich, ob es denn gar kein Mittel gebe, die mittelalterliche Sprache Frankreichs in bezug auf die Qualität dieser *e*-Laute etwas näher zu untersuchen. Da scheint bisher das Augenmerk noch nicht auf gewisse Formen altfranzösischer Reime gelenkt worden zu sein, wo auch die Vortonsilben verschiedener Wörter in den Gleichklang, auf dem ja jeder Reim beruht, einbezogen sind, woraus sich für sie (wie auch für die Aussprache der dazwischen befindlichen Konsonanten, vgl. Cligès 2275 *ãmi: ˜n mi*, 2439 *ãmer: ãn mer* usw.) die Möglichkeit eines Einblickes in ihre Natur ergibt. Das ist der Fall beim sogenannten leoninischen, beim drei- und mehrsilbigen (häufig gebrochenen) Reim, dann mit einer allerdings geringeren Sicherheit auch beim Doppelreim (vgl. Tobler, Versbau[4] S. 160 *rassẹura: nẹ*

1) Der Vortrag erscheint vollständig in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift, Mai 1910.

dura aus Chev. lion 452). Letztere Reime mögen sich wohl öfters ganz zufällig ergeben haben, doch ist das Streben gewisser Dichter nach mehrsilbigem Gleichklang zweifellos (vgl. Cligès 4785 *cuidier: celui d'ier*, 3161 *garceniers: parceniers* usw.). Bei anderen Vokalen als beim vortonigen *e* ist nun freilich diese Absicht deutlicher erkennbar (vgl. z. B. Clig. 4363 *a li: pali*, 4747 *Candie: qu'an die* usw.), doch ist es schwer, Reime wie Clig. 4679 *ne gié: negié*, 4737 *devint: de XX.*, 3764 *de li: abeli*, 303 *sejor: de jor*, 2609 *te mainne: demainne* usw. nur als einsilbig (reich) gelten lassen zu wollen. Sind sie aber zweisilbig, so scheint doch wohl auch Gleichheit, nicht bloß ähnlicher Klang der in den Reim einbezogenen Vortonvokale vorausgesetzt werden zu müssen. Genauere Untersuchungen fehlen hier noch. Vielleicht ergibt sich nun aus Reimen wie den oben angeführten, die bei Christian ziemlich zahlreich sind, einiger Zweifel an der im Altfranzösischen schon reduzierten Aussprache des *-e* in einsilbigen protonischen Wörtern. Ein verläßlicheres Mittel zur Beurteilung der Qualität dieses vortonigen *-e* bietet aber starkes Enjambement, wenn z. B. *de, ne, que, me, te, je, ce* usw. durch den Versschluß vom Beziehungsworte, an das sie sich sonst proklitisch anlehnen, getrennt erscheinen, wie dies öfters bei Froissart, aber auch bei anderen Dichtern der Fall ist. In manchen Fällen wird vortoniges *-e* im Reim hier dem nachtonigen (weiblichen) *-e* gleichgestellt, vgl. Froissart, Poésies ed. Scheler III, S. 47, Vers 1579 *orde: or de // Tous les puissans;* III, S. 19, V. 611 *puissance souveraine: souverain ne // Fu si prest;* III, S. 267, V. 2771 *vache: a che // Garde* usw.; Villon ed. Jacob Bibliophile S. 309 *George: or je // Vous laisse gantelet et dague.* Mit offenem *e* reimen *les* (best. Art), vgl. Froissart III, S. 267, V. 2783 *ses beaulz flajolęs: les // Yeulz . . .*; *les* (enklit. Obj.-Pron.) Froiss. II, S. 195, V. 30 *au veoir les: arbrisselęs* (= *-ets*); *des* (Gen. Plur. des Art.), vgl. Villon, Gr. Test. XVII *dęiz* (= nfr. *doigts*): *il fu des // Escumeurs . . .*; *ces*, vgl. Froiss. II, S. 243, V. 270 *nos procès: a ces // Mos . . .* Es gehören letztere Worte, obgleich vortonig, eigentlich nicht hierher, wo es sich zunächst um die Frage der reduzierten Aussprache handelt, aber sie zeigen, welche Lehren man aus starkem Enjambement ziehen kann. Weitere Beispiele gibt E. Stramwitz, Über Strophen- und Vers-Enjambement, Greifswalder Diss. 1886, woraus mehrere Belege entnommen sind. Am auffälligsten ist nun der Reim *ele* (*illa*): *je le // Vos plevis* in einer pikard. Pastourelle des XIII. Jahrhunderts (Théâtre fr. au moyen âge ed. Monmerqué und Michel S. 47, Nr. 25), die auch *ele* mit *gonẹle* reimt; es setzt jener Reim die Aussprache *jẹ le* voraus, also helles *e*, wie auch Froissart I, S. 253, V. 1201—2 *et jé: Esleeciés en coer de cé // Que j'avoie . . .* reduziertes

e doch kaum männlicher Reimvokal sein kann. Man vgl. damit ferner Froiss., Poésies I, S. 276, V. 1944 ff.

> *Il meïsmes dist, tant en sa je*
> *Comment qu'il euist nom de saje:*
> „*Neptis phelé, estes vous cé?*“
> „— *Oïl, dous amis, ce sui jé* . . .“

Es steht hier also zuerst *je* in weiblichem Reim nachtonig, dann einen männlichen Reim mit gleichfalls betontem *ce* bildend, wo eine andere Deutung ausgeschlossen ist.

Wie oben in der genannten Pastourelle reimt nun auch bei Froissart schon *ele* (ĭlla) mit dem Suffix *-ĕlla*, vgl. Poésies I, S. 132, V. 1574; S. 166, V. 2673 usw., und *ję le* stellt ebenso eine sekundäre Entwicklung dar, vgl. Meyer-Lübke, Histor. frz. Gramm. S. 264. In diesem *je le vous plevis* ist nun allerdings *je* altfranzösisch nicht völlig tonlos, sondern trägt einen Nebenakzent, während Beispiele wie *neige: ai je* Froissart I, S. 272, V. 1802 völlige Tonlosigkeit sichern. Man wird also (neben *jə̱* bei tonlosem Gebrauche) wenigstens in betonter und in nebentoniger Stellung die Reduktion des Vokals im XIV. Jahrhundert und bei nordfranzösischen Dichtern noch nicht zugeben können. Mit dem Verschwinden dieses Pronomens aus der Reihe der betonten Formen verschwindet natürlich auch die zweifache Aussprache. Das Fortleben in der Mundart gibt aber einen interessanten Fingerzeig.[1])

Nachdem Prof. Friedwagner wieder den Vorsitz übernommen hatte, folgte ein weiterer Vortrag von Dr. H. Urtel (Hamburg) über:

Die romanischen Krankheitsnamen.

Da der Vortrag ausführlicher an anderer Stelle veröffentlicht werden soll, geben wir hier nur in kurzem den Gedankengang: Der Vortragende ging unter Anführung von Beispielen davon aus, daß die Forschung über Krankheitsnamen große Schwierigkeiten bereite, da beim Volke — und dessen Bezeichnungen kämen in erster Linie in Betracht — die Neigung zur Verwechselung der einzelnen Krankheiten groß sei. Da das Volk die pathologischen Erscheinungen in ihrem wahren Wesen zu erkennen vielfach nicht imstande sei, werde

---

1) In diesem Auszuge konnten wegen des beschränkten Raumes nur die Grundgedanken und einige wenige Beispiele des Vortrags wiedergegeben werden. Vgl. dazu E. Herzog, Afr. Dialekttexte Nr. 42, 51 *j'le rvétro* neben Nr. 42, 52 *je l' vot* etc. in Roubaix, besonders aber den Atlas linguistique de la France von Gilliéron-Edmont, Karte 469 *jẽl* = neben *jẽ̆l* = *je le* in gewissen Gegenden des Nordens, Karte 500 *jẽ̆m* = *je me (suis assis),* Karte 1264, Nr. 174 (Meuse) *je,* 180 (Meurthe et Moselle) ebenso. Sonst herrscht meist *jə* oder *j* bei völligem Schwund des Vokals.

einerseits zu ganz allgemeinen Ausdrücken wie *mal*, *mal de membre* usw. gegriffen, andererseits dämonistischer Hintergrund vermutet, oder auch Heilige für gewisse Krankheiten verantwortlich gemacht. Dazu kämen pharmakologische Bezeichnungen (die heilende Pflanze nimmt den Namen der Krankheit an, aber auch umgekehrt). Endlich seien allerlei volksmedizinische und astronomische Vorstellungen aller Art bedeutsam für die Namengebung. Außerdem gäben formative Faktoren, die bei der Bildung der Namen wirksam seien, wichtige Gesichtspunkte. Gerade die Vorstellungen über die Krankheiten seien äußerst bezeichnend für die psychologische Eigenart der einzelnen romanischen Völker.

Der Vorsitzende schloß die Tagung der Sektion mit Worten des Dankes an die einzelnen Referenten und die Teilnehmer, wobei er einen Rückblick auf die mannigfaltigen und fruchtbaren Ergebnisse und Anregungen warf, die in diesen Vorträgen geboten wurden. Er hob mit freudiger Genugtuung die Anwesenheit der zwei großen Romanisten H. Schuchardt und W. Meyer-Lübke hervor, deren Teilnahme an den Sitzungen der romanischen Sektion trotz deren verhältnismäßig bescheidener Mitgliederzahl ihr eine ganz außergewöhnliche Bedeutung verliehen habe.

Kombinierte Sitzung der romanistischen und englischen Sektion

Freitag, den 1. Oktober 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. M. Friedwagner (Czernowitz).

Lyceal-Prof. und Univ.-Lektor Dr. A. Dupasquier (Graz) hielt einen Vortrag: **Die Lehrbücher, die wir nötig haben. Ein Beitrag zur Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts.**[1])

An diesen Vortrag knüpfte sich eine lebhafte Debatte, an der sich Herr Landesschulinspektor Dr. Vrba (Wien), Regierungsrat Prof. Ad. Bechtel (Wien) und Univ.-Prof. Friedwagner (Czernowitz), letzterer als Vorsitzender beteiligten. Die beiden ersteren verteidigten die österreichische Schulbücherliteratur und die ihnen zugrunde liegenden Instruktionen für den Unterricht in den modernen Sprachen. Prof. Friedwagner fand vermittelnde Worte und hob die Schwierigkeiten hervor, mit denen der Unterricht zu kämpfen habe; die Instruktionen seien kein Hindernis für eigene, als besser erkannte Methoden,

1) Auf Wunsch des Vortragenden wurde von einer Inhaltsangabe des Vortrags, der in erweiterter und veränderter Form erscheinen soll, abgesehen.

die Lehrbücher könnten und sollten den Lehrer, auf den es vor allem ankäme, nicht ersetzen. Der Vorsitzende gedachte hierauf der vieljährigen höchst verdienstlichen Tätigkeit des Vorredners, Regierungsrats A. Bechtel in herzlich empfundenen und von der Versammlung ebenso herzlich aufgenommenen Worten. In seiner Schlußrede gab der Vorsitzende der Befriedigung Ausdruck, daß die beiden neusprachlichen Sektionen sich wieder zu gemeinsamer Tätigkeit zusammengefunden hätten und sprach den Wunsch aus, daß dieses alte Band immer fester und inniger werden möge zum Nutzen beider Wissenschaften und der Schule. Mit Worten des Dankes an den Herrn Vortragenden und die Teilnehmer wurde diese Sitzung geschlossen.

VII. Englische Sektion.

Erste Sitzung

Dienstag, den 28. September 1909, nachmittags 3 Uhr.

Als Obmann eröffnete Univ.-Prof. Dr. A. Pogatscher (Graz) die Verhandlungen, die er, nachdem Hofrat Prof. Schipper (Wien) und Prof. Hoops (Heidelberg) die Wahl zu Vorsitzenden dankend abgelehnt hatten, auch weiterhin leitete.

Den ersten Vortrag hielt Priv.-Doz. Dr. R. Jordan (Heidelberg) über: **Die mittelenglische Mundartenkunde.**[1])

Redner wies hin auf die noch zu lösenden Aufgaben der mittelenglischen Grammatik und gab einen geographischen Überblick über die mittelenglischen Mundarten.

Der sächsische Dialekt im Süden ist abgegrenzt worden von Pogatscher Angl. 23 durch Festlegung der ǣ-ē-Grenze mit Hilfe der Ortsnamen mit *Strat-* bzw. *Stret.* Diese Abgrenzung ist um so wertvoller, als die Unterscheidung zwischen Sächsisch und Anglisch im Mittelenglischen erschwert wird durch sächsische „Patois"-formen, die sich dem Anglischen anschließen (ǭ < ungebrochenem *á* vor *ld*, ē̆ als *i*-Umlaut von *ē̆a*, *o* vor ungedecktem Nasal gegen spätae ws. *a*). Hilfsmittel zur Unterscheidung anglischer und sächsischer Texte sind anglisch (-mercisch) *walde* gegen sächsisch *wolde*, *marȝen* gegen *morȝen*, *warhte* gegen *worhte* (Heuser Angl. 31, 114), *ah* für *ac*.

Das südöstlich-sächsische Gebiet hat nach Maßgabe der Vices and Virtues noch ǣ für wg. *ā* gegenüber kent. *ē*, hat aber mit dem Kentischen ē̆ < ȳ̆ gemeinsam und wird speziell charakterisiert durch *a* als Reflex von ae. Umlauts-*æ* vor Nasal wie in *ande* „Ende".

Es würde sich empfehlen, die mercische „Katherine-Gruppe", welche Morsbach im Norden des mittleren Südens ansetzt, zum südwestlichen Mittelland zu rechnen und so den alten grundlegenden Unterschied zwischen Anglisch und Sächsisch auch im Mittelenglischen unverwischt zu lassen, wobei viele bisher zugunsten der Katherine-Gruppe gemachte Ausnahmen erspart bleiben. Da die Katherine-Gruppe der Flexion nach etwas nördlicher zu sein scheint als Laȝamon, so ist sie vielleicht im südlichen Shropshire oder Staffordshire

1) Vollständig veröffentlicht GRM. 1910, Heft 2, S. 124 ff.

zu lokalisieren; die Bewahrung von *y* zwingt nicht zur Beschränkung auf den Süden, denn nach Ausweis von *uy*-Schreibungen für *y* bei Mirk und Audelay hat sich *y* (*ü*) auch im westlichen Mittelland bis weit in die mittelenglische Zeit erhalten. Nahe der Heimat der Katherine-Gruppe, im südwestlichen Mittelland, wird auch der englische Urtext der Ancren Riwle zu suchen sein.

Nördlicher sind im Westen der westmittelländische Psalter (Cheshire?) und die „Alliterative Poems" des Gawain-Dichters (Lancashire). Daß in diesen — wie auch in den Urkunden von Coventry — die Schreibung *u* für *y* sich besonders vor *r* findet (im Psalter stets *fūr*), weist darauf hin, daß sich *y̆* vor *r* auch im späteren Mittelengland bis hinauf ins nordwestliche Mittelland gehalten hat. Im westlichen Mittelland reicht auch die südliche Plural-Endung -*eþ* bis in die Nähe der Gegend des Psalters, in dem sie noch vereinzelt vorkommt. In den Allit. Poems besonders ist *y̆*, geschr. *u*, für ae. *ĕo* bezeugt.

Im Osten des Mittellandes erstreckt sich die *ǣ*-Grenze weiter nördlich als im Westen: gekürzte *a*-Formen für wg. *ā* finden sich bei Robert Mannyng und im Havelok (Lincolnshire); hier sind wohl auch Orms *ǣ*-Formen anzusetzen. Daneben aber findet sich im östlichen Mittelland (bei Orm, Rob. Mannyng) eine an das Kentische erinnernde Verengung des *ǣ* < *ai* + *i*, aber nur vor Dentalen. Vorwiegend östlich ist im Mittelland *e* für *y* vor *nd* in Formen wie *kende*, *mende* und in *fēr* (nach Morsbach Entlehnungen aus dem Kentischen). Hinsichtlich der Flexion ist zu beachten, daß im Osten die nordische Partizipial-Endung -*and* sich weiter nach Süden erstreckt als im Westen (bis Suffolk), und daß die Endung -*es* der 3. Pers. Sg. im Osten schnellere Fortschritte nach Süden macht. — Die Hauptkriterien für die Gliederung östlicher Texte von Norden nach Süden sind Erhaltung bzw. Abfall des End-*n* der starken Part. Praet. und die Palatisierung von Gutturalen. Nach Ausweis von *mikel* ist das Bestiarium nach Norfolk zu setzen.

Der Norden endlich wird, abgesehen von der Erhaltung des *ā*, charakterisiert durch Entwickelung des *ō* zu einem *ö*-artigen Laut im 13. Jahrhundert sowie durch Verdrängung von *w* durch *v*. Die Differenzierung zwischen Nordenglisch und Schottisch beginnt mit der schottischen Entwickelung von *ai* > *ā* seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Zum Schluß verwies Redner noch auf die Entwickelung von *y* > *u* vor *tš*, *dʒ* und *š*, die sich nicht mit Annahme von Doppelformen hinwegerklären läßt (vgl. dial. Formen wie *brudʒ; wuš*, *wʌš; rʌdʒ*, *rʌg*); die ursprüngliche geographische Begrenzung der Wirkung dieses Gesetzes wäre noch festzustellen.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. A. Pogatscher.

Vortrag des Oberlehrers Dr. Fritz Roeder (Göttingen): **Über die Erziehung der vornehmen angelsächsischen Jugend in fremden Häusern.**[1])

Wie bei den Kelten, den Germanen des Festlandes, besonders Skandinaviens, war es auch bei den Angelsachsen Sitte des Adels, Kinder in Pflege auszutun. Es handelt sich hierbei um eine freiwillige, öfters wohl aus pädagogischen Erwägungen getroffene Maßregel, nicht um jene Fälle, in denen ein Kind als Findling, Waise oder seiner eigenen Sicherheit wegen in einem fremden Hause erzogen werden mußte.

Die Terminologie, sonst ein sehr wichtiges, bisweilen das einzige Hilfsmittel, alte Kulturzustände zu erschließen, läßt uns diesmal zum Teil wenigstens im Stich.

An gesetzlichen Bestimmungen finden sich in den erhaltenen Niederschriften angelsächsischen Rechts nur zwei, die auf unsere Sitte Bezug nehmen: Ælfreds Ges. 17 und *Be wīfmannes beweddunge* § 2. Der Pflegling, der *un-maga* „der Unkräftige, Unvermögende", d. h. „der gerichtlich nicht Mündige" (aisl. *ū-magi*), der jemandem auf Grund einer Übereinkunft kommendiert war (*oþ-*, *æt-fæstan*), befand sich in dessen *fæsting* „Pflegehut": falls das Kind starb und wider den Pflegevater der Klagevorwurf erhoben wurde, er habe den Tod verschuldet, mußte er seine Unschuld durch Eid nachweisen. Als „Lohn für Erziehung" des Kindes erhielten die Pflegeeltern eine Geldsumme, das *fōstor-lēan*, aisl. (*barn-*)*fōstr-laun*. Doch dürfen wir vermuten, daß nicht in allen Fällen auf Ziehlohn Anspruch gemacht wurde: wie die Iren werden auch die Angelsachsen zwischen „fosterage for payment" und „fosterage for affection" unterschieden haben.

Diese bloß aus Gesetzesbestimmungen geschöpften Tatsachen bedürfen jedoch dringend der Ergänzung durch Heranziehung konkreter Fälle aus den diplomatischen und historischen Quellenschriften. Nach dem Zeugnisse Williams of Malmesbury oder vielmehr der von ihm benutzten volkstümlichen Balladen, Gesta reg. Angl. lib. II § 139, ließ König Ælfred seine Söhne während ihrer ersten Kinderjahre nicht am Hofe, sondern in einem Dorfe (villa)

1) Der Vortrag ist in unverkürzter Gestalt bei Max Niemeyer (Halle) erschienen.

erziehen: ihre Pflegemutter war die villica „die Frau des villicus" oder *tūn(es)-gerēfa*, also wahrscheinlich des Dorfvogts einer Dorfgemeinde, die auf königlichem Grundeigentum saß. Die Vorschrift eines Tagwähllunars (Cockayne, Leechdoms III 178, 9—13) bestätigt, daß in der Tat Geringere mit Vorliebe die Kinder ihrer Herren oder Höherstehender überhaupt in Pflege nahmen. — Ælfreds Enkel, der spätere König Æđelstan, wurde auf Betreiben des Großvaters am Hofe Æđelreds, des Ealdormans oder Unterkönigs der Mercier, der seine älteste Tochter Æđelflæd geheiratet hatte, erzogen (W. of Malmesbury, a. a. O. lib. II § 133). Nach nordischer Tradition soll übrigens Æđelstan selbst Pflegevater eines norwegischen Fürstenkindes und zwar Hakons, des Sohnes König Harald „Schönhaars", gewesen sein (Haraldz saga ins hārfagra cap. 39f.). — Eadgar, König von England von 959—975, war in seiner Jugend der Sorge Ælfwens, der Frau Æđelstan „Halfkings", Ealdormans von Ostanglien, anvertraut (Historia Ramesiensis cap. 3); und der Enkel Eadgars, Æđelstan „Æđeling", Sohn Æđelreds II. (978—1016), ist das letzte Mitglied der westsächsischen Dynastie, von dem wir erfahren, daß es in „fosterage" aufwuchs (Earle, Landcharters 226).

Dazu tritt ergänzend ein wertvolles Zeugnis aus dem Beowulf, also aus der poetischen Literatur. Beowulf selbst kam ja im Alter von 7 Jahren als *fōstor-bearn* an den Hof seines Großvaters Hređel, in dessen Gefolge er später eintrat (V. 2427—2435).

Der Vortragende zog sodann die sich aus dem mitgeteilten Material ergebenden Schlußfolgerungen. Bezüglich der Gründe für die Maßregel sind wir auf Vermutungen angewiesen. Das treibende Moment war wohl, alte verwandtschaftliche Beziehungen zu stärken oder auf diese Weise neue, nicht durch gemeinsame Abstammung begründete anzuknüpfen — im Interesse des ausgetanen Kindes und auch seines Vaters. Waren die Pflegeeltern niedriger Stehende, so wurde ihnen Gelegenheit gegeben, ihre Anhänglichkeit und Loyalität zu beweisen; und zugleich sprang für das Kind der erziehlich wertvolle Vorteil heraus, daß es in einfacheren Verhältnissen aufwuchs. Manchmal werden die Charaktereigenschaften der gewählten Erzieher, öfters sicherlich auch besondere Ereignisse wie z. B. früher Tod der Mutter die Veranlassung gewesen sein. Die Sitte überdauerte die angelsächsische Periode beträchtlich.

Hierauf skizzierte Privatdozent Dr. A. Eichler (Wien) **„Die Rolle König Arthurs in den Fairy Tales".**

Der Vortragende beabsichtigte lediglich, einen knappen programmatischen Überblick über die verschiedenen mit den Märchenvorstellungen von Arthur verknüpften Probleme zu geben. Er ver-

wies darauf, daß in den poetischen Gestaltungen der Sage von Lazamon an reichliche Anleihen bei der volkstümlichen Überlieferung gemacht wurden, und behauptete, daß alle diese echt volksmäßigen Elemente in Verbindung mit dem episch geschlossenen Ganzen der unterschiedlichen Arthurdichtungen neuerdings ins Volk gedrungen sein müssen. Das Märchenhafte besaß aber Kraft genug, das rein Sagenhafte bei diesem neuerlichen Eindringen in das Volk zu überwinden, und infolgedessen finden wir in den meisten *Fairy Tales* völlige Verblassung konkreter Vorstellungen vom König Arthur; das nationale und politische Ideal erscheint mit wenigen Ausnahmen ganz aufgegeben, der König der „guten alten Zeit", deren Zurückliegen gänzlich unbestimmt weit gedacht ist, ist das einzige, worauf das Märchen seine Zuhörer verweist (z. B. *History of Tom Thumb*, Chapbook 1076. l. 5 des Brit. Mus.). Ob da nicht vielleicht auch noch Reminiszenzen an die „glückselige Zeit" König Alfreds mitspielen, muß dahingestellt bleiben. Sehr häufig ist aber Arthur bloß der Repräsentant von „Olims Zeiten" (*Edwin a. Sir Topaz; Princess of Colchester*, &c.). Wird Arthur und sein Hof je ausführlicher erwähnt, so hat man es deutlich mit naiv umgestalteten Sickerungen aus ritterlichen Romanzen zu tun, die zumeist bloß der Absicht dienen, den aus dem Volke hervorgegangenen Helden der betreffenden Geschichte zu heben (*Tom Thumb*, *Jack the Giantkiller*, *Jack the Master and Jack the Servant*, u. dgl.). Diese Absicht wird weniger durch irgendwelche individuelle Züge Arthurs erreicht, als durch das panzerklirrende Milieu und wohl auch durch gewisse Zauberwerkzeuge, wodurch Arthur den ihm näherstehenden Personen zwar noch wunderbarer erscheint, aber nicht selten doch auch nur ein äußerer Aufputz erzielt ist. Die schon in den Romanzen auffällige Passivität König Arthurs, die von den Parodisten (Fielding, Frere) viel verspottet wird, ist auch im Märchen sehr stark ausgebildet.

Von allen sonstigen in der Sage vielfach behandelten Zügen (Sachsenkriege, Rombesiegung, Bestrafung des Ehebruches u. dgl.) ist nur das Ende dieses Idealfürsten deutlicher im Märchen reflektiert. Wie er bei mehreren keltischen Historikern und Poeten aus politischen Gründen nicht sterben darf, sondern auf einer Zauberinsel geheilt wird, paradiesisch lebt und von dort einst mit aller wälschen Herrlichkeit wiederkommen wird, so gibt es auch Erzählungen genug, in denen der Märchenkönig als ein keltischer Kaiser Rotbart in Höhlen u. dgl. schlummert und nur eines Zeichens harrt, sein Volk zum Sieg zu führen. Die Insel Avallon resp. das Reich unter der Erde, in dem sich Arthur mit seinem Hofe aufhält (vgl. *Tom the*

Rhymer), deutet möglicherweise auf eine echt keltische Vorstellung hin, nämlich auf die vom *T'yeer-na-n-oge*, dem Land „der ewig Jungen", das auch ohne Beziehung auf Arthur im Märchen oft herrlich ausgemalt ist (*The Three Crowns* u. a.). Qualität und Intensität der Arthurmärchen sind trotz der geringen Anschaulichkeit und der Dürftigkeit der Vorstellungen wohl noch das stärkste volkstümliche Symbol der rassennationalen keltischen Renaissance.

Gerade weil die rein-keltischen Geschichten dieses Genres in neuerer Zeit mit bewußter künstlerischer oder nationaler Tendenz umgeschaffen worden sind, muß das echte unbewußt vererbte Volksgut aus allen Motiven um so sorgsamer herausgezogen und gerettet werden.

Dritte Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, nachmittags 3 Uhr.

S. Kombinierte Sitzung der germanistischen und der englischen Sektion (S. 132).

Darauf sprach in der Englischen Sektion (unter dem Vorsitz von Univ.-Prof. Dr. A. Pogatscher) Akademie-Prof. Dr. W. Dibelius (Posen) über: **Die Technik des Vicar of Wakefield.**

Der Vicar of Wakefield ist aus inneren Erlebnissen Goldsmiths im Jahre 1757 herausgewachsen, wenn auch erst 1762 und teilweise noch später niedergeschrieben (erschienen 1766). Es ist dies das erste Mal, daß bei der Genesis des Romans nicht das Unterhaltungsbedürfnis des Publikums oder eine didaktische Tendenz den wesentlichen Anstoß gibt, sondern das Bedürfnis, ein inneres Erlebnis in äußere Form zu kleiden. Der Roman rückt damit in die Reihe der literarischen Kunstmittel, die einen psychologischen Vorgang zur Anschauung bringen (vgl. Lyrik, Satire, teilweise auch Drama).

Der Grundplan des Vicar of Wakefield ist eine eigenartige Verschmelzung von Fieldingscher und Richardsonscher Kunstform. Er ist ein Richardsonscher „Persönlichkeitsroman", insofern als eine interessante Persönlichkeit, nicht spannende Abenteuer, im Mittelpunkte des Interesses steht, aber auch wieder ein Abenteuerroman Defoe-Fielding-Smollettscher Richtung, da die Hauptmotive jener Gattung geschickt mit Persönlichkeiten aus der Familie des Helden, sogar teilweise mit ihm selbst, verbunden sind. Die Mischung von Abenteuer- und Persönlichkeitsroman, wie sie sich hier zeigt, ist das erste Experiment dieser Art und wird dann bis zu Scott und Dickens immer aufs neue wiederholt.

Auch sonst zeigt die Technik des Romans überall die Einflüsse Fieldings sowohl wie Richardsons. Überall bildet Goldsmith selbständig fort, aber überall schimmern die Vorbilder noch deutlich durch. Das zeigt sich bei nahezu allen Charakteren des Romans; bemerkenswert ist unter anderem, daß er den noch etwas plump und grob gezeichneten Adams Fieldings zum würdevollen Vicar of Wakefield erhebt. In der Charakterisierungskunst verwendet er im allgemeinen Fieldingsche Methoden, nur den einen aus Richardsons Lovelace stammenden Charakter seines Intriganten Thornhill charakterisiert er, wie sein Vorbild es tut: er wird durch ein orientierendes Gespräch anderer über ihn vorbereitet, sein erstes Auftreten zeigt seinen Charakter, und es folgt ein Kommentar der Mithandelnden über sein Benehmen. Die Handlungsführung zeigt eine bemerkenswerte Gedrungenheit, wie sie bereits Defoe und in höherem Grade noch Fielding im Roman eingeführt hatte. Im einzelnen arbeitet er dann meist mit Fieldingschen Kompositionselementen: die Handlung geht während des größeren Teils der Geschichte gegen den Helden, um sich am Schlusse zu seinen Gunsten zu wenden; vor der entscheidenden Peripetie gibt es einen Abschnitt, während dessen das Schicksal sich abwechselnd ein wenig zu seinen Gunsten und zu seinen Ungunsten verschiebt. Das ist Fieldingsche Technik ebenso wie das seltsame Mittel der „Regiefigur" Burchell, die alle Fäden der Handlung in ihrer Hand hält und doch fast stets hinter den Kulissen tätig ist. Goldsmith hat hier einen effektvollen Kunstgriff der Handlungsführung geschickt verwendet, den nach ihm namentlich Scott zu bedeutenden Wirkungen benutzt hat.

(Der Vortrag war im wesentlichen ein Kapitel aus dem Buche des Vortragenden: Englische Romankunst. Die Technik des englischen Romans im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Palaestra Bd. 92 und 93, Berlin, Mayer u. Müller 1910.)

In seinem Schlußworte hob Prof. Pogatscher mit besonderer Befriedigung die reiche Mannigfaltigkeit und Gediegenheit der auf der 50. Philologenversammlung von Anglisten gehaltenen Vorträge hervor, in denen Metrik (von Geheimrat Prof. Dr. Trautmann, s. S. 15), Sprachmelodisches, Sprach- und Literaturgeschichte, Kultur- und Sagenkunde behandelt wurden, und dankte Vortragenden und Zuhörern für ihre rege Beteiligung.

VIII. Indogermanische Sektion.

Erste Sitzung

Dienstag, den 28. September 1909, nachmittags 3 Uhr 30 Min.

Der erste Obmann Univ.-Prof. Dr. R. Meringer (Graz) eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Ansprache und stellte fest, daß sich 46 Teilnehmer eingezeichnet haben. Auf seinen Vorschlag wurden Prof. J. Baudouin de Courtenay (Petersburg) zum Vorsitzenden und Dr. E. Hermann (Bergedorf) und Univ.-Prof. Dr. P. Diels (Prag) zu Schriftführern gewählt.

Den ersten Vortrag hielt Dr. E. Hermann (Bergedorf): **Über die Silbentrennung im Griechischen.**

Kurz die neu- und mittelgriechischen Verhältnisse streifend zeigte der Vortragende, daß die Zahl der geschlossenen Silben immer größer wird, je weiter wir uns vom modernen Griechisch entfernen. Diese Veränderung der Aussprache spiegelt sich in den verschiedenen Abteilungsgewohnheiten auf den Inschriften wider. Von hier aus finden der Streit der Alexandriner und die Doppelschreibung in Konsonantengruppen ihre Erklärung. Weiter ging der Vortragende auf den Zusammenhang zwischen Silbenlänge und der Assimilation von Konsonanten, der Ersatzdehnung, der Positionslänge und dem Wechsel zwischen *o* und *ω* im Komparativ ein. So kam er zu dem Resultat, daß im Vorurgriechischen alle Konsonantengruppen auf zwei Silben verteilt gewesen seien. Dasselbe Ergebnis für die Vorstufen der andern indogermanischen Sprachen lieferte ihm eine kurze Betrachtung germanischer, keltischer und lateinischer Sprachbildung und Schreibgewohnheit. — Der Vortragende hat die Absicht, sich demnächst ausführlicher über die Entwickelung der Silbentrennung in den acht Hauptzweigen der indogermanischen Sprachen zu verbreiten.

An der auf den Vortrag folgenden Debatte beteiligten sich Priv.-Doz. Dr. E. Fränkel (Kiel), Mag. M. Vasmer (Petersburg) und der Vorsitzende.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Baudouin de Courtenay.

Univ.-Prof. Dr. P. Diels (Prag) hielt einen Vortrag über: **Das indogermanische Relativpronomen.**

Der Vortragende suchte zu erweisen, daß die indogermanische Ursprache einen Pronominalstamm von ausgeprägt relativer Bedeutung wirklich besessen habe. Er besprach daher zuerst das Auftreten und die Verwendung des Pronominalstammes **jo-* (ai. *yaḥ yā yad*, gr. ὅς, ἥ, ὅ). Die Fälle einer scheinbaren demonstrativen Verwendung des ὅς wurden im Anschluß an Delbrück u. a. ausgeschaltet. Der Vortragende wandte sich dann weiter zum Slawischen und Litauischen, er besprach zunächst die Bildung des zusammengesetzten Adjektivs in diesen beiden Sprachen sowie die persische Iḍāfet und wandte sich dann dem slawisch-litauischen Pronominalstamm *jo-* zu, dessen Bedeutung an und für sich nicht relativ, sondern anaphorisch (= er, sie, es) ist. Das Relativum wird durch Anhängung der Partikel *-že* gebildet. Der Vortragende besprach die Zufügung dieser Partikel, die sich als obligat nur da erweist, wo anaphor. Formen daneben liegen, so daß die vom Stamme *jo-* gebildeten Konjunktionen (*jako* usw.) sowie der altčech. altpoln. nom. sg. m. *jen* auch scho.n an und für sich, ohne Zufügung von *-že*, relative Bedeutung haben, Die Einwände, die etwa aus dem Slaw.-Lit. gegen die ursprünglich relative Bedeutung des Stammes *jo-* erhoben werden können, widerlegte er durch die Annahme, daß in dem betreffenden slaw.-lit. Pronomen nicht nur der indogermanische Stamm *jo-*, sondern auch der von indogermanischer Zeit her rein anaphor. Stamm *i-* (ai. *ayam, iyam, idam* usw.) aufgegangen sei.

Den Gang der Untersuchung unterbrechend besprach der Vortragende sodann die sonstigen syntaktischen Mittel, deren sich die indogermanischen Sprachen zum Ausdruck des Relativs bedienen Ersatz durch Interrogativpronomina, durch starre Relativpartikeln und endlich, wiewohl in begrenztem Maße und nur unter besonderen mitwirkenden Umständen, durch Demonstrativa. Die Beliebtheit starrer Relativpartikeln in den Umgangssprachen und andrerseits die Beliebtheit adjektivischer Ableitungen (meist von Interrogativen) in den europäischen Schriftsprachen wurde aufgezeigt.

Sodann wandte sich der Vortragende zum Germanischen und suchte zu erweisen, daß das germanische Relativpronomen ursprünglich durchgehends auf der Verbindung eines einst dem Hauptsatze an-

gehörigen Demonstrativs mit einem korrespondierenden echten Relativum beruhe, und daß dieses echte Relativum, im got. als *-ei* erhalten, in den außergotischen Sprachen durch die Wirkung der Lautgesetze verschwunden, dem früher behandelten Relativstamm *jo-* entstamme. Es wurden zu diesem Zweck die Kasusverhältnisse der german., besonders der altengl. und der ahd. (Isidor) Relativsätze genauer besprochen, wobei der Begriff der „Attraktion" für das Germanische bekämpft wurde. Der Vortragende knüpfte dabei an an seine KZ. 41, 194ff. dargelegte Auffassung von der Entstehung der indirekten Rede im Deutschen. Das Fehlen des Relativstammes *jo-* im Keltischen und Lateinischen und dementsprechend den frühzeitigen Ersatz des Relativs durch andere Mittel in diesen beiden Sprachen parallelisierte der Vortragende mit dem Fehlen des korrespondierenden Demonstrativstammes *to-* in denselben beiden Sprachen.

An den Vortrag knüpfte sich eine Debatte, in welcher die Herren Priv.-Doz. Dr. E. Fränkel (Kiel), der Vorsitzende und Dr. E. Hermann (Bergedorf) das Wort ergriffen.

Die Sitzung wurde hierauf unterbrochen und nachmittags um 3 Uhr fortgesetzt; Univ.-Prof. Dr. K. Strekelj (Graz) übernahm den Vorsitz, während Prof. J. Baudouin de Courtenay (Petersburg) einen Vortrag hielt: **Zur Klassifikation der Sprachen.**[1])

Nachdem der Vortragende erklärt hatte, daß er sich hinsichtlich der genealogischen Klassifikation der Sprachen auf die Seite der „Wellentheorie" stelle, ohne die Schwächen derselben zu verkennen, und die Unzulänglichkeit der bisherigen Versuche nach der Seite der morphologischen Klassifikation dargetan hatte, begründete er seine positiven Ansichten, die hier in folgenden Thesen kurz zusammengefaßt erscheinen.

1. Eine vergleichende Charakteristik (nicht Klassifikation) der Sprachen wäre nach zwei Richtungen durchzuführen: a) eine vergleichende Charakteristik auf topographischer oder geographischer Grundlage; b) geschichtliche Evolution im Bereiche der Morphologie des sprachlichen Denkens. Nebeneinander und Nacheinander.

2. Als reelle Größe ist nicht die „Sprache", sondern der Mensch, als Träger des sprachlichen Denkens, zu betrachten.

3. Nur durch eine eigenartige einem jeden sprachlichen Denken innewohnende Morphologie wird das betreffende sprachliche Denken (die betreffende „Sprache") zum Range des wirklich Bestehenden erhoben.

1) Der Vortrag erschien in ausführlicherer Fassung in den „Indogermanischen Forschungen". XXVI. Anzeiger 51—58.

4. Eine Charakteristik der morphologischen Hauptzüge jedes sprachlichen Denkens besteht aus einer Summe vieler partieller Formeln.

5. „Morphologie der Sprache" heißt der Bau der Sprache in weitestem Sinne des Wortes: nicht nur Wörtermorphologie, sondern auch Satzmorphologie. Dementsprechend sind als einfachste morphologische Elemente einerseits Morpheme, andrerseits Syntagme zu betrachten.

6. Morphologische Elemente sind keineswegs gelehrte Fiktionen, sondern wirkliche lebendige, objektiv psychische Einheiten. Für alle sogenannten Formen des gegebenen Nomens, Verbums usw. einen einzigen „Stamm" aufstellen zu wollen ist eine vergebliche Mühe und unerreichbare Aufgabe. Alle morphologischen Gebilde erscheinen uns als polymorph, sogar in den Grenzen eines jeden individuellen sprachlichen Denkens.

7. Bei der morphologischen Charakteristik jedes sprachlichen Denkens ist die Aufmerksamkeit u. a. auf folgendes zu richten: a) verhältnismäßige Freiheit der Verbindungen morphologischer Elemente; b) zentralisierte oder dezentralisierte Konstruktion morphologischer Ganzen.

8. Das Überwiegen dieser oder jener Art von Exponenten morphologischer Beziehungen liefert uns eine Grundlage zu einer morphologischen Charakteristik des betreffenden sprachlichen Denkens.

9. Anstatt ganz unbegründet die Sprachen in „flektierende" und „agglutinierende" zu unterscheiden, unterscheide man einerseits zwischen der Verbindung der Morpheme untereinander und zwischen den psychophonetischen Alternationen derselben Morpheme, anderseits wieder zwischen der Verbindung der Syntagme (Wörter) und zwischen den Alternationen derselben Syntagme.

10. Die Lehre von der Unterscheidung der „Flexion" und der „Agglutination" verdankt man der objektiv bestehenden Unterscheidung zwischen der Polygenese und Monogenese derselben morphologischen Vorstellungen. Die Mannigfaltigkeit der funktionell gleichen morphologischen Elemente kann verschiedenen Ursprungs sein: a) phonetischen Ursprungs; b) morphologischen Ursprungs; c) semasiologischen Ursprungs; d) syntaktischen Ursprungs.

11. Anstatt „Flexion" und „Agglutination" kann man u. a. folgende Unterscheidungen machen: a) Psychophonetische Alternationen derselben Morpheme dem Nichtvorhandensein solcher Alternationen entgegengestellt. b) Der Polymorphismus der Stämme neben dem Monomorphismus. c) Der Polymorphismus formeller Morpheme und das Nichtvorhandensein eines Parallelismus zwischen „Form" und „Funktion", entgegengehalten dem Monomorphismus und dem Parallelismus. d) Mehr nüchterne und besser geordnete Sprachen

im Gegensatz zu den weniger nüchternen, schlechter geordneten, phantasierenden und eine Zerstreutheit der Aufmerksamkeit hervorrufenden. Dazu kommt das Nichtvorhandensein des grammatischen Genus in den mehr nüchternen Sprachen und dessen Anwesenheit in den weniger nüchternen Sprachen.

12. Anstatt „Stoff" und „Form" wären außersprachliche und reinsprachliche Vorstellungen zu unterscheiden. Sonst haftet jedem sprachlichen Elemente etwas Außersprachliches und etwas rein Sprachliches an. Damit hängt die Frage von der Morphologisation und Semasiologisation der Vorstellungen der Phonationsarbeiten und der Vorstellungen akustischer Eindrücke zusammen.

13. Außersprachliche, semasiologische Vorstellungen zerfallen in Vorstellungen: a) aus dem Bereiche der physischen (und der biologischen) Welt; b) aus dem Bereiche der sozialen Welt; c) aus dem Bereiche der individuell-psychischen Welt. Der Widerschein dieser oder jener in der außersprachlichen Welt bemerkten Unterschiede in den rein sprachlichen Unterschieden kann als Grundlage einer vergleichenden morphologischen Charakteristik jedes einzelnen sprachlichen Denkens dienen. Ein großer Teil dieser außersprachlichen Vorstellungen bildet in der Morphologie der Sprache die Gruppe der sogenannten „verborgenen Sprachvorstellungen" (idées latentes du langage).

14. In dem Sprachbaue, als einem Material für die vergleichende morphologische Charakteristik mehrfachen sprachlichen Denkens, müssen wir unterscheiden: a) den phonetischen Bau; b) den morphologischen Bau der Wörter; c) den morphologischen Bau der Sätze.

15. Hier, wie auch sonst in der Sprachwissenschaft, ist mit der Tatsache zu rechnen, daß, einerseits, überlebende Formen vorhanden sind, welche dem gegebenen allgemeinen Bau der Sprache nicht mehr entsprechen, und daß, andrerseits, gewisse Erscheinungen, so zu sagen, den zukünftigen Zustand der gegebenen Stammes- und Nationalsprache vorherverkünden und infolgedessen zu dem gegenwärtigen Durchschnittszustande der betreffenden Sprache noch nicht passen.

An der Debatte beteiligten sich Mag. M. Vasmer (Petersburg), Realschulprof. Dr. K. Schriefl (Graz), Dr. E. Hermann (Bergedorf).

Sodann sprach Dr. R. Bujas (Spalato) über: **Sprachwissenschaft und Gegenstandstheorie.**

Beim normalen Sprachverkehr bestehen zwischen Denken, Sprechen und dem Gegenstande, der durch das Denken erfaßt und durch die Sprache bezeichnet wird, bestimmte Verhältnisse der Zuordnung, was als Fundamentalgesetz des Parallelismus zwischen Denken, Sprechen und Gegenständen charakterisiert wird. Mit den Gegenständen als solchen befaßt sich die „Gegenstandstheorie",

eine von Meinong als eigene Disziplin begründete Lehre von den Gegenständen, die durch das Denken erfaßt werden. Nach dieser Lehre ist jedes „Etwas" ein Gegenstand; die durch bloßes Vorstellen erfaßten Gegenstände werden Objekte genannt, die eigentümlichen Tatbestände aber, die durch das Urteil erfaßt werden, heißen „Objektive". In bezug auf das Gesprochene ist aber der Gegenstand die Bedeutung. Insofern die Sprachwissenschaft nicht nur den äußeren Sprachformen und ihren psychischen Korrelaten, sondern auch dem Zusammenhange zwischen dem Worte und seiner Bedeutung ihr Interesse zuwendet, muß sie sich auch mit den Gegenständen beschäftigen. In der Tat hat sich die Sprachwissenschaft seit jeher mit den Bedeutungen sowohl einzelner Wörter und ihrer Formen als auch anderer sprachlicher Kategorien befaßt. Es wird nun versucht, durch gegenstandstheoretische Betrachtung den Sprachbedeutungen näher zu treten, indem zunächst der Satz und seine Glieder, Subjekt und Prädikat, auf ihre Bedeutung hin untersucht werden. Außer den einfachen Typen der Aussagesätze werden auch die Existentialsätze, die unvollständigen Sätze der Kindersprache und die subjektiven Sätze herangezogen. Es stellt sich heraus, daß der Satz die sprachliche Bezeichnung eines Tatbestandes oder „Objektivs" ist (Meinong 1902). An diesem Gegenstande lassen sich zwei Glieder unterscheiden, für welche die Benennungen Determinand (= das Bestimmtwerdende) und Determinator (= das Bestimmende) in Vorschlag gebracht werden. Der Determinand wird sprachlich durch das Subjekt des Satzes bezeichnet, der Determinator durch das Prädikat. — Die Funktion eines Subjektes können nur substantivische Gebilde einnehmen, d. s. das Substantiv, das Pronomen und der Infinitiv, und zwar stehen diese Gebilde im Nominativ: der Nominativ ist die Subjektsform. Durch das Substantiv wird aber auch ein außerhalb des Tatbestandes stehender, selbständiger Gegenstand bezeichnet, d. i. das Objekt (nicht im grammatischen Sinne); die Bedeutung des Substantivs, bzw. des substantivischen Gebildes, ist somit ein Objekt. Wie das Substantiv (Nominativ) im Satze zum Subjekte wird, ebenso erhält das Objekt innerhalb eines Tatbestandes die Funktion des Determinanden. — Als Prädikat erscheinen das Adjektiv, das Verbum und das Substantiv. Doch läßt sich die Bedeutung des Verbums auf einen Komplex von Merkmalen zurückführen, die unter dem Gegensatze von Werden und Vergehen stehen, während das prädikative Substantiv keine Objektsbezeichnung ist, sondern semantisch ebenfalls bloß eine Anzahl von Eigenschaften vertritt. Nur adjektivische Gebilde können als Prädikate auftreten. Die

Bedeutung aber des Adjektivs, bzw. des adjektivischen Gebildes, ist ein unselbständiger, Objekten inhärierender Gegenstand: das Merkmal oder Determinativ. Dieser Gegenstand erhält im Tatbestande (Objektiv) die Funktion des Determinators.

Da der Vortrag die vorgeschriebene Dauer weit überschritten hatte, konnte nur angedeutet werden, daß die in der angegebenen Richtung weitergeführte Untersuchung noch u. a. folgende Resultate ergibt: Das Attribut + Substantiv ist eine mehrwortige Objektsbezeichnung, vertritt mithin der Bedeutung nach das einfache Substantiv; durch den „Relativsatz" kann das Attribut umschrieben werden. Analogerweise bildet die Gruppe Adverbium + Adjektiv oder Verbum eine mehrwortige Merkmalsbezeichnung; das adverbiale Gebilde kann durch das Gleichnis umschrieben werden. Die verbalen Tempusformen sind semantisch zu den temporalen Adverbien zu zählen, die Aktionsarten des Verbums zu den modalen Adverbien. Die „Adverbialbestimmungen" sind Adverbien, die Beziehungen zu Objekten bedeuten. Auch die Kasusformen des Substantivs sind Adverbien; keine Kasus sind der Nominativ (Subjektsform), der Genetiv (semantisch ein Adjektiv!) und der Vokativ (semantisch ein Satz). Das grammatische Objekt ist dem einfachen Verbum gegenüber ebenfalls eine Adverbialbestimmung. Die „Nebensätze" sind keine Sätze, sondern umschriebene Adverbien. Usw.

In der darauffolgenden Debatte sprachen Prof. J. Baudouin de Courtenay (Petersburg), Realschulprof. Dr. K. Schriefl (Graz), cand. phil. W. Winter (Graz).

Dritte Sitzung

Donnerstag, den 30. September 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Prof. J. Baudouin de Courtenay.

Dr. H. Schröder (Kiel) hielt einen Vortrag: **Zum germanischen Ablaut.**[1])

Einleitend führte der Vortragende aus, daß es sich beim indogerm. quantitativen Ablaut ausschließlich um Erscheinungen handelt, die wir auch in der historischen Zeit und zum Teil noch heute beobachten können, und erläuterte dies durch Beispiele. Dann wendete er sich der Betrachtung der *enek-* und *e̯uek*-Basen zu. Bisher war nur eine einzige mit Explosiva anlautende *enek*-Basis nachgewiesen: die bekannte Gleichung aind. *jambhas*, griech. *γόμφος*,

1) Der Vortrag wird in erweiterter Gestalt als 2. Bändchen der „Beiträge zur germanischen Sprach- und Kulturgeschichte" in Streitbergs „German. Bibliothek" (Winter, Heidelberg) erscheinen.

ahd. *kamb* (V^I^): ahd. *knebil, knabo* (V^II^). Da im Germ. nur Gutturale und *f* vor *n* im Anlaut erscheinen, so können vom Germ. aus auch nur *fenek-*, *kenek-*, *genek-*, *kenek-*, *skenek*-Basen erkannt werden, und von diesen führte der Vortragende auch viele auf, u. a. germ. *fenak* „stieben, riechen, stinken" und *hanaf (ƀ)* „abhauen, abschneiden".

Bei der Besprechung der *eu̯ek*-Basen (germ. V^I^ *euk, auk*, V^II^ *wek, wak*, S *uk*) führte der Vortragende folgendes aus: Man hat bisher angenommen, idg. urgerm. *eu* habe sich im Deutschen im Anlaut ebenso entwickelt wie im Inlaut, nämlich zu ahd. as. *iu*, mnd. nnd. mhd. *ü̈*, nhd. *eu*, bezw. zu as. ahd. *io, ia, ie*, mhd. *ie*, nhd. *î*, mnd. nd. *ê*. Daß das, wie man glaubte, einzige im Deutschen erhaltene anlautende idg. *eu* dieser Annahme widerstreitet, beachtete man nicht weiter: as. *geder* (worin *g* = *j*) „Euter", aus urgerm. *eudir*, ablautend mit ae. *úder*, ahd. *ûtar, ûtir*, nhd. *euter*, erklärte man für eine singuläre Entwicklung. Tatsächlich stellt aber der Übergang vom fallenden Diphthong (*íu, ío, ía, íe*) zum steigenden (*iú, ió, iá, ié*) und damit die Jotierung des ersten Komponenten (*ju, jo, ja, je*) im deutschen Anlaut die regelmäßige Entwicklung dar. Da aber dieser Übergang nicht überall zu gleicher Zeit vor sich gegangen ist, so finden sich zum Teil aus idg. urgerm. *eu-* entstandene *ju-, jo-, ja-, je*-Formen nebeneinander, die man bisher, da man in dem Anlaut ein idg. *j* erblickte, nicht erklären konnte. So steht (wie mnd. *jüdder* neben *jeder* „Euter") nd. *jüden* neben glbd. nd. *jeden*, ahd. *jetan*, nhd. *jäten*; alles ist klar, wenn man von urgerm. *eud* (V^I^ von *eu̯ed*) ausgeht. Dann fügt sich dazu auch ungezwungen das glbd. as. *wiodan* als Reduplikationsform *(e)u̯-éu̯(e)d-*. Ebenso erklärte der Vortragende das anlautende *ja^x^-* in anderen Worten, deren *j-* man bisher für idg. hielt.

Auch nach anlautenden Konsonanten (wenigstens nach *h* und *d*) kann das *i* der aus urgerm. indog. *eu* entstandenen *iu, io, ia, ie* zu *j* werden. In diesem Falle schwindet der anlautende Konsonant. Vgl. z. B. *Jerusalem, Job* usw., steir. *jetrich* „Dietrich, Nachschlüssel".

Für alle diese Erscheinungen führt der Vortragende noch eine Reihe weiterer Beispiele an.

An der Debatte beteiligten sich Univ.-Prof. Dr. R. Much (Wien), der Vorsitzende und Priv.-Doz. Dr. H. Jacobsohn (München).

Hierauf hielt Priv.-Doz. Dr. E. Fränkel (Kiel) einen Vortrag:

Beiträge zur griechischen Grammatik.

Er erläuterte zuerst das Verhältnis von ion. *ἐπόνεσα* zu ion.-att. *ἐπόνησα*. *ἐπόνησα* ist eine Ableitung von dem -o- St. *ὁ πόνος*, während *ἐπόνεσα* aus einer Kontamination von **ἐπένεσα*, das von einem -σ- St. *τὸ *πένος* stammt, und *ἐπόνησα* hervorgegangen ist,

genau wie das von W. Schulze gedeutete hom. δυσκονής eine Vermischung von *δυσκενής und δύσκονος repräsentiert. Dann zeigte der Vortragende, daß σκότος „Finsternis" in alter Zeit nur maskuliner -o-St. ist und erst später nach Analogie seines Gegenteils φάος, φῶς zum Neutrum wird.[1] Drittens behandelte der Vortragende die ursprüngliche Morphologie von κτέανον. Thurneysen und Brugmann hatten den Nachweis geführt, daß βέλεμνον und κάρηνον alte -n-St. sind und erst nachträglich -o-Flexion angenommen haben. Wie von diesen, so hat Homer auch von κτέανον nur Pluralformen; davon sind κτέανα und κτεάνων bereits im Homertexte petrifizierte Reste eines alten -r/n- St., Nom. κτέαρ (von Herodian bezeugt und von späteren Dichtern aus alter Quelle geschöpft), Gen. *κτέανος. Jedenfalls wurde κτέανα, -ων schon von den epischen Sängern mißverstanden; denn nur da sie äußerlich Kasus eines -o-St. glichen, blieben sie vor Alternationen bewahrt, während *κτεάνεσσι, das nur auf einen konsonantischen Stamm bezogen werden konnte, nach Analogie der anderen neutralen -n-St. des Griechischen um ein -τ- erweitert, einem κτεάτεσσι Platz machte. Obwohl aber bereits der epische Dichter die hocharchaischen κτέανα, -ων falsch auslegte, so scheute sich noch Äschylus, einen Singular κτέανον zu bilden. Diese letzte Konsequenz, d. h. die völlige Umgestaltung des -n-St. in ein -o-Paradigma, zog vielmehr erst Pindar, der auch an derartigen Singularformen keinen Anstoß mehr nahm.

Nachmittags wurden in Gemeinschaft mit der Sektion für Volkskunde die landschaftlichen Sammlungen im Johanneum besichtigt.

Vierte Sitzung

Freitag, den 1. Oktober 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Baudouin de Courtenay.

Univ.-Prof. Dr. R. Meringer (Graz) führte den vom k. k. Unterrichtsministerium für den „Indogermanischen Apparat" an der Universität angeschafften „Archiv-Photographen" vor, wobei Deklamationen mehrerer anwesender Teilnehmer sowie Vorträge der Opernsängerin Frl. Melitta Heim aufgenommen und sofort durch den Apparat reproduziert wurden. Auch Herr Dr. R. Bujas gab einige Erklärungen und sprach u. a. über einen „Akzentographen".

Der Vorsitzende schloß hierauf die Verhandlungen der Sektion mit einer kurzen Ansprache.

---

1) Dieser Teil des Vortrages ist vollständig in Kuhn's Zeitschrift XLII, S. 193 veröffentlicht.

IX. Orientalische Sektion.

Erste (und einzige) Sitzung

Dienstag, den 28. September 1909, nachmittags
3 Uhr 30 Min.

Eingezeichnet: 9 Teilnehmer.

Nach einer kurzen Begrüßung durch den Obmann Univ.-Prof. Dr. J. Kirste wurde auf Antrag Prof. Praetorius' beschlossen, die bisherigen Obmänner mit der Fortführung der Geschäfte zu betrauen. Zum Schriftführer wurde Univ.-Prof. Dr. R. Geyer (Wien) gewählt.

Univ.-Prof. Dr. Fr. Hommel (München) hielt sodann einen Vortrag über: **Das „Reis" des Gilgamiš.**[1])

Der Vortragende ging von den bekannten, zum Gilgamišmythus gehörenden Darstellungen aus, wie sie das Siegel Gudea's, das Heuzeysche Siegel, ein vorsargonischer Siegelzylinder und das berühmte Sargonsiegel aufweisen. Auf diesem sieht man Gilgamiš mit dem Wasserstrom, über dem ein junges Reis aufsprießt, einen Stier tränken. Er wies auf eine Stelle in einem alten sumerischen Nergalhymnus *giš a-am dingir giš-bil-ga-mis* hin und erklärt *giš a-am*, dessen semitische Entsprechung *ildakku* „Setzling, Reis" ist, als „den Baum (bzw. Strauch, das Reis) des Wassers des Wildstieres".

Daran anschließend erläuterte der Vortragende mehrere mythologische Parallelen zu Gilgamiš und seinen Beziehungen zum Feuer, zum Wasserstrom, seinem Schiffe usf.

An der Debatte beteiligten sich Herzog, v. Mžik, Geyer.

Univ.-Prof. Dr. N. Rhodokanakis (Graz) legte den IX. Bd. der südarabischen Expedition vor: Mehri und Hadramitexte, gesammelt 1902 in Gischin von Dr. W. Hein, bearbeitet und herausgegeben von Dav. Heinr. Müller, Wien 1909.

Priv.-Doz. Dr. D. Herzog (Graz) stellte eine Anfrage über eine Form des Schwures bei den Indern: der Angeklagte küßt die Stirn des Richters.

Die Sitzung wurde um ½4 Uhr geschlossen.

---

1) Vollständig abgedruckt in der Orientalischen Literaturzeitung 12. Jahrg. Nr. 11.

X. Geographische Sektion.

Erste Sitzung

Dienstag, den 28. September 1909, nachmittags 3 Uhr 30 Min.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. E. Oberhummer (Wien).

Der erste Sektionsobmann, Univ.-Prof. Dr. R. Sieger (Graz) eröffnet die Verhandlungen durch eine Begrüßungsansprache. Die Zahl der eingezeichneten Sektionsmitglieder betrug 34. Die Sektion wählte zum Vorsitzenden Univ.-Prof. Dr. E. Oberhummer (Wien) und vertagte sich nach einigen Mitteilungen Prof. Siegers und nach Feststellung der Tagesordnung der folgenden Sitzungen, um den Mitgliedern Gelegenheit zu geben, an der ersten Sitzung der neugegründeten Sektion für Volkskunde teilnehmen zu können (s. S. 208).

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. E. Oberhummer (Wien).

Univ.-Prof. Dr. R. Sieger (Graz) machte Mitteilungen über die von Prof. Dr. F. Heiderich (Wien) besorgte Neubearbeitung von Haardts Alpenkarte, die vorgelegt wurde. Hierauf hielt Gymn.-Prof. Dr. M. Binn (Wien) einen Vortrag über: **Die Beziehungen zwischen geographischem und historischem Unterrichte.**[1])

Unter dem Eindrucke der gewaltigen Fortschritte der physischen Erdkunde hat sich die Geographie allzusehr von der Geschichte abgekehrt. Nun drängen die Forderungen des Unterrichts den Lehrer der Geographie und Geschichte zu konzentrierender Verknüpfung

1) Der Vortrag erschien vollständig in der Zeitschrift für Schulgeographie, XXXI. Jahrgang (1910).

dieser Fächer. An Wechselbeziehungen fehlt es nicht; braucht die Geschichte die Kenntnis der Länder, als des Schauplatzes der Ereignisse, so belebt, vermehrt und wiederholt sie auch das topographische Material. Morphologisch bedeutsame Landschaftsbilder finden wir öfters auf den Plänen von Schlachtfeldern. Griechenlands orographische und klimatologische Verhältnisse zeigen dem Schüler die Karten im geographischen Atlas, seine reiche Küstengliederung aber viel besser die in größerem Maßstab gehaltene Karte im historischen Atlas. Während die Geschichte nur einzelne Völker vorführt, gibt uns die Geographie einen Überblick über alle Menschenrassen. Sie allein ist es, die uns die alten Kulturvölker Ostasiens kennen lehrt, wogegen wieder der historische Unterricht die eigentlich in die Geographie gehörende Entdeckungsgeschichte übernimmt. Ethnographie und Kulturgeschichte haben von jeher an Geschichte und Geographie gleichen Anteil genommen. Vor allem muß der Lehrer der Erdkunde auf Grund historischer Anschauung auch die Grundzüge der Nationalökonomie und Soziologie beherrschen; das gleiche gilt von der Verfassungs- und Verwaltungslehre.

Vorstellungen der physischen Geographie haften am besten, wenn sie durch historische Belege illustriert werden, z. B. die Winterkälte Rußlands durch Napoleons Rückzug; Veränderungen an der Erdoberfläche durch den Untergang Pompejis, die Entstehung der Zuidersee, die Umwandlung des antiken Hafens von Milet in einen Reliktensee usw. Andrerseits arbeitet die physische Erdkunde dem politischen Verständnis vor. In Europa sehen wir jetzt die Natur fast überall dem Menschen unterworfen, das heutige Pflanzenkleid ist sein Werk; die Geschichte zeigt uns die Natur noch in ihrer Ursprünglichkeit. Die hauptsächlichsten Hindernisse einer wirksamen Verbindung zwischen Geschichte und Geographie bilden (abgesehen von dem derzeitigen Zustande des Kartenmaterials) die gegenwärtige Gestaltung der Lehrpläne und das geringe Verständnis vieler Geographen und Historiker für den Zusammenhang beider Fächer.

Der Redner schloß seinen beifällig aufgenommenen Vortrag mit der Verlesung folgender Leitsätze, die von der Versammlung einstimmig angenommen wurden:

1. Der geographische und der historische Unterricht haben einander möglichst zu unterstützen, soweit dies ohne Schädigung des eigenen Faches geschehen kann.

2. Es ist wünschenswert, daß in der Literatur anthropogeographische Themen, besonders aus den Gebieten der historischen und politischen Geographie mit Rücksicht auf die Interessen der Schule bearbeitet werden.

3. Die jeweils in der Geschichtsstunde zu besprechenden Länder sind möglichst gleichzeitig, wenigstens aber im selben Jahrgange, im länderkundlichen Unterrichte durchzunehmen.

An der darauffolgenden Debatte beteiligten sich Priv.-Doz. Prof. Dr. N. Krebs (Wien) und Gymn.-Prof. Dr. Herold (Halle).

Als zweiter Redner sprach Priv.-Doz. Realschul-Prof. Dr. N. Krebs (Wien) über: **Geographische Schülerübungen im Freien.**[1])

Die geographische Unterweisung im Freien wird um so mehr ihre Wirksamkeit entfalten, je mehr sie sich dem normalen Lehrgange anpaßt. Redner empfahl deshalb auf Grund seiner mehrjährigen Erfahrungen die Übungen derart zu gestalten, daß in der I. und teilweise in der II. Klasse österr. Mittelschulen die Gewinnung klarer Grundbegriffe gesichert und das Kartenlesen geübt werde. Die II. und III. Klasse bringe selbständige Versuche im Orientieren, Versuche im Erkennen und Verstehen des zu Beobachtenden und die ersten Hinweise auf den kausalen Zusammenhang. Die Oberklassen, von der IV. an, sollen eine Erweiterung der durch Anschauung bekannten Gebiete über die engste Heimat hinaus mit immer stärkerer Betonung der ursächlichen Zusammenhänge in der Natur und der Wechselwirkung zwischen Natur und Menschenleben bieten. Dies wurde im einzelnen, besonders für die I. Klasse, sehr eingehend besprochen und eine Reihe von Ratschlägen für die Durchführung bestimmter Übungen erteilt, unter denen die Beschränkung auf 25 Schüler und die Forderung nach engerer Begrenzung, aber desto gründlicherer Ausnutznng der Aufgaben in den Unterklassen, nach systematischem, auf geeignete Abwechslung Bedacht nehmenden Zusammenschluß der Ausflüge in den Oberklassen hervorzuheben sind. Zum Schlusse widerlegte der Redner die manchmal geäußerten Bedenken; auch die Zeit- und Geldfrage sowie die Haftpflichtversicherung werden besprochen. Der Redner betrachtete die Übungen nicht als obligat, wünschte aber, daß dort, wo sie gehandhabt werden, für die Kontinuität des Unterrichtes in der Hand desselben Fachlehrers Sorge getragen werde. So könnte die Bildung klarer Vorstellungen auf Grund der Anschauung gefördert und dadurch der Überbürdung wirksam gesteuert werden.

An den Vortrag schloß sich eine kurze Debatte, in der sich allgemeine Zustimmung zu den vom Vortragenden gegebenen Anregungen kundgab. Akad.-Prof. Dr. R. Marek (Graz) machte Mitteilungen über einige in der k. k. Handels-Akademie in Graz bestehende Einrichtungen.

---

1) Der Vortrag erschien unverkürzt in der Zeitschrift für Schulgeographie, Jahrgang 1909/10, H. 2, S. 47ff.

Sodann hielt Gymn.-Prof. Dr. Hassinger (Wien) einen Vortrag:

Zur Verkehrsgeographie von Wien.[1])

Der Vortragende erklärte, an dem Beispiele Wiens einen kleinen Beitrag zur Verkehrs- und Siedlungsgeographie der Millionenstädte liefern zu wollen. Bei den Großstädten fällt die politische Stadtgrenze selten mit der natürlichen zusammen, wodurch das amtliche bevölkerungsstatistische Material stark entwertet wird. Es liegen drei Abgrenzungs- bzw. Einteilungsmethoden der Großstädte von Schlüter, Hasse und Hanslik vor; der Vortragende bezeichnete die erste Methode als für eine scharfe Abgrenzung nicht ausreichend, die zweite als zu schematisch, die dritte als nur für die Kleinstadt anwendbar. In der modernen Großstadt sehen wir drei Teile entwickelt: 1. den geschlossen verbauten Großstadtkern mit einem dünn bewohnten Geschäftsviertel (City); 2. darum den locker verbauten Gürtel des Großstadtweichbildes, dessen Bevölkerung täglich zur Arbeit in den Großstadtkern hin- und wieder zurückströmt, und 3. die Vororte mit loseren Beziehungen zur Großstadt. Die moderne Großstadtentwickelung mit dem Zug zur Peripherie und der Verlegung der Wohnstätte von der Arbeitsstätte ist von der Erfindung und Vervollkommnung der Massenverkehrsmittel abhängig. Die Verlegung der Wohnstätte findet ihre obere räumliche Grenze in der Fahrzeit und dem Fahrpreis. Beide sind in der Regel einander direkt proportional, und in erster Linie ist die Zeit zu berücksichtigen. Es ist eine aus der Erfahrung zu gewinnende Tatsache, daß die Fahrt zur Arbeitsstätte selten den Zeitraum von einer Stunde überschreitet. Es wurde daher eine Stundenisochrone für den Wiener Nahverkehr mit dem Stephansplatze als Mittelpunkt konstruiert, innerhalb welcher das ganze besiedelte Wiener Stadtgebiet mit wenig Ausnahmen liegt. Die Isochrone ist aber als natürliche Stadtgrenze noch nicht verwendbar, denn sie bezieht rein ländliche Gebiete mit ein, und um die Beziehung eines Ortes zum Stadtkern zu charakterisieren, muß auch die Dichte des Verkehres zwischen beiden berücksichtigt werden. Es wurde nun die mittlere Erreichbarkeit des Großstadtmittelpunktes von den Randsiedelungen durch die Formel: Mittlere Fahrzeit + halbe mittlere Wartezeit ausgedrückt und eine Linie, welche alle Orte mit der mittleren Erreichbarkeit von einer Stunde verbindet, als Stadtgrenze gewählt. Wiens Fläche wird auf diese Weise um rund 52 km^2 kleiner, seine Bevölkerungsziffer wächst aber um rund 87 000; doch wohnen in einem Gürtel

1) Der Vortrag erschien in erweiterter Form in den Mitteilungen der k. k. geogr. Gesellschaft in Wien, 1910, S. 5—88.

mit der mittleren Erreichbarkeit von 60—100 Minuten noch weitere 100 000 Menschen. In der ungleichmäßigen Verteilung der Bevölkerung (in der westlichen Hälfte der Windrose wohnen etwa 80 Prozent), drückt sich nicht nur der Einfluß der Landschaft auf das Städtebild aus, sondern auch jener der kulturellen Beschaffenheit des Hinterlandes.

An der Debatte beteiligten sich Univ.-Prof. Dr. R. Sieger (Graz) Gymn.-Prof. Dr. M. Binn (Wien) und der Vortragende.

Dritte Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, nachmittags 5 Uhr.

Vorsitzender: Gymn.-Prof. Dr. M. Binn (Wien).

In dieser Sitzung, welche ausschließlich der Vorberatung für die auf den nächsten Tag anberaumte allgemeine Debatte über die im Sinne des Hamburger Programms zu fassenden Beschlüsse vorbehalten war, verlas zunächst Akad.-Prof. Dr. R. Marek das Korreferat des (am Erscheinen verhinderten) Oberl. Dr. Felix Lampe (Charlottenburg) nebst den angeschlossenen Thesen (s. oben S. 33), worauf in längerer Besprechung aus den Thesen Lampes und Brückners (s. oben S. 59) eine einheitliche Fassung hergestellt und beschlossen wurde, diese als Substrat der allgemeinen Besprechung am nächsten Tage zugrunde zu legen.

Vierte Sitzung

Donnerstag, den 30. September 1909, vormittags 8 Uhr.

(Kombiniert mit der biologisch-chemischen Abteilung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion).

Vorsitzender: Akad.-Prof. Dr. R. Marek (Graz).

Gymn.-Prof. Dr. R. Scharfetter (Villach) hielt einen Vortrag über: **Völkergrenzen und Pflanzengrenzen.**[1])

Es wurde an mehreren Beispielen gezeigt, daß Pflanzen und noch mehr Pflanzenvereine imstande sein können, der Verbreitung des Menschen Hindernisse entgegen zu setzen. Die Getreidegrenze, der Verlauf des obergermanischen Limes nahe dem Rande des Nadelwaldes, ebenso der Limes Dacicus in Ungarn, die Besiedlung des waldfreien Gebietes in Böhmen durch die Tschechen zeigen, daß sich

1) Siehe Petermanns Geographische Mitteilungen, 1910, Heft III.

auf niederer Kulturstufe die Besiedlung nach einzelnen Pflanzenformationen richtet. Weiterhin wurde nachgewiesen, daß auch infolge wechselnder ökologischer Bedingungen Vegetationslinien mit den Grenzen der verschiedenen Völkerstämme zusammenfallen können: so trennt die Grenzlinie der illyrischen Arten schon in vorrömischer Zeit die Völkerstämme der Raetier und Carnier von den der Abstammung nach zur mediterranen Rasse der Illyrier gehörigen Venetern, ebenso wie sie heute Italiener, Slaven und Deutsche scheidet. Die Vegetationslinie der Castanea vesca stimmt in großen Zügen mit der Süd- und zum Teil auch Westgrenze der Germanen überein. Ähnlich wie sich im südlichen Teile der Ostalpen das illyrische Florengebiet zwischen das mediterrane und mitteleuropäische Florenreich einschiebt, drängt sich das slovenische Sprachgebiet zwischen das der Deutschen und Italiener ein. Allerdings muß stets berücksichtigt werden, daß mit dem Fortschreiten der Kultur diese durch die Beschaffenheit des Bodens vorgezeichneten Linien oft verwischt werden.

Auf diesen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag ließ der Redner noch einige Bemerkungen über: **Die Pflanzengeographie in der Mittelschule** folgen.

In der Natur findet sich nur ein Nebeneinander der einzelnen Tier- und Pflanzenformen, das im naturwissenschaftlichen (insbesondere im botanischen) Mittelschulunterricht meist in ein Untereinander (Systematik) und Nacheinander (zuerst Systematik, dann Anatomie, endlich Physiologie) verwandelt wird, wobei der Lehrgang oft vom Unbekannten zum Bekannten vorschreitet, mitunter sogar ein den einheitlichen Naturerscheinungen gar nicht entsprechendes künstliches Nebeneinander schafft. Der Lehrgang wird der beste sein, der das natürliche Nebeneinander und die Abhängigkeit voneinander am augenfälligsten zum Ausdruck bringt. Eine natürliche Verbindung zwischen den verschiedenen Disziplinen stellt die ökologische Pflanzengeographie her, welche auch einerseits die Botanik mit Geologie und Zoologie verknüpft und andrerseits die Konzentration des Ortes aufrecht erhält, in dem dem Schüler ein Stück Natur (z. B. Buchenwald) nicht aber einzelne zusammenhanglose Naturgegenstände vorgeführt werden. Ferner sollte den Schülern nicht durch übermäßigen Gebrauch von Apparaten und Präparaten eine Laboratoriumsnatur und der Mikrokosmos mit Vernachlässigung des Makrokosmos vorgeführt werden.

Univ.-Prof. Dr. R. Sieger (Graz) begrüßte vom Standpunkt der Geographie aus die vom Vortragenden gegebenen Anregungen als sehr dankenswert.

Fünfte Sitzung

Freitag, den 1. Oktober 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. E. Brückner (Wien).

Der Vorsitzende brachte folgende den Geographieunterricht an den Mittelschulen betreffende Anträge zur Besprechung und Abstimmung. Zunächst den Antrag des Univ.-Prof. Dr. R. Sieger (Graz): „Die historisch-geographische Sektion der 42. Philologenversammlung zu Wien 1894 beschloß (laut Verhandlungen S. 557), den Geographieunterricht in allen Klassen des Gymnasiums für notwendig zu erklären. Da dieser Forderung auch durch die neuen österreichischen Mittelschul-Lehrpläne nicht völlig Genüge geleistet worden ist, wiederholt die geographische Sektion der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz sie aufs nachdrücklichste. Die Sektion gibt zugleich ihrer Überzeugung Ausdruck, daß die der Geographie in einzelnen Klassen eingeräumte Unterrichtszeit von einer Wochenstunde für eine gewissenhafte Durchführung des Lehrplanes und die Erreichung des Unterrichtszieles nicht ausreichend ist." Dieser Antrag fand ebenso einstimmig Annahme als der zweite, der von Priv.-Doz. Realschul-Prof. Dr. N. Krebs (Wien) gestellt und durch Zusätze von Lyzeal-Prof. Dr. Th. Hossinger (Graz) und Gymn.-Prof. Dr. M. Binn (Wien) erweitert worden war: „Der geographische Unterricht, einschließlich des Unterrichtes in allgemeiner Erdkunde in der obersten Klasse der Mittelschulen, soll nur von einem aus Geographie geprüften Fachlehrer erteilt werden. Sollte dies ausnahmsweise aus technischen Gründen nicht möglich sein, so ist der Unterricht im Einvernehmen mit dem Fachlehrer zu geben."

Hierauf hielt Akad.-Prof. Dr. R. Marek (Graz) einen Vortrag:

Zur Klimatologie der oberen Waldgrenze in den Alpen.[1])

Es wurde versucht, für 64 Orte, von denen 50jährige Monatsmittel der Temperatur bekannt waren, die Waldgrenzhöhe ihrer Umgebung und die dieser Höhe entsprechende mittlere Wärme in den Monaten Mai bis September — d. i. der Vegetationsperiode — zu berechnen. Für den Juli allein stellt sich im Durchschnitt aller 64 Fälle der Temperaturwert auf 10·6° C (10° C wurde bisher für die polare Waldgrenze angenommen), für die ganze Vegetationszeit auf 8·26° C. Aus der Beobachtung der einzelnen Abweichungen ergibt sich: 1. Isothermen und Isohylen steigen vom

1) Der Vortrag erschien vollständig in Petermanns Mitteilungen. 1910, 2. Heft.

Rande des Gebirges gegen das Innere an — ein neuer Beweis für die wärmeerhöhende Wirkung großer Gebirgsmassen auf den Verlauf der Waldgrenze; 2. dieser Anstieg der Isolinien erfolgt aber nicht gleichmäßig, die Waldgrenze steigt gegen das Gebirgsinnere um 518, die Isotherme nur um 149 m an. Damit ist bewiesen, daß außer der Wärme noch andere Faktoren einen bedeutenden Einfluß auf die obere Waldgrenze ausüben.

Unter diesen sind die Niederschläge die wichtigsten. Der Vortragende stellte zunächst auf Grund von Beobachtungen an Querprofilen längs der Meridiane von 28° 30′, 29° . . bis 33° 30′ v. F. fest: 1. der regenreichere Osten weist eine besonders tiefe Waldgrenze bei relativ hoher Temperatur auf; 2. die Kurve der Waldgrenzhöhe ahmt die Bewegungen der Erhebungskurve in abgeschwächter Form nach, jene sinkt nur halb so schnell von Westen nach Osten als diese. Die Beobachtungen an drei Längsprofilen, von denen das erste durch die nördlichen Kalkalpen, das zweite durch das obere Etsch- und das Draugebiet, das dritte in zwei Teilstücken, durch Südtirol und das südostalpine Gebiet, geführt wurde, ergeben zweierlei: 1. Niederschlag und Waldgrenze zeigen in ihrem Abweichen vom Mittel gerade das entgegengesetzte Verhalten. 2. Die Kurve der Waldgrenzhöhe gibt jede Ausbiegung der Kurve „Niederschlagshöhe" verkleinert wieder: die niederschlagreichsten Massive tragen also die relativ niedrigste Waldgrenze. Der Vortragende besprach die verschiedenen Möglichkeiten, diese Erscheinungen zu erklären und kam zu dem Schlusse: in irgendeiner Form, wenn auch in sehr indirekter, besteht gewiß ein Zusammenhang zwischen Niederschlags- und Waldgrenzhöhe.

Neben dem Niederschlage kommt dem Winde eine große Bedeutung zu, er verursacht die Depression der Waldgrenze, besonders auf isolierten Gipfeln, an Pässen, im Hintergrunde vergletscherter Täler und bei den Durchbruchstälern durch die nördlichen Kalkalpen.

Aus allem geht hervor, daß die starke Abhängigkeit der Waldgrenze von der Temperatur nicht dazu verleiten darf, andere Faktoren, wie Niederschlagsmenge und Wind, in ihrer Wirkung auf den obersten Waldwuchs zu unterschätzen.

Der Vorsitzende und Gymn.-Prof. Dr. R. Scharfetter (Villach) teilten ergänzende Bemerkungen zu dem Vortrage mit, worauf unter Dankesworten an alle, die sich um den ergebnisreichen Verlauf des geographischen Teiles der Grazer Philologenversammlung verdient gemacht hatten, die Verhandlungen der Sektion geschlossen wurden.

XI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

A. Mathematisch-physikalische Abteilung.

Erste Sitzung

Dienstag, den 28. September 1909, nachmittags $2^1/_2$ Uhr.

Der Vorsitzende Landesschulinspektor Dr. Karl Rosenberg eröffnete die konstituierende Sitzung der Sektion und begrüßte die Versammlung. Zu Schriftführern wurden die Gymn.-Professoren Dr. Franz Vapotitsch (Klagenfurt) und Dr. Ernst Mally (Graz) bestimmt. Er überreichte der Versammlung die vom Verfasser übersendete Schrift „Über die Benutzung der Beziehungen zwischen Mengen und Zahlen im arithmetisch-algebraischen Unterricht" von Prof. E. Brocke (Zabern).

Der Vorsitzende teilte mit, daß Prof. Dr. H. Benndorf die Freundlichkeit haben wolle, den Mitgliedern der Sektion nach der morgigen Sektionssitzung seine Station für Beobachtung der Luftelektrizität zu zeigen.

Hierauf erhielt das Wort Oberrealschuldirektor E. Grimsehl (Hamburg) zu seinem Vortrage: **Neuere Versuche zur schulgemäßen Behandlung der Elektrolyse.**

Der Vortragende zeigte einzelne der u. a. auch in seinem kürzlich erschienenen Lehrbuche[1]) beschriebenen Schulversuche, wobei er auch gelegentlich seine sehr sinnreich konstruierten handlichen Projektionsapparate mit Liliputbogenlampe verwendete und erklärte. Der Vortragende erläuterte im Anschlusse an die Versuche, wie nach seiner Ansicht eine Vertiefung dieses wichtigen Kapitels durch die quantitative Ausnutzung der Versuche möglich sei. Die eleganten und gelungenen Versuche erweckten lebhaftes Interesse.

Da niemand das Wort zu einer Debatte über den Vortrag verlangte, ergriff Direktor Grimsehl neuerlich das Wort zu **Mitteilungen über die Schülerübungen an der eigenen Anstalt** (Hamburg).

---

1) E. Grimsehl, Lehrbuch der Physik. Leipzig 1909, B. G. Teubner. Gezeigt wurden vor allem die in Fig. 845 a. S. 795, Fig. 847 a. S. 798, Fig. 848 a. S. 799 und Fig. 862 a. S. 806 abgebildeten Apparate, u. z. teilweise im Betriebe.

Er zeigte einfache Instrumentarien und deren Verwendung zu quantitativen Versuchen über die Gesetze der Saitenschwingungen und der Schwingungen von Luftsäulen (mittels einer einfachen Kundtschen Röhre) sowie zu Versuchen über Elektrodynamik und Induktion und skizzierte eingehend den Weg, wie die betreffenden Versuche im Schülerlaboratorium angestellt und verwertet werden können.

Nachdem der Vorsitzende dem Vortragenden für seine höchst anregenden Ausführungen unter lebhaftem Beifalle der Versammlung den Dank ausgesprochen, wurde beschlossen, eine eventuelle Debatte dem morgigen Vortrage des Prof. H. Hahn anzuschließen, worauf die Versammlung geschlossen wurde.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Landesschulinspektor Dr. Karl Rosenberg (Graz).

Realgymn.-Prof. Hermann Hahn (Berlin) hielt einen Vortrag: **Über die Zeit- und Kostenfrage der physikalischen Schülerübungen.**[1])

Der Vortragende vertrat die Ansicht, daß man zwar die Anzahl der Jahre, die dem Physikunterricht gewidmet werden, je nach dem Umfang des für unentbehrlich gehaltenen Lehrstoffs innerhalb gewisser Grenzen verschieden bemessen könne, daß jedoch ein Physikunterricht, mit dem Schülerübungen verwebt sind, auf allen Stufen einer (nötigenfalls geteilten) Doppelstunde und zweier ungeteilten Einzelstunden in der Woche bedürfe. Das Unterschätzen der Kosten und das Arbeiten mit unzureichenden Mitteln sei für die weitere gedeihliche Entwickelung der Übungen gefährlich. Nach seinen Schätzungen entfallen, wenn die Ausrüstung für die physikalischen Schülerübungen binnen fünf Jahren angeschafft wird, während der Einrichtungsdauer jährlich 6 M., später aber nur 3 M. Kosten auf den Kopf des Schülers. Die Kosten für die chemischen und biologischen Übungen veranschlagte er während der Einrichtungsdauer insgesamt auf 5 M. und später auf 2½ M. für Jahr und Schüler. Er führte aus, daß die erheblichen Mittel, die die naturwissenschaftlichen Schülerübungen erfordern, nicht vom Staat und den Gemeinden allein beschafft werden können, sondern zum größten

1) Der vollständige Vortrag ist als besondere Schrift im Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig, erschienen.

Teil von den Schülern, denen ja zunächst die Vorteile des neuen Lehrverfahrens zugute kämen, in Form einer mäßigen Erhöhung des Schulgeldes oder als Lehrmittelbeitrag aufgebracht werden müßten.

Der Vorsitzende dankte Prof. H. Hahn, dem unermüdlichen Vorkämpfer auf dem Gebiete der Schülerübungen, für seine interessanten Ausführungen und eröffnete die Debatte, an der sich zunächst Direktor Grimsehl beteiligte, der der Ansicht war, daß sich die Kosten der Übungen beträchtlich vermindern, wenn man sich auf möglichst einfache Hilfsmittel beschränkt, die dann zum Teile auch an der Anstalt selbst verfertigt werden können, und ferner darauf verzichtet, den gesamten Lehrstoff auf Schülerübungen aufzubauen; er halte es für wertvoller, die Schüler in engeren Gebieten in den Geist wissenschaftlicher Arbeit einzuführen. Nach mehrfacher Wechselrede zwischen dem Vortragenden und Direktor Grimsehl stellten Prof. Dr. Scharfetter (Villach) und der Vorsitzende an den Vortragenden mehrfache Anfragen, die sich auf die Raum- und Lehrmittelfrage sowie darauf bezogen, wie fakultative Übungen (mit denen man dermalen in Österreich allein rechnen muß) zu gestalten wären. Der Vortragende und Direktor Grimsehl gaben hierüber eingehende Anleitungen, die sich auf ihre eigenen langjährigen Erfahrungen stützen.

Zum Schlusse dankte der Vorsitzende für die lehrreiche Wechselrede, die insbesondere für die österreichischen Lehrer der Physik von großem Interesse war und viele beherzigenswerte Anregungen gegeben hat.

Auf die Einladung des Prof. Benndorf begaben sich viele der Teilnehmer zur Besichtigung seiner mit Unterstützung der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften errichtete luftelektrische Beobachtungsstation nach Teichhof bei Graz. Die sinnreichen registrierenden Instrumente Benndorfs fanden lebhafte Anerkennung.

Dritte Sitzung

Donnerstag, den 30. September 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Landesschulinspektor Dr. K. Rosenberg (Graz).

Prof. H. Rebenstorff (Dresden) hielt einen Vortrag über: **Versuche über gasförmige Körper.**

Die Physik der Gase findet ein besonders lebhaftes Interesse bei unserer Jugend und es lohnt sich in der Erweckung und Vermehrung von Vorliebe für Naturerscheinungen, dies Gebiet mit möglichst anschaulichen und fesselnden Versuchen auszustatten. Die

bisweilen gehörte Klage der Schädlichkeit zu vieler Versuche sollte nur einer unschulmäßigen Verwendung (Anhängsel an mehr akademischen Vortrag) gelten.

Zahlreiche durchsichtige Vorführungen, zunächst qualitativer oder roh messender Art über Eigenschaften von Gasen sind mit Gummiballons mit engem Schlauchabsatz ausführbar, die durch ein Glasstöpselchen bequem abgeschlossen werden. (Demonstrationen des Vortragenden). Mit Luft bläht man sie mittels eines Gummigebläses auf, durch das auch Füllung mit Leuchtgas, Atmungs- oder Verbrennungsgasen usw. schnell ausführbar ist. Mit Kohlendioxyd oder Wasserstoff füllt ein vereinfachter Gasentwickler, der nur ein über 20 cm langes Ausströmungsrohr zu enthalten braucht, um Feuchtigkeit vom Ballon fernzuhalten. Wasserstoff entwickeln giftfrei — also auch für die häusliche Tätigkeit der Unterstufe — Magnesiumspäne in Essig, womit kleine Luftballons aufgetrieben werden. Den Rauminhalt des Ballons mißt ein um den Äquator gelegtes Umfangmaß, und nach Ausprobieren der Tragkraft bestätigen sich die Gesetze des Auftriebes in der Luft. Ein Liter Wasserstofffüllung hebt 1,1 g.

Der Ballon, an dem die Schüler die Stofflichkeit und Expansion der Luft direkt mit den Händen fühlen, liefert geräuschlose, bestens regulierbare Gasströme. Die Schüler sehen stets die zur Wirkung gebrachte Menge des Gases. Als Beispiel wurde die Änderung des bekannten Kobaltreagenzpapieres (K. Rosenberg, Experimentierbuch, 2. Aufl. I S. 390, 1908) beim Vorbeiströmen von getrockneter Luft vorgeführt. Nichts anderes als solches Reagenzpapier ist das neuerdings in England aufgetauchte Farbenthermoskop; der grüne Farbenton wird durch Beimischung von Nickelchlorür zum Kobaltchlorür erzielt.

Die mit bestimmten Gasen gefüllten Ballons liefern durch Umfangmessung und Wägung die Litergewichte dieser Gase. Ferner können darin sehr bequem Explosionsmischungen hergestellt werden, indem man die Druckbälle voll brennbarem Gas und Luft abzählt, die hineingetrieben werden. Der geringe Prozentsatz beigemischten Methans oder Azetylens, der Luft explosiv macht, kann so sehr schnell gezeigt werden. Vorzügliche Anwendungen finden die Ballons ferner bei Versuchen mit flüssiger Luft, wo sie die allmähliche Vergasung derselben, ferner das Anwachsen des Sauerstoffgehaltes erkennen lassen und als bequemer Vorratsraum für ausgeatmete Luft oder Wasserstoff dienen, die man zur Verdichtung der Kohlensäure, bez. zur Ausführung eines thermometrischen Versuches braucht. Letzterer zeigt die große Kälte der flüssigen Luft besonders anschaulich.

Schon hierbei wurde auf den Gasmeßzylinder mit drehbarem Abflußrohr hingewiesen. Die aus einem Überschuß an verdünnter Säure mittels $^1/_{100}$ Grammatomgewicht Magnesium entwickelte Wasserstoffmenge wurde abgemessen und fast genau gleich der theoretischen gefunden. Ebensoviel Gas lieferte ein Überschuß an Magnesium in 20 ccm Normal-Salzsäure bis zum Eintritte der Neutralisation (Methylorange zeigte diese durch gelbe Färbung an; gemessen wurden 256 ccm, beim vorigen Versuch 255 ccm). Ein anderes Beispiel für die Benutzung der bequemen und genauen Gasmeßzylinder gab den Anschluß an ein Voltameter. Hierbei wurde von dem Hinweis Gebrauch gemacht, daß 1 Ampère Strom in 100 Sekunden 19 ccm Knallgas von 19° (Zimmerwärme), feucht gesättigt, liefert. Das Voltameter hatte Quecksilberkontakt für exakten Stromschluß.

Die Neutralisation von Säuren durch Magnesium wurde ferner mit einem gewogenen Blechstück aus dem Metalle vorgenommen. Dieses ist jetzt sehr rein und billig zu beziehen. Das runde blanke Stück hing am Platindraht. In 20 ccm Normalsäure bis zum Gelbwerden des Methyloranges gesenkt, dann abgespült und getrocknet (nach Einsenken in Alkohol mit reiner Leinwand), wurde das Magnesiumstück von liebenswürdiger Hand in den Institutsräumen erneut gewogen und eine Gewichtsabnahme um fast genau $^1/_{100}$ Grammatomgewicht (3. Dezimale richtig) erkannt. Die gebräuchliche Redewendung, daß die Genauigkeit der Versuche mit Magnesium für Unterrichtszwecke ausreiche, ist nicht treffend für die erreichbare große Genauigkeit.

Ein anderes Gebiet wurde dann mit Vorführung des Heronsballes für Ätherdampfdruck betreten, dessen Stopfen durch eine neue „Kettung“ befestigt war. Der Wasserstrahl erreichte die Höhe von mehreren Metern. Mit dem „gefüllt bleibenden“ Heber wurde außer seiner gewöhnlichen Verwendung gezeigt, daß die Oberflächenspannung des Wassers das Eindringen von Luft durch benetzte enge Öffnungen hindert. In ätherdampfhaltiger Luft hörte dieses Hemmnis zu bestehen auf.

Hieran schlossen sich neue Versuche mit dem Farbenthermoskop des Vortragenden. Das Farbblatt ist für das Auge der Klasse das, was die fühlende Hand für den einzelnen ist. Statt durch langwierige Versuche mit Luftthermoskopen, die auch nur Vergleiche, keine Messungen geben, kann man mit dem Farbblatt schnell einen großen Teil der Wärmelehre zur Anschauung bringen, so daß ein wenig Zeit bleibt, neben der Behandlung der Gesetze, für Anregung und Ausbildung des physikalischen Urteils durch fesselnde Abänderungen der Versuche zu sorgen. So wurden die Verschiedenheit der Wärme-

leitung des Holzes senkrecht zu den Fasern und in deren Richtung, das Auftreten des Brennfleckes an einem parabolischen, einer kaustischen Kurve vor einem Kreiszylinderspiegel, die Durchstrahlung langer, innen blanker Rohre und das Kaltbleiben der Luft in solchen Rohren gezeigt. Ein konisches „Strahlrohr“ sammelte die Wärmestrahlung am engen Ausgange, wo ein Papierblatt mit der gelben Wärmefarbe sogar gerötet wurde, als ein Ebonitblatt alle sichtbare Strahlung vom Rohre zurückhielt. Als „Strahlungsquelle“ diente ein Bunsenbrenner mit Spaltaufsatz und einem schräg befestigten Drahtnetz darüber.[1])

Der Vorsitzende dankte dem Vortragenden unter lebhaftem Beifalle der Versammlung.

Hierauf schritt der Vorsitzende, Landesschulinspektor Dr. K. Rosenberg (Graz) zur **Vorführung einiger neuerer Versuche.**

Er demonstrierte zunächst den Apparat zur objektiven Zusammensetzung zweier Sinusschwingungen von Univ.-Prof. Dr. Paul Czermak (Innsbruck), der es gestattet, Zusammensetzungen von Schwingungen aller Verhältnisse von 1 : 1 bis 1 : 2 bei beliebig festzuhaltender Phasendifferenz zu beobachten.[2]) Der Vortragende zeigte hierauf an zahlreichen Versuchen die vielseitige Verwendbarkeit seiner nach Kolbe-Weinhold konstruierten Schulelektroskope mit Papierzylinderpendeln.[3]) Endlich wurden stehende Longitudinalschwingungen einer Drahtspirale nach Randell[4]) projiziert und diese sowie ähnliche Schwingungserscheinungen nach der „stroboskopischen Belichtungsmethode“ sichtbar gemacht. (Lebhafter Beifall.)

Vierte Sitzung

Am 1. Oktober 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Landesschulinspektor Dr. K. Rosenberg (Graz).

Prof. H. Benndorf (Graz) zeigte eine Reihe einfacher Versuche mit dem Prandtlschen Drehschemel und dem Prandtlschen Fahr-

1) Die vorgeführten, sowie andere thermoskopische Apparate liefert die Firma Max Kohl in Chemnitz (Sondersprospekt). Gummiballons mit Nebenapparaten hat Gustav Müller in Ilmenau in einem besonderen Prospekt zusammengestellt.

2) Vgl. P. Czermak in Zentralzeitung f. Optik u. Mechanik, IX. Jgg. Nr. 14. — Der Apparat wird in dem demnächst erscheinenden II. Bande des Experimentierbuches von D. K. Rosenberg beschrieben und abgebildet werden.

3) Vgl. K. Rosenberg a. a. O. I. Bd., S. 210ff.

4) Zeitschr. f. d. phys. chem. Unterricht, herausg. v. Poske, XX. Jgg., S. 113.

radkreisel. Der Drehschemel besteht aus einer horizontalen starken Holzplatte, die sich in einem Kugellager mit sehr geringer Reibung um eine vertikale Achse drehen kann und leicht eine Belastung von 100 kg aushält.

Der Fahrradkreisel besteht aus dem Rade eines Fahrrades, dessen Achse nach beiden Seiten um 25 cm verlängert und dessen Felgenkranz zur Erhöhung des Trägheitsmomentes mit Blei ausgegossen ist.

Bei geringer Rotationsgeschwindigkeit des Kreisels lassen sich bei geeigneter Aufhängung in sehr anschaulicher Weise auch auf große Distanz die Eigenschaften der Kreiselbewegung zeigen. Mittelst des Drehschemels, den der Experimentator selbst besteigt, in Verbindung mit dem rotierenden Kreisel läßt sich das Gesetz der Erhaltung des Moments der Bewegungsgröße auf einfache Art demonstrieren. (Lebhafter Beifall.)

Hierauf sprach Gymn.-Prof. Karl Zahlbruckner (Marburg) zunächst über **die übliche Konstruktion der Fallmaschine und über die Nachteile des schweren Rades in deren Laufwerke.**

Er demonstrierte ein aus kleinen, sehr leichten Aluminiumrädchen bestehendes Laufwerk, durch welches die Fallmaschine erst tauglich wird, das Grundgesetz der Mechanik auf der entsprechenden Unterrichtsstufe zu bestätigen. Hierauf demonstrierte er einen einfachen Apparat, um den Schülern das Gesetz der Erhaltung der Rotationsebene fühlbar zu machen; derselbe besteht aus einem schweren, in Spitzen zwischen den Zinken einer starken hölzernen Gabel gelagerten gußeisernen Rade. Sodann erläuterte er die Konstruktionsbedingungen für ein Präzisionsmonochord und demonstrierte ein nach seinen Angaben von W. Kohl angefertigtes derartiges Instrument, dessen Spezialität Federdynamometer und versenkbare Stege sind. Dieses Monochord läßt sich auch mit Vorteil zur Bestimmung der Zugfestigkeit von Drähten und Fäden verwenden. Dann kam ein Entlader-Elektrometer und ein Apparat zur Demonstration des hydraulischen Grundgesetzes an die Reihe, welche der Vortragende selbst angefertigt hat. Zum Schluß wurde ein Bodendruckapparat mit Federwage und ein mit einem kleinen Inklinatorium armierter Globus, in dessen Inneren sich ein kräftiger Elektromagnet befindet, vorgeführt; er soll zur Demonstration der erdmagnetischen Verhältnisse dienen. (Beifall.)

Der Vorsitzende dankte Prof. Zahlbruckner sowie Univ.-Prof. Benndorf wärmstens für die fesselnden Versuche und sprach zugleich dem Letztgenannten und dem Univ.-Assistenten Dr. Rožič für die außerordentlich opferwillige Unterstützung, die sie allen Vortragenden bei der Vorbereitung und Durchführung der Versuche

in liebenswürdigster Weise zuteil werden ließen, den wärmsten Dank der Sektion aus.

Nach einigen Mitteilungen Direktor Grimsehls über eine einfache Versuchsanordnung zu messenden Zerreißungsversuchen dankte derselbe, da die Tagesordnung erschöpft war, im Namen der auswärtigen Teilnehmer dem Ortsausschusse, der Vorstehung des physikalischen Institutes, dem Prof. Dr. Benndorf und ganz besonders dem Sektionsobmanne Dr. K. Rosenberg. (Beifall.)

Nach herzlichen Dankesworten des Vorsitzenden erklärte dieser die Verhandlungen der Sektion für geschlossen.

B. Biologisch-chemische Abteilung.

Da sich bei der auf Dienstag, den 28. September 1909, 2½ Uhr nachmittags angesetzten konstituierenden Sitzung nur eine kleine Anzahl von Teilnehmern eingefunden hatte, beschlossen die Anwesenden, von der Veranstaltung eigener Sektionssitzungen abzusehen. Die von Gymn.-Prof. Dr. Scharfetter (Villach) angekündigten Vorträge wurden in der 4. Sitzung der geographischen Sektion gehalten (s. oben S. 187).

Der erste Sektionsobmann, Realschuldirektor Dr. A. Schwaighofer (Graz) sprach Herrn Prof. Scharfetter den Dank im Namen der Teilnehmer aus.

XII. Sektion für Bibliothekswesen.

Erste Sitzung

Dienstag, den 28. September 1909, nachmittags ½3 Uhr.

Der erste Obmann der Sektion Univ.-Bibliothekar Dr. Anton Schlossar, Direktor der k. k. Universitäts-Bibliothek (Graz), eröffnete die Sitzung und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß zu der Tagung in Graz nicht nur aus Österreich, sondern auch aus dem Deutschen Reiche Fachgenossen erschienen seien.

Hierauf ergriff Kustos Dr. S. Frankfurter (Wien) das Wort; er versicherte in wärmsten Ausdrücken die Versammlung des Wohlwollens, das das österreichische Unterrichtsministerium und insbesondere dessen gegenwärtiger Chef Exzellenz Karl Graf Stürgkh der Sektion entgegenbringe, und betonte die Wichtigkeit, die der gemeinsamen Tagung reichsdeutscher und österreichischer Bibliothekare innewohne. Dr. Schlossar bat den Redner, seiner Exzellenz für diese Anteilnahme den ergebensten Dank der Sektion auszudrücken. Bei der hierauf vorgenommenen Wahl wurden der Univ.-Bibliotheksdirektor Hofrat Dr. W. Haas (Wien) und der Bibliotheksdirektor Prof. Dr. K. Haebler (Berlin) zu Vorsitzenden, der Kustos Dr. O. Doublier (Wien) und der Praktikant Dr. H. Schleimer (Graz) zu Schriftführern gewählt. Hofrat Haas begrüßte die Versammlung im Namen des Österreichischen Vereins für Bibliothekswesen, Dr. Doublier überbrachte die Grüße des durch Krankheit am Erscheinen verhinderten Direktors der Wiener Hofbibliothek Hofrates Dr. Josef R. von Karabacek und lud die Sektion im Namen seines Direktors zum Besuche der Wiener Hofbibliothek ein. Kustos Dr. Eichler (Graz) verlas das Begrüßungstelegramm des Vereins deutscher Bibliothekare und die Begrüßung Dr. Hermann Eschers (Zürich), der auch eine Einladung zur Tagung schweizerischer Bibliothekare in Solothurn übersendet hatte.

Hierauf hielt Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Haebler (Berlin) einen Vortrag: **Über den internationalen Gesamtkatalog der Wiegendrucke.**

Der Vortragende beschränkte sich im wesentlichen darauf, auseinanderzusetzen, wie die Arbeit im Deutschen Reiche organisiert worden ist, welche Erfolge bisher erzielt worden sind und wie das

Unternehmen von der preußischen Regierung finanziell unterstützt wird. Auch diese für die Forschung so bedeutungsvolle Arbeit hat ihre Förderung dem verstorbenen Ministerialdirektor Dr. Friedrich Althoff zu verdanken, der im Spätherbst des Jahres 1904 eine Anzahl von Fachmännern zur Besprechung der Frage der Wiegendruckkatalogisierung nach Berlin berief. Es wurde zunächst eine Kommission gebildet, bestehend aus den Herren Konrad Burger (Leipzig), Dr. Ernst Freys (München), Dr. Adolf Schmidt (Darmstadt), Prof. Dr. Ernst Vouilliéme (Berlin), Prof. Dr. Konrad Haebler (damals in Dresden, später in Berlin). Die königl. württembergische Regierung hat den Lic. Dr. Bonhöffer (Stuttgart) beauftragt, die Kommission bei der Bearbeitung der in Württemberg vorhandenen Wiegendrucke zu unterstützen, außerdem wurde zum auswärtigen Mitgliede der Kommission Dr. Isak Collijn (Uppsala) ernannt. Der Kommission und den einzelnen Mitarbeitern wurde die selbständige Durchführung anheimgestellt, doch wird bei den alljährlichen Sitzungen der Kommission ein bestimmter Arbeitsplan für das kommende Jahr aufgestellt und namentlich die landschaftliche Aufteilung des Arbeitsplanes festgesetzt. Die Arbeit selbst zerfällt in zwei große Aufgaben, in die Inventarisierung des Wiegendruckbestandes der Bibliotheken des Deutschen Reiches und in die Bearbeitung des internationalen Gesamtkataloges der Wiegendrucke. Durch erstere soll zunächst einmal festgestellt werden, was an Wiegendrucken im Deutschen Reiche überhaupt vorhanden ist. Nur bei Wiegendrucken, die in den Inkunabelwerken von Hain, Copinger und Reichling nicht verzeichnet sind, wird eine etwas ausführlichere Beschreibung angefertigt und dadurch der zweiten Hauptaufgabe vorgearbeitet. Die ursprüngliche Schätzung hatte für das Deutsche Reich einen Wiegendruckbestand von ungefähr 30 000 Werken in etwa 100 000 Exemplaren angenommen, wahrscheinlich aber sind es um ein Fünftel mehr. (Bis 1. April 1909 in 347 Bibliotheken ungefähr 60 000 Exemplare.) Die Inventarisierungsarbeit dürfte bis zum 1. April 1911 im wesentlichen abgeschlossen sein.

Die finanzielle Unterstützung seitens der preußischen Unterrichtsverwaltung besteht in der Bewilligung von Reisegeldern an Mitglieder der Kommission (Budgetpost 6100 M.) und in der Besoldung einzelner Ersatz- und Hilfskräfte.

Zum Schluß erwähnte der Vortragende noch, in welcher Weise andere Staaten, darunter auch Österreich, zu dem Gesamtkatalog der Wiegendrucke bereits Stellung genommen haben.[1])

1) Der Vortrag ist abgedruckt in den Mitteilungen des österreichischen Vereins für Bibliothekswesen, 13. Jg., Wien, 1909, S. 74—87.

An der Erörterung über den Vortrag beteiligten sich die Herren Eichler, Dr. G. A. Crüwell (Wien), **Haebler** und **Haas.** Auf Anregung des Vorsitzenden wurde die Beschlußfassung in dieser Angelegenheit auf eine der nächsten Sitzungen verschoben.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Bibliotheksdirektor Prof. Dr. K. **Haebler** (Berlin).

Oberbibliothekar Dr. R. Fick (Berlin) hielt einen Vortrag: **Über Bibliothekszentralen und ihre Aufgaben.**

Nach dem Vorgange kaufmännischer und technischer Kreise sind neuerdings in verschiedenen Ländern Bibliothekszentralen entstanden, deren Aufgabe es ist, den Mittelpunkt gemeinsamer Arbeiten zu bilden, den Verkehr der einzelnen Bibliotheken untereinander zu erleichtern und auf diesem Wege auch nach außen die wissenschaftliche Arbeit in jeder Weise zu fördern. Zwar existiert eine Bibliothekszentrale unter dieser Bezeichnung noch nicht, doch besitzt das Deutsche Reich ein solches Institut in dem Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken und in dem Gesamtkatalog. Beide Einrichtungen für sich und in ihrem gegenseitigen Verhältnis wurden vom Vortragenden eingehend geschildert. Das Auskunftsbureau bemüht sich zwar auch nachzuweisen, in welcher Bibliothek sich ein gesuchtes Buch befindet, seine Hauptaufgabe aber liegt darin, festzustellen, wie in Wirklichkeit der genaue Titel eines gesuchten Buches lautet. Das Auskunftsbureau hat nach seinen gegenwärtig geltenden Satzungen nicht die Pflicht, im allgemeinen Literatur über einen bestimmten Gegenstand nachzuweisen, wünschenswert erscheint es jedoch zweifellos, daß es die Auskunfterteilung in allen bibliographischen Fragen übernehme. Zu diesem Zwecke ist die Schaffung eines bibliographischen Schlagwortkatalogs unumgänglich nötig. Ein schwieriges Gebiet betritt das Auskunftsbureau dadurch, daß es bei Erfüllung seiner bibliographisch-literarischen Aufgabe immer mehr die Auflösung abgekürzter, die Vervollständigung ungenauer und die Richtigstellung falscher Zitate übernimmt, die bei der literarischen Auskunfterteilung oft große Schwierigkeiten bereiten. Titel werden in wunderlichster Weise entstellt, Verfassernamen in falscher Form wiedergegeben, zitierte Werke existieren überhaupt nicht oder sind doch nicht gedruckt worden, angeblich nicht gedruckte konnten doch in einem gedruckten Exemplar nachgewiesen werden. Eine hervorragende Rolle kann

das Auskunftsbureau bei der systematischen Ergänzung der in den Bibliotheken vorhandenen Lücken spielen.

Ferner wird die Beschaffung nachgewiesener Werke, wenn dies von einer Zentrale aus geschieht, naturgemäß weit einfacher und billiger. Das Auskunftsbureau wird daher voraussichtlich im Laufe der Zeit in eine Zentrale der Büchervermittelung umgewandelt werden. Das Zusammenwirken solcher Zentralen zwischen dem Deutschen Reich und Österreich würde sich als außerordentlich wertvoll für die Büchervermittelung erweisen.

Der Vortragende beleuchtete dann die hohe Bedeutung, die der Gesamtkatalog der preußischen Bibliotheken für das Auskunftsbureau besitzt, indem sich durch ihn viele Umfragen ersparen und häufig mehrere Exemplare einer und derselben Schrift nachweisen lassen. Auch zur Verbesserung der Kataloge der einzelnen Bibliotheken kann der Gesamtkatalog durch Vergleichen ausgenutzt werden. Nach seiner Fertigstellung wird das Auskunftsbureau, von einem Teil seiner Arbeitslast befreit, erst recht seinen Aufgaben genügen können. Hoffentlich werden auch in anderen Staaten ähnliche Einrichtungen geschaffen werden.[1])

An den Vortrag schloß sich eine sehr lebhafte und eingehende Erörterung, an der sich die Herren Haas, Eichler, Haebler, Fick, Univ.-Prof. Dr. A. Elter (Bonn), Frankfurter und Crüwell beteiligten. Frankfurter beantragte, dadurch auf das mangelhafte Zitieren und die sich daraus ergebenden Übelstände aufmerksam zu machen, daß man eine Resolution an die Versammlung der Philologen und Schulmänner richte, deren genaue Fassung in der nächsten Sektionssitzung vorzulegen wäre. Crüwell beantragte, den Oberbibliothekar Fick mit der Aufgabe zu betrauen, in einer allgemeinen Sitzung des nächsten Philologentages in einem Vortrage die hier in der Sektionssitzung vorgebrachten Übelstände beim Zitieren wissenschaftlicher Werke eingehend zu erörtern. Die Anträge Frankfurters und Crüwells wurden angenommen.

Dritte Sitzung

Donnerstag, den 30. September 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Hofrat Dr. W. Haas (Wien).

Zu Beginn der Sitzung wurden die beiden nachfolgenden Entschließungen angenommen.

1) Der Vortrag erschien in den Mitteilungen des österr. Vereins für Bibliothekswesen, 13. Jg., 1909, S. 55—74.

I.

Die Sektion für Bibliothekswesen, die im Rahmen der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz tagte, erlaubt sich dem hohen k. k. österr. Unterrichtsministerium die ergebene Bitte vorzutragen, der von der königlich preußischen Unterrichtsverwaltung eingeleiteten und von den Regierungen oder Akademien anderer Staaten, z. B. in Italien, Schweden, Belgien und Holland, bereits auf das wirksamste unterstützten Inventarisierung der Wiegendrucke des 15. Jahrhunderts auch in Österreich, das einen außerordentlich reichen Bestand an Wiegendrucken aufweist, hochgeneigte Förderung zuteil werden zu lassen.

Es würde sich darum handeln, jenen österreichischen Bibliotheksbeamten, die für diese Aufgabe des Inventarisierens geeignet und sie zu übernehmen bereit sind, durch zeitweilige Beurlaubung die entsprechende Muße des Arbeitens zu verschaffen, und durch eine finanzielle Beihilfe diesem hervorragenden wissenschaftlichen Unternehmen auch in Österreich eine feste Grundlage zu geben.

Falls das hohe k. k. Unterrichtsministerium geneigt wäre, in diese Angelegenheit in förderndem Sinne einzugreifen, würden die unterzeichneten Vorsitzenden der Sektion für Bibliothekswesen in Graz es sich zu einer ganz besonderen Ehre anrechnen, in dieser Sache eingehendere Berichte und Vorschläge erstatten zu dürfen.

Für die Sektion die Vorsitzenden:

Dr. Wilh. Haas (Wien). Prof. Dr. Konrad Haebler (Berlin).

Die Entschließung wurde mit einem Begleitschreiben durch das Präsidium des Philologentages dem österreichischen Unterrichtsministerium übersendet.

II.

In Erwägung der vielen unnützen, zeitraubenden und oft erfolglosen Arbeit, die den Bibliotheken durch die unvollständigen, ungenauen Titelangaben bei ihnen gesuchter Werke erwächst, hat die Sektion für Bibliothekswesen der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz beschlossen, der allgemeinen Versammlung folgende Schlußfassung vorzulegen:

Nicht etwa nur im Interesse der Bibliotheken, deren Inanspruchnahme stetig wächst, sondern nicht minder dem der auf sie angewiesenen Gelehrten, Studierenden und aller Interessenten muß nachdrücklich der Wunsch möglichst genauer Titelangaben aus-

gesprochen und betont werden. Als Mittel, dieses allgemein empfundene Bedürfnis zu befriedigen, empfiehlt sich:

1. Die akademischen Lehrer mögen in ihren Vorlesungen und Übungen tunlichst die Titel auch ihnen geläufiger Werke und Zeitschriften bibliographisch genau zitieren, insbesondere in den Seminaren die studierende Jugend auf die Wichtigkeit genauer bibliographischer Angaben stetig hinweisen, um sie beizeiten an dieses wichtige Erfordernis zu gewöhnen.

2. Die Gelehrten mögen in ihren Arbeiten tunlichst die Titel auch ihnen geläufiger Werke genau zitieren.

3. In den Fällen, in denen die genauen Titel den Benutzern unbekannt sind, ist es wünschenswert, daß die Quelle des Zitates angegeben werde.

Die Entschließung wurde in einer allgemeinen Sitzung dem Präsidium des Philologentages überreicht.

Ferner wurde beschlossen, eine von seiten der orientalischen Sektion gegebene Anregung in folgender Weise zu beantworten:

An das hohe Präsidium der Deutschen morgenländischen Gesellschaft,
derzeit in Graz.

Die Sektion für Bibliothekswesen nimmt die Mitteilungen über die Titeldrucke und die beschlossenen Abkürzungen der orientalischen Zeitschriften zur Kenntnis und beehrt sich gleichzeitig zu benachrichtigen, daß die Sektion beschlossen hat, die übrigen Sektionen zu ersuchen, daß sie dahin wirken, bei Bestellungen von Büchern aus den Bibliotheken die Titel möglichst genau anzugeben und ungewöhnliche Abkürzungen zu vermeiden, da es leider oft vorkommt, daß dem Begehren wegen ungenauer Titel nicht entsprochen werden kann.

Was die oben erwähnten Abkürzungen betrifft, so wird noch beigefügt, daß eine größere Arbeit über derlei Abkürzungen in Angriff genommen ist und daß auch fernerhin von seiten einer Bibliothekszentrale das Erforderliche geschehen wird.

Die Entschließung wurde an Prof. E. Hultzsch in Halle gesendet.

Hierauf hielt Kustos Dr. F. Eichler (Graz) einen Vortrag über: **Die wissenschaftlichen Bibliotheken in ihrer Stellung zu Forschung und Unterricht.**

Wenn über die Aufgabe, die dem wissenschaftlichen Bibliothekar und der Bibliothek in Forschung und Unterricht zufällt, noch nicht völlige Klarheit herrscht, so liegt die Hauptursache darin, daß der

bibliothekswissenschaftliche Unterricht im Lehrplan der Universitäten so gut wie gar nicht vertreten ist. Diesem Mangel abzuhelfen, ist um so nötiger, als in Zukunft der Bibliothek neben den Hochschulen und den Akademien der Wissenschaften eine immer größere Rolle zufallen wird. Die literarische Ausbildung der Studierenden, der eine größere Aufmerksamkeit zugewendet werden muß, hat hauptsächlich die Bibliothek auf sich zu nehmen. Dringend nötig ist die Herausgabe eines Lehrbuches der allgemeinen Handschriftenkunde. Die entsprechende Ausbildung für seinen Beruf (dessen Aufgaben eingehend erörtert wurden) kann dem Bibliothekar nur dadurch vermittelt werden, daß die Bibliothekswissenschaft in den Lehrplan der Universitäten aufgenommen und Lehrkanzeln für dieses Fach zunächst an den großen Universitäten in Berlin, Wien, München und Leipzig errichtet werden. Bei den Fortbildungskursen, die an den Universitäten für Mittelschullehrer gehalten werden, sollen die Teilnehmer im Interesse des Mittelschulunterrichtes mit den wichtigsten neuen literarischen Erscheinungen bekanntgemacht werden.[1])

Sodann sprach Amanuensis Dr. G. A. Crüwell (Wien) über **den Bibliothekar Josef von Sterzinger.**

Josef von Sterzinger, eine Persönlichkeit, die es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, war Tiroler von Geburt und lebte von 1746—1821. Er trat in den Orden der Theatiner ein und wurde Bibliothekar dieses Ordens in München. Nach vier Monaten brannte aber die Bibliothek in München ab, und nun begann für Sterzinger eine Art Odyssee. Endlich wurde er in Palermo Präfekt der Bibliothek — heute Biblioteca Nazionale (früher Reale) —, die ihm ihre Einrichtung verdankt, und des Antikenmuseums an der Königl. Universität. Literarisch machte er sich bekannt durch eine Lebensbeschreibung seines Tiroler Landsmannes, des Mathematikers und berühmten Mechanikers Peter Anich (1764), und durch eine Schrift, die den Hexenglauben bekämpfte. Auch Beziehungen zur Geschichte des ältesten Buchdrucks in Sizilien lassen sich bei ihm aufweisen.[2])
Seine Schicksale führten ihn auch nach Griechenland und bis nach Odessa.

Nach diesem Vortrage fand die Besichtigung der in der Universitäts-Bibliothek ausgestellten Handschriften und Drucke zur Geschichte des älteren, hauptsächlich innerösterreichischen Buch-

1) Der Vortrag ist ergänzt durch ein Vorwort und einen Anhang im Druck erschienen (Leipzig, Otto Harrassowitz, 1910.)

2) Näheres über Sterzinger gedenkt der Vortragende gelegentlich zu veröffentlichen.

wesens statt. Da ein gedruckter, mit Einleitung und Erläuterungen versehener Führer durch die Ausstellung von Kustos Dr. F. Eichler vorlag[1]), so beschränkte sich dieser darauf, nur einige Worte über Zweck und Einrichtung der Ausstellung zu sagen. Sie wurde nachmittags auch von dem beim Philologentage anwesenden Sektionschef des österreichischen Unterrichtsministeriums Dr. Ludwig Ćwikliński besichtigt.

3 Uhr nachmittags fand ein Besuch in der Steiermärkischen Landesbibliothek statt, deren Vorstand Dr. Fischer die erschienenen Fachgenossen auf das wärmste begrüßte, worauf Skriptor Karl W. Gawalowski einen Vortrag über „Die steiermärkische Landesbibliothek in Graz in ihrer geschichtlichen Entwicklung" hielt. Sie wurde fast vor einem Jahrhundert von dem volkstümlichen österreichischen Prinzen Erzherzog Johann im Anschluß an das von ihm gegründete und nach ihm benannte Museum Joanneum als eine Stätte zur Erweiterung der Volksbildung ins Leben gerufen und am 1. Januar 1812 eröffnet. Große Verdienste um die Katalogisierung ihrer Bestände hat sich 1826—1852 der Grazer Univ.-Bibliothekar Johann Krausler erworben. Die Bibliothek hatte im Laufe der Zeit immer mehr den Zwecken der aufstrebenden technischen Landeshochschule zu dienen, wurde aber nach der Verstaatlichung derselben wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben. Ein wertvoller Bücherbestand — 22 856 Bände und Hefte — fiel ihr durch ein Vermächtnis des am 5. März 1881 in Wien verstorbenen Oberfinanzrates Franz R. v. Heintl zu. Der im Jahre 1880 ernannte Vorstand der Bibliothek Prof. Dr. Hans Zwiedineck v. Südenhorst wirkte nun in umsichtigster Weise auf ihre Ausgestaltung und auf die Schaffung eines neuen Heims hin, das am 26. November 1893 eröffnet werden konnte. Die Landesbibliothek zählt gegenwärtig 175 000 Bände aus allen Gebieten der Wissenschaft und der schönen Literatur. Der unter Prof. v. Zwiedineck nach dem Leidener System in Angriff genommene wissenschaftliche Katalog wird in den nächsten Jahren vollendet werden können.[2])

An den Vortrag schloß sich eine Besichtigung der ausgestellten Wiegendrucke und Styriaca.

---

1) Ferdinand Eichler, Aus einer österreichischen Bibliothek. Ein Festgruß der Sektion für Bibliothekswesen bei der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz dargebracht. Graz, 1909, 45 S. 8°.

2) Der Vortrag ist gedruckt in den Mitteilungen des österr. Vereins für Bibliothekwesen, 13. Jg., 1909, S. 87—92.

Vierte Sitzung

Freitag, den 1. Oktober 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Hofrat Dr. W. Haas (Wien).

Die Sitzung war der Erledigung formeller Angelegenheiten gewidmet. Eichler berichtete über die Weiterbeförderung der von der Sektion in der dritten Sitzung gefaßten Entschließungen, woran sich eine Danksagung seitens des Kustos Dr. J. Peisker (Graz) schloß. Der Vorsitzende dankte in einer längeren Schlußrede allen jenen, die sich um das Gelingen des Philologentages im allgemeinen und um die Verhandlungen der Sektion für Bibliothekswesen im besonderen verdient gemacht hatten.

Neben der ernsten Arbeit bot sich den Fachgenossen auch bei den allgemeinen festlichen Veranstaltungen Gelegenheit, sich zu finden. Ein besonderer Sektionsabend wurde Mittwoch den 29. September im Hotel zum Erzherzog Johann veranstaltet. Für diesen hatte Bibliotheksdirektor Dr. A. Schlossar ein eigenes Festgedicht verfaßt, das unter die Anwesenden verteilt wurde. Außerdem fand am 29. September nachmittags eine Führung statt zur Besichtigung der Kunst- und historischen Denkmale der Stadt Graz.

Die Teilnehmerliste weist im ganzen 23 Namen auf.

XIII. Sektion für Volkskunde.

Die Gründung dieser neuen Sektion wurde von Hofrat Univ.-Prof. i. R. Dr. Hugo Schuchardt und Univ.-Prof. Dr. Rudolf Meringer angeregt. Nachdem Hofrat Schuchardt von der Leitung der in Aussicht genommenen Sektion zurückgetreten war, führte Prof. Meringer zunächst die vorbereitenden Geschäfte weiter, bis kurz vor der Versammlung Univ.-Prof. Dr. Matthias Murko das Amt des Sektionsobmannes übernahm.

Erste Sitzung

Dienstag, den 28. September 1909, nachmittags 2½ Uhr.

Nachdem die zur Einzeichnung aufgelegte Liste 55 Teilnehmerunterschriften aufwies und dadurch nach den Statuten die Bildung der neuen Sektion statthaft war, konstituierte sich dieselbe, wobei Univ.-Prof. Dr. E. Mogk (Leipzig) zum Vorsitzenden, Prof. Bolte (Berlin) und Univ.-Prof. Dr. M. Murko (Graz) zu Stellvertretern des Vorsitzenden und Dr. W. v. Unwerth (Niesky) und Dr. V. v. Geramb zu Schriftführern gewählt wurden.

Als erster Redner sprach Dr. W. Pessler (Hannover) **Über Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethno-Geographie.**[1])

Der Vortragende betonte die Notwendigkeit, jedes einzelne Volkstumsmerkmal in seiner geographischen Verbreitung aufs genaueste zu erforschen, und schließlich seine Grenze nach außen und seine Gliederung im Innern seines Gebietes in großen Karten niederzulegen. Schwer ist die Forschung, ebenso schwer aber die treffende kartographische Darstellung des richtig Geschauten; denn sie erfordert neben der völligen Beherrschung des Stoffes die Fähigkeit, die zahlreichen Abstufungen der Natur in der Landkartensprache deutlich und unmißverständlich wiederzugeben. Ist die Aufnahme der volkskundlichen Erscheinungen unabhängig voneinander gelungen, so sind sämtliche Volkstumsmerkmale hinsichtlich ihrer

---

1) Der Vortrag erscheint vollständig in der Zeitschrift „Wörter und Sachen" (Heidelberg, Winter) Jahrg. 1910.

Verbreitung miteinander zu vergleichen; die Bezeichnungen Stammesmerkmal und Völkermerkmal werden, weil nicht eindeutig, besser vermieden. Die Hauptgruppe dieser Kennzeichen sind Körper, Geist, Sprache und Sache der Völker. Am wichtigsten und zugleich am bekanntesten daraus sind Körperfärbung, Volkscharakter, Mundart nach Lautstand und Satzmelodie, Bauernhaus. Die Ausbreitung dieser 4 Hauptmerkmale innerhalb des gesamten deutschen Sprachgebietes hatte der Vortragende auf „4 Karten zur vergleichenden deutschen Ethno-Geographie" dargestellt, die auf einem Bogen vereinigt eine treffliche Übersicht gaben und als wichtigstes Ergebnis die große Viergliederung des Deutschtums in Friesen, Niederdeutsche, Mitteldeutsche, Oberdeutsche zeigte, und zwar sowohl körperlich wie geistig, sprachlich wie sachlich. Als die nächste Aufgabe der deutschen Volkstumsforschung bezeichnete der Vortragende die Erkundung der Körperlänge, des Temperaments, des Wortschatzes und des Hausrates, sämtlich in ihrer Verbreitung. Getrennt marschierend, aber vereint schlagend, werden diese Gruppen einen baldigen Sieg der vergleichenden Ethno-Geographie herbeiführen helfen.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, 8 Uhr vormittags.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. E. Mogk (Leipzig).

Univ.-Prof. Dr. Matthias Friedwagner (Czernowitz) hielt einen Vortrag über: **Rumänische Volkslieder.**

Die Volkskunde hat in Ländern alter Kultur, wo die Aufklärung bereits in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen ist und die alten Überlieferungen eine mehr literarische Pflege finden, Aufgaben, die an die Paläontologie erinnern: künstlichen Wiederaufbau einer versunkenen Welt. Bei Völkern mit primitiveren Zuständen sind hingegen Sagen und mannigfacher Aberglaube noch lebendig, selbst produktiv. So findet der Folklorist z. B. bei den Rumänen ein überaus dankbares Feld der Tätigkeit, obgleich auch hier schon viel gesammelt und veröffentlicht worden ist, namentlich Lieder, Sprichwörter, dann auch höchst interessante Vorstellungen und Sagen von Tieren und Pflanzen sowie mancherlei Zauber und Gebräuche. In der Bukowina hat besonders J. Fl. Marian die Früchte seines Sammelfleißes in zahlreichen Büchern, die eine Übersetzung verdienten, niedergelegt. Mit Unterstützung des k. k. österr. Unterrichtsministeriums und unter Mitwirkung von Geistlichen, Lehrern und Studenten sammelt Vortragender in jenem Lande seit Jahren alle Arten

von Volksdichtung und Volksmusik, und schon sind über 10 000 Lieder und über 1000 Volksweisen zusammengetragen und werden in nächster Zeit der Reihe nach veröffentlicht werden. Bei dieser Sammelarbeit hatte sich u. a. besonders der Erzpriester D. Dan in Straja und im musikalischen Teil der Lehrer A. Voevidca in Suczawa hervorragend betätigt. Aus diesen Texten teilt nun Vortragender etwa 30 Lieder in eng anschließender deutscher Übersetzung mit: Lieder der Sehnsucht (Doine) nach der oder dem Geliebten, nach der Heimat (Soldatenheimweh) oder der schönen Jahreszeit. Diese Lieder, die in ihrer Musik etwas ganz Eigenartiges bieten, zeigen das tiefe, traurige Gemüt des Rumänen und selbst bei Rekruten eine fast mädchenhafte Innigkeit und Gemütszartheit. Als Vertrauter, ja Mitfühlender in allem Herzeleid spielt der Kuckuck eine hervorragende Rolle.

Dr. W. v. Unwerth (Niesky) sprach sodann über das Thema: **Der germanische Totengott.**[1])

Der Vortragende ging von der bereits mehrfach vertretenen Anschauung aus, daß der germanische Wodan seinem Wesen nach eine chthonische und Totengottheit sei. Wie mehrere andere germanische Gottheiten ist auch Wodan — als Pestgott Rota — in die Religion der Lappen übernommen worden. Diesem Rota opfert man, um die von ihm gesandte Krankheit und Pest abzuwenden, ein Pferd, indem man es lebend in die Erde gräbt. Dasselbe Opfer aber wird zum selben Zweck von den Lappen, die es von den Germanen übernommen haben müssen, auch den Toten dargebracht. Es ist also hier ein Opfer, das den Toten galt, auf Wodan — oder seinen lappischen Vertreter — übertragen worden: ein neuer Beweis für den engen Zusammenhang dieses Gottes mit den Totengeistern, mithin für seine Eigenschaft als Totengott.

Dritte Sitzung

Mittwoch, den 29. September 1909, nachmittags 3 Uhr.

Vorsitzender: Univ-.Prof. Dr. E. Mogk (Leipzig).

Zuerst hielt Gymn.-Prof. Franz Ferk (Graz) einen Vortrag: **Volkstümliches über Schwämme.**

Der Vortragende wies darauf hin, daß das von ihm behandelte Gebiet von der volkskundlichen Forschung bisher fast unbeachtet geblieben war, daß er also dafür erst selbst Methode und System

1) Der Vortrag erscheint als Teil einer längeren Abhandlung über germanischen und lappischen Kult im Laufe des Sommers 1910.

schaffen mußte. In der Einleitung hob er hervor, daß bezüglich der Genießbarkeit und Ungenießbarkeit der Schwämme Ziegen und Schafe zunächst die Lehrmeister des Menschen waren und es noch sind. Hierauf erörterte er die Gesichtspunkte, von welchen aus der Mensch die Schwämme benannte. Dann ging der Vortragende auf die Anschauungen des Volkes bezüglich des Wachstumes der Schwämme über, zeigte, welche mythologischen Wesen im deutschen Heidentum wie auch im Christentum dem Wachstume der Schwämme vorstanden und noch vorstehen. Es sind dies Donar, Wodan und verschiedene Schwammgeister; als christliche Schwammpatrone wies er den hl. Petrus als deutschen, den hl. Veit als wahrscheinlich ursprünglich slavischen Schwammpatron nach.

Den dritten Teil seines Vortrages bildete das Suchen der Schwämme, worin er u. a. hierbei angewendete hochinteressante Zaubersprüche und Schwammgebete heidnischen sowohl, als auch christlichen Charakters bekannt gab. Mit dem Hinweise darauf, daß der Volkswitz derlei „Schwammsprücheln“ zu verhöhnen bemüht ist, wofür er auch einige Beispiele anführte, schloß Prof. Ferk seinen Vortrag.

Dr. Viktor R. v. Geramb (Graz) hielt einen Vortrag: **Zum Rauchstubenhaus.**

Nach einer kurzen Einleitung, in der die wichtigsten Ergebnisse der bisherigen Hausforschung überblickt wurden, führte der Vortragende an der Hand zahlreicher Lichtbilder das wichtigste aus dem Materiale vor, das er auf vielen, im Auftrage der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien unternommenen Wanderungen über das besonders in Kärnten und Steiermark verbreitete „Rauchstubenhaus“ gesammelt hatte.

Die wichtigsten Ergebnisse seiner Forschungen sind: 1. der Nachweis, daß in der „Rauchstube“, welche Herd- und Wohnraum zugleich ist, der Herd stets in Verbindung mit dem Backofen auftritt. 2. Die dadurch erklärte Bezeichnung als „Rauchstube“ (Stube, stuffa bedeutet stets Ofenraum) ist aus verschiedenen archivalischen Quellen und Bildern als stets mit ganz bestimmten Begriffen verbunden nachzuweisen. Alle in der hauskundlichen Literatur wiederholt vorkommenden Verwechslungen (Rauchstube als Rauchküche d. h. als bloßen Herdraum zu bezeichnen u. dgl.) sind falsch. Das Wort „Rauchstube“ bezeichnet einen ebenso genau präzisierten Typus, wie die Wörter Küche, Stube usw. 3. Dies, und der ebenfalls sicher nachgewiesene Umstand, daß die Rauchstube noch vor 100 Jahren den weitaus überwiegenden Typus des ostalpinen Bauernhauses darstellte, lassen das Rauchstubenhaus als

eine uralte, streng gekennzeichnete Hausform erscheinen. 4. Da diese so bestimmt präzisierte Type in äußerlich ganz verschiedenen, armen und reichen, flach- und steildachigen, aber auch ebensogut in den als „bayrisch" als auch in den als „fränkisch" usw. bezeichneten Hausformen auftritt und sich ihre Umgestaltung in das oberdeutsche Haus in zahllosen Einzelfällen unzweifelhaft nachweisen läßt, kennzeichnet sich das Rauchstubenhaus als ein für die ethnographische Frage der Hausforschung ungemein wichtiges Untersuchungsobjekt und beweist, daß die nach äußeren Formen gemachten Typenunterscheidungen unrichtig sind.

Sodann gab Univ.-Prof. R. Meringer (Graz) die in Aussicht gestellte **Demonstration einer volkskundlichen Sammlung.**

Vortragender brachte einen Teil seines Anschauungs-Materials für das Kolleg über das deutsche Haus zur Darstellung. Namentlich fanden die auf die beiden Feuerstätten des oberdeutschen Hauses bezüglichen Objekte (Ofenbestandteile — Herdgeräte) Berücksichtigung. Flüchtig nur konnten die Geräte der Stube besprochen werden. Der Hauptzweck der Darlegungen war zu zeigen, wie die Kenntnis und Autopsie dieser Gegenstände nicht nur für die Geschichte des Hauses von Bedeutung ist, sondern auch für die Erklärung der Herkunft der Bezeichnungen, der Wörter. Länger verweilte der Vortragende bei Wand, Kachel, Feuerbock (franz. landier), Tisch, Bett. Es ist zu hoffen, daß die Realien des primitiven Lebens, die einfachen Erfindungen, in ihrer kaum zu überschätzenden Bedeutung für Kultur- und auch Sprachgeschichte endlich erkannt und gewürdigt werden. Dem Kulturforscher sind sie das, was dem Geologen die Leitfossile sind, denn sie beweisen kulturelle Zusammenhänge. Dem Sprachforscher geben sie Beispiele für die Arten der Namengebung, also für die Etymologie, wie für die Gründe und Arten des Bedeutungswandels. Auch hängt der unsinnliche Teil des ältesten Sprachschatzes vielfach durch metaphorischen Gebrauch mit den primitivsten Techniken, Erfahrungen und Erfindungen zusammen.

Vierte Sitzung

Donnerstag, den 30. September 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. J. Bolte (Berlin).

Univ.-Prof. E. Hoffmann-Krayer (Basel) entwickelte: **Gedanken über ein Museum für menschliche Ergologie.**[1])

1) Der Vortrag erschien unverkürzt in „Museumskunde" Bd. VI, Heft 1 (Berlin, Reimer).

Unter Hinweis auf die großen Fortschritte, die besonders in den letzten Jahrzehnten die Sprach- und Kulturwissenschaften gemacht haben, indem sie von der rein deskriptiven Spezialforschung zu den vergleichenden und entwicklungsgeschichtlichen Methoden vorgedrungen sind, untersuchte der Vortragende die Frage, ob nicht durch ein vergleichendes, sachlich, nicht geographisch, geordnetes Museum diese hohen Bestrebungen unterstützt und gefördert werden könnten. Ohne den Wert planvoll angelegter Lokal- und Nationalmuseen in Abrede stellen zu wollen, zeigte der Vortragende an der Hand charakteristischer Beispiele die hervorragende Bedeutung vergleichender und entwicklungsgeschichtlicher Museen für die Sprach- und Kulturforschung.

Zum Schlusse wurde mitgeteilt, daß in Basel ein — wenn auch sehr bescheidener — Anfang zu einem vergleichenden Museum europäischer Völker gemacht worden sei.

Fünfte Sitzung

Freitag, den 1. Oktober 1909, vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. J. Bolte (Berlin).

Prof. Dr. O. Lauffer (Hamburg) trug **Über den volkstümlichen Gebrauch der Totenkronen in Deutschland** vor.[1])

Unter gleichzeitiger Vorführung von Lichtbildern wies er darauf hin, daß es überall in Deutschland volkstümliche Sitte war und zum Teil noch heute üblich ist, die ledig Verstorbenen, Mädchen sowohl wie Jünglinge, mit einem Kranz auf dem Haupte in den Sarg zu legen. Er glaubte in diesem Kranze nicht sowohl eine Art Ersatz für den im Leben nicht erreichten Hochzeitskranz erblicken, als vielmehr ihn sowohl wie alle anderen Arten von Kränzen, bei Konfirmanden, Taufpaten, Brautleuten, Brautengeln, als allgemeines Virginitätszeichen ansprechen zu sollen, und er führte diese besondere Einschränkung des Rechtes, Kränze zu tragen, auf den Einfluß der christlichen Kirche zurück. Der Schritt, die Kränze in Gestalt von bunten Kronen als Repräsentationsstücke auf den Sarg zu legen, von wo sie nach erfolgtem Begräbnis entweder auf das Grab oder in der Mehrzahl der Fälle in die Kirche gesetzt wurden, muß schon frühe gemacht sein. Der dabei entfaltete Luxus hat schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts und dann wiederholt bis in das Ende des 18. Jahrhunderts hinein zu Einschränkungen durch Luxus-

1) Die Veröffentlichung des Vortrages im Wortlaut bleibt für später vorbehalten.

und Polizeiordnungen geführt. Schließlich ist man in manchen Städten dazu übergegangen, aus öffentlichen Mitteln Totenkronen zu leihweisem wiederholten Gebrauch anzufertigen, und um die von Haus aus leicht vergänglichen Stücke widerstandsfähiger zu machen, hat man sie dann sogar aus Metall anfertigen lassen. Als frühesten literarischen Beleg für solche metallene Kronen erwähnte der Vortragende eine Frankfurter Ordnung vom Jahre 1774. Ein paar mindestens gleich alte Stücke führte er im Bilde vor und wies darauf hin, daß unsere Museen gewiß noch weitere Exemplare, die gelegentlich mit Unrecht als Marienkronen angesehen werden, enthielten. An ein paar während des Vortrages gestreifte Fragen knüpfte sich eine lebhafte Diskussion an. Die Frage, wie weit die weiße Farbe als Virginitätszeichen, wie weit sie als allgemeine Trauerfarbe anzusehen sei, bleibt offen. Der Hinweis des Vortragenden, daß die Totenkronen teilweise von den Jugendverbänden gestiftet seien, daß bei diesen Genossenschaften das Moment der Virginität, soweit es sich um deutsche Verhältnisse handelt, besonders zu betonen sei, und daß hierin sich ein Gegensatz zu den antiken Jugendverbänden ergebe, wurde besonders von Hoffmann-Krayer dahin berichtigt, daß auch schon bei den antiken Jugendbünden die Unbeflecktheit als Erfordernis für die Mitglieder gegolten habe.

Außerdem fand am 30. September nachmittags unter zahlreicher Beteiligung der Sektionsmitglieder eine Führung des Prof. Meringer durch die kulturhistorischen Sammlungen des steiermärkischen Landesmuseums statt, bei der Prof. Meringer namentlich auf die steirisch-volkskundlichen Gegenstände aufmerksam machte. Daran schloß sich unter Prof. R. Muchs Leitung eine Führung durch die prähistorische Abteilung des Landesmuseums mit spezieller Betrachtung des berühmten „Judenburger Opferwagens“.

Zum Schlusse dankte Dr. Eduard Hahn für die Gründung und Leitung der Sektion, die sich schon dieses erste Mal als so lebenskräftig erwiesen habe und besonders den Herren Meringer, Murko, Mogk und Bolte zu Dank verpflichtet sei.

Der Vorsitzende schloß darauf die erste Sektionstagung mit den besten Wünschen für weiteres Gedeihen der Sektion und stete Einigkeit unter allen volkskundlichen Vereinen.

Festbericht.

Schon auf der 47. Philologenversammlung des Jahres 1903 in Halle war die Hoffnung ausgesprochen worden, die 49. Versammlung in einer Stadt Deutsch-Österreichs abhalten zu können. Diese Absicht gelangte nicht zur Verwirklichung, aus Gründen, durch deren Darlegung den erfreulichen Eindruck der Grazer Versammlung nachträglich zu stören sehr wenig am Platze wäre. Doch durften diejenigen, die in Hamburg die Ansprüche von Österreich und Graz insbesondere vertraten, wenigstens in der ihnen von allen Seiten bewiesenen Sympathie eine tröstliche Genugtuung und den Ansporn zur Fortsetzung ihrer Bestrebungen finden. Als es gelungen war, den Weg zu ebnen, und das Erstrebte in Basel zur Tatsache geworden war, sah sich der Grazer Ausschuß vor eine große Aufgabe gestellt. Galt es doch, einem seltenen Jubelfeste, der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz einen würdigen Verlauf zu sichern, ein Unternehmen, das nach den beiden unmittelbar vorhergegangenen Tagungen in den alten Patrizierstädten Hamburg und Basel doppelt schwierig erscheinen mußte; in einen Wettstreit mit dem Glanz und der Pracht der einen wie mit der harmonischen Abtönung der anderen sich einzulassen, daran durfte Graz nicht denken. So machte sich der Ausschuß nicht ohne Resignation ans Werk[1]), schon deshalb, weil die geographische Lage des

1) Es waren nicht nur finanzielle und administrative Schwierigkeiten aller Art zu überwinden, sondern es mußte auch erst für eine richtige Auffassung der Versammlung und ihrer Bedeutung in Graz der Boden geschaffen werden. Es mag einem Ausschnitt aus einem Zeitungsartikel, durch welchen der erste Vorsitzende in diesem Sinne zu wirken suchte, ein Plätzchen gegönnt sein:

Aus kleinen und engen Anfängen ist die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu einer ausgebreiteten und einflußreichen Einrichtung emporgewachsen; nicht bloß der Besucherzahl nach, die von 81 in Nürnberg über 1000 in Wien und Hamburg stieg, sondern auch hinsichtlich ihrer Aufgabe. Diese bestand nach den ursprünglichen Satzungen darin, die klassische Altertumswissenschaft und die Methode des öffentlichen Unterrichts in derselben dem damals gerade heftig tobenden Streite der Schulen zu entziehen. Daher überwiegt anfänglich die einseitig klassisch-philologische Richtung stark; kein Wunder übrigens in einer Zeit, in welcher die klassischen Sprachen fast

Versammlungsortes nur auf bescheidenen Zufluß von Teilnehmern rechnen ließ. Aber diese Besorgnisse wurden bald auf das angenehmste zerstreut: es liefen nicht nur die Anmeldungen zu Vorträgen in reicher Fülle ein, sondern auch die Zahl der auswärtigen Mitglieder stieg, namentlich in den letzten Tagen, zu einer so unvorhergesehenen Höhe, daß der Wohnungsausschuß vollauf zu tun hatte, um in der durch die gleichzeitig stattfindende Herbstmesse stark in Anspruch genommenen Stadt alle Gäste zu beherbergen. Die städtischen Redoutensäle erwiesen sich beim Begrüßungsabend am 27. September als zu klein, so daß viele die Räume bald wieder ver-

---

ausschließlich die Grundlage der höheren Bildung ausmachten. Von einem Vortrage „Über die Bedeutung der Philologie für das Staatsleben und die Nationalerziehung der Gegenwart", wie er in Nürnberg gehalten wurde, darf man sich also nicht zu viel versprechen. Aber ein ins Rollen geratener Stein läßt sich nicht aufhalten; es klingt schon ganz anders, wenn bereits ein Jahr später Thiersch, der Neubegründer des bayrischen Schulwesens, „Über das Verhältnis und das gemeinsame Interesse der humanistischen und industriellen Bildung unserer Zeit" und der Holländer Suringer „über allgemeine Volksbildung" sprechen. 1845 trägt Schoedler „Über das bildende Element der Chemie für den Unterricht an den Gymnasien" vor. So war „die Organisation des Unterrichtes und des Schulwesens" längst tatsächlich Verhandlungsgegenstand geworden, bevor sie 1868 als solcher in die Satzungen aufgenommen wurde. Auch die Philologie selbst verjüngt sich, indem sie die engen Geleise des Klassizismus verläßt und mit benachbarten Gebieten Fühlung sucht trotz gelegentlicher rückläufiger Strömungen. Die christlichen Altertümer, der Orient, die Sprachvergleichung treten in ihre Rechte; es bedeutet recht eigentlich einen neuen Zeitabschnitt, wenn die Münchner Versammlung des Jahres 1891 mit einem glänzenden Vortrage Erich Schmidts „Über Aufgaben und Wege der Faustphilologie" eröffnet wird.

Aber nicht bloß in den allgemeinen Sitzungen und ihren vor allen Teilnehmern gehaltenen Vorträgen regte sich neues Leben; die stetig wachsende Fülle des Stoffes führte 1844 zur Bildung von Sektionen, in denen engere Kreise von Fachgenossen zu wissenschaftlicher Arbeit zusammentraten, zunächst einer orientalischen und theologischen. Ob nicht manchem der Altphilologen diese Sektionen als erwünschter Ableiter für schädliche Neuerungen erschienen sein mögen, bleibe dahin gestellt; jedenfalls hielten sich die Sektionen im Kampfe ums Dasein wacker, und ihre Tätigkeit erwies sich so fruchtbringend, daß ihre Zahl in rascher Folge wuchs. 1846 trat in der Heimatsstätte der deutschen Pädagogik, in Jena, die pädagogische hinzu; 1852 finden wir in Göttingen, wo Ernst Curtius für die Denkmälerforschung auf griechischem Boden in begeisterter und begeisternder Weise wirkte, eine archäologische, 1861 in der Vaterstadt Goethes eine germanistische Sektion. Es folgt 1864 eine mathematische und 1865 eine „kritisch-exegetische"; die letztgenannte ein schlagender Beweis dafür, daß sogar die klassische Philologie es nicht mehr für angemessen fand, die allgemeinen Versammlungen durch Behandlung von Einzelfragen aus ihrem Gebiete einzuengen. Seither sind noch eine historisch-epigraphische, eine indogermanische, eine romanistische, eine anglistische und eine bibliothekswissenschaftliche hinzugekommen.

ließen, um sich in kleineren Gruppen zu bequemerem Beisammensein zu vereinigen, und die rechte Behaglichkeit sich noch nicht einstellen wollte. Desto stimmungsvoller gestaltete sich das Bild der Eröffnungssitzung am folgenden Tage, die durch die Anwesenheit Ihrer Exzellenzen des Ministers für Kultus und Unterricht, des Statthalters, des Landeshauptmanns und vieler anderer staatlicher und militärischer Würdenträger, des Bürgermeisters und der Rektoren beider Hochschulen einen besonderen Glanz empfing. Nachdem nachmittags die Sektionen sich konstituiert hatten, versammelten sich um $^1/_2 5$ Uhr in den Redoutensälen etwa dritthalbhundert Mitglieder mit zahlreichen Damen und geladene Festgäste zum Festmahle. Die Reihe der Trinksprüche eröffnete der erste Vorsitzende der Versammlung, Univ.-Prof. Dr. Heinrich Schenkl, der nach einigen einleitenden Worten folgendes ausführte:

„Daß der Friede den Musen hold sei, ist ein uraltes und, wenn man es nur recht faßt, wahres Kernwort. Geboren werden zwar große und weltbewegende Ideen auch in Zeiten heftigster Gärung; Künste und Wissenschaften haben in Epochen starker politischer und gesellschaftlicher Aufregung nachhaltigen Antrieb erfahren. Aber die Verbreitung des durch augenblickliche Eingebung Gewonnenen, seine Nutzbarmachung für die Zwecke der Menschheit: die bedürfen allerdings der Ruhe und geordneter staatlicher Verhältnisse nach innen und außen. Dankbar gedenken alle Völker derjenigen, die als oberste Lenker der Staatengeschicke der Wissenschaft und ihrer Pflege das Dasein sichern; doppelte Ursache, dankbar zu sein, haben wir, die wir heute hier versammelt sind, wenn wir unsere Blicke auf das Doppelgestirn der Beherrscher unserer Monarchie und des Deutschen Reiches richten. Österreichs Kaiser hat das gesamte Unterrichtswesen seines Reiches aus tiefer Erniedrigung auf eine so hohe Stufe erhoben, daß wir darin mit den meisten Staaten den Wettkampf nicht scheuen dürfen; Deutschlands Monarch hat die Pflege und Verbesserung des ihm von seinen erlauchten Vorfahren in unübertrefflicher Organisation überlieferten Schulwesens stets zu seinen ersten Herrscherpflichten gezählt. Den beiden Herrschern, die, Schulter an Schulter stehend, Europa mehr als einmal den Frieden gesichert haben, gilt unser erster Trinkspruch. Ich bitte Sie, mit mir in den Ruf einzustimmen: Ihre Majestäten, Kaiser Franz Josef I. und Kaiser Wilhelm II. leben hoch!"

Die Versammlung brach in brausende Hochrufe aus und sang die österreichische Volkshymne wie das „Heil Dir im Siegerkranz", die von der trefflichen Kapelle des Infanterieregimentes Graf von Khevenhüller angestimmt wurden, stehend mit.

Im Namen der Regierung antwortete Se. Exzellenz der Herr Statthalter von Steiermark, Manfred Graf Clary und Aldringen in längerer Rede, die wir infolge eines Mangels der Berichterstattung nicht im Wortlaute mitteilen zu können um so mehr bedauern, je mehr sie von tief eindringender Kenntnis aller Unterrichtsfragen und von wohlwollender vorurteilsfreier Beurteilung des humanistischen Gymnasiums Zeugnis ablegte. Se. Exzellenz erörterte eingehend den Wert des altsprachlichen Unterrichtes für die Erzielung einer auf das Ideale gerichteten Geistes- und Charakterbildung, streifte auch die Gefahren, die in einseitigem Betriebe desselben lägen, und wünschte den Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner, die in erster Reihe berufen seien, über die harmonische Ausgestaltung des Sprachunterrichtes zu wachen und sie zu fördern, weiteres Bestehen und Fortsetzung ihrer segensreichen Tätigkeit bis zur hundertsten Jubiläumsfeier. Sodann sprach Herr Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Hermann Diels warme Worte auf das schöne Land Steiermark und den anwesenden höchsten Vertreter der Landesverwaltung, wofür Se. Exzellenz Herr Landeshauptmann Graf Edmund Attems in feinsinniger Rede dankte. Der zweite Präsident, Reg.-Rat Direktor Dr. Otto Adamek brachte ein Hoch auf die k. k. österreichische Unterrichtsverwaltung und Se. Exzellenz den Herrn Minister für Kultus und Unterricht aus. Die Worte, mit denen Herr Sektionschef Dr. Ludwig Cwikliński antwortete, haben sich glücklicherweise erhalten und sollen als eine höchst bedeutsame Kundgebung der österreichischen Unterrichtsverwaltung hier unverkürzt mitgeteilt werden. Der Herr Sektionschef sprach folgendes:

„Hochansehnliche Versammlung!

Se. Exzellenz der Herr Minister für Kultus und Unterricht, Graf Stürgkh, konnte zu seinem lebhaften Bedauern eingetretener Hindernisse halber hier an der Festtafel nicht erscheinen. So habe ich die Ehre, im Namen des Herrn Ministers und der österreichischen Unterrichtsverwaltung dem verehrten Herrn Vorredner für seinen Trinkspruch und der hochverehrten Versammlung für die allgemeine Zustimmung wärmstens zu danken.

Daß ich die ehrenvolle Aufgabe erhalten habe, die Unterrichtsverwaltung zu vertreten, ist mir in besonders hohem Maße willkommen. Zunächst aus persönlichen Rücksichten. Denn es ist mir lieb und wertvoll, wiederum einige Tage unter früheren Berufsgenossen zuzubringen und Philologie zu treiben. Sodann aber, und vor allem, aus wichtigen sachlichen Gründen.

Die diesjährige Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist nicht eine der gewöhnlichen. Mit den Beratungen verbindet sich dieses Mal ein Erinnerungsfest, das goldene Jubiläum des guten Willens und der stillen, emsigen, unverdrossenen Arbeit. Das Recht zur heutigen Feier schöpft die Einrichtung der Wanderversammlungen nicht aus dem Umstande, daß sie seit etlichen Jahrzehnten besteht und nun zum fünfzigsten Male Beratungen pflegt, sondern daraus, daß sie mit glänzendem Erfolge gewirkt hat für hohe, ideale Ziele. Sie hat gutes Saatkorn in Fülle ausgestreut sowohl auf dem Boden der Wissenschaft als auch auf dem des Unterrichts und der Schule. Sie hat den gegenseitigen Gedankenaustausch gefördert und fruchtbare Impulse gegeben, die von den jedesmaligen Teilnehmern in die Heimat mitgenommen, daselbst auch auf die übrigen Arbeitsgenossen heilsamen, anregenden Einfluß ausübten. So kann das heutige Fest fast für ein allgemeines Standesfest gelten, an dem sich nicht bloß die Anwesenden beteiligen, dem vielmehr im Geiste der ganze Berufskreis in Deutschland und Deutsch-Österreich, deutsche und deutsch-österreichische Humanisten und Lehrer, Männer der Wissenschaft und Praxis beiwohnen; und auch von Angehörigen anderer Nationen kommen Ihnen Glückwünsche zu, als Dank für erwiesene Gastfreundschaft und als Ausdruck der Überzeugung, daß unter allen Philologen der zivilisierten Welt trotz nationaler Unterschiede eine Gemeinsamkeit der Ideen herrscht.

Wenn ich Ihnen, sehr geehrte Herren, bei diesem Anlasse wie es üblich ist, eine Gabe bieten darf, so mögen Sie die Versicherung entgegennehmen, daß die österreichische Unterrichtsverwaltung die Betätigung und Entwicklung der philologisch-pädagogischen Wanderversammlungen auch fernerhin mit dem gleichen Interesse wie bisher zu begleiten und nach Tunlichkeit zu fördern gewillt ist. Was die Unterrichtsverwaltung in gewissem Belangen auf dem Gebiete des Schulwesens anstrebt, das deckt sich im wesentlichen mit einem der statutarischen Zwecke der Einrichtung; gemeinsam ist das Ziel, sonach möglich und erwünscht die gemeinsame Arbeit.

Ebenso ersprießlich und erwünscht ist die Mitarbeit der Wanderversammlungen für den Fortschritt der Wissenschaft, der auch die Unterrichtsverwaltung eifrigste Fürsorge angedeihen läßt.

Im 19. Jahrhundert ist der klassischen Philologie im deutschen Sprachgebiete ein herrlicher Tempel errichtet worden. Diesen großartigen Bau hat nicht die schöpferische Kraft einzelner genialer Meister allein aufgebaut; er ruht auf einer festen Unterlage, die durch beharrlichen Fleiß und systematische Tätigkeit ungezählter, tüchtig geschulter Kräfte, durch treffliche Organisation der philologischen

Arbeit in den Universitäten, in Vereinen und gelehrten Gesellschaften Österreichs und Deutschlands geschaffen worden ist. Zweifelsohne kann die Institution der Wanderversammlungen mit Befriedigung auf ihren Anteil an diesem Werke hinweisen.

Als vor kurzem Prof. v. Wilamowitz aus Anlaß seines sechzigsten Geburtstages von nah und fern, von Jüngern und Freunden der Altertumswissenschaft Glückwünsche erhalten hatte, da dankte er bekanntlich in einem griechischen Epigramme und bezeichnete sich in demselben bescheiden als einen der vielen. Zugleich fügte er eine Mahnung an die Mitglieder der Philologen-Gemeinde bei:

Pfleget der Eintracht Keim, den Hellas Götter gepflanzet!

Indem ich mich ebenfalls noch als ein Mitglied dieser Gemeinde betrachte, gestatte auch ich mir, meine Ansprache in diesen Appell ausklingen zu lassen und erhebe zugleich das Glas zu Ehren der fünfzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner und auf das Gedeihen der Wanderversammlungen überhaupt."

Herr Univ.-Prof. Dr. Hugo Blümner aus Zürich erhob sein Glas auf die deutsche Stadt Graz, die sich den Versammlungsteilnehmern im schönsten Fahnenschmucke gezeigt habe, wobei ihm insbesondere beim Anblick der alten schwarz-rot-goldenen Farben, des Zeichens der geistigen Einheit aller Deutschen, das Herz aufgegangen sei. Die launige Antwort des Herrn Bürgermeisters Dr. Franz Graf, der als Stadtoberhaupt die amtlichen Beziehungen zum uralten Wetterpropheten, dem Schöckel, zugunsten der Philologenversammlung ausnutzen zu wollen versprach, entfesselte wiederholt Heiterkeitsausbrüche seitens der Versammlung. Der Trinkspruch, den Herr Direktor Dr. Aly aus Marburg i. H. im Namen der Schulmänner auf die Universitäten ausbrachte, und die Antwort Sr. Magnifizenz des Rektors der Grazer Universität, Univ.-Prof. Dr. Julius Kratter, brachten die guten Beziehungen zwischen Wissenschaft und Schule, unter deren Zeichen die Philologenverhandlungen stehen, in herzlichster Weise zum Ausdrucke. Es sprachen noch Herr Hofrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Bormann aus Wien, Herr Artilleriehauptmann Georg Veith aus Laibach, dessen soldatisch kernige und von echter Begeisterung für die Altertumswissenschaft zeugende Worte hellen Beifall entzündeten, Univ.-Prof. Dr. Adolf Bauer auf die anwesenden Damen und zuletzt der Nestor der österreichischen Philologen, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Theodor Gomperz, dessen Stimme die Anwesenden mit Ehrerbietung lauschten, als er auf die Tätigkeit der bisherigen Philologenversammlungen bis zu der vor nunmehr fast zwei Menschenaltern abgehaltenen ersten Wiener Philologenversammlung hinauf einen Rückblick warf.

Abends fanden sich die Mitglieder in den schönen Räumen des Stadttheaters zu der von der Stadtgemeinde dargebotenen Festvorstellung zusammen, an der auch in den Logen und im Parkett eine große Anzahl geladener Gäste teilnahm, während die Galerien von einer fröhlichen Menge von Schülern und Schülerinnen der Grazer Mittelschulen erfüllt waren, die der Ausschuß mit Eintrittskarten bedacht hatte. Nach längerem Schwanken hatte sich der Ausschuß entschlossen, von der althergebrachten Überlieferung, nach der den versammelten Philologen und Schulmännern meist altklassische Dramen vorgeführt werden, abzugehen und mit einem kühnen Griff in die Gegenwart Peter Roseggers einzigen größeren dramatischen Wurf „Am Tage des Gerichtes" zu wählen, ein Stück echte Heimatskunst, das eben nur auf dem Boden der Heimat in volkstümlicher und urwüchsiger Weise dargestellt zur Wirkung kommen kann. Der Erfolg rechtfertigte das Wagnis. Mit wachsender Spannung und Anteilnahme gaben sich die Zuhörer aus dem Reiche, nachdem einmal das Fremdartige des ersten Eindruckes überwunden war, völlig dem Zauber hin, den die Mischung herben Ernstes und derber Heiterkeit, wie sie kaum ein anderer als Rosegger so recht aus den Tiefen der Volksseele zu schöpfen weiß, auf das Gemüt ausübt. Die Schauspieler, angeeifert durch die über dem Hause waltende Weihe, taten ihr Bestes, und so gestaltete sich der Abend zu einer spontanen Huldigung für den großen Dichter der Steiermark.

Die große Menge des zu bewältigenden Arbeitsstoffes ließ erst am Abend des dritten Versammlungstages die Mitglieder sich wieder zur Geselligkeit vereinigen, bei dem vom Ortsausschusse gegebenen Bierabend. Rasch füllten sich die Annensäle bis auf das letzte Plätzchen und den vom Damenausschusse bereitgestellten kalten Speisen, die von jungen Mädchen der Grazer Gesellschaft anmutig dargeboten wurden, wurde wacker zugesprochen, ebenso den heimischen Getränken. Nach dem vom akademischen Turnvereine ausgeführten und mit lautem Beifall aufgenommenen prächtigen Fahnenschwingen trat der Mimus in sein Recht. Ein von einem Philologen, Dr. Robert v. Fleischhacker, verfaßtes, von stud. jur. Konrad Schenkl in Musik gesetztes Scherzspiel stellte in lustiger Selbstironisierung die Abenteuer eines jungen deutschen Gelehrten dar, der an der klassischen Stätte des Löwentores von Mykenä, durch einen reichlichen Trunk griechischen Weines in Schlaf versenkt, im Traume die merkwürdigsten Aufschlüsse über die Wirklichkeit der homerisch-mykenischen Kultur empfängt. Die Darsteller, meist Mitglieder des akademischen Gesangvereins, halfen sich durch studentisch übermütige Improvisationen, wo ein nicht allzu eifriges

Rollenstudium sie im Stich ließ. Dabei gingen freilich manche fein aufgesetzte Lichter des Dialogs verloren; aber das Publikum ließ in der nachsichtigen Stimmung fröhlicher Laune alles gelten und klatschte nur desto eifriger Beifall. Auf die Höhe echter Begeisterung erhob sich aber der Abend, als die Mitglieder des deutschen Volksgesangsvereins in Wien unter der Führung des hochverdienten Forschers auf dem Gebiete des deutschen Volksliedes, Reg.-Rat Dr. Josef Pommer, das Bema betraten. Gleich die ersten von Frau Seifart-Kuntner vorgetragenen Lieder riefen laute Äußerungen der Bewunderung hervor, die ungeschwächt anhielt, während sich das Programm Stück für Stück abrollte, bis zu den köstlichen Jodlern und Almschreien. Von allen Seiten wurde der Befriedigung darüber Ausdruck gegeben, daß es den Teilnehmern gegönnt war, einen Trunk aus dem Quell echter, aus treu behüteter Überlieferung mit streng wissenschaftlicher Methode gewonnener alpenländischer Volksdichtung und Volksmusik zu tun, die sonst in Konzertsälen und Liedertafeln leider durchwegs in sentimental verkünstelter, sagen wir gut philologisch: interpolierter Form zu Gehör gebracht werden. Auf das Beste fügten sich in diesen Rahmen die Darstellungen des Radegunder Bauerntheaters ein; die „Steirische Bauernhochzeit" mit ihrem unverfälschten Realismus bildete gegen Mitternacht den würdigen Abschluß des „offiziellen" Teiles. Erst in später Nachtstunde leerte sich der Saal, während die junge Welt bei den ländlichen Weisen der Mooskirchner Bauernkapelle noch schnell ein Tänzchen aus dem Stegreif veranstaltete.

Nach dem Abschlusse der Verhandlungen fand sich am Freitag nachmittag eine Anzahl der Mitglieder in der Herbstmesse zusammen, wo man sich das bunte Meßtreiben besah und sich an der gastlich dargebotenen Bewirtung durch den Verein „Grazer Herbstmesse" erfreute; eine kleine Schar pilgerte auf den Erzberg, dessen Naturmerkwürdigkeiten und Betriebsanlagen am Samstag unter fachmännischer Führung besichtigt wurden. Gegen 70 Teilnehmer endlich folgten der Einladung der Stadt Pettau; der größere Teil fuhr schon am Vormittage dorthin, um die Ausgrabungen auf dem Pettauer Felde und das Museum in Muße besichtigen zu können; eine kleine Zahl folgte mittags nach. Der Abend vereinigte alle im Saale des deutschen Vereinshauses zu einem heiteren Mahle, bei dem das Studium des „Corpus vinorum Poetoviensium" — so lautete die Überschrift auf dem nicht weniger als 39 Nummern umfassendem Verzeichnis der von den Pettauer Weinbergsbesitzern gespendeten Weinsorten — die Gäste vor eine nicht leicht zu bewältigende Aufgabe stellte. Herr Bürgermeister Ornig wußte in seiner Begrüßungs-

rede die Bande, die die deutsche Stadt Pettau mit dem Deutschtum, der deutschen Wissenschaft und der deutschen Schule unauflöslich verknüpfen, ins rechte Licht zu stellen; seine kernigen und launigen Worte lösten noch manchen Trinkspruch aus, und die unerschöpfliche Liebenswürdigkeit der Wirte zog das Beisammensein bis zu fast unerlaubt späten Stunden hinaus. Am nächsten Tage blieben noch einige Besucher in Pettau, der freundlichen Einladung des Grafen Herberstein folgend; andere knüpften daran einen Ausflug nach Aquileja, wo der kundige Leiter des Museums, Prof. Majonica, die Führung übernahm.

Für die Damen der Teilnehmer, sofern sie nicht als wirkliche Mitglieder an der wissenschaftlichen Arbeit sich beteiligten, sorgte der unermüdliche Damenausschuß durch allerlei gesellige Veranstaltungen. Ein unter der Führung des Assistenten am kunsthistorischen Institut, Dr. R. Ameseder, veranstalteter Besuch des Landesmuseums und eine „Jause“ im idyllischen Maria-Trost seien besonders hervorgehoben.

Als erhebende Nachfeier schloß sich an die Grazer Tage die am Samstag den 2. Oktober in Wien abgehaltene Festversammlung der drei großen humanistischen Schutzvereine in Verbindung mit einer Gedenkfeier für Wilhelm von Hartel an. Über diese sowie über den am nächsten Tage folgenden Ausflug nach Carnuntum haben Geh.-Rat Prof. Uhlig im Schlußheft des Jahrganges 1909 der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ und Dr. S. Frankfurter, der sich um die ganze Veranstaltung die größten Verdienste erworben hat, im 10. Heft der „Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Wien“ Bericht erstattet.

Mit der Grazer Philologenversammlung verband sich in herkömmlicher Weise die 18. Jahresversammlung des deutschen Gymnasialvereines[1]) und die Generalversammlung der Deutschen morgenländischen Gesellschaft[2]). Zum ersten Male schloß sich an die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz die Tagung der deutschen Vereine für Volkskunde an[3]), was auch künftighin der Fall sein soll. Die Philologenversammlung kann dies nur auf das wärmste begrüßen und erblickt in dieser neu geknüpften Verbindung eine willkommene Förderung ihrer Zwecke.

Das Festabzeichen stellte eine vom Grazer Goldschmied Herrn August Einspinner trefflich hergestellte Reproduktion der Vorder-

1) S. den Bericht im „Humanistischen Gymnasium“, 1909, Heft V/VI und 1910, Heft I.

2) S. Zeitschr. d. deutschen morgenl. Gesellschaft 1909, S. XLIX ff.

3) S. Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde XIX, S. 472.

seite eines attischen Tetradrachmon dar, in der die Münzlegende ΑΘΗ durch das Zeichen [Δ] ersetzt war. Zum Bildschmucke der Mitgliederkarte und der Tischkarte lieferte Herr Hans v. Schrötter, ein junger Grazer Künstler, die originellen Entwürfe; die Ausführung besorgte die lithographische Kunstanstalt von Oskar Rohr in Graz. Die mühevolle Aufgabe der Redaktion des Tageblattes führte Herr stud. phil. Wilhelm Bauer in mustergültiger Weise durch.

Begrüßungsschreiben und Telegramme hatten gesendet: Prof. C. J. Burkitt (Cambridge), Prof. E. Loewy (Rom), Prof. W. Rhys Roberts (Leeds), Prof. A. Sauer (Prag), Prof. K. Uhlirz (Graz).

Wenn der Grazer Ausschuß den ihm zugekommenen mündlichen, brieflichen und gedruckten Äußerungen Glauben schenken darf, so ist er berechtigt zu sagen, daß die Mühe, die auf die Vorbereitungen für die Grazer Tagung verwendet wurde, nicht umsonst war. Der Erfolg war ein ganzer und voller. Das Beste dazu haben freilich die auswärtigen Gäste getan, die unserem Rufe in so großer Anzahl Folge leisteten. Aber auch den zahlreichen Förderern des Unternehmens soll der ausdrückliche Dank nicht vorenthalten bleiben. Es haben Geldbeiträge gespendet:

das hohe k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien;

der hohe Landtag des Herzogtums Steiermark;

der Gemeinderat der Landeshauptstadt Graz, der auch die Kosten der Festvorstellung trug;

die steiermärkische Sparkasse;

das hochwürdige Benektinerstift St. Paul im Lavanttale (Kärnten);

Herr Dr. Robert v. Fleischhacker.

Ferner gebührt der Dank den Spendern von Festschriften, besonders den an der Festschrift beteiligten Anstalten; dem Landesverbande für Fremdenverkehr in Steiermark, dem Verein Grazer Herbstmesse, den Bürgern der Stadt Pettau, der Generaldirektion der k. k. priv. Südbahngesellschaft (die den Versammlungsteilnehmern eine Fahrpreisermäßigung gewährte), den Damen, die das Buffet des Bierabends durch Spenden bereicherten, den Grazer Druckereien „Deutsche Vereinsdruckerei," „Leykam" und „Styria", die dem Ausschusse großes Entgegenkommen bewiesen, und den Redaktionen der Grazer Tageblätter. Durch die Erlaubnis zur Benützung der Universitätsräume endlich hat Se. Magnifizenz der Rektor der

Universität, Herr Univ.-Prof. Dr. Julius Kratter, den Ausschuß zum größten Danke verpflichtet.

Der Gesamtausschuß, dessen Sitzungen als Vorsitzender anfangs Herr Landesschulinspektor L. Lampel leitete, bis er durch einen Trauerfall in seiner Familie daran gehindert wurde, zerfiel in folgende Sonderausschüsse:

1. Literarischer Ausschuß, bestehend aus den beiden Vorsitzenden, den Obmännern der Sektionen (s. S. V) und Gymn.-Prof. Dr. S. M. Prem, Gymn.-Prof. Dr. F. Pichler und Gymn.-Prof. Dr. J. Stalzer.

2. Finanzausschuß: Gymn.-Prof. L. Pasdirek, Advokat Dr. M. v. Archer, Gymn.-Prof. R. Casper, Chefredakteur Dr. O. Reichenauer.

3. Fest- und Vergnügungsausschuß: Gymn.-Prof. Dr. F. Khull-Kholwald, Gymn.-Prof. M. Kurz, Realsch.-Prof. Dr. J. Tins, Gymn.-Prof. Dr. H. Wertheim, Gymn.-Prof. L. Pasdirek, Dr. Robert v. Fleischhacker, Amtsdir. R. Spohn, Redakteur J. Stradner.

4. Preßausschuß: Redakteur Dr. R. Withalm, Redakteur A. Hübl, Schulrat Prof. A. Heinrich, Prof. J. Riedl, Redakteur H. Pater, stud. phil. W. Bauer.

5. Empfangs- und Wohnungsausschuß: Gymn.-Prof. H. Kraus, Gymn.-Prof. Dr. A. Faist, Redakteur J. Stradner, Univ.-Prof. Dr. F. v. Hemmelmayr, Gymn.-Prof. Dr. K. Szankovits, Gymn.-Prof. J. Wiesler.

6. Damenausschuß: Frau E. Schenkl, Frau M. Bauer als Vorsitzende; ferner die Damen: Frau A. Bamberger, Frau C. Casper, Frau H. v. Fleischhacker, Frau E. Frank, Frau M. Khull, Frau A. Kirste, Frau M. Kukula, Frau E. Martinak, Frau M. Mayer, Frau R. Meringer, Frau N. Nager, Frau A. Netoliczka, Frau E. Reißenberger, Frau A. Steinwenter, Frau L. Schrader, Frau A. v. Zwiedineck.

Festschriften und Festgaben.

A. Wissenschaftliche Festschriften:

1. Für sämtliche Mitglieder.

1. Festschrift, der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargebracht von Mittelschulen der Kronländer Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland. Graz 1909. Im Selbstverlage des Festausschusses.

   K. k. I. Staatsgymnasium in Laibach. Bemerkungen zum Texte des M. Iunianus Iustinus. Von Prof. Dr. Josef Šorn.

   K. k. Staats-Oberrealschule in Klagenfurt. Shakespeares „Die Zähmung der Widerspenstigen" und Fletchers „Der gezähmte Zähmer". Von Prof. Richard Boxhorn.

   K. k. Staatsschule in Pola. Zur Tiernamenkunde. (Dachs, Rebhuhn, Raupe.) Von Prof. Richard Riegler.

   K. k. Staatsgymnasium in Triest. Der Gauriel-Dichter als Nachahmer Hartmanns von Aue. Von Dr. Vinzenz Seunig.

   K. k. Stiftsgymnasium des Benediktinerstiftes St. Paul im Lavanttale. Über die Photometrierung elektrischer Lampen. Von Prof. Dr. Hugo Greilach, O. S. B.

   K. k. Staatsgymnasium in Villach. Der Dichter im Ringen mit dem Stoffe. Dargestellt an Schillers Gedicht „Die Kraniche des Ibykus". Von Prof. Hans Hörtnagl.

   K. k. Handelsakademie in Graz. Die Stoßlinie einiger Mürztaler Erdbeben. Von Supplent Privatdozent Dr. Franz Heritsch. — Gustave Flaubert. Persönlichkeit und Werke. Von Karl Wenger, Dr. phil. der Universität Bern, wirkl. Lehrer.

   K. k. I. Staatsgymnasium in Graz. Zum lateinischen Ablativ. Von Prof. Dr. Rudolf Wimmerer.

   K. k. Staatsgymnasium in Cilli. De Senecae epistularum codice Graeciensi. Scripsit Alois Maček, Dr. phil.

   Gymnasium des fürstbischöflichen Knabenseminars in Graz. Epiktet und sein Verhältnis zum Christentum. Von Dr. Franz Mörth.

   K. k. II. Staatsgymnasium in Graz. Veterum scriptorum de Demosthene iudicia. Collegit et disposuit Gustavus Simchen, Dr. phil. Pars prima. Sermonis virtutes et vitia.

2. CTPΩMATEIC. Grazer Festgabe zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Graz 1909. Im Selbstverlage des Festausschusses. Überreicht vom Ortsausschusse.

   Zur Bildung des indogermanischen Komparativs. Von Univ.-Prof. Dr. Rudolf Meringer.

   Zum attischen Intestaterbgesetz. Von Gymn.-Prof. Dr. Arthur Ledl.

Horaz Sat. I 3. Beiträge zur Erklärung. Von Univ.-Prof. Dr. A. Goldbacher.
Ein nachjustinianisches Urteil auf Papyrus. Von Univ.-Prof. Dr. Leopold Wenger.
Zur Topographie des karthagischen Söldnerkrieges. Von Hauptmann G. Veith.
Q. Aelius Tubero, der Schüler des Panaetius, als Verfasser eines astronomisch - meteorologischen Werkes. Von Univ.-Prof. Dr. Otto Cuntz.
Polybios und Livius über griechische Könige und Königtum. Von Univ.-Prof. Dr. Adolf Bauer.
Athene. Von Realschul-Prof. Dr. Karl Schriefl.
Zu Ovid Metamorph. II. 138ff. Von Gymn.-Prof. Dr. Rudolf Wimmerer.
Zu den hrabanisch - keronischen Glossen. Von Gymn.-Prof. Dr. J. Stalzer.
Aphorismen über metrisches Lesen. Von Univ.-Prof. Dr. R. C. Kukula.
Eine byzantinische Übersetzung der carmina amatoria Ovids. Von Univ.-Prof. Dr. Heinrich Schenkl.
Der lateinische Hexameter mit der incisio post quartum trochaeum. Von Univ.-Prof. Dr. Julius Cornu.
Johannes Hus als Reformator der lateinischen Schrift. Von Univ.-Prof. Dr. Matthias Murko.
Sprachgeschichtliche Werte. Vom Univ.-Prof. i. R. Dr. Hugo Schuchardt.

3. Die Stadt Graz in ihren geographischen Beziehungen von Dr. Georg Lukas. Sonderabdruck aus den Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, überreicht vom Ortsausschusse. Graz 1909.

Der größte Teil der Mitglieder konnte bedacht werden mit:

4. Archaische Marmorskulpturen im Akropolis-Museum zu Athen von Hans Schrader. Überreicht vom österreichischen archäologischen Institut. Wien, Hölder, 1909.

2. Für einzelne oder mehrere Sektionen.

5. „Wiener Eranos", Festgruß zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (gespendet vom Vereine „Eranos Vindobonensis"). Wien, Hölder, 1909.

Th. Gomperz, Philodem und die aristotelische Poetik.
H. v. Arnim, Pindars Päan für die Abderiten.
S. Mekler, Zur Farce von Oxyrhynchos.
A. Kappelmacher, Zu den Kretern des Euripides.
A. R. v. Kleemann, Platon und Prodikos.
M. Nistler, Die Gedankenabfolge in der pseudoxenophontischen Ἀθηναίων πολιτεία und die Umstellungsversuche.
K. Mras, Lucian und die „Neue Komödie".

K. Burkhard, Johannes von Damaskus' Auszüge aus Nemesius.
J. Keil, Meter Hipta.
R. Weißhäupl, Die Brunnenschrift von Lusoi.
J. Weiß, Eine Brunneninschrift aus Adamklissi (Dobrudscha).
P. Kretschmer, Zur griechischen Wortkunde.
A. Wilhelm, Parerga.
W. Weinberger, Die griechischen Handschriften des Prinzen Eugen von Savoyen.
R. Kauer, Textkritisches zu Terenz.
A. Engelbrecht, Zu Catulls Passer.
E. Kalinka, Catulls LI. Gedicht und sein Sapphisches Vorbild.
K. Prinz, Zu Properz.
H. Jurenka, Horatiana.
R. C. Kukula, Die sechzehnte Epode des Horaz.
F. Ladek, Die römische Tragödie *Octavia* und die Elektra des Sophokles.
A. Scheindler, Eine noch unbenützte Sallusthandschrift.
E. Hauler, Zum Sendschreiben des Catulus und über die Consilia des Asinius Pollio.
J. Kromayer, Heirkte. (Mit 5 Abbild. u. 1 Karte).
J. Mesk, Der mauretanische Feldzug unter Antoninus Pius.
E. Groag, Alexander in einer Inschrift des 3. Jahrhunderts n. Ch.
A. v. Premerstein, Die Dreiteilung der Provinz Dacia.
L. Wenger, Zu den neuen Oxyrhynchus-Papyri.
St. Braßloff, Der Amtstitel der städtischen Quaestoren.
J. Scholz, Ein Beitrag zu den Münzen von Grimenothyrae-Phrygiae.
L. Radermacher, Der Knäuel Ariadnes.
E. Reisch, Zu den Friesen der delphischen Schatzhäuser. (Mit 1 Abbild.)
P. Bieńkowski, De ephebi Attici capite Cracoviensi (Cum 3 fig. et 1 tab.)
H. Sitte, Zur Niobide der Banca Commerciale.
E. Bormann, Aus Pompeji.

6. Innsbrucker Festgruß, von der philosophischen Fakultät dargebracht der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz. Innsbruck, Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung, 1909.

Johann Müller, Neue Beiträge zur Kritik des Tacitus.
Friedrich Stolz, Agamemnon und Klytaimestra.
Thomas Friedrich, Über einen babylonischen Siegel-Zylinder.
Rudolf von Scala, Sicilische Studien.
Wilhelm Erben, Karolingische und ottonische Besitzbestätigungen für das Erzstift Salzburg.
Adolf Wagner, Sprache und organische Entwicklung.
Alois Walde, Italisches: I. Lat. gratus: osk. brateis und die vorkonsonantischen Labiovelare des Oskisch-Umbrischen. II. Zu den Vokalschwächungen im Oskisch-Umbrischen.
Josef E. Wackernell, Hermann von Gilms Beamtenlaufbahn.
Konrad Zwierzina, Die Legenden der Märtyrer von unzerstörbarem Leben.

Anton Zingerle, Kleine Beiträge zur Kritik und Erklärung einiger griech. und röm. Schriftsteller.

Ernestus Kalinka, De codice Mutinensi 145 librorum minorum Xenophontis Plutarchi aliorum.

7. Primitiae Czernovicienses. Festgabe zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz, 1909. Herausgegeben von J. Hilberg und J. Jüthner. Czernowitz 1909. Verlag von H. Pardini.

   J. Biletchi, Ausdrucksmittel zur Bezeichnung des hohen Grades einer Eigenschaft bei Catull, Tibull, Properz, Vergil, Horaz, Ovid und Statius.

   N. Polek, Die Fischkunde des Aristoteles und ihre Nachwirkung in der Literatur.

   F. Brenner, Die prosodischen Funktionen inlautender muta cum liquida im Hexameter und Pentameter des Catull, Tibull und Properz.

   Derselbe, Die Seelenlehre des Galenos.

   S. Hornstein, Die Wortstellung im Pentameter des Tibull und Ps.-Tibull.

   S. Katz, Zur Mythenbehandlung in Philostratos Heroikos.

8. Das humanistische Gymnasium. Organ des Gymnasialvereines. Herausgegeben von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Oskar Jäger (Bonn) und Geh. Hofrat Prof. Dr. Gustav Uhlig (Heidelberg), XX. Jahrgang, Heft IV. Überreicht von der Universitätsbuchhandlung Carl Winter, Heidelberg 1909.

9. Über die fachliche Ausbildung der Kandidaten für das Lehramt an Mittelschulen. Beratungen des Vereines „Mittelschule" in Wien. Sonderausgabe aus der Zeitschrift „Österreichische Mittelschule", den Teilnehmern an der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner vom Vereine „Mittelschule" in Wien gewidmet. Redigiert von Prof. Dr. H. R. v. Hoepflingen und Bergendorf. Wien, Hölder, 1909.

10. Wiener Studien. Zeitschrift für klassische Philologie. Redakteure: E. Hauler, H. v. Arnim, L. Radermacher. XXXI. Jahrgang, Heft I. Der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner von der Redaktion gewidmet. Wien, Gerold, 1909.

11. Aus einer österreichischen Bibliothek. Ein Festgruß der Sektion für Bibliothekswesen dargebracht von Dr. F. Eichler. Graz 1909.

12. Neue Grundlagen der slawischen Altertumskunde. Ein Vorbericht von J. Peisker. Stuttgart 1910.

13. Mitteilungen des Vereines der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Wien. Heft 8 und 9. Überreicht von der Vereinsleitung.

14. Die Abhängigkeitsverhältnisse der Überlieferung des „Erec". Separatabdruck aus dem Gymn.-Programm von Seitenstetten 1909. Der germ. und rom. Sektion überreicht von Prof. P. Jakob Reimer. Linz 1909.
15. Kunst und Leben im Altertum von Gymnasial-Professor Dr. H. Mužik und Landesschulinspektor Dr. Fr. Perschinka. Überreicht vom Verleger G. Freytag, Wien-Leipzig 1909.
16. Germanisch-Romanische Monatsschrift (I. Jahrgang, Heft 10), herausgegeben von Dr. H. Schroeder (Kiel). Überreicht vom Verleger Karl Winter. Heidelberg 1909.
17. Der römische Limes in Österreich von M. v. Groller und F. v. Renner. Von der Limes-Kommission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften der historisch-epigraphischen Sektion überreicht.
18. E. Brocke, Über die Benutzung der Beziehungen zwischen Mengen und Zahlen im arithmetisch-algebraischen Unterricht.

B. Sonstige Festgaben.

19. Verlagsverzeichnis B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1909. Überreicht von der Verlagsbuchhandlung.
20. Briefe des jüngeren Plinius von R. C. Kukula, Geleitwort und Einleitung der zweiten Auflage; Sonderdruck aus: R. C. Kukula und H. Schenkl, Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben. IX. Gewidmet von der Verlagsbuchhandlung Karl Graeser u. Kie., Wien 1909.
21. Führer durch Graz und Umgebung. Mit 12 Ansichtspostkarten und einem Stadtplan. Graz, Verlag Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff).
22. Panorama von Graz. Gezeichnet von Rudolf Klein, Graz 1908.
23. Kurzer Führer durch die Steiermark, herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark. Graz 1909. Im Selbstverlage des Verbandes.

21—23 überreicht vom Landesverband f. Fremdenverkehr in Steiermark.

Verzeichnis der Mitglieder.[1])

Adamek, Ludwig, Gymn.-Prof. Dr., Reichenberg.
Adamek, Frau Professor, Reichenberg.
Adamek, Otto, Reg.-Rat, Gymn.-Dir. Dr., Graz.
Adamek, Marie, Frau Reg.-Rat., Graz.
Adamek, Ottilie, Fräulein Dr., Graz.
Adler, Max, Gymn.-Lehrer Dr., Wien.
Ahammer, Franz, Gymn.-Prof. Dr., Leoben.
v. Albrich, Willi, stud. jur., Graz.
Aly, Friedrich, Gymn.-Dir. Dr., Marburg i. H.
Aly, Frau Dr., Marburg i. H.
v. Andrian-Warsberg, Freiherr, Wien.
Anthes, Eduard, Gymn.-Prof. Dr., Darmstadt.
Arcari, Paolo, Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. d. Schw.
v. Archer, Max, Dr., Advokat i. R., Graz.
v. Arnim, Hans, Univ.-Prof. Dr., Wien.
v. Arnim, Frau Professor, Wien.
Aschauer, Josef, Gymn.-Prof., Wien.

Bamberger, Hermann, Lyz.-Dir., Graz.
Bang, P. Romuald, Gymn.-Prof., Einsiedeln, Schw.
Barrios, Benet R., Barcelona.
Baudouin de Courtenay, Ivan, Univ.-Prof. Dr., St. Petersburg.
Bauer, Adolf, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Bauer, Mela, Frau Professor, Graz.
Bauer, Wilhelm, stud. phil., Graz.
Bäuml, Josef, stud. phil., Graz.
Bechtel, Adolf, Dr., Reg.-Rat, Realschuldir. i. R. Wien.
Benndorf, Hans, Univ.-Prof. Dr., Graz.
v. Bergenthal, Elisabeth, Frau, Graz.
Berka, Viktor, Akad.-Prof., Graz.
Berner, P. Placidus, O. S. B., Superior, Graz.
Bielohlawek, Karl, Bibl.-Aman. Dr., Graz.
Bielohlawek, Karola, Fräulein, stud. phil., Graz.
Bienert, Vincenz. Gymn.-Dir. i. R., Graz.
Binde, Otto, Gymn.-Prof. Dr., Steglitz-Berlin.
Binn, Max, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Binn, Marie, Frau Professor, Wien.
v. Bissing, Frhr., Friedrich W., Univ.-Prof. Dr., München.
Bittner, Josef, Gymn.-Prof., Graz.
Bittner, Robert, Realsch.-Dir., Marburg a. Dr.
Blank, Friedrich A., Gymn.-Prof., Wien.
Blum, Friedrich, Dr., Realsch.-Dir., Mannheim.
Blümner, Hugo, Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Bobek, Martha, Frau, Univ.-Prof.-Witwe, Graz.
Bojunga, Klaudius, Dr., Dir. der Schillerschule, Frankfurt a. M.
Boldt, Axel, Gymn.-Prof., Neustettin.
Boldt, Dora, Frau Professor, Neustettin.
Bolte, J., Gymn.-Prof. Dr., Berlin.
Borchling, Konrad, Akad.-Prof. Dr., Posen.
Bormann, Eugen, Hofrat, Univ.-Prof. Dr., Wien.
Brandner, Andreas, stud. phil., Graz.

1) Die Mitglieder sind, was Rang und Titel betrifft, nach dem Stande vom September 1909 angeführt.

Bratanitsch, Rudolf, stud. phil., Graz.
Brecht, Walter, Dr., Priv.-Doz., Göttingen.
Breitenberger, Johann, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Brieß, Erwin E., cand. phil., Zürich.
Brommer, Alois, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Bronner, Ferdinand, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Brückner, Eduard, Univ.-Prof. Dr., Wien.
Brückner, Alfred, Gymn.-Prof. Dr., Berlin.
Brückner, Frau Professor, Berlin.
Brunšmid, Josef, Univ.-Prof. Dr., Agram.
Brütt, Max, Dr., Schulrat, Hamburg.
Bujas, Ramiro, Dr., Spalato.
Bürger, Gymn. - Oberlehrer Dr., Blankenburg a. Harz.
Burkhard, Karl J., Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Burkhard, Helene, Frau Professor, Wien.
Burnet, John, Univ.-Prof., St. Andrews, Schottland.
Burnet, Mrs., St. Andrews, Schottland.
Burnet, Miss, St. Andrews, Schottland.

Camuzzi, Siegfried, stud. jur., Graz.
Candussi, Hermann, stud. phil., Graz.
Casper, Heinrich, Dr., Oberlandrat, Graz.
Casper, Carla, Frau Oberlandrat, Graz.
Casper, Rudolf, Gymn.-Prof., Graz.
Casper, Emma, Frau Professor, Graz.
Castle, Eduard, Gymn.-Prof. Dr., Priv.-Dozent, Wien.
Castle, Margarete, Frau Professor, Wien.
v. Coltelli, Hedwig, Frau, Graz.
Cornu, Julius, Hofrat, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Crusius, Otto, Geh. Rat, Univ.-Prof. Dr., München.
Crüwell, Gottlieb A., Dr., Bibl.-Aman., Wien.
Cuntz, Otto, Univ.-Prof., Dr. Graz.
Czegka, Eduard, stud. phil., Graz.

Dähnhardt, Oskar, Gymn.-Prof. Dr., Leipzig.
Danhofer, Eduard, stud. phil., Graz.
Deißmann, Adolf, Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Dibelius, Wilhelm, Akad.-Prof. Dr., Posen.
Diels, Hermann, Geh.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Diels, Berta, Frau Professor, Berlin.
Diels, Paul, Univ.-Prof. Dr., Prag.
Dietrich, Adolf, Realsch.-Prof. Dr., Graz.
Dolinschek, Eduard, Gymn.-Lehrer, Dr., Graz.
Dollmayr, Viktor, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Doublier, Othmar, Dr., Bibl.-Kustos, Wien.
Dowrtiel, Julius, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Dupasquier, Louis, Lyz.-Prof. Dr., Graz.
Dworski, Emanuel, Hofrat, Landesschulinspektor, Lemberg.

Ebeling, Rudolf, Gymn.-Oberl. Dr., Hannov.-Münden.
Egger, Rudolf, Gymn.-Prof. Dr., Klagenfurt.
Egger v. Möllwald, Friedrich, Dr., Bibl.-Kustosadj., Wien.
Eibl, Johann, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Eichler, Albert, Realsch.-Prof., Priv.-Doz. Dr., Wien.
Eichler, Ferdinand, Bibl.-Kust., Dr., Graz.
Eichler, Fritz, stud. phil., Graz.
Elster, Ernst, Univ.-Prof Dr., Marburg i. H.
Elter, Anton, Univ.-Prof. Dr., Bonn.
Engelmann, Rudolf, Gymn.-Prof. i. R. Dr., Rom.
Ertl, Herbert, stud. jur., Graz.
v. Ettmayer, Karl, Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. d. Schw.
Ewig, Dr., Gymn.-Oberl., Hannover.

Faist, Anton, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Farnberger, Franz, stud. phil., Graz.
Fehringer, P. Otto, Gymn.-Dir., Seitenstetten.
Feist, S., Dr., Direktor, Berlin.
Ferner, Michael, Dr., Lehramtskand., Graz.
Fest, Peter, Gymn.-Prof., Graz.
Fick. Richard, Prof. Dr., Oberbibliothekar, Berlin.

Fick, Frau Professor, Berlin.
Findeis, Richard, Dr., Gymn.-Dir., Wien.
Fischer, A., Gymn.-Prof. Dr., Oberhollabrunn.
v. Fleischhacker, Robert, Dr., Graz.
v. Fleischhacker, Helene, Frau, Graz.
Fleischmann, Heinrich, Gymn.-Prof. Dr., Teschen.
Frank, Josef, Realsch.-Dir., Graz.
Frank, Marie, Frau Direktor, Graz.
Fränkel, Ernst, Priv.-Doz. Dr., Kiel.
Frankfurter, Sal., Dr., Bibl.-Kust., Wien.
Freis, Rudolf, Dr., Gymn.-Lehrer, Graz,
Freytag. Georg, Verlagsbuchhändler, Wien.
Friedrich, Gymn.-Prof., Frankfurt a. O.
Friedwagner, Matthias, Univ.-Prof. Dr., Czernowitz.
Friedwagner, Frau Professor, Czernowitz.
Fritsch, Alfred, stud. phil., Graz.
Frucht, Adolf, Schulrat, Akad.-Prof., Graz.
Fuchs, Josef, Reg.-Rat, Gymn.-Prof. i. R., Graz.
Fuchs,Pauline, Frau Reg.-Rat, Graz.

Gaar, Emil, Dr., Gymn.-Lehrer,Wien.
Gaebel, A.,Gymn.-Prof.,Hohensalza.
Gangl, Johann, Gymn.-Prof., Cilli.
Gauby, Ludwig, Realsch.-Prof. Dr., Marburg a. Dr.
v. Geramb, Viktor, Dr., Museal-Adj., Graz.
v. Geramb, Frieda, Frau Adjunkt, Graz.
Geßler, Johann, Gymn.-Prof. Dr., Klagenfurt.
Geyer, Rudolf. Univ.-Prof., Dr., Wien.
Giesecke, Alfred, Dr., Verlagsbuchhändler, Leipzig.
Giesecke, Frau Verlagsbuchhändler, Leipzig.
Glantschnig, Margarete, Fräulein, Graz.
Glöckner, Dr., Gymn.-Oberl., Bunzlau.
v. Gnad, Ernst R., Dr., Hofrat, Landesschulinsp. i. R., Graz.
Gnirs, Anton, Gymn.-Prof. Dr., Pola.
Goldbacher, Alois, Univ.-Prof. i. R., Dr., Graz.
Gölles, Josef, Lehramtskand. Dr., Graz.
Gölles, Viktor, stud. phil., Graz.
Gölles, Franz, stud. phil., Graz.
Gomperz, Theodor, Hofrat, Univ.-Prof. i. R., Dr., Wien.
Gomperz, Frau Hofrat, Wien.
Gosch, F. M., stud. phil., Graz.
Goesch, C., Dr., Friedenau-Berlin.
Graeber, G., Dr., Prov.-Schulrat, Hannover.
Graf, Robert, Dr., Graz.
Graf, Max, stud. phil., Graz.
v. Gräfenstein, Dora, Fräulein, stud. phil., Graz.
v. Graff, Ludwig, Hofrat, Univ.-Prof. Dr., Graz.
v. Graff, Jenny, Frau Hofrat, Graz.
Gragger, Josef, Lyz.-Prof., Graz.
Graeser, Fr. W., Verlagsbuchhändler, Wien.
Grein, Fr., stud. phil., Graz.
Grenier, A., Maître de conférences, Nancy.
Grengg, Franz, stud. phil., Graz.
Grimsehl, E., Realsch.-Dir., Hamburg.
Grippel, Johann. Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Groag, Eduard, Dr., Bibl.-Kustos, Wien.
Groebe, Paul, Gymn.-Prof. Dr., Berlin.
Groebe, Frau Professor, Berlin.
Grube, Gymn.-Prof. Dr., Lübeck.
Grube, Frau Professor, Lübeck.
Gründorf v. Zebegény, Major a. D., Graz.
Grünwald, E., Gymn.-Prof. Dr., Berlin.
Grünwald, Frau Professor, Berlin.
Gudemann, Alfred, Univ.-Prof. Dr., München.
Gunning, J. H., Dr., Schulrat, Amsterdam.
Gunning, C. P., stud. phil., Amsterdam.
Günther, Richard, Gymn.-Prof. Dr., Dresden.
Gusinde, Konrad, Dr., Gymn.-Oberl., Breslau.
Gutscher, Hermann, Dr., Gymn.-Dir., Leoben.

Haacke, F., Gymn.-Prof. Dr., Wohlau,
Haacke, Frau Professor, Wohlau.

Haas, Wilhelm, Dr. Hofrat, Bibl.-Dir., Wien.
Haas, Theodor, stud. phil., Graz.
Haas, Fritz, Hörer der Technik, Graz.
Haberda, August, Gymn.-Prof., Wien.
Haebler, Konrad, Dr., Bibl.-Dir., Berlin.
Haebler, Frau Direktor, Berlin.
Hahn, Eduard, Dr., Berlin.
Hahn, Ida, Frau Dr., Berlin.
Hahn, Hermann, Gymn.-Prof., Berlin,
Haim, Max, stud. phil., Graz.
Halbich, Hans, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Haller, Andreas, Gymn.-Prof., Kalksburg.
Hanausek, Gustav, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Handl, Gymn.-Prof., Cilli.
Hantsch, Max, Dr., Gymn.-Lehrer, Graz.
Haring, J., Univ.-Prof. Dr., Graz.
Hassack, Karl, Dr., Akad.-Dir., Graz.
Hassack, Frau Direktor, Graz.
Hassinger, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Hauffen, Adolf, Univ.-Prof. Dr., Prag.
Hauler, Edmund, Univ.-Prof. Dr., Wien.
Hauptmann, Ludmil, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Haeusler, Dr., Gymn.-Oberl., Friedenau-Berlin.
Haeusler, Frau Oberlehrer, Friedenau-Berlin.
Heberdey, Rudolf, Univ.-Prof. Dr., Innsbruck.
Heidrich, Georg, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Heinrich, Alfred, Schulrat, Gymn.-Prof. i. R., Graz.
Held, Johann, Gymn.-Prof., Graz.
Helm, Karl, Univ.-Prof. Dr., Gießen.
Helm, Frau Professor, Gießen.
Helm, Franz, Dr., Gymn.-Dir., Mainz.
Hemmelmayr v. Augustenfeld, Franz, Dr., Realsch.-Dir., Univ.-Prof., Graz.
Hemmelmayr v. Augustenfeld, Frau Direktor, Graz.
Hermann, Eduard, Dr., Gymn.-Oberl., Bergedorf b. Hamburg.
Herold, Richard, Gymn.-Prof. Dr., Halle a. S.
Herzog, D., Privatdoz. Dr., Graz.
Heschl, Siegmund, stud. phil., Graz.
Heubaum, A., Gymn.-Prof. Dr., Berlin.
Heußner, Rudolf, Pfarrer, Kreisschulinspektor, Gensungen.
Heußner, Adelheid, Frau Pfarrer, Gensungen.
Heydenreich, W., Dr., Gymn.-Oberl., Eisenach.
Hille, Hans, Gymn.-Lehrer, Laibach.
Hille, Otti, Frau Gymn.-Lehrer, Laibach.
Hiller v. Gärtringen, Frhr., Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Hiller v. Gärtringen, Freifrau, Berlin.
Hillig, Robert, Verlagsbuchhändler, Wien.
Hiltmann, Gymn.-Prof., Frankfurt a. O.
Himmelbaur, Isidor, Dr., Reg.-Rat, Bibl.-Kustos, Wien.
Hoffer, M., Gymn.-Prof., Dr., Marburg a. Dr.
Hoffer, Eduard, Realsch.-Prof. Dr., Graz.
Hoffmann-Krayer, Eduard, Univ.-Prof. Dr., Basel.
Höfler, Franz, stud. phil., Graz.
Hofmann, Karl B., Hofrat, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Höller, Karl, Dr., Gymn.-Dir., Kalksburg.
Holtze, M., Gymn.-Prof., Leipzig.
Holzner, Ferdinand, Gymn.-Prof., Wien.
Hommel, Fritz, Univ.-Prof. Dr., München.
Hoops, Johann, Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.
v. Hörsten, Karl, Realsch.-Dir., Wolfenbüttel.
Hopfgartner, Albin, Gymn.-Prof. Dr., Leoben.
Hossinger, Theodor, Lyz.-Prof. Dr., Graz.
Huber, Karl, Gymn.-Prof., Leoben.
Hubl, Anton, Oberst, Wetzelsdorf-Graz.
Hubl, Klara, Frau Oberst, Wetzelsdorf-Graz.
Hübler, cand. phil., Graz.
Hübler, Franz, Realsch.-Prof. i. R., Graz.
Huemer, Johann, Dr., Hofrat, Wien.
Hultzsch, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Halle a. S.
Hultzsch, Anna, Fräulein, Halle a. S.

Ibler, Franz, Akad.-Prof. Dr., Graz.
Ilberg, Johannes, Gymn.-Prof. Dr., Leipzig.
Irauschek, Johann, Gymn.-Prof., Cilli.
Ive, Anton, Univ.-Prof. Dr., Graz.

Jacobsohn, Hermann, Privatdoz. Dr., München.
Jahn, Oswald, Oberlehrer, Halle a. S.
Jauker, Karl, Reg.-Rat, Dir. der Lehrerbildungsanstalt i. R., Graz.
Jellinek, Max, Univ.-Prof. Dr., Wien.
Jordan, Richard, Privatdoz. Dr., Heidelberg.
Jung, Julius, Univ.-Prof. Dr., Prag.
Jung, Luise, Frau Professor, Prag.
Jurenka, Hugo, Univ.-Prof., Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Jüthner, Julius, Univ.-Prof. Dr., Czernowitz.
Jüthner, Olga, Frau Professor, Czernowitz.

Kaas, Hermann, Dr., Gymn.-Lehrer, Triest.
Kain, Rudolf, Lehramtskandidat, Graz.
Kalinka, Ernst, Univ.-Prof. Dr., Innsbruck.
Kappelmacher, Alfred, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Kar, Alois, Gymn.-Prof., Graz.
Karaß, Emil, stud. phil., Graz.
Karlovscheg, Dr., Graz.
Kauer, Robert, Dr., Landesschulinspektor, Triest.
Kaufmann, Marie, Fräulein, Graz.
Kaufmann, Anna, Frau, Graz.
Keil, Bruno, Univ.-Prof. Dr., Straßburg i. E.
Kelter, Gymn.-Prof. Dr., Hamburg.
Khull, Ferdinand, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Khull, Marie, Frau Professor, Graz.
Kirchhoff, Friedrich, Gymn.-Oberl., Ilfeld a. H.
Kirchner, Johann, Gymn.-Prof. Dr., Berlin.
Kirste, Johann, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Kirste, Anna, Frau Professor, Graz.
Klatt, Wilhelm, Dr., Gymn.-Oberl., Berlin.
Klauser, Hermann, Gymn.-Prof. Dr., Oberhollabrunn.
Klinger, K., Gymn.-Oberl., Friedenau-Berlin.
Kloiber, Karoline, Fräulein, Graz.
Kloiber jun., Herr, Graz.
Klüppel, Robert, Gymn.-Oberl., Königshütte i. S.
Klußmann, Rudolf, Professor Dr., München.
Knappitsch, A., Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Knauer, Alexander, Schulrat, Gymn.-Prof., Graz.
Knauer, Walter, stud. phil., Graz.
Kniely, Konrad, stud. phil., Graz.
Koch, Julius, Dr., Realgymn.-Dir., Grunewald-Berlin.
Köchl, Karl, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Kolshorn, Gymn.-Oberl., Wohlau.
Končnik, Peter, Landesschulinsp., Graz.
Körbler, Georg, Univ.-Prof. Dr., Agram.
Körbler, Hermine, Frau Professor, Agram.
Körner, W., Geh.-Rat, Prof. Dr., Berlin.
Koschaker, Paul, Univ.-Prof. Dr., Innsbruck.
Kosser, Josef, cand. phil., Graz.
Kossowicz, Johann, Gymn.-Prof., Przemysl.
Kotschar, Benno, stud. phil., Graz.
Kotzbeck, Rudolf, Dr., Sanatoriumsleiter, Graz.
Koukal, Gustav, Dr., Graz.
Krajnc, Viktor, Generalmajor i. R., Graz.
Krassowsky, Dr., Gymn.-Oberl., Spremberg.
Krauland, Andreas, Gymn.-Prof. Dr., Gottschee.
Krause, Dr., Gymn.-Oberl., Lauenburg i. Pommern.
Krauß, Hermann, Gymn.-Prof., Graz.
Krebs, Norbert, Realsch.-Prof. Dr., Privatdoz., Wien.
Kroier, Ferdinand, Realschul-Prof., Graz.
Kroier, Therese, Frau Professor, Graz.
Kromayer, J., Univ.-Prof. Dr., Czernowitz.
Kromayer, Frau Professor, Czernowitz.
Kroyß, Josef, Gymn.-Prof., Graz.
Kubitschek, Josef, Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Wien.
Kukula, Richard C., Univ.-Prof. Dr., Graz.
Kukula, M., Frau Professor, Graz.

Kulczyński, Leo, Dr., Schulrat, Gymn.-Dir., Krakau.
Kümpel, Gymn.-Prof., Hamburg.
Kun, Gisela, Frl., stud. phil., Graz.
Kunze, Otto, stud. phil., Graz.
Kurz, Matthäus, Gymn.-Prof., Graz.

Lambel, Hans, Univ.-Prof. Dr., Prag.
Lampel, Leopold, Landesschulinsp., Graz.
Langer, Oskar, Realsch.-Prof., Graz.
Lantschner, Anton, Gymn.-Prof., Graz.
Laßmann, A., Dr., Realsch.-Lehrer, Prag.
Lauffer, Otto, Dr., Mus.-Dir., Hamburg.
Lauffer, Frau Direktor, Hamburg.
Ledergerber, P. Ildefons, Gymn.-Prof., Einsiedeln, Schw.
Ledl, Artur, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Lehmann, Rudolf, Akad.-Prof. Dr., Posen.
Lehmann, Frau Professor, Posen.
Leinauer, Gustav, Gewerbeschul-Prof., Graz.
Lesky, Albert, Realsch.-Prof., Graz.
Lessiak, Primus, Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. d. Schw.
Lewy, H., Gymn.-Prof. Dr., Mühlhausen i. E.
v. Lichtenberg, Frhr., Reinhold, Prof. Dr., Berlin.
Löhr, Friedrich, Dr., Sekret. d. öst. arch. Instituts, Wien.
Lohr, Gymn.-Prof. Dr., Wiesbaden.
Lohre, H., Realsch.-Oberl., Dr., Berlin.
Loos, Josef, Dr., Landesschulinsp., Linz.
Lorentz, Paul, Dr., Gymn.-Dir., Friedberg i. d. Neumark.
Lorenz, H., Univ.-Prof., H., Graz.
Lorenzi, Reinhold, Gymn.-Prof. Dr., Villach.
Lorger, Franz, Lehramtskandidat Dr., Graz.
Löw, Emanuel, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Löwis of Menar, August, Riga.
Lück, Robert, Dr., Gymn.-Dir., Steglitz-Berlin.
Luckenbach, Hermann, Dr., Gymn.-Dir., Heidelberg.
Ludwig, Ernst, Gymn.-Prof. Dr., Bremen.
Ludwig, Karl, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Luick, Karl, Univ.-Prof. Dr., Wien.
Lukas, Georg, Realsch.-Prof. Dr., Graz.
Lukas, Alma, Frau Professor, Graz.
Lukas, Georg, Dr., Gymn.-Dir. i. R., Graz.
Luniak, Ivan, Univ.-Prof. i. R., Graz.
Lunzer, Justus, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Luschin v. Ebengreuth, Arnold, Hofrat, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Lutz, Andreas, Gymn.-Prof. Dr., Oberhollabrunn.

Maček, Alois, Gymn.-Prof. Dr., Cilli.
Majchrowicz, Dr., Landesschulinsp., Lemberg.
Majonica, Heinrich, Prof. Dr., Mus.-Dir., Triest.
Mally, Ernst, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Marek, Richard, Akad.-Prof. Dr., Graz.
Marek, Frau Professor, Graz.
Martinak, Eduard, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Martinak, Josefine, Frau Professor, Graz.
Martinz, Friedrich, Dr., Graz.
Matschnig, Albert, Dr., Graz.
Mauritz, Marie, Fräulein, Graz.
Mayer, Friedrich Arnold, Dr., Bibl.-Kustos, Wien.
Mayer, Julius, Dr., Realsch.-Dir., Bruck a. d. Mur.
Mayr, Anton, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Meister, Karl, Privatdozent Dr., Leipzig.
Meister, Richard, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Mekler, Siegfried, Univ.-Prof. Dr., Gymn.-Prof., Wien.
Mell, Richard, Dr., Mus.-Adj., Graz.
Meringer, Rudolf, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Meringer, A., Frau Professor, Graz.
Merrill, Elmer T., Univ.-Prof., Chicago.
Mertens, Gymn.-Prof., Frankfurt a. O.
Mesk, Josef, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
v. Mess, Adalbert, Univ.-Prof. Dr., Tübingen.
Mewaldt, Johann, Univ.-Prof. Dr., Greifswald.
Meyer, Richard M., Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Meyer, Frau Professor, Berlin.

Meyer-Lübke, Wilhelm, Hofrat, Univ.-Prof. Dr., Wien.
Meyer-Lübke, Minnie, Frau Hofrat, Wien.
Millwisch, Franz, stud. phil., Graz.
Mitzky, Dora, Frl., stud. phil., Graz.
Mogk, Ernst, Univ.-Prof., Dr., Leipzig.
Moeller, Alfred, Dr., Hamburg.
Moeller, Johann, Dr., Gymn.-Oberl., Halle a. S.
Mölner, Ed., Dr., Hamburg.
Montzka, H., Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Mörth, Franz, Gymn.-Prof., Dr., Graz.
Mörtl, Hans, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Mras, Paul, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Mras, Adelheid, Frau Professor, Wien.
Much, Rudolf, Univ.-Prof. Dr., Wien.
Mücke, Rudolf, Dr., Gymn.-Dir., Hannover.
Müller, H. F., Dr., Schulrat, Gymn.-Dir., Blankenburg a. Harz.
Müller, Anna Marie, Frau Schulrat, Blankenburg a. Harz.
Müller, Kurt, Dr., Athen.
Müller-Heß, E., Univ.-Prof., Dr., Bern.
Müller, Albin, Gymn.-Prof., Iglau.
Murauer, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Murko, Matthias, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Murko, Frau Professor, Graz.
v. Mžik, Hugo, Dr., Bibl.-Ass., Wien.

Nager, Albin, Gymn.-Dir., Graz.
Nager, Ludwiga, Frau Direktor, Graz.
Neckel, Gustav, Privatdoz. Dr., Breslau.
Nedwed, Walter, stud. jur., Graz.
Netoliczka, Frau, Vizepräs.-Gattin, Graz.
Netoliczka, Ada, Frl., stud. phil., Graz.
Neumann, Th., Gymn.-Prof., Kolberg.
Neumann, Hedwig, Frau Professor, Kolberg.
Nicolai, Wilhelm, Gymn.-Prof. Dr., Eisenach.
Nowotny, Franz, Gymn.-Prof. Dr., Marburg a. d. Drau.

Oberhummer, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Wien.
Oberndorfer, Fritz, stud. jur., Graz.
Oehler, Johann, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Oehler, Raimund, Dr., Prof. am Kgl. Kad.-Korps, Groß-Lichterfelde-Berlin.

Paschinger, V., Dr., Graz.
Pasdirek, Ladislaus, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Pasdirek, Frau Professor, Graz.
Pavlu, Josef, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Pechel, Martha, Frl., Graz.
Peisker, Johann, Dr., Bibl.-Kustos, Graz.
Peisker, Gymn.-Oberl., Bunzlau.
Penzl, Johann, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Perger, Arnulf, Dr., Graz.
Peßler, Willy, Dr., Hannover.
Petry, Anna, Frau, Graz.
Pettera, Rudolf, stud. phil., Graz.
Pichler, Franz, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Pirker, Max, stud. phil., Graz.
Piske, Max, Gymn.-Oberl., Treptow a. d. Rega.
v. Pitreich, August, Dr., Exzellenz, Oberlandesger.-Präs., Graz.
v. Pitreich, Fanni, Frau Oberlandesger.-Präs., Graz.
v. Pitreich, Margarete, Frl., Graz.
Platter, Rosa, Frau, Hauptlehrerin, Graz.
Pöch, Josef, Hauptmann i. R., Graz.
Pogatscher, Alois, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Pogatscher, Franz, stud. phil., Graz.
Polaschek, Anton, Dr., Gymn.-Dir., Wien.
Polheim, Karl, Dr., Graz.
Pöltl, Julius, stud. phil., Graz.
Possek, Ludwig, Dr., Statthaltereirat, Graz.
Pradel, Dr., Oberlehrer, Glogau.
Praetorius, Franz, Univ.-Prof. Dr., Halle.
Prasch, Josef, Graz.
Praschniker, Camillo, Dr., Wien.
Preindl, Johann, Gymn.-Prof., Pettau.
Prem, S. M., Gymn.-Prof. Dr., Graz.
v. Premerstein, Anton, Dr., Sekretär d. öst. arch. Instituts, Athen.
Přikryl, F., Dr., Katzelsdorf bei Wiener-Neustadt.
Primožic, Anton, Dr., Reg.-Rat, Landesschulinspektor, Wien.
Prinz, Karl, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Prodinger, Karl, Gymn.-Prof. Dr., Pola.

Prohl, Dr., Gymn.-Dir., Lauenburg i. P.
Puntschart, Paul, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Pupp, Johann, Gymn.-Prof., Dr., Wien.

Rabel, Ernst, Univ.-Prof. Dr., Basel.
Raiz, Aegid, Gymn.-Prof. Dr., Linz.
Raiz, Auguste, Frau, Lehrerin, Graz.
Ranftl, Johann, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Rauch, Karl, Univ.-Prof. Dr., Königsberg.
Rausch, Alfred, Dr., Rektor der lat. Hauptschule, Halle a. S.
Rebenstorff, Prof. am Königl. Kad.-Korps, Dresden.
Rector, Hans, Dr., Graz.
Regula, Moritz, stud. phil., Graz.
Reich, N., Dr., Wien.
Reimers, Joh. W. F., Hamburg.
Reinisch, Leo, Hofrat, Univ.-Prof. Dr., Wien.
Reis, Johann G., Gymn.-Prof., Graz.
Reisch, Emil, Univ.-Prof. Dr., Wien.
Reißenberger, Karl, Dr., Reg.-Rat, Gymn.-Dir. i. R., Graz.
Reißenberger, Gabriele, Frau Reg.-Rat, Graz.
Reißenberger, Gertrud, Frl., stud. phil., Graz.
Reiter, Hans, Priv.-Doz. Dr., Graz.
Reiter, Siegfried, Gymn.-Prof., Priv.-Doz. Dr., Prag.
Resch, Peter, Schulrat, Direktor, Graz.
Resch, Josef, Direktor, Leitmeritz.
Ressavar, P. Kolumban, Gymn.-Prof., Melk.
Rhamm, Karl, Prof., Budapest.
Rhodokanakis, Nikolaus, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Ribbeck, Paul, Dr., Gymn.-Oberl., Stettin.
Richter, Ernst, Gymn.-Prof. Dr., Berlin.
Richter, Elise, Frl., Privatdoz. Dr., Wien.
Richter, Luise, Frau, Hofrats-Witwe, Graz.
Richter, Bertha, Frl., Graz.
Richter, Minnie, Frl., Graz.
Roeder, Fr., Dr., Gymn.-Oberlehrer, Göttingen.
Rosenberg, Karl, Dr., Landesschulinsp., Graz.
Rosenhagen, J., Dr., Gymn.-Oberlehrer, Hamburg.
Rosenkötter, F., Gymn.-Oberlehrer, Wiesbaden.
Rothe, Paul, Dr. Gymn.-Oberlehrer, Halle a. S.
Rotter, Kurt, Dr., Hallein bei Salzburg.
Rümpler, Hofrat, Gotha.
Rüstow, Dr., Leipzig.

Sauer, Anton, Univ.-Prof. Dr., Prag.
Sauer, Hedda, Frau Professor, Prag.
Schaarschmidt, Ulrich, Dr., Oberstud.-Rat, Gymn.-Dir., Chemnitz.
Scharfetter, Rudolf, Gymn.-Prof. Dr., Villach.
Schatz, Josef, Univ.-Prof. Dr., Lemberg.
Scheich, Rudolf, Dr., Gymn.-Dir., Troppau.
Scheindler, August, Dr., Landesschulinspektor, Wien.
Schenkl, Heinrich, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Schenkl, Else, Frau Professor, Graz.
Scherer, P., Dr., Geh. Reg.- und Oberschulrat, Straßburg i. E.
Scherrer, Franz, stud. phil., Graz.
Schiff, A., Prof. Dr., Berlin.
Schiffrer, Anna, Frl. Dr., Graz.
Schipper, Jakob, Hofrat, Univ.-Prof. Dr., Wien.
Schleimer, Hans, Dr., Graz.
Schlossar, Anton, Dr., Kais. Rat, Bibl.-Dir., Graz.
Schmid, Otto, Gymn.-Prof. Dr., Cilli.
Schmid, Theodor, Dr., Bibl.-Aman., Graz.
Schmidt, Erich, Gymn.-Prof. Dr., Bromberg.
v. Schneider, Robert R., Hofrat, Univ.-Prof. Dr., Mus.-Dir., Wien.
Schneider, G. J., Dr., Gymn.-Dir., Frankfurt a. d. Oder.
Schneider, Gymn.-Prof. Dr., Neustadt i. Schl.
Schober, Arnold, cand. phil., Graz.
Schöfer, Hans, stud. phil., Graz.
Schöne, Hermann, Univ.-Prof. Dr., Greifswald.
Schrader, Hans, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Schrader, Lotte, Frau Professor, Graz.
Schreiber, Mitzi, Frl., Graz.
Schriefl, Karl, Realsch.-Prof. Dr., Graz.
Schröder, Heinrich, Dr., Kiel.

Schröder, Otto, Gymn.-Prof. Dr., Berlin.
Schroll, Friedrich, stud. phil., Graz.
Schuchardt, Hugo, Hofrat, Univ.-Prof. i. R. Dr., Graz.
Schüller, Stanislaus, Gymn.-Dir., Iglau.
Schullerus, A., Dr., Stadtpfarrer, Hermannstadt.
Schulten, Adolf, Univ.-Prof. Dr., Erlangen.
Schultheß, Otto, Univ.-Prof. Dr., Bern.
Schultz, Wolfgang, Dr., Wien.
Schulz, Otto H. S., Dr., Greifswald.
Schulz, Oberl. Dr., Gnesen.
Schulze-Veltrup, Gymn.-Prof., Dr., Berlin.
Schwaighofer, Anton, Dr., Realschul-Dir., Graz.
Schwarz, Wilhelm, Dr., Gymn.-Dir., Bochum.
Schwarz, Frau Direktor, Bochum.
Seidel, Heinrich, Dr., Gymn.-Dir., Groß-Strelitz.
Seidler, Josef, Gymn.-Prof., Kalksburg.
v. Semetkowski, Walter, Dr., Graz.
Seuffert, Bernhard, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Seunig, Vincenz, Gymn.-Prof. Dr., Triest.
Siebs, Theodor, Univ.-Prof. Dr., Breslau.
Sieger, Robert, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Sieglin, Wilhelm, Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Sieß, Alois, Schulrat, Gymn.-Prof., Graz.
Simchen, Gustav, Gymn.-Prof. Dr., Innsbruck.
Simchen, Berta, Frl., Lehrerin, Graz.
Skala, Richard, Dr., Bibl.-Prakt., Wien.
Sölch, Johann, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Sonnewend, Ritchy, Frl., Graz.
Sorn, Josef, Gymn.-Prof. Dr., Marburg a. d. Drau.
Spatzek, Fritz, stud. phil., Graz.
Spitzy, Hans, Privatdoz. Dr., Graz.
Stade, Gymn.-Prof., Halle a. S.
Stalzer, Josef, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Stary, Josef, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Steinwenter, Artur, Dr., Reg.-Rat, Gymn.-Dir., Graz.
Steinwenter, Amelie, Frau Reg.-Rat, Graz.
Strekelj, Karl, Univ.-Prof. Dr., Graz.
Strzygowski, Josef, Hofrat, Univ.-Prof. Dr., Wien.
Stücker, Norbert, Dr., Graz.
Sturm, P. Ambros, Seitenstetten.
Suchier, Edmund, Gymn.-Prof. Dr., Höchst a. M.
Svihalek, Egon, Realsch.-Prof., Graz.
Swida, Franz, Dr., Hofrat, Graz.

Taubenschuß, R., stud. phil., Graz.
Tiktin, H., Prof. Dr., Berlin.
Tilli, Emma, Frl., Graz.
Tins, Josef, Realsch.-Prof. Dr., Graz.
Tkač, Jaroslav, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Toegel, Gymn.-Prof., Hildesheim.
Toegel, Anna, Frau Professor, Hildesheim.
Trautmann, Moritz, Geh.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Bonn.
Tschiassny, Moriz, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Tschohl, M., Realsch.-Prof., Marburg a. d. Drau.
Tumlirz, Karl, Dr., Landesschulinsp., Graz.
Tumlirz, Marie, Frau Landesschulinsp., Graz.
Tumlirz, Marie, Frl., Graz.
Tumlirz, Otto, stud. phil., Graz.

Ude, Johann, Dr., Priv.-Doz., Graz.
Uhlig, Gustav, Geh. Hofr., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.
v. Unwerth, Wolf, Dr., Niesky.
Urbas, Marianne, Dr., Frl., Graz.
Urtel, Hermann, Realsch.-Prof. Dr., Hamburg.
Urtel, Frau Professor, Hamburg.

Vapotitsch, Franz, Gymn.-Prof. Dr., Klagenfurt.
Vasmer, Max, Univ.-Prof. Dr., St. Petersburg.
Veith, Georg, k. u. k. Hauptmann, Laibach.
Vockenhuber, Ferdinand, Dr., Schulrat, Gymn.-Dir., Graz.
Vrba, Carl F., Dr., Landesschulinsp., Wien.
Vučnik, H., Dr., Graz.

Walcher, Ferdinand, Dr., Schulrat, Lyz.-Prof. i. R., Graz.
Walle, Helene, Frl., Graz.

Wallner, Anton, Realsch.-Prof. Dr., Graz.
Walter, Alois, Realsch.-Prof. Dr., Graz.
Walzel, Oskar F., Hochschul-Prof. Dr., Dresden.
Weber, Eugen, Realsch.-Prof., Graz.
Weber, Olga, Frau Professor, Graz.
Wedemann, Gymn.-Prof., Frankfurt a. M.
Weigel, Florian, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Weigel, Frau, Wien.
Weinberger, Wilhelm, Gymn.-Prof. Dr., Brünn.
Weissel, Elisabeth, Frl., stud. phil., Wien.
Weissenfels, Richard, Univ.-Prof. Dr., Göttingen.
Weissenfels, Frau Professor, Göttingen.
Weißhäupl, Rudolf, Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Weißsteiner, Gymn.-Lehrer, Graz.
Weitzenböck, Georg, Lyz.-Prof., Graz.
Wellmann, Eduard, Dr., Geh.-Rat, Berlin.
Wenger, Leopold, Univ.-Prof. Dr., München.
Wenger, Karl, Akad.-Prof. Dr., Graz.
Wertheim, Hugo, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Wichmann, F., Dr., Gymn.-Oberl., Celle.
Widowitz, Paul, Graz.
Wiesenthal, Max, Dr., Gymn.-Dir., Lötzen.
Wiesler, Johann, Gymn.-Prof., Graz.
Wimmerer, Rudolf, Gymn.-Prof. Dr. Graz.
Winkler, Karl, Gymn.-Prof. Dr., Graz.
Winkler, Josef, Dr., Gymn.-Lehrer, Graz.
Winter, Franz, Univ.-Prof. Dr., Straßburg i. E.
Winter, Wladimir, stud. phil., Graz.
Wittenbauer, F., Hochschul-Prof., Graz.
Wolfrum, Otto, Dr., Realsch.-Dir., Steglitz-Berlin.
Wolfrum, Frau Direktor, Steglitz-Berlin.
v. Wurzbach, Wolfgang, Priv.-Doz. Dr., Wien.

Zahlbruckner, Karl, Gymn.-Prof. Dr., Marburg a. d. Drau.
Zeehe, Andreas, Reg.-Rat, Gymn.-Dir. i. R., Graz.
Zelger, Karl, Schulrat, Gymn.-Prof. i. R., Graz.
Zelle, Friedrich, Dr., Realsch.-Dir., Berlin.
Zidek, Gymn.-Prof. Dr., Kalksburg.
Ziebarth, Ernst, Dr., Gymn.-Oberl., Hamburg.
Ziemer, Hermann, Gymn.-Prof. Dr., Kolberg.
Zieseritz, Gymn.-Oberl., Hamburg.
Zistler, Karoline, Frl., Graz.
Zmölnig, Johann, Graz.
Zor, Sabbas, stud. phil., Graz.
v. Zwiedineck, Anna, Frau, Univ.-Prof.-Witwe, Graz.
Zwierzina, Konrad, Univ.-Prof. Dr., Innsbruck.
Zwierzina, Minka, Frau Professor, Innsbruck.

Von den 654 Teilnehmern der Versammlung waren 268 aus Graz, 177 aus Österreich-Ungarn (darunter 5 aus Ungarn), 185 aus dem Deutschen Reiche, 11 aus der Schweiz, je 3 aus England und Rußland, je 2 aus Holland und Griechenland, je 1 aus Frankreich, Spanien und den Vereinigten Staaten von Amerika.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

